

41. Jahrgang Band 1




BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA
Digitized by Google



Velhagen & Klasings Monatshefte

41. Jahrgang 1926/1927

1. Band



Verlag
Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien.

Inhaltsverzeichnis

41. Jahrgang 1926/1927. Erster Band

Seite

Romane, Novellen und Verwandtes

Gedichte, Sprüche

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Kunst und Literatur

Sonstige Aufsätze

Neues vom Büchertisch

Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck, Tondruck und Tiefdruck

Text-Bilder

Kunst, Kunstgewerbe und anderes



Bildnisstudie von Anton van Dyck in der Sammlung des Herzogs von Devonshire





Ausschauende. Gemälde von Georg Schrimpf
(Düsseldorf, Kunsthalle)



Der Gast auf Juchhee

Roman von Viktor von Kohlenegg

Lutz Kilian flieht aus der Welt

Lutz Kilian saß behaglich mit einer tragischen Falte über der linken Augenbraue in der Ecke seines Abteils und las.

Der Wagen des D-Zuges federte angenehm, rasselte mit einem Geräusch, das keineswegs störte, über eine Weiche und fuhr dann wieder auf Samt; durch die geöffnete Gangtür kam frische Luft herein, ohne Zug zu machen, der äußere Lebenszustand war also erfreulich und durch die sanft rasende Vorwärtsbewegung voll sacht befreiender Spannung und Erwartung.

Es saßen noch ein paar andere Leute in dem Abteil. Gleichgültige Leute; Lutz Kilians Blick glitt über sie hin wie über den Notbremsengriff und über die bunten Reklametafeln. Das war das Hübsche und Gesunde am Reisen: man wurde duldsam, unempfindlich; die Welt war da und ging einen nichts an. Nicht ungern verweilte sein Auge auf dem eleganten jungen Paar. Hochzeitsreisende? Vaganten der Liebe? Sie blühte mit roten Lippen, ein wenig müde vom genossenen Glück und von der rastlosen Sehnsucht, und er gab sich beherrscht und sehr männlich. Nun ja, auch die Seele trug ihre Festtagsgewänder, auch sie verdrückten sich, wurden schlapp, welk und trübe, der Alltag war unvermeidlich. Et omnia vanitas, es war immer dasselbe, und bloß die Robusten und Dumpfen spürten wenig von des ewigen Wandels Enttäuschung und vom Überdruß.

Lutz Kilian blickte durchs Fenster. Grünes, hügeliges Land da draußen, bunte Äckerstreifen, die heiter gewellt anstiegen, darauf grelle Kopftücher und erfrischend nackte Arme und Schultern; blanke Spielschachteldörfer, der besonnte, dicke Schieferzwiebelturm einer Kirche, dann Fichtenwald, der würzig und trocken durch die Gangtür hereinduftete. Ja, das schickte Grüße herein, die plötzlich geheimnisvoll erregten, wie ihn dünkte.

Er war diese Strecke öfter gefahren in den letzten zehn Jahren, aber immer mit anderm Ziel vor Augen, rasch vorbei, einer wichtigen, ehrgeizigen Aufgabe, die ihn leidenschaftlich rief, entgegen. Übrigens war es meist des Nachts, während er in tiefem Schlafe lag, geschehen. Man war einander ziemlich fremd geworden — das hier und er. Er hatte im Norden und Süden und auch im Ausland in großen lärmenden Städten den Glanz seiner Person und seines laut tönenden Wirkens gezeigt. Hierherum war die Welt für ihn eingeschlafen, hatte bis heute unter dichtem Vergangenheitsstaub vermodert und begraben gelegen.

Der Winkel —! wie er diesen geographi-

schen Bezirk summarisch und zärtlich spöttisch nannte. Zuerst würde ,die große Nachbarstadt' mit Theater, Universität, vergreisten Denkmälern, capuanisch beschwingtem Leben und modernster Betriebsamkeit und Lasterhaftigkeit auftauchen, und dann erst, an der betulichen Querbahnstrecke, das Städtlein, der wahre Winkel mit Onkel Rochus Kilian auf Schlößchen Juchhee und mit den anderen, die ihn von Geburt an kannten; mit schiefen Häuserchen und Sträßchen, gotischem Turm und wackeligen Stadttoren, herrlichem Wald und dem unvergeßlichen Munkesee — unvergeßlich? Ja, ja, mit einemmal war es so, daß das Sitzfleisch unruhig wurde und der Blick blanker.

Immerhin merkwürdig, so schien es ihm in der sausenden, angenehm beklemmenden Annäherung an die Vergangenheit, daß man ein kleines Menschenalter lang bloß eine bunte Postkarte und zum 1. Januar einen Brief geschrieben hatte, auf den übrigens auch immer bloß eine halbe Seite krakeliger Greisenantwort erfolgt war, die nicht gerade Sehnsucht nach dem Neffen verriet. Keine Zeit, keine Lust, keine Stimmung — was sollte man dort? Die Eltern tot, die Freunde verweht, andere vergraut und verblichen, nur Großonkel Rochus, nun schon den Achtzigen nahe, durch einen Jagdunfall verhindert, ein fröhlicher Lebensbeschauer und Weltverächter, der die Menschen nicht gerade ernst nahm — man hatte einander niemals übertrieben empfindsam nahegestanden. —

Indes — einmal — ja damals — gewissermaßen das letztemal — vor diesen beinahe lächerlichen zehn Jahren — als er, ein junger besessener Klängebeschwörer, zu Ferienrast und Arbeit bei Onkel Rochus auf der Juchhee eingekehrt war — da war er von hier in hoher Flucht wieder ausgerückt — schlechthin Hals über Kopf in der Nacht auf und davon gegangen, nicht vor Sünde und Verbrechen oder aus unerträglicher Bürgerhaft und -qual, sondern vor einem schönen, feinen, leidenschaftlichen Mädchen, vor Wieke Gilm. —

Ausgekniffen! War auch d a s ein Grund dafür gewesen, ein mehr oder minder bewußter Grund, daß er bislang um den Winkel herumgefahren war? In Beschämung oder schuldhaftes Unbehagen verstrickt, vielleicht voll Reue — ach Reue! Der heiße Fichtenduft da draußen war etwas stark, roch genau so gut wie früher, wenn man als Junge durch den Wald bummelte, im Moose lag, oder später — mit Wieke Gilm . . . Dummes Zeug.

Vier, fünf Jahre lang war sie damals ja wohl noch im Winkel vorhanden gewesen oder wenigstens dorthin aus der nahen großen Nachbarstadt immer wieder heimgekehrt — und dann hatte sie seinen alten Freund und Schulkameraden Eberhard Heynk geheiratet, Pipo Heynk, den hübschen, starken Pipo, der vor lauter Emsigkeit eine Weile Landrat in der Nähe gewesen war, bis ihm die neue Zeit das Regieren verekelt hatte. Prächtiger Kerl mit blondem Spitzbart, den er zu jener Zeit eckig wie ein Assyrier getragen hatte — er war dem Pipo inzwischen einmal in Berlin oder sonstwo kurz begegnet, und Pipo hatte ihm begeistert auch von Wieke erzählt, von Wieke Heynk geborenen Gilm — ja. An beider Hochzeitstage hatte er, Lutz, im Ausland geweilt, gänzlich unabkömmlich und ohne sonderliche Teilnahme für den Tag. Sie war also immer ein wenig in der Nähe gewesen. Hatte auch dies mitgewirkt, ihn sozusagen ... feige gemacht? Keine Spur. Vielleicht ein biß — ach wo! Das weite, wildselige Leben, das ungebärdige Wollen und sein stürmender Ehrgeiz hatten ihn damals wie in einem Angstwirbel davongerissen, Daimon und Tyche... wer das entwirren könnte, wenn man es überhaupt wollte. Ihm lag nichts mehr daran. Das war einmal gewesen und war nun gut so. Weiber. Der Pipomann war ein hübscher, kräftiger Mann, darauf kam's an; Mitbesitzer des Heynkschen Eisenwerks, darauf kam es ebensosehr an — für eine schöne, leidenschaftliche, bewegliche und zärtlich ins Leben verstrickte Frau wie Wieke. War das gelästert?

Die Räder summten und pochten eine wohlige Melodie, die einen heimatlichen Dialekt hatte. Man sank tiefer in sich hinein, ergriffen und gerührt? So das übliche, wie es sich für einen erlesenen Menschen ziemte.... Eine neue Flucht, in umgekehrter Richtung, gewissermaßen nach rückwärts gewandt, aus der chaotischen Welt in die Stille. Poch, poch. Ja, Müdigkeit — Mü — dig — keit, taedium vitae, wie es jeden besseren Menschen um die Vierzig oder vorher — also bei ihm vorher — um die achtunddreißig einmal beschleicht und ankrallt.

Er fühlte sich unzweifelhaft ziemlich heftig mitgenommen vom Leben. Enttäuscht von ihm, vom Beruf, Erfolg, vom Wirken, Schaffen, von Lust und Leid und Liebe — ach ja, auch von ihr; vergrillt von musischer und sonstiger Zeitenwirrnis — müde; erschöpft und angewidert und ausgeleert. Was war das erste und eigentliche? Das wußte man nicht so genau. Alles in einem. Tiefpunkt. Und darüber die Sehnsucht nach Abseitigkeit — vielleicht nach Sammlung, jedenfalls nach Losgelöstsein von den andern, den vielen,

dem Vielerlei! Er war sogar mal beim Arzt gewesen. „Depressive Stimmung aus nervöser Konstitution." Tropf. Ein Schwergewichtsmeister mit Hartschlag, der Mittelstürmer eines Fußballklubs mußte natürlich anders konstituiert sein! ... Er war auch reichlich viel mit dem Taktstock in der Tasche umhergefahren; dazu hatte er schweren Ärger mit dem eigenen stiersinnigen Intendanten gehabt, mit Sängern, Sängerinnen, Publikum und mit der inniggeliebten Kritik, ein wenig entnervend das alles, hatte man's nötig? Man schmiß ihnen den Kapellmeisterstecken und die übliche Generalmusikdirektormaskerade hin und war für eine Weile frei wie ein Kirmespfeifer und — verfemt — und litt an einem ganz anderen und tieferen Ungenügen. — Hatte man als Schaffender nichts oder doch zuwenig geleistet und erreicht? Auch in diesem eigensten Bezirk schien ihm unter dem entglänzten Lebenshimmel zuzeiten selbstquälerisch manches oder alles schal und nichtig, wenn er die Reihe seiner heiterkühnen Opern und sonstigen Klangartefakte, eine ziemlich beträchtliche Reihe, überblickte. Er wurde gerühmt, o ja, und befehdet, o bitte! Die Jugend ging lärmend mit, benutzte ihn und schmähte ihn hinterher aus vergnüglich überspitzter Rezeptverderbnis im Chor der anderen — Ewiggestrigen. Ich wünsche allein zu sein, ihr Guten —! Allein — in Abneigung, Müdigkeit, Erschöpftheit und Zweifel, dies war sein Verlangen. Im Mittelalter, wie er neulich mal gelesen hatte, gingen die Bürger und Handwerker auf Zeit in ein Kloster, um dann, innerlich gestärkt, in die Welt zurückzukehren ... Nun also — nach Winkel!

Er stand langsam und gekränkt auf und ging hinaus.

Der Gang war fast leer. Eine dicke Dame rauchte, obwohl das hier durchaus verboten war; auch Lutz zündete sich ein Zigärrchen an, obschon das gegen seine neuen, strengen Lebensgrundsätze verstieß; so ist der Mensch. Es schmeckte ihm vorzüglich und belebte ihn überraschend. Er steckte den Kopf durchs Fenster. War das nicht schon Eremitage? Die kleinen, flinken Rehe lebten auch noch? Sieh da, ihr lieben Tierchen! Die Luft da draußen nahm etwas unaussprechlich Vertrautes an, so schmeckte keine andere Luft.

Eine schlanke, hohe Dame streifte rasch und dicht an ihm vorbei mit eigentümlich lebhaftem, durch das obere Lid verschleiertem Blick. Er erschrak fast — Wiekes Statur, Haltung und Blick? Was ging das ihn an. Irgendeine Frau, eine Dame; nun ja, in dieser rührselig frischen und erinnerungsreichen Luft hier auf dem durchlüfteten Korridor hatte derlei für eine Sekunde einen schwachen Reiz für ihn gehabt, nichts weiter.

Denn die Frauen — ja, das war noch ein anderes und sehr eigentümliches Kapitel in seinem Leben. Er war niemals unempfindlich für ihren Zauber gewesen. O nein, ihre Reize hatten nur allzu leicht wie ein Blitz in ihm gezündet, und dann hatte er geflammt und war berauscht gewesen. Sie hatten stets wie ein lebendiges Elixier auf ihn gewirkt; er hatte sie gebraucht, ihre Nähe, Süße und Wärme gesucht, die ihn immerdar sogleich erfrischte, beschwingte und klingen machte.

Leider aber war er auch zu jeder Zeit nur zu leicht und zu rasch enttäuscht und ernüchtert worden; manchmal schon durch ein plumpes oder törichtes Wort, durch eine ungeschickte oder gewöhnliche Gebärde — oder durch eine Unbequemlichkeit oder Verwicklung, die ihn in seiner Arbeit und in seinem sonstigen empfindlichen, immer dem Schaffen verpflichteten Behagen störte oder bloß zu stören drohte.

‚Wenn das Ziel, das die Natur will, erreicht ist, beginnt die Entzauberung, die Entseelung der Frau; der Gatte ist phantasielos —' Meister Lutz räusperte sich stark und mußte husten, denn er hatte etwas von dem Rauch seines Zigärrchens in die Kehle bekommen. Ja — so war das in der Regel verlaufen: plötzlich war die Gleichgültigkeit wie etwas Unüberwindliches und Lähmendes, förmlich Beängstigendes da, dem man ungeduldig entfliehen mußte, die bleiche Angst vor lästiger Bindung, vor Alltag, Enttäuschung, Störung und Undelikatem; — und nicht selten war es bloß ein neues Erlebnis, ein neues Entzücken gewesen, das das alte bedrängt und verdrängt hatte.

Er hüstelte noch einmal und kräftiger. Es gab da seit etlicher Zeit Hemmungen, wahrhafte Hypochondrien und entzaubernde Einblicke, die ihn förmlich schützten, wenn er sie anrief und suchte. Was war es denn überhaupt mit den Frauen und ihren Reizen? Alles was man Schönheit nannte, war doch im Grunde simpelste, persönlich geformte Zweckmäßigkeit; die Augen waren komplizierte Sehlöcher mit Haarschutz und Salzwasser zum Heulen, die Nase war eine Öffnung zum Atmen, Riechen mit mehr oder minder gefährlicher Schleimhautentzündung, genannt Schnupfen und so fort; das bißchen Form und ihre Beseelung? Du lieber Gott; das Zweckhafte, Biologisch-Anatomische war das Eigentliche, das man wie durch eine Blendung und ästhetische Übereinkunft übersah — das Ohr, die Hand, der Leib, der Fuß — alles! Diese Vorstellungen waren

nicht bloß eine Spielerei; sie störten und zerstörten die Anbetung oft wirklich, sollten es, vollends dann, wenn so eine bezaubernde Erscheinung nicht in greifbarer Nähe war... hm. Da kam diese hohe, stolze Dame von vorhin durch den Gang zurück, streifte ihn mit ruhigem Blick und strömte einen feinen Duft von Heliotrop oder Nelken aus. Er sah der biegsamen, köstlichen Gestalt nach. Reizend! Sie könnte bei Gott eine Schwester von Wieke Gilm sein ... der Frau des Pipomanns! Aber die hatte nie eine Schwester gehabt.

Der Zug rauschte über eine weite Kurve. Lutz Kilian bog sich abermals hinaus. Gärten, Villen, Türme — das war die große Nachbarstadt, das Capua der Geister und Genießer. Er war auch hier lange nicht ausgestiegen auf seiner Sonnenreise zum Ruhm —: später mal, wenn man als erlauchter Gast, hochwillkommen, von blanken Frauenaugen bestaunt, von geröteten Männerantlitzen gegrüßt, eine Gelegenheit zu musischer Einkehr hätte! — du liebe Zeit, nun war er hier, und mit dem Illustrissimus war es nicht weit her. Niemand erwartete ihn, keiner würde ihn erkennen — eine Nummer, wie jede andere, die man geschäftig anrempelte, ein eleganter, innerlich ramponierter Herr, ein Heimkehrer auf gestrandetem Schiff sozusagen . . .

Die Bremse kreischte, daß die Zähne im Mund locker wurden. Die Lindenallee zum Bahnhof glitt mit dem schmutzigen Denkmal eines Dichters, der einmal hier gelebt hatte und den kein Mensch mehr kannte und las, langsam vorüber — wie hübsch. Hier also mußte er heraus, um die emsige Querbahn zu besteigen.

Da wandte sich denn der hochgewachsene Meister Lutz Kilian mit dem bartlosen brünetten und leidenschaftlichen Gesicht, dessen Augen stahlblau und heiter umfältelt waren, eine unbestreitbar schöne und stolze Erscheinung mit einer herrisch geschweiften Musikantenstirn, langsam und würdig in das Abteil zurück. Er streifte die Dame noch einmal scharf prüfend mit seinen sehr hellen Augen, die unzweifelhaft bemerkt wurden, griff nach seiner prächtigen Handtasche im Netz und stieg aus — sehr schöne weiße Zähne hinter üppig roten, heiter und gewaltsam willfährigen Lippen, so beobachtete er wohlwollend und anerkennend — ein Mund, um Fleisch zu zerreißen, ein Tier, ein Lebewesen, wie alle!

Studenten mit Mützen und Hunden, Gepäckträger, Herren und Damen, quäkende Kellnerbübchen, und eine Luft, die so gut roch, wie die Luft in Großmutters Stube oder Garten, nein, Luft war keineswegs bloß Luft. Das Zügle wartete bereits auf einem Nebengleis und stieß vergnügt kleine, dicke Wolkenballen aus.

Es hing Dämmerung in der glasgrünen Luft, es war zwischen sieben und acht Uhr. Sollte er hierorts übernachten? Doch eine ganz lächerliche Sehnsucht war da irgendwo in ihm spürbar, die ihn geradeswegs einen Platz im Zügle suchen ließ. Er spähte sogar unwillkürlich nach bekannten Gesichtern aus — vielleicht, daß Pipo oder Freund Apitsch, der auch, wie er schon wußte, wieder im Winkel eingetroffen war — oder Pipos Schwester Christel, die blonde Doktorin und Assistentin in der Winkler Kranken- und Säuglingssolitüde — sie mußte nun auch fünf- oder sechsundzwanzig sein, oder Wieke selbst — nichts, nichts ... bloß die dicke, alte Schmüsern, die unsterblich war, watschelte mit ihrem schweren Tragkorb vor ihm her, die Krämer- und Kuchenfrau aus der Pfaffengasse, der er schon als Knirps Pfefferminzschachteln und Brezeln abgekauft hatte — „Tag, Schmüsern!" sagte er, „Einkäufe gemacht?" „He? wer — wer?" Sie pustete mühsam und starrte ihn mit runden Augen von unten her an. „Herrgott — Kilians Lutz — Herr Kilian —! hä — hä!" Und sie lachte hell und scharf, als sähe sie ihren verlorengegangenen Schatz wieder.

Lutz hatte ein leeres Abteil gewählt und stand am Fenster. Es lohnte nicht, erst einen Platz zu wärmen. In einer kleinen halben Stunde war man da. Ob auch die brave Schmüsern am Fenster stand? Nein, die kannte das alles, die erzählte schon der ganzen 4. Klasse: „Kilians Lutz ist wieder derhäme, ein feiner Mann, ein schöner, nobler Mann, Herrje; er war mal scharf hinter den hübschen Mädeln — oder sie hinter ihm!" Lutz lächelte geschmeichelt und reckte sich auf.

Wiesen, Heide, das Grenzhaus und nun der Munkesee . . .! Das Herz schlug ihm doch ein bißchen unter der linken oberen Westentasche — und dann, bei der nächsten Kurve, würde das zitronengelbe Pipohaus auftauchen, das alte, behagliche Heynksche Erbhaus in prächtigem Garten am Munkesee, wo Pipo und Wieke hausten; es lag im „Stiftswinkel", einem ehemaligen Stiftsdorf und Gutsbezirk, jetzt ein Anhängsel des Winkelstädtchens, durch ein wichtigtuendes Hohlwegchen von ihm getrennt.

Wieke ... dummes Zeug; eine Angelegenheit mit Schlöchern, Atemöffnungen und andern anatomischen Zweckmäßigkeiten! Wieke — Wieke —

Jetzt gab es ein Rasseln und Klirren über

ein Weichenfeld — ein uraltes Geräusch, das alte Signal: der Winkel ist da! Er hob den Kopf: Pipos Fahnenstange ragte wie ein Riesenspargel auf, ein Schimmer des zitronengelben Hauses hinter Bäumen und blühenden Büschen, die Esse rauchte weiß und gerade — das war ein spaßiges Wunder, Wiekes schöne, im Singen manchmal rauhe Altstimme sprach da oben, ihre hohe Gestalt bewegte sich da oben, sie hörte den Zug rauschen, alles höchst selbstverständlich — ja, warum sollte sie nicht?

Und dann kam die Stadt; zuerst zeigte sich, wie sich das gehörte, das kleine, rundliche Stadtschloß, fahlrot wie ein altes Seidenband, mit dem schmalen Schloßgarten hinter hohem Buchs: dort wohnte Baron Linus Zech, der etliche Unzen prinzliches Blut hatte, aber sonst recht wenig an irdischen Gütern besaß, Freund Apitsch war zurzeit sein geschäftiger Gast... und am andern Ende der Stadt zwischen breiten Kastanien zwinkerte mit kleinen Scheiben als zweiter Flankenschutz des Winkels das spitzgiebelige, gemütliche Schlößchen auf der „Jochhöhe", die aus völlig unerfindlichen Gründen so hieß, nun, man hatte längst Schlößchen Juchhee daraus gemacht! Bedenklich wackelig und recht betagt der gute, alte Kasten mit seiner grauen, bröckeligen Tünche! Darin hauste Onkel Rochus, und das würde nun auch Lutz Kilians Residenz sein. Und dazwischen lag die Stadt in Abendgoldglanz und Dämmerung da, man war mit dem Zug puffend und zischend ein wenig emporgeklommen. Rrrrr. Der Winkel.

Begegnungen im Winkel

Lutz Kilian war die Untere Torgasse hinaufgestiegen. Niemand erkannte den einsamen Wandersmann, mancher sah ihm nach. Und das alles war Herrn Kilian recht. Er hatte sein Gepäck dem Hausdiener vom „Herzog" übergeben. Er hatte sich wohl im Schlößchen Juchhee angemeldet, aber dabei nicht Tag und Stunde angezeigt. Nun ging er hier, spielte den hohen Fremden und nahm die Nase voll Luft und Erinnerung.

Er ging förmlich leise die Hohe Straße links vom Markt hinauf. Dort oben war er geboren. Das Haus stand noch, ein feines, breites Patrizierhaus. Aber es war schlecht gehalten, ein bißchen verwahrlost und verkommen, längst verkauft; fremde Leute wohnten drin, Mietsleute, unbeträchtliche Leute, die weder Ansprüche noch Lebensart und Schwung hatten, Verdiener, Verdauer, Kindererzeuger, muffige Seelen, gar keine Seelen, die eine laute, knallende Meinung hatten und sich Menschen dünkten, er haßte sie — Stuhlpolterer, Türenschmeißer, das war die schlimmste Beschimpfung, die er zu verschenken hatte, schlimmer als Raubmörder, ebenso schlimm wie Klavierklimperer!

Die kleine Tür in dem runden schönen Haustor stand halb offen. Lutz Kilian sah hinein, trat auf den Fußspitzen näher, o ja, da war der Hausflur mit den weißgemalten Pomonen, Euterpen und anderen Musen in den Wandnischen, jetzt abgebröckelt, mit halben Gesichtern, ohne Füße... gegenüber die Tür mit dem offenen Stabgitter zum Hof — er glaubte den alten Truthahn Abraham kollern zu hören, mit dem er damals in Urfehde gelebt hatte, der war niemals verspeist worden, man hatte ihm ein Ehrengrab hinten im Garten geschaufelt, sein Fleisch wäre so zäh gewesen wie seine Bosheit! Niederknien — wie? Er lächelte ein wenig einfältig vor Rührung. Hier waren Feste gefeiert worden, sein Papa war ein heiterer, unruhiger Herr gewesen, leidenschaftlicher Jäger, prächtiger Klavierspieler, der viele und heitere Gäste geliebt, große Reisen gemacht hatte und früh gestorben war; und seine Mutter war eine stille, feine Frau gewesen, ein wenig kühl nach außen und manchmal reizbar, der schlechte Manieren ein Greuel gewesen, und die doch ein gutes, großes, sorgendes Herz gehabt hatte — gute Mutter. Ob die Treppe in der Mitte unter dem braunen Haargarnläufer noch knackte, wenn man die vierte Stufe betrat — das hätte er für sein Leben gern noch einmal gehört!

„Sie wünschen?" fragte eine schmächtige, alte Dame, zog das Kinn zitternd an, reckte sich und sah ihn fest unter dem modischen Topfhut an, der durchaus nicht zu ihr paßte. „O nichts." „Nichts?" „Nein, die Tür stand offen. Ich sah herein. Guten Abend." „Höchst sonderbar!" sagte der Topfhut zitternd und stieß vor Empörung mit der Zunge an.

Er schritt das Mauergäßchen hinab, beim Schuster Haseloff vorbei, dessen Schnauzbart noch länger und trübsinniger über seinem Knieriemen hing, dort hatte er Frettchen gekauft und dazu mit Senf bestrichene und mit Zwiebeln belegte Semmeln gegessen, herrlich! Pink, pink! lachte der Schusterhammer in den blauen Abend, es roch nach Blumen aus den Gärten, Fliederrauch zog durch die Luft, Goldregenduft qualmte aus dem Gebüsch, Jasmin zelebrierte süße Geburtstagsdüfte, man wurde betrunken und

hätte an dem alten Mäuerchen hintasten mögen — jajaja, da war man wieder, alles noch wie eh' — ein Wunder!

Wie kurz doch die Wege geworden waren, da war schon das Siechenhaus; die alten Herrschaften schliefen bereits in Mühsal und Groll, wie das im Leben so ist; auch das Siechenhaus lag auf der ‚Juchhee'; und dort, quervor, stand das Schlößchen mit zermürbter Backsteinmauer, hinter der Bäume rauschten, mit dem runden Tor im Mäuerchen, darüber Giebelzacken, die Rokoko spielten, aber das war bloß Rückfront; vorn war das Schlößchen gebaucht wie eine alte Kommode: das war so vor etlichen Generationen an die Kilians geraten, ein braver Kilian, Spezereiwarenhändler und schon Guts- und Steinbruchbesitzer, hatte es der Stadt abgekauft, die keine Kelle Mörtel mehr dran wenden wollte, aber nun war es wieder nahe am Einpurzeln. Es juckte ihm die Hand, mal an dem rostigen Klingeldraht zu ziehen, der alte Gerste, Onkel Rochus' Diener, Betbruder am Ende seiner Sündenbahn, würde den dürren Fuchskopf herausstecken oder sein Gespons, das unten eine Plätterei betrieb, mit dem fetten Matronenkopf wackeln — der Fliederrauch war hier noch dicker: bloß mal durch den alten Garten bummeln, wo eine mit grauer Ölfarbe gestrichene Venus, eine freimütige Kallipygos, die an allen hübschen Rundungen abgeblättert und angeschossen war, vor der wunderbaren „Veranda" stand, auf deren Wände Freund Apitschs seliger Papa, Gymnasialzeichenmeister, Herrn Rochus inmitten fabelhaft schöner Schweizer Berge mit eleganten Herren und Damen und sogar im Gewittersturm abgemalt hatte. Ja, das gab es da drin! Sogar ein kleines Verlies war da mit rostigen Ringen, jetzt Bierkeller, und ein verschütteter unterirdischer Gang, wo Lutz Kilian, Pipo Heynk, Apitsch und Harro Muz gemauste Zigaretten geraucht hatten ... Nein, morgen. Er wollte das gichtige Gemäuerchen und seine Eulen nicht mehr stören. Onkel Rochus liebte unzeitgemäße Besuche nicht.

Gute Nacht, ihr Leute. Sein Steinwayflügel stand schon da drin im obersten Stock mit dem lustigen Erkerbauch. Seine Bücher, Noten, Kisten und Koffer waren schon da. Herrlich, man würde sich dehnen, die Hände reiben und auf die Welt pfeifen.

Danach wurde es wieder belebter, die Hohe Torstraße war Hauptverkehrsader zum Markt hinauf. Tut, tut, Autos bellten, nicht zu sagen! — Und nun hielt dort drüben vor Sattler Noppe eine recht stattliche Maschine, ein Herr und eine Dame stiegen aus, und Meister Noppe sprang federnd aus dem Haus und machte behende Schleuderbewegungen, als wolle er sogleich den ganzen Winkel unters Riemenmesser nehmen. Lutz blieb vor dem Buchbinderlädchen an der Ecke stehen und besah sich eine Tintenflasche, wobei sein Ohr ganz schief und lang wurde.

„Zu dienen, Herr Landrat — noch morgen, Herr Landrat! — Ehrenwort, Herr Landrat! Zu dienen, gnädige Frau, auch das Kissen und der Sessel, gnädige —"

„Ich verlasse mich darauf, lieber Herr Noppe ..." das war eine Frauenstimme, blaudunkel wie der Frühlingsabend, weich und süß wie der Fliederrauch, und ein wenig rauh und leidenschaftlich, als sie einmal lachte.

Lutz schielte wie ein Spitzbube — da bist du ja, alter Pipo! — Da bist du ja — Wieke Gilm, da seid ihr ja! — wie schlank und hoch sie war, das kupferblonde Haar leuchtete auch jetzt, daß es einem ein bißchen weh tat, und nun wandte sie vollends den Kopf mit ihrer ruhigen, brauenhebenden Damenart, hinter der sich wohl noch immer mancherlei verbarg, ja diese Bewegung war seltsam vertraut und ergreifend; Lutz besah sich wieder emsig die Tintenflasche, Pelikantinte 4004, und daneben stand eine grellblaue Fliegentüte, an der sein Blick kleben blieb, das war unwürdig — dämlich! Man sollte sich aufrecken: „Tag Pipo, Tag Wieke, da sind wir. Wie schmeckt die Ehe?" Ein großer Herr, ein Meister, der über der Niederung und Lächerlichkeit des Lebens, über Vergangenheit und Gegenwart stand, ein Souverän, der herrisch und freundlich blickte, abwies und sich herabließ, Pelikan ... man stand duckmäuserig gerührt und mit fast schlechtem Gewissen und lächelndem Herzen wie ein Junge, der was unsäglich Teueres und Verbotenes beim Buchbinder Zippert kaufen will, Affenhaut, Angelhaken. — Pelikan ... Sprich, Wieke, ich möchte dein Lachen noch mal hören, das wie dunkler Samt über die Nerven streichelt ... Nein, er stand hier und sog sich nur lächelnd voll, vollkommen passiv, müde und abseitig, wie es beschlossen war, er wartete bloß, wartete, daß alles gemach — und später wieder herankam, soweit es zu ihm kommen durfte. Sela. Fliegentüte ...

Hallo! Tag Pipo — er wollte gerade kurzerhand das Hütchen heben, ihm war, als hätte er den Blick zweier graudunkler, größer werdenden Augen auf seinem Gesicht gespürt; erschrockener Augen — spöttischer Augen. Er lächelte, errötete auf dieser rechten Seite, der Illustrissimus, und —

„Nach Hause, Fritz!" befahl der Pipomann; der stand würdig und wichtig, gut mittelgroß, sehr stämmig mit blondem Spitz-

bart und weitem Mantel am Wagen, ein Pascha, und die schlanke, holde Frau stieg schwebend ein. Klapp. Tut. Sattler Noppe verneigte sich mit wirbelnden Armen, und Meister Lutz las noch einmal grimmig: Pelikan.

Backpfeife, sagte er sich übertrieben jung. Wieso?

Da lächelte er wieder. Wie hübsch das gewesen war. Wie schön sie geworden war, noch schöner. Gott segne euch, auch dich, mein Pipo, seid glücklich und fruchtbar. Man würde einander von Ebene zu Ebene die Hände reichen, freundlich und duldsam, jeder untadelig und gelassen bei sich selbst stehend, mit einem milden, kleinen Lächeln der Erinnerung.

Nun konnte man ins Hotel bummeln. Er hatte Appetit auf etwas frisch und pfefferig Gebratenes, das hier herum delikater als irgendwo anders schmeckte, auch Durst nach einem belebenden würzsäuerlichen Fläschchen. Aber er war noch nicht müde, die Beine wollten noch pendeln nach der länglichen Fahrt. Pelikan ... dummes Zeug! Er drehte ab, drüben die Apotheke in der Schloßstraße war noch lockend blank von Licht, Gläsern und weißen Büchsen, aber der Schloßapotheker war ein neuer Herr mit Brille und Kakaduschopf. Man könnte immerhin etwas da drüben kaufen, um auch mal wieder dort drin gewesen zu sein, in dem alten wunderbaren Duftgewölbe.

„Adalin," sagte er auf gut Glück und blähte die Nasenlöcher; er hatte plötzlich Kniehosen an und ein wildes Verlangen nach Süßholz. „Bitte sehr," sagte der Kakadu und wunderte sich über den späten Käufer, der die Augen spielen und wandern ließ, wie ein Gentlemaneinbrecher. Er hätte eine kleine Stunde lang hier sitzen mögen und zahlte langsam und zerstreut mit einem wahrhaft herzlichen und schwatzhaften Lächeln.

Klingling! Der pharmazeutische Kakadu nahm kein Interesse mehr an dem fremden Käufer, vermutlich Psychopath im labilen Anfangsstadium. „Diener, Fräulein Doktor! Bote schon unterwegs ins Krankenhaus, Fräulein Doktor! Alles in bester Ordnung ... Empfehlung, Fräulein Doktor! — Empfehlung!" — Klingling! Der Kakadu schoß aufgeplustert hin und her und achtete des irrsinnigen Herrn überhaupt nicht mehr.

Das war wie ein frischer Hauch hereingeflattert und hinausgeweht.

Sehr blond mit fabelhaft hellen Augen, die ein wenig Lutzens eigenen Augen glichen. Ein ovales Gesicht mit langgeschweiften Lippen, die Unterlippe etwas voller, was ihr einen heiter wehrhaften Ausdruck verlieh. Die Stimme klar, ebenfalls hell. Das war der rasche erste Eindruck gewesen: ja, hell und stark — eine schlanke, biegsame, unzweifelhaft sportlich gestriegelte Gestalt, kleiner als die Wiekes, aber gut mittelgroß, rasch in der Bewegung, anmutig und reizend, erfüllt von einem Rhythmus der Kraft —

„'n Abend!" sagte der merkwürdige Herr und ging rascher hinaus, als er hereingekommen war.

Da draußen war die blaue Luft inzwischen noch dunkler und wärmer geworden, ein duftiges, laues Bad, und darin schwamm etwas ungewöhnlich Helles vor ihm her, ein schlankes, rankes, fest getakeltes Schiff, die blonde junge Dame, das Fräulein Doktor. Sie hatte einen festen, federnden Schritt, einen lächelnden, hellen Schritt — ja.

Lutz schritt behende aus, in einer raschen, keineswegs menschenfeindlichen Laune, förmlich angesteckt von diesem frischen, sachlichen Eindruck.

Die junge Dame sah zur Seite und ein wenig zurück — nanu? schien das Profil zu fragen. ‚Ich komme schon,' dachte Lutz Kilian munter und kam näher. Die junge Dame ging langsamer, gerader und blickte ihn eigentümlich ruhig an, es störte ihn gar nicht. Er ging ebenso ruhig in Front mit ihr und blickte sie genau so ruhig an. Frechheit! sagte eine scharfe Rechtsschwenkung der jungen hellen Dame; der Meister schwenkte mit. Da blieb die Dame kurz stehen, um hinter ihm zu kreuzen. Aber der ungewöhnlich hartnäckige Herr blieb ebenfalls stehen und lachte. Das war zuviel. Die junge Dame wurde rot — entzückend, ein Spiel der Hilflosigkeit und des Zorns, das überraschend war und sie plötzlich zu einem hübschen, schlichten, verdutzten Mädelweib machte.

„O nein, es stimmt," sagte der unverschämte Herr und hißte anmaßend vertraulich den Hut. „Christel Heynk, jawohl. Man war etwas eckiger und borstiger mit Fünfzehn, Sechzehn. Unverkennbar alles das — wundervoll hell — Pipos Schwester. Wie geht dir's Christel?"

„— Lutz ...? Lutz Kilian? —" Die Augen blickten plötzlich noch fester und blanker, und das eine Lid schloß sich visierend, was etlichermaßen lustig oder pfiffig aussah. „Der berühmte Meister," sagte sie ruhig, worauf die roten Lippen gefaßter und nicht übermäßig respektvoll lächelten und eine Hand, eine schlanke, feste Mädchenhand, mit feinem Geäder, wie er gleich fühlte, sich ihm gemütlich entgegenstreckte. „Natürlich, man wird erwartet, man ist angekündigt. Die Stadt rüstet sich und fiebert."

„Guten Abend. Es sei euch geschenkt."

Sie sah ihn unbekümmert von der Seite an. Das also war der weitgeschätzte Lutz Kilian, auf den man in Bruder Pipos Haus mehr oder minder gespannt war — auch sie war es ein wenig gewesen. Eine sagenhafte Erscheinung ihrer ferneren Jugendzeit. Sie hatte einen leicht gebeugten, nervösen und jedenfalls sich anmaßend darstellenden Herrn erwartet, der repräsentierte, rasch wechselnde Laune und Herablassung zeigte und im großen ganzen ziemlich unausstehlich geworden war. Der da war eigentlich noch ganz jung. Ein anscheinend menschlicher Herr und — ziemlich — recht hübsch! Gott sei Dank, das andere wäre lästiger gewesen. Da würde nun vermutlich viel Musik gemacht werden, sie selbst kratzte mehr schlecht als recht auf der Geige, aber sie hatte sehr talentvolle Ohren. Sie schritten nebeneinander die Schloßgasse hinab.

„Sie — du kamst mit dem Abendzug? Du siehst noch so gerüstet aus."

„Ja. Bitte die Fürwörter nicht mehr zu verwechseln."

„Es ist immerhin neu."

„Dafür um so hübscher. Man trifft ein helles, wehrhaftes Mädchen, es errötet und man sagt du. Sehr hübsch."

Sie hob das Kinn und schob die vollere Unterlippe vor. Er verstand. Sie setzte den Doktorhut auf, lächelte herbe Mädchenwürde, gestählt und gekühlt durch Wissenschaft, Tätigkeit und Gymnastik. Du lieber Gott, unter der hübschen Bluse war eine blühend geschwellte Mädchenbrust und darunter floß und kochte Blut. Weib und Mädel.

„Du wohnst bei Onkel Rochus?"

„Noch nicht. Ich wollte erst mal inkognito guten Abend sagen, an den Ecken stehen mit feuchtem Augenwinkel und so. Mich wieder an die alte Winkelluft gewöhnen. Sie ist sehr stark. Bei dir, Christel, ist es mir allerdings mißglückt."

„Was? Der feuchte Augenwinkel?"

„Nein, Christel, dir muß man munter begegnen. Du bist Gegenwart. Vor dir glitt mir der Harun=al=Raschid=Mantel herab. Verzeih die bildhafte Wendung. — Du wohnst bei Pipo?"

„Gut und billig. Ich hause links im kleinen Flügel, wir stören einander nicht, so wir nicht wollen. Ich komme und gehe über meine eigene Treppe."

„Das ist wichtig. Ich glaube, ich sah vorhin Pipo und Wieke vor Sattler Noppes Laden stehen. Es war schon dunkel."

„Und dazu der Kalifenmantel."

„Auch der. Jedenfalls als ich ihn lüften wollte, hupten die beiden schon wieder davon."

„Sehr schade. Sie — o nein — du solltest dafür gleich mal auf einen ‚Guten Abend' mitkommen zu uns. Wir werden kein Kalb schlachten; aber Wieke hat immer etwas Wurst und Tee im Hause."

„Tee und Wurst. Weißt du, Christel, wenn ich bloß deine Treppe benutzen dürfte — reizend, Tee und etwas Wurst, und wir würden die Fenster nach dem See Munke offen haben. So eine blanke Mädchenstube —"

Sie setzte den Doktorhut auf und dachte scheinbar ernsthaft nach. „Wieke und Pipo sind die älteren Freunde mit älteren Rechten sozusagen. — Meine Treppe ist übrigens nicht ängstlich, sie wird sich später freuen," sagte sie freundschaftlich.

„Tee mit Wurst. Das machen wir, Christel. Das war eine gute und vortreffliche erste Begegnung. Ein neuer Akzent — das gehört dazu, wenn man heimkehrt und an den Ecken gestanden hat."

Da war der Eingang zum Schloßgarten.

„Grüße einstweilen, Christel. Ich habe mich herzlich gefreut. Hier möchte ich umkehren." Er hielt ihre Hand. Er sprach noch ein paar Worte. Er sprach warm und gütig und drückte ihre hübsche, feste Hand.

„Auf Wiedersehen also," sagte sie und schüttelte kurz seine Hand. Und dann ging sie rasch davon.

Nett, nett. Sie hilft Kinder zur Welt bringen oder aufpäppeln und vor Schlimmem behüten. Sie riecht nicht nach Karbol. Und als sie rot wurde und ihn anstarrte — das war sehr anziehend gewesen, das rebellische Weib unter der Doktorhaube. Übrigens hat sie eine feine, schmale Nase — gescheit.

Im Schloßgarten war es still.

Doch wenn Harun=al=Raschid unterwegs ist, dann drängt sich Mensch und Kreatur aus seinen Winkeln.

Wer kam da? Ja, da kam er — Freund Adrian Apitsch.

Er trug einen hellen Filzhut, der nicht klein war. Er schritt groß und hager mit langem nußbraunem Vollbart, über dem ein Paar enzianblaue Kinderaugen saßen, in brauner Manchesterjoppe, Kniehosen und grüner Leinenweste lässig einher, als wenn er niemals Eile hätte. Seine Strumpfstutzen waren grünlich grau, sein Schlips zart violett, seine Stiefel gelb, eine wählerische, farbenfreudige Erscheinung. Lutz blieb stehen.

„Wen haben wir da?" fragte der gelassene Individualist. „Da haben wir ihn, Kilian, den Lutz, den Heimkehrer. Ich dacht' es mir und betrachtete soeben ahnungsvoll die Fürstenzimmer des ‚Herzogs'." Seine große, behaarte Hand sagte das übrige.



Knabenbildnis. Gemälde von J. Goth

„Ja, du fehltest mir noch, Pitsch. Ich habe vor einer Minute Christel Heynk entlassen."

„Sie gehört zu den Labsalen dieses Winkels. Wir schätzen einander."

„Ein angenehm beherztes Mädel. Na also, Freund Pitsch. Aber das ist nicht so wichtig."

Lutz lächelte und nahm des andern Arm. Auch Adrian gehörte zu den Söhnen der Stadt wie Lutz und Pipo, hatte neben diesen das weitgeschätzte Gymnasium durchlaufen.

„Ich war über Land." Er trug Malkasten und Klappstühlchen in der Hand. „Das macht durstig. Ich schlage meinen Wigwam vor."

Sie gingen in den dunklen Schloßgarten, wo die weißen Büsche geisterten und die Luft süß wie Pfingstkuchen war. Es duftete scharf nach Muskat, ja, diesen Busch kannte Lutz, er hatte kleine, fette, gelbe Blüten, die man gern zwischen den Händen zerrieb. Dahinter lag das ‚Schloß'; ein ungewöhnlich bescheidenes himbeerfarbenes Bijou, zwei kleine Stockwerke hoch, unten, auf der Hofseite, wohnte der Gärtner Scharlibbe mit Frau und Nichte, im ersten Stock Baron Linus Zech, im Dachgeschoß zurzeit Apitsch — es war fast so wie auf der Juchhee; in den meisten Stuben aber waren die Dielen morsch und die Vorhänge zerschlissen, man überließ sie und ihr Gerümpel den Mäusen, der Saal in der Mitte war eine tote, schäbige Pracht, mit rotgestreiften Leinenbezügen, kein Mensch betrat ihn mehr; nein, man hatte jetzt kein Geld, hatte nie Geld gehabt.

Sie stiegen die behäbige Bürgertreppe hinauf, auf der ein schlicht vertretener Läufer lag. Im ersten Stock war eine breite, weiße Glastür mit braven Scheibengardinen und einer Messingklingel zum Ziehen.

Oben aber war es ungewöhnlich hübsch. Lutz trat sogleich an die kleinen Fenster und steckte den Kopf hinaus. Alles war da, drüben die Berge, rechts der Schloßgarten, dahinter der Laubengang am Rande der Stadt, weiter rechts ‚Juchhee', wo Onkel Rochus sanft schnarchte; und links — hinter dem Hohlwegchen in Garten und Park am See Pipos zitronengelbes Landhaus, gegen das die beiden ‚Schlösser' alte Katen waren. Ein paar Lichter flimmerten, ein paar Fenster und Türen schienen offen zu stehen, man sah sogar Gestalten sich bewegen, matthelle Figürchen über die Wege gehen... Christel? Wieke? Aber Pipos hatten auch Gäste, wie Apitsch erzählte, ein paar Damen. Hübsch? O ja. Ach, du Adorant! Lutz sah scharf hinüber, wie reizend das war, eine abendlich bunte Theaterdekoration, zwischen der man sich für ihn bewegte. Ja, fernes Theater, das war immer das beste im Leben. Ob Christel jetzt von ihm erzählte? Sicherlich war sein Name da drüben in diesem Augenblick anwesend und belebte die Luft.

Sie tranken einen hellen Wein. Das Zimmer war niedrig, ein beschauliches Meditiergehäuse mit alten Glasschränken aus poliertem, abgestoßenem Birkenholz, gut eingesessenen Roßhaarstühlen, einem Familiensofa, vielen Büchern, denn Apitsch war ein alleweil emsiger Leser auf mancherlei besonderen und leckeren Gebieten. Natürlich gab es auch Bilder von Apitsch... nicht viele, aber sehr merkwürdige Bilder!

„Uns geht es gut," berichtete der und klingelte heiter mit dem Fläschchen.

„Der Baron schreibt immer noch seine Bücher — wie? Aber was tust du eigentlich hier? Onkel Rochus war auf der ersten und einzigen Seite seines Briefes nicht sehr mitteilsam: Apitsch ist auch da!"

„Ja, Monseigneur schreibt noch über seine früheren Reisen, wissenschaftlich und auch, mit stärkerem Eifer und Gewinn — publicissime. Ich meinerseits führe dazu seine Skizzen malerisch aus, ich war ja auch mal als Expeditionspinsel da unten am Äquator, wo Amba und Quendje, die beiden schwarzen Königstöchter, in heftiger Liebe zu mir entbrannt waren, wie dir bekannt sein dürfte... Er lebt sozusagen davon — das heißt — da sind noch die alten Bilder. — Ja — siehst du — die fand er eines Tages drüben auf dem Boden in großen Kisten unter altem Gerümpel versteckt, zusammengerollt, ohne Leisten und Rahmen aufeinandergepackt, wohl noch von der sagenhaften Franzosenzeit her, sein prinzlicher Großvater Cyrus, der die Modistin ehelichte, oder andere Herrschaften hatten sie wohl vergessen, oder waren darüber gestorben. So wurden sie dem heutigen Dynasten zur Sparbüchse. Ich restauriere sie, manche sind greulich übermalt — alles bessere, zum Teil vortreffliche und ein paar herrliche Sachen, Holländer und Flamen, auch Franzosen. Auch sie werden Geld machen — vielleicht sogar viel Geld, wenn erst der Markt wieder besser sein wird. Der Baron versteht sich ausgezeichnet auf den Schacher und ist von wahrhaft prinzlichem Eigensinn in jedem Handel."

Da drüben am vierten Fenster stand ein breiter Tisch, eine wahre Hexenküche mit Flaschen und Fläschchen, das war die ‚Restauration'. „Nicht uninteressant für mich, siehst du, eine alte Liebhaberei von mir, ich hätte ja beinahe mal Chemie, fast ebensogern wie Zoologie studiert, das bastelt sich so hin. Und dazwischen male ich Löwen und Tiger und Leoparden unten im Garten; wir haben etliches Ausgestopfte in der Sammlung und noch mehr Felle: fabelhaft echt, besonders in

praller Mittagssonne zwischen tropisch gesteigerten Kübeloleandern und Kugelakazien, das bezahlt der Verleger nicht ganz schlecht."

„So so. Eine etwas wilde Sache." Lutz lachte. „Ein bißchen geflunkert hast du in tropischen Dingen immer, mein guter Pitsch."

Dies überhörte der andere mit leicht gekränkter Miene: „Du unterschätzest ein richtiges Malergedächtnis. Aber höre, Teuerster, ich verkaufe auch selbst — — ich verkaufe mit wachsendem Erfolg auch eigene Bilder!" Er reckte drohend den langen Zeigefinger. „Ich beginne aufzusteigen, mein Lieber! Hast du die zwei Aufsätze über mich gelesen, sehr gut: Apitsch — schlichtweg Apitsch — ist ein Demütiggroßer, ein ganz Echter; man wird ihn in wenig Jahren nicht bloß in Deutschland kennen, jenseits der Mode — einer in der heimlich verknüpften Reihe der Meister."

„Etwas viel."

„Nicht genug!" sagte der andre mit zornig blauen Kinderaugen und langem Bart; „aber es genügt vorläufig, wenn ich dabei male oder ein gutes Buch lese. Es wird überhaupt nun Ernst gemacht, ich gedenke nun bald meine Preise zu nehmen! — Jaha — Freund Kilian — das Landhaus meiner vielen Träume, mit Park und Zwinger, Teichen, Aquarien ist in greifbare Nähe gerückt ... Ich werde mir dazu unwiderruflich einige von den umgänglicheren Wildkatzen und kleinen Bären verschreiben, Ozelot und Puma und malaiischen Waschbär; und dazu eine Frau, eine schöne, patrizische Frau, klug und ohne Fett — man darf in absehbarer Zeit — in nicht zu ferner Zeit — Ansprüche machen; du bist schließlich auch noch nicht verheiratet."

„Nein. Habe nimmer die Absicht, Pitsch!"

„Die Frau ist die Musik, die Farbe im Leben, so gut wie die Villa, der Park, Puma und Pardel, — letzte Sublimierung, der Glanz über dem Alltag. Man muß bei ihr vor Anker gehen."

„Du hast sehr blaue Augen, Pitsch. Aber deine Bilder sind in der Tat gut, wie machst du das bloß?" Sie waren da an den Wänden in ihrer Einfachheit so verblüffend neu und stark, daß man erschrak, lebensfromm, unbeschreiblich: simple Tierbilder, nur Tier und Landschaft und Wasser, nicht mit Menschenaugen gesehen, es gab keine Menschen, bloß Kreatur, aus sich gewachsen, sich ruhig und inbrünstig lebend, so einfach, so groß im kleinsten Format, daß man sich seiner eigenen Unwahrhaftigkeit schämte, so glückhaft rein und innig, wie am siebenten Schöpfungstag, als Gott sich den langen Bart strich.

Lutz stand auf und ging umher. Die Sterne sahen klein und blitzend zu den Fenstern herein, eben fiel im weiten Bogen einer herunter, vielleicht auf Pipos Haus. „Glücklicher Pitsch. Du bist zu schade für Welt und Frauen. Das Leben ist bloß der Weg in den Himmel."

„Falsch. Das Leben ist der Himmel."

„Narr. Wen hast du da gezeichnet — eine junge Dame? Laß sehen ... Idchen Scharlibbe, die Nichte des Gärtners, sagst du? Gelegentliche Übung —? Soso. Hm. Hübsch. Aber nicht mehr ganz an der Grenze des Magern — wie?"

Pitsch war nachdenklich und abseitig mit einem zweiten Fläschchen beschäftigt, Lutz sah ihn mit seinen sehr hellen Augen scharf an, das war wie ein leises Lachen. Doch da klopfte es, und ein mongolisch aussehender Herr in schwarzer Jacke mit weißem Schlips trat lautlos ein. „Herr Baron bitten um Einsichtnahme." „Danke, Herr Poese." Es war wohl wieder so ein Brief eines Kunsthändlers aus Berlin.

„Was war das? Dein Chateau hat merkwürdige Fledermäuse, Pitsch."

„Gustav Poese, Kammerdiener. In Peking geboren; Vater aus Magdeburg, Mutter aus Peking, spricht bloß sächsisch und englisch. Baron Linus brachte ihn sich von einem Südseeschiff mit, allwo der sächsische Asiat ein vorzüglicher Steward war."

„Ihr seid hier wunderliche Leute, mein Pitsch!"

Doch der hob plötzlich wieder gebieterisch den langen knochigen Zeigefinger und machte seine größten Kinderaugen. Irgendwo fern klang etwas — eine Stimme, eine leise, ferne, tiefe Frauenstimme, die sang. Pitsch nickte langsam und gewichtig.

Lutz trat zögernd ans Fenster.

Im Pipohaus weit drüben waren jetzt noch mehr Fenster hell. Und von dorther wehte der abendliche Wind herüber ... Wieke sang?

Sie lauschten und bogen sich hinaus.

Baum und Büsche rauschten herauf.

Ihr Duft quoll dichter und wärmer, immer mehr Sterne glommen auf. Und in allem war das ferne, süße, starke Singen der Frau.

Da ging unter ihnen auf dem Balkon mit leisem Klirren eine Glastür auf.

Ein hagerer Herr mit grauem Haar und scharf gespitzter Nase, auf der eine kleine goldene Brille blitzte, trat heraus, er war von rückwärts hell beschienen.

Er stand ebenfalls still, stützte die Hände auf die Brüstung und lauschte weit vorgeneigt und andächtig auf die den Abend erregende Stimme.

Die Frau Jugendliebste

Lutz hatte einen neuen Rhythmus in sein Leben gebracht: früh heraus, zeitig ins Bett.

Des Morgens arbeitete er, nach Tisch ruhte er mit einem Buche, dann trieb es ihn hinaus. Er ging gern allein, selbst Apitsch störte ihn dabei, weit hinaus. Er konnte eine Stunde lang auf einem heißen Stein sitzen und reglos lauschen, sich voll schlürfen mit Sonne oder Waldessausen. Er beschloß, nie mehr anders zu leben. Mitunter zog er behutsam sein Notizbuch mit Notenlinien heraus und schrieb etwas auf, vielleicht bloß eine Kadenz der Vogelstimmen. Das summte dann weiter, ließ die inneren Ohren wackeln. Nein, nicht zugreifen — zuwarten, mein Bursche, das war die Losung! Passiv sein, Gefäß sein und im übrigen verschlossen; besonders vor den Menschen.

Es war neun Uhr morgens, und die Sonnenglut hing glitzernd in den geschlossenen Vorhängen. Lutz zog sich gemächlich und summend an, etwas spät wieder — tja. Denn seht: auch die Nächte waren voller Wunder, zauberhaft schön. Man las zuweilen lange drüben im Erkerzimmer, in dem gläsernen Kommodenbauch, bei offenen Fenstern über dem sanften Tal, ging nachdenklich durch die Stuben, saß spielend am Flügel, notierte einen Einfall, der aus der Stille der Nacht aufklang, griff nach einem ganz schlichten alten Dichter oder studierte über einer Mozart- oder Händelpartitur ... Man dehnte sich glückhaft in dieser ganz vollkommenen Abseitigkeit, wuchs über die Welt hinaus, griff lächelnd nach den Sternen und nach dem Horn des Mondes wie zu vertrauten Dingen und konnte kein Ende finden.

Er machte die Fenster auf, spazierte in sein geräumiges Arbeitszimmer, ein schöner, alter Teppich lag in der Sonne, schöne, alte Möbel schimmerten und sein herrlicher schwarzer Steinway. Auf dem Schreibtisch lagen Notenbücher — ja, er hatte gestern spät noch darin gestöbert: Scarlatti, Carelli, Carissimi, der reizende Pergolese und die dicke Händelpartitur; er gedachte ein paar kleine Aufsätze zu schreiben mit neuen Perspektiven, die ihn ganz persönlich angingen und erfreuten — das lockte ihn! Hübsch, hübsch das alles, Lutz im Gehäuse, eine Abseitswelt, ähnlich der schlichteren des befreundeten Apitsch-Restaurateurs — man durfte nicht zu gewaltsam mit sich selbst verfahren. Im Sichgehenlassen war ein ebenso großer Reiz und Segen, besonders in dieser Urlaubszeit vom Leben — überhaupt: Wille ist unfruchtbarer Krampf, wenn er autokratisch regiert; bereitsein aber ist alles.

Heute — richtig — heute war Wiedersehensbegegnung und freudige Begrüßung mit Pipos; Lutz machte eine nachdenkliche Pause im Schlipsbinden und band dann gemächlich weiter.

Es war immerhin recht passend gewesen, daß die Pipoleute einen oder zwei Tage nach seiner Ankunft hatten wegreisen müssen; Tante Rina Heynk, eine gewalttätige Familienmatrone, dick und bärtig wie ein Mann, hatte ihren Siebzigsten gefeiert, da hatte Pipo selbstverständlich nicht fehlen dürfen, er durfte niemals fehlen, er hatte einen Großonkel Dolf, eine Großtante Rina, ein halbes Dutzend Basen und Vettern mit Nichten und Neffen auf Gütern und in Städten, die in allen Nöten, Freuden und Konflikten dieser schwierigen Zeitläufte nach ihm schrien, und er hatte einen ziemlich stark entwickelten Familiensinn und flitzte gern gutmütig und betulich umher, wie Onkel Rochus erzählte — Pipo war eine holde Blüte an diesem stattlichen, stacheligen Familienkaktus. Arme Wieke, sie war ein schillernder Falter, der sich die zarten Fühlerchen daran wundstieß — Lutz kannte die Leute.

„Herein! 'n Morgen, liebe Frau Gerste." Die dicke Dame mit weißem, borstigem Scheitel und zwei Warzen unter der Nase brachte den Tee mit Eiern, Butter, Schinken, Honig — ein wahrer Leckerladen. „Danke, liebe Frau Gerste. Danke! Das ist jetzt das Richtige! Ausgezeichnet. Ein wenig spät wieder, aber ich hatte gestern lange zu tun. Was haben Sie da? Post — interessiert uns nicht. Sie werden heute zu tun haben, wir haben Gäste, liebe Frau Gerste," sagte er leutselig und mitteilsam und setzte sich, geschäftig und mit tatbereitem Appetit die Serviette ausbreitend, an den Tisch.

Er aß etwas viel hier. Die Küche der Frau Gerste war ausgezeichnet, aber recht fett. Allmählich würde er feist wie ein Bürger werden — und mißtönend, Gott behüte! ... Indes, er hatte heute außerordentlich wenig Lust zum Studium und Geschmöker — warum? He? Sollte er ein erfrischendes Morgenbad nehmen? Erhabener Gedanke, auch Pitsch würde zu überreden sein.

Hm ... Spannung? Sei so gut. Sie wird dir gemütlich die Hand geben ... ihrem allerorten, tüchtigen Pipo unwandelbar treu im Herzen und im Blut; der ist bequemer, der eheliche Lanzelot, der ehrbar zirpende Troubadour, der Bürger, der Pantoff — — und

sehr stark. Onkel Rochus hatte, unentwegt vergnügungssüchtig, diese erste Begrüßung auf Juchhee vorgeschlagen und gewünscht, sie konnte also seinem Neffen recht sein.

Darauf ging er hinunter.

Der alte Rochus saß mit schlappen Beinchen an seinem Erkertisch vor Büchern und Karten, ein Jagdunfall hatte ihn vor einem Jahrzehnt zur Hälfte unbrauchbar gemacht, aber seine heitere Laune nicht übermäßig getrübt; er las gerade in den von Apitsch illuminierten Büchern des Herrn v. Zech und machte Reisen durch die Lupe, ein Fläschchen Surius stand im lichten Morgen vor ihm, er rauchte eine seiner langen Zigaretten, er war immerhin hoch in den Siebzigen, hatte ein kleines rotes Gesicht voll vergnügter Fältchen und ein rosiges Glätzchen, auf dem hinten ein wunderlich kokett frisierter weißer Schopf stand, noch immer ehrbarer Junggesell — einer, der das Leben mit harten und geschmeidigen Händen bezwungen und mit feiner Zunge geschmeckt hatte, ganz anders als die Heynks, mit denen zusammen er das große Eisenwerk geschaffen hatte. Nun spielte er den zwinkernden Eremiten. Neben seinem Schlafzimmer befand sich ein Raum mit einer allerneusten Kinovorrichtung, sein grämlicher Pietist Gerste mußte den Apparat bedienen; da sah er, wenn es ihn gelüstete, Welt und Menschen gespenstisch tanzen, ferne Städte und Länder schimmern, die er nicht mehr aufsuchen durfte, besonders gern hübsche Frauen, elegante, schöne Frauen — „Siehst du, Lutz — so ist die Welt am angenehmsten, sie ist da und nicht da, ich kann sie langsam und schnell tanzen lassen und, wenn sie mir gefällt, stillstehen lassen, verweile doch, du bist so schön! Aber sie verlangt nichts von mir und kriegt nichts mehr von mir; man ist Zuschauer, das ist das allerfeinste.“ Lutz hatte gelächelt: auch ein Abseitiger; aber eine Verzerrung, ein Abgetakelter, ein Wrack, selbst ein Schatten. Jetzt wollte er sich auch noch eine Radiohaube zulegen, die Stimme der Welt hören, auf die man nicht zu antworten brauchte. Immerzu; auch dieser Spuk würde den Herrn Neveu nicht stören.

„Apitsch hat da eine innige Dschungelplantage gemalt, die Scharlibbe angepflanzt haben könnte ...“

„Ich gehe jetzt zu ihm. Ich muß etwas schwimmen. Und heute abend — du wirst es verantworten, Onkel Rochus, wenn es Wieke übel vermerkt, daß ich nicht zuerst zu ihnen —“

„Mir einerlei; wozu habe ich einen verlorenen Neffen, der nach zehn Jahren heimkehrt; zu dem alten Kerl allein kommen sie nicht, du kannst ja noch heut morgen hingehen.“

„Nein, es paßt mir heute nicht.“

Der Alte sah flüchtig auf. Er zwinkerte etwas mit dem einen Augenlid, eine nervöse Angewohnheit, Alterstick; Onkel Rochus hatte die beiden vor so zehn Jahren mal im Wald getroffen, als er selbst noch mit der Schießspritze spazieren ging — Zufall, nein, sie hatten ihn nicht gesehen. Er würde Wieke zu einem Gläschen Heydsiek mehr animieren, aber vielleicht war das gar nicht nötig. Rochus nahm wieder die Lupe zur Hand und klapperte ungeduldig damit, das hieß: auf Wiedersehen, Herr Neffe. —

Gegen sieben fuhren Pipos mit ihren Gästen vor. Apitsch klingelte gerade unten am Tor.

Doch Lutz saß noch an seinem Schreibtisch. Er hatte plötzlich noch einiges zu notieren gehabt, das gewissermaßen unaufschiebbar war. Er saß bequem und würdig und schrieb eigentlich nichts. Sein Gesicht war kühl, und über der linken Braue war die Falte. Jetzt hörte er irgendwo unter sich Stimmen, lebhafte Stimmen, Türen gingen auf und zu, und nun lachte Freund Pipo sein kräftiges Lachen, das klang höchst erfreulich, wärmte stark wie eine gute Freundschaft, es wurde also Zeit. Er stand auf. Der Hof war versammelt. — Affe. Er ging mit raschem Schritt, der sich aber unten vor der Stubentür wieder würdig mäßigte, hinab.

Pipo, blühend und blond, mit kurzgeschorenen Haaren, trat ihm rasch entgegen, als er die Tür öffnete. „Na höre, alter Lutz, du bist gut!“

„Ja, Pipo. Man ist etwas ungenießbar, und dann war't ihr fort. Tat mir selbst schrecklich leid. — Wie geht's, du Guter? Nun — dir kann's nicht fehlen, du siehst prachtvoll aus. — Ah, die Damen,“ er schüttelte ihm herzhaft die Hand, schlug ihm derb und freundbrüderlich auf den Rücken, und dann ging er langsam mit Pipo zu den andern.

Vier Damen und noch ein Herr außer Pitsch saßen um Onkel Rochus, dessen kokettes Schöpfchen sich vor Behagen sträubte: die lebendigen Schönen waren ihm doch noch sympathischer als die gespenstigen, auch wenn er sie nicht nach Belieben tanzen lassen konnte. Sie sahen alle auf und verstummten dann, und Meister Lutz bewegte sich sehr ruhig und freundlich an Pipos Arm auf sie zu. Christel saß mit einem abwartenden Lächeln da.

Aber da war ja auch Wieke, die jetzige Piposfrau! Er hatte sie natürlich sofort gesehen. Indes, zehn Jahre verändern immerhin die eigene Pupille oder machen vergeß-

lich, alle Innenbilder sind bläßlich und verschwommen. Sie war schmäler geworden im Gesicht, das Haar mit dem tiefen Kupferglanz war über der Stirn in Wellen hochgestrichen, lange Ohrringe hingen herab und machten das Oval noch schmäler, dadurch schien auch der schöne, sprechende Mund breiter, der Blick unter den dunklen Brauen war fraulicher, vom Oberlid verschleiert, als verberge sich ein starkes Leben dahinter und eine verhaltene Heiterkeit — o das kannte er; aber sie war noch mädchenhaft schlank, plötzlich rührend für Lutz — „an der Grenze des Magern", was Pitsch?

Wieke Heynk betrachtete auch ihn unter leichtgehobenen Brauen und gab ihm dann, als er sich zuerst vor ihr verneigte, unbefangen die Hand, so war sie immer gewesen, sehr natürlich. Er küßte die Hand, sie schien ebenfalls schlanker zu sein, auch der zärtlich weiße Hals. Manche Frauen werden dicker in der Ehe, Wieke war rassiger geworden, vielleicht noch leidenschaftlicher. Glücklicher Pipo! Und das tat dem vollkommen gleichmütigen Lutz unversehens etwas leid.

„Lange nicht gesehen, Wieke. Sehr lange nicht ..." Und danach sprachen sie noch mehr freundliche Worte, die sich um dieses willfährige Thema bewegten.

„Fräulein v. Gundel," stellte Wieke vor, — „Frau Hyma Eschenbach." Der Meister musterte, angenehm abgelenkt, die Damen, die hübsche, zartlange Blanka v. Gundel schien ihm mit ihren sachtgeblähten Nasenlöchern trotz der gelehrten, runden Brille sentimental und enthusiastisch; die lächelnde Dame Hyma hatte eine anregend weiße Haut, auf der ein Puderhauch der Verschwiegenheit lag, rote Lippen und einen schillernden, pupillendunklen Blick; in die Ehe entgleiste Studiosin, Witwe? „Sphinxhaft" hatte der Platoniker Apitsch gesagt; er machte ihnen nach alter Taktik ein Paar Augen und genoß auch das nebenher; aber diese Dame Hyma hatte wohl ein überaus empfindliches Gefühl für den Wert oder Unwert jedes eindringenden Männerblicks. Und da war noch ein blasser junger Herr mit einer knabenhaften Stirn, schwarzbrennenden Augen und einem schwarzsamtenen Haarpelz, er lächelte ablehnend und hastig: Dr. Reinhold Wende, von seinen Freunden Cassius genannt, wahrscheinlich seiner tiefliegenden Augen und seines Haarpelzes wegen, er wohnte ebenfalls bei Pipo, war auch ein Schützling Wiekes und betätigte sich, wie Meister Lutz schon wußte, beim Baron Zech als Sekretär. Er sollte angeknaxt sein.

Pipo schlenderte wieder heran.

„Wiedersehen beendet? Wie gefallen wir dir? — Das letztemal sahen wir uns vor — vor — es wird gut drei, vier Jahre her sein, mein Junge. Ich gehe in Berlin über den Bayrischen Platz, will in die Untergrundbahn versinken, da klettert er die Treppe herauf. Es war sehr überraschend. Auch dein Haar ist nicht dünner geworden, alter Lutz, bloß kürzer geschnitten; naja, Leute wie wir . . .!"

‚Ob er gar nichts weiß?' ging es Lutz wieder gelassen und unbegreiflich ein bißchen schadenfroh durch den Sinn. Er hatte sich wohl kein Recht auf ihre Vergangenheit angemaßt, oder sie hatte es ihm nicht zugestanden — aus Stolz. Ein zu großes Wort für ein reinliches Jugendfieber? Darüber schwatzte man doch nicht; Wieke war bei aller Raschheit und unbekümmerten Heftigkeit immer höchst empfindlich und verschlossen gewesen und sehr eigensinnig in ihrem Stolz.

Lutz Kilian fühlte sich eingeordnet und setzte sich zu Christel, sie waren ja schon alte Freunde.

Als Wieke einmal zu ihnen herüber sah, was ihn befriedigte, da glaubte er zu bemerken, daß sie wohl doch nicht soviel schöner geworden sei, als er an jenem ersten Abend gemeint hatte — aber es war ein Hauch von Empfindsamkeit oder Reife um sie, von Erleben und Wissen, der ihn ergriff. Und als sie bald darauf aufstand, da war das noch stärker. Die hohe, schlanke Gestalt, ja, sie war für einen Augenblick wieder unabweisbar süß beunruhigend und erregend.

★

Nach dem Essen, das Gerste verdrossen herumgereicht hatte, begab man sich in den Garten hinab; Lutz und Gerste brachten den alten Herrn, der solche Veränderungen und Steigerungen liebte — sein Heydsiek sollte erst da unten in der „Veranda" eingegossen werden — auf einer Art Tragstuhl hinunter, dann wurde er wieder in sein Wägelchen gesetzt. Er war sehr aufgekratzt und rauchte seine langen Zigaretten, die Damen mußten immer in seiner Nähe sein, er hatte auch bald heraus, was es mit ihnen war, sie waren in ihren hauchdünnen Kleidern zarte und anspruchsvolle Damen, darunter aber warm und ganz heiß, die bloßen Arme Hymas züngelten wie Weißglutflammen. Auch Dr. Wende, der böse Cassius, war stets in der Nähe, und sein Auge blickte verzehrend auf diese nackten Flammen; sieh, sieh, das kranke Philologchen, ja, das brennt noch wilder.

Eine Nachtigall flötete in den Büschen an der Mauer, es klang zornig. Auf der langen Veranda, die quer durch den Garten ging und ihn teilte, standen Lampen, um die Falter und Motten stürmten.

Da trat Lutz zu Wieke unter die geisternde Glycinenwand. Die Pipofrau blickte auf, und ihr Duft war in dem Duft des Gartens. Ja, stolz und süß war sie doch, das wuchs sehr stark in der Minute. Man vergaß Skepsis und kritische Hypochondrie, das Leben war lebendiger und eine — beseelte Ganzheit.

„Ich freue mich, Wieke," hörte er sich sprechen. „Auch darüber, daß du glücklich bist."

„Nett von dir, Lutz. — Onkel Rochus zeigte mir deinen Brief, in dem du dich anmeldetest. Was hat dich so enttäuscht?"

„Ach das. Man wollte zu fröhlich und steil hinauf, ich habe nie gerastet. Und manches andere. Nun sucht man wieder nach sich selbst, weniger die andern. — Bist du mir noch böse? — Ich darf dich jetzt fragen."

Sie sah ihn prüfend an. „Du bist sehr eilig gewesen damals," sagte sie, den Blick von unten her auf ihn richtend; dieser Blick schien mit nahem Spott zu lächeln.

„Ja. Ich kann es dir nicht mit wenig Worten erklären. Mein Brief war töricht — gewiß."

„Du hättest es mir einfach sagen sollen," sprach sie und sah ihn mit dem gleichen Blick an.

„Ich war feige. Du warst sehr stark."

„Es war recht gut, daß es so kam. Auch für dich."

„Nein, nicht gleich. Manchmal hätte ich spornstreichs zurücklaufen mögen — hätte heulen und toben können — ja," sagte er überehrlich; es war ihm plötzlich wieder ganz gegenwärtig, diese Wut, die dann bald darauf freilich wieder verflackert war, bald genug. „Ich habe es nie ganz vergessen," sagte er mit Wärme ... zu pathetisch, und nicht gerade überzeugend, wie er meinte. Ach dumm, sehr dumm.

„Wie freundlich von dir."

„Man darf jetzt darüber sprechen. Vielleicht, ja, kam ich deshalb niemals zurück," sprach er hartnäckig weiter.

Sie runzelte die Brauen und sah ihn starr an. „Du siehst, ich bin nicht daran gestorben!"

„Nein. Ich hätte dich wahrscheinlich enttäuscht — immer, das wäre nicht bequem gewesen."

Da lachte sie. „Wie gut auch du das weißt." Und er dachte: ‚Man spielt immer eine klägliche Rolle in so einer Lage; immer vor der Frau, ich wußte es', und er hob die linke Braue scharf zur Falte, wurde wieder Meister.

„Ich wagte nicht zu euch zu kommen. Natürlich war ich nicht ganz sicher, ob es dich nicht stören würde. Aber ich wußte auch, wie — wie vollkommen glücklich es um dich stand. Ich, ein müder abgetriebener, zerschellter Mensch, der bloß Haltung prästiert."

„Aber Lutz," sagte sie wieder freundschaftlich, und es klang nicht übermäßig tragisch und bedauernd in der dunklen, süßen Luft.

Die Nachtigall zerbarst. Christel und Pipo hatten sie drüben entdeckt und machten den andern lautlose Zeichen. Cassius Wende ging als einsamer, tückischer Schatten in der Tiefe des Gartens; er ging immer gern von den andern weg, verletzt und leidend und abweisend, besonders wenn Hyma mit andern zusammen war. Jetzt schwieg der schwülstige Vogel und flog weg.

Die beiden waren aus dem Schatten der Büsche herausgetreten. Wiekes Gesicht schien blaß zu leuchten in dem Licht der Lampenglocken. Wie schmal es war. „Vielleicht," sagte sie dann langsam, „sprach ich zu niemand davon, weil ich das hier nicht stören wollte. Ich wußte, daß du immer einmal heimkommen würdest."

„Ja, Wieke. Vergib mir."

„Es ist alles begraben, du darfst es glauben! Du kannst und sollst nun ruhig zu uns kommen, wenn du dich selbst nicht zu eitel und — wichtig nimmst. Es ist nicht nötig, daß wir noch einmal davon sprechen." Sie nickte ihm langsam zu und ging heiter mit ihrem sicheren Schritt auf Pipo und Christel zu, die wie junge täppische Geschwister ihre Nachtigall nun los waren.

Auf der Veranda zelebrierte Onkel Rochus seinen Schampus, er war sein dankbarster Gast, er und Apitsch, der den Kelch in der Hand, gerührt und verlegen, die kühnen, alpinen Landschaften seines Papas an den Wänden betrachtete, auf denen der junge Rochus mit Krinolinendamen in gelben Hosen und blauem Rock beinah lebensgetreu über Matten und Gletscher spazierte und auf dem Vierwaldstätter See gondelte. Rochus erklärte eitel den fremden Damen die Bilder, und Pipo, der immer unruhig war, wohl zu starkblütig, stand auf und ging lachend an den Wänden hin: ein toller Spaß, des alten Rochus würdig, aber das kannte man schon! Da nahm er Lutzens Arm: „Komm, Alter, hier gibt es noch einige Extrawinkel, wir haben sie lange nicht besehen!" und sie stiegen rasch die zwei Holzstufen der Veranda hinab.

Sie umkreisten rauchend die Kallipygosvenus, der sie in unbesorgteren Zeiten gern mit dem Tesching in die schwellendsten Rückenrundungen geschossen hatten; der Mond beschien die Narben, davor plätscherte der kleine Springbrunnen mit silbernem Strählchen. Nach einer Weile stiegen sie das wackelige Treppchen an der Seite der Veranda

hinab, das in den niedriger gelegenen hinteren Gras- und Obstgarten führte. Dort standen die alten Bienenstöcke und die schiefe Scheune, in der sie Feuerwerk gemacht und mit Revolvern geschossen hatten, durch den Zaun hinter den Johannisbeerbüschen war Lisbeth Schülpe herübergekrochen — sie war ein dickes Weib geworden mit sechs Kindern und einem schmierigen Mann, und Lieschen Puhl — die hatte ganz der Teufel geholt. Sie gingen schwatzend durch das hohe, feuchte Gras. Pipo, dem der Wein leicht ins Geblüt drang, war sehr eifrig und sehr gerührt.

„Wie gefällt dir Wieke?" fragte er plötzlich und blieb stehen.

„Du bist zu preisen, alter Pipo."

„Ja. Sie ist herrlich ... Wir haben sie alle verehrt. Ich kam damals weg, als du das letztemal hier herumkomponiertest. Nein, du hattest zuletzt andere Ziele — und Göttinnen, ich weiß. Natürlich. Sie hatte mich immer sehr gern. Ich bin auch gewiß nicht kleinlaut, aber sie ist prachtvoll, und schließlich ja — man ist ein wenig derb, gesund, wenn auch nicht gerade nüchtern. Aber grade diese Gegensätze, siehst du, ja — das schafft Ausgleiche und sucht sich. Nun ja, dummes Zeug."

„Du bist ein Mann, Pipo, und das sind wenige. Ein sehr hübscher Bursche und stark."

„Stark?"

„Und weißt zu verwöhnen. Das fühlen die Frauen, dankbar und bezaubert, mit ihren feinsten Organen."

„Ja, sie hat mich lieb. Sie kann sich verschwenden. Schade, daß keine Kinder da sind. Ich begreif' es nicht, und es bedrückt mich um ihretwillen. Sie entbehrt es — sie leidet vielleicht darunter. Auch ich habe einen starken Familiensinn, wie alle Heynks."

„Ihr seid noch jung," tröstete Lutz väterlich.

„Natürlich. In den letzten ein, zwei Jahren ist sie etwas ungleich geworden — ich will nicht sagen launisch. Sie ist manchmal müde und gereizt, dann wieder quick und entzückt. Es hängt wohl damit zusammen. Aus Menschen macht sie sich nicht allzuviel, diese netten Damen da vorn — dieser Cassius, das ist Mitleid, nicht ganz mein Geschmack. Man müßte vielleicht mehr den Herrn spielen; manche Frau will gezügelt, gelenkt, kommandiert sein, Überlegenheit spüren, die Hand des Herrn und Gebieters — was?"

‚Du netter, kleiner Pipo!' dachte Lutz, der einen Kopf größer war, von oben herab; diese Geständnisse, die er nicht suchte, waren ihm nicht weiter erwünscht. Kinder, ja, das wäre das Beste — vier — fünf; ein Dutzend. Gott bewahre!

Lutz ärgerte sich über sein Unmaß. Dann lachte er. „Tua res, tua maxima res, Pipo."

„Ach was! Laß das bitte! Man schwatzt;" antwortete Pipo ärgerlich und selbstgefällig, „— na, wir sind alte Freunde. Und Wieke ist prachtvoll. Schade, daß sie mit meinen Leuten nicht zufrieden ist; sie verstehen einander nicht. Sie ist sogar ein bißchen eifersüchtig, aber ich kann nicht immer daheim hocken — gerade jetzt nicht, wie eben die Dinge — nicht sehr erquicklich für mich in unserem Eisenwerk liegen! Das gibt manchmal kleine Verstimmungen ... schließlich bin ich kein Duckmäuser und Pantoffel, den man weich und schief tritt. Kleine Imponderabilien — nee bewahre!"

Natürlich. Er war ein prächtiger und ungewöhnlich hübscher Mann, eine Zierde im Ehegarten. „Na und sonst?"

„Wie? Ach so." Pipo wurde zerstreut und machte ein verschlossenes, trotziges Gesicht. „Das Eisenwerk? Ich stehe meinen Mann im Außendienst als Konzerngesandter und bevollmächtigter Minister, und sitze juridisch beflissen im Direktorium. Sieh mal, der alte Holunderbusch, prachtvoll, das duftet wie verrückt auf seine alten Tage!" Ein paar dicke Kröten sprangen vor ihnen her und verschwanden in der kühlen Wildnis der Erdbeeren; Pipo sog stark an seiner Zigarre, daß die Kuppe glühte. „Na ja, es ist da im Werk nicht alles, wie's sein sollte —! Die Sache liegt mir überhaupt nicht, keine Arbeit für mich, man spielt so fünftes Rad — ich bin auch in schwerer Sorge um die Zukunft und um mein Geld — genug und bloß unter uns! . . . Der Landrat? Nee, danke, das war auch nichts; ich war nie gern Beamter, und als im Dezember 18 der Töpfergeselle Löffler kam, du kennst den Schafskopp, klein, krummbeinig, Regennase mit einem Pickelhorn drauf, in hohen Stulpstiefeln, die oben, wenn er sich setzte, eine halbe Elle in die Luft ragten, er nannte sich Polizeidirektor und wollte mir dreinreden mit dem Schreiber Koeke, da hatte ich genug — die Welt hat sich ja gewiß verändert, aber das war sicher nicht das Richtige! — heute töppert er wieder Öfen, und ich bin in Vaterns Stelle eingerückt, wie es vorher bestimmt war, als er starb. Siehst du ... ich war immer mehr passioniert für die Landwirtschaft und bin es noch, nun erst recht, aber Vater wollte nicht — schön, schön; auch das treibt mich um, schwächt das Sitzfleisch — das Heynk-Werk, der Teufel hole es — er ist schon fast dabei; genug, man wird sehen! . . . Na und du, Lutz — du suchst hier Nirwana, wie Wieke meint; aber das östliche Nabelbeschauen ist doch nie deine Sache gewesen, was ist denn

los? Klappte nicht alles da draußen, du bist doch berühmt —"

Der Meister verzog bei diesem Wort das Gesicht, als hätte er plötzlich Zahnreißen.

Danach stiegen sie wieder die morsche Treppe hinauf. Die lange, offene „Veranda" leuchtete festlich mit den abenteuerlich bunten Wänden im Schein der großen Glockenlampen, und davor war der Schimmer der höchst lebendigen, bunten Damen, umschwirrt vom gierigen Mottenvolk. Klingling! sangen die Kelche, Apitsch war Bacchos und Schenke.

Wieke sah auf, als die beiden alten Spießgefährten näherkamen, erhitzt vom Sprechen, wie es schien, und nun geblendet. Pipo strahlte, als er seine kostbare Wieke im warmen Lichte sah, er war einen Augenblick beschämt und beunruhigt durch den Nachhall dessen, was er geredet hatte, Lutz war schuld, der ihm immer der liebste gewesen ... Sie war eine seltene Blume, mit der man behutsam umgehen mußte, dann duftete sie verschwenderisch und glühend; zu kostbar für seine etwas festen Hände, dachte er verstiegen, in einem leichten Rausch. Doch sie nickte ihm einfach und herzlich zu und fühlte sich fröhlich und glückhaft geborgen bei ihm; und dann sah sie fast mütterlich, ein Lächeln im Blick, auf den schlanken, großen Herrn mit dem leidenschaftlichen, nervösen Gesicht, das trotz der tragischen Falte über der Braue und dem melancholischen Schatten unverändert geblieben war und das sie einmal sehr selig und sehr schmerzlich geliebt hatte. —

Die gerechte Eva und das gefühlvolle Lied

In der Woche darauf saß Meister Lutz allein auf der kühlen Veranda zwischen des Apitschpapas Jungfrau, Matterhorn und Vierwaldstätter See an den Wänden.

Er zündete sich eine neue Pfeife an und roch an einer Rose, die neben ihm lag. Dann griff er gelangweilt nach den zierlichen Manuskripten etlicher Dichter, die vertont sein wollten; selbst hierher kamen ihm ihre wichtigen Pakete nach!

Aber das war niemals das Richtige gewesen, das sprach ihn niemals an. Er hatte, wenn es ihn trieb, immer selbst zur Feder greifen müssen. —

Er hatte da — „ach ja!" seufzte er nach einer Weile und langte mißmutig nach einem kostbar in Leder gebundenen Boccaccioband und schlug ihn langsam und widerstrebend auf.

Er hatte da schon vor Jahr und Tag eine Novelle gefunden, die neunundzwanzigste des menschenkundigen, heiteren und rührenden Buches.

Die hatte ihm einmal bemerkenswert gut gefallen, die hatte ihm öfter und eigentlich immer wieder in der Erinnerung vorzüglich gefallen, — so daß er von mal zu mal daran herumgenascht hatte. Und es hatte ihn dabei durchaus nicht gestört, daß William Shakespeare bereits eine am wenigsten Williamsche Komödie daraus gemacht hatte, die ging ihn nichts an ...

Hm — aber — auch in dieser Novelle war eine Atmosphäre, die ihn von mal zu mal unbehaglich fremd angemutet hatte; — man müßte das Ganze ins Mitteldeutsche transponieren, persönlichst umbilden und auch sonst einschmelzen, umschmelzen. Übrigens hatte er dazu schon früher mal eine Reihe anderer Namen erfunden; auch einen neuen Titel gefunden: die gerechte Dame Eva, oder die Rache der Domina, so ähnlich ...

Es könnte immerhin — vielleicht später einmal — könnte — jawohl! — ein ganz artiges Spiel der Leidenschaften und Täuschungen daraus werden mit einem Märchengekicher und dröhnenden Lachen, mit weißen Sommernächten und alten Gärten, und einem — ja — ja — Juchheeschlößchen, auf dem der grämlich-putzige König a. D. Rochus mit seinem jokosen Hofstaat residierte! — Und Herr Lutzius — he? — Wie? — war der schweifende, fernensehnsüchtige — und dann müde, entzauberte Mann des taedium vitae den überall die weißen Frauen gerufen hatten — wie? he? ein bißchen Lutz? — Und Eva, die kluge gerechte Domina, die manche Dinge zu ernst und zu schwer nahm? — Seit gewissen Tagen und oft wiederkehrenden Begegnungen war ihm gerade diese Gestalt ein paarmal lebendiger aus der Schattenwelt aufgetaucht, hatte zuweilen ein bestimmteres, schmales Gesicht mit rotgeschweiften Lippen und heißeres Blut bekommen, sogar vielleicht von zwei Seiten her, — denn Eva war nach Boccaz auch eine Art Doktorin gewesen, die Tochter des großen Arztes Bombastus, der das Tränklein gegen Grillen und Melancholien erfunden hatte — lustig! Ein deutsam menschliches und koboldderbes Spiel, das wohl gar der commedia dell'arte nicht ganz fern stünde. —

Er nahm den Füllfederhalter, schob die Hefte und Bücher der Dichter vom Tisch und begann dann auf einem großen weißen Blatt mit lässiger Hand spielerisch zu kritzeln — ein paar der neuen Namen flüchtig zu notieren — und dann unlustig und wie unter einem



Morgen im Moor. Gemälde von Henrik Moor

lästigen Zwang Vorgänge für einen Eingang, ein Vorspiel zu entwerfen. Alles flüchtig und grob in Stichworten, Textfetzen, voller Andeutungen mit noch schwebenden Auftritten und Aktzäsuren, ein erster hingehauener Entwurf ...

Lutz hatte zuletzt statt der erkalteten Pfeife die Rose in den Mund gesteckt und schrieb.

Ein in der Tat merkwürdiger, völlig unerwarteter und überraschender Augenblick.

Lutz lächelte mit sanft erwachendem Bewußtsein gutmütig darüber und fühlte sich leidlich stark. Er sog an dem blühenden Stengel, atmete den frischen Teerosenduft ein, seine Lippen zuckten, als spräche er dahinter. — ‚Was ist das?' dachte er wieder nebenbei. Eigentlich unzulässig und störend, gegen Programm und weise Abkehr! Es war in allen diesen Tagen so hübsch friedlich und still gewesen, sollte der Krampf und Schwindel schon wieder beginnen —? Er bedankte sich schön und grimmig dafür! Er verbat sich — —

Aber würde es anderseits nicht der hübscheste und ... weiseste Abschluß sein, wenn er sie alle, sich mit, o natürlich! in diese Szenen sperrte und mit Musik versiegelte? Ein Abschluß — finis comoediae, lacht, ihr Freunde; wer gestaltet und gesungen ist, ist erledigt — und eitel erhoben und getröstet!

O, dummes, wirrseliges Zeug. Ganz verrückt!

Lutz hob ächzend die Bücher und Hefte vom Boden auf. Was nun? Und er sah mit etlicher Unruhe und Verlegenheit nach der Uhr. Er mußte sich jetzt mit einiger Beschleunigung umkleiden, den Apitsch und den barönlichen Zech abholen. Und dann würde man selbander zu Pipos pilgern, denn das stand auf dem heutigen Programm. Ob er der Domina zur Feier des Tages ... also zu ihrem hohen Geburtstag einen Band von seinen Noten mit einer kleinen Widmung mitnehmen mußte?

Es schlug grade halb sieben, als er festlich gewandet zu Pitsch kam. Der saß noch weltvergessen in weißer Hose, rotem Hemd, mit Wüstensandalen und Spitzpilzstrohhut im Schloßgarten und malte einen fürchterlichen Tiger, der ausgestopft in einer sauber geschorenen Buchenhecke stand. „Na höre, Pitsch —"

Da trat auch der Baron mit grauem Sommerzylinder und Stock aus dem Haus, ein hagerer Herr, schon fast weiß, ein mittlerer Fünfziger mit einem schmalen Erasmusgesicht voll feiner Fältchen, an dem ein winziges bewegliches Kinnbärtchen hing; seine Augen hatten breite, müde Lider, vor denen eine kleine Goldbrille saß. Ein gelbangelaufener Herr, der immer zu frösteln schien.

Er begrüßte Lutz artig. „Sie holen uns ab? Das Fest unserer reizenden Herrin darf nicht versäumt werden," sagte er mit hoher, leicht belegter Stimme und lächelte. Das klang ironisch und ehrlich, so wie vornehme, ältere Herren von sich selbst sprechen. Lutz erinnerte sich des ersten Abends hier und der vom Zimmer her beleuchteten hageren Gestalt auf dem Balkon, die sich der süßen, fernen Frauenstimme in der Nacht entgegenneigte. —

Die Domina stand indes vor ihrem lebensgroßen Spiegel. Es lag Farbe auf ihren Wangen, ihre Augen unter dem verschleiernden Lid glänzten und ihre Lippen waren röter als sonst. Sie musterte heute alles besonders scharf, ihre Schultern, ihre Arme, ihr Kleid — sie schien zufrieden und triumphierte mit den Augen. Da kam Pipo in seiner raschen, energischen Art herein, so daß sie ein bißchen erschrak und die Hände fallen ließ.

„Die Krebse sind da. Wir geben das Ragout später. Mit der Bowle will ich doch warten. Lutz trinkt keine Bowle, und Herr v. Zech nimmt bloß ein Glas Sekt. Lassen wir die Pantscherei ..." Er war geschäftig, immer in Tätigkeit, er hatte in den Ställen, wo er eine kleine Amateurlandwirtschaft betrieb, frische Streu schütten lassen, auch diese kräftig riechenden Herrschaften sollten sich festlich präsentieren, hatte die Wege des Gartens inspiziert — das Boot mußte bereitliegen und das Feuerwerk trocken im Schuppen! „Machst du dich immer noch schön, Wieke?" fragte er plötzlich und sah das stumme Bild im Spiegel. Er griff nach ihrer Hand und küßte ihren nackten Arm, und dann wollte er ihren Kopf herabbiegen, der war einen kleinen Finger breit höher — nicht der Rede wert.

„Nein, jetzt nicht," bat sie. „Ich habe mir Mühe gegeben. Der Anfang des Matronenalters braucht Künste." Aber sie rückte an seiner Krawatte, und er genoß den Duft ihrer Hände.

„Ja, Wieke, Matrone —!" Er lachte entrüstet. „Ich möchte, du wärst eine — und ich ein Mümmelgreis, dann lebte man beruhigter und sähe auf alles glücklich und zufrieden zurück!"

„Soo —?" fragte sie verwundert, bog sich vor und bot ihm doch die Lippen.

„Natürlich. Was man gehabt hat, hat man am sichersten gehabt und am gründlichsten! Aber ich will noch mal in den Keller. Zu der Suppe nehmen wir unsern Madeira, den mag auch Lutz, den einzigen süßen, den er trinkt; mit dem Heydsiek des alten Rochus kommen wir freilich nicht mit." — Pipo lief

schon wieder hinaus, und Wieke ging langsam durch die Zimmer mit den breiten Ecken und Fensternischen. Sie schritt ein wenig berauscht und war glücklich und stolz.

Draußen am Haus unter dem großen, roten Schirm saßen Blanka und Hyma, sie hörte ihre Stimmen. Auch diese Damen waren gerüstet und zeigten in ihren zarten, losen Kleidern oben und unten Bemerkenswertes.

„Lutz Kilian enttäuscht," sagte Blanka, die Bibliothekarin z. D. mit ihrer klaren Stimme, die hübsche, spitze Wendungen liebte. „Wenn er einem die Hand gibt: gnädig — sieh da, du Kleinigkeit, du Nichts! Etwas lächerlich."

„Etwas empfindlich, Blanka."

Die war jetzt vermutlich rot auf ihrer weißen Seidenhaut, ganz dicht unter dem weichen Blondhaar. Die Domina Wieke ordnete mit belustigten Fingern die Blumen in einer Vase — o eitel!

Hyma lachte leise, und Blanka stimmte gereizt ein: „Ich bin nicht für Künstler!" erklärte sie. „Bei ihnen hapert es immer irgendwo mit der Männlichkeit. Ich bin für Männer, zuverlässige Männer. Kompliziertheit mag ihren Wert haben, aber nicht für die Frau. Ich bin für — starke Männer — für Kerle, die einen munter und unermüdet auf der Hand durchs Leben tragen."

„Boxer haben heute die größte Chance."

„Ich bin mehr für die feinen Bürger, Hyma. Zwischen einem Schwergewichtsmeister und dem verbrennenden Cassius Wende gibt es Grade." Das war spitz.

Wieke lachte. Blanka — sie war ein allzu durchsichtiges Geheimnis, trotz Brille und Bücherweisheit; Hyma war verschwiegener und erfahrener, die Dame mit dem zärtlichen Namen und den gleitenden Bewegungen, die dem männlichen Instinkt ihre Bestimmung verrieten. Wieke stellte die Vase weg und trat ans Fenster. „Nun — ihr wartet? Ich hörte einiges und sah in Abgründe."

„Abgründe, meine liebe Wieke? Abgründe sind nicht statthaft und nicht vorhanden!"

Doch dann begann der Einzug der Gäste. Zuerst kam der Generalissimus des Eisenwerks, ein gewaltig stattlicher Herr mit munteren, scharfen Äuglein; sodann die flinken Kapellmeister Röhl und Flintsch aus der großen Nachbarstadt, musikalische Freunde des Hauses und der Domina und eine Aufmerksamkeit für Lutz — nun, der machte sich vorläufig nicht viel aus ihnen; Harro Muz, auch ein Jugendgenosse und Spießgeselle aus dem Winkel, derzeitiger Chefingenieur des Werks, ein großer dunkler Herr mit unwahrscheinlich jungen Augen und unerlaubt fröhlichem Lachen, ein prachtvoller Römer, wie ihn Blanka nannte, und seine braune, heitere und sicherlich schwerverliebte Frau Margret — und dann die übrigen.

Das weiße Tonnengewölbe des langen Eßzimmers war mit Lichtbirnen bestickt, und darunter ging es den Menschen nicht schlecht, sie darbten und trauerten nicht. Der verkleidete Gärtner umkreiste die Tafel mit mächtigen Platten in sakraler Haltung. Der Baron erhob sich und bewegte sprechend das weiße witzige Kinnbärtchen, darauf standen alle auf und huldigten der Domina. Pipo erhob sich und seine helle Stimme schallte laut über den Tisch und dankte den Freunden. Klingling! sangen die Gläser. Neue lasterhafte Schüsseln folgten, das war an solchem Tag nicht zu vermeiden, und niemand entrüstete sich darüber. Apitsch stand hoch und strahlend und beschäftigte sich rhetorisch mit der Gesamtheit der Damen und lud sie alle in seine dereinstige nahegelegene Pumavilla ein. Neue Platten, Gefrorenes, Früchte und Käse. Ein überaus gesundes Mahl. Der jünglingshaft magere Dr. Reinhold Wende, Cassius genannt wegen seines brennenden Blicks und seiner unerschrockenen, scharfen Kritik, ganz unten am Tisch, stach mit seinen schwarzen Augen umher... die Arme der Dame Hyma leuchteten und flammten wieder am heißesten von allen, zum Erschauern, daß er ein paarmal nahe daran war, aufzuspringen, und denen da das Schmausen, Schwatzen und Lachen scharf zu verbieten: jeder von denen da kumulierte sich unstatthaft — selbst Hyma — aber wie sollte sie sein? In Sack und Asche gehen — jeder ist in seine Lage verliebt, wenn sie gut ist und wenn er nicht ein Heiliger oder ein Narr ist! grübelte er erregt und von Braten und Wein erhitzt mit einem Stachel der Selbstverachtung im Herzen, leidend, angezogen und abgestoßen, sehnsüchtig und feindselig, denn er befehdete und verabscheute die Bevorzugten grundsätzlich und — Und nun erhoben sich alle und gingen heiter lärmend und erleichtert durch die breite Tür hinaus in den großen kühlen Garten, der sich bis zum prächtigen Munkesee erstreckte.

Unter dem kleinen Seitenflügel, in dem Christel hauste, an den Spiräen standen Tische und Stühle bereit, gerade dem hellen Musikzimmer gegenüber, dessen Fenster und Türen weit geöffnet waren. Hier wollte man nachher den Kaffee nehmen.

Lutz promenierte rauchend mit Roebel und Flintsch, der Respekt der beiden jüngeren Herren behagte ihm und stimmte ihn wohlwollend und umgänglich und unversehens kameradschaftlich.

Der leibesmächtige Generalissimus hielt

noch sein volles Glas in der Hand und umsäuselte Hyma mit einer Grazie, die den erbitterten Cassius Wende quälend an die täppische Liebesbrunst Falstaffs erinnerte. Man erging sich im Garten, der herb nach Erde und süß nach Blumen duftete. Apitsch blickte herzlich über seinem langen Gottesbart um sich, sah Helena in jedem Weibe, er war glücklich und neidlos, der platonisch-irdische Genießer.

Hyma ging drüben auf dem Weg zwischen den Klematisbüschen, immer noch neben dem feisten, dröhnenden Falstaff, doch jetzt war auch der jugendlich glatzköpfige Flintsch, ein springendes Quecksilber, neben ihr, und sie lachte laut. Wenn sie und Wende allein waren, dann war sie nachdenklich und dankbar für die Bücher, die er ihr gab, klug und still wie eine Schülerin, wenn er sprach; heute war sie fremd, unerträglich, das war oft so, kaum ein Blick — warum? Er zitterte.

„Kommen Sie, Wende," sagte Apitsch leise, der etwas von dem Leid auf diesem bleichen, harten Knabengesicht las. „Es ist Zeit für den Kaffee, er wird uns zu weisen, sanften Brahmanen machen."

Christel stand mit Lutz in der Nähe an den Frührosen. Auch sie trug ein ganz helles Kleid, aber es war ziemlich verschlossen und kühl, wie ihr helles, klares Gesicht. Lutz hatte eben eine besonders feste Rose abgepflückt und suchte sie ihr anzustecken, doch er fand nicht den rechten Platz, nicht am Gürtel, nicht an der Brust, an der Schulter, da gab er es auf, für sie schien so etwas nicht zu wachsen und zu passen. „Da —!" sagte er, und sie nahm sie lachend und rasch aus seiner Hand und senkte die feine, kluge Nase hinein.

„Was macht ihr da?" fragte Wieke, die lautlos über den Rasen kam und stehen blieb.

„Eine zwecklose Bemühung, Wieke. Mehr eine botanische Angelegenheit," sprach Lutz zwischen den beiden. Christel sah geradeaus und machte ein spöttisches Gesicht, dann wandte sie sich kurz dem vorbeiwandelnden Apitsch und seinem Schützling zu.

„Doktorin Heynk — wahrhaft gnädige Frau Landrat — was tun wir, daß wir nicht noch seliger werden?"

„Musik," sagte Wieke lächelnd und sah bedeutsam zu Lutz hin.

„Mu-sik," wiederholte Apitsch verklärt und schmeckte mit den Lippen, aber das galt auch dem edlen Mokka.

Die andern wollten hier draußen bei den sanften Lampen sitzen. Die Spiräen und die hohe Taxuswand an der Seite gaben eine freundliche Akustik. Pipo stand bei den Likörflaschen. Roebel schlug Töne an, Flintsch stimmte die Geige. Dann wurde es wieder still. Wieke sang. Roebel saß am Flügel, und Flintsch strich die Geige. Es klang leicht und zärtlich — etwas ganz Fernes von Couperin ... dann Schwellendes, Glühenderes von Mozart... und lieblich Hingegebenes von Haydn. — Dann sang und spielte Wieke allein. Dies und das. Etwas ganz Neues von Roebel. Und ja — das war nun wieder etwas Neueres. Und doch wohl vollkommen Vergessenes. Sie sang von alten beschriebenen Blättern, die ihr vermutlich einmal geschenkt worden waren — in dieser ersten, quellenden Fassung war es niemals gedruckt worden.

„Ich legte sacht die Lippen dir auf Wang' und Mund,
Ganz regungslos, ich fühlt' nur Glück und Stille,
Versank in dich zu seligseliger Ewigkeit,
Mein Herzschlag war dein Atem und dein Wille;
So war ich du und unermeßlich reich,
Verweht, erloschen, lebte ich nur dich,
Ganz dein, ganz mein in dir,
So unbeschreiblich innig fühlt' ich dich —"

Der Meister hatte etwas betreten ob der alten Worte und Klänge gelauscht. Sie schienen ihm heute nicht mehr ganz einwandfrei. Warum übrigens sang sie das, hier und vor den andern? Ein strafendes oder feiner lachendes Spiel? Nun wohl . . . Jedenfalls war es ihm völlig fremd geworden, zu billig und effektvoll. Man hört sein eigenes Kindergestammel nicht immer gern, besonders dann nicht, wenn man auch menschlich ein anderer geworden ist. Aber sie hatte es recht schön, sehr zart und stark und in der Tiefe eigentümlich rauh gesungen, wie es ihre Art und ihr Fehler war, so daß er hier und da dankbarer und ehrlicher sich selbst erkannt hatte.

War es denn nicht ehrlich gemeint und erlebt worden damals?! — O sehr. Er erinnerte sich: er hatte es in einer wilden Nacht geschrieben, nachdem sie sich in ihrem Elternhause gesehen, zum erstenmal allein im dunklen Garten; er war danach durch dickströmenden Sommerregen gelaufen, und hatte dann durchnäßt und fiebernd daheim am Klavier gesessen. O, es war schon echt. Aber warum sang sie gerade das —? Hyma beobachtete ihn mit sanft schimmerndem Blick durch die langen Wimpern. Und Wende starrte sehr bleich auf Hyma. Christel sah vor sich hin, als wäre sie böse, aber das war wohl immer ihr Gesicht, wenn sie Musik hörte. Pipo, der noch bei den Flaschen stand, hielt den Kopf schräg, weil alles ergriffen war; er hatte sicherlich keine Ahnung, daß es von Lutz war, es war ihm vermutlich auch gleichgültig; er sang manchmal zu Wiekes Spiel den Erlkönig oder die Grenadiere.

„Was war das, Wieke?" fragte Blankas klare Stimme in der Stille.

Es war ein Lauschen in der Luft und fast ein Geheimnis und ein Verrat. „Was war das, Wieke?“ Nein, Wieke antwortete nicht.

Da ging Lutz Kilian langsam zu ihr hinein, sie wandte sich zurück und ihm zu, und ihre Ohrglocken zitterten. „Zufrieden, Meister?“ fragte sie mit einer noch rauhen Stimme.

„Ja, liebe Wieke,“ antwortete er, er konnte es nicht hindern, daß auch seine Stimme nicht ganz natürlich klang.

Da sah er sich nun diese und andere alten Blätter schweigend an, fast Hand in Hand mit Wieke. Dies hier: das hatte er ganz vergessen — ‚nur kniend nah' ich dir —‘ Dies, ach, unmöglich, viel zu dick und ehrlich im Gefühl — ‚du bist die Flamme meines Bluts und bist die Gnade —‘ beider Augen lasen lächelnd. Auch seine Handschrift und Notenschrift war inzwischen anders geworden, rascher und sicherer. Sie hatte noch manche andere Sache von ihm — mehr als er wußte.

Nun kamen auch die andern herein, da es vorläufig von denen da drin nichts Neues zu hören gab. Die neigten sich unbekümmert über die Blätter, lächelnd, fast Haar an Haar.

War er ein Narr damals, ein Tropf und Esel gewesen, der die Distel der schwellenden Ananas vorgezogen hatte? Das war jetzt nicht zu ergründen und in dieser Atmosphäre von Geburtstagstorte und Rehbraten nicht weiter ernst zu nehmen. Man hatte ein stumpfes, staubiges Gefühl vom Blättern in in diesen verschollenen Papieren in den Fingerspitzen.

Ihre vom Spiel gesegnete Hand lag einen Augenblick fest und warm an der seinen, es war fast, als suchten sich die Hände und wußten es nicht. Da bog er sich hoch.

„Steh auf, Wieke.“ Ihr Kleid rauschte freudig, und er nahm in ihrem Dufte und Lebensatem Platz; er schlug ruhig, fest und langsam an und begleitete nun selbst. Wiekes Stimme war unsicher am Anfang, wie in Furcht vor dem zu nahen Meister. Doch dann waren sie beide entrückt in seine Musik und von ihr umhüllt.

Die andern standen lauschend und stolz.

Der Platoniker indes saß draußen unter blühenden Büschen und heiteren Sternen, hörte die Musik der Freunde und tönte in sich arglos und fromm die Harmonie der Sphären. Sela, sela. Sei gesegnet immer heiliger Augenblick und gepriesen aller Zukunft Fülle und Gewißheit! Und daneben, mehr im Gebüschdunkel, saß Christel und trank nachdenklich ihre zweite kleine Tasse Kaffee, setzte die Tasse leise nieder und lauschte mit eigentümlich bösem Gesicht. Sie störten einander nicht. Apitsch war Gott und Christel ein gutes Seelchen . . .

Gleich nachdem der letzte Ton verhallt war, war Pipo mit dem Gärtner unter geheimnisvollem Reden und Gepolter auf den See hinausgefahren, und jeder wußte, was nun kommen würde.

Aber es kam noch nichts. Es zischte bloß und polterte wieder, dazu hallten aufgeregte Stimmen und Kommandos über das Wasser her. Zsch, zsch, zsch! machte es mutlos da vorn. — Aha! — „Sehen Sie, das ist großartig. Das Pulver brennt!“ rief begeistert der hilfreiche Apitsch.

Nun stiegen mit Knall und Geprassel goldene Strahlen und bunte Garben hoch, oben gab es wieder Geknall und Überraschung. Man sah es staunend und verlegen und bewunderte vor allem den emsigen Pipo und seine unerschöpfliche Wunderkiste. Wieke stand zwischen Apitsch und Lutz und hatte zerstreut und übermütig beider Arme genommen, was dem Platoniker schmeichelte. Sie hielt das bestrahlte Gesicht aufwärts gerichtet, einen entzückten Glanz in den Augen, ganz kindlich bei der Sache, sogar ihr Mund stand offen. Aber sie spürte auch Lutzens Blick. Doch der Meister war wieder voll lächelnder Haltung — mein Gott, was war hinter allem süßen und heißen Zauber, nicht viel, zu wenig, er wußte es zu gut und wollte es wissen; aber er spürte auch ihren weichen, nackten Arm in seinem Arm und ein feines Fieber auch in seinem Blut. Jetzt stand ein großes W da oben und sprühte und prasselte in Garben und bunten Kugeln; alles rief vergnügt, auch Wieke stieß einen kleinen Schrei aus und legte den Kopf noch weiter zurück, so daß er den Puls ihrer weichen Kehle hüpfen sah, dabei ließ sie schlaff und abschließend die Arme sinken. Und dann hörte man auf dem dunklen See wieder das nüchterne Poltern und das hallende, kommandierende Sprechen des Regisseurs. Das klang ziemlich lächerlich. — Aus.

Da gingen alle zurück, einsilbig und etwas gelangweilt von dem hübschen Glitzerspuk.

„War es dir nicht recht, daß ich die alten Lieder sang?“ fragte Wieke nach einer Weile mit ruhiger Stimme an seiner Seite.

„Ich danke dir, Wieke. Gerade für dieses Lied. Ich habe es nicht verdient.“

„O Gott. Es läßt sich doch der Künstler vom Menschen trennen.“

„Ehrlich und gerecht.“

Sie lachte. „Verlangst du Feindschaft? Ach nein. Wir wollten ja, glaub' ich, nicht mehr davon sprechen. Dürfen auch nicht. — Meine Herrschaften, bitte ins Haus, Blanka und Hyma werden tanzen . . .“

Christel lief jetzt allein noch ein Stücklein durch den Garten. Die Frische und

Einsamkeit taten ihr gut. Sie schritt rasch und stark aus, als wollte sie irgend etwas Fremdes oder Ungewohntes abstreifen. Sie summte dabei. Sie hatte heute wieder tüchtig arbeiten müssen und war zufrieden und mit ernstgeschäftigen Gedanken heimgekommen. Das hier war danach höchlichst erfreulich und erholsam gewesen. Aber es war doch zuletzt damit immer ein bißchen so wie mit dem Feuerwerk... man stand davor und sah zu. Sie seufzte und atmete tiefer, plötzlich hielt sie vor einem blühenden Busch. Ihre Hand streichelte darüber. Man kann auch im entgegengesetzten Sinn sentimental sein. Was verlangst du? O nichts, nichts! Und dann ging sie rasch hinein zu den andern, erfrischt und mit seltsam roten Wangen. O ja, auch sie würde tanzen — sie wünschte zu tanzen.

Ein schöner Morgen mit Hintergründen

Punkt sechs Uhr war Christel aufgestanden. Sie zog energisch Gummistrippen aus der Wand, beugte Rumpf und Knie, drehte und wand sich in rhythmischer Qual, schmeidigte und massierte, stand wie eine Kerze und atmete gewaltig. Prachtvoll war das, wie das Blut sang und sprang und wohlig flutete. Es war ihr nie genug. Tanzen und springen hätte sie mögen, splitterfasernackt über die Gartenwiesen, daß dem Gärtner die Gießkanne entfiele. Sport, jawohl, er machte das Leben erst zum Leben. Im Winter Ski und Schlittschuhe, im Sommer Schwimmen und Laufen und am liebsten Holzhacken und Bäumefällen oder sie setzte sich aufs Motorrad und sauste mit einem Hexenqualm hinter sich davon. Bloß kein dickes Blut und Fett, das gibt fette Gefühle und Sentimentalitäten, die aber sind das Schlimmste!

Fertig! sagte sie rosig, hüllte sich in den bunten Bademantel und ging auf weichen Sandalen hinab. Die Mädchen waren schon beim Lüften, ansonst schlief das Haus noch; Pipo und Wieke pflegten sich erst gegen halb acht zu regen.

Das Mädchen brachte Brot und Obst und sah bewundernd auf die schlanke Gestalt. „Ach Fräulein Doktor, immer wie aus 'm Ei gepellt und blank wie 'n Appel —" „Ja, Lina, so muß ein richtiger Doktor sein, sonst glaubt ihm keiner." Christel schmauste im Stehen ein paar Happen, die Hauptstillung des Appetits kam später. Dann ging sie rasch durch den Garten zum Badehaus hinunter.

Nach einer halben Stunde kam sie mit einem Löwenhunger zurück. Doch da meditierte schon jemand still und blaß über die Wege, Cassius Wende; natürlich mit einem Buch in der Hand, einem Schatten unter den Augen und einem Mörikeschen Morgenträumerblick in den Augen. „Schon auf, Herr Doktor?"

„Ein wenig. Ich konnte nicht schlafen. Ich schlief erst gegen Morgen ein, es schlug drei, dann lag ich unruhig."

„Keine Bulletins ausgeben, lieber Doktor Wende, das ist das Gefährlichste."

Cassius lächelte schmal und errötete an der eigensinnigen Knabenstirn. „Sie haben recht. Man soll sich nicht darum kümmern. Als geh' es einen nichts an. Mißachtung des Leibes, das verdrießt ihn, so daß er kuscht. Das Unterbewußtsein hat ein feinstes Ohr und fast magische Kräfte."

„Ach schon. Aber besser ist, man spricht nicht soviel mit sich allein. Sie sollten sich da drüben im See auch mal eintauchen."

Er errötete wieder unter dem schwarzen Pelzhaar. „Ich darf nicht. Bloß mal an einem heißen, stillen Mittag, wenn Pan schläft."

„Ach so eine Badewanne. Na, ich muß hinein, mir knurrt der Magen, und dann ins Geschäft." Sie zog die gelbe Schnur des Mantels fester um den Leib und lief mit blanken, schlanken Mädchenknöcheln davon. Cassius dichtete wohl grade und strich um Hymas Fenster; Hölderlin und Diotima; seine wahre Sonne schlief noch, und er wartete bebend auf ihren Aufgang — ach, ihr kranken und schwülen Leute! Cassius Wende aber sah ihr grübelnd nach, ihm war, als hätte ihn ein frischer Morgenwind gestreift — woran lag das? Er hätte Hyma in diesem Mantel nicht gut sehen können; Christel Heynk war so gesund an Leib und Seele, das war es wohl, man beachtete kaum, daß sie ein Weib war. War das unnatürlich?

Dann verließ Christel das Haus. Sie trug keinen Hut, ihr weizengelbes Haar war fest zurückgestrichen, was ihr längliches Marquisengesicht noch klarer machte; eine Handtasche und ein brauchbarer Spazierstock waren ihre Ausrüstung. Sie stieg hinab und jenseits des Weges wieder sacht zum Schloßgarten hinauf.

Da drüben zwischen den Bibernellbüschen stand Apitschens hoher Pilzhut, der lange Herr pinselte vermutlich einen innig im Morgenglanz glühenden Kuhschwanz ureigenster Prägung. Christel schwang den Stock, daß er blitzte.

„Hallo!" Pitsch erhob sich, ließ den Pilzhut kreisen und segnete sie, daß die Schloß-

wand erschrak und der nervöse Dynast Linus vielleicht mit seinem empfindlichen Schlummerlid zuckte.

„Pscht! Still!“ gebot Christel erschrocken.

Im Linuschateau weilte seit einigen Tagen ja auch der prächtige Mijnheer Mauritius van Goudsmit wieder zu Gaste, aus Amsterdam und Java, ein jüngerer Freund des Dynasten, Kulidespot und Bildersammler, mit dem man auch drüben im Pipohaus ein wenig befreundet war von seinem ersten Besuche her. Respekt, Freund Pitsch . . .! auch vor dieses Trefflichen gesundem und rosigem Morgenschlummer; Bruder Pipo und Schwägerin Wieke schätzten den neuen Linusgast außerordentlich hoch . . . und hatten noch gestern mit schmunzelnder Anerkennung und einem beinahe — listigen Seitenblick auf die unbesorgte Christel von ihm gesprochen, o jemine — weil Mijnheer Mauritius ihr damals auf seine unbefangene holländische Art recht munter begegnet war?! Wie so ein stürmischbesonnter Frühmorgen hellsichtig machte, zum Kopf- und Rückenschütteln! . . . er würde ja wohl demnächst auch im Pipohaus wieder einmal sichtbar werden, der nette Herr van Goudsmit mit der angenehmen Weltatmosphäre. Guten-Tag, Mijnheer, wie geht es Ihnen? Bin erfreut, Sie wiederzusehen! Aber der saß wohl bereits höchst behäglich in der kümmerlichen Zechschen Zinkwanne dort oben oder stand kräftig prustend unter der strömenden kalten Brause.

Christel ließ ihn stehen und lief flott weiter, durch blanke Gäßchen und Sträßchen, in denen die feuchtgestriegelten Schulgören krakeelten, und durch das wackelige Niedertor, auf dem die Stare pfiffen.

In dem Baumgang unter der Juchhee, in den sie nun, eifrig ausschreitend, einbog, war es dunkel und frisch. Aber allmählich wurde diese lebendige Wandelhalle lichter und fröhlicher. „Juhu —!!“ kam es da gänzlich unerwartet und aufscheuchend irgendwoher von oben herab. Zwischen den Zweigen blitzten ja wohl Lutzens Fenster. Christel hob erstaunt und ungläubig das Gesicht hoch. Und weiß Gott, da stand jemand in — Gott sei's geklagt — geradezu paradiesischer Gestalt am Fenster und verneigte sich leutselig. Christel lachte hinauf und war rot und merkwürdig erschrocken. Sie ließ sich aber auf keine Unterhaltung ein, sie hatte jetzt noch größere Eile — und unglaublich dieses Apollkostüm, unerhört! und sie ging rascher und belebter davon, mit einem hellen Lachen in der Seele und einem scharfen Spott um die roten Lippen.

Da war das Krankenhaus, rot und breit und nüchtern mit einem kümmerlichen Vorgärtchen, in dem ein paar staubige Blumen zu blühen versuchten. Hier herrschten Pflicht, Sachlichkeit und Frieden, Christel schritt rasch durch die runde Tür, hinter der es kläglich nach Menschen und sauber nach Desinfektion roch, und da war auch schon der Chefarzt Professor Tuchel im immer welken Kittel, mit schiefer Stahlbrille und grauem eckigen Vollbart, schlicht und ungepflegt wie ein Schwerarbeiter; sein erster Assistent Dr. Lück lief mit spitzer Nase, hager, sarkastisch und niemals aus der Ruhe zu bringen, aus einer Tür heraus, Christel aber schwenkte durch eine Pendeltür in den Seitengang ein, — rabäh! da war das Konzert der Kinderstation. Die Stationsschwester Ernesta berichtete und half Christel in den Badermantel; sie hatte rechts einen Leberfleck und links eine große Warze, ganz gut und heilsam, aber Christel traute ihrem Temperament doch nicht. — Rabäh! . . . Im Krankensaal der Kleinen herrschte Stille und Ernst . . . Nach dieser behutsamen Visite ging's in den Raum der gesunden, aber doch ganz kleinen und hilflosen Menschenfrösche, wo diese Wesen nackt und bloß gerollt, auf den Kopf gestellt, auf den Bauch gelegt, an den Füßen wie abgezogene Hasen nach unten gehalten, mit den Fußspitzen ins Gesicht, mit den Armen wer weiß wohin gebogen, gekrümmt und gemüllert wurden, — indes, es schien ihnen nicht eben schlecht zu bekommen, sie krähten und quietschten gnädig oder waren schnaufend still, machten runde, verständige Äuglein, als wüßten sie ganz genau, was da los war.

So war die wichtige Stationsarbeit scharf im Gange, die Doktorchristel war überall, fröhlich und streng, — und hatte alle unmöglichen paradiesischen Meister, erfreulichen holländischen Moritze, stillversunken pinselnden Apitsche und sonst was vergessen.

★

Bei Pipo war der Frühstückstisch noch gedeckt. Es war später geworden als sonst, da Eberhard, der Pipo, lange gekramt hatte, denn er mußte mal wieder verreisen.

Er war immer recht umständlich bei seinen Reisevorbereitungen, packte viele Dinge ein, insonders für die liebe Verwandtschaft.

Hyma und Blanka waren schon in den Johannisbeeren. Auch Wieke hatte dabei geholfen, stiller als sonst und scheinbar verstimmt. Nun exerzierte sie mit Pipo nach, strich ihm Brötchen, goß ein und machte bei aller Sanftheit ein abweisendes Gesicht. Sie hatte keinen Ton gesagt, als gestern abend das lange Telegramm von Tante Rina und Onkel Dolf gekommen war. Sie hatte auch

geschwiegen, als er in der Nacht in seinen weichen grünen Lederschuhen und in violettgestreiftem Pyjama an ihr Bett gekommen war, sie hatte sich tief schlafend gestellt, eine ganze Weile sehr tief schlafend . . .

Aber jetzt tat sie mild und freundlich schweigsam, sagte ja, soso, o freilich, nimmst du noch ein Ei? hier ist frischer Honig, noch ein Brötchen? Gütig und sorglich, aber in ihren Augen brannte es düster und auf der weißen Stirn spielten nervöse Fältchen.

‚Gott, Launen,' dachte er, sich selbst beschwichtigend und großartig, und schnitt das dicke weiße Ei auf. Er hatte prächtig geschlafen, wie ein Mann, der mit sich zufrieden sein durfte.

Er selbst ließ es doch an nichts fehlen, o bewahre! ‚Und eine Ehe kann nicht ewig jung und blinkeblank und rosarot bleiben, kann sie nicht, nirgends — dummes Zeug!' dachte er ärgerlich. Ihm blieb und war sie blank genug! Im übrigen freute er sich, wieder mal 'rauszukommen, empfangen zu werden, sich betulich zu regen, zu raten, zu taten, zu reden, durch große Ställe und Scheunen zu laufen, im lauten Getriebe eines großen Wirtschaftshofs zu stehen, Dunghaufenluft zu atmen und — seine Leutchen wiederzusehen! Daheim erwartete ihn dann die Frau. — Und die Arbeit. Ach ja, zum Teufel mit ihr! Und da war noch das andere, das ihm schwere Sorge machte! Aber gerade darüber mochte und wollte er nicht zu Wieke sprechen, wünschte auch kein Gespenst ins Haus, es gab jetzt überall Krisen und unübersehbare Übergänge — sein ganzes Geld steckte in dem Werk! Er strich seinen Bart, und Wieke sah es mit einem tadelnden Seitenblick.

Sie war heute überhaupt sehr kritisch gestimmt. Er aß nach ihrer Meinung viel zu viel und zu rasch. Es machte sie nervös, auch die Art, wie er die Sachen unruhig und energisch durcheinanderschob. Dazu diese unzerstörbare Heiterkeit, die kaum ein Stirnrunzeln trübte — und dann polterte er plötzlich los über irgendeine Kleinigkeit, eine Ungeschicklichkeit der Leute wie ein cholerischer Pascha. Er war schrecklich sicher, auch wenn er über andere sprach, wohlwollend, gutmütig, aber doch von der höheren Warte einer unzerstörbaren, gesunden Tüchtigkeit herab — so wenn er von Lutz Kilian sprach, herzlich lächelnd: ein wundervoller Kerl, Wieke, aber ein Kind — ein großer Junge, ein Träumer und herrischer Phantast wie alle diese Künstlerherrschaften, ich kenne ihn lange genug, heute enttäuscht, launisch gereizt, morgen mitgerissen, hochfahrend begeistert. Pipo war sehr gescheit, manchmal zu gescheit! Im Grunde blickte er mit unverhohlenem Respekt und geradezu verliebt zu jenem auf. Er wußte gar nicht, wie jungenhaft er selbst dabei wirkte, wenn er so lachte, sich betonte . . . Jetzt nahm er weiß Gott noch von dem fetten Chesterkäse, den er gern aß, einen großen Brocken ohne Brot, zermalmte ihn zwischen seinen weißen prachtvollen Zähnen. Es mißfiel ihr heute alles an ihm.

Er ärgerte sie. Es war fast eine Feindseligkeit in ihr . . . diese ewigfordernde Zärtlichkeit verletzte und erbitterte sie. Man ist nicht immer zärtlich! Er griff nach ihren Händen, nach ihrem Körper, wie er nach der Scheibe Braten griff, und bildete sich noch ein, daß es sie glücklich mache, und dann ging er starken Schritts und zufrieden davon, machte seine vielen Dienstfahrten — ach, sie waren wohl nicht immer so nötig! oder reiste zu Tante Rina oder Onkel Dolf oder Kusine Linda — die hatte er einmal geliebt — und wie sie alle hießen, oder bastelte hier in Hof, Ställen und Garten, ewig geschäftig, oder saß brütend über seinen dicken politischen, geschichtlichen und landwirtschaftlichen Büchern oder reizbar über seinen noch dickeren Kontobüchern, schmetterte den Douglas oder Herrn Heinrich, sogar den Erlkönig zu ihrem Spiel! . . . Sie war schrecklich ungerecht und unduldsam, — es rebellierte etwas in Wieke aus einer Unlust — nach fünf, sechs Jahren Ehe.

Ob sie rasch aufstehen, sich fertig machen und mitfahren sollte zu Onkel Dolf, Tante Rina, Vetter Dietrich — Wolf — Linda — Gesima, es durchblitzte sie übermütig und unternehmungslustig, fast wie eine starke, sinnenhafte Freude und Befreiung —?

Ach nein. Lieber nicht. Sie dankte bestens. Ihre grauen Augen glänzten noch dunkler und gereizter. Sie wollte Unrecht leiden und unrecht haben — Pipo aß jetzt vergnügt Kirschen, seine geliebten großen sauren Kirschen, die er selbst abnahm, und schnellte die Kerne lärmend mit der Messerspitze auf den Teller.

„Magst du nichts, Wikulein —? Vorzüglich, ganz prachtvoll saftig!"

Wikulein! „Danke." Sie spielte sanft und nervös mit dem Obstmesser, ließ es mit der Spitze auf den Teller schwirren; etwas, was sie an ihm empfindlichst gestört hätte. Er merkte es gar nicht. Er sprach wieder vergnügt und nahm plötzlich zärtlich ihre Hand. „Schlechte Laune? Was hast du, Liebling?"

Sie schwieg, duckte den Kopf ein wenig und nestelte am Haar.

„Naja. Wenn schon," sagte Pipo gemüt-

lich und legte die Serviette liederlich zusammen. Sie zog sie ihm aus der Hand. Er wurde flüchtig rot um die Augen, die Situation wurde unbehaglich. Er liebte Aussprachen nicht, am wenigsten Szenen, am allerwenigsten, wenn er im Begriff war, wegzufahren.

Weiberlaunen, Empfindlichkeiten, Eifersüchteleien! er verstand es nicht ganz.

„Es ist doch nun mal nicht anders, Schatz! Ich bin vielleicht ein bißchen zu flink bei der Hand — naja — geb' ich zu! — auch das liegt an der ganzen verd— Zeit, gönn' mir den Spaß! Sie sind nicht immer praktisch, meine Leute, oder zu alt, und es ist immer was los, weiß der Geier! Neulich die dumme Sache mit Gesimas Jungen. Dann Dietrichs Prozeß mit dem Forstfiskus. Nun wieder der Scheunenbrand auf Wilnau und die Sache mit der Brennerei und der Hypothek — es interessiert mich natürlich auch mächtig. Rina hat immer neue Pläne, und Linda und ihr reizbarer Exdiplomat vertragen sich immer schlechter mit den Alten, wollen endlich weg vom Gut, sich selbst was suchen — rasch gesagt!"

„Sie sind alle ziemlich egoistisch, die lieben Heynks," sagte Wieke mit sanfter, leicht singender Stimme. „Auch untereinander. Hart und rücksichtslos und unduldsam. Da ist natürlich immer etwas los. Und wenn man einen Pipo hat, so ist es bequem, zu telegraphieren oder zu schreiben: komm, Pipo! Sie wissen zu gut, daß du mit Vergnügen in den Wagen steigst. Es macht dir Spaß, mein lieber Pipo, als wär' es zu still hier! Tut mir leid. Du müßtest das Haus voller Menschen haben, voll — voll Familie, voll Heynks, meine ich."

Er sah nach der Uhr. „Ach, Wieke. Es liegt doch wohl anders —"

„Bitte. Ich halte dich gewiß nicht auf."

„Aber es gefällt mir nicht, Wieke, siehst du! Mir ist nichts schrecklicher, als wenn etwas nicht stimmt zwischen uns. Ich weiß ganz gut, was hier fehlt, besonders dir, und was du damit meinst, daß hier etwas fehlt — mache ich dir Vorwürfe?"

„Du — mir?" sie errötete jäh und stolz.

Er lachte gutmütig. „Lassen wir das, meine süße Wieke. Ich bin ganz zufrieden, da es nicht anders ist. Kinder — ja, das wäre gut, das wäre prachtvoll, Kinder von dir! Aber ich bin schon glücklich und vollkommen zufrieden, daß du hier bist. Das weißt du. Ich gebe zu, daß ich wenig Sitzfleisch habe — nun, ich werde mal ruhiger werden — vielleicht schon bald! Ich werde auch mal mit der Heynkerei sprechen, verständig und nüchtern; freilich mit den öden Geschäften im Werk, mit dem vertrackten, diplomatisch-repräsentativen Außendienst läßt sich nicht immer reden. Und mein Gütersimmel hat auch seine ernste Seite . . ."

„Das ist etwas anderes," sagte Wieke widerstrebend, schon wieder umstrickt von seiner Wärme, und als wiche die Überspannung wie eine schwarze Wolke von ihr. Sie sah ihn deutlicher und in einem helleren Lichte vor sich, alles Gute an ihm. Aber sie wollte auch recht haben und böse sein. Auch sie wollte sich einmal mit Worten auslüften, immer bloß Hyma und Blanka, und Christel, Cassius Wende und Apitsch und — und — Lutz . . . und die andern . . .! da war die undurchsichtige, schwarze Wolke wieder und sollte da sein.

Pipo hielt die Klingelbirne in der Hand. Er hatte verstohlen nach Luft geschnappt wie ein Fisch, den man auf Sand setzen will, er war etwas rot . . .

Da gab sie ihm die Hand. „Laß den Wagen kommen und fahre, es ist Zeit. Grüß' die lieben Leute. Verzeih, ich habe nicht gut geschlafen." Nun war sie rot und sah vor sich hin.

Er streichelte und küßte die Hand. „Liebe, süße Wieke. Ich bringe dir etwas mit, ich finde schon was, und wenn ich krummliegen muß hinterher! Glaube mir, daß ich dir niemals weh tun möchte. Lieber schneide ich mir beide Ohren ab —"

„Es würde dir nicht stehen." Sie streichelte sacht und flüchtig über seinen warmen Bürstenkopf. „Gute Fahrt, Pipo."

„Höre, Wieke — Hyma und Blanka können ihre Seelenschmerzen auch allein kultivieren und Cassius bläst die Mundharmonika dazu — oder Lutz, in den sie alle verliebt sind. Sie können hier Faun und Nixe oder Triton und Nereide im See spielen."

„Wieso? Ich habe nichts gemerkt!" sagte Wieke kurz und abweisend.

„Dann kommt es noch. Wir sausen zusammen in die Welt, alles frisch und neu wie für 'n Hochzeitspaar!"

Wieke stand auf und schüttelte den Kopf. „Ach nein, nicht nach Wilnau. Mancher verträgt Erdbeeren oder Krebse nicht, ich vertrage Tante Rina und Onkel Dolf nicht."

„Na höre! Sie sind ganz gut, so schlimm sind sie gewiß nicht!" Er war nun doch beleidigt und holte eine große Zigarre heraus.

„Sie haben mir meinen guten Papa, der ihnen als Justitiar des Werks viel zu großartig war, und seine letzten Schwierigkeiten niemals verziehen. Ich war ihnen von Anfang an verdächtig als Tochter meines Vaters, zu hübsch, zu elegant, zu besonders, nicht brav und bescheiden genug!"

Morgennebel im Manöver. Gemälde von Alfred Roloff

Wieke stand verlegen und schob am Tisch zerstreut und gequält Teller und Tassen zusammen. Sie hatte es schon wieder bereut, aber sie war nun mal im Zuge und irgend etwas Fremdes in ihr mußte heraus. Ach, die Heynks! Sie liebte sie nicht, aber das wußte man ja alles schon. Sie schämte sich, war beinahe den Tränen über ihre Gereiztheit nahe, deren Grund sie sich aber sehr klug und hartnäckig verschwieg.

Da stand auch Pipo, der ahnungslose Blitzableiter, nachdenklich und rauchte seine schrecklich große Zigarre. Er tat ihr leid, aber sie fand ihn von neuem etwas komisch und störend, so von Herzen lieb sie ihn wieder hatte. Sie nahm mit einer raschen Wendung seinen Arm und spazierte neben ihm. „Es ist heute ein schlimmer Tag, da soll man nicht reden. Wenn du wiederkommst, ist der Tag besser und das Geblüt wieder hell. Mach' dich aus dem Staub, dann bist du mich los. Ja!"

Er sah sie ernst prüfend an.

„Nein — nein — ich bin heute krank."

„Es muß da doch mal was geschehen oder geändert werden! Es ist vielleicht doch ganz gut, mal gemeinsam Inventur zu machen — allein tut man es schwerer."

Da sah sie ihn groß an und wurde ein wenig blaß. Aber er merkte es nicht.

Hyma und Blanka unter breiten, koketten Gartenhüten kamen draußen mit gefüllten Beerenkörben, sie sangen etwas und taten ländlich. „Die Nereiden," sagte Pipo.

„Aber sie baden ja gar nicht. Blanka ist blutarm, und Hyma hat die empfindliche Lungenspitze."

„Sie werden schon noch, wenn der Triton ins Muschelhorn stößt. Kümmerliche Leute, aber große Herzen."

Sie wandte sich ab. „Habt ihr alles?" rief sie am Fenster den Freundinnen zu.

„Es wird genügen. — Dürfen wir zum Lohn ein Stück mitfahren? Wir bitten, liebster Herr Landrat! — so wie wir hier sind, Wieke —" die schwankte, sie hatte im Haus zu tun. „Nicht weit."

„Bitte, meine Damen. Bitte sehr, bis ans Ende der Welt," sagte der Pipopascha.

Triton und Nereide

Von Pipo war eine kurze, aber herzliche Karte gekommen. Er war in den starken Armen Tante Rinas und Onkel Dolfs gelandet. Nun also. Sie würden ihn mit frischem Familiengarn umschnüren.

Wieke ging durch die Stuben und sah überall streng nach dem Rechten. Dann weilte sie in ihrem Schlafzimmer. Eine Glastür führte gleich in den Garten hinaus, Sonnenschein flutete herein.

Es gab hier Wichtiges und Schwieriges zu rechnen und zu schreiben. Neben dem Schreibtisch stand wie ein Fenster ein Spiegel auf zwei gekrümmten Mahagonibeinen, in dem man einen Teil des Zimmers übersah, sie brauchte bloß den Kopf zu wenden. Eine fremde Dame saß in dem Glas, so schien es ihr. Ein paar Fältchen an den Augen, die sonst nicht statthaft waren, war das Morgenlicht zu grell?

Sie setzte sich anders und gerader und spürte ihren Körper dabei; der war noch schön, schlank, straff und stark, sie spürte's wie ein Glück unter dem knisternden Gewand.

Einmal dachte sie mütterlich und ein wenig mitleidig an Christel, während sie bedächtig ihre Zahlen schrieb und rechnete — die war herb und verschlossen. Komödie? auf Eis gekühltes Programm? Schließlich war alles doch des Mannes und der Kinder wegen da, nach einem metaphysischen, urhaften Willen. „— siebenundfünfzig — achtzig — neunzig —" sie — Christel — würde heute vormittag den Mijnheer van Goudsmit mit seinem Gastfreund Linus Zech in ihrer Kranken- und Kinderherberge empfangen . . . „— sieben — fünfzehn — vierzig — nein, neununddreißig — falsch — also nochmal —!" . . . Ob der holländische Moritz ein Gottgesandter war und nicht bloß der alten Bilder wegen schon wieder bei Herrn Linus saß? Sie lächelte und machte einen kleinen, festen Strich mit einem Lineal aus Schildpatt.

Fertig. Wieke faltete die Hände träge im Schoß und sah nach dem Fenster. Draußen riefen und sprachen wieder Hyma und Blanka. Es war bald Badezeit; sie pflegten im Kahn mit Wieke hinauszufahren und dann Wiekes morgendlichen Künsten kritisch zuzusehen.

Tick, tick plapperte die Uhr. Wieke rührte sich nicht. Plötzlich schloß sie ein Schreibtischfach auf und begann zu kramen. Sie tat das selten, fast nie, sie bekam davon nervöse Fingerspitzen.

Briefe von den Eltern, Gedichte, sogar eigene — o wie gefühlvoll . . .! Aber der Mensch ändert sich wenig. Abgeschriebene Noten, eine Zeitungsnotiz aus dem Winkelblättchen über ein Schulkonzert: Wieke Gilm, Selekta, sang mit schöner, eigentümlich leidenschaftlicher, hier und da rauher

Stimme, die an den bewegtesten Stellen nicht völlig Takt hielt, höchst talentvoll und zukunftverheißend, sie erntete begeisterten Applaus . . . Das stammte von Oberlehrer Putzke. Man bekam kranke Fingerspitzen und wurde traurig im Lächeln. Draußen sangen und pfiffen Gegenwartsvögel und schwatzten die Freundinnen. Kasten zu — dachten die stöbernden Hände und hielten einen Brief von Lutz Kilian. Er hatte ungewöhnlich hübsche Briefe geschrieben — nein, nicht viele — mit einer eilenden, reifen und beschwingten Handschrift, die damals etwas an die von Strauß oder Wagner erinnerte — Zufall oder sonstwas.

Noch mehr Briefe oder Zettel, lustige und ernste. Eine lächerliche Blume, ein kleiner Wacholderzweig, ein paar Takte auf einem herausgerissenen Notizbuchblatt, ein reizendes Motiv auf den Text: Wieke ist böse — con espressione, ma non molto! Und dann — o nichts weiter; bloß eine verlegene, böse und gleichmütige Heiterkeit.

Die Sonne lag auf ihrem Kleid und reizte mit einem sengenden Duft.

Lieber alter Pipo, du solltest hier auf den Tisch hauen, und Onkel Dolf und Tante Rina die Zähne und die Zunge zeigen — sie wurde rot; ach, so war es ja gar nicht! Es fehlte bloß manchmal ein Duft, ein Taumel — als käme nichts anderes mehr! Sie war verdreht. Sie hätte doch mitfahren sollen und selbst die Zunge herausstecken und auf den Tisch hauen, lachend und höchst verständig. Man wurde dünnhäutig unter Pipos streichelnder Hand und in seiner friedlichen Hütte.

Sie warf alles ärgerlich zurück, schlug zornig das Fach zu und eilte hinaus.

„Lustig! Es ist Zeit — ihr solltet mal mitmachen, ihr schwächlichen Kahn-Nereiden!"

Aber als sie gleich darauf dem See zuspazierten, tauchte wirklich der Triton auf. Eine Baderolle unterm Arm, mit Spazierstock und ohne Strohhut. Hyma und Blanka machten helle Ferienaugen, ihnen war alles Ereignis. Wieke beachtete den Herrn nicht sonderlich, blieb gar nicht stehen.

„Hallo. Guten Morgen, ihr Damen!" rief er. Was fiel ihm ein? Er schwamm sonst gelegentlich erst am Nachmittag mit Apitsch, weitab im See. Er arbeitete wieder, er brauche den Morgen, wie er ernst und verschlossen bekannt gegeben hatte; war zerstreut und erhabener Meister. Er war jetzt auch manchmal in der großen Nachbarstadt mit Roebel und Flintsch zusammen . . . Auch mit Daniela Abel, der Sängerin, die er von früher her kannte, und mit andern; leutselig. Wichen die düsteren Schatten aus seiner Seele? Sie gönnte 's ihm, auch Daniela, die nicht mehr ganz jung war, ach wie gleichgültig! Sie schritt leicht und langsam und fühlte den heißen, stillen Morgen.

Der Triton kam elastisch heran.

„Du badest, Wieke?" Natürlich wußte er das!

„Wir wollen jedenfalls ein wenig aufs Wasser."

Es war durchaus nicht nötig, daß sie auch heute schwamm. Aber es würde ihr fehlen, denn sie hatte sich auf die Erfrischung und Kraftentfaltung gefreut. Übrigens: der See war groß. Und wenn es anders wäre — dann wäre es keine Katastrophe, man fiel nicht mehr vor einem nackten Bein und Arm in Ohnmacht und Empörung. Bloß Pipo war im Wiekepunkt etepetete, landrätlich oder — eifersüchtig.

Die beiden andern, Blanka laut, Hyma verschwiegener, wünschten auch ihn mit hinauszurudern und seine Kühnheit zu bewachen. Wieke fand das nicht eben nötig.

Doch Lutz ging, heiter sein Laken schwingend, schon wieder davon. Ihm selbst schien die Gesellschaft keineswegs so wichtig. Nein. Er hatte auch auf dem Weg hierher wieder sehr gute Einfälle gehabt, war alle zwanzig Schritte stehengeblieben, um etwas zu kritzeln — Das war jetzt oft so, wenn er ins zitronengelbe Pipohaus pilgerte oder wenn ein anderes gemeinsames bukolisches Unternehmen bevorstand, das belebte ihn eigentümlich. War ein altes Zentrum berührt — eine geheime Erregung geweckt? A bah! Spiel einer unergründlichen Erinnerung, fast ein Spaß — und von ihrer Seite offenbar ein wenig Strafe und evalistige und rachsüchtige Prüfung ihrer Macht — und letzte Abreagierung. Hoho! er lachte geschmeichelt und stelzte eitel und stattlich bedeutend dahin. Aber es tat ihm guten Dienst, er würde es nach alter Art noch weiter nützen und gebrauchen; er summte schon wieder und ließ sein Laken Karussell fahren. Gott, diese Luft über Wiesen und Wasser, paradiesisch leicht, man taumelte und tönte in der Sonne mit den Fliegen und Käfern, Pan sang und flötete. „O falterleichte Welt der Morgenstille . . ." er sang es; hübsche Kleinigkeit, sehr hübsch, und pfiff höhnisch eine gehässige, grelle Kadenz dazwischen, unmöglich schrillende Terzen.

Und Pan sang über das Wasser hin. Libellen schwebten wie opalisierender Rauch, standen still und lauschten. Vögel jauchzten im Busch. — In den Rohrkolben rauschte es. Stieg Pan ins Wasser? Er sang lauter mit starkem, weithin tragendem Bariton. Er war schwarz und gelb gestreift, wie eine Raubtierwespe, schlank und bartlos und sah

prachtvoll menschlich und beinah glücklich aus. Er schlug Gischt auf, tauchte wie eine blitzende Robbe und sprudelte wie ein unsichtbarer Wal. Dann lag er wie tot und schien in die blaue, weißglühende Sphärenwelt hinaufzubeten.

Der grünblinkende Kahn zog schlank hinaus und sang ebenfalls, hoch und lieblich zitternd, fern. Pan lauschte. Tücher und Schleier flatterten ... auch dort sprühte Gischt. Eine schwarze Kappe schwamm wie eine Kugel still und einsam. „Lalai lala — o, seligsüßes Element, das dich und deine Wonne trägt," schienen die Damen zu singen, die weite, schimmernde, schwirrende Luft trank verliebt die Worte von den zärtlichen Frauenlippen — lalai — lala — Pan legte sich auf den Rücken, stampfte mit den Beinen wie ein Raddampfer und kümmerte sich um nichts mehr. Ich bin ich, nichts ist außer mir. Lalai — lala. Da setzte er das Muschelhorn an, die Handhöhlen — der Triton, und blies. Hoho — ho — ho! Die schwarze Kappe schwamm stetig, ein weißer Arm blitzte. Der Triton ließ das Horn sinken und stürmte davon, in einem wilden Rausch der Bewegung.

Da war Lutz am Kahn, blank und triefend, der Seegott. Er griff um die Planken, das Schifflein tanzte, Blanka schrie und haschte nach seinen nassen Händen, Hyma lächelte. Wieke aber schwamm schon weit drüben. Dorthin, wo in verklärter Ferne silbern blitzende Weiden und Urwaldbäume auf einer spitzen Inselzunge standen; das war immer ihr Ziel und ihre Rast.

„Sie bekommen sie nicht mehr, Meister," sagten die Damen und lachten. Er dachte gar nicht daran. Sah gar nicht hin. Er tauchte unter dem Kahn weg. Kam hoch, atmete gewaltig und war dann völlig verschwunden. Lalai — o Gott, wo war er hingesunken? Sie suchten bestürzt und blaß, bogen sich vor und sangen sirenensüß und wild beklommen.

Weit drüben kamen sehnige Arme hoch und ein Kopf.

Aber Wiekes Kappe glitt nun näher und näher der Spitze der Munkeinsel zu. Vor ihr war es schattig, abgründig und kühl, und das tief herabhängende Gebüsch bot viele bergende Winkel. Darunter war es ganz still. In dem Urgebüsch oben zwitscherte es verträumt, Nestvögel erzählten sich etwas, ein Vogelweib zankte schrill über den allzuflüggen Mann zükzükzük! und der Papa beschwichtigte sanft und verlegen.

Doch Wieke stieg nicht hinauf in die grüne Wildnis. Ihr Herz schlug. Sie war zu rasch und zu gewaltsam geschwommen, nun war sie davon erregt. Sie hielt sich an einem herabhängenden Zweige fest, der scharf nach Zimt duftete und Arme und Schultern mit seinen winzigen Blütenblättchen gelb färbte. —

„Da bist du ja, Wieke," sagte ein aus der Tiefe auftauchendes, triefendes Seegeschöpf.

„Ja. Was willst du hier? Hier werden keine Besuche empfangen."

„Hier ist — Prosperos Zauberinsel." Er sah sich verzückt und geheimnisvoll um.

„Wir wollen wieder zum Kahn."

„Ach, diese Damen mit den hungrigen Augen und dem herzbrechenden lalai — la — la. — Wie bist du jung, Wieke, mit deiner Mütze!" rief er.

Er sah sie lachend an und nahm furchtlos ihre Hand. Ein Rohrvogel schrie in diesem Augenblick und warnte eindringlich. „Wir wollen ein paar Minuten halten, das Tempo war auch für mich etwas scharf; aber ich mochte die Damen Hyma und Blanka nicht enttäuschen!"

Auch er atmete rascher, sie standen in einem Sonnenstreifen, der den kühlen Schatten durchschnitt und die Haut köstlich brannte. „Wie jung und schmal," wiederholte er lächelnd und beunruhigend selbstvergessen, „— wie — wie damals! ... und der Munkesee ist neutral wie die Wiesen oder der Garten!" Er hob den Finger und lauschte wieder verzaubert. „Ariels Stimme — hörst du sie, Miranda? — —" Sein Gesicht strahlte in einer Spannung, die im nächsten Augenblick nicht mehr ganz diesseitig und die seltsam streng war.

O ja — und höchst wunderbar — der ‚Sturm' — des geliebten Briten ‚Sturm', der lag ebenfalls schon seit geraumer Zeit unter toten Gesteinsschichten in seiner Phantasie bereit ... und nun stieg er plötzlich mit einer strahlenden Herrlichkeit in ihm auf — Finsternis, Menschenqual und Lebenshaß, überglänzt von seligleichter Heiterkeit und Lust — und Calibans fletschendes Bellen verklang.

Lutz hob mit flügelnden Fingern übermütig die Hände, als wollte er fliegen oder etwas fassen, und sein Auge blickte weit, — ach, ach! er wußte nur zu gut um diese jähen Augenblicke spendender Magie, nur allzuoft trogen sie, versanken sie ... Er sang und schlug das Wasser und lachte, höchst unsinnig, so daß Wieke zu innerst erschrak.

Auch Wieke spürte etwas von seinem wunderlichen Rausch, in dem er wirr phantasierte, ein Funken des närrischen, musischen Blitzes sprang auch auf ihre empfindlichen Sinne über. Was war denn los mit dem sonst so gemessenen Herrn, das war entschieden kein statthafter Zustand. Er benahm sich ungebärdig und lärmend wie ein Irrsinniger, nicht

wie ein gereifter Meister und malader Lebensfahrer.

Die Calibandommel schrie und Vogel Ariel flötete. Ferdinand=Prospero=Lutz lag mit Nase und Ohren im Wasser, hörte nichts, es brauste bloß in ihm und klang.

„Das gehört unbedingt nicht hierher," gebot dann Wieke bestimmt. Es war ungewiß, ob er es hörte, obwohl sich eins seiner Ohren aus dem Wasser hob. „Was willst du mit Miranda? Ich bin Wieke Heynk."

„Seid Miranda, so ohnegleichen, so vollkommen ihr...!" zitierte er stark und innig.

„Bitte keine falschen Vokabeln," sprach sie kühl und streng.

Da legte er sich auf die Brust und sah zu ihr auf. Die Dame. Die Dame mit der schwarzen Mütze. Das heiße Sonnenlicht schauerte auf dem Wasser. „‚Miranda — in der Tat der Gipfel der Bewunderung', sagt der heilige William."

Sie schwamm dicht neben ihm am Ufer hin, ganz ruhig und kühl. Seine Hand, sein Arm berührten sie einmal, das war unvermeidlich im nassen Element. Das Wasser war wieder kalt und glatt, wie grüner Atlas. „Wer ist Miranda?" fragte sie nach einer Weile mit tieferer Stimme, die aus der Schwimmbewegung kam, und weil sie den Mund dicht überm Wasser hielt. „Ich erinnere mich bloß dunkel; ich habe es vergessen."

„Es ist gleich. Ich sag' es dir einmal. Kein irdisch Wesen — später — vielleicht. Ach Wieke — —"

„Was nun wieder?" Aber es klang so, als ob sie böse würde.

„Es ist köstlich. Bloß das. Eden im Element. Man spürt Entfesselung. Man ist ganz wahr und sieht sich selbst bis auf den Grund wie diesem grünen klaren Wasser. So ist das. — Ich glaube, Wieke, — wir haben damals eine furchtbare Dummheit gemacht!"

„Wir?" Nun lachte sie rauh überm Wasser.

„Ich, ich. Mea maxima culpa."

Sie verschluckte Wasser. „Wir kehren hier um," befahl sie.

„Der Kahn ist mißgünstig, neugierig und sentimental mit Selbstbetrug gepolstert wie ein Mädchensofa." Lalai — la — la —, dort glitt er sacht heran über dem Wasser.

„Wir schwimmen jetzt hinaus und du empfiehlst dich nach deinen Gestaden."

„Nach meinen Gestaden? Sie schrecken mich, sie sind rauh, finster und einsam. Ariel hilf, Prospero hilf! Ach Wieke, ein paarmal schien mir, — als ob auch du mich mit früheren, sich nachdenklich erinnernden und lebhaft gegenwärtigen Augen ansähest. Zu Hohn und Strafe natürlich. Aber du hättest es lieber nicht tun sollen —!"

So war der Augenblick. So war er selbst und immer. Er war allein auf der Welt und duldete und sah nichts anderes neben sich, vergaß es, weil es ihm so beliebte. Er lag wieder auf der Seite, um sie mit seinen hellen Augen besser sehen zu können. So redete er leise, wie zu sich selbst.

Sie blickte scharf geradeaus. Die Büsche hinter ihnen wurden kleiner, da war wieder das breite, blitzende Wasser, fern der Kahn — lalai — la— la — das Haus. Alles vertraut und winzig, fern, als hätte man es für eine Weile stehen gelassen und vergessen, war es noch da? — Merkwürdig und hübsch!

Er kam ihr nahe, als wollte er ihr schroff den Weg sperren oder bloß den Kahn noch nicht sehen. Und da neigte sie sich wie im Zufall der Bewegung und doch mit einem geheimen Übermut und Triumph über sein erregt gespanntes Gesicht. „Dummer Lutz," sagte sie lächelnd und ruhig, ihre Stimme war warm und tief.

Aber da bog er sich hoch und küßte sie mitten auf den warmen Mund über dem kühlen Wasser. Nun war der Augenblick erst wahr und gewaltig. Es war der Mund von damals, plötzlich unvergessen — Wieke, Miranda, ein Wunder — mehr davon! Mehr — — der Triton hob sich stürmisch und triefend.

Wieke sah es mit strengem, furchtsamem Blick. Auch sie war blaß geworden. Triton und Nereide. So hatte es Pipo doch nicht gemeint! Sie mußte bei der Erinnerung fast gewaltsam ein Lachen unterdrücken und zog sich in den Schultern zusammen. Was hatte sie getan? Ihr Herz pochte — auch unter der aufspringenden Furcht. Mußte es ernst und tragisch genommen werden? Ach nein! sie bog sich stark zurück, und in ihren Augen war noch eine Starrheit.

„Gut," sagte sie ruhig. „Es war wohl noch etwas Falsches zwischen uns, unter allen gleichmütigen Worten. Das ist der Abschluß. Offener Friede, meinetwegen Freundschaft. Ich wünsche keine Dummheiten mehr, guter Lutz. Das soll keine gewesen sein und steht als Finale zwischen den Kapiteln. Ich habe und wünsche jetzt keine Geheimnisse mehr und habe meinen Mann sehr — lieb. Hallo!" rief sie hell. Sie waren sacht vorangetrieben. „Wir kommen!" rief sie über das Wasser, daß ihre Stimme hallte. „Fahrt auf uns zu, Blanka — Hyma!" Lalai — la — la.

„Bist du des Spiels so sicher, Wieke?"

„Spiel?!" Sie zog die Brauen hoch. „Ich spiele nicht. Wir wollen wie vernünftige Leute reden. Wir sind beide zu erfahrene und ernsthafte Menschen."

„Du sprichst so hübsch, Wieke."

„Nun denn —" fuhr sie mit rasch auffahrendem Stolz seinen Spott aufnehmend fort, „man kennt seine Abgründe vielleicht selbst nicht in jedem Augenblick, dann solltest du mir also die kleine Rache und Strafe und ein gutes, gemütliches Lachen hinterher wohl gönnen!"

„Zu klug. Dein Mund sprach im Schweigen anders, dein süßer, königlicher Mund, Miranda!"

„Höre, das verbiete ich dir —!" Sie sah ihn groß und streng an und schwamm dann stumm von ihm weg. Das Wasser rauschte unter ihren Armen, sollte noch lauter rauschen; über aller Kühle pochte ihr Herz.

Lutz blieb ungerührt ein Stück zurück. Lalai — la — la — diese gewissermaßen stehengelassenen Damen im Kahn waren ihm für den Augenblick unsympathisch.

Er wünschte jetzt selbst etwas abklingen zu lassen, wollte Einsamkeit und sich selber. So rief er und sang er das Mozartsche „Addio — addio —!" über das Wasser und schwamm, ohne den Blick zu wenden, einfach davon. Und als er sich nach einer langen Weile auf den Rücken legte, dem lieben Gott und der Sonne ins Antlitz sah und den Kopf hob, da schimmerte weit drüben eine vestalische Gestalt in langem, hellem Mantel zwischen den Blumen und Büschen des Pipogartens und verschwand. Das tat weh, das tat doch ein bißchen weh — das tat unerlaubt und seltsam heftig weh. —

Eine kleine halbe Stunde später wandelte der Meister gemessen zur Juchhee zurück und stieg dann die alte, gemütliche Treppe empor.

Oben angekommen in seiner Klause griff er nach kurzem, brütendem Zaudern und Umherlaufen finster widerstrebend und dann langsam und beglückt aufatmend nach seinen Manuskripten — Gott sei Dank, sie waren noch da! Miranda versank, war bereits verblaßt und versunken. Das hier tat gut, das war schon lebendig vorhanden, das tat außerordentlich gut, durchwärmte ihn und erfreute seine Seele.

Ja — das hier war Leben, Gegenwart und reifende, strotzende Gestalt, das beglückte ihn. Für Miranda wäre übrigens Wieke doch etwas zu alt gewesen — erheblich zu alt, sie war erfahrener, wundervoll und bestürzend reif! Eher Christel — aber anders — sehr viel anders! . . . Gleichgültig und erledigt.

Er saß noch eine Weile, ruhig atmend und sinnend und tat eigentlich nichts.

Und dann entschloß er sich, zu Onkel Rochus hinabzuwandeln, den er heute noch nicht begrüßt hatte, und weil er zu einem ersprießlichen und wahrhaften Arbeiten nun doch zu faul war. Er war müde, und sein Blut war warm und schwer vom Baden und von der Erinnerung.

Mijnheer Mauritius, Quendelmeyer und ein Ständchen

Gottlob!" sagte Christel Heynk und schwang sich in geschlitztem Lederrock auf ihr Motorrad; Männerhosen schienen ihr nicht nötig für eine Kinderärztin. Sie hatte schweren Dienst gehabt: ein paar Fürwitzige hatten die Nasen zu früh ins Leben gesteckt und waren dafür in Trikot, Wolle und Federn gepackt und förmlich in den Ofen geschoben worden.

Tacketacke! sang der Motor. Auf den Feldern knisterte der Roggen in der Sonne, alles gelb; am Entenpfuhl stand ein Storch auf gravitätischen, roten Beinen mit biederlangem Schnabel — aha, mein Junge! deine Voreiligkeit kommt vom guten Leben!

Sie hatte in der großen Nachbarstadt Wichtiges für sich und für ihre Kinderabteilung zu besorgen; man mußte den Leuten und Handwerkern immer mal auf den Nacken springen.

Tacketacke — tack — tack — tack — Nanu? Die Maschine wackelte, puffte und blieb stehen. Schöne Geschichte. Christel verstand auch davon etwas, aber sie machte sich aus solchen Unterbrechungen nur wenig, man färbte sich bloß die Hände schmutzig und kam nicht vom Fleck. Also wieder die Zündung. Sie schleifte das Rad an den Straßenrand zwischen Nesseln und gelbe Königskerzen, in denen Hummeln brummten, sehr hübsch und behaglich, aber Christel war wütend. Sie war stolz und fröhlich dahingeschmettert und hatte es verdient — Handschuh ab — Ärmel hoch! . . .

Doch da kam hinter ihr ein anderer, ein großer Wagen geknattert und staubte die Welt mitsamt Christel ein, pfui Teufel, und darin saß friedlich Herr Mauritius van Goudsmit, natuurlijk.

„Panne?" fragte er besorgt und heiter und bog sich weit aus seinem Wagen herüber.

„Es sieht so aus," erklärte das verhinderte Mädchen. Da stieg er schnell heraus, und sie steckten beide eifrig und nachdenklich die Köpfe zusammen. Der seine roch gut nach Tabak und — nun ja Seife wahrscheinlich, denn für Haaröl hatte er nicht allzuviel Verwendung.

„Een beetje kapot," stellte er noch einmal unwiderleglich fest. „Was wollen Sie sich

quälen, Fräulein Doktor. Sie wollen in die Stadt? Wir laden die Maschine auf, Platz genug für uns alle, bitte schön."

Und nun federten sie wie auf einem sanft bewegten Klubsessel nebeneinander davon.

„Wie geht es den kleinen Herrschaften?" fragte Mijnheer van Goudsmit zufrieden.

Sie erzählte von den Neuesten und Voreiligen. „Einer saugt schon an der Tropfpipette."

„Haha! Prachtig. Hier sind fiftig Mark für ihn und für das Saugen, Fräulein Heynk." Sie nahm lachend den Schein und hatte den Geber herzlich lieb.

Mauritius war ein blühender Mann, ein paar Jahre jünger als Pipo, das Leben spritzte ihm aus Gesicht und Augen; er trieb, wie er gern erzählte, viel Rasensport, das machte ihn in jeder Bewegung behende, sogar anmutig, obschon er etwas breitbeinig einherschritt; dazu äußerst gepflegt, eine gesund durchblutete, frische Haut bis zum blonden Bürstenschopf hinauf, nein, sehr viel Haar war nicht da, aber das machte ihn bloß jünger. Er sprach flüssig deutsch, rasch und rund stürzend mit gemütlichen Rachenlauten und Lachtönen: sein Urgroßvater stammte aus Coswig und hieß damals Gutschmidt, was er munter zugab; er liebte die alte Heimat, ein freier, sympathischer Mann mit einem Palladium fröhlicher Sicherheit, der viel wußte und sich um alles kümmerte.

Vor ein paar Tagen hatte er, wie es erwartet worden war, bei Pipos Tee getrunken. Pipo selbst war leider noch verreist.

„Was haben Sie für eine mooie — schöne Schwägerin, Doktor!" hatte Mijnheer Goudsmit später im Garten zu Christel gesagt. „Gefällt sie Ihnen?" „O — sehr gut. Ist sie krank?" „Warum?" „Sie ist een beetje blaß." — „Sie ist ganz gesund."

Nun saßen sie durch Zufallstücke wieder beisammen und freuten sich aneinander. Mijnher hatte in diesem Jahr, wie es schien, langwierige Geschäfte in Deutschland abzuwickeln, jedenfalls sprach er gelegentlich von einer noch fernliegenden Heimkehr; das alte Linuschateau war vorderhand sein Standquartier. Der Dynast selbst hatte einmal vor vielen Jahren, als Mauritius noch ein Jüngling gewesen, auf Java als Gast des väterlichen Goudsmit geweilt — ein alter Freund.

„Also — Sie sollten bald mal nach Holland kommen, Fräulein Heynk! Wann? Bei uns in Holland wird es Ihnen gefallen. Sie passen hinein. Wonderbaar. Ich werde es Ihnen präsentieren."

„Gut, ich komme einmal, Mijnheer. Ich komme sehr gern. Ich kenne Holland noch nicht." Später, beschloß sie.

„Also wir besprechen es noch, Fräulein Heynk!" O, auch er hatte wohl Zeit und überstürzte nie etwas. Sehr gut.

Da begann schon die kühle Platanenallee der Eremitage vor der Stadt. Mauritius war betrübt, daß er in der Stadt nicht mit Christel würde aussteigen können, er mußte gleich wieder weiter und würde erst in ein paar Tagen zurückkommen. Es war nicht seine Art, nach Laune einen Entschluß zu ändern. Er sah nach der Uhr. „Ich habe um fünf eine Besprechung. Das ist sehr störend. Also bis auf das nächste Mal, Fräulein Heynk. Wir müssen einmal eine lange Fahrt zusammen machen; zeker! Auch die andern Damen werden dafür zu haben sein. Und der Herr Landrat kommt in diesen Tagen zurück. Mir außerordentlich sympathisch, Ihr Herr Bruder, in de hoogste mate sympathisch!"

Dann ließ er halten und stieg mit ihr aus, schüttelte ihr kräftig die Hand und fuhr gleich darauf wieder davon, indes er noch einmal die Mütze schwenkte, so daß sein blonder und rosiger Schädel glänzte.

Christel stand mit ihrem Rad ein bißchen einsam und verlassen am Wege. Sehr verständig, dieser holländische Moritz. Vaarwel, mijnheer. Good bye. Wiedersehen. Sie stieß einen Seufzer aus, aber er galt mehr ihrer Maschine und ihren Geschäften.

Sie eilte durch die mittagheißen Straßen, auf die die Ladenmarkisen Schatten warfen; trat hier und dort ein und kam nach einer Weile mit Paketen wieder heraus. Auf dem Goetheplatz blendete weiß in einem Kranz von Linden das neue Theater, sehr groß, viel zu groß; davor warf der Marmorgoethe einen schwarzen, einsamen Schatten, in dem ein Volk Spatzen pickte. Es schien die einzige Aufgabe des heroischen Denkmals zu sein, Schatten zu werfen.

„Christel!" rief es da gewaltsam aufrüttelnd über die Straße her.

Sie erschrak mächtig wie schon einmal vor Wochen und sah sich um.

Das war in der Tat wieder einmal Lutz Kilian da drüben auf dem Plattengang. Er ging mit Roebel und mit anderen lärmenden Herrschaften, auch Damen waren dabei, Daniela Abel, die Diva, sehr groß und leidenschaftlich dunkel, bis hier herüber gepudert, sie war noch schön, sehr elegant, ihre Stimme war groß, in der Höhe zu scharf — sonst wäre sie wohl in Berlin geblieben! Christel blieb abwartend stehen und sah hinüber. Roebel winkte mit dem Strohhütchen, und sie dankte herzlich. So mußte also der Meister auf langen Beinen mit weißen Gamaschen herüberkommen; die weißen Gamaschen machten

sich recht selbstgefällig bei dieser Straßenpromenade.

„Was tust du hier, Christel? Wir wollen Kaffee trinken."

Sie dachte nach. „Ich weiß nicht."

„Nein, die kommen nicht mit. Wir aßen zusammen. Ich hatte eine Konferenz mit Roebel wegen der Festspiele im Herbst — man will da auch von mir was Älteres abstauben —" Ja das war schon bekannt. „Und dann war ich beim Zahnarzt, heldenhaft. Daniela muß mit Roebel und den andern noch irgendwo probieren. Wir fahren dann zusammen, Christel!"

Er sprach eifrig wie ein Tagebuch, es ging sie doch nichts an, was er und die andern hier trieben. Sie stand sehr schlank in der Sonne, sehr blond, jung und frisch; wie gekühlter heller Wein, blumig und würzig, mußte sie schmecken, er hatte eben so ein paar Gläser getrunken und hatte den herben Würzgeschmack noch auf der Zunge. Sehr köstlich und frisch in dieser prallen Sonne!

„Ich habe mein Rad hier. Ich hatte eine Panne. Mijnheer Goudsmit lud mich auf."

Lutz pfiff und war schon wieder in seiner blanken Laune und Wiedersehensfreude gestört. „Wo ist der Moritz?"

„Weg."

„Also gehen wir. Ich begleite dich. Wiedersehen ihr da drüben —!"

Er winkte gnädig, verbeugte sich liebenswürdig und huldvoll, wohl vor Daniela, und drehte sich gleichmütig um. „Los, Christel. Das ist famos. So wir zwei, das war noch gar nicht da, und so etwas ist immer das Feinste. Da hätte sogar der liebliche und herzhafte Moritz gestört — er ist schrecklich gesund."

„Das ist ein Vorzug."

„Findest du? Gesund ist auch ein Sperling. Naja, du Doktor." Er pfiff wieder ziemlich jungenhaft und unerzogen. Auch er sah sehr jung aus mit seinen stahlhellen Augen, die noch heller waren als die Christels.

Es war fünf. Bei Quendelmeyer war allerhand los. Der Raum war feierlich wie eine Kapelle und mystisch dämmerig wie eine Krypta. Alles violett oder pfaublau mit jadegrünen Tupfen, das Oberlicht, die Lampenschleier, die Teppiche und Sessel, die Menschen. Es gab nicht bloß Studenten hier, auch Künstler, Musiker, sogar Dichter, vor allem Herren, jüngere und ältere, die Geld ausgeben konnten, bemerkenswerte Frauen und Mädchen mit dem letzten Schrei an den Beinen und überall.

Christel trank mit Behagen in kleinen Schlucken ihren guten Eiskaffee. Etliche schlanke Paare schritten, drehten und bogen sich, in die Rhythmen geschmiegt, auf dem pfaublauen Teppich, die Gesichter waren ernst und hochmütig, wie voll Weisheit, die gepflegten Hände der Damen mit den großen bunten Ringen waren bleich. Die Musikanten waren nicht übel, aber ihre Musik war bloß hämmernder Rhythmus, kaum ein Einfall, heiliger, seeliger Johann Strauß! Lutz hörte sie gar nicht. Geräusch.

Er betrachtete die tanzenden Damen und aß mit Genuß ein Stück Torte, die nach Rum schmeckte. ‚Ja — Christel riecht hier wie gutes, duftiges Weizenbrot', dachte er. „Ich werde immer bald nervös und melancholisch an solchen Stätten. Schon als ganz jungem Menschen ging es mir so. Eine Haftpsychose. Aber ich könnte auch über die Musik weinen. Man ist zusammengepfercht, die warme Luft mit ihrem fetten Geruch — das ist alles zu nahe, beengt aufdringlich, wie ein dickes, wollenes Hemd. Nein, Menschen sind bloß in der Ferne gut. Ich will allein sein."

„Ach wo," sagte Christel und sog mit hohlen Backen. „Du beobachtest dich nur zuviel, so wie unser Freund Cassius. Der gibt auch gern Bulletins aus."

„Ich möchte lieber irgendwo draußen sitzen, in Belvedere, siehst du; unter Bäumen, an kleinen, braven, viereckigen Tischen mit flatternden, rotkarierten Decken, und die andern Tische nicht so nahe; unter Bäumen vertut sich das, lauter luftige, zufriedene Inseln. Du, Christel — wollen wir rasch noch 'rausfahren?"

„Wir sitzen hier ganz gut, Lutz. Nicht immer was anderes." Christel legte den Strohhalm, der schon rasselte, weg. „Wie geht es dir eigentlich? Wir waren lange nicht so allein beieinander."

„Danke; darüber spricht man nicht. Man lügt sich in eurer Luft Illusionen vor, Blankheiten allenthalben — Bezauberungen, und tut so, als ob man wieder arbeite. Ach ja, wollen wir darüber reden? Nimm noch ein Stück Torte. Die da ist vorzüglich — russische Torte mit Rumfrüchten." Er nahm den Teller und begann sie kurzerhand zu füttern.

„Das ist zu unbequem, danke dir. Und ich hätte auch lieber etwas ohne Rumfrüchte."

„Ach, du mußt immer streiten, Christel. Das tut mir weh. Du warst niemals enttäuscht und entzaubert —"

„Es wird nicht entzaubert, es wird bezwungen!"

Lutz lächelte und sah sie wieder an. Sie aß und trank wie ein richtiges Mädel und ließ sich gemächlich von dem straff und geschmeidig gebundenen Rhythmus überströmen, genoß auch das und den Anblick der Tanzenden. „Du bist doch eigentlich famos,

Christel. Weißt du, was ich vorhin unter dem ersten Druck dieser violettgrünen Luft von dir phantasierte — sie riecht wie frisches, köstliches Weizenbrot."

Christel hörte zerstreut zu und wurde rot. „Setz' es in Musik," sagte sie abweisend. Weizenbrot. Unglaublich.

„Sag' mal — ehrlich — bei dem Jazzgemecker hört es keiner, selbst wir nicht —: hast du schon einmal einen Mann geküßt — ich meine nicht Onkel Rochus."

Sie dachte sachlich nach, zog die seidigen Brauen zusammen, daß sie sich über der Nasenwurzel sträubten. „Meines Wissens nicht, Meister. Erotologie gehörte bislang nicht zu meinen Fächern. Interessiert mich auch nicht sehr."

„Merkwürdig. Du bist doch stark und gesund, als müßte dein Blut Melodien pfeifen. Und verdammt hübsch, du hast Momente, in denen du blühst —"

„Na nun hör' mal auf —! Und Momente. Bitte, ein anderes Thema. Auch das liegt mir nicht."

„Man sollte dich auf die Probe stellen, schon deinetwegen."

„Man? ‚Man' bemühe sich nicht. Von einer Quitte kann man keine Kirschen pflükken. Was ich beobachte und beobachtet habe — und dieses Untersuchungsfeld liegt mir einigermaßen nahe — verlockt mich persönlichst nicht allzusehr zu diesem neuen lebensnahen Studium, und ich glaube, das Examen ist beträchtlich schwer."

Sie war bei ihren spitzen Worten wieder um die blonden Augenbrauen errötet, welche Erscheinung Lutz Kilian mit Behagen bemerkte. Es mußte entzückend sein, hier den Funken zu wecken, das Staunen, die herbe Abwehr, den Kampf und das weiche, vielleicht rauhe und stürmische Sichlösen und Gewähren, sagte sich der vielfach enttäuschte und grundsätzlich gefeite Meister.

So plauderten sie in dem Kaffeetempel von Quendelmeyer, in dem hübsche weißbeschürzte und bebänderte Mädchen bedienten und die Jazzbandrhythmen quäkten und schrillten. Es wurde recht warm, und Lutz Kilian saß so sonderbar vertraulich an ihrer Seite, daß Christel sich langsam und fest verschloß. Sprach er auch so mit Blanka und Hyma? vielleicht, nein, das glaubte sie nicht. Oder mit Wieke? —

Sie machte ein nachdenkliches Gesicht. Er kam häufig in den Garten zu den Damen. Und die gingen gern zu Onkel Rochus oder waren heiter im Juchheegarten spaziert, so auch Wieke zuweilen, bis vor kurzem, allein; sie hatte einen Lustgang am Krankenhaus vorüber gemacht, unter der Juchheemauer hin, hatte eifriger als sonst zu ihr und ihrer Arbeit hereingesehen. — Warum sollte er nicht ebenso mit ihnen sprechen? Die Luft hier machte wirklich krank und traurig auf die Dauer, es war zuviel Unnatur darin und gewaltsames Wünschen. Sie sollten gehen.

Auch Lutz bewegte die Beine und griff zum Taschentuch. Die tragische Falte erschien über seiner Braue. Was schwatzte er da? Erst mit Daniela bei Tisch vorhin; jetzt mit Christel, dem Weizenbrot — daheim Wieke=Eva=Miranda — aber da war es, als sähe die plötzlich mit einem bösen Leidensblick zu ihm her, und er erschrak in seinem Magen oder Zwerchfell. Er bewegte die Beine heftiger. Das sollte zum Teufel doch besser aufhören, er hatte genug — genug — übergenug davon, er hatte abgeschlossen! War ein Abseitiger — aber mit einemmal siedete es wieder durch ihn hin, ein Schauer und eine Qual, daß sein Augenspiegel feucht wurde.

Es war diese Luft, diese verpestete, verwesende Kryptenluft.

Er nickte vergnügt, als Christel mahnend und fremd den Kopf hob. Jeder Zoll unmenschliche Doktorin.

Draußen atmeten sie auf und gingen gemütlich einher und freuten sich des Lichts und freieren Lebens.

„Ich werde nun mein Rad holen."

„Schade. Wir hätten heute auch in die Oper gehen können, Christel. Erst mal nach Belvedere, siehst du —"

„Nein, das läßt sich alles nicht machen. Tut mir leid. Ich habe noch Dienst mit Pipette und Nasenlöffel." Das interessierte ihn ganz und gar nicht, — kleine Katzen, Lurche, diese fremden Jören.

„Sehr schade. Ach, es war wirklich reizend, Christel. Danke dir herzlich. Es hat mir wohlgetan. Das muß und sollte bald wiederholt werden, sollte öfter wiederholt werden. — Gute Fahrt denn, da es nicht anders sein kann, und grüße Wieke."

Aber er vergaß gleich danach vollkommen, sie zu ihrem Mechaniker zu begleiten; denn es drängte ihn nun plötzlich, allein und mit großen Schritten nach Belvedere hinauszulaufen, durch herrliche Alleen und köstlich freie Natur und Luft zu wandeln und dort später allein den Zug zu nehmen und auf weichem Pfühl und bei vielleicht guten fruchtbaren Gedanken eine einsame Zigarre zu rauchen. Ein paarmal dachte er noch: ‚Du leckeres Weizenbrot! Du famoser — entzückender Kerl. Und doch ein Weib — ein fest und schwellend Weib — entzückend! Fahr wohl. Fahr hin.'

*



Schlangentänzerin. Bildwerk von Rudolf Marcuse

An diesem Abend verfiel Christel in ihrem Zimmer über dem Pipogarten in eine kurze, unwillige Meditation.

Dieser Lutz Kilian... Er tat, als wenn er jede Tür zum Heiligtum — erhabenes Wort! — aufmachen könnte, für jede einen Dietrich oder moderneren Bleistreifen in der Tasche hätte. Was hatte er sonst noch erlebt? Er war enttäuscht — entzaubert? — auch darin, und davon? O, sicherlich, nichts reichte an ihn heran, an seine Sphärenwelt. Der hohe und verehrte Herr. Er war nicht ganz vertrauenswürdig. Ein Mann, nun ja — nicht mehr ganz jung, höchst besonders, erlesen und — recht — sehr hübsch, so wie man es bei einem Mann mitunter nicht ungern hat, leidenschaftlich, reizbar, ein dionysischer Mann, erfreulich, besonders die Augen — ach Gott, Zigeunerprimas waren ähnlich so. Pfui, das war billig und unanständig, unter ihrem Niveau und Gleichmut; sie schüttelte heftig den Kopf und lehnte sich hinaus.

Wieke drüben hatte noch Licht, sie las an diesen Abenden manchmal lange oder trödelte zwischen ihren Sachen. Sie lebte seit ein paar Tagen behutsamer in lächelnder und zerstreuter Abseitigkeit. Auch . . . Besuch kam nicht oder doch wohl seltener. Macke schlug an. Da draußen schlich jemand.

Es war wohl der tückische Cassius, der nicht schlafen konnte und dichten mußte, anbetend vor Hymas hellem Fenster — heilig war der Ort, heilig —

Christel schloß kurz und fest das Fenster, zog die Vorhänge zu und griff nach ihren Hanteln.

*

Der Sonntagnachmittag war unheimlich heiß. Pipo, der gestern heimgekehrt war, saß in seinem grünen Zimmer mit den dunkeln Schränken, Stühle und Sessel standen um ihn her, auf denen zahllose Blätter, Zeitschriftenhefte und Bücher lagen. Er saß über langen Berechnungen, rauchte eine große Zigarre und war beschäftigt.

Blanka, das feine Brillenmädchen, lag in einem kühlen Lederstuhl im Musikzimmer und las, die langen Beine in den hellen Strümpfen hatte sie weit von sich gestreckt; Hyma, deren weiße Haut gegen die Hitze unempfindlich zu sein schien, schrieb draußen unter dem bunten Schirm Briefe. Christel, immer gescheit, hatte sich in einem schattigen Gartenwinkel, der feucht war, in eine Hängematte ausgestreckt und atmete langsam, daß ihre Hände auf dem Leib sich friedlich hoben und senkten.

Wieke saß in der kleinen Bibliothek und sah die neuen Bücherkataloge durch, die ihr Geheimbibliothekar Cassius Wende ihr besorgt hatte; es war vieles rot angestrichen und am Rande mit anspruchsvollen kritischen Glossen versehen. Ein unerbittliches Herrchen mit abseitigen Neigungen.

Wieke legte die Hefte weg. Wo waren die andern? Das war doch öde. Pipo hockte bei seinen gräßlichen Berechnungen, geduckt und emsig; er liebte es nicht, wenn man ihn dabei störte. Sie würde ihn nicht stören. Es war ihm übrigens schon wieder ein Brief von Tante Rina und Base Linda nachgekommen, der ihm ebenfalls zu schaffen machte und der, wie er vermutlich annahm, auch sie ärgerte und erregte. Da unten, auf Wilnau, schien sich das Leben zu einer kleinen Katastrophe zuzuspitzen.

Sie stand rasch auf. Draußen wurde es lauter. Cassius Wende ging über den Kiesweg und sprach mit Pipo am Fenster. Sie hatten heute morgen drüben im Hof und im Garten eine neue Brunnenanlage beraten; davon sprachen sie wieder, Wende hatte etwas gezeichnet. Die Damen tauchten auf, und Pipo hantierte laut an seinen Schüben, sie hörte es deutlich hier hüben.

Da kam er schon mit seinem raschen Schritt zu ihr herein. „Du liest? Wollen wir ausfahren? Wir trinken irgendwo Kaffee," sagte er mit flotter Lautheit. „Du bist mir zu still, Wieke!"

Er setzte sich an den Tisch neben sie und betrachtete sie scharfprüfend von der Seite: viel zu still! — schon gestern abend! Und dann — ach ja, da war ja auch wieder der fatale Eilbrief von heut morgen. Er schien ihn ungemütlicher als Wieke zu nehmen.

„Nein, heute sind zu viele unterwegs, das macht Staub. Ich werde dann ein Stück gehen. Ich nehme den Hund mit und Blanka oder Hyma und Cassius. Du gehst nicht gern ohne Ziel spazieren. Und du mußt ja wohl auch schreiben."

Er wurde rot. „Ach was soll ich schreiben. Ich muß sagen, Tante Rina — hat wirklich despotische Familiengefühle!" Er lachte. „Es handelt sich diesmal um Linda und ihren Mann —" Er rauchte stumm, streifte die Asche ab und betrachtete Wieke wieder flüchtig. Sie hatte ihn schon gestern und heute morgen nicht ganz geheuer gedünkt! Pipo wieselte unruhig um den Tisch herum.

„Der Teufel hole die ganze Geschichte!"

Wieke lachte. „Ja, das tut er nicht. Und gut, daß er dich nicht beim Wort nimmt. Es würde dich grimmig ängstigen."

„Ja — ja — ja!" Er lachte bekniffen mit. „Du mußt hier vor allem mal 'raus, Wieke —!" erklärte er plötzlich energisch.

Sie hob den Blick. Ein falterleichtes Bangen streifte sie. „Warum denn —?"

„Naja. Eben mal raus! Man reist eben. Du wirst mir zu still und zu schlank."

„Ich bin gern schlank. Ich habe für Fett nirgends Verwendung. — Vielleicht später, wenn unsere Gäste abgereist sind."

„Ach die!" Aber dieser Ton gefiel ihm schon besser. Weiß der Henker —

„Also bitte, wenn du schreiben willst, wir werden dich nicht stören," steuerte sie ab und machte Anstalt, zu den andern hinauszugehen. „Es handelt sich um Linda, deine Lieblingskusine — und früher einmal mehr."

„Ach was! Dummes Zeug! Eselei! Sei so gut, Wieke . . . das spielt schon gar keine Rolle!" sprudelte er vergnügt und ärgerlich hervor.

„Das spielt immer eine Rolle. Und du siehst, ich bin großmütig."

„Nanu — etwa noch eifersüchtig?" inquirierte er aus dem Mundwinkel und hielt den Atem an. Sie sah förmlich leidend auf. Eifersüchtig — und noch? Auf Linda mit vier Kindern. Tüchtig.

„Ich weiß es nicht."

Da lachte er schallend. „Schön, meine geliebte Wieke. Ich weiß so was zu schätzen. Aber wir wollen erst mal sehen, was die jungen unbekümmerten Leute da draußen treiben."

Es hatte sich ein Wind erhoben, der weiße Wolkenpakete über den Himmel schob, da war es gut, zu gehen.

Wer kam mit? Macke, der brave, behende Setter, ein Prachtkerl mit langer roter Zunge, Blanka? gut. Hyma und Cassius wollten mit dem Kahn auf den See —

Zwei Sonnenschirme, grün und rot, spazierten davon. Wieke unter dem grünen Zelt war anfangs in Gedanken, als ginge ihr noch was von dem Gespräch mit Pipo nach. Es war wieder etwas Merkwürdiges darin gewesen. — „Hyma war die verständigere, es ist noch sehr warm," sagte sie in das Schweigen. „Wir wollen nicht zu weit gehen."

„Sie ist mitleidig."

„Mitleidig? Das ist ganz gut."

„Das weibliche Mitleid liebt sich selbst," meinte die weise und gelehrte Blanka und verstummte. Macke aber sah aufgeregt einem Frosch nach, der mit entsetztem Quaken ins Wasser sprang.

Als sie eine Weile später auf dem Rückweg unter der Juchheemauer hinschritten, blieb Blanka unerwartet stehen und rief durch eine gewisse Lichtung zwischen den Baumzweigen unbeherrscht und klar zu den Fenstern hinauf. Wieke wollte es eben noch mit einer Würdemiene verhindern, doch Blanka unter dem seidenen Rosendach kam ihr zuvor, sie sang sogar, zu hoch, zu scharf und obendrein falsch, Susannes Schalkworte hinauf: „O säume länger nicht — sehnsuchtsvoll harrt deiner hier die Freundin — noch leuchtet nicht des Mondes Silberfackel — Ruh' und Frieden herrschen auf den Fluren."

Nichts zeigte sich an dem offenen Fenster im obersten Erker. Aber eine gedeckte helle Baritonstimme sang mit weithin schwingenden Tönen Antwort: — — „Wach' ich oder träum' ich?"

Dann erschien ein Rauchwölkchen, eine Pfeife und danach des Meisters blondhaariger Kopf.

Er sah bloß auf zwei aufgespannte Sonnenschirme herab, auf einen grünen und einen roten. „Wer seid ihr, süße Damen?" Aber er hätte durch zehn grüne Sonnenschirme hindurch festgestellt, wer darunter war — so hoch und schlank stand nur eine.

„Ach Kinder, kommt herauf! Ich sitze hier einsam zwischen sinnlos beschriebenem und bedrucktem Papier. — Als hätt' ein Engelssang mich hold gegrü — üßt! — —" Er schien förmlich angestrahlt von der lichtfarbenen sonntäglichen Erscheinung da unten.

Da neigte die Dame Wieke langsam den Schirm zur Seite, und da war die ganze Sonntagsluft von ihr erfüllt; doch sie schüttelte mit hoheitsvollem Bedauern den Kopf, das Gesicht hell zu ihm emporgehoben. Das war, aus dieser Vogelperspektive gesehen, ein wahrhaft erschütternder Anblick.

„— Kommt herauf — sonst spring' ich hinab aus der Höhe —!" das war ein neues, noch nie gehörtes Rezitativ.

O nein. Das da wurde wieder zu ernst, mit seinem heitern Pathos.

„Vielleicht schließt du dich uns an," rief sie zu ihm empor. „Wir gehen jetzt heim. Pipo wird sich freuen — er fragte nach dir!" Das Gesicht im Fenster schwieg und ward finster. „Vielleicht sind auch Apitsch und Mijnheer Goudsmit zu haben," überredete sie in gastlicher Güte und Freundlichkeit.

„In Gottes Namen. O, sehr liebenswürdig von dir, Wieke!" klang es gedämpft von oben. Die ganze Sonntagsluft war voll von ihr. Ach was, die andern, sie kümmerten ihn nicht — Bürger. Sie waren nicht vorhanden. Weg da, Blanka, entferne dich, reine Törin, brennendes Lamm — gefühlvolles Schaf, so klug als brillenweise, apage! Du störst mich — uns. Weg mit allen! Pipo — ach ja, den gab es auch noch. Man vergaß es mitunter — liebte ihn in allem innig mit. Der ging ihn auch nichts an. Keiner.

Und plötzlich krächzte aus dem gläsernen

Erkerbauch unter ihm, dessen Fenster ebenfalls offenstanden, eine meckernde Greisenstimme den Basilio:

> In den Jahren, wo vergebens
> Die Vernunft und Klugheit spricht,
> War auch ich voll wilden Le—ebens —
> Hörte ihre Stimme ni—i—i—cht!

Das war Herr Rochus Kilian, lächelnder Kyniker, heiterer Emeritus und erdenfrommer Herr auf der Juchhee und im Rollstühlchen.

„Meine Damen, haben Sie die Güte, in der Gartenveranda auf mich zu warten," sprach Herr Lutz Kilian voll Ernstes und Würde und mit vollkommener Nichtachtung des offenen Fensters unter ihm, sprach es an seinem in jedem Sinne überlegenen Erkerfenster.

Sintflut auf Ararat Juchhee

Da regnete es nun wirklich.

Wieke Heynk war in einer Nachmittagsgesellschaft der Kommerzienrätin Pomposia Dinsemeyer am anderen Ende der Stadt gewesen; derlei ließ sich nicht immer vermeiden. Sechs Torten, siebenerlei Schnäpse, Eisfrüchte in Champagner, nein, danke! hatte Wieke strahlend zu dem aufgeräumten Pomposius — Schnupftabak und Rollpriem — gesagt und hatte auch nicht gesungen. Dann hatte sie das königliche Heim verlassen, in dem es nun plötzlich übertrieben heiter geworden war. Wieke eilte dem Krankenhaus zu. Sie war vorhin ohne Schirm von Hause weggegangen, gleichgültig gegen das Wetter. Die Zimmer waren leer, voll flaugrauer Luft gewesen, der Garten hatte trübselig und träge dagelegen, keine Arbeit hatte sie befriedigt und die Stille war bedrückend. Blanka war gestern früh abgereist zu ihrem väterlichen, gallenkranken Quäler in die große Nachbarstadt zurück, mit behender Hoffnung für ihre künftige Bibliothekarinnenleiter, sie wollte sogar Vorträge halten.

Auch Hyma würde nun bald verschwinden; die sollte mit ihrer verdächtigen Lungenspitze in Celerina spazieren gehen.

Eine kranke Luft überall, dumpf, lichtlos und unheimlich. Pipo war natürlich wieder fort. Er war sogar mit Linda und ihrem reizbaren Mann bis nach Ostpreußen gefahren, um das kleine Gut zu besichtigen, das ihnen angeboten worden war; er hatte obendrein noch für einen Teil der Anzahlung sorgen sollen, aber das hatte er kurz abgelehnt — er sei kein Dukatenmännchen! — o nein, dann würden sie ihn mit Haut und Haaren auf ihre Seite ziehen, leidenschaftlich und innig! Hatte man einen Mann? Er schrieb betrübt und zärtlich, wie immer — und sie antwortete wenig. Er war sicherlich sehr mobil und aufgeräumt da draußen, täglich etwas Neues, das liebte er, besonders alles Agronomische, und Linda — straff, gesund und hübsch, trotz der scharfen Nase, würde ihm blanke, starre Äugelchen machen. O, bitte sehr. Lindas eigener Mann spielte keine stattliche Rolle.

Auf Wiekes Kleid fielen dunkle Tropfen, die darunter kühl auf ihrer Haut brannten. Es war die höchste Zeit.

Fräulein Doktor sei schon weg, erklärte der Pförtner Schliepe im Krankenhaus. Sie habe von früh an Dienst gehabt.

„Sie müssen mir einen Schirm borgen, Herr Schliepe!" — „Jawohl, Frau Landrat, schön is er nich. Sie sollten lieber bei uns abwarten, Frau Landrat."

Aber das wollte die Frau Landrat lieber nicht. Sie stand ungeduldig und sah nach dem Himmel hinauf. Eine Weile würde es schon noch halten . . .! Schliepe brachte seinen betagten Schirm. „Danke," sagte Wieke lächelnd. Sie bog an der Juchhee ein. Da oben stand die alte Giebelkommode wie ein friedlicher Port. Da begannen die Tropfen wirklich schon lustiger auf das Schliepesche Wetterdach zu trommeln, und das war recht schwer und stieß seitlich an die Büsche.

Päng! machte es hinter ihr, sie wandte nervös das Gesicht, da war einer der Schliepeschen Baumwollzipfel vom Gestänge gesprungen.

„O je!" lachte sie kläglich und lief weiter. Und da regnete und rauschte es stärker, eine kleine Sintflut. Ja — sie hatte schon vorher bei der Pomposia mit abgewandtem Gesicht daran gedacht, vielleicht einen Sprung hier hereinzutun und Onkel Rochus rasch wieder einmal guten Tag zu sagen. —

Klinglingling! Der rostige Draht kreischte. Der Regen prasselte auf dem in seiner Symmetrie gestörten Schirmdach, und Wiekes Blut pochte und sang.

Sie sah sich sehr deutlich hier unten stehen und klingeln, um Einlaß betteln — ganz ehrlich, überschwemmt von einem unverständigen Wunsch und einer blühenden Angst. So ist das? Geh heim, das bißchen Nässe ist nicht so schlimm, auch wenn sie dir liederlich in den Schuhen stehen und vom Rock tropfen wird! Sie spannte ihren Leib und ihren Willen mit einem tiefen, süßschwellenden Atemzug,

der wie ein Ruck und Sprung war, um im nächsten Augenblick davonzulaufen; warum öffneten die Faulen nicht? Sie wollte nur bei Onkel Rochus sitzen in dem geschützten, vertrauten Zimmer mit den vielen kühlen Porzellanen, ganz ruhig, dachte sie und sah mit starren Augen die Wahrheit.

Da tappte es hinter der Tür, der große, alte Schlüssel klapperte. „Gotte doch, die Frau Landrat."

„Es hat mich überrascht, Gerste. Was mag die Uhr sein? Ich will es hier abwarten," sprach sie rasch und trat mit leichtflatterndem Herzen ein. Das dicke Tor schlug hinter ihr mit dumpfhallendem Ton zu.

Onkel Rochus rieb sich die hagern, feinen Hände und schenkte Wieke ein Glas Wein ein.

„In den Stunden ist eine geheimnisvolle Weisheit. Ich probierte eben einen neuen, alten Madeira, nicht übel; und nun kommst du, das macht die Situation vollkommen. Gerste, wir fangen noch einmal an. Sehr hübsch!" Er lehnte sich in seinem Rollstuhl zurück und kicherte vor Vergnügen. „Du bist naß geworden?"

„Ein wenig, Onkel Rochus. Ich habe es gerade noch abgepaßt."

„Das verschafft uns das Glück, natürlich! Aber das macht nichts. Die Ursachen sind meist gleichgültig, und die letzten kennt man nie. Die Wirkungen, Wieke Heynk, bloß die Wirkungen sind erkenntnistheoretisch und praktisch das Leben — das ist wie mit diesen Bilderchen da, Gerste im Hintergrund mit seinem Apparat interessiert uns nicht; er ist das Metaphysische, die geheime Kraft, der grämliche Puppenspieler hinter der Szene."

Wieke lachte behaglich. „Nein, nicht sehr geheimnisvoll und metaphysisch!"

„Ach was wissen wir. Er steht im Dunkeln und dreht das Rad. Und wir — wir werden auch bloß benutzt von dem, was im Dunkeln steht und uns tanzen läßt. Ich bin da sehr mißtrauisch. Aber wer im Leben blüht wie du und noch weitab von der Regie ist, der hat noch das Recht, an persönliche Schicksale zu glauben. Wollen wir Lutz einen Wink geben, daß du da bist?"

„Danke, nein; er wird arbeiten. Stören wir ihn nicht."

„Das ist nicht immer das nötigste, die Arbeit."

. . . Doch da kamen, wie ihr zum Gruße und als wollten sie Wieke recht geben, von oben starke Klänge, kühn und eigenwillig, seltsam farbig, leicht von heitrer und übermütiger Grazie auf herb stampfender Parallelbewegung. Wieke lauschte, und Onkel Rochus hob den dünnen Finger; ja, es war seine stürmische Musik, die war er selbst, wie sein Atem und seine Stimme.

„Gut, er macht uns Musik. Erster Akt. Abend bei Sorrent. Das schafft Atmosphäre. In Sorrent muß man zärtlich sein."

Wieke hörte mehr auf die Musik da oben. Das Starke und Erregende war die Musik, die ungebärdig nur zu ihr sprach und sie mit magischer Kraft in ihre beglückend tönende Welt und Lebensferne zog.

‚Wenn die Sache hier zu Ende ist, werde ich gehen,' beschloß sie; die Kommentare des alten Rochus waren heute nicht nach ihrem Geschmack. Und der Regen da draußen würde ja wohl einmal aufhören oder nachlassen.

Doch da erschien der metaphysische Gerste mitten im Zimmer.

„Was ist los? Weiterdrehen! Wir haben noch mehr auf Lager."

„Herr Bergrat müssen jetzt zu Abend essen."

„Ach was! Hat heute Zeit!"

Doch Gerste schritt ruhig auf die Fenster zu und zog die Vorhänge zurück. Das verständige Tageslicht flutete trotz dem Regen gewaltsam herein und blendete die Augen, als schämten sie sich dieses künstlichen kindischen Nachtspuks, nahm Druck und Spannung weg, war wie frischer Lebenshauch.

Wieke stand rasch auf. „Du mußt deine Ordnung haben, Onkel Rochus, das ist strenger Befehl, dein eigener. Ich komme bald wieder."

„Du ißt mit mir, Wieke."

„Nein, danke. Regnet es noch? O weh. Unser Wagen ist in der Werkstatt, sonst würde ich ihn kommen lassen." Sie war ans Fenster getreten. Sie hielt die Hand eine Weile um den Fenstergriff gespannt, dann öffnete sie sacht den Flügel und sah hinaus. Es rauschte lauter, da beugte sie den Kopf um ein kleines vor und dann zurück und ordnete etwas an ihrem Hut. Das alles war, so wußte sie mit innerster Gewißheit, vollkommen unabsichtlich geschehen, bei Gott.

„Bist du das, Wieke? Mir war es eben einen Augenblick lang so. Wer kennt jeden Schimmer und alle Hüte der Domina," kam eine Stimme von oben. —

„Es ist immer derselbe, Lutz," sagte sie dann mit lächelnder Stimme unter dem Hutrand hinauf und bog sich noch einmal um ein geringes vor.

„Es ist etwas lieblos von euch da unten, so allein sich zu vergnügen. Onkel Rochus teilt nicht gern."

Wieke trat ins Zimmer zurück, gelassen, als schlenderte sie spazieren, indes ihr Herz federleicht und heiter schlug.

„Was will er denn?" fragte Rochus.

„Er schilt auf uns!"

Da kam schon sein rascher Schritt die Treppe herab und über den kleinen Vorflur draußen.

„Verzeih, wenn ich hier eindringe, Onkel Rochus."

„Du störst nicht, mein Sohn. So um die achtzig ist man immerhin bescheiden." Aber nun erschien der unerbittliche Gerste wieder, hinter ihm standen die Flügel der Tür offen. „Es ist angerichtet," meldete er mißlaunig, faßte den Rollstuhl hinten am Stoßgriff und schob Herrn Rochus von Thule und Juchhee auf den Gummirädern in das dunkelgetäfelte Eßzimmer hinüber.

Der zeterte bloß wieder und zog eine Grimasse, als ob er greinen wollte. „Herr Gerste befiehlt. Herr Gerste geruhen abzubrechen — so 'n Bock!" und er winkte hilflos mit der Hand.

Lutz und Wieke sahen einander belustigt an. Dann wurde sie ernst.

„Ich will ihm noch einen Augenblick Gesellschaft leisten," sagte sie und blickte bekümmert nach dem Fenster.

Onkel Rochus wartete schon darauf. Er bot ihnen eifrig und liebenswürdig an, obwohl niemand zulangte, war lebhaft und witzig. Aber schon bald, noch vor dem letzten Bissen wurde er stiller, sein Gesicht wurde kleiner und nahm einen abweisenden, hippokratischen Zug an, die Augen verschwammen und seine greisen Kinnladen zitterten. Und zwischen zwei Worten nickte er dann ein wie ein gutes Kind. Gerste, der vom Büfett aus den Vorgang ernst beobachtet hatte, trat heran, machte linksum kehrt mit dem Wagen und rollte ihn behutsam hinaus; der schmale, rosigblanke Greisenkopf mit den vom Schlaf geschwellten Adern und dem koketten, weißen Haarschöpfchen in der Mitte schwankte friedlich hin und her.

Die beiden saßen noch am Tisch, als die Tür sich geschlossen hatte. Lutz betrachtete besorgt Wiekes Gesicht zwischen dem sachtschwankenden Ohrgehänge. „Nein, du kannst jetzt noch nicht gehen," sagte er unwillkürlich halblaut, als könne er den festen Schlummer des Alten von hier aus stören.

Sie antwortete ebenso: „Wir könnten im ‚Herzog' nach einem Wagen anrufen."

„Das lohnt doch nicht, Wieke. Ich bringe dich nachher. Cassius und Hyma werden sich nicht ängstigen. Wir rufen sie an, wenn du willst, aber sie werden dich nicht vermissen."

Sie hörte es gar nicht. Ihre Glieder wurden sacht schwerer und eigentümlich geduldig. Gut, man konnte es hier noch eine Weile abwarten.

„Wieke — höre — wenn es dir recht ist —" hörte sie ihn nach einer Weile sprechen. „Ich werde dir inzwischen etwas vorspielen. Ich habe mir das schon ein paarmal — schon öfter gewünscht. Vor den andern — nein, das hätte mich gestört. Ich glaube, es ist mir nicht übel gelungen — ich habe grade in letzter Zeit viel daran gearbeitet. Es ist gut, Wieke... sehr gut! Es ist in beunruhigend starkem Fluß und schon weit gediehen —" Er brach ab und machte sein grüblerisches Gesicht mit der gereizten Falte.

Aber sie hätte jetzt hier unten ganz gern noch mehr davon gehört. Er sprach sonst nicht viel, eigentlich niemals von diesen Dingen. Da er schwieg, meinte sie bedächtig: „Es würde Onkel Rochus stören. Besser ein andermal. Vielleicht drüben bei uns — heut abend?"

„Es stört ihn nicht. Wenn er schläft, dann schläft er. Bei euch? —" Nein, das mochte er nicht. „Da sind die andern, die bloß starre Augen bekommen. Nichts für mich. Ich möchte es bloß dir vorspielen, Wieke. Das würde mir, glaube ich, sogar in diesem Stadium verschmitzt helfen, du. Denn du bist ein wenig darin, siehst du," sagte er launisch und schon verletzt.

Das wußte sie ja schon, daß sie ein wenig ‚darin' war. Aber sie wußte noch nicht viel davon. Fast nichts. Es machte sie wieder eitel und auch neugierig. Plötzlich erschrak sie. Ob er sie verlästert, verlacht und verzerrt hatte? Doch wohl nicht.

„Komm, Wieke —!" sagte er eigensinnig und hart. „Ach, ihr seid schwerfällig, langweilig, gräßlich — Bürgerin! Ich bin in guter, flüssiger Stimmung. — Störe sie nicht! Komm, Wieke! Ich spiele es dir vor!"

Da nickte sie zögernd. Aber als sie zur Tür schritt, war es ihr, als stiege der Weg steiler an, etwas mühselig für sie.

„Willst du den Hut nicht abnehmen?" fragte er oben. Sie schüttelte den Kopf im Schatten des Hutrandes, der sie bis zur Nasenspitze herab schützte.

Lutz ging versunken und unruhig umher, kramte umständlich und fürchterlich in Papieren und Noten, bald am Schreibtisch, bald am Flügel. Er schien sie ganz vergessen zu haben; dazwischen sprach er zu ihr oder hielt Monologe.

„Ja — das ging überraschend gut in der ganzen letzten Zeit! Die ganzen letzten Wochen — oder — Monate — ich weiß nicht mehr, wann es anfing —! Das Reservoir wird aus unterirdischen Quellen gespeist, die Kraft wächst im Schatten. Die Stockungen, die einen dazwischen entmutigen und rasend machen — naja, die vergißt man!... Hinter den Stockungen vollzieht sich die wich-

tigste — fruchtbarste Arbeit — verzeih, ich schwatze ... Es sieht ein wenig liederlich aus, das hier — sehr toll! — Hundert Zettel, Zettelchen, Notizen — das ganze Schaffensmosaik —! Einfälle, Ausführungen, Änderungen ... ein völlig ungehöriges Verfahren, beim Spazierengehen, überall, in jeder Lebenslage gekrakelt und gehamstert; wird benutzt oder nicht benutzt — meist benutzt und ist fabelhaft geordnet — pedantisch geordnet, wie mein ganzer Schreibtisch —!" Er lachte. Er war heute merkwürdig mitteilsam — er sprach rasch, nervös, wohl von den Dingen und seiner Arbeit erregt, und selbstironisch. „Siehst du, wenn die Federhalter, die Bleistifte einmal anders liegen wie jetzt, durch einen Zufall oder fremden Eingriff verschoben wurden oder gar das dicke grüne Löschblatt nicht über das Zuletztgeschriebene schützend gedeckt worden ist — entsetzlich!" Er lachte wieder und blickte sie fest und schamlos an: „Das ist Aberglaube . . .! Aber ich habe da auch einen Hauskobold, Wieke, — einen Glücksvogel — diesen putzigen, nachdenklichen Pinguin da aus Bronze, der wie ein verschlagener Mönch oder wie eine pfiffige, feiste Nonne aussieht — er muß immer schräg links von mir stehen, sonst bin ich mißtrauisch gegen die Gunst der Stunde —"

Dabei kramte und suchte er wieder mit ungeduldigen, allmählich ärgerlich hastenden Händen zwischen seinen Papieren. „Ich suche da ein Blatt — eine Erweiterung des Eingangs, — die mir erst gestern einfiel — —"

Wieke lachte leise. Sie betrachtete vorgeneigt den vergnügten pfäffischen Pinguin auf dem Schreibtisch. „Woher stammt das?" fragte sie im Schatten des Hutrandes.

„Von Mahler, als ich in Wien meine Studien abschloß und meine ersten Sporen verdiente. Der koboldige Meister sah mich bei der Überreichung seitlich durch die Brille mit seinem hellsten Prälatenblick an: ‚Der Geist der Opera buffa!' Er konnte sehr boshaft sein, der schroffe Herr! Aber die Übertreibung verdroß mich durchaus nicht, mahnte und stachelte mich sogar: der ‚Buffolino' muß jetzt immer dabei sein, und sollt' ich ihn in der Tasche — — Ja, da ist der verd— Zettel — verzeih —!"

Nun, es waren fünf bis zehn große, mittelgroße und winzige Blätter und Blättchen.

„Soll ich das Fenster schließen?"

Nein, Wieke störte das offene Fenster nicht. Das Regengeräusch war eine vertraulich raunende Lebensäußerung, und die feuchte Luft erfrischte. Man spürte, daß da unten die dampfende Welt wartete, das machte das Dasein äußerst behaglich.

„Was hörst du von Pipo?" fragte Lutz zerstreut, bloß um etwas zu sagen, und ordnete rasch die Blätter ein.

„Nicht viel. Läßt grüßen: jeden, der fragt." Ach ja — der war bei Linda, in Ostpreußen, weit hinter dem Regen und der Welt!

„Soso." Gleichgültig. Nun war er fertig mit dem Einordnen. Er verzog gleich darauf nervös die Stirn, schon wieder irgendwie entlaunt oder übernommen, als hätte er ihr zuviel von sich gezeigt, redegewandt wie ein Marktschreier. Sein Gesicht wurde wieder verschlossener.

„Es ist mitunter," sprach er nachdenklich, „natürlich nicht ganz ungefährlich, anderen so Unfertiges vorzuzeigen. Ich tue es auch ganz selten. Eigentlich niemals! Man kann dabei sehr leicht einmal Flüssiges starr machen — legt noch Werdendes fest oder beruft und verscheucht seinen guten, schon sichtbaren Ausgang . . ."

„Das mußt du selbst wissen," sagte Wieke kühl und war zufrieden mit seiner Unsicherheit und launischen Unlust. „Wir wollen Buffolino fragen."

Er sah hinüber und lachte. „Buffolino schmunzelt. Er hat immer recht, guter Kerl!"

„Spielt es auf der Prosperoinsel?" fragte Wieke, um ihm und sich zu helfen. Doch da errötete sie langsam und stark unter dem Hutrand, aber das sah man nicht. Nein, es lag ihr vollkommen fern, ihn an gewisse ungehörige Dinge zu erinnern!

Er blickte auf — gestört. „Pros— Nein, das kommt vielleicht später mal dran — — Sehr viel später. Vielleicht! — — Oder gar nicht. Wer weiß das? Eine Sache, der ich noch keineswegs traue! — Prospero, Miranda, Caliban? Noch zu nah, auch im Stoff — viel zu nah —! Buffolino wird es wissen! Übrigens — wenn man bis zum Haarwirbel in einer Sache steckt, glaubt man niemals, daß man je wieder etwas anderes und späteres machen kann. N — ein — das hier ist etwas ganz anderes, Willigeres und Saftigeres! Natürlich auch aus grämlichem Schoß befreit. Das ist wichtig. Kein Humor ohne die Folie Grämlichkeit, sagt Buffolino!"

Also —: die kluge, schöne oder gerechte Dame Eva — die rachsüchtige — ja, Lutz erzählte, schon wieder beschwichtigt, rasch von ihr. Umriß flüchtig die Handlung des Vorspiels und der drei Akte, las einiges vor, sogar Verse, die sich reimten und nicht reimten und die beinahe Arien, Kavatinen, Chöre und Finales waren, Seccotext dazwischen. Mitunter stockte er, schwieg bekümmert eine ganze Weile, verbesserte und strich eilig mit wild über die Seite fahrendem Bleistift aus . . .

„Doch ganz gut, wenn jemand zuhört, — es lebt lebendiger und — zeigt seine Blößen! . . . Du hast feine Öhrchen, Wieke, wundervolle Öhrchen, das ist gut, kluge, schöne, wundervolle Wieke, sehr gut, — Domina — gereizte Dame Eva! . . . Das da sind Zwischenspiele bei offener Szene mit alten Seccorezitativen auf cembaloartigen Begleitstimmen, die mit Obligati und malendem Orchester abwechseln, sehr putzig — du darfst — wenn dich Gott und Mozart nicht verlassen und Buffolino dich segnet — nicht grade an Jazzmusik denken! O, ich erschrecke auch nicht vor der selbstherrlichen Stretta. Es wird gesungen, feste Melos gezwitschert, Wieke, mit weitem Mund, glänzenden Augen, schwellender Brust und zitternden Köpfen und Schultern, — ja, bis einmal die Melodie über sich selbst lacht. Ganz alt, scharmant und funkelneu — ach ja — dummes Zeug! das muß man hören, das muß man sehen — hereinspaziert! mit deinen klugen, wundervollen Öhrchen, Wieke!"

Ja, sie wollte schon hören. Sie hatte schon ein wenig gehört — und das schien ihr im Augenblick das wichtigere und wichtigste. Was war denn das für ein Text? —? Diese stehengelassene Jugendliebste Eva — die weibhaft auf ihr Recht und ihr — Blut pocht? Auf das Recht ihrer stürmisch willigen Hörigkeit. Für ihn schien es ja bloß noch „Stoff" zu sein — neutralisiert. Aber ihre, der Domina Wiekes, Schläfen waren ein paarmal röter und heißer geworden, wobei ihre Lippen einen lachenden und trotzigen Groll zerdrückten.

Aber er ging schon eilig mit andern großen Blättern zum Flügel und streifte dabei beruhigend und erregt mahnend im Vorüberstreichen mit der Hand Wiekes Schulter bis vorn zur Hand, die er herzhaft, fröhlich und musisch leidenschaftlich schüttelte.

Er schlug mächtig an und präludierte.

Er spielte in rascher Folge kurze Stücke, markierte und sang dazwischen, erläuterte; mal Baß, mal Bariton, Tenor, Fistelsopran — ganze Ensemblesätze und Polyphonien brachte er zuwege, brach dazwischen ab und notierte auch hierbei kummervolle Augenblicke lang schweigend und rasch auf den Blättern — sprach von neuem, lobte und schimpfte, spielte weiter, manchmal hingerissen strömend, manchmal erschröcklich mißtönend und meistens strahlend zufrieden.

Mittendrin sah er sich einmal nach Wiekes Gesicht in dem grünlichblassen Regenlicht um, in dem ihre Lippen dunkel waren. O ja, vor ihr war schon gut spielen! Wieke — Eva — die gerechte Domina — zärtlich schmal und stark mit verschleiertem Blick, hinter dem das heiße und saftige Leben und die verhaltene heitere und rasche Empfindsamkeit warteten, — sie hört sich gewissermaßen selbst zu! So empfand er es. Das belebte und entzündete auch ihn immer wieder aufs neue, wirkte wie ein Segen zurück, ließ alles fließen und strömen, war wie ein Echo. —

Dann brach er mit einer schrillen Dissonanz ab. In den Regen mischte sich schon die Dämmerung, strömte seidengrau herab, so hoch sie über der Erde waren, frei und sich selbst genügend und einander ganz nahe.

„Aus. Genug für heute," erklärte er. „Das Ganze ist Katzenmusik. Das Orchester fehlt, die Stimmen fehlen, man krächzt wie Buffolino — was, du Pfaff? Grinse nicht, Bursche! Es ist keine Opera buffa, du Lümmel! . . . Sprich nicht, Wieke. Du sollst dich nicht quälen." Er stand auf.

„Ich will auch nichts sagen. Am wenigsten über den Text! — Aber die Musik . . . sie ist sehr köstlich — sehr stark und süß — und erdhaft menschlich — hier und da erschreckend menschlich und überall so strahlend neu, daß man erschrickt, o freilich — feurig und sättigend wie Champagner —" sagte sie mit ihrem verborgenen, lächelnden Groll.

‚Sososo! Und der flügelnde Humor, he?' fragte er schweigend und schroff — ‚das übermütige und dröhnende Lachen und betuliche Gekicher in strenger, seliger Grazie, das breite und beschwingte Behagen?!' O gewiß — na? Aber sie hatte wohl mehr mit dem — gefühlvollen Öhrchen gelauscht . . .

„Spürtest du das, Wieke?" Er war nahe an sie herangetreten. „Hattest du den Geschmack? Das klingt hübsch und zugespitzt und ist sogar richtig — Wieke. Ja, ich schmecke das jetzt auch — ich schmecke das immer! —"

Er nahm spielerisch und dankbar, noch besessen von seiner Musik und erregt von ihrer Mitteilung, von dieser ganzen Stunde, ihre Hand, um den Harmoniepakt auch äußerlich zu schließen.

Sie ließ sie ihm zögernd und schaute nur etwas starr und leicht umwölkt zu ihm auf, noch immer im herrischen Bann seiner Musik und ihrer beglückenden Kraft.

Ihre Hand lag schmal und köstlich warm in seiner Hand, und da glitt es von ihr wie ein Feuer in sein Blut. Sein Mund wurde trocken, und eine heiße Lust und Lohe schlug in ihm hoch, in der ein wildes Glück war.

„Schmeckst du vielleicht selbst so gut, Wieke? . . . Ich glaube, du schmeckst genau so süß und stark, feurig und köstlich sättigend — — nein, niemals sättigend! — wie — wie verschwenderische Erfüllung und letzte, unergründliche Seligkeit — — o ich hundert-

fach gnadenlos geprellter Narr!“ Seine Stimme klang übermütig höher und bebte bedrohlich.

Er sah auf ihren Hals, der schlank und weiß über der weißeren süßatmenden Brust aufstieg. Dann neigte er sich überwältigt nieder und küßte ihre Hand, griff liebkosend nach ihrem Haar — und sank im nächsten Augenblick in einem Liebesfieber, wie es leicht, besonders in solchen seligen Pausen über ihn kam, an ihr nieder.

Sie hatte ihm hart und nun doch überrumpelt gewehrt. „Was tust du da?“ sagte sie erstaunlich ruhig und rauh. „Das ist überflüssig. Ich will gehen! Das ist ja Unfug! Dazu kam ich nicht herauf — mißbrauche die Stunde nicht wieder!“ befahl sie böse und scharf.

Doch er ließ sie, nun selbst völlig berauscht und durchtaumelt, nicht los.

Er zog ihr Gesicht zu sich herüber und preßte fiebernd ihren Mund auf seine Lippen, der ganz hart war und im Zürnen und im Wehren des bösen Kampfes loser wurde und wie unter einem Lachen oder Weinen zuckte. Diese Lippen, in deren roten Himmel er versank — es waren Wiekes Lippen und das ihre Brust.

„Das ist Wahnsinn!“ sagte Wieke außer sich. „Ich verbiete dir —“

„Das ist nun gleich!“ sagte er und zwang ihre Lippen und Schultern wieder zu sich. „Wie bist du köstlich — wie bist du herrlich — —“ er stammelte.

„Ich verbiete dir —“

Da kam für eine Sekunde auch über ihn das Erwachen: was fiel ihm ein? Das kam aus solchen Stunden und Gelegenheiten. Oder hatten sie es beide ein wenig gesucht —? Auch sie würde es wissen, weshalb und wodurch — gerade sie mit ihren lächelnden und sich erinnernden Augen. Schon einmal war das — „es ist auch deine Schuld, Wieke!“ sagte er schroff und leise im Taumel und Abgrund ihrer heißen, verschlingenden Nähe.

Sie fuhr auf.

Er betrachtete sie dabei ganz nahe, jeden Zug des Gesichts, ihre entzückenden Brauen, ihre Stirn, ihr Haar, das reizende Ohrengeläut. Sie legte heftig abwehrend und zornig den Kopf zurück, er sah die kürzere Oberlippe, die Zähne dahinter . . . es blinkte ein wenig Gold darin oder verräterisch dahinter, was ihn kaum bewußt und doch merklich schon wieder störte . . .

„Was du willst, Wieke!“ sagte er schwer und langsam und wieder gewaltsam vor ihrem Mund.

Da war ein wütender Wirbel und ein hastiges Erstarren auch in ihr und ein scharfer, erschrecklich reißender Schmerz, aus dem Pipos helles hübsches Gesicht jählings auftauchte, so daß sie sich stürmisch nach ihm sehnte, nach einem unzerstörbaren Hafen und starken Halt, ein erstaunlich gutes, unsäglich warmes, glückhaftes und echtes Gefühl — aber er war niemals da, dachte sie fliegend böse! . . .

Und nun war das wieder geschehen — bloß noch ärger und ausgiebiger, gefährlicher und rücksichtsloser! Die Luft wogte noch vor ihrem Blick, wie der graue Regen vor den Fenstern. Sie hatte sich losgemacht und entschlossen nach ihrer Tasche gegriffen.

„Ich will es diesmal Pipo sagen. — Ich will ehrlich sein!“ sagte sie hart und tragisch — ein wenig Duse und beleidigte Muse.

„Ach laß das!“ sagte er brüsk und noch heiß durchzittert. „Die Stunde ist herrlich, die Stunde ist alles — und noch mehr. Und alles übrige brav und bürgerlich! Dionysos — —“ Pipo? Richtig, der war ja auch da und war nicht da — man liebte ihn, wie man schon einmal gedacht hatte, gewissermaßen ungebärdig mit, das machte ihn stumm und ungefährlich.

„Meinst du es so?“ Ihr Auge wuchs, um ihren Mund zuckte es. „Laß mich gehen —!“ sprach sie heftig und stieß seine Arme zurück. Sie trat rasch hinter den Sessel. „Der Regen kann mir nichts mehr tun! Nein, bringe mich nicht, ich wünsche zu gehen —!“ gebot sie in erregter und stolzer Haltung. Auch ihr Blut war einmal schwer geworden und hämmerte nun heiß, und ihre Knie waren wie eine ermüdende Last. Ach, die Blätter da — wie gleichgültig! und doch sehnte sie sich nach ihren reineren, kühleren, herrlich befreienden Klängen zurück. Man hätte sich niemals mit ihnen befassen sollen! Der Meister sah sie finster und bestürzt an, so schien es ihr. Auch seine Stimme war vertrocknet.

Unter ihnen schlief das Schattenmännchen Rochus von Thule seinen heiteren Greisenschlaf und blies den Atem kindlich durch die Nasenlöcher.

Und dann ging Wieke hastig durch den Regen mit tropfendem Schliepeschirm davon, es war ein peinlich ragender Marktschirm, schwer wie ein Schellenbaum, daß ihr Hand und Arm davon schmerzten, Leib und Seele litten; aber das kam nicht bloß von dem Schirm. Ging mit flatterndem Herzen und brennendem Blut, liederlich mit nassen Schuhen und Strümpfen — so sah sie sich selbst, mitleidig, empört und gehässig.

(Fortsetzung des Romans folgt)

Niederdeutsche Volkskunst im Oldenburger Landesmuseum

Von Dr. W. Müller-Wulckow

Volkstümliche Kunst ist aus dem Leben der Gegenwart fast ganz verschwunden. Wenn daher ein Museum es als eine seiner wichtigsten Aufgaben ansieht, an den Kunstformen der Vergangenheit Liebe und Verständnis für das Wurzelechte zu wecken, so geschieht dies keineswegs in romantischer Abwendung von der Gegenwart, vielmehr in lebendigem Erfassen eines neuerdings verstärkt sich äußernden Verlangens nach bodenständiger Kultur. Wobei es allerdings die Gefahr lediglich antiquarisch gerichteter, eng sich abschließender Heimatpflege, die die Überlieferung als etwas Fertiges konservieren möchte, zu vermeiden gilt. Ziel einer wahrhaft der Zukunft dienenden Volksbildungsstätte muß es vielmehr sein, jenes organische, keinen Stillstand kennende Nacheinander vergangener Epochen und die befruchtende Wechselwirkung der einzelnen, immer mehr sich durchdringenden Kulturkreise aufzuzeigen.

Schon der Begriff Volkskunst zeigt deutlich, daß es sich hierbei keineswegs um etwas unfruchtbar in sich Abgeschlossenes handelt. Eigentlich bedürfte es gar nicht dieser Doppelbestimmung Volks-Kunst, wenn nicht der bereits früher vorhandene Gegensatz etwa zu einer mehr repräsentativen höfischen Kunst sich inzwischen zu einer für die bildenden Künste ganz allgemein geltenden Entfremdung und Isolierung erweitert hätte. Künstler und Auftraggeber haben die Fühlung miteinander verloren. Kunst wird — lediglich in der Hoffnung auf Kunstkenner — für Ausstellungen geschaffen, keineswegs aber mehr für die Bedürfnisse und zur Freude des Volkes.

Der Begriff Volk war aber auch früher kein eindeutiger, vielmehr aus zwei sich ergänzenden Teilen zusammengesetzt: aus städtischer und ländlicher Bevölkerung. Wohl aber standen diese in engstem wechselseitigem Austausch. Vom Lande kam der Menschenüberschuß in die Stadt, und von dieser wanderten Kunstformen und Gebräuche aufs Land. Jene unterlag einer rascheren Wandlung durch die Mode, dieses erwies sich konservativer. Daher kommt es, daß eine Veranschaulichung der Volkskunst sich heute in stärkerem Maße auf das vom Lande kommende Material stützt und dadurch zugleich das zeitlich weiter Zurückliegende wie auch das Bleibende aufzuzeigen vermag. Wo wie in Oldenburg in wirtschaftlicher Beziehung kein schroffer Unterschied zwischen Stadt und Land vorhanden war, sind die Übergänge auch in den Lebens- und Kunstformen fließend. Dafür treten dann andere Unterscheidungen zutage: die Kultur der Marschgegenden grenzt sich gegen die Geestbesiedelung ab, der die meisten Landstädte ihrer Lage nach zuzurechnen sind.

Fruchtbar aber wird eine Darstellung der künstlerischen Vergangenheit dieses Bereichs insonderheit dadurch, daß das Oldenburger Land drei ethnologisch wie kulturell sich gegeneinander abhebende Gebiete umfaßt, deren Eigenart gerade in dem Nebeneinander um so kennzeichnender zur Geltung gebracht werden kann: der niedersächsische Kreis, die von Engern besiedelte alte Grafschaft Oldenburg, sowie Ammerland und Delmenhorster Geest umfassend; der friesische Norden mit dem Jeverland, Wangerland, Rüstringen und dem östlich des Jadeeinschnitts liegenden Butjadingen, fast durchweg aus Marschland bestehend; und schließlich das von Westfalen besiedelte Münsterland im Süden mit einer überwiegend katholischen Bevölkerung. Nach diesen drei Hauptgebieten gruppiert sich folglich auch die Anordnung im Museum, das seit 1923 im Oldenburger Schloß untergebracht ist.

Den Schlüssel zum Verständnis einer volkstümlichen Kunst früherer Zeiten bildet der Zunftraum, der mit Handwerkszeug und Zunftgeräten, Fahnen und Willkomm-Bechern (Abb. 5)



Abb. 1. Das alte Schloß in Oldenburg von der Nordseite jetzt Landesmuseum

einen Hinweis gibt auf die Geschlossenheit und die sichernden Bindungen einstiger Ausübung des Handwerks. In den Vorschriften für die praktische Ausbildung des Nachwuchses, in dem persönlichen Verantwortungsbewußtsein wie in dem das Pfuschertum bekämpfenden Solidaritätsgefühl der Meister liegen die Wurzeln für die gediegene Qualität damaliger Leistungen. Dennoch hat sich diese Sicherung nicht ohne die Entwicklung hemmende Reibung vollzogen. Gerade die Reihe der Meisterzeichnungen des Tischlerhandwerks zeigt es deutlich, wie die Forderung des traditionellen Meisterstücks, von 1667 bis 1800 ein schwerer zweitüriger Schrank, sich erst nachträglich den inzwischen veränderten Möbelformen anpaßt. Während einerseits die veralteten Möbel vielfach aufs Land gelangten, erwächst den städtischen Meistern wirtschaftliche Konkurrenz durch die billigeren Produktionsbedingungen der zunftmäßig nicht gebundenen Landtischler namentlich im 18. Jahrhundert, wo ein wirtschaftlicher Rückgang der ehemaligen Residenzstadt während der dänischen Zeit auch die Unterbindung befruchtenden Zuzugs von auswärts zur Folge hat.

Für den Aufschwung der ländlichen Gegenden in der gleichen Zeit finden sich dagegen mannigfache Anzeichen. Am eindrucksvollsten der Ladeneinbau (Abb. 3) des Hemkenschen Hauses in Bockhorn, das mit seinem prächtigen Rokokoportal noch erhalten ist. Hier haben wir die noch nicht nach der Straße sich darbietende, vielmehr lediglich von der geräumigen Diele abgeteilte Form des Kaufladens, wie sie sich ja auch als Spielzeug erhalten hat. Schiebeläden mit reichgeschnitztem Holzgitter in halbrunden Arkaden ermöglichen den Abschluß des Tresens und der Regale. Welch vornehme Form der Repräsentation eines Kaufhauses, auf die man den modernen Begriff der Reklame gar nicht anzuwenden wagt.

Eine Vorstellung von der würdigen Ausstattung der Landsitze mag, außer einer friesischen Alkovenwand aus dem jeverländischen Gute Fischhausen, der Ofen und ein Teil einer Wandtäfelung des von Dorgelohschen Gutes bei Wardenburg zu vermitteln (Abb. 2), in den klassizistischen Formen und bereits gebrochenen Farben der Zopfzeit, deren Sentimentalität den in bewegtem Umriß heiter sich aufgipfelnden Rokokoofen nun in die Form eines Denkmals, einer Huldigung an Vergehendes, verwandelt hat. Zahlreiche Musterblätter eines Hafnerbetriebs und entsprechende gelbe Kachelöfen zeigen die allmähliche



Abb. 2. Wandvertäfelung und Ofen aus dem von Dorgelohschen Gut bei Oldenburg
Aus der Zeit des Herzogs Friedrich August (Bildnis links an der Wand)

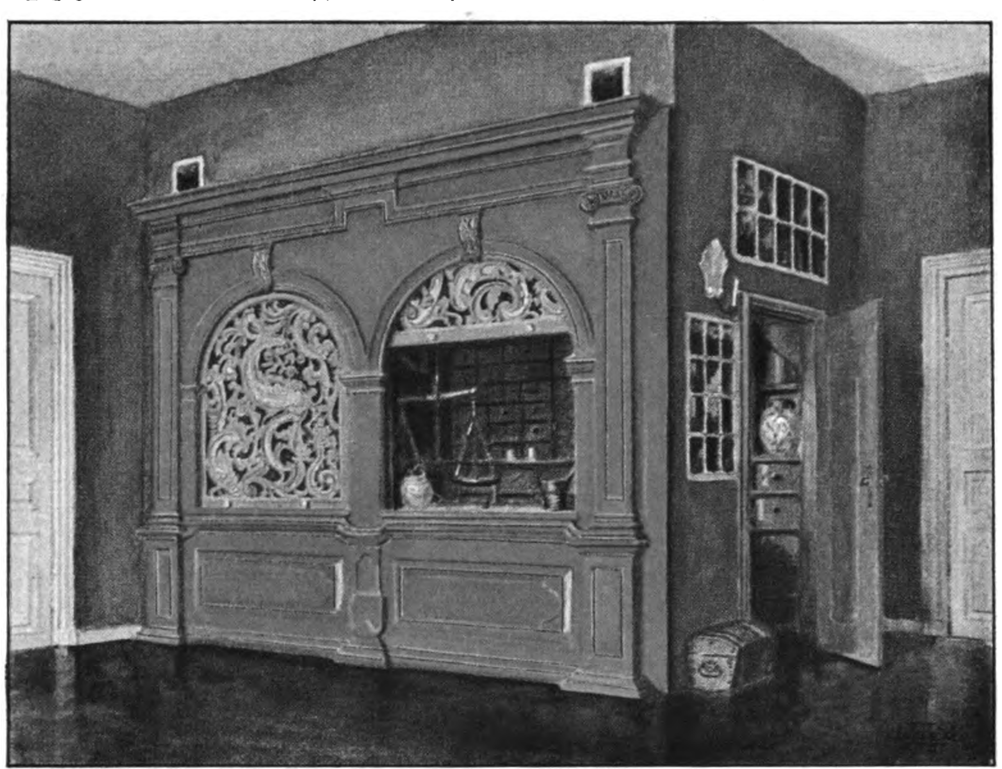


Abb. 3. Laden aus einem Bockhorner Hause von 1754. Eingebaut im Landesmuseum Aquarell von Otto Naber. ✶ Unten: Abb. 4. Ammerländer Schrank von 1607



Weiterentwicklung zum nüchtern aufgebauten Empireofen.

Hatte noch unmittelbar vor der französischen Revolution der erste Herzog aus dem Hause Holstein-Gottorp, dessen Bildnis auf Abb. 2 zu sehen ist, aus Paris für seinen Ausbau des Schlosses Möbel bezogen, deren Entwürfe gleichfalls ausgestellt sind, so versucht Wilhelm Tischbein, der Hofmaler seines Nachfolgers, des Herzogs Peter Friedrich Ludwig, die bereits erschlaffende Gestaltungskraft des heimischen Handwerks durch zeichnerische Entwürfe (Möbel und Ofenfriese) zu beleben. So phantasievoll namentlich manches Rankenspiel der Ornamente auch ist, die gedankliche Entlehnung aus der Formenwelt der Antike macht die Spaltung des Bewußtseins nur allzu deutlich offenbar, die dieser Trennung des Entwerfenden vom Ausführenden vorausgeht. Kein Wunder, daß weiterhin halbverstandene Stilwiederholungen oder gar platter Naturalismus die Formenwelt des 19. Jahrhunderts bestimmte.

Handelte es sich

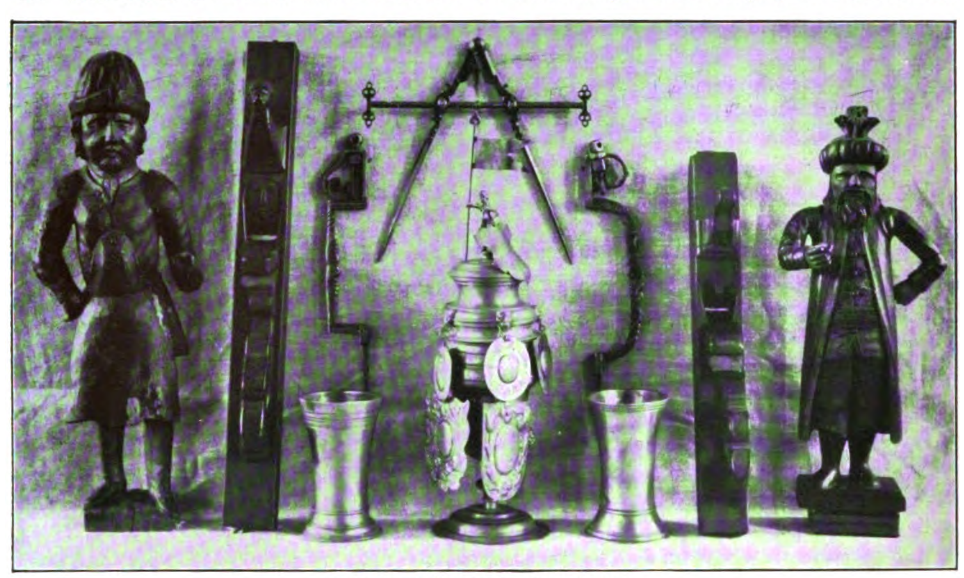


Abb. 5. Oldenburger Zunftsachen

in den zuvor erwähnten Beispielen um die unmittelbare Auswirkung gleichzeitiger städtischer Anregungen, so haben sich im bäuerlichen Mobilar jeweils weiter zurückliegende Vorbilder erhalten. Die Hauptform ist die dem Mittelalter entstammende Truhe, in ihren ältesten Beispielen noch die auf hohen Stollenfüßen stehende (ursprünglich eisenbeschlagene) Zimmermannsarbeit, alsdann auf niedrigen Schlittenfüßen ruhend mit gotischen Faltwerkfüllungen, wie sie noch um 1600 vorkommen. Und schließlich mit der architektonischen Fassadengliederung durch Renaissancepilaster und Arkaden (Abb. 6), in die statt der in der Stadt üblichen Reliefs mit biblischen Szenen einfache bäuerliche Flachschnitzereien als Füllungen eingesetzt sind. Die abgebildete Truhe ist bezeichnend für das Nebeneinander verschiedener Formen in der Umgebung der Stadt. Mit der Zeit verflacht allmählich der markantere Formenvorrat.

Der Ammerländer Schrank von 1607 (Abb. 4), dem sich gleichartige Truhen beigesellen, hat den Aufbau der gotischen Schenkschive (des niederdeutschen Kredenzschrankes) beibehalten, nur im Ornament treten Renaissancemotive hinzu. Gegen



Abb. 6. Truhe aus Huntlosen um 1600

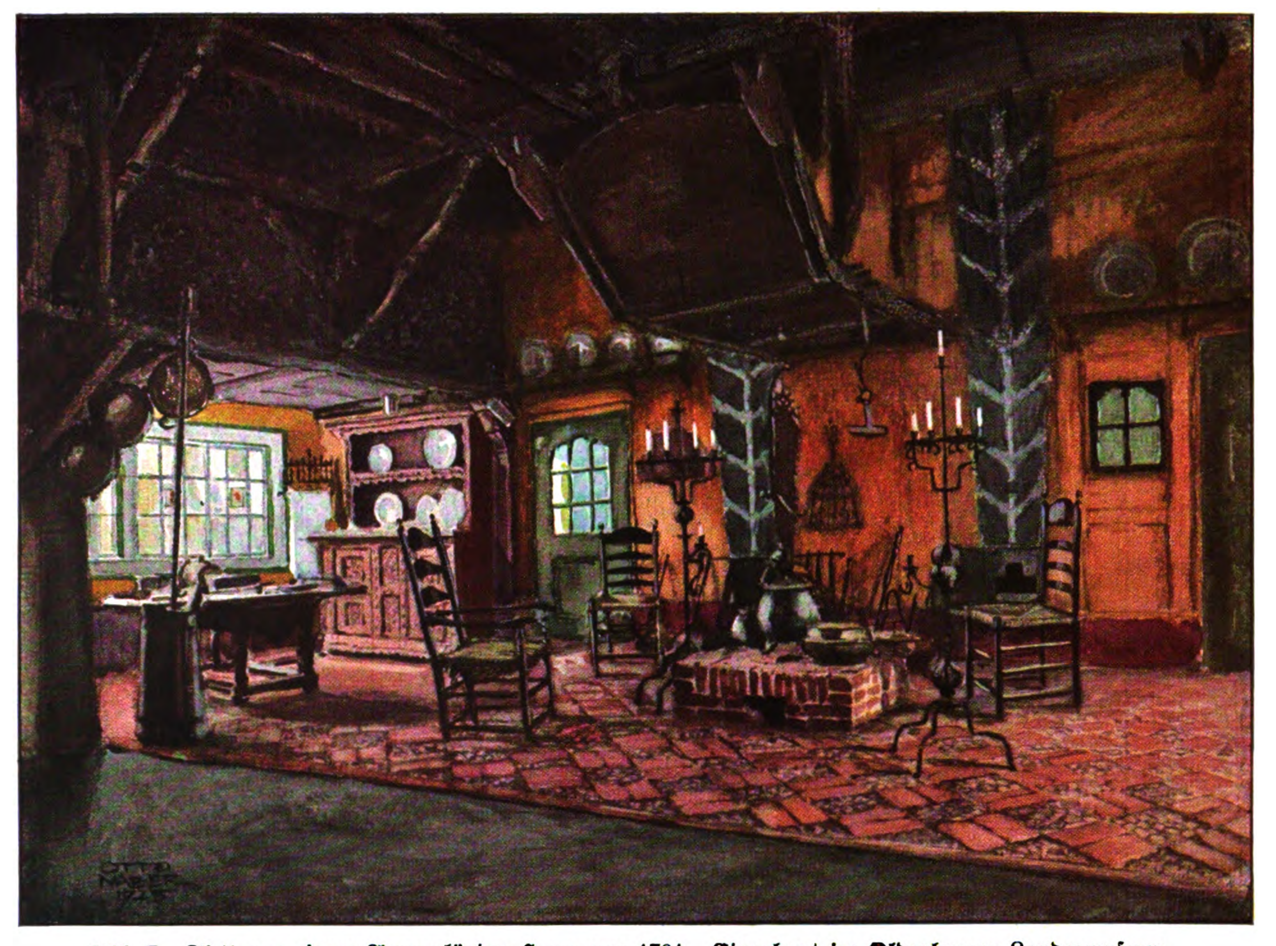


Abb. 7. Flett aus einem Ammerländer Haus von 1764. Eingebaut im Oldenburger Landesmuseum
Nach einem Aquarell von Otto Naber

Ende des 17. Jahrhunderts wandelt sich diese namentlich im unteren Teil unzugängliche Bauart zu dem zweistöckigen, vier türigen Schrank, der bezeichnend für das Oldenburger Gebiet ist. Erst am Ende des 18. Jahrhunderts kommt daneben auch der zweitürige Kleiderschrank bäuerlicher Herkunft (rechts in Abb. 13) auf. Die meist auf dem Gurtgesims eingeschnitzten Brautnamen mit Ort und Jahreszahl ermöglichen den Nachweis für die Traditionswandlungen des bäuerlichen Mobiliars wie kaum in einem anderen deutschen Landesteil.

Abb. 8. Ostfriesischer Schrank des 17. Jahrhunderts mit chinesischem Export-Porzellan

Durch besondere wirtschaftliche Bedingungen ist übrigens auch das Hausgerät des 17. Jahrhunderts, das durch den Dreißigjährigen Krieg kaum gelitten hatte, nicht nur im Ammerland selbst noch in alten Bauereien erhalten geblieben, sondern besonders häufig in den ärmeren unbewaldeten Kolonaten Ostfrieslands, wohin es verkauft wurde, als der zunehmende Wohlstand im 18. Jahrhundert im holzreichen Ammerland selbst eine schmuckvollere und modernere Ausstattung der Bauernhäuser ermöglichte. — Ungezähltes Mobiliar ist allerdings im 19. Jahrhundert als Altertum wieder in die Städte und besonders nach Amerika gewandert, obwohl die Schönheit der Flachschnitzerei nur in dem schrägen Schlaglicht der tiefsitzenden Fenster des niedersächsischen Bauernhauses wirkliches Leben gewinnt (Abb. 7). Das Entwurzeln aus dem angestammten Boden und das Herausreißen der Teile aus organischem Zusammenhang zeigt so recht, wieviel Schaden und welche Geschmacksverwirrung die im Grunde verständnislose und nur eigensüchtige Begeisterung für der Väter Hausrat angerichtet hat.

Als Hinweis auf die im Lande vorhandenen Freiluftmuseen, namentlich das Bauernhaus in Zwischenahn, ist auch im Landesmuseum der räumliche und organische Zusammenhang in den einzelnen Kulturbildern nach Möglichkeit dem Dachgeschoß abgewonnen worden. Die charakteristische Raumform des landeseigentümlichen, stets einstöckigen Bauernhauses ist das Flett (Abb. 7), in das die von den Viehständen beiderseits flankierte Dresch- und Arbeitsdiele ohne Trennung mündet.

In der Mitte die offene Feuerstelle der alten germanischen Behausung, über der als Funkenfang ein schlittenartiger hölzerner „Rähm“ mit Pferdeköpfen hängt, der den Rauch des Torffeuers zu den seitlich an der Decke hängenden Schinken und Speckseiten leitet. Beiderseits die Unterschläge unter der Schräge des reithgedeckten Daches, mit der niedrigen Fensterreihe. Auf der in der Abbildung sichtbaren Südseite der Eßtisch und die Richtebank, auf der Nordseite der Arbeitsplatz für häusliche Verrichtungen, daneben eine Milchkammer und ein Alkoven (Butze) für den Knecht. Hinter der Flettwand, an der Rückseite des Hauses zwei (in größeren Häuser drei) Kammern (Abb. 13), deren eiserne Böt- oder Beilegeröfen gleichfalls vom Flett aus geheizt werden und ihren Rauch auch wieder dorthin abgeben. Wenn im Frühjahr die Wand frisch gekalkt und die Backsteinpflasterung mit Königsrot gefärbt wird, bleiben die Rußstreifen an der Kammerwand stehen und werden für den Sommer mit Sandstreifen in Form eines Donnerbesens beworfen, um das Herunter-



Abb. 9. Totenfeier in einer Ammerländer Diele. Gemälde von Prof. Bernhard Winter im Oldenburger Landesmuseum



Abb. 10. Dreieckiges gesticktes Haubentuch des 17. Jahrhunderts, von der holländischen Grenze

Auch die ammerländischen Trachten sind weniger einheitlich als die friesischen in dem vom Meer umgrenzten Norden. Selbst da aber sind fast nur die abgeklungenen, vereinfachten Formen des 18. und 19. Jahrhunderts noch auf uns gekommen und nur ausnahmsweise läßt sich an dreieckigen, stellenweise gestickten Leinenkopftüchern mit breitem, gekräuseltem Spitzenrand (Abb. 10) zeigen, woraus die im Hause getragene Frauenhaube (Hülle) entstanden ist. Die Hinweise müssen sich hier auf dieses in die Augen fallende Hauptstück der Tracht beschränken. Die weiße Hülle ist dann mit der Kappe, die jene Kopfbedeckung außerhalb des Hauses vervollständigte, allmählich zusammengewachsen zu dem kleinen, eng an den Kopf anschließenden Ostfriesen-Häubchen mit eingenähtem, geriffeltem „Strich" (Abb. 11). Es besteht aus zwei seitlich abgerundeten Samtstücken, die längs des Scheitels verlaufende Naht und der vordere Rand ist mit breiter Silberspitze besetzt; im Nacken werden die Falten mit einem Silberband zusammengezogen, damit die Wölbung auf dem Kopf Halt gewinnt.

In leichten Abwandlungen, mit zwei Längsnähten und weniger abgerundeten Seitenteilen, findet sich diese friesische Haubenform auch in den Marschen zwischen Jade und Weser bis nach Stedingen; mit reicherer Stickerei dagegen auch im südlichen Münsterland, während auf der Delmenhorster Geest sich eine andere Form (Abb. 17) dazwischenschiebt, eine kantig gesteifte, auf dem Scheitel quer sitzende Kappe mit schmalen Ohrenklappen. Westlich, im Emsgebiet, reicht der Einfluß der friesischen

laufen des Sotes zu verhindern. — Das Flett ist die schönste und in der Vielseitigkeit seiner Benutzung bedeutsamste Raumform, die von urtümlicher nordischer Baukunst geschaffen wurde. Das Leben der Familie in Gemeinschaft mit dem Gesinde entfaltet sich hier vom Spiel der Kinder am Herdfeuer bis zur Aufbahrung der Toten auf der mit Sand bestreuten Diele (Abb. 9), in der dann auch im Scheine der eisernen Leuchter das „Totenbeer" getrunken wird. Das Helldunkel, das in den Häusern herrscht, läßt Feuer und Licht in unmittelbarer Anschauung als Leben förderndes Element empfinden. In diesem Sinne hat auch der noch heute beliebte Umzug Laternen tragender Kinder in der Dämmerung der Herbstabende (Abb. 22) tiefere symbolische Bedeutung.

Das Ammerland bildet mit seinem von Mooren begleiteten Geestrücken die Brücke zwischen dem Münsterland und Ostfriesland, und auch von Bremen her mündet ein Verkehrsweg ein. Kein Wunder, daß es kulturelle Einflüsse von allen Seiten erfahren hat, daß namentlich von Nordwesten her friesische Schmuckformen, die ihrerseits wieder vom Niederrhein und aus Holland beeinflußt erscheinen, Eingang gefunden haben. An Möbeln aus dem Grenzgebiet, der sogenannten friesischen Wehde, treten beide Elemente oft unvermittelt nebeneinander auf.



Abb. 11. Ostfriesische Tracht vom Ende des 18. Jahrhunderts



Abb. 12. Ostfriesische Möbel aus der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts nach holländischem Vorbild

Tracht bis in den Hümmling und ins Saterland und hat namentlich in diesem durch Moore umschlossenen Landstreifen mit katholischer Bevölkerung aber friesischer Mundart einen in der Form erstarrten, mit Bändern bereicherten Haubentypus (Abb. 16 und 17) entstehen lassen, ein Zwischenglied zwischen Ostfriesland und Münsterland. Die völlig feststehende Form kann ebensogut aus zwei wie aus drei Längsstücken hergestellt werden. Die Unterscheidung von Twepand- und Drepandmützen ohne Rücksicht auf den formbestimmenden Schnitt trifft mithin nicht das Wesentliche. In Westfalen selbst herrscht dagegen eine Haubenform anderen Schnittes vor, die aus einem runden, den Hinterkopf bedeckenden Stück und einem schmalen, bügelartigen Rand besteht. Sie kommt in ihren mannigfachen Abwandlungen auch an der Südgrenze Oldenburgs vor.

Der Einfluß der Niederlande längs der ganzen deutschen Nordseeküste hat sich namentlich im 16. und 17. Jahrhundert durch die Zuwanderung von Handwerkern und Siedlern oder die Einfuhr einzelnen Hausgeräts geäußert. Ostfriesland aber steht seit den Zeiten des Grafen Edzard (Abb. 20), dieses einprägsamsten Vertreters eines friesischen Häuptlingsgeschlechts, durch die engere Kulturgemeinschaft mit der stammesgleichen Provinz in dauernder Verbindung mit dem gesamten Nachbarland. Daher finden sich in den kleinen ostfriesischen Landstädten nicht nur holländisch anmutende Möbel, von denen die Abb. 8 ein durch die Ebenholzdocken der durchbrochenen Türen besonders beachtenswertes Beispiel zeigt, auch das ostasiatische Porzellan ist als Gebrauchs- und Ziergeschirr hier ebenso verbreitet wie in Holland. Zu dem vorherrschenden Farbklang des blau-weißen Dekors kommt außerdem das mannigfaltige, stets blankgeputzte Messinggerät und erhöht durch seine Glanzlichter den Eindruck der Sauberkeit. Hier ist das Ursprungsland der Kränchenkanne mit dem untergesetzten Wärmbecken, sei es in der schlanken Form (Abb. 8), die für die Bestellung der gegenüberstehenden Imari-Porzellankanne als Muster diente, sei es in der Art der bauchigen Dreikränchenkanne (Abb. 6). Macht doch das an der Küste vorherrschende neblige und windige Wetter heiße Getränke, namentlich den Tee, besonders schätzenswert.

Infolge der allem anhaftenden Feuchtigkeit sind auch die Bettpfannen weit verbreitet, eiserne langgestielte Becken für ausgeglühten Torf, mit durchbrochenem, mannigfach verziertem Messingdeckel. Und die bodenkalten, des hohen Grundwassers wegen nicht unterkellerten und deshalb vielfach mit Backsteinen gepflasterten Häuser machen das Wärmen der Füße mittels der Feuerkieken, auch Karkstövken genannt, erforderlich. Aber auch über diesen durch die Eigenart des Klimas bedingten Bedarf hin-



Abb. 13. Ammerländer Stube um 1775 mit Durchblick nach der Diele. Im Oldenburger Landesmuseum



Abb. 14. Küche eines ostfriesischen Fischerhauses von 1775, eingebaut im Oldenburger Landesmuseum



Abb. 15. Glasschrank aus Jever, mit Jeverschen und Delfter Fayencen

grenzen läßt, haben sich sowohl für Wandfliesen wie Geschirr besondere Schmuckformen entwickelt. Gerade die Fayencefabrik in Jever (Abb. 15) zeichnet sich in der kurzen Zeit ihres Bestehens durch eine gewisse Selbständigkeit ihrer Leistungen aus.

Das Ostfriesenhaus unterscheidet sich vom niedersächsischen sowohl in der Anlage wie in der Ausstattung. Eine Durchfahrt führt seitlich an Ställen und Speicher vorbei, die Wohnräume liegen, durch eine Mauer getrennt, an der hinteren Schmalseite des Hauses. Ein besonderer Küchenraum oder (beim kleinen Fischerhaus) ein schmaler, quer durchlaufender Gang trennt die Wohnung von dem Wirtschaftsgebäude. Als Feuerstelle hat sich hier der offene Wandkamin erhalten, in kleinen Häusern vielfach an der Außenmauer, zwischen den für das Land charakteristischen Schiebefenstern (Abb. 14). Und eben dieser Kamin, aber auch die

aus hat die Schmuckfreude hierzulande den Messingschlägern manche Aufgaben gestellt, unter denen die messinggetriebenen Zierteller, meist mit Adam und Eva oder mit den Kundschaftern im Mittelfeld, vor allem typisch sind.

Im 17. Jahrhundert wandelt sich das zuvor der italienischen Majolika verwandte holländische Fayencegeschirr, dessen Herstellung in Delft einen großen Umfang gewann, indem es in Formen und Bemalung mit dem chinesischen Porzellan zu wetteifern sucht. Erst im 18. Jahrhundert findet es seinen eigenen Stil. Namentlich in den kleinen friesischen Töpfereien, deren Produktionsbereich sich noch nicht klar genug ab-

Wände selbst — diese wiederum mit Rücksicht auf die Feuchtigkeit — sind mit dem köstlichen Form- und Farbenspiel der kleinen sogenannten Delfter Fliesen bekleidet.

Eine Wand dieser Küche nimmt die Holzverkleidung der beiden Alkoven ein, meist in symmetrischer Anordnung mit geschnitztem Rahmen und einem verglasten Wandschrank (Buddelei), wo aber auch Porzellan und Silber (die Branntwienskoppjes, Abb. 15) aufbewahrt werden, während auf der Anrichte das Gebrauchsgeschirr, die Teller und Zinnlöffel zu Griff sind.

Ist das ländliche Mobiliar meist gestrichen und die Flachschnitzornamente (das Tulpenmuster!) bunt abgesetzt, so entspricht dem in

den Bürgerhäusern das Lackmöbel nach ostasiatisch-holländischem Vorbild. An die Stelle des schweren Architekturschrankes ist im 18. Jahrhundert, wiederum in enger Kulturgemeinschaft mit Holland, die praktische Doppelkommode, der Kabinettschrank (Abb. 12) getreten. Zuerst mit einer Schweifung des Unterbaus im sogenannten Orgeltypus, dann in der behäbigeren Bauchung (Abb. 15), sämtlich Formen, die die Furnierung zur Voraussetzung haben. Amsterdam versorgt auch die Dielen Ostfrieslands mit Standuhren, wie Delft die Vasensätze liefert, die den Schwung der Schrankgesimse ausklingen lassen.

Von dem spinnwebzarten, beschwingteren Goldfiligranschmuck des 18. Jahrhunderts leitet sich auch der strengere geometrische Stil der ostfriesischen Schmucksachen und Silbergeräte der Empirezeit her (Abb. 19). Glatte Goldflächen sind gegen den mit Spiralen gefüllten Durchbruch gestellt, niemals aber kommen bunte Steine vor, wie dies im Münsterland der Fall ist, wo auch der Gold- und Silberschmuck plastischere Wirkung anstrebt.

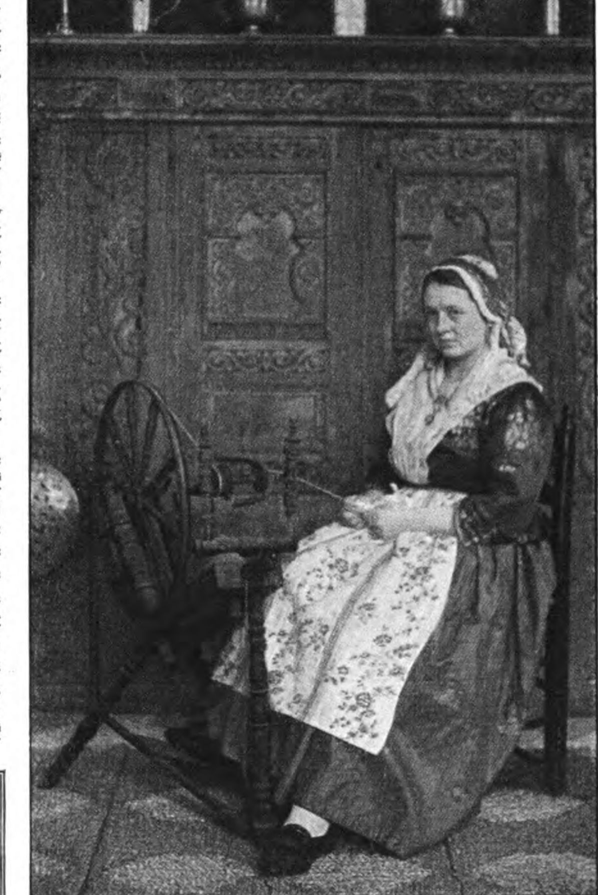




Abb. 16 und 17. Trachten aus dem Saterland (oben und unten links) sowie von der Delmenhorster Geest (unten rechts vor einem Durk)

Wuchtigere Gestaltung im Ganzen, plastischere Durchbildung in den Einzelheiten kennzeichnet auch das Mobiliar des Münsterlandes (Abb. 18). Eine lebhaftere Sinnlichkeit und ein Bedürfnis nach Anschauung ist in diesem westfälischen, bis 1803 zum Bistum Münster gehörenden Landesteil wirksam geblieben. Selbst die kirchliche Schnitzkunst (Abb. 21) hat sich in derber handwerklicher Tradition vom Mittelalter her fortgepflanzt. An Kulturbesitz hat dieses Gebiet zwar mehr als der Norden durch den Dreißigjährigen Krieg eingebüßt. Von einer reichen Entfaltung in der Renaissance fließt hier die



Abb. 18. Münsterländer Anrichte und Truhe um 1700. Im Oldenburger Landesmuseum

Entwicklung in breiterem Strome, durch die Nöte des 17. Jahrhunderts und eigentümliche soziale Verhältnisse hinsichtlich des Bodenbesitzes nur zeitweilig zurückgestaut, der umfassenderen Auswirkung eines späten Barockstils zu.

Die Hausform ist niedersächsisch wie im Ammerland mit Erweiterung der Diele zum zweiarmigen Flett. Die Feuerstelle aber liegt unmittelbar an der Hohwand, hat daher nicht den weitausladenden Schlitten als Funkenfang, sondern eine kleinere Bedachung, die sich offenbar erst später zum Rauchfang wandelt. Zum Aufhängen des dreifüßigen Bronzegrapens am gezahnten Kesselhaken dient ein drehbarer Wandarm, aus Holz oder Eisen, der „Wendebaum". Vielfach ist die Flettwand mit Fayencefliesen bekleidet, worin sich wiederum friesischer Import bekundet. Neben Delfter Geschirr ist hier auch Irdenware vom Niederrhein verbreitet. Eine besonders stattliche Hülser Schüssel von 1674 auf Abb. 18 rechts neben der in ihren Ausmaßen typischen Anrichte. Für das



Abb. 19. Oldenburgisch-friesischer Goldfiligranschmuck: Halskettenschließen und Ohrringe

Münsterland kennzeichnend sind auch schrankartig umbaute, mit Türen verschlossene Bettladen (Abb. 16 u. 17), die sich von der Renaissancebettstelle mit Baldachin herleiten und weiter nordwärts nur als Alkoven vorkommen.

In allen diesen Erzeugnissen der Volkskunst lebt — trotz mancher Ungelenkheit oder vielleicht gerade wegen dieser — eine ursprüngliche Beseeltheit, die der Unmittelbarkeit des Empfindens wie der charakteristischen Verarbeitung des Materials zu verdanken ist.

Durch die örtlichen und zeitlichen Unterschiede in der Äußerung der Volkskunst wird der einheitliche Kern, die Stammeseigenart, nur noch deutlicher ins Bewußtsein gerückt, die Lebensbedingungen eines Landes werden an ihren Auswirkungen erkennbar.



Abb. 20. Bildnis des Grafen Edzard von Ostfriesland
Gemälde von Jacob Cornelisz von Oostsanen



Abb. 21. Holzgeschnitzte Krippenfiguren aus Mollbergen

Die in der Volkskunst der Vergangenheit aufgespeicherten Erfahrungen sind mithin Quellen der Anregung für den natürlichen Gestaltungsdrang und vor allem Wurzeln des Selbstvertrauens in die schöpferische Kraft des Volkes. Und daran mag die Überzeugung erstarken, daß die Verworrenheiten heutiger Lebensformen sich allen Modetorheiten und aller Mechanisierung zum Trotz letzten Endes doch an den inneren Bedürfnissen und äußeren Notwendigkeiten einmal wieder klären müssen.



Abb. 22. Bummla Bumm Laterne ... Gemälde von Paula Becker-Modersohn. Oldenburg, Landesmuseum

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Lieber leben als schreiben!

Erinnerungen von Heinrich Federer

Das Leben sei kurz?

Keine Rede. Im Gegenteil, lang ist das Leben, unglaublich lang.

Was ist ein einziges Jahr schon für eine buntgefleckte, hundertmal geringelte, unabsehbare Riesenschlange von Zeit! Am Schwanz fühlt man den Kopf nicht mehr, so lange ist das.

Und ein Jahrzehnt erst! Unausdenkbare Zeit! Es macht aus einem Kind einen Mann, aus einem Knirps einen Helden, aus einem Bettler einen Machthaber — und freilich, dies alles auch umgekehrt, — es bringt mich aus einer Welt in eine andere.

Nein, man braucht kein Achtziger, nicht einmal ein Siebziger zu werden, um das Leben wunderbar lang zu finden. Aber auch wunderbar kurzweilig. Je länger, je kurzweiliger. Immer sind es die über ein kurzes Leben Schimpfenden, die sich langweilen. Ich habe nie eine langweilige Stunde gehabt. Und doch sitze ich oft monatelang ohne Buch und Feder, ohne Gesellschaft von Mensch oder Hund und Katze im Stuhl, kaum zehn Worte den ganzen Tag hörend oder sprechend, von meinem Brustübel wie ein Büblein gebändigt. Lang sind dann die Tage und länger noch die Nächte. Aber keine Minute wird langweilig. Das Leben spukt mit tausend Gesichtern und Einfällen ringsum und ich habe Mühe, ihm ordentlich mit meinen Sinnen zu folgen. Jede Stunde ist anders, jeder Tag hat eine neue Stimme, vom Fenster, von der Türe herein, aus den Zimmerwinkeln, Kästen, Schubladen, von der Lampe, dem stummen Klavier, den schweigenden Bücherrücken, aber auch aus meinem Hosensack und müden Schuh, aus meinem Kopf und Seelchen flüstert, redet, braust, fragt und rät, erzählt und befiehlt, singt und schielt die unermeßliche Welt.

Das überdenk' ich heute, wo mir die Monatshefte, diese alten Freunde, ins Ohr flüstern, ich sei nun ein Sechziger geworden und solle ihnen etwas von meiner tintenbefleckten Vergangenheit erzählen.

O gerne! Aber lieber von Blut als von Tinte, lieber von Erleben als von Erschreiben!

*

Schreiben! Darf ich es sagen, ohne blöd oder eitel gescholten zu werden, daß ich in meinem Leben nichts unlieber tat und daß es immer einen rauhen Druck von außen brauchte, bis ich unwirsch die Feder in den schwarzgalligen Hafen tunkte? Ich bin vierzigjährig geworden, ehe ich eine Ahnung hatte, daß ich noch bei den Schriftstellern landen würde. Vor dem Buche des Erzählers, dem Bändchen des Dichters, fühlte ich schon als Knabe einen grenzenlosen Respekt.

Soll ich nun auskramen, wie ich den Respekt vor dem literarischen Buch überwunden habe, bis ich selbst Bücher schrieb? Das käme mir anmaßend vor. Wen kann das interessieren? Ich bin nur einer von tausenden, fühle es schwer genug, wie wir Schriftsteller uns viel zu wichtig geben oder geben lassen — (lese jeder Knut Hamsuns „Neue Erde“ als gesunde Kopfwaschung!) — und daß mancher einfache Abc-Mensch ohne weiße Schriftstellerhände, aber mit tief zu Schaufel und Hammer gebeugtem Arbeiterrücken viel Bedeutenderes zu erzählen hätte, viel Nützlicheres und viel ehrlich Schöneres als unser Dutzend Autorenfedern vom Fach. Nein, nichts vom Fach als bloßem Fach! Es wäre schade um den kostbaren Raum. Aber vom Fach als Leben, als Genießen, als blutige Wirklichkeit, vom Fach, da man nicht wußte, daß es Fach und Beruf war, vom Schriftstellern ohne Tinte und Papier, vom erlebten Rausch der Poesie, davon einige Zeilen.

*

Jetzt müssen meine Leser vom großen Deutschen Reich sich ordentlich bücken, es geht zu einer kleinen Türe hinein, ins Schweizerländchen. Und mitten im Kern liegt Obwalden, meine unvergleichliche Jugendheimat.

Es ist das schönste Voralpenland, das ich kenne. Am stillen Zipfel des Vierwaldstätter Sees zwischen Pilatus und Stanserhorn beginnt es und zieht sich als grünes Tal, rechts und links von waldigen Zweitausendern beschirmt, zum Sarner See, einem Idyll ohnegleichen, und dann die Hänge hinauf zum düstern Lungerer Alpensee und weiter auf den Sattel des Brünig. Hier gucken ihm die Ewigschneeberge des Berner Oberlandes über die Achsel. Da zieht es sich fröstelnd in seine warme, von Föhn und Alpenwassern und Legenden durchrauschte Mulde zurück, das liebe, rassige, gelassene Obwalden.

Welch ein einfaches Ländchen war das zu meinen Knabenzeiten! Es gab Tausende, die nie eine Eisenbahn gesehen hatten. Ein Dampfboot gab es nur am untersten Ende des Kantons. Man war für sich.

Hier gab es noch die alten Volksbräuche,

den Hosenschwinget, den wunderbaren Jodel von den Voralpen, die Dorfkilbenen (Kirchweihen) und die Älplerfeste, die alten Jungfern- und Frauentrachten, die tolle Fastnacht, Wildmann und Wildweib, heillose Nachtbubenstücke, den Scharfrichter im einsamen Giebelhaus am See, den Galgenplatz, den Hexenturm. Hier gab es Kapellen auf allen Höhen, sonnengeschwärzte Vorlaubenhäuser mit bleigefaßten Butzenscheiben und Steinblöcken auf dem Schindeldach. Hier ging der Samichlaus (St. Nikolaus) im Christmonat mit tausend Wundern um, von Sagen duftete jeder Ort, die Sennen wußten Grausiges am Käskessi (Kessel zum Käsen) auszukramen von Gespenstern und wilden Schabernackgeistern, aber die berühmte dunkelbraune Unterwaldnerkuh graste mit majestätischer Ruhe in den saftigen Seewiesen. Besseres Obst gab es nirgends, besseren Käse nicht! Und dieser Lebkuchen und die Butterkrapfen und die Nidel, wo aß ein König solche Leckerbissen?

Nun frage ich, konnte man da an Tinte und Feder denken? Meine Tinte war der See, der mir wie ein Meer vorkam und in den ich mit Leib und noch mehr mit erschauernder Seele tauchte; und meine Feder waren die Haselstauden und wilden Kirschbäume, in denen ich mich wild herumtrieb. Ganze Nachmittage lag ich in den warmen Steinen, wo der Ettisriederbach in den See hineinbrummelt, und schwatzte mit den blauschattigen Schwändibergen am andern Ufer und fragte das stille Gewässer, was es eigentlich zu unterst in seinem tiefen, dunkeln Herzen denke und vorhabe.

Da kamen dann Knaben und kauerten zu mir und spielten mit mir, aber nicht gleichaltrige. Die trieben schon praktischeres Zeug, spreizten die Hosensäcke, redeten von Rindern und Heustockpreisen und spuckten über sieben Schulbänke hinaus. Ich konnte es ihnen nicht gleich tun, ich war vom dritten Jahr an schwer asthmakrank. Dieses Asthma, das mir hundert, tausend Erstickungsnächte brachte und mich dann wieder auf zehn, zwölf Tage völlig freiließ, aber beim ersten Schluck Wasser oder der ersten frischen Zwetsche, ja, bei jedem Ungefähr mich wieder auf Tod und Leben würgte, dieses Asthma, mein vieles Bettliegen, Bücherlesen und Phantasieren machte mich den Altersgenossen nicht ebenbürtig. O, wenn sie gewußt hätten, wie gerne ich Steine so weit wie sie geschleudert, die großen Schäferhunde so sicher wie sie gebändigt, die gefährlichen Hornschlittenfahrten so kühn wie sie bergab gemeistert und solche Mosthumpen, bärtigen Männern gleich, heruntergestürzt hätte, o, wie gerne ich mehr aktiv gelebt als passiv geträumt hätte, wüßten sie das, sie würden mich sicher gnädig aufnehmen, statt zu höhnen: „Ach der! Ein Meitlischmecker und Bücherschmecker!"

Eine bittere Bewunderung verließ mich nie für die Gewaltigen, die Harten und Herrischen, und so ein Schlingel schlüpfte mir später irgendwie fast in jedes Buch. Ihrer leben noch viele, ich grüße euch! und viele schlucken längst Erde. Aber mich dünkt, die Särge müßten noch von der Unbändigkeit dieser Alpensöhne krachen. — — —

★

Und so saß ich denn mit Kleinern am Ufer oder auf einem Hügel oder in einer Hauslaube und fing an zu erzählen, was mir durch den Kopf fuhr, und vorweg zu erfinden. Aber die Kameraden spitzten die Ohren, packten heiß meine Hände, rückten eng zusammen, und das berauschte mich, und ich wußte noch mehr, was der alte See denkt, was die Gipfel oben nachts einander zurufen, was um Mitternacht in unserer schwarzwaldigen Sachsler Säulenkirche geschieht, wo unter Steinplatten die Kilchherren schlafen, den Kelch in den Händen und die violette Stola über der Brust. Ich wußte alles. Es floß wie Wasser von der Lippe. Es war der reinste Schwindel. Aber meine Hörer, die Kunden solcher Schriftstellerei, glaubten es fest und ich selbst noch fester. Alles um uns fing an zu reden.

Aber ich erzählte nicht allein. Die Kameraden fragten hinein, rieten, erklärten, halfen meine Lücken füllen. Und der Wind half und das Stundenschlagen der Kirchenuhr über die Obstwiesen und das Dorfgeplauder und was der Kirchensigrist und die alte Gret und beim Viehfüttern und Melken die Knechte prahlten. Meine Mutter, die ernste, immer stumm unsere Armut besorgende, praktische Frau, schlug mir aufs Maul, wenn es ihr zu bunt wurde. Aber der Vater, selbst ein Phantast, ein Tausendkünstler, Maler, Bildhauer, Fabulierer, ein Freund des Wanderns, der endlosen Landstraßen, der Wirtshäuser und der Nächte in wilder Freiheit, mein Vater, zu seltenen Malen daheim, rügte sanft: „Nicht so! Laß ihn! Das muß er so!" — Und während die liebe Mutter mit den herrlichbraunen Augen vom Arbeitstischchen am Fenster mich unendlich warnte, erzählte der dann noch liebere Vater aus seinem großen, schwarzen Bart hervor von München, wo er studiert hatte, vom Hoftheater, von Kaulbach und Cornelius und Makart, von Ludwig dem Ersten und Zweiten, von Hamlet und König Lear und Dr. Faust, bis die Dämmerung die Stube füllte und von den Berghäusern am Tann die kleinen Lampenlichter glänzten.

Dann zündete auch die Mutter energisch die Petrollampe an und mahnte zur Arbeit. Der Vater aber nahm Hut und Stock und ging für die halbe Nacht. Wie? Oft für Wochen, Monate, zuletzt für Jahre, bis er uns ganz in seiner vagantischen Verzauberung entschwand, der gute, von einem dunkeln Wind gejagte, arme, liebe, unvergeßliche Vater! Ich suchte ihm im „Mätteliseppi" mein kindliches Denkmal zu bauen.

Aber eines muß ich von ihm noch beifügen: wie er Flöte spielte und mich zur

Orgel auf die Kirchempore mitnahm, so daß ich schon früh die Herrlichkeiten des Gottesdienstes erlebte. Im Pfarrer sah ich ein höheres Wesen, und als der Bischof mit Stab und Inful kam, fiel ich wie vor einem Erzengel aufs Knie. Aber wenn ihr es wüßtet, freundliche Leser, wie die Vesperpsalmen am Sonntag nachmittag gleich Sonnenstrahlen bei uns durch die Kirche klingen, wie ein Requiem erbeben macht, wie ein Gloria oder eine Präfatio die Seele beschwingt! O, ich wollte Geistlicher werden, nichts anderes.

Und da erzählte dann der Vater von den Kaisern und Päpsten, dem Barbarossa und den Heinrichen, und ich liebte hier und dort, und die Historie ward meine Leidenschaft. Eines Nachmittags, da ich allein und krank in der Stube lag, holte ich halsbrecherisch Vossens „Homer" vom Kasten und aß und trank die dröhnenden Hexameter wie frisches, blutiges Wildbret. Nie vergess' ich diese schwitzenden Stunden, die steigenden Fieber, das Verstecken der gelben Bände unter der Decke, sobald ein Schritt laut wurde, und die Wut von Begeisterung für Achill und Hektor. Später geschah etwas Ähnliches mit Schillers beiden historischen Werken, und zu Achill kam Gustav Adolf, zu Hektor der schweigsame Oranier. Ich verstand die Politik nicht und den konfessionellen Kampf noch minder, aber ich verstand mit dem Genie der Kinder das Tiefste: große Geister für große Überzeugungen! Mein erstes Gedicht galt Gustav Adolf. „Es ist famos," lobte der Vater. Aber die Mutter rollte es zu einem Knäuel zusammen und wand das Strumpfgarn darauf. Und sie sah mich mit so stillem, wehem Vorwurf an, daß ich glaubte, eine Sünde begangen zu haben, und bis zum Gymnasium nie mehr Verse verbrach. Ach, Mutter hatte an *einem* Dichter genug!

Unvergeßlich ist mir noch ein Asthmaabend, da der Vater spät und vom Wein angefeuert heimkam und die strickende Mutter unter der Lampe umarmte. Es mußte Kaffee gekocht, Brot und Käse aufgestellt und geschmaust werden. Wortlos fügte sich die Mutter. Dann hob der Vater, selig wie nie, ein dickes Bändchen aus der Tasche und las aus Jeremias Gotthelfs „Ueli, der Knecht" vor. O, wie er vorlesen konnte!

Nach und nach hob meine Mutter den Kopf vom Strumpf auf und horchte. Das waren keine Grillen von verrückten Prinzen und Hexen auf dem Blocksberg. Das waren kluge Bäuerinnen. Herrgott, wie die regierten! Unwillkürlich säbelten die Stricknadeln frischer drauf los, wie Schwerter! Mir wachte eine neue Welt auf. Diese Bauernkraft, dieses rassige Gehaben, diese rauschenden, steifen Kleider und harten Knochen, dieser große, urweltliche Atem und diese heillose Predigt.

Das war das letztemal, daß der Vater bei uns saß.

*

Obwalden ist voll vom Glanz des Bruderklaus. Das war ein Bauer meines Dorfes Sachseln, ein Mystiker des 15. Jahrhunderts von grenzenloser Tiefe, Staatsmann, Richter, Familienvater und zuletzt Einsiedler in der Bergwildnis. Als die alte Eidgenossenschaft Anno 1481 in Hader auseinanderzufallen drohte, hat dieser Klausner Nikolaus von Flüe ihre Einheit gerettet.

Eines Tages pilgerten wir drei Geschwister mit der Mutter bergauf und dann in die rauschende Schlucht der Melcha hinunter, in den sogenannten Ranft, wo zwischen steilen Gebirgsstöcken die Zelle jenes Einsiedlers, an eine Kapelle geklebt, in ihrer urmenschlichen Bedürfnislosigkeit noch genau wie vor vierhundert Jahren aus dunkeln Eichenbohlen gezimmert stand. Ins kleine Fensterchen schauen Tannen und singt der Alpenfluß sein monotones Lied. Da hauste also der Mann, der mit Fürsten und Völkern, aber am gewaltigsten mit seinem Gott verkehrt hatte! — Über die schmale Himmelsspalte, unendlich hoch, schwammen ein paar weiße Wolken wie Riesenengel. Die grauen Berggipfel sahen aus wie Ewigkeiten. Etwas Überzeitliches, Unendliches wollte mir das kleine Herz sprengen. So etwas hatte ich noch nie gefühlt. Und in meinem Überschwang fing ich an laut wie ein Priester bei der Messe zu singen: „Gloria in excelsis Deo!" Ehre sei Gott in der Höhe!

Da legte mir rasch die Mutter ihre einst so weiße und nun in drückender Arbeit so rauh gewordene Hand auf den verwegenen Mund und flüsterte: „Still, Heinrich, still! Später einmal, so Gott will!" — „Ja, gewiß," sagte ich und küßte die Hand, so oft ich konnte, „später einmal sicher." — Ach, die Mutter hörte mich nie das Gloria singen. Sie starb uns weg, da wir drei Geschwister noch Kinder waren. Aber ich höre sie oft um mich und meist in Stunden, wo ich mir allein nicht genug bin.

Nun stand aber unten am Fluß ein weißes Häuschen, eine Stiftung für Waldbrüder. Der damalige Einsiedler im langen Rock sah uns kommen, riegelte seine einsame Türe auf und hinter uns wieder gesichert zu. Da roch es nach Obst und feuchtem Gemäuer. Wir stiegen in ein Stüblein hinauf, eng wie ein Schneckenhaus. Der Waldbruder tischte uns Kaffee auf, und es gab altes Brot und alten Käse dazu. Wie das schmeckte! Aber hier roch es nach Büchern. Das schmale Wandgestell war voll davon. Auf dem Tischchen lagen Hefte und ein ungeheurer Tintenhafen. Vor den Scheiben wälzte sich das müde Alpenwasser vorbei und starrten die Berghänge in die Höhe.

‚Also da riegelt er sich ein,' dachte ich, ‚der Selige, kocht einen Kaffee, schnitzelt Käse dazu, guckt in hundert hübsche Bücher, redet mit Wasser und Fels, aber läßt sie nicht herein und dann sitzt er zum Bogen Papier und schreibt von Himmel und Hölle

und allen Wundern Gottes.' Und es zwickte mich eine Lust, ein Neid, ein Rausch, und ich nahm die Feder und, übervoll von Gefühl und Gedanklichkeit, vermochte ich nichts als einen gewaltigen, bildlosen, schreienden Strich über den ganzen Bogen zu reißen.

Die Mutter schlug mir böse auf die Hand und ich erschrak vor mir selber. Der Waldbruder jedoch lachte rauh und kräftig und sagte: „Ist mir das eine Schriftstellerei!" Dann schob er die Schnupfdose aus dem Kuttenärmel, schnupfte kräftig und entließ uns aus seiner wunderbaren Heimatlichkeit.

Noch oft warf mir die Mutter den tollen Schnörkel vor. Aber zeitlebens wiederholte sich das. Wenn ich dem Schauen und Sagen der Wunder am nächsten war, gelang mir nichts als so ein maßloser Schnörkel übers Papier — und fertig.

★

Die Schule, wie wenig weiß ich von diesen sieben gestohlenen Jahren meines schönsten Lebens. Viel mehr als von der Schule behielt ich von den Schulpausen und viel mehr als vom Schulbuch von den Geschichtenbüchern, die ich unter der Banklade barg. Unter den Scheiben lief die Brünigstraße hin. Oft streckten wir aus dem trägen, geistigen Tingeltangel die Hälse empor, wenn sommers die Vier- und Sechsspänner vorbeirollten mit einem lustigen Kauderwelsch von Herrschaften. Da sahen wir die Orleans und Bonaparte mit müden Gesichtern und keine Krone im spärlichen Haar aus den Polstern schläfrig in unsere so frische Landschaft blinzeln. Sind die so träge und halten doch nur eine leichte Zigarre statt des Reichsapfels zwischen den Fingern! Seltsam! — Aber der große Gladstone und der bayrische Schwärmer Ludwig und Richard Wagner sahen sich neugierig um. Sie nickten uns zu und wir nickten wieder. Dann zog die Adelina Patti vorbei und wir grollten, weil keine Nachtigall, wie man uns verhieß, auf ihren Lippen saß. Der alte Kaiser Dom Pedro von Brasilien, den wir schon von den Briefmarken her kannten, strich das üppige Silber seines Bartes. Er hatte drei Prachtskutschen. Aber unsere obersten Schweizer, die Bundesräte, gingen lieber zu Fuß, und der Bundespräsident zahlte in der hohen, gelben Postkutsche den Platz eines gewöhnlichen Sterblichen. O, wir Naseweise sahen viel große Welt, hohe Herren und machten unsere saftigen Fragezeichen und Gedankenstriche dazu. Hätte man nur immer auf unsere Politik gehört!

Am Gymnasium wehte plötzlich eine andere Luft. Gibt es wohl noch solche Gymnasien mit zehn Lehrern, die nur für die Studentlein leben und wo unser bemütztes, knappes Hundert in einer herrlichen Häuslichkeit sich wie bei Vater und Mutter fühlte?

Der Rektor war ein Herrscher dazu. Als jungen Benediktiner hatte man ihn mit seiner Klosterfamilie in vierundzwanzig Stunden aus einer großen berühmten Abtei geworfen. Er nahm gelassen sein Psalmenbuch und seine Geige und kam nach Obwalden, und bald blühte eine famose Schule unter seinem Stabe auf. Diese sechs Jahre dünkten mich ein Paradies. Das war jetzt Schule voll Saft und lebendigem Wuchs. Welche Welt tat sich auf in den lateinischen und griechischen Autoren, in der italienischen, französischen und englischen Literatur und besonders in der Weltgeschichte, die uns ein schlichter Obwaldner so meisterlich, wie ich es seither von nirgendsher mehr empfing, vom Altertum bis zur Neuzeit aufblätterte, freilich weit mehr im heldischen als im sozialen Sinne.

Ein Lehrer saß immer in dicken Tabakwolken und, wenn man ihn über Dichter und Gedicht beriet, zeigte er keine sonderliche Begeisterung, ernüchterte mich vielmehr mit despektierlichem Bescheid über diesen oder jenen Großen, indem er von ihren Schnupftüchern und Schneiderrechnungen statt von ihren Hymnen und ihrer apollinischen Trunkenheit plauderte. Aber das war nur derber Schutz für seine eigene, scheue, zarte, überempfindliche Seele. Dieser Leo Fischer war ein Dichter. In einigen Balladen gab er uns Prächtiges. Platen, Platen, mahnte er uns und machte mich lächerlich, als ich als schönstes Gedicht Schillers „Ideal und Leben" pries. Er starb viel zu jung und unfertig. Leider blieben wir in der alten Dichtung bis Uhland stecken. Von unsern damals in Ruhm aufleuchtenden Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer keine Zeile! Ich wurde fast dreißigjährig, ehe ich den letztern kennenlernte.

Vor Latein und Griechisch trat die alte, süße Muttersprache zurück, unser großes, weises, geduldiges Deutsch.

Wann gibt es einmal eine Schule und einen Lehrer, so lebendig, so echt, so deutsch, daß man endlich in das Wunder unserer Sprache hineingeführt und durch ihre scheinbare, aber jedenfalls herrliche labyrinthische Verwirrung an einem klaren, logischen Faden geleitet wird, durch alle Verästelung ihres Satzes, in die letzten Launen und Schlüpfe, in die hintersten Möglichkeiten? Warum lehren nicht die Dichter uns Deutsch? Wie muß der Geiger sein Instrument, der Pianist das Klavier bis ins geringfügigste verstehen, ehe sie damit öffentlich auftreten können! Aber die meisten Schriftsteller verlassen sich auf ihre natürliche Anlage und Phantasie beim großartigsten und tiefsten Orgelwerk der Welt, der deutschen Sprache, ohne je die Register studiert, das Pfeifenlager erforscht, die Geheimnisse der Klaviatur andächtig erlauscht zu haben, auf gut apollinisches Glück hin. Vielleicht das Genie braucht das nicht, ob-

wohl Goethe uns das Gegenteil lehrt. Aber wo sind die Genies?

Darum muß auch derjenige, dem Ironie etwas ganz anderes und Intuition weit mehr als meisterliche Beobachtung bedeutet, für die außerordentliche Gepflegtheit, ja, ingeniöse Fertigkeit der Thomas Mannschen Sprache, ihre wunderlichschöne Kultur und vorbildliche Feile dankbar sein. Und das gleiche gilt, trotz soviel Schrulle, von den Schröder, Gundolf und Borchardt. Ich lese sie nun, so spät leider, gar oft und nie ohne das Entzücken und den Gewinn eines Schülers vor hohen Lehrern. Aber daß sie alle da und dort in grillenhafte Auswüchse geraten, selbst sie, das rührt, meine ich, eben davon, weil auch sie keine tiefe Führung ins Deutsche zur Zeit ihrer Anfänge genossen, weil sie sich selbst führen mußten.

★

Als ich meinen halbstündigen Schulweg dem einsamen Sarner See entlang zu den letzten Examen machte, regnete es und aus einem vorbeifahrenden Einspänner winkte mir jemand herein. Da saß der Landammann des Kantons und neben ihm der Bundespräsident der Schweiz, Emil Welti. Der hatte ein stählernes Auge und ein Schnurrbärtchen wie Eisen.

„So, Heiri, da siehst du jetzt einen großen Griechen vor dir," sagte Landammann Hermann. „Pack' den Tornister aus und zeig' unserem höchsten Eidgenossen, was so ein Eidgenößlein aus Sachseln weiß!"

Mir wurde bang, daß das Examen schon auf dem Schulweg und so nahe von Gesicht zu Gesicht beginnen sollte. Der Fuhrmann Balz, neben dem ich einwärts saß, wie er vom Regen betropft, schielte mich heillos lustig an und stieß mich mit dem Ellbogen. ‚He, nur nicht erschrecken,' hieß das. ‚Die sind auch Fleisch und Bein wie ich und du.'

Da wurde mir plötzlich alles einerlei. Ich zeigte die Homerbücher, den Demosthenes, und der gewaltige Welti schlug hier auf und dort auf, fragte wie ein Gott, wußte alles, sagte nicht: „Bravo!" nicht einmal: „Ganz recht!" sondern wurde nur immer lauter und zuletzt bekamen wir warm und zankten, weil er Menelaos verachtete und ich im Gegenteil sagte, er sei der stillste und brävste der Helden.

„Da hast ja einen Professor, Kläusi," scherzte Welti zu seinem Jugendfreund Niklaus Hermann. „Und da, was versteckst du, Student? Wie, den Thukydides? Das steht doch nicht in eurem Stundenplan."

„O, daraus les' ich für mich ganz heimlich," bekannte ich verlegen. „Nichts lieber als solche Historiker. O, Geschichte, Herr, Geschichte! Aber sagen Sie nichts davon, bitte, sonst klagen Ihnen die Professoren, daß ich darüber die Chemie und Physik vernachlässige! Der Schwefelsäureprozeß ist mir entsetzlich."

Schau', schau', da griff der Bundespräsident in die weiße Weste und drückte mir ein Goldstück in die Hand. Der erste schweizerische Zwanzigfränkler, den ich handlich erlebte! Und ich war gar nicht verblüfft. Das war ja der Bund und Bundespräsident, die solches Geld zu Haufen und vorweg machten.

„Lies weiter, immer so weiter die großen Griechen!" mahnte Emil Welti. „Aber nicht, um einst griechisch zu reden. Das ist vorbei. Fürs Deutsche, fürs reine, gute Deutsche! Doch das verstehst du noch nicht!"

Damals verstand ich's wohl, und als ich zwei, drei klassische Reden von Welti selbst hörte, besonders die Abschiedsrede vom undankbaren Staatsdienst, da glaubt' ich's auf jedes Wort. Aber heute nicht mehr, so tief ich Lateiner und Griechen verehre. Mögen die guten, festgeleimten Professoren sagen, was sie wollen, der Umweg über die Antike zum braven germanischen Sinn und Wort ist zu groß. Es gibt eine geradere Straße.

★

Philosophie, Plato, Herrlichkeiten über Herrlichkeiten. Die liebe deutsche Poesie schlief ein.

Jetzt kam das Fach meiner Begeisterung, Theologie. Ich sehe meine Leser lange Gesichter bekommen. O, ihr Lieben, wüßtet ihr nur, was das heißt: Theologie. Da fliegt es mit Adlern in die Höhen, taucht in die tiefsten Ozeane des Denkens, blüht in ewigen Poesien auf und faltet wie ein Unschuldskind die Finger in naiver Ergebenheit. Das Wort hat einen grauen, wirren Wissenschaftssinn bekommen. Falsch, ganz falsch. Theologie ist das Lebendigste und Sicherste, was ich kenne.

Zum erstenmal schlüpft' ich aus den helvetischen Stubenwinkeln in den weiten, deutschen Reichssaal hinaus. Ich liebe meinen Winkel, ich klebe fest darin, und um so ehrlicher darf ich sagen, daß kein Reichsdeutscher ahnt, was ein Schweizer empfindet, wenn er an die großen Schulen Deutschlands, in diese Weite und Breite und erhabene Zugluft hinauskommt. Wie stieben die kleinen, engen Hausgerüchlein aus seinem Kittel heraus!

Es war nur die kleine, alte Stadt vorerst an der Altmühl, Eichstädt. Aber Herrgott, welche Gelehrte, welche Geister, welche Welt- und Gottesweise. Diese Thalhofer, Hergenröther, Pruner, Stöckl und vor allem der Neuscholastiker Schneid, das kleine Männchen mit der weichen schwäbischen Stimme, dem schwächlichen Körper, aber der ungeheuren Innigkeit und Gedankengewalt. Und der fürstliche Bischof Freiherr von Leonrod und der alte Dom und die nahen Pappenheimer, wunderbare Kollegien und große bayrische Geschichte ringsum. Nie sah ich Besseres, Größeres.

Dann ging's von Stadt zu Stadt und ins einsam trauliche Seminar ob St. Gallen. Dann kamen die großen Tage der Weihe und Aussendung. Ich wäre so gerne

irgendwo geistlicher Professor der Jugend geworden. Mein ganzes Wesen fieberte danach. Aber der kühle Bischof Augustin Egger, mit Augen wie Karfunkeln, sagte trocken: „Und Sie, Herr Kaplan, gehen ins grüne Toggenburg, nach Jonschwil, wo eine reine Luft für Ihre elende Brust weht, keine Post und Eisenbahn Sie stört, gute Zwetschen wachsen und ein ganz kurzweiliges Volk auf Sie wartet.“ — Mein Lachweiler!

Es war das Rechte. Ich hätte nicht glücklicher sein können. Und ich erlebte so Großes und Tragisches wie in einer Hauptstadt und hab' es treulich in „Jungfer Therese“ und jüngst in „Papst und Kaiser im Dorf“ geschildert. Tausendzweihundert Franken Gehalt, es genügte völlig. Ein prachtvoller Pfarrer über mir, ein hitzigliebes Volk um mich, ein hohes, altes Giebelhaus für mich und welch uralte, heilige Gläubigkeit und was für eine neue, hügelige Landschaft ringsum, mit dem Säntis fern im Osten und dem Glärnisch im Süden und Notkers, des großen Mönchs, Wiege ein paar Steinwürfe weit.

*

Ich hatte viel freie Zeit. Da fing das Lesen der Historiker und Dichter, ein bißchen Zeitungsschreiben und Musizieren und das Geschichtenerzählen unter den Kindern wieder an. Aber keine Zeile Schriftstellerei! Und ich kam schon tief in die dreißiger Jahre. Mein Pfarrer haßte nichts so wie den Teufel und das Tanzen. Er machte das Gleichheitszeichen dazwischen. Als Ersatz bot er Vorträge, Spaziergänge, gemütliche Abende und — Theater für die Fastnacht oder Kirchweih. Und eines Tages sagte er mir, als wir barfuß in seinem Hausmätteli auf und ab spazierten, ich sei doch so ein halber Dichter und könnte wohl ein Theaterstück machen fürs Dorf. Etwa Columbus!

Und ich machte einen Columbus sogleich auf geistliches Kommando. Längst ist der große Spanier im Papierkorb gestorben. Aber damals lebte er mit seinen Hidalgos, den Indianern, den undankbaren Fürsten und den Ketten an den Fußknöcheln deutlich und sprach ein starkes Toggenburger-Dorfdeutsch. Und später gab es ein Stück aus den Christenverfolgungen. Und wieder sagte Carolus: „Kommen Sie zu mir, wir zwei malen die Kulissen!“ Und wir rollten große Bogen Papier über den Saalboden, legten alte Kanonisten und Predigtbücher zum Straffhalten auf die Säume und malten knierutschend drauf los. Am leichtesten ging es bei der Katakombenszene. Da pinselten wir nichts als schwarze Quadratziegel und ein paar noch schwärzere Nischen. Aber mein Pfarrer seufzte. Er war ein Appenzeller, d. h. er liebte grelle Farben und hat auch seinerzeit die Kirche bunt genug renovieren lassen. Aber diesmal blieb ich streng bei Schwarz. „Könnten wir nicht doch etwas Rot hineinbringen?“ bat Carolus, und ein leiser Befehlshaberton erwachte. „Etwa ein rotes Kreuz oder ein gelbes Taufbecken?“ — „Um Gottes willen nein,“ flehte ich. — „Doch, doch, Herr Kaplan, ich ersticke und ertrinke sonst in dieser Tinte. Ein rotes Kreuz und ein gelbes Brünnlein!“ —

O ihr seligen Vormittage meines Lebens! Aber sie dauerten nur sieben Jahre. Das Asthma wuchs und hinderte mich unsäglich am Pastorieren. Oft stand ich die ganze Nacht am kleinen Kreuzstockfenster hinter dem Spalierlaub und schnob in Erstickungsnöten zur stillen Wiese hinaus. Gegen Mitternacht brachte die Jungfer Therese einen heißen, schwarzen Kaffee. Dann ging's ein Weilchen luftiger und ich hörte stundenfern vor unsern Hügeln und Wäldern den Nachtschnellzug Zürich—München dahinfahren, ein leises, entlegenes, freches Tosen. Dann kehrte ich mich glücklich in die Stube und dachte: ‚Nur nie da hinaus in jene Welt! Hier in ihrem Rücken allein ist's gut.‘

Doch das Übel kehrte heftiger wieder. Predigt, Unterricht, Krankenbesuch litten schwer darunter. Da lud man mich von Zürich an ein kleines Blatt. Hier winkte das nötige Brot und ich konnte im Stuhle sitzenbleiben und verschnaufen. Also denn! Ade, ade. Und Dank, euch besonders, ihr unvergeßlichen Kinder, die ihr meinem Wagen durch allen Novembersturm mit winkenden Nastüchlein so weit, weit nachgesprungen seid, daß ich am liebsten gleich wieder umgekehrt wäre!

*

Es war noch im Dorf gewesen, wo ich die illustrierten Hefte der „Schweiz“ kennen lernte. Das war unsere verdienteste, leider nun an den Kriegsfolgen verstorbene Zeitschrift, an der sozusagen jeder Schweizer Autor seinen Schritt in die Welt begann. Die Adolf Vögtlin und Lienert, J. Reinhart, Spitteler, Adolf Frey, die Heer und Zahn, die von Tavel, Möschlin, Ilg, die Schaffner, Kurz, Jegerlehner, Steffen, Ältere, Jüngere und Jüngste und die Leiterin und Dichterin selbst, Maria Waser, lehrten und lernten da. Herrlich wie Herbst und Frühling ging es da durcheinander. Und mit diesen Heften kamen noch glänzendere: Velhagen & Klasings Monatshefte. Ihr Aufsatz über die Darstellung der Christnacht hatte es mir angetan. Nun ließ ich sie nicht mehr. Wie harrte ich auf ihr Türklopfen, las ihre Geschichten unter dem Pfundbirnenbaum der Kaplanei und schulte mich an ihrer Kunst. Es ward eine fast vierzigjährige Freundschaft.

Aber eines Tages kam auch Arnold Ott in die Kaplaneistube. Wer kennt den genialen Meister im Ausland? Er war unser größter Dramatiker. Sein „Karl der Kühne und die Eidgenossen“ ist ein Volksstück ohnegleichen, alle Spätern zehren davon.

Während der Studien hatte ich ihn durch einen sonderbaren Zufall kennengelernt. Er las mir seine Manuskripte vor. Dann war ich dabei, als er mit J. V. Widmann Freundschaft schloß, und die Genien rauschten in jener Stunde nur so über den grünen Rheinbechern her und hin. Der Herzog von Meiningen besuchte ihn, und wieder saß ich im Theologenfräcklein in Meggen mit in der hohen Zusammenkunft. In der Apotheke Otts, denn er war früher Arzt, las ich dann die Russen Gogol, Turgenjew, Tolstoi und Gontscharow. Das war ein ungeheures Erlebnis. Aber dann auch den ganzen Keller und Meyer, und das war eine kleinere, aber ebenso tiefe Seelenfreude.

In Meiningen wurde Otts „Agnes Bernauer" aufgeführt. Aber das ungezügelte Temperament des Dichters und seine namenlose Grobheit führten zum Bruch mit dem hohen Gönnerpaar, mit Brahms, Widmann, Spitteler, fast mit allen. Nur ich ungefährlicher Junge fand Gnade und wohnte mehr als einer Erstaufführung Arnold Otts bei, herzklopfend ob den Schönheiten der Dichtung, wie ob den Bengelhaftigkeiten, die der mir so liebe, unvergleichliche Meister zur Bühne und ins Parterre verübte. Er schrieb einen „Untergang" und ging selbst tragisch an seinem unerzogenen Genie unter. Aber für mich war er ein großer, tiefer, inniger Lehrer, dem ich hier den Dank eines kindlichen Famulus und reichbeschenkten Jüngers gerne in die weiteste Öffentlichkeit darbringe *). — — —

Nun saß ich also in Zürich. Es war nicht Lachweiler. Aber wenn es eine Stadt sein mußte, dann diese Stadt. Sie ist etwas Allerwelthaftes und doch wieder heimisch Eigenes in so merkwürdiger Mischung, daß noch niemandem ihr wahres Porträt gelungen ist. Ich liebe sie, wie man nach einer ersten und zweiten Liebe mit allem heißen Rest der Seele zum drittenmal noch lieben kann.

Bald verlor ich die Zeitung, ohnehin ein übler Parteimann, und schrieb nun Kritiken und Feuilletons und hielt mich so über Wasser und erzählte den Kindern wieder Geschichten. Das, dünkte mich, sei eben doch mein wahrer Beruf, und ich war traurig, daß man in der nüchternen Schweizerstadt nicht an einem öffentlichen Brunnen sitzen und die Jugend herbeirufen und wie in Bagdad oder Damaskus ihr Märchen auf Märchen erzählen dürfe.

Aber die Schnitte Brot wurde immer schmaler, der Milchkaffee immer wässeriger, der Braten fast so selten wie das Schaltjahr und dennoch konnte ich es nicht lassen, jeweilen im Sommer das letzte Geld in einer Bergfahrt durchs Bündnerland und einer Wanderung in Italien, im grünen Umbrien und in den dunkeln Abruzzen vor allem, zu verschleudern. Wunder erlebt' ich da, stieg auf alle Türme und möglichen Berge, verlor das Asthma einstweilen und — o zweites Wunder — auch den letzten kupfernen Soldo aus dem Hosensack.

Nein, so ging es nicht weiter. Ich hatte nicht erbsengroß Lust, Geschichten zu schreiben. Aber da war ja Frenssen mit „Jörn Uhl" in einer Nacht reich geworden. Könnt' ich's nicht auch probieren? Auch das Schmiedehandwerk und Schustern ist so sauer wie das Handwerk mit der Feder. „Im Schweiße deines Angesichts sollst...", also. Und ich fing wahrhaft im Schwabenalter an, Geschichtlein aufzuschreiben. Sie machten mir wenig Mühe. Ich schrieb einfach auf, was ich oft und oft erzählt hatte, von Vater und Sohn im Examen, vom Nachtwächter Prometheus, vom Gestohlenen König von Belgien, von Sisto e Sesto und dem letzten Stündlein des Papstes und viel, viel anderes. Aber als es geschrieben dalag, wagte ich doch nur das wenigste und nicht einmal unter meinem Namen in der Alten und Neuen Welt der Benziger zu Einsiedeln zu veröffentlichen. Eine unbeschreibliche Scheu, eine schwitzende Scham packte mich vor der Publikation, wie ich denn auch aus meinen Sachen nur mit Unbehagen vorlese und es längst nicht mehr tue.

Also das meiste wanderte in die Schubladen und vieles liegt noch dort, anderes ging verloren und manches kann ich nicht mehr lesen, da alles mit der Hast einer widrigen Arbeit auf Fetzen jeder Gestalt hinstenographiert ward. Da lag auch ein Napoleonroman, gewiß von 800 Druckseiten, den ich unter dem größten Eindruck einer Erzählung, Tolstois „Krieg und Frieden", wie im Wahnsinn niederschrieb, ein reines Nachahmerstück, das gottlob den Weg alles Papiers gegangen ist.

Aber jene gedruckten Novellen machten keinen Lärm in der Poesie, wohl aber mein leerer Beutel in der Prosa. Und Eduard Korrodi, der heutige gefeierte literarische Redakteur der „Neuen Zürcher Zeitung", der meine Mappe ein bißchen kannte, warnte vor dem Verschimmeln des Vorrats. Das gab mir zu denken.

Da erzählte mir eines Tages die Frau, bei der ich in einem winterlichen Bergdorf hauste, das „Daheim" — also das flinke Geschwister der Velhagen & Klasingschen Monatshefte — schreibe für die beste Novelle einen Preis von fünftausend Mark aus. Ich sollte doch etwas von dem, was ich ihren Buben alle Abende vorschwindelte, schnell nach Berlin schicken. Aber es sei allerhöchste Zeit.

Da hob ich aus der Schublade „Vater und Sohn im Examen", und siehe, ich zog die Prämie.

Und nun klebte ich diese und einige andere Geschichtlein zusammen und schickte sie an G. Grotes Verlag, weil dort der wundervolle Erzähler Frenssen seine Bücher

*) Seine treue Biographie schrieb jüngst Professor Haug, Rascher-Verlag, Zürich.

hatte, dieser wahre Poet und neue Sprachgewaltige, wenn mich auch vieles von seiner Weltanschauung schied. Und jetzt geschah mir die zweite große Gnade: der Verleger griff sogleich herzhaft zu, machte mich weitum bekannt, gab meinen Büchern immer wieder einen liebevollen Stupf und ward zum Verleger ein treuer Freund. Gewiß gibt es immer Konflikte zwischen Autor und Herausgeber. Es liegt in der ungewissen Art der Sache. Aber das norddeutsche, ostseeblaue Auge meines Helfers klärte immer wieder die entstehenden Geschäftswölklein auf. Ich bin ihm zeitlebens verpflichtet.

Nun wurden die Schaltjahre häufiger und die Sorgen schwanden, — bis der Krieg wieder alles zerstörte. Und wieder gab es ein tapferes Aufstehen. Aber jetzt im Zurückblicken muß ich gestehen, auch die Sorge war schön, auch die Knappheit hatte ihre Festlichkeit und das 4 Rappen-Zeilengeld für einen Zeitungsartikel, woran ich in der Kaplanenstube bis Mitternacht schrieb und ihn noch durch den Schnee zum nächsten Briefkasten trug, es wog schwerer als die spätern besten Honorare.

*

Soviel ich konnte, lebte ich mit der Jugend und den Bergen. Sie wurden ein Stück meiner Seele. Jetzt geht es nicht mehr und ich muß mich meist vom Fenster aus mit dem einen und andern begnügen. Aber auch das Fenster ist noch viel Gnade, vielleicht oft mehr als die Türe, und es reicht aus, um die ganze grüne Erde und den vollen Tag- und Nachthimmel dazu hereinzulassen.

Eines Abends zur Kriegszeit saß ich engbrüstig bei der Petrollampe im ordnungslosen Bücherstüblein meiner Zürcher Wohnung. Mama Helvetia hatte keine Kohlen mehr. Nur dieser kleine Raum war geheizt.

Da klingelte es und herein kamen drei Männer, die ich nicht kannte. Ich führte sie in die bessere, aber frostige Stube. „Herrgott, welche Eiskälte," schalt Avenarius vom Kunstwart und zog den Mantel wieder an. Der zweite war ein heute weltberühmter, noch lebender Dichter, der es vorzieht, nicht genannt zu werden. Und der dritte war ein bestbekannter Schweizer Poet. „Wie, Sie kennen einander nicht persönlich?" wunderte sich Avenarius, „und hausen fast beisammen? O, ihr sonderbaren Schweizer."

Und es stellte sich heraus, daß die ältern Schweizer Autoren sich kaum je in der gleichen Stadt gesehen und gewiß noch weniger gesprochen hatten. Erst der rührige Hermann Aellen hatte Leben unter die Jüngern mit seinen literarischen Gründungen gebracht. In Zürich kamen sie im „Café Terrasse" zusammen, tadelten und lobten sich und lernten sich bald besser, bald schlechter verstehen. Aber die Alten, keineswegs aus närrischer Vornehmheit, sondern aus echt schweizerischer, literarischer Ungeselligkeit, blieben einsam für sich und behaupteten sogar, daß sie dabei wenig verlören.

Auch Avenarius und jener Große waren dieser Ansicht und beneideten mich um mein Alleinsein. Sie wußten nicht, daß es das notgedrungene Alleinsein des Brustkranken war. Ich aber verteidigte das Zusammenkommen und Sichmitteilen und gestand, mit welcher Sehnsucht ich oft ins Café Terrasse begehre, wo weise Zensoren mit Künstlern und Dichtern beisammensitzen und von göttlichen Funken ein ganzes Feuerwerk verpuffen. — „Nein, nein, Alleinsein, wenn's auch kalt macht!" wiederholte Avenarius und griff nach dem Thermometer ob seinem schöpferisch schönen Kopf. „Wie, kaum elf Grad Celsius? Ihr abgehärteten Eidgenossen!" — — Na, schön, mir bebten die gut helvetischen Waden vor Frost.

O dort im Odeon oder Terrasse wäre es lustig warm. Da spricht rasch und reich der schlanke Felix Möschlin, gemächlicher der breiter gefügte Ilg unter dem sozialen Druck seiner Romane. Da sann wohl der kranke Lyriker Stamm an seinen herrlichen Versen herum und las Konrad Bänninger seine klassischen Soldatengedichte vor. Da saß der tiefe Epiker Jakob Schaffner mit irgendeinem Problem und dampfender Zigarre. Robert Faesi trug schwere dramatische Entwürfe mit sich, Wiegand weilte mit abwesenden, balladenfernen Augen in Hollands Flachland und Bührer schwitzte vor Humor. Und Eduard Korrodi stachelt hier und dämpft dort und wittert wie ein Fuchs ein nahes, frisches Wild vom Parnaß. So hält er seinen klassischen Hock, der rege Senat, wobei ich die meisten Senatoren noch gar nicht kenne. Und es hat auch das Ausland hier seine Sessel, Wedekind und von Unruh, Hesse und Thomas Mann und Lothar. Welche Welt und Weite, welche Wechselstube von Geist und Talent!

Und dort die Alten, die Einsamen! Ach!

Nun ja, Ernst Zahn fuhr noch im glatten Frack seine Gleise nach Göschenen auf und ab, und dort am Perron des Bergbahnhofs schritt er hochhäuptig, mit gütig apollinischem Nicken vor den Schnellzügen hin, von hundert Lesern aus den Wagen bewundert. Das wog vielleicht das Café Terrasse auf. Und der große Liedermann Meinrad Lienert spazierte am Zürichberg oder oben in seinem Einsiedeln, pfiff mit den Amseln, war viel allein und blieb doch immer tief im Atem seines Volkes und Erdreichs. Jakob Boßart aber hauste lungenkrank hinter Davos, mit seinem treuen Gespons und seinen letzten Manuskripten genau so allein, wie er's haben sollte und wollte. Aber draußen am Seehang, unter den sauren Rüschlikoner Reben hockte der Dichter von „An heiligen Wassern", J. C. Heer, becherte geduldig ein bißchen vor sich hin, empfing unzählige



Das Jagdfrühstück. Gemälde von Prof. Angelo Jank

Briefe aus Germanien, ward froh und fühlte keine Einsamkeit. Und noch weniger Adolf Frey bei seiner klugen Gattin, seinen geistvollen Kollegienheften und seiner herrlichen Bibliothek. — Aber ich, der Junggeselle, ohne Becher, ohne Eisenbahnperron, ohne Amseln! Nein, nein, ins Café Terrasse!

Avenarius zog den Mantelkragen hoch, hüstelte und wandte ein: „Und nochmals nein! Wo Schriftsteller zusammenkommen, ist immer Zank, vorne noch hübsch ehrlich, im Rücken voll Bosheiten und Verrat. Schon die Gänse hacken sich, die Gänsekiele noch viel mehr."

„Das ist menschlich," wandte ich leis und bittend ein.

„Und ihr," fuhr der berühmte Kulturpapst unbarmherzig fort, „ihr Schweizer keift euch noch ärger als wir im Reich. Die Basler mögen die Zürcher und die Zürcher die dichtenden Berner nicht so recht leiden. Wie foppt und narrt euch so köstlich der „Samstag" des heillosen Dominik Müller! Ihr aber klaubt an den urchigen Bernern herum, den von Tavel, Jegerlehner, von Greyerz, dem vergeistigten Steffen — oder ist das kein Bernermutz? — am Bührer und doppelsohligen Loosli und möchtet sogar an den Gfeller, wär' er nicht so ein stilles Schulmeisterlein am Berg, und an die Maria Waser, säße sie nicht unerschrocken mitten unter euch. Und warum? Weil sie mehrprozentiges Schweizerblut haben als ihr blasse Allerweltszürcher! Und dazu habt ihr nicht einmal Alkohol in eurer Satire!"

„Ach, unsere helvetische Stube ist so eng. Und wir Eidgenossen haben so breite Ellbogen. Da stößt man leichter zusammen als in eurer pangermanischen Land- und Wasserweite," beschwichtigte ich.

„Paperlapa, machen Sie keine faulen Witze, Lieber!"

Wenn das nichts galt, was war noch zu sagen? Ich schwieg. — Und keinen Alkohol . . .? Was weiß ich?

„Aber den Carl Spitteler hättet ihr alle einträchtig im Staub vergraben, wenn ich ihn nicht aufgeweckt hätte. Ihr seht euren Rigi und euren Pilatus. Doch den viel höheren Olymp zwischendrin seht ihr nicht, denn da winken keine Kellner herauf. Ihr kalten Nasen und Herzen! Aber natürlich, wenn man schon fast gefriert in euren Stuben!" — Und wieder guckte Avenarius nach dem Thermometer, ob es nicht noch um einen Grad gesunken sei.

„Nun, Herr Professor," wagte ich mich endlich heraus, „Spittelers Olymp steckt noch im Nebel. Doch zählt er schon ein paar verwegene Bergsteiger, erstklassige Alpenklübler. Jonas Fränkel baut schon eine Schutzhütte, oder wird es gar ein Palacehotel? Nun lasset uns Zeit zu prüfen, ob es wirklich ein Götterberg ist."

„Und was für einer!" verschwor sich Avenarius.

„Ihr im großen Reich seid die Flinkern und habt euren famosen Zeiß. So kamet ihr uns zuvor mit Gottfried Keller und C. F. Meyer. Ihr habt den Zahn und Heer hochgebracht und auch mir ein Fenster aufgetan. O, ihr seid schnelle Leute. Euer Thermometer steigt zweimal rascher als das unsrige."

„Wirklich, wirklich," spöttelte Avenarius und schob die Hände in die Ärmel.

„Aber dann sinkt es auch zweimal schneller hinunter. Was nehmen sich etliche bereits über unsern Meister Gottfried heraus! Und berechnen das Sterbliche an C. F. Meyers Lorbeer. Wie verschweigt ihr Frenssen und vergesset Raabe! Wie soll es dann uns Kleinen gehen? Drum sind wir lieber langsam."

„Aber der Tod wartet nicht."

„O, er wartet ziemlich lange. Denket an Tolstoi! Und auch die Lagerlöf und Björnson und der herrliche Fogazzaro bekamen genug Zeit. Der Tod ist das Langsamste."

Da nickte der Große hinter Avenarius. Auch er hatte Zeit. Ich sah es seinen Augen an, daß er an einem mächtigen Werke schuf und sich um Zeit und Tod nicht das geringste kümmerte.

„Waffenstillstand," bat Avenarius, „es ist zu kalt zum Fechten." Und nun begann er in seiner originellen Art das Schweizertum und das Deutschtum unserer Dichter zu vergleichen und wir machten einander die allerschönsten Kratzfüße. „Bleibt im Dorf!" mahnte der Kunstwart. — „Nein," widersprach der große Unbekannte, „geht in die Großstadt!" — „Sie haben ja keine," warf Avenarius hin . . . „Aber jetzt ist es nicht mehr zum Aushalten bei Ihnen. Ich werde hier ein richtiger eidgenössischer Eiszapfen."

Sie gingen, die Mehrer der Kultur und Poesie. Ich setzte mich wieder ins warme Bücherzimmer und dachte: ‚Ach was, Dorf oder Stadt, Meer oder Berge, Arbeiter oder Bürger, Modernstes oder Ältestes, Langsames oder Hurtiges, vor dem Dichter ist das alles gleichviel wert, wenn nur wahrer Mensch und wahrer Gott darinnen steckt, dann kann es Ilias und Odyssee im kleinsten Nest werden.'

Ist das nicht auch euer Geheimnis, ihr freundschaflichen Velhagen & Klasingschen Monatshefte, und der Grund, warum ihr so warm in die deutsche Stube hineinwachset? Ihr bringet Fabrik und Hochwald, Ozean und Schneiderstüblein, Museum und Dorfgasse, General und Nachtwächter, Seide und Zwilch, Letztes und Ältestes, aber was es sei, immer den wahren Adam und die echte Eva darinnen, das unsterblich Sterbliche in allem, wie es in grauen und verjüngten Tonarten singt, weint, ringt, erliegt oder siegt und aus der uralten Menschheitsseele unerschöpflich neue Histörchen schafft.

Recht so!

Und auch ich will nichts anderes.

Eileen / Novelle von Karl Federn

Eileen Beade saß am Fenster und sah auf den winterlichen Platz hinaus. Das dämmernde Zimmer war behaglich und warm, das Feuer flackerte im Kamin; sie aber saß fröstelnd am Fenster, das Kinn in die Hände gestützt, und zog den Schal um sich; in den dunklen Augen unter dem glänzend blonden Haar war Trostlosigkeit. Draußen standen die entlaubten Bäume im Nebel; und jetzt begann leiser Schnee zu fallen. Nur sehr wenige Leute gingen über den Platz; in ihre Mäntel gehüllt glitten sie wie Schatten durch den Schnee, der dichter und dichter fiel; Eileen sah sie kaum. Ein Wagen fuhr leise vorüber; ein Gesicht drängte sich an die Scheibe des Fensters. Eileen fuhr auf; ein Zittern ging über sie. „Es kann nicht sein!" sagte sie laut. Da hielt der Wagen. Der Klopfer schlug an die Haustüre. Sie eilte hinaus und die Stufen hinab und öffnete selbst. „Norman!" rief sie, „es ist ja nicht möglich!"

„Eileen! — Gib acht, du wirst naß!" fügte er sogleich hinzu, den hohen Kragen öffnend und den dunkeln Uniformmantel auseinanderschlagend, um den Schnee abzuschütteln.

„Es ist ja nicht möglich!" wiederholte sie, ihn umarmend. Hinter ihm war der Diener mit seinem Koffer eingetreten, und von oben kam das Stubenmädchen in weißer Schürze und knickste und grüßte.

„Ich habe nur wenige Stunden, Eileen," sagte er, den schweren pelzbezogenen Tschako abnehmend, „ich habe keinen Urlaub, ich bin dienstlich hier. Ich komme vom Kriegsamt und muß wieder hin, und um zehn Uhr geht der Postwagen nach Dover."

„Also schnell ein Bad und Essen?"

Er nickte, und sie eilte selbst alle Anordnungen zu treffen und die Vorbereitungen in Gang zu bringen. Dann kehrte sie ins Zimmer zurück. „Daß du nur da bist!" wiederholte sie. „Gerade in diesem Augenblick! Es ist ein vollkommenes Wunder!"

„Hast du so sehr an mich gedacht?"

„Wenn du kämest, so oft ich an dich denke, müßtest du täglich hier sein. Aber gerade diese letzten Tage war ich in beständiger Angst und eben sah ich dich irgendwo . . . frierend... verwundet... in Gefahr...!"

„Es ist nicht sehr kalt in Südfrankreich, und verwundet bin ich nicht, war auch nicht sehr in Gefahr. Auch die Überfahrt war rasch und gut . . ."

Sie sah fragend nach seinen Augen, als sähe sie dort etwas, aber er breitete die Arme aus: „Eileen!"

„Und Florence?" fragte er, sie küssend.

„Sie schläft. Komm!"

Das ganze Haus bewegte sich in verhaltnem Geräusch. Unten wurden Kessel gewärmt, Speisen zugesetzt; die Mädchen eilten die Treppen auf und ab, knicksten, wenn sie dem Herrn begegneten, und sahen ihm mit frohem, aufgeregtem Staunen nach.

Sie standen vor dem Bett des Kindes, das Eileen in ihr Schlafzimmer hatte stellen lassen. Es erwachte, als er es leise küßte, sagte, die Augen öffnend „Oh! Mama!" und erkannte ihn nicht, warf sich nach der andern Seite, den Kopf in die Händchen vergrabend, und entschlief wieder.

„Das bist du!" sagte er, sie ansehend.

„Ja, sie wird eine O'Donnell!" erwiderte sie, und beide schwiegen.

Allein gelassen, ging Eileen tief erregt im Zimmer auf und ab, dankbar gelöste Empfindungen in der Seele. Dann streifte sie rasch ihr dunkles Hauskleid ab, und Norman fand sie im hellen, unter der Brust gebundnen Seidenkleid im Speisezimmer an dem mit verspäteten Weihnachtszweigen geschmückten Tisch stehend, als er erfrischt vom Bade und in bequemerem Anzug eintrat.

„Bist du nicht todmüde?" fragte sie.

„Ja und nein! Ich spüre Müdigkeit nicht mehr. Und ich fühle mich wohl, weil ich dich sehe!" Aber während er sie ansah, trat in die Stirn über seinen Augen der Ausdruck einer Ermattung und einer Sorge; und sie hielt gleichfalls inne, um ihn forschend zu betrachten. Er aß hungrig und trank wiederholt von dem hellen Wein, und sie half und bediente ihn glücklich, ohne selbst viel zu nehmen.

Das Kind wurde von der Wärterin heruntergebracht, es kam scheu heran und wehrte sich, als er es nahm und küßte. Eileen nahm es in die Arme und wies ihm den Vater. Normans Blicke gingen unruhig von dem Kinde zu ihr. Es begann zu weinen, und Eileen ließ es wieder hinaufführen.

Sie saßen Hand in Hand vor dem Feuer, und, seinen Arm um sich ziehend, sagte sie: „Und nun erzähle! Ist deine Sendung hierher eine ehrenvolle?"

„Meine Sendung hierher . . .? Ja . . . immerhin. Sie ist jedenfalls ein Beweis von Vertrauen."

„Und ich freue mich, daß sie dich herbringt."

„Es ist wirklich ein Wunder," sagte er, „daß ich hier sitze, mit dir am Kamin in diesem behaglichen, kosigen Zimmer . . . und vor wenigen Tagen noch an den grauen

Wassern des Adour, auf der einen Seite wie Wolken das Gebirge, vor mir endloser Sand und Sümpfe und kahles Gesträuch, über uns im Nebel die Mauern von Bayonne, dahinter das winterliche, düstere Meer, und dazwischen Zelte, Gräben, Schanzen, Wachtfeuer, Fluchen und Schüsse . . . Und in vier Tagen wieder!" Er fühlte, wie ein Zittern über die Glieder seiner Frau lief, hörte ein verhaltenes Schluchzen. „So aufgeregt, Liebste? fragte er und streichelte beruhigend ihr Haar.

„In wenigen Stunden bist du wieder fort!" rief sie klagend. „Wird dieser ewige Krieg nie enden? Wie wenig hab' ich in all den Jahren von dir gehabt? Und nicht nur getrennt sein, dich unaufhörlich in Gefahr wissen, unaufhörlich zittern müssen! . . ."

„Das ist unnötig. Seit ich dem Stab im Hauptquartier zugeteilt bin, bin ich wirklich nicht mehr in Gefahr. Seit zweieinhalb Monaten war ich dreimal auf Rekognoszierung und nur in einem Gefecht . . ." Er versank in Schweigen.

„Sprich mehr!" bat sie, „sag', wie du lebst! Bist du sehr angestrengt?"

„Zu tun ist genug. Der Chef verlangt viel."

„Ist er dir wohlgesinnt?"

„Das wäre bei ihm schwer zu sagen . . . Es liegt auch soviel auf ihm. Erst der unaufhörliche Ärger mit den Spaniern, dann das elende Wetter, der Vormarsch auf den grundlosen Straßen . . . das kann man sich nicht vorstellen, Eileen . . ." Wieder sah er schweigend ins Feuer, und sie in sein männliches, gebräuntes, vom Kriege hart gewordenes Gesicht, das sie so weich und jugendlich in Erinnerung hatte. Jetzt stand er auf, sah auf die Uhr, machte ein paar Schritte durchs Zimmer und blieb stehen. Ihre Blicke folgten jeder Bewegung. Er war vor dem Tische stehen geblieben, auf dem sich unter anderen Miniaturen sein Bild befand, das ihn so darstellte, wie sie ihn im Geiste eben gesehen hatte, als wäre der gleiche Gedanke in ihm. Dann wendete er sich wieder ihr zu. „Aber nun geht es zu Ende! Zu Ende!" rief er. „Und vielleicht bin ich bald für immer hier bei dir . . .!" Wieder brach er jäh ab. Und etwas in seinem Ton ließ sie aufhorchen. Er warf ihr einen raschen Blick zu und sprach weiter: „Wir siegen, Eileen. Mit Bonaparte geht es zu Ende. Soult zieht sich immer weiter zurück!"

„Ja, das lesen und hören wir alle Tage."

„Und du kannst dich nicht freuen?"

„Daß der Krieg endet, Norman, freut mich! wie sehr! und daß du zurückkommst! . . . Ich freue mich, wenn du siegreich bist!"

„Ich verstehe dich, Eileen. Ich verstehe dich sehr gut!"

„Du weißt es," antwortete sie leise. „Ich habe dir's oft gesagt: ich habe einen Mann geheiratet, nicht eine Nation! Dich, nicht dein Volk. Ich bin keine Engländerin geworden!"

„Ich weiß es," erwiderte er und trat ganz nahe an sie heran und beugte sich über sie. Die Hände auf ihren Schultern, sah er ihr tief in die Augen. „Ich frage mich manchmal, Eileen, ob du auch nur den Mann wirklich geheiratet hast . . . ob du wirklich völlig zu mir gehörst . . . über alles, alles hin, was trennen könnte . . .!"

„Das fragst du dich noch," rief sie aufspringend, „du! der du alles weißt! Meinen Vater Sheumas O'Donnell hat Lake gemordet; meinen Bruder Bob hat er foltern und hängen lassen, mein Bruder Aleel ist verschollen, Cathleen, meine Schwester, ist in Orre-Castle verbrannt, mein Vetter Roos ist verschollen, meiner Mutter Bruder Tom Burke ist verschollen; sie sind auf dem Meer zugrunde gegangen oder in den Heiden und Sümpfen, bei Nacht in den Wäldern erschossen und verfault oder verscharrt. Ich weiß nicht, wie sie gestorben sind, und ich bin froh, daß ich es nicht weiß . . . manchmal, wenn ich davon träume . . ." sie fuhr mit beiden Händen an die Schläfen. Er wollte nach ihren Händen greifen, aber sie wich zurück. „Ich allein," rief sie, „bin übrig. Du weißt, welche Greuel ich als Kind gesehen, aus denen du mich gerettet hast. Du hast mich gerettet, und doch, du weißt es, würden mein Vater Sheumas und meine Brüder Aleel und Robert mich verfluchen und mein Vetter und meiner Mutter Bruder, wenn sie lebten und wüßten, daß ich einen Engländer zum Mann genommen!"

„Eileen!" rief er.

„Aber warum, warum, warum, Norman," fuhr sie fort, „erneuerst du das alles heute, heute, da wir so wenige Stunden haben . . .?"

„Warum, Eileen?" fragte er und sah schmerzlich auf sie, und das Feuer im Kamin flammte auf und warf einen schnellen Schein über ihn, und die Falte zwischen seinen Augen war tiefer und sein Gesicht schien noch älter und gefurchter; und dann versank die Flamme wieder, und es war fast dunkel, als er sie an sich zog.

„Was hast du auf der Seele, Norman?" rief sie, „was willst du mir sagen?"

„Ja!" sagte er, „aber um Gottes willen, Eileen . . ." er unterbrach sich und faßte ihre Hände, sie wieder an sich ziehend. „Ob du mich verstehen wirst?!"

„So sprich doch!"

Sie sah, wie sein Gesicht arbeitete. Er zog

die Uhr aus der Tasche. „Zwei Stunden!“ rief er.

„Hast du noch?“ rief sie erschreckend.

„Nein, bin ich schon hier!“

„Schon zwei Stunden!“

Noch einmal ging er durchs Zimmer und zurück, dann blieb er stehen und sah zur Erde. „Es hängt mit meinem Auftrag zusammen,“ begann er. Sie sah rasch auf. „Es war so,“ fuhr er fort. „Wir kommen schwer vorwärts; Soult schlägt sich sehr gut, die Franzosen wehren sich wie die Teufel; wie lang liegen wir nun schon vor Bayonne, und jedes Dorf, jedes Schloß muß belagert und gestürmt werden. Wie wir herunter in die Ebene an die Gave de Pau stiegen, war da ein Kastell in den Hügeln, das hatte der Mann, der dort befahl, so befestigt und verteidigte es so, daß wir eine Abteilung zurückließen, die es eingeschlossen halten und womöglich nehmen sollte, während das Korps weiter vorrückte, wie wir es jetzt mit Bayonne selbst machen werden. Wir hatten überhaupt zu wenig Artillerie, und die wurde vor Bayonne gebraucht. So weit war alles gut. Da kam jener verfluchte Fehler, den Gade an der Front beging, so daß wir alles heranziehen mußten, um keine Lücke zu lassen, wo Soult uns gepackt hätte. Und da bekam der Mann in jenem Kastell wieder Luft; er machte einen Ausfall und hieb die paar Leute zusammen, die noch dort standen, um ihn zu beobachten, dann überfiel er unsere Verbindungen und nahm unsere Wagenzüge weg. Das Kastell lag an einer unserer Zufuhrstraßen und der Franzose darin hatte seine paar Kanonen in einer Weise gestellt, daß die ganze Gebirgsstraße gesperrt war. Unter den spanischen Guerillas gab es fürchterliche Leute, aber einen so kühnen und geschickten Offizier wie den, habe ich lange nicht gesehen. Sobald es wieder ging, wurde Weymon mit einem starken Bataillon und etwas Geschütz hingeschickt, das Kastell zu nehmen. Es schien eine Kleinigkeit; aber er brachte es nicht zustand. Ich müßte dir zuviel erklären, um dir ganz begreiflich zu machen, wie unangenehm es für uns war. Es sind jetzt gerade zehn Tage her, da schickte Lord Wellington mich hin, ich sollte doch sehen, daß Weymon vorwärtskomme und den Platz nehme, denn der lag da und griff an nach allen Regeln, tapfer, aber ohne Initiative, und der andere hatte immer neue Ideen. Als ich hinkam, fand ich Oberstleutnant Weymon schwer verwundet, im Fieber, Hauptmann Brice beim Sturm durch die Brust geschossen, Chelmsford lag irgendwo unter den Schanzen begraben, Pouley führte das Bataillon und konnte gar nichts ausrichten. Er war vollkommen übermüdet. Ich bin im Rang älter als er und Adjutant, und da ich einmal da war und den Auftrag hatte, so übernahm ich das Kommando . . . Lord Wellington sagte nachher, ich würde vielleicht kein schlechter Truppenführer werden. Ich ließ die Geschütze anders auffahren und änderte den ganzen Angriff, ich schoß ihm seine Basteien zusammen und nahm zwei Vorwerke. Er machte neue Schanzen aus allem, was es gab, aber es war klar, daß es zu Ende ging. Wir hatten keine Zeit; ich mußte zurück ins Hauptquartier, und so schickte ich einen Parlamentär und ließ ihn zur Übergabe auffordern. Darauf verlangte er eine Unterredung. Wir kamen auf den zerschossenen Werken zusammen, am Nachmittag unter tiefen Wolken, da und dort lag Schnee und überall Tote und Verwundete an den Schanzkörben. Ein langer, schlanker Bursch, gerade, gelenkig, sehr elegant in seiner Chasseur-Uniform, mit ihm zwei ganz junge Offiziere, Kinder noch. Er kommt auf mich zu, lächelt ein wenig, verbeugt sich sehr höflich, sehr französisch, das Képi abnehmend, daß ich seine gelockten dunkelblonden Haare sehe. Ich nenne mich: ‚Hauptmann Beade‘, er lächelt wieder und sagt: ‚Oberst Fitz-James‘ . . .! Ich begriff sofort: . . . ein Irländer! Eilen!“

Sie sah ihn gespannt an, sehr bleich, mit leise zitternden Lippen, sprach aber nicht.

„Ich forderte ihn, da er sich doch nicht mehr halten könne, auf, weiteres Blutvergießen zu ersparen und uns die Festung zu übergeben. Er sah sich um und zur Erde, als dächte er nach: ‚Ja,‘ sagte er dann, ‚gegen freien Abzug, mit fliegenden Fahnen und Trommelschlag.‘

‚Das kann ich nicht bewilligen,‘ erwiderte ich. ‚Die Ehre haben Sie in jedem Fall gewahrt durch Ihre glänzende Verteidigung . . .‘ er verbeugte sich kühl, ‚aber ich muß auf Übergabe der Besatzung in Kriegsgefangenschaft bestehen.‘

Er schüttelte den Kopf. ‚Nur gegen freien Abzug.‘

‚Dazu habe ich keine Vollmacht.‘

‚Dann schicken Sie nach dem Hauptquartier.‘

‚Das würde nichts ändern und wäre zweckloser Zeitverlust. Darein kann ich nicht willigen. Ich habe ganz klare Befehle. — Wir gönnen dem Feind einen so vortrefflichen Offizier nicht.‘

‚Schön,‘ sagte er und machte Miene zu gehen. ‚Kommt, Kinder!‘

Ich hielt ihn zurück. ‚Sehen Sie doch ein,‘ sagte ich und wies ihm seine Lage, die völlig zerschossenen Wälle, ich zeigte ihm in der

Ferne unsre Feuer, die in der Ebene und auf den Hügelabhängen im Winternebel sichtbar waren, ‚ich kann soviel Leute heranziehen als ich will. In acht Stunden haben wir den Platz gestürmt.‘

‚Wir halten uns noch Tage.‘

‚Ich glaube nicht. Aber dann?‘

‚Was liegt am Sterben?‘

‚Sagen Sie das für sich. Aber diese Kinder hier?‘ Er selbst sah jung genug aus. Die beiden Knaben waren blaß, müde, übernächtig, wenn auch ihre Augen brannten und sie zu allem bereit waren. ‚Was liegt Ihnen an der Gefangenschaft? In wenigen Wochen ist der Krieg zu Ende und Sie werden ausgetauscht.‘

‚Ja, diese hier. Aber ich?! Sie haben es ja längst erkannt: ich bin Irländer. Ich will nicht in Ihre Gefängnisse, an Ihren Galgen kommen, nicht das Schicksal Wolfe Tones teilen, den Sie gegen alles Recht . . .‘

‚Er war ein verurteilter Rebell!‘ unterbrach ich ihn.“

Die am Feuer sitzende, lauschende Frau fuhr empor. Ihr Mann kehrte aus den Gesichten der Pyrenäen, die seine Erinnerung erfüllt hatten, in die Gegenwart ihres Zimmers in London zurück. „Verzeih, Eileen,“ sagte er, „als englischer Offizier mußte ich das sagen.“

„Ja, als englischer Offizier,“ sagte sie bitter.

„Höre mich zu Ende, Eileen! ‚Glauben Sie, ich bin weniger Rebell?‘ erwiderte er. ‚Weiß Gott, ich kämpfe mehr gegen England, als für Frankreich und den Kaiser!‘

Wir schwiegen beide. Er war noch länger als ich und stand da, blaß und entschlossen, schon wieder lächelnd, nun in halber Nacht; über uns ein ungeheurer Schatten, die Festung. Ich dachte nach. Ich dachte an dich, Eileen. Und der Mann gefiel mir so gut. ‚Ich bin Adjutant des Höchstkommandierenden,‘ sagte ich endlich. ‚Es ist vielleicht gewagt, wenn ich mich verbürge. Aber ich glaube, ich kann es.‘ Er sah mich scharf an. ‚Ich habe das Recht, wie Oberstleutnant Weymon und in seinem Namen, die Übergabe der Besatzung in ehrenvolle Kriegsgefangenschaft zu vermitteln. Darin sind Sie eingeschlossen. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort für diese Bedingungen. Daran wird man im Hauptquartier nichts ändern.‘

‚Wer weiß!‘ sagte er. In diesem Augenblick brach der eine der beiden Leutnants neben ihm zusammen. Sie hatten nichts mehr zu essen und schon tagelang halbe Rationen, wie ich dann erfuhr. Er, Fitz-James, und ich halfen dem Jungen auf. Ich schickte eine Ordonnanz in unsere Stellungen hinab, um Wein und was sich sonst fände holen zu lassen. Er sprach indessen mit seinen Offizieren und sann wieder nach. ‚Was liegt daran?‘ rief er schließlich. ‚Kommt Kinder, es sind vielleicht wirklich nur ein paar Wochen für euch!‘ Und zu mir sagte er: ‚Es ist gut.‘

Ich sagte: ‚Kommen Sie hinunter in die Zelte, die Bedingungen aufzusetzen und zu unterschreiben.‘ Es war völlig dunkel geworden, und es hatte sich ein unangenehmer, schneidender Wind erhoben, der durch alle Kleider drang und der uns Papiere und Karten in den Händen umbog und wegwehte. Die Laternen, die er hatte bringen lassen, drohten zu verlöschen. So schickte er einen seiner Begleiter mit Befehlen in die Festung zurück und folgte mir mit dem andern hinab. Ich ließ ihn vorangehen und ich sah ihn an und beobachtete ihn.

Als ich ihn unsern Offizieren vorstellte, sprach ich seinen Namen absichtlich so rasch aus, daß sie ihn kaum verstanden, und redete ihn immer nur ‚Oberst‘ an. Sein Französisch war tadellos. Die nötigen Abmachungen wegen der Übergabe, des Abmarsches, der Verwundeten und was da sonst war, waren schnell getroffen. Als er unterschrieb, sah Pouley, der zunächst stand, mich an. Aber ich sprach kein Wort, und er machte keine Bemerkung. Vielleicht hatte er nichts dabei gedacht.

Zwei Stunden später räumten sie die Festung bei Fackellicht; ein Teil unsrer Mannschaft war ausgerückt und stand in Reihen; es waren nicht viele, die unter Trommelwirbel herunterkamen, und die meisten verwundet. Die nicht gehen konnten, wurden auf Bahren und Brettern heruntergetragen. Noch einmal tönte ihr „Vive l'empereur!“ durch die Nacht, dann überreichte Fitz-James mir seinen Degen, und man hörte das Klirren und Aufschlagen der Gewehre, die abgegeben, gezählt und hingelegt wurden. Eine kleine Abteilung von uns besetzte die Festung, die am andern Tag gesprengt werden sollte.

Ich traf mit Pouley die nötigen Anordnungen und bestimmte, daß Fitz-James und die Offiziere am andern Morgen unter Eskorte mit mir ins Hauptquartier reiten sollten, da es den Feldmarschall interessieren könnte, sie zu sprechen. Ich hatte eine Ordonnanz vorausgeschickt mit der Meldung. Am Abend bewirtete ich ihn...“

Norman verstummte und sah seine Frau an. Sie kauerte noch immer am Feuer. Jetzt hob sie den Kopf zu ihm. „Warum sprichst du nicht weiter? Erzähle doch!“

„Ja, es ist am besten, ich erzähle dir alles; es kann ja doch nicht anders sein.“

„Ich will alles wissen," sagte sie aufstehend. Und sie lehnte sich groß und weiß mit dem einen Arm auf den Kamin und wartete. Er fuhr fort: „Wir speisten in einem kleinen Hause, das windgeschützt hinter den Felsen lag. Es waren Hütten und Häuser an den Berg geklebt, und die vor Geschossen gedeckt waren, wurden als Quartiere benützt. Mein Zimmer war zwei Tage vorher das Chelmsfords gewesen, der jetzt tot unter den zerschossenen Schanzen lag; auf der andern Seite des Gangs lag Weymon im Bett und delirierte. Manchmal hörten wir ihn schreien; manchmal Posten rufen oder ferne Kanonenschüsse von Bayonne herüber. Wir redeten nicht viel während der Mahlzeit; eine große Anspannung hatte in beiden nachgelassen, und wir fühlten uns matt. Er aß und trank und streckte sich nachher wohlig aus; dann wurde sein Ausdruck wieder gespannt; er stützte die Ellbogen auf den Tisch und das Kinn in die Hände und sah ins Dunkel hinaus.

‚Wenn ich Sie so ansehe, Mr. Fitz-James,' sagte ich plötzlich, ‚könnten Sie Aleel O'Donnell sein, der Bruder meiner Frau.'

Er fuhr herum und starrte mich an. ‚Ich bin nicht Aleel O'Donnell,' antwortete er, ‚aber ich kannte ihn. Aleel O'Donnell ist tot. So ist Cathleen Ihre Frau?'

‚Cathleen ist tot,' sagte ich, ‚meine Frau ist Eileen O'Donnell.'

‚Eileen! . . . Sie war noch sehr klein . . .'

Er sah mich lange an und stellte allerlei Fragen, auch, ob wir ein Kind hätten . . ."

„Was für ein Fitz-James kann das sein?" hörte Norman Beade seine Frau fragen. „Ich erinnere mich nicht. Wie war sein Vorname?"

„Luke, Luke Fitz-James, glaube ich."

„Ich erinnere mich nicht," wiederholte sie. „Bitte, fahre fort!"

„Am andern Morgen brachen wir auf. Ich hatte eine Versuchung gefühlt, ihm eine Möglichkeit zur Flucht zu lassen, aber es gab keine. Die ganze Ebene vor uns und das Gebirge hinter uns war von unsern Truppen besetzt und durchzogen. Überall sah man Rauch und Zelte und dunkle, durch das Land sich bewegende Linien. Wir ritten durch den hellen Wintertag. Wir sprachen kaum ein Wort unterwegs; und ich hatte Zeit zu denken. Im Grunde war ich sicher, daß man mich nicht desavouieren würde; es sind nicht mehr die Zeiten Wolfe Tones und Lakes. Dennoch war eine Unruhe in mir.

Wir kamen ins Hauptquartier. Ich mußte Seiner Lordschaft berichten; er sagte mir ein paar freundliche Worte über meine Zukunft; das war sehr viel, und ich wurde von allen Seiten beglückwünscht.

Zwei Stunden später wurde ich zu Generalmajor Clyde gerufen. Er saß am Tisch und hatte die Akte der Übergabe vor sich. Fraser, sein Adjutant, saß an der andern Seite des Tisches und schrieb.

‚Hier steht Fitz-James,' sagte der General. ‚Ist das nicht ein Irländer?'

‚Vielleicht ist er von irischer Herkunft,' antwortete ich, als wäre es eine belanglose Sache.

‚Das ist die Frage.' Er sah scharf auf die Unterschrift.

‚Ich hatte nur mit dem Kommandanten der Festung zu tun, mit dem ich abschloß,' bemerkte ich, ‚mit einem Obersten der französischen Armee.'

‚Ja, ja, das gilt für Sie, aber wir müssen das weiter untersuchen.'

‚Muß es untersucht werden?' fragte ich.

Fraser hielt im Schreiben inne, lehnte sich im Stuhl zurück und sah mich an. Der General feuchtete seinen Daumen an und blätterte in den Papieren; Oberst Grant und Major Wolverton waren eingetreten. ‚Lassen Sie den Mann kommen, Fraser!' sagte der General. ‚Sie konnten sich damit nicht aufhalten.' Dies war zu mir gesprochen.

‚Aber ich gab mein Ehrenwort . . .'

Er winkte mir nur mit der Hand, daß ich schweigen sollte. Der Adjutant war zur Tür gegangen und hatte den Befehl weitergegeben. Niemand sprach. Fitz-James trat ein, die Bärenmütze unterm Arm und grüßte. Man dankte gemessen. Clyde fragte ihn, wo und wann er geboren sei?

Er schwieg einen Augenblick, dann lächelte er und sagte: ‚Ich weiß nicht, ob ich verpflichtet bin, Ihnen dieses militärische Geheimnis mitzuteilen. Ich bin naturalisierter Franzose und französischer Offizier.'

‚Das wissen wir,' sagte der Genral und er wiederholte seine Frage.

‚Ich vermute, daß es für Ihre Absichten genügt, wenn ich die Antwort weigere. Ich werde mich nicht wundern, wenn ein englisches Ehrenwort nicht gehalten wird.'

General Clydes massiges Gesicht unter den krausen weißen Haaren wurde dunkelrot. Ich biß mir die Lippen. ‚In der Tat, Sir William, wenn Sie gestatten: es handelt sich hier um mein Ehrenwort . . .'

‚Sie sind noch nicht gefragt, Hauptmann Beade; Ihre Reihe wird kommen,' sagte Clyde heftig. ‚Gefangener, ich ersuche Sie, sich zu mäßigen.'

Fitz-James zuckte die Achseln. Wie er dastand und die Männer ansah, die Lippen zwischen die Zähne gepreßt, daß man das Rote nicht sah, mit einem bösen, aufreizenden Lächeln in dem schönen sehr weißen Ge-

sicht, erinnerte er mich wieder an dich, Eileen. Und noch mehr, als er sich mit der Hand über die Haare strich und ins Fenster starrte, als sähe er etwas ganz Fernes, in das seine Seele tauchte.

‚Haben Sie je in der britischen Armee gedient?' fragte Sir William Clyde.

Er drehte sich rasch um, als erinnerte er sich, wo er sei. ‚Ich habe immer nur gegen England gekämpft,' sagte er mit Betonung.

Der General hatte wieder in den Akten geblättert und diktierte Fraser ein paar Sätze, die dieser niederschrieb. Dann blickten alle auf Fitz-James. Der, als fühlte er diese Blicke, wendete langsam den Kopf, bis seine Augen meine trafen. ‚Ich habe es Ihnen vorausgesagt,' rief er mir zu, und wieder zum Tisch gewendet: ‚Wozu die Sache hinausziehen? Da Sie durchaus hören wollen, was Sie ohnedies wissen, und es so oder so gleichgültig ist. Ich bin in den Bergen von Connemara geboren, an den Ufern des Corrib. Es ist ein grünes und schönes Land, wert, daß man dafür sterbe. Und einer mehr von uns oder weniger, der ermordet wird ... Genug, meine Herren. Ich wünsche in mein Quartier zurückgebracht zu werden.'

Er verbeugte sich kurz und ging zu einer Bank im Hintergrund des Zimmers, setzte sich, kreuzte die Arme und sah weit weg.

‚Es genügt vorläufig,' sagte auch der General und ließ den Gefangenen in sein Quartier zurückbringen.

Als er das Zimmer verlassen hatte, herrschte einen Augenblick Schweigen. Dann wurde der Fall erörtert. Alle fanden ihn klar: Rebellion und Hochverrat. Ich war hier, bis auf Fraser, der jüngste im Rang unter lauter Vorgesetzten. Und als ich Auburn mit seinem hämischen, verbissenen Gesicht eintreten sah, wußte ich, daß es aussichtslos war. Er war es, der die Sache entdeckt und aufgegriffen hatte. Er war seinerzeit als Kriegsrichter mit Lake in Irland gewesen. Und auch bei Clyde war nichts zu machen. Er war wütend über die Art, wie Fitz-James mit ihm gesprochen hatte.

Ich ging zu Lord Wellington. Im Vorzimmer saß Colville und versiegelte Depeschen. Der Feldmarschall war allein. Er schien unzufrieden. ‚Was wollen Sie, Beade? Ich habe sehr wenig Zeit,' sagte er, als ich eintrat.

Ich beklagte mich, daß man meine Kapitulation brechen wolle.

‚Der Fall liegt anders, als Sie angenommen haben.'

‚Ich bitte Eure Lordschaft um Vergebung: ich wußte genau, was ich tat.'

‚Dann hätten Sie nicht abschließen dürfen.'

‚Dann hätten wir noch drei Tage dort kämpfen können, und Sie wollten den Platz, Mylord, und die Straße. Mir war nur eines verboten: freien Abzug zu bewilligen.'

‚Dann ist auf Ihrer Seite alles in Ordnung. Das Kriegsgericht wird die Sache von einer andern Seite zu betrachten haben.'

Er wollte mich entlassen. ‚Ich bitte Eure Lordschaft um Verzeihung,' sagte ich nochmals dringend. ‚Ich habe mich dem Manne persönlich für seine Sicherheit verbürgt und ihm mein Ehrenwort gegeben; ich bin entehrt, wenn es nicht gehalten wird.'

Sein Gesicht wurde finsterer, aber er schwieg. ‚Mir bleibt dann nichts übrig,' fuhr ich fort, ‚als . . .'

Er sah mich drohend an: ‚Ich will keinen Unsinn hören,' unterbrach er mich heftig.

Ich schwieg.

Er stand in seinem grauen Rock am Fenster und spielte mit seiner Reitgerte. Draußen dämmerte es bereits wieder und in der Ferne am Wasser stiegen Raketen auf.

‚Es ist eine juristische Frage,' sagte er zuletzt, ‚und nicht für mich zu lösen. Sie können an Longs Stelle mit den Depeschen nach London fahren. Die Queen Elizabeth geht morgen von St. Jean ab. Sprechen Sie mit dem Generalkriegsrichter und sagen Sie ihm, ich lasse ihn um seine Ansicht über den Fall bitten. Sie haben einen Tag in London, Ihre Sache zu vertreten und kommen wieder zurück. Guten Abend.' Ich dankte und ging. Und so bin ich hier, Eileen."

„Und nun?" rief seine Frau, „Du warst bereits im Kriegsamt?"

„Ja, ich habe Ryley gesprochen."

„Und nun?"

„Warte ich."

„Kann das lange dauern?"

„Ich glaube nicht. Wenn Lord Wellington um eine rasche Antwort bittet, wird sie ihm gegeben. Ich bin für halb neun Uhr Abend bestellt."

„Aber mein Gott! welche Antwort. Was glaubst du?" Sie fragte kurz, in schmerzlichem Ton. Er zuckte die Achseln. „Welchen Eindruck machte dir Ryley?"

„Er war sehr ernst. Er wollte noch mit dem Lordkanzler sprechen. Als ich vom Hauptquartier abreiste, kam Sir Robert Gardiner auf mich zu, sah mich mit seinen großen strahlenden Augen unter dem grauen Haar an und sagte, er wünsche mir Glück zu meinem Vorhaben. Leider stand Auburn dabei und mit seinem unangenehmen Lachen, indem er mir zwei Finger reichte, sagte er, er wünsche mir ebenfalls Glück."

„Hast du ... ihn ... nochmals gesehen?"

„Ja. Er war unverändert. Er saß in seinem Zimmer und rauchte, und schrieb oder

zeichnete, ich weiß nicht was. Ich sollte dich von einem Freunde grüßen, sagte er."

„Wer kann er nur sein?" rief sie wiederum. „Ich kenne keinen Fitz-James in Connemara . . . Norman . . ." sie sprach leiser und jedes Wort für sich, „wenn es doch mein Bruder Aleel wäre . . .?!" Norman schwieg. „Norman! . . . du glaubst es auch, Norman . . .! Es ist Aleel!" Sie eilte an den Tisch und griff nach einer der Miniaturen. „Du hast vorhin danach gesehen. Sieht er so aus? . . . Ist er das?"

„Er . . . könnte es wenigstens sein."

„Norman, du glaubst es auch!"

Sie warf sich über den niedrigen Stuhl und die Kissen am Feuer; er sah, wie ihr ganzer Körper zitterte. „Er lebt!" schluchzte sie. „Noch! Jetzt . . . noch!" Er strich über ihr Haar. Sie richtete sich auf. „Du nimmst mich mit dir, Norman, wenn Sir Ryleys Meinung gegen ihn ist?"

„Eileen! das ist ja unmöglich!"

„Es muß möglich sein, Norman. Ich muß ihn noch sehen. Du hast ihn gefangen genommen . . ."

„Das dachte ich mir . . .!" rief er bitter.

„Nein, schweige, ich weiß, du hast getan, was du konntest, was du mußtest. Aber ich muß tun, was ich kann und muß. Er ist der letzte meiner Familie, der noch lebt, und ich habe den Mann geheiratet, der ihn ans Messer liefert . . ."

„Es ist ja noch nicht gewiß, Eileen. Vielleicht hast du den Mann geheiratet, der ihn rettet. Denke, wenn ein anderer die Festung genommen hätte!"

„Und wenn sie ihn nicht losgeben? Wenn sie ihn vor ein Kriegsgericht stellen?" Norman schwieg. „Warum sind die Menschen so grausam und wahnsinnig?"

„Die Welt ist so," sagte er.

„Und wir müssen darum zugrunde gehen!"

„Nicht, wenn du mich liebst."

„Oh, Norman, das sagst du jetzt!"

„Irgendwo ist ein Dunkles in deiner Seele, das mir fremd ist, Eileen. Da bist du nur Irin und vergissest, daß du mein Weib bist!"

„Ich vergesse es!"

„Sieh in den Spiegel, du bist bleich und zitterst und beißest die Lippen, und deine Augen sind groß und starr, wie du immer tust, wenn du sagst, daß du mich liebst, und innerlich weit von mir weg bist!"

„Das glaubst du nur . . ."

„Nie wirst du vergessen . . .! Und den Bruder, wenn er es wäre, kennst du kaum! Dennoch ist er dir mehr!"

„Oh, du bist ganz Engländer in deiner Härte! Dein Gesicht ist finster und böse, Norman, und sonst war es süß und weich, wie auf dem Bilde dort!"

„Weil ich all dies vorausgesehen, weil ich weiß, was dieser Tag für uns bedeutet!"

„Norman!" Sie ging auf ihn zu und sah in seine Augen, und sie standen voreinander, ohne näher zu kommen, und sein Gesicht blieb finster, und sie bleich und starr.

Er sah auf die Uhr.

„Mußt du schon gehen?"

„Noch nicht!"

„Und so willst du gehen! Und ich soll hier sitzen und warten . . .! Hast du Hoffnung?"

„Oh, für ihn? für Fitz-James?! Doch! Der Feldmarschall hat lobende Worte über mich geschrieben; Craig sagte es mir; und daß er mich geschickt hat, beweist, daß er mir und ihm eine Chance geben wollte. — Und wenn das Schlimmste geschieht, wenn sie meine Kapitulation brechen, dann . . . komme auch ich nicht wieder. Mehr kann ich dir nicht bieten."

Sie sah ihn eigentümlich an. „Wann mußt du fort?" fragte sie.

„In einer Stunde."

„So komm!" Und sie ging ihm voran hinauf, wo das Kind bereits wieder im Schlafe lag. Er folgte ihr verwundert und schweigend. Vor dem kleinen Bette blieb sie stehen. „Wenn sie erwachsen sein wird, wird auch sie entscheiden müssen," sagte sie.

„Gott möge es ihr ersparen!" gab er zur Antwort. Wieder sah Eileen ihn an. Er ging zu dem Sofa, auf dem seine Uniform bereit lag.

Da fühlte er ihre Hand auf der seinen.

„Komm!" sagte sie. „Küsse mich, du Mann, den ich liebe, und dessen Volk ich hasse! Du hast alles getan, was du konntest, und ich liebe dich sehr!"

Da zog er sie an sich.

*

Als eine Stunde später der Wagen vorfuhr und Norman Beade das Haus verließ, lag der Platz weiß im Mondlicht. Der Schnee lag tief und still, die Räder waren unhörbar und der Hufschlag der Pferde klang gedämpft. Der Diener trug den Koffer heraus. Norman sah auf die Uhr: „In spätestens anderthalb Stunden komme ich wieder vorbei und gebe dir Nachricht."

„Und ich werde alles bereit haben, um mitfahren zu können."

„Bete, Eileen, daß es nicht nötig sei!"

Und fortfahrend sah er sie, den Schal um Kopf und Schultern, auf den Türstufen stehen, sah die dunkeln Augen in dem weißen Gesicht ihm nach und in die Ferne sehen, und sah im Geist das andere Gesicht, das ihrem so ähnlich sah.



Erholung im Walde
Gemälde von J. L. Agasse. Genf, Museum
(Zum Aufsatz von Dr. Karl W. Storck über „Schweizer Malerei")



Die Malerei in der Schweiz

Von Dr. W. F. Storck

Die Entwicklung der Malerei in der Schweiz während des 19. Jahrhunderts und der Gegenwart könnte dazu verlocken, ganz allgemein das Problem der nationalen bzw. der europäischen Kunst zu erörtern, denn im Grunde genommen sind es diese beiden Angelpunkte, um die sich die Entwicklung immer wieder dreht. Je nach der herrschenden Modeströmung haben sich die Künstler nach den Akademien in Karlsruhe, München oder Düsseldorf gewendet und sich zum großen Teil dem dortigen Strom der Malerei angeschlossen, oder aber sie haben das während der ganzen Zeit lebendige Kunstzentrum Paris aufgesucht und haben dort ihr Werk mit der einheimischen Pariser Malerei verschmolzen. Es bleibt immerhin bezeichnend, daß auch während des 19. Jahrhunderts unabhängig von solchen Strömungen sich starke nationale Tendenzen herausgebildet haben, wofür in erster und entscheidender Linie am Ende des Jahrhunderts die Persönlichkeit und das Werk Ferdinand Hodlers maßgebend sind. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß erst die Kunst dieses bedeutenden Schweizers, der sehr begeisterte Weggenossen fand, die nationale Eigenart innerhalb der gesamteuropäischen Entwicklung sicherstellte und auf Jahre hinaus die Schweizer Abteilungen der großen internationalen Ausstellungen zu besonderen Anziehungspunkten machte. Die stärkste Resonanz fand diese Kunst wohl ohne Zweifel in Deutschland, wo es Hodler auch möglich wurde, zwei große Wandbilder in Hannover und in Jena zu gestalten, und obwohl seine Entwicklung eigentlich über B. Menn von Frankreich her ihren Ausgang genommen hatte, obwohl er selbst Westschweizer war und fast nur französisch sprach, war die Kunstsprache doch eine durchaus deutsche, nicht im engen begrenzten politischen Sinne, sondern in dem gleichen Sinne, in dem die Kunst der Urs Graf, Tobias Stimmer, Niklas Manuel ebenfalls deutsche, germanische Kunst bedeutete. Diese Entwicklung hielt etwa bis zum



Sandhügel. Gemälde von Paul Basilius Barth (Basel, Sammlung Max Krayer-Freyvogel)



Kriegsausbruch an, wurde durch die Kriegsereignisse und noch mehr durch die Nachkriegszeit unterbrochen und umgebogen. An die Stelle von Hodler als Lehrmeister trat Cézanne, und der durch die Zeitverhältnisse bedingte engere Anschluß an Paris ging sogar so weit, daß er sehr bald selbst bei solchen Persönlichkeiten die Erinnerung an Hodlers Einwirkung auslöschte, bei denen sie bereits jahrelang wirksam geblieben war.

Unter diesen Voraussetzungen ist es begreiflich, daß die großen Schweizer Kunstausstellungen, die zuerst in Karlsruhe, dann in Berlin stattfanden, einen in vieler Beziehung neuen Anblick darboten und daß durch diese Ausstellungen die Erörterung der Schweizer Kunst der



Oben: Frau in Rosa. Gemälde von Gustav François (Schaffhausen, Kunstverein)

Unten: Bildnis Gemälde von Ferdinand Hodler. (Sammlung Dr. A. Amsler, Schaffhausen)

Gegenwart erneut in den Vordergrund getreten ist.

Die politische Gestaltung der helvetischen Republik gibt ja gewissermaßen bereits Richtpunkte für die Problematik mancher Fälle, die sich bei einer Betrachtung der Malerei in der Schweiz einstellt. Ist beispielsweise Segantini der Schweizer Malerei zuzurechnen? Er ist geboren in dem damals österreichischen, heute italienischen Trentino; hat seine akademische Entwicklung in Italien erhalten, kam dann erst nach der Schweiz und entdeckte seine künstlerische Alpenwelt. Genügt das, um ihn der Schweizer Malerei zuzurechnen?

Ein anderes Kuriosum stellt etwa Albert von Keller dar, dessen kleine geschmackvolle Interieurs das Entzücken jedes Besuchers der Münchner Neuen Pinakothek bedeuten. Würde irgend jemand angesichts dieser Werke auf den Gedanken kommen, daß der Künstler aus der Schweiz stammt? Wohl kaum. Und von Heutigen sind etwa Paul Klee und Karl Walser völlig dem deutschen



Bildnis der Gräfin Smirnoff. Gemälde von Karl Stauffer-Bern. (Elberfeld, Städtisches Museum)



Landleben. Gemälde von Heinrich Füßli

Kunstleben verschmolzen, wobei man allerdings bei dem sensiblen Walser in manchen frühen Sachen schweizerische Eigenart erkennen mag. Aber selbst der Heros der Schweizer Malerei des 19. Jahrhunderts, Arnold Böcklin, ist längst in die Entwicklungslinie der deutschen Kunst eingereiht und mit Recht auf der deutschen Jahrhundertausstellung an führender Stelle vertreten gewesen, ebenso wie Stauffer-Bern mit der einheimischen Entwicklung einfach nichts zu tun hat und nur aus der Umwelt Menzels und Berlins zu verstehen ist. Und wenn man die Münchner Landschaftsmalerei um die Mitte des 19. Jahrhunderts darstellt, so wird man selbstverständlich die Schweizer Frölicher, Staebli und Steffan mit den entsprechenden national-deutschen Künstlern in einem Atem nennen. Die gleichen Fälle bestehen ja auch für die Westschweiz. So ist

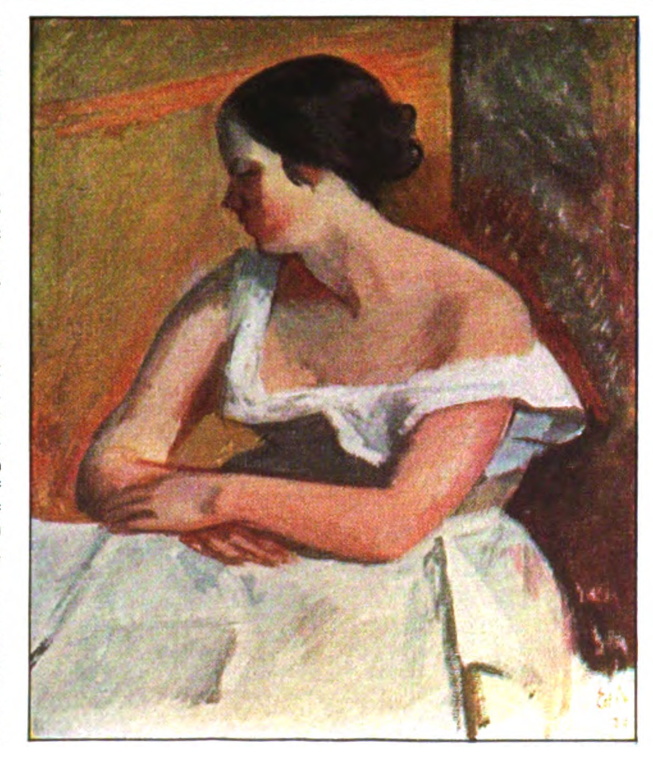


Studie zu einem Trommler. Von Johann Jakob Lüscher

beispielsweise die außerordentlich zahlreiche Künstlerfamilie Robert aus Neuenburg fast immer außer Landes gewesen, sei es in Paris, sei es in Rom, wo die begabteste Persönlichkeit, Leopold Robert, eine noch lange nicht nach Gebühr geschätzte Einwirkung auf sonstige dort ansässige Künstler besaß. Charles Gleyre gehört ebensogut zur französischen, wie zur Schweizer Malerei, und bei Th. Steinlen und F. Valotton wird man die Schweizer Abkunft nur noch auf dem Geburtsschein erkennen, zumal der letztgenannte schon längere Zeit vor seinem Tode die französische Staatsangehörigkeit erworben hatte. Dieser Wandertrieb ist für die Schweizer Geschichte überhaupt etwas charakteristisch oder er hat sich begreiflicherweise in der bildenden Kunst um so mehr ausgebildet, als die Heimat keine eigentlichen Stützpunkte — etwa in Form von Akademien — bot. Schon zu Ende

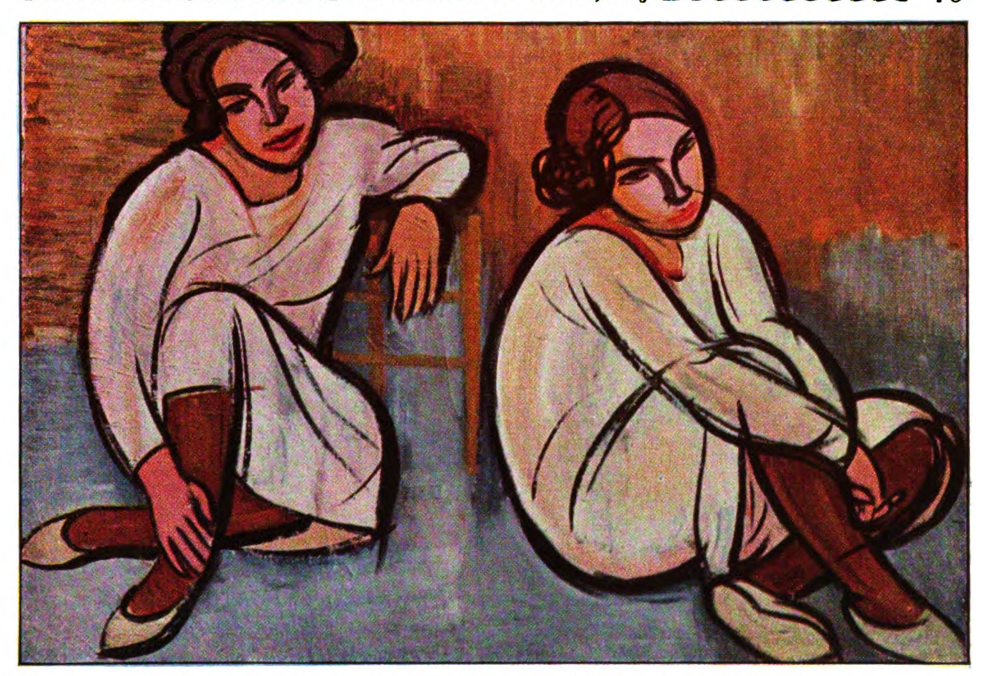


des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts waren Agasse und Füßli nach England übergesiedelt, wo besonders der letztere eigentlich nur im engsten Zusammenhang mit William Blake genannt werden kann. Nur ganz wenige sind in der Schweiz selbst verblieben und haben dort auch bis zu einem gewissen Grade schulbildend gewirkt, so etwa der am Zürichsee ansässige R. Koller oder der weit in der Welt herumgekommene F. Buchser, dessen Studien zu dem Köstlichsten gehören, was die Schweizer Malerei des 19. Jahrhunderts zutage gefördert hat. Die „alpine" Malerei der Westschweizer Di-



Oben: Der Balkon. Gemälde von Karl Walser

Unten: Mädchen am Tisch. Gemälde von Eduard Niethammer. (Aarau, Museum)



Hockende. Gemälde von Hermann Huber. (Basel, Sammlung Dir. Wasmer)

day und Calame hat dann weit über die Grenzen des Landes hinaus befruchtend gewirkt, — so wie es der mehr handwerkliche, aber nicht zu unterschätzende Zweig der sogenannten Vedutenmalerei zu Beginn des Jahrhunderts durch den hohen Absatz der graphischen Produktion getan hatte.

Diese Betrachtungsweise könnte man eben=



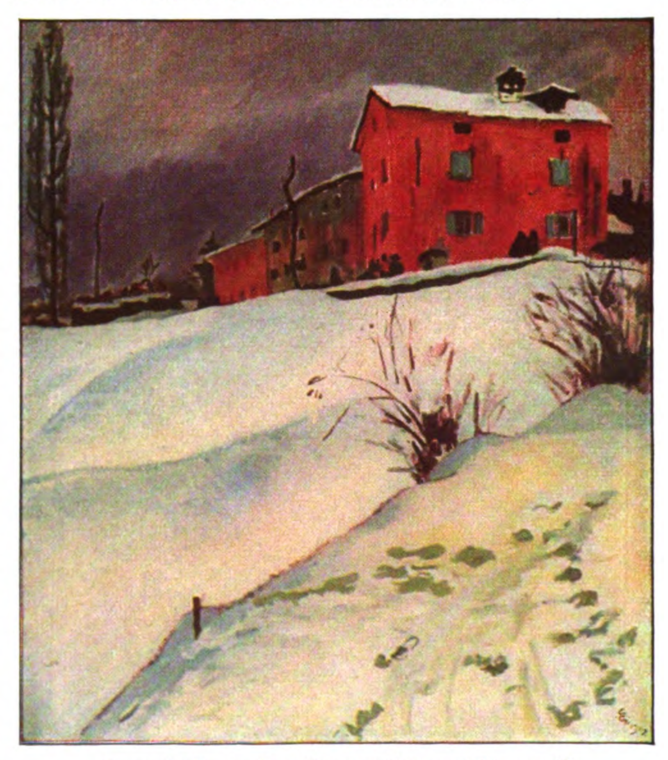
Nach dem Begräbnis. Gemälde von Max Alfred Buri. (Bern, Kunstmuseum)



Brücke in Zürich. Gemälde von Ernst Morgenthaler. (Bern, Kunstmuseum)

sogut umkehren und einmal alle diejenigen herausgreifen, die von außen nach der Schweiz eingewandert sind und doch allmählich sich dem Schweizer Kunstleben verbunden haben. Die Reihe würde nicht geringer sein.

Im allgemeinen kann man sagen, daß durch die Verbindung mit den europäischen Kunstzentren die jeweiligen Entwicklungsphasen und Kunstströmungen auch in der Schweiz wirksam ausgeübt wurden, mit Ausnahme vielleicht des Impressionismus eines Liebermann oder Slevogt, der eben in Deutschland zur selben Zeit erblühte, wo die Schweiz im Werke Hodlers und der Seinen, Buris und Amiets, eine eigene europäische Kunstphase bestimmte, ja sogar für den deutschen Expressionismus, der sich dann erst viel später zur Schweiz zurückfand, gewisse Voraussetzungen schuf. Im übrigen ist der Dadaismus ebenso einmal



Das rote Haus. Gemälde von Giovanni Giacometti
(Bern, Sammlung Dr. Trüssel)

durch die Schweiz gegangen, wie jetzt die sogenannte neue „Sachlichkeit“, als deren geistigen Vater man ja eigentlich Valotton bezeichnen könnte, der bereits vor zwei Jahrzehnten ähnliche Werke schuf, wie sie heute



Rheingasse in Basel. Gemälde von Niklaus Stöcklin. (Basel, Sammlung Dr. H. Burckhardt)

bei uns wieder lebendig werden. Daneben steht natürlich unabhängig und meist nicht sehr glücklich die sogenannte Heimatkunst. Immerhin will mir scheinen, daß ein Künstler besonderer Wesensausprägung einer solchen Gruppe nicht ohne Recht einbezogen werden könnte, das ist der heute im Wallis tätige E. Vallet, dessen Werke unbedingt eine schweizerische Eigenart verraten, die nicht unmittelbar aus den Formvoraussetzungen eines Hodler abgeleitet werden kann.

Wenn man das heutige Kunstschaffen der Schweiz anblickt, so muß man sagen, daß zunächst einmal auf dem Gebiete der angewandten Graphik insbesondere der lithographischen Reklame Eigenartiges und Hervorragendes geleistet worden ist. Das ist nicht zuletzt ein Verdienst der glücklichen Schulausbildung in Basel und Zürich. (Die gra-

phische Produktion als solche soll nur eben angedeutet werden: Stauffer-Bern wurde genannt; Albert Welti wahrt in höherem Maße schweizerische Eigenart, und sein durchaus im Heutigen wurzelnder Gefolgsmann F. Pauli hat bereits heute ein stattliches und höchst persönliches graphisches Oeuvre gestaltet, das vollen Anspruch auf Beachtung verdient. Der Holzschnitt tritt hingegen mehr zurück, hat aber in den Schöpfungen eines H. Bischoff köstliche Proben originalen Könnens geschaffen.) Im allgemeinen scheint es fast ein Verdienst zu sein, daß die Schweiz bis heute frei geblieben ist von den Bindungen der „Akademie" im alten Sinne, so daß der junge Künstler in jedem Falle über eine größere Freiheit der Entwicklung verfügen kann. Noch ein Besonderes und Positives wäre in diesem Zusammenhang zu sagen: Das ist die Anteilnahme der öffentlichen Verwaltungen an dem künstlerischen Schaffen. Sie beschränkt sich nicht auf materielle Förderung oder Unterstützung von Ausstellungen, sondern sie versucht besonders in einigen Städten das Kunstleben aktiv zu befruchten. Es würde Gegenstand einer besonderen Abhandlung sein, einmal darzulegen, was in den letzten zehn Jahren etwa in den Städten Basel, Bern und Zürich an öffentlichen Aufträgen ausgeführt worden ist. Besonders der Basler Kunstkredit hat im Laufe der letzten Jahre eine ganze Anzahl wertvoller Leistungen auf diesem praktischen Wege der Kunstförderung veranlaßt. (Kürzlich wurden für eine Schule in Aarau Bilder des sehr originellen und begabten E. Morgenthaler erworben, eine nicht genug zu rühmende aktiv-pädagogische Kunstpflege.) Auf diese Weise gelingt es auch, so manchen Künstler, dessen Werke vielleicht schwer den Weg zum Publikum finden, materiell über Wasser zu halten und künstlerisch zu fördern. Man muß immerhin bedenken, daß in dem kleinen Land wohl etwa 600 Künstler heute gezählt werden, die sich allerdings nicht nur auf die Städte der eigenen Heimat verteilen, sondern großenteils in Deutschland, Frankreich oder Italien Wurzel gefaßt haben. Doch



Im Varieté. Gemälde von Louis Moilliet-Bern. (Bern, Kunstmuseum)



Berggruß. Gemälde von Ernst Kreidolf

haben sich sozusagen einige Kunstzentren herausgebildet, innerhalb derer die Übersicht über die hauptsächlichsten wirksamen Kräfte am leichtesten zu gewinnen ist. Bei einer Erörterung der gegenwärtigen Gesamtlage kann es natürlich niemals darauf ankommen, nach irgendeiner Seite hin auch nur annähernd Vollständigkeit zu erstreben; das ist die Sache eines Ausstellungskataloges oder eines Künstlerlexikons, das in der Schweiz übrigens nicht



Die Taufe. Gemälde von Eduard Vallet. (St. Gallen, Sammlung A. Mettler-Specker)

weniger als drei Bände zählt. Man kann bei einer solchen allgemeinen Betrachtung eigentlich nur diejenigen Namen anmerken, die bei den letzten Ausstellungen in Deutschland aus diesem oder jenem Grunde besonderes Interesse fanden; damit soll in keiner Weise etwa ein Urteil gesprochen sein über alle die vielen Künstler und tüchtigen Kräfte, die außerdem am Werke sind. Eine gewisse Ausnahmestellung nimmt Cuno Amiet ein. Er ist wie Vallet Zeitgenosse Hodlers, hat aber in seiner vielfältigen Produktion an Frische und Lebendigkeit nichts eingebüßt und gilt vielen in der Schweiz auch heute noch als führende Persönlichkeit. Er lebt abseits auf dem Lande und gehört geographisch noch am ersten zu der Berner Gruppe, bei der noch ein anderer Weggenosse Hodlers zu nennen ist: E. Boß, dessen genreartiges Bild „Das Mittagsmahl des Steinklopfers" durch lithographische Vervielfältigung eine besonders weite Verbreitung gefunden hat. Heute hat Boß sich von Hodler weit entfernt; er malt geschmackvolle Landschaften aus der Umgebung Berns, wie sie vor allen Dingen noch die beiden sehr begabten Clénin und Surbeck hervorgebracht haben. F. Stauffers Art ist breiter und derber; Lauterburg, der eine Zeitlang zur

Viehmarkt. Gemälde von Sebastian Oesch. (St. Gallen, Kunstmuseum)

Gruppe der neuen Münchner Sezession gehörte, ist stark im Spintisieren. Moilliet gehört eigentlich zur Gruppe der Deutschen August Macke und Franz Marc. Ganz für sich steht der durch seine entzückenden Bilderbuchillustrationen auch in Deutschland berühmt und beliebt gewordene E. Kreidolf. Reichhaltig erscheint auch das Schaffen von Zürich. Hier sind die verschiedensten Persönlichkeiten und Richtungen am Werk. Man spürt den außerordentlich günstigen Einfluß der Gewerbeschule, die einen großen Teil der künstlerischen Kräfte an praktische Aufgaben bindet, an Plakataufträge z. B., nicht zuletzt an das Züricher Marionettentheater, das heute wohl die köstlichste Form dieser Gattung darstellt. Die Vielseitigkeit der Anspannung und Beschäftigung scheint überhaupt den künstlerischen Kräften gut zu bekommen, und die Richtung, die Hodler mit seinen Wandbildern angab, hat auch für die folgenden Jahrzehnte da standgehalten und befruchtend gewirkt, wo der unmittelbare Einfluß längst unterbunden war. Wird heute an irgendeinem Ort eine Ausstellung selbst von vorübergehender Dauer eingerichtet, so holt man sich sofort einige künstlerische Kräfte, um sie im Rahmen des Ganzen zu beschäftigen. Die dekorative Note, die etwa Persönlichkeiten wie Morach, Lüthy oder Baumberger auszeichnet, darf keineswegs als Werturteil im negativen Sinne aufgefaßt werden, wie das allzu leicht und allzu oft bei uns geschieht; sie soll lediglich die persönliche Gestaltungsweise der Betreffenden charakterisieren. Eine in sich abgeschlossene Persönlichkeit, die in Deutschland schon lange Beachtung gefunden hat, ist Hermann Huber; nicht minder originell erscheint uns der phantasievolle und farbig interessante Ernst Morgenthaler. W. Gimmi ist ganz nach Paris übergesiedelt und sendet eigentlich von dort nur seine geschmackvollen Bilder zu Ausstellungszwecken. Auch J. von Tscharner hat mit seiner etwas schwerblütigen Malerei in Deutschland seit einiger Zeit Beachtung gefunden. Diese verdient in nicht geringerem Maße der sehr zähe und ernst arbeitende Bodmer, der schon vor einigen Jahren bei der Konkurrenz der Züricher Universitätsbilder bemerkenswert aufgefallen



Entwurf zum „Entzücken“. Gemälde von Cuno Amiet

war. Gewisse volkstümliche Elemente in der Kunst E. Rüeggs stoßen in stammverwandten Kreisen in Deutschland begreiflicherweise auf erhöhtes Interesse. Seinen eigenen Weg geht noch immer der äußerst geschmackvolle Schaffhausener H. Sturzenegger, dessen Porträts wie Landschaften durch große Zartheit ausgezeichnet sind.

In Basel gab es eine Zeitlang eine Gruppe von Malern, die merk-



Hafen. Gemälde von M. Barraud



Das Mittagsmahl des Steinbrechers. Gemälde von Eduard Boß. (Bern, Kunstmuseum)

würdig dunkle Bilder zu einem Zeitpunkt malten, etwa zwischen 1907—1910, wo man eigentlich sonst überall den Drang zum Hellen verspürte. Rückt man eine Gruppe dieser Bilder zusammen, so erkennt man eine besondere Eigenwertigkeit, die mit Nachdruck unterstrichen werden muß, auch da, wo die Künstler inzwischen andere Bahnen beschritten haben. Das sind etwa J. J. Lüscher, Numa Donzé, E. Niethamer und insbesondere P. B. Barth, dessen Palette sich in der Zwischenzeit besonders aufgehellt hat, Fiechter, Bolens u. a. Es schließen sich etwa noch an Hermann Meyer, Otto Roos, H. Müller und R. Burckhardt, der Bruder des außerordentlich begabten, zu früh verstorbenen Bildhauers Karl Burckhardt. Es wäre eintönig, jeden dieser Künstler mit meist farblosen Schlagworten auf so knappem Raum zu charakterisieren; die Bedeutung der gesamten Gruppe unterstrichen zu haben, muß an diesem Orte genügen. Aus deutscher, besonders Stuttgarter Kunstentwicklung hat sich A. H. Pellegrini entwickelt, der schon in Stuttgart ein edles und darum viel geschmähtes Wandbild schuf, sich aber auch späterhin noch in seiner Heimat auf diesem Gebiete auszeichnete. Der höchst originelle N. Stöcklin würde in Deutschland der Gruppe der neuen Sachlichkeit zugerechnet werden. Es gibt ein paar ausgezeichnete Bilder, die leider allzu rasch aus dem Atelier in Privaträume verschwunden sind, wo sie vielleicht auf lange Zeit der Öffentlichkeit unzugänglich bleiben. Auch der junge Hindenlang, der doch am ersten mit unserem Campendonck verglichen werden kann, mag hier genannt sein, ebenso wie die Gefolgsleute E. L. Kirchners, der Badener Scherer, W. Neuhaus sowie vor allem O. Staiger. Aus dem Tessin stammen die beiden Brüder Giacometti und der besonders in seinen Pastellbildern ausgezeichnete P. Chiesa.

Manche andere hätten den gleichen Anspruch, in diesem Zusammenhang noch erwähnt zu werden, aber es liegt uns noch ob, die Kunst der Westschweiz mit einigen Worten zu charakterisieren.

Als Vertreter der älteren Generation wirkt in Lausanne René Auberjonois, eine durchaus eigenwüchsige Persönlichkeit, die neuerdings bei uns zwar durch die Dekorationen zu Strawinskis „Totem Soldaten" bekannt geworden ist, die aber ohne Zweifel eine noch größere Beachtung verdient. Zeitgenosse ist wohl A. Hermenjat, der aus

früheren Ausstellungen bekannt ist. Eine führende Stelle innerhalb der jüngeren Generation nimmt der Genfer A. Blanchet ein, in dessen Kunst sich gewissermaßen germanische und romanische Elemente mischen, während der graziöse Barraud ganz auf romanischen Charme eingestellt ist. Die Werke von beiden Künstlern bedeuteten jedenfalls innerhalb der letzten Ausstellungen ganz besondere Überraschungen. Nicht weniger der Neuenburger P. Th. Robert, der im Stil etwas biedermeierisch sich wohl auch am ersten der sogenannten sachlichen Malerei nähert; eine Begabung von außerordentlich dekorativen Ausmaßen. Hier wäre als besondere und eigenartige Begabung noch H. Berger zu nennen, der wohl aus Solothurn stammt, aber doch ganz in der östlichen Sphäre tätig bleibt. Zu erwähnen bleiben dann noch der junge und höchstbegabte Genfer Guinand, eine große Hoffnung; G. François, Castres und der äußerst subtile und geschmackvolle E. Martin, dem die Kunst neben seinem eigentlichen Beruf ein leichtes und liebenswürdiges, aber immer fesselndes Spiel bedeutet. In La Chaux de Fonds wirken Ch. Humbert und M. Woog; Humbert hat sich vor allem ausgezeichnet durch eine Anzahl von Wandbildern, die er in dortigen Schulen ausgeführt hat. — —



Der Laborant. Gemälde von Martin Lauterburg

Zet — eine moderne Liebe

Von Alexander von Gleichen-Rußwurm

„Sie sind heute gedankenvoll, meine Schöne,“ sagte Charlie Mell.

Die Schöne streckte sich in einem jener tiefen, langen Sessel, die für unsere Mütter und Großmütter mit dem Korsett unbewohnbar gewesen wären, wand ihren langen, graziösen Oberkörper hin und her, warf ihre überschlanken, bis zur Achsel nackten Arme in die Höhe. Kreuzte die überschlanken, mit übergepflegten Nägeln versehenen Finger ineinander und lehnte ihren tadellos glattgeschnittenen Kopf darauf mit einer Geste trotziger Knabenanmut.

Als sie diese Pose gefunden hatte, erwiderte sie: „Ich bin wirklich gedankenvoll, Charlie. Ich habe etwas erlebt, was mir zu denken gibt.“

Sie sprach etwas näselnd, lebhaft, fast zu rasch, mit leise fremd anklingender Aussprache, die sie sich sehr mühsam angewöhnt und die ihr dann zur zweiten Natur wurde.

Charlie sprach ebenfalls wie ein Ausländer, doch in einem eher müde gelangweilten Ton.

„Strengen Sie sich nur nicht zu sehr mit Denken an,“ warf er hin. „Unsereins ist nicht dazu da. Wir können die Leute, die denken müssen, dafür bezahlen.“

„Ich denke ganz gern. Eben, weil ich's nicht muß,“ sagte die schöne Frau. „Aber heute muß ich eigentlich, nicht um Geld zu verdienen wie die armen Schlucker mit ihrer Gehirnarbeit, sondern irgendwie von innen gezwungen, weil mir etwas Eindruck gemacht hat, und weil mir so selten irgend etwas Eindruck macht.“

„Also, was ist's?“ Charlie stellte die Frage ohne Neugier, nur um etwas zu sagen.

„Denken Sie, heute hat mir ein Mensch gesagt: Ich bin glücklich. — Ja, er hat es immer wieder gesagt, so wie ein glücklicher Vogel immer dasselbe zirpt, mein' ich, so naturhaft, so treuherzig, wissen Sie, so ganz wirklich.“

„Und waren Sie an seinem Glück schuld?“ fragte Charlie mit dem leisesten der fragenden Lächeln.

„Nein,“ kam ernst die Erwiderung. „Es war überhaupt nichts Besonderes daran schuld, gar kein besonderer Glücksfall, kein Rekord. Er sagte immer wieder: Ich bin glücklich, glücklich! Ich bin so reich an Glück, daß ich am liebsten etwas davon mitteilen möchte, davon verschenken. Er meinte das, wie gute Kinder, die Schokolade bekommen haben, gerne austeilen. Mir hat es Eindruck gemacht, weil ich noch nie so etwas gehört habe und weil ich mir selbst so albern, so unwissend dem Glück gegenüber vorkomme, so phantasielos. Ich kann mir nämlich kein Glücklichsein vorstellen, meine Einbildungskraft reicht nicht dazu. Ich wollte, ich könnte mir es wenigstens vorstellen, aber ich kann nicht.“

Sie schloß die Augen ein wenig, wie um die Vorstellung davon herbeizuzwingen.

Wir alle haben den richtigen Instinkt, daß sich die Phantasie im Dunkel steigert.

Sie schlängelte etwas, um sich's zu der Gehirnanstrengung im tiefen „cosy chair“ mit den grüngold schimmernden Samtkissen noch bequemer zu machen.

Einst wurden gefährlich schöne Frauen gern mit Katzen verglichen. Das ist heute ein überholter Vergleich, denn eine Katze ist im allgemeinen weich, voll und samtig anzufassen, was bei der modernen Schönheit nicht zutrifft. Vielmehr scheint deren Ideal der Schlangenanmut zuzustreben, und Zet, so wurde die Schöne genannt, war diesem Ideal möglichst nahegekommen.

Das Schlängeln der nach dem neuen Schönheitskanon langgezogenen Linien ihres geschmeidig glatten Körpers hätte jeder Tempeltänzerin Indiens Ehre gemacht. Mit Erfolg waren die Bewegungen einer solchen von ihr studiert worden, und ihr auffallend zierliches, niedrig gestirntes Köpfchen hätte der Kopf einer Schlangenkönigin sein können. Ihr blitzschnelles Zünglein glich dem Zünglein einer Schlange.

Eigentlich hieß sie Centa. Man nannte sie Zet. Centa wird sonst zwar mit C geschrieben, aber ihre Verehrer hatten vielleicht angenommen, zeitgemäßer schriebe sich der Name mit Z, und ihn daher also abgekürzt. Oder der Name Zet war erfunden worden, weil er sich so artig auf „set“ reimte, auf den Kreis der Erlesenen in der Stadt X. oder sagen wir lieber gleich Berlin, dessen „anerkannter Mittelpunkt“ Zet war.

Die süßeste Teufelin dieses unterhaltsamen Sündenpfuhls, die anerkannte Meisterin der Gesetze modernster Eleganz, der Mittelpunkt des Kreises, eben des „set“ des westlichsten vom Westen Berlins, des vorgeschrittensten, überamerikanisch, überpariserisch sich gebenden „set“, nicht ohne Geruch von Moskauer Stiefeln als Hautgout.

Es wäre grotesk gewesen, den Garten, den

Zet und die meist geschiedenen Damen ihrer nächsten Gefolgschaft bildeten, mit einem Rosengarten zu vergleichen, wie so viele Jahrhunderte lang die Dichter eine Versammlung schöner Frauen selbstverständlich mit einem solchen verglichen und jede einzelne als Rose priesen. Die Rose ist überholt, sie gilt für den Bauerngarten, für den verstaubten Stadtpark, die Liebhaberei des Reichen wendete sich der Zeitströmung folgend von ihr ab.

In ihrer Knospenzeit ist die Rose gleichsam ein keusches Mädchen, in ihrer Entfaltung fraulich üppig, zuletzt eine majestätische Matrone. Aber die moderne Schöne ist nie ein keusches Mädchen, nie eine majestätische Matrone. Ihr Blumensinnbild muß ein anderes sein; die Orchidee, die unheimlich schlanke, kostbare, jeden Nutzen hochmütig verschmähende ist darum mit Recht an Stelle der einst königlichen, jetzt einfach ländlichen Rose getreten. Ihre selbstverständlichen Lebensnotwendigkeiten sind teuer zu beschaffen wie die Lebensnotwendigkeiten des modernsten Weibes. Sie schmeichelt dem Besitzer, dem, der sie zahlt.

Zet und ihrem set wurde es schwer, die Zeit totzuschlagen, und dieses Morden, das jeden Tag losging, dieser Krieg gegen die Zeit kostete sehr viel Geld.

Zauberhaft waren diese, den Orchideen und Schlangen am ähnlichsten Frauen und mußten, so gebot es ihr Wesen, in einem Warmhaus der Verzauberung, der gepäppelten Üppigkeit gehalten werden.

Dazu arbeiteten die meisten Männer dieses set, Gatten und Liebhaber schafften Schätze herbei, in den dunkelsten Schächten der Finanz gleich Zauberschmieden der Urzeit Magie übend, schuftend wie Kyklopen, oder wie geschickte Zwerge in geheimen Klüften des Geldgebirges am Werk.

Von Zeit zu Zeit verschlang sie eine Katastrophe.

Es hieß, daß Zet mehrere Male die Zeremonie der Ehe eingegangen war, einige ihrer Gatten wurden von derartigen Erdbeben verschüttet.

Augenblicklich befand sie sich im Besitz eines Mannes, der, groß, struppig und ungeschlacht, tatsächlich an einen Kyklopen erinnerte. Man sagte jedoch, sie sei wieder einmal im Begriff, sich scheiden zu lassen, so große Schätze der Kyklop zu ihren schlanken Füßen gebreitet, und zwar um sich wieder zu verheiraten mit einem der von ihr geschiedenen Männer.

„Reklame," meinten die einen, „Sensationsbedürfnis," sagten die andern.

Wie dem auch sei, Charlie Mell gehörte zu den Getreuesten, vielleicht weil er am meisten Zeit dazu hatte, ihr zu helfen, die Zeit totzuschlagen. Er schuftete nämlich nicht wie jene Kyklopen und Zwerge, sondern gehörte zum heute zusammengeschmolzenen Häuflein Erlesener, die es nicht nötig haben und von keinerlei Geldsorge belastet sind. Man wußte nicht, woher ihm das Geld kam — seine Mutter war Argentinierin oder war es seine verstorbene Frau gewesen? — genug, es kam irgendwie ohne sein Zutun schmerzlos aus Argentinien und erlaubte Charlie, außerordentlich blasiert zu sein. Bald kam er gelangweilt zurück von einer arktischen Expedition und bald von einer afrikanischen Löwenjagd; bald machte er lässig als politische Mode etwas Bolschewismus mit oder begönnerte eine ähnlich revolutionäre Kunstmode und erlaubte ihr durch sein Geld längere Frist, als sie verdient hätte.

Doch das alles trieb er nur müde gelangweilt, wie denn auch seine Verehrung für Zet diesen Charakter trug. Er huldigte ihr mehr wie einer lebendigen Mode als einem Weib.

Oft saßen sie in Schweigen zusammen, eine Zigarette nach der anderen paffend, wenn sie gerade nichts mit sich anzufangen wußten, oder es entstand wie an diesem Nachmittag eine abgebrochene Konversation.

Jetzt zündete Charlie seine einundvierzigste Zigarette an und warf die vierzigste, nur halb geraucht, auf ein indisches Bronzeschälchen. Da er nicht die Artigkeit hatte, sie zu töten, qualmte sie aus dem Schälchen in blauen Ringen und ihr Rauch mischte sich dem schon vorhandenen Zigarettennebel im kleinen Gemach.

Es war Zets Ankleideraum, doch er erinnerte an ein Tempelchen durch die vielen asiatischen Gegenstände, die darin verstreut waren, und die geheimnisvoll ritualen Schönheitsgeräte, deren Silber und Gold einzeln durch den Zigarettennebel blitzte, wie durch Tempelweihrauch.

Nach den ersten Zügen sagte Charlie plötzlich: „Zet, hatte der Mann ein Hemd?"

„Was für ein Mann? Was für ein Hemd?" rief sie aufgeschreckt aus ihrem Traum.

„Nun, jener glückliche Mann, von dem Sie erzählten, schöne Zet. Erinnern Sie sich nicht des Märchens?"

Sie schüttelte das Schlangenköpfchen.

„Aber Sie müssen sich erinnern. Das Märchen vom Sultan, der so blasiert war, daß er davon krank wurde, und die weisesten Männer behaupteten, er könne nur gesund werden, wenn er das Hemd des glücklichsten Mannes in seinem Reich über den Kopf zöge.

Da schickt er die weisesten Männer aus, die, wer weiß wie lang, suchen und endlich den glücklichsten Mann finden. Aber sie entdeckten, daß dieser glücklichste Mann gar kein Hemd besaß."

„Wie gebildet," spottete Zet, „stets ein Geschichtchen parat. Charlie, der Mann hatte ein Hemd, allerdings ein altmodisches. Er ist überhaupt ein Hinterwäldler. Er hat irgendeinen langweiligen Beruf in der Provinz und knabbert von seiner Arbeitszeit so viel oder so wenig Zeit ab, daß er zu seinem Vergnügen etwas pusselt. Er radiert, glaube ich, aber ohne Ehrgeiz, nur im verborgenen zu seiner Freude. Und er ist glücklich. Und ich kann es mir nicht vorstellen, wie diese unbekannte Speise schmeckt, das Glück . . . Ist das nicht ärgerlich, Charlie? Sie gewiß auch nicht, Sie probieren gar nicht. Wir sind ja schon rund um die Welt gekommen, wir haben alles getanzt und gepfiffen, wir haben alles gesehen, es ist doch alles schrecklich monoton. Nicht wahr?"

Ein wenig nervös geworden, warf er die einundvierzigste Zigarette fort und holte mit hastigem Hunger aus einem wundervollen Etui die zweiundvierzigste.

Doch ehe er sie ansteckte, wandte er sich zu Zet mit einem eigentümlichen Lächeln.

„Zet, hatte der Mann einen Gott?"

Sie sah erstaunt auf.

„Wie das klingt! Wo kommen Sie her? Liegt Ihr neuester Sparren in frommer Richtung?"

„Hören Sie, Zet," begann er. „Es ist mir etwas in Erinnerung gekommen, was ich einmal gehört habe — oder vielmehr gelesen. Ja, gelesen, deutlich sehe ich wieder die gedruckten Buchstaben vor mir. Ungefähr so war's: Um Glück zu kennen, muß man Gott kennen."

„Ausgezeichnet," fiel Zet ein, sehr angeregt: „Also die neueste Entwicklung: Charlie Mell sucht einen Gott. Wie werden sich die verschiedenen Sekten um Sie reißen. Ich sehe sie ordentlich anmarschieren, die Theosophinnen mit den vegetarischen Kleidern, die Heilsarmee mit den Trommeln, die Quäker mit wohltätigem Kochlöffel — großartig, Charlie. Oder begeben Sie sich in den Schoß einer der großen Religionen? Die müssen doch etwas für sich haben, da sie so lange Zeit dauern und viele verschiedene Menschen damit zurechtgekommen sind."

„Das äußerliche Bekennen nützt nichts, Zet," sagte er, schier wehmütig. „Es muß einen von innen packen und das kann mir nie geschehen. Aus folgendem Grund," fuhr er fort wie im Selbstgespräch, ohne sie anzusehen. Es war ja einerlei, ob sie zuhörte. „Aus dem Grund, daß ich von meiner Nichtigkeit, von meinem ungeheueren Mangel an Wichtigsein zu sehr überzeugt bin. Der Sternenhimmel — vielleicht ein Nichts, die Erde erst recht ein Nichts, der Mensch ein Garnichts in Zeit und Raum, ein krabbelndes Insekt, ob es auch heute fliegt und sich etwas drauf einbildet. Die vielen untergegangenen Leben, in jedem Augenblick untergehenden Leben, ausgeraucht, verlöscht wie meine Zigarette dort — nichts, nichts als ein flüchtiger, belangloser Rauch, der jenachdem besser oder schlechter riecht. Ich kann mir nicht vorstellen, daß ein Gott — meinetwegen gibt es einen Gott, man kann es nicht beweisen, aber logisch auch nicht leugnen — daß ein Gott sich für ein so unsagbar uninteressantes Nichts wie Charlie Mell interessiert — und ein Gott, der sich nicht für mich interessiert, interessiert mich auch nicht. Ich bin so anständig, als es heutzutage geht, aber nur weil es mir unangenehm wäre, nicht anständig zu sein, wie es mir unangenehm wäre, nicht reinlich zu sein. Aber wie käme mir der Gedanke, daß sich ein Gott für das Benehmen eines Charlie interessieren kann — ich finde keinen Gott, bei Gott, ich finde keinen."

Der Widerspruch des Ausgesagten und der Bekräftigung entlockte Zets großmütig geschnittenem, karminfarbenem Mund ein Lächeln, in dem ihre Antwort einbegriffen zutage kam.

„Wie altmodisch unser Gespräch wird! Was würde der set dazu sagen?"

Sie hatte recht, eine Unterredung über Glück und Gott hätte ihr set mit einmütigem Achselzucken bespöttelt und abgeschmackt gefunden.

Jetzt ergriff sie eine Zigarette, eine höchst parfümierte, tat einige Züge und sagte dann lässig, unverkennbar lockend: „Sie bringen mir altmodische Dichterstellen ins Gedächtnis, die behaupten, daß man Gott findet, wenn man Liebe findet, daß man Gott in der Liebe findet. Das Glück der Liebe bestehe eben darin — so behaupten sie —, daß Liebende sich so ernst und wichtig nehmen und ihnen dadurch das Unglaublichste glaubhaft wird, nämlich, daß ein Gott sie wichtig nimmt."

Sei es, daß der Einfluß des erotischen Duftes der Zigarette wirkte, sei es, daß er dem Gespräch nunmehr ein Ende machen wollte, Charlie erhob sich und schloß Zet in seine Arme.

Sie wehrte nicht ab, aber gab sich nicht. Während seiner Umarmung tändelte ihre ausgestreckte Hand weiter mit der brennenden Zigarette.

Charlie sank in seinen tiefen Sessel zurück, fast seufzend: „Nein, schöne Zet. Nein. Sie sind schön, was man in unserer Zeit gerade schön nennt."

„Danke," sagte sie und nestelte an ihrem goldenen Necessaire, dem sie Puder entnahm, um Nase und Wangen nach der Umarmung frisch zu pudern.

„Ja, in Lappland oder Südafrika würde Sie niemand schön finden, vor hundert Jahren — vor fünfzig Jahren hätte Sie niemand schön gefunden."

„Danke," unterbrach sie noch einmal, das Spiegelchen der Puderdose befragend, ob die Nase genügend gepudert sei.

„Heute in Berlin, um so und so viel Uhr, im Jahr so und so viel sind Sie schön, Zet. — Sie sind auch nicht dumm, wie unser soeben stattgefundenes, geistfunkelndes Gespräch beweist."

„Wo will das hinaus?" fragte sie, die Puderdose noch in der Hand.

„Aber Liebe? Zet, Liebe? Gott finden in der Liebe?"

Seine beiden Hände machten Fragezeichen, er lehnte den Kopf tief zurück.

Zet war überraschend aufgeschnellt und ringelte sich, wie ein Tier im Sprung um seinen Hals.

Sie küßte die Worte in seinen Mund hinein: „Ich will, daß du Gott findest, finde Gott!"

Charlie erinnerte sich dumpf seiner Versuche mit Haschisch. So war es gewesen, ebenso betäubend schnell, ein packender Rausch, eine Glut, in der man hilflos ertrinkt. Er wußte nicht, wie viele Augenblicke es währte.

Plötzlich, wie sie ihn umarmt, war Zet seinem Arm entglitten, selbstbeherrscht. Ihre Lippen zu färben, die der heftige Kuß ihres Karmins beraubt hatte, zog sie nunmehr aus goldenem Etui das rote Stäbchen und den Spiegel, aufmerksam sein Rot dem Mund wiederzugeben.

Charlie stand auf, noch halb betäubt, doch im Kampf gegen die Betäubung, gegen den Haschisch.

„Nein, Zet, nein!" Diesmal schrie er fast. „Deine Liebe ist nicht die Liebe, die einen Gott finden läßt. Du kannst mir kein Glück geben, nur Rausch — Opium, Haschisch — Kokain. Wir sind hier am Ende von irgend etwas, am äußersten Ende, am Rand, von wo man hinunterschaut in ein schwarzes Nichts, wo es einen schwindelt, weil man so durchaus am Ende ist, an einem äußersten Punkt. Höre, Zet, ich hab's jetzt durch und durch erkannt. Hier geht's nicht weiter. Du bist ein Schluß, ein Ende; hier ist eine Sackgasse, hier hört die Welt auf."

„Das muß sie wohl," sagte Zet schnell. „Mein Name ist der letzte Buchstabe des Alphabets, Charlie."

„Ja, ja — ganz richtig, bezeichnend, symbolisch richtig. Damit hört's auf. Hier muß man umkehren."

„Oder sich bekehren," ergänzte sie mit nunmehr wieder purpurnen Lippen im weißen Gesicht.

„Du sagst es: Sich bekehren. Das ist meine Absicht. Schon lang. Dein heißer Kuß brachte die Reife. Leb' wohl, Zet, du hörst nichts mehr von mir. Die Vorbereitung ist längst getroffen, ich gehe ins Kloster."

Er ging, Zet blickte ihm nach ohne einen Versuch, ihn zurückzuhalten, sei es aus Verwunderung, sei es befriedigt über die Sensation.

Es war eine gewisse Sensation, obwohl schließlich doch nur ein kleines Erlebnis unter anderen Erlebnissen, die spukhaft und traumhaft durch ihr bewegtes Leben flatterten.

Sie hielt das goldene Necessaire noch aufgeklappt in der Hand.

Jetzt klappte sie es zu mit leisem Tick und sagte halblaut, die schlanken Schultern ein wenig emporgezogen, mit einem kleinen Seufzer: „Warum nicht?"

Vergangen. Von Ernst Zahn

Der Mensch geht seines Wegs dahin
Und nimmt, was kommt, und trägt kein Leid.
Da taucht, der lang vergessen schien,
Ein Tag aus der Vergangenheit.

Er war vielleicht nicht stürmelos,
Er war vielleicht nicht licht noch warm,
Barg irgendwo ein Leuchten bloß,
Doch, daß er nicht mehr ist, macht arm.

Und wie der Mensch des Weges geht,
Schafft ihm ein Heimweh jähe Not.
Er sucht, wo hell die Sonne steht,
Ein längst erloschnes Morgenrot.

Heidenlärm und Kinderspiel

Von Prof. Dr. Curt Sachs

Australische Steppe. Weiber kauern ängstlich hinter den Windschirmen zusammen, Kinder klammern sich verschüchtert an die Mütter. Nirgends ein Mann. Aus dem Busche klingt übernatürliches Sausen. Kein Mensch ist solcher Töne mächtig, keines Tieres Schrei kann es sein. Es ist die Stimme des Geistes, der sich nur Männern offenbart; hinten auf dem Festplatz im Busch werden die Knaben in feierlichem Akt zu Männern geweiht, auf daß der Geist in sie fahre und Stammeskraft und Stammesmut von den Vorfahren auf sie übergehe und von ihnen, die nun heiratsreif geworden sind, auf ihre eigenen Nachkommen übertragen werde. Der zum Mann Geweihte erfährt, was bei Todesstrafe kein Weib und kein Kind wissen darf: die Stimme des Geistes ist der Schall eines kleinen, zugespitzten Holzbrettchens, das, an einer Schnur über dem Kopfe im Kreis herumgewirbelt wird und in doppelter Drehbewegung ein unheimliches, dumpfes Sausen verursacht, das heulend anwächst, bis der Wirbel seine höchste Schnelligkeit gefunden hat. Die Männer, die den Frauen von einer Geisterstimme sprechen und die Unglücklichen erbarmungslos niedermachen, wenn ihnen die wahre Ursache des Heulens, das Schwirrholz, zu Gesichte gekommen ist, machen sich keines Betruges schuldig — der Geist materialisiert sich für sie im Schwirrholze und seinem Sausen genau wie für den christlichen Gläubigen die Gottheit im Kruzifix, das Menschenhand geschnitzt hat.

Dennoch kommt für jeden Kult die Zeit, wo die alten Überlieferungen, wo die alten Vorstellungen verblassen und der Glaube ins Wanken gerät. Auch das Schwirrholz, allmählich über die ganze Welt verbreitet, bleibt nicht immer die Verkörperung eines bestimmten Geistes, wie denn auch mehr und mehr das Frauenverbot Inhalt und Strenge verliert — so weit verliert, daß schon in der Nachbarschaft Australiens, in Neuguinea, die jungen Mädchen mit dem Schwirrholz Liebeszauber treiben, das heißt, sich den Erwählten durch Handhabung des alt-ehrwürdigen Mannbarkeitsgerätes geneigt machen.

Je weiter das Schwirrholz auf seiner Weltwanderung kommt, um so mehr verflacht seine einstige Mystik. Denn handhafte Güter aus festem Stoff reisen leichter und schneller über die Länder und Meere, als Formen des Seelenlebens, und die neuankommenden Gegenstände müssen in den Dienst ortsansässiger Vorstellungen treten. In Amerika wird das Schwirrholz, dem die Kraft, Leben von Geschlecht zu Geschlecht zu sichern, innegewohnt hat, auf einem kleinen geistigen Umweg über den Kampf gegen den Tod zum Kampfe gegen den gefürchteten Geist der Toten, gegen das Gespenst ins Feld geführt. Wenn die Sachen des Toten verbrannt werden, und in feierlich-pantomimischem Tanz den Abgeschiedenen bedeutet wird, daß nichts von dem Toten an der Stätte seines Lebens zurückbleibe und sie keinen Grund hätten, wiederzukommen, und später, wenn der Korb mit den Knochen des Verstorbenen aus dem Dorf getragen wird, dann bannt das schauerliche Brummen der Schwirrhölzer den drohenden Spuk.

Weiter dringt das Schwirrholz. Es kommt zu Tropenvölkern, die Ackerbau treiben und in der Dürre ihre schwerste Not sehen. Das Schwirrholz, einst Träger menschlicher Fruchtbarkeit, wird ihnen zum Bringer von Wind, Gewölk, Regen und Gewitter, und wenn Wachstum und Ernte gefährdet erscheinen, dann versammelt der Zauberpriester die Dorfgenossen auf den Feldern und zwingt mit dem hohen Pfeifen der kleinen Schwirrhölzer Regen und Wind und mit dem mächtigen Grollen der großen den Donner herbei.

Aber nicht alle Stämme wissen das Schwirrholz in den Kreis ihrer religiösen Vorstellungen einzufügen, und jedes Stück, das draußen bleibt oder vom Fluß der kultischen Entwicklung ans Ufer gesetzt wird, das liest die junge Welt auf und schleppt es beglückt auf den Spielplatz. In allen Erdteilen vergnügen sich die Knaben an seinem grauslichen Schall, der einst ihren Vorfahren Schauer der Ehrfurcht einflößte, und der deutsche Pennäler, der einen Bindfaden durch das Loch seines Lineals führt und es unermüdlich durch die Luft wirbeln läßt, weiß nicht, daß er Heiligstes in den Staub zieht.

Diese Übersiedlung auf den Spielplatz ist kein Einzelschicksal. Unzählige Dinge, die einst heilig und unantastbar waren, haben diesen Weg gehen müssen, und bis zu den Puppen erzählt das Spielzeug unserer Kinder von Zeiten der Vergangenheit, die, längst vergessen, uns allen noch tief im Blute liegt.

Nichts ist dem Kinde lieber, nichts kommt seinen Urtrieben so nahe, wie ein Gerät, das Bewegung mit Lärm beantwortet. Das Kind will Kraft verschwenden und unmittelbare Wirkung sehen. Es verlangt nach Lebendigkeit, und was wäre lebendiger als der Schall? So danken wir es den Kindern, daß nichts von dem untergegangen ist, was die Vorfahren erdacht haben, um mit Geräuschen Wohl und Wehe, Wachstum und Dürre, Leben und Tod zu wirken.

Da versammeln sich in Kamerun Männer zu althergebrachtem Ritualtanz. Der Kopf ist mit einer Maske verhüllt, die den Zuschauern den wohlbekannten Tänzer nicht nur unkenntlich macht, sondern ihn leibhaftig

in den Geist verwandelt, den er darstellen soll. Auch der Stimme muß eine Maske aufgesetzt werden; man singt in eine kleine Röhre hinein, deren Enden mit feinen Häutchen verklebt sind, und diese Häutchen geraten in Mitschwingung; sie entstellen den ursprünglichen Stimmklang und färben ihn näselnd. Nur an wenigen Orten der Welt sind derartige Vorrichtungen im Kultgebrauch erhalten. Fast überall haben sie die Klangphantasie der Kinder angeregt und sind in ihr besonderes Instrumentarium aufgenommen worden. In allen Erdteilen summen die Jungen ihre Liedchen gegen eine mitschwingende Membran. Die Herstellung machen sie sich leicht. Meist genügt ein abgerissenes Baumblatt, das mit beiden Händen recht straff vor den Mund gehalten wird, um die gewünschte Stimm-Maskierung zu erzielen. Unmaskiert, ungeschminkt ist das, was man zu singen oder zu sagen hat, nur, wenn man „kein Blatt vor den Mund nimmt". Die moderne Stadtjugend ersetzt das Blatt durch ein Stück Seidenpapier, das auf einem Kamme festgehalten wird. Modern freilich nicht im engen Tagessinne; schon im 16. Jahrhundert wird die Sitte erwähnt.

Aber dreihundert Jahre — was ist das, wenn von Entwicklungen die Rede ist, die oft Zehntausende von Jahren durchmessen! „Tausend Jahre sind wie ein Tag und eine Wache in der Nacht."

Ist nicht modern auch jene Kinderrassel, die, aus ihrem Schlaf in einem Grabe unweit des Nils erweckt, an der Spree im Ägyptischen Museum ein zweites Leben führt? Ein Behälter mit Handgriff aus Rohr zusammengeflochten, zwei Glasstückchen als Schlagkörper im Innern — es ist die gleiche Rassel, die wir noch heute im Spielwarenlager kaufen, deren Geräusch den schreienden Säugling beruhigt, deren Griff die winzigen Finger zu packen lernen, und deren geheimnisvolles Innenleben ihm bald vertraut und untertan wird. Sind es drei, sind es vier Jahrtausende her, daß ägyptische Kinder den gleichen Zauber empfunden haben? Wie lange muß es dann her sein, da diese Rassel nicht im übertragenen, sondern im eigentlichen Sinne Zauber ausübte! Denn auch sie ist nicht für das Kind geschaffen worden; auch sie hat einst bessere Tage gesehen.

Lange bevor kundige Frauenhände Gräser und Ruten zu künstlichem Geflecht zusammenzuschlingen gelernt hatten, war der Mensch im Besitz des Vorbildes dieser Rassel, eines Vorbildes, das in allen heißen Gegenden der Erde die Natur selbst hergibt: des Flaschenkürbisses mit seiner bauchigen Rundung, in der die trockenen Samenkörner scheppern, und seinem engen Hals, den die Faust des Spielers packt. Es ist schwer vorstellbar, welch ungeheure Rolle diese Kürbisrassel bei den urwüchsigen Völkern aller Erdteile spielt. Nicht etwa zu musikalischen Zwecken, sondern, wie alle Musikinstrumente früher Kulturen, zum Lärmen. Und wieder nicht aus Freude am Lärm schlechthin, sondern in ganz handgreiflich-religiöser Absicht. Man verzeihe dieses scheinbare Paradox. Aber diesen Völkern — und unsere eigenen Vorfahren rechnen dazu — ist die ganze Welt mit guten, gleichgültigen und bösen Geistern erfüllt; die können nützen und schaden, und je nachdem ruft oder verscheucht man sie. Und nichts ist für diesen ganz unmetaphysischen Zweck wirksamer als grober Lärm und allerhand schauerliches Tönen. Der alte Schweinfurth erzählt einmal in seinem großen Reisewerk, er habe bei einem Negerstamm viele Hunderte von Frauen sitzen sehen, die die Kürbisrasseln schüttelten, „als gälte es Butter zu schlagen".

Frauen. Denn die Kürbisrassel ist ein ausgesprochenes Weibergerät, wie das Schwirrholz ein Männerinstrument war. Kein Wunder, daß, nachdem die Zeremonien, denen die Kürbisrassel gedient hatte, hier und da von neuen Kulten verdrängt worden waren, sie selbst in der Hand der Frau blieb. Nur nicht mehr im Dienste der Gottheit, sondern im Dienste des Kindes. Die Adorantin machte der Mutter Platz.

Es ist erstaunlich, wie ungeheuer zäh gerade im Verbleiben bei einem bestimmten Geschlecht sich diese alten Lärmwerkzeuge verhalten. Man versteht das nur, wenn man die scharfe Geschlechtsprägung der alten Kulturen und ihrer Religionen kennt. Es hat kaum je ein Ritual gegeben, das Männern und Frauen gleichen Raum gewährte, und diejenigen, die das männliche Prinzip in der Natur anbeteten, haben dem Weibe jede Teilnahme am Kultus verwehrt. Das mulier taceat in ecclesia der altchristlichen Kirche ist nur eine äußerste Abschwächung des Gedankens, daß die Frau, die eine Schwirrholzzeremonie erblickt hat, getötet wird.

Das meiste von dem, was heute noch Lärm macht, stammt aus diesen Männerreligionen, und das schicksalschwere Blick- und Berührungsverbot hat eine solche Macht gehabt, daß, als Kult und Verbot längst vergessen waren, rein gefühlsmäßig diese Instrumente von Frauen und Mädchen unbeachtet blieben.

Die Familie schlendert frierend an den Verkaufsbuden des Weihnachtsmarktes vorbei; nicht die Tochter, sondern das Söhnchen streckt den Arm nach der Schnarre aus und erquält den Ankauf. Weder das Kind noch der Vater, weder der Händler noch der Heimarbeiter, der sie für einen Jammerlohn zusammengebaut hat, weiß um die Geschichte dieses Geräts. Nicht einmal die Schnarre oder, wie es in Berlin heißt, die Knarre selbst. Und so kann sie der Verfasser nicht selbst aus ihrer Vergangenheit erzählen lassen. Statt ihrer muß er berichten, daß die Ahnen einfache Stäbe oder Menschenknochen waren, quer gerieft und mit irgendeinem Hölzchen

geschrapt. Vergeblich würde man nach den musikalischen Reizen suchen, die Bau und Spiel dieser Schrapstäbe gerechtfertigt hätten. Hier ebensowenig wie bei andern Lärmgeräten hat die Freude am schönen Klang die mindeste Bedeutung. Was vom Schwirrholze galt, das gilt auch von diesem Instrument; sinnbildliche Beziehungen intimster Natur zu den Fruchtbarkeitsgehalten der Kulte haben es geschaffen und ihm den Platz angewiesen.

Gerade die Männerreligionen aber schaffen aus dem Gedanken der Fortpflanzung heraus den Gedanken der Nichtigkeit des Todes durch die Wiedergeburt. So begleiteten im alten Mexiko Sklaven des Königs Leiche, um durch das Schrapen auf gerieften Menschenknochen seine Wiedergeburt zu fördern. Ein Rest dieses uralten Brauches hat sich nicht nur bei Naturvölkern erhalten, sondern in unserer eigenen Mitte. In der Karwoche schweigen die Glocken katholischer Kirchen. Statt ihrer rufen riesengroße „Klappern“ von den Türmen. Erst am Auferstehungssonntag macht der dumpfe Lärm wieder dem festlichen Geläut der Bronzeglocken Platz. Die Glocken waren nach Rom gewallfahrtet, heißt es. Diese Wendung ist schön und sinnig, trägt aber deutlich den Stempel volkstümlicher Erfindung. Mir scheint, hier wird unbewußt nach uralter Weise der tote König zur Auferstehung geleitet.

Ja, aber die Schnarre? Die Schnarre ist nichts anderes als eine Mechanisierung des urwüchsigen Schrapstabes. Das Schrapen wird bei ihr nicht mehr durch ein Hin- und Herbewegen der Hand erzielt, sondern durch eine Schwungbewegung ausgelöst. Diese Form haben auch die gebräuchlichen Kirchturm-„Klappern“.

Freilich sind die meisten Familienmitglieder schon seit langem aus der geistlichen Laufbahn geschieden und in den Dienst des Alltags getreten. Im Mittelalter waren sie den Aussätzigen aufgezwungen, um Vorüberkommende zu warnen und vor dem ansteckenden Nähertreten zu bewahren; etwa seit dem Dreißigjährigen Kriege sind sie in ganz Norddeutschland vom Friesischen bis ins Livische in den Händen der Nachtwächter, und vor den Amsterdamer Häusern meldet sich noch heute der Müllwagen mit der Schnarre.

Aber im ganzen haben sich die Jungens zu Herren der Schnarre gemacht — bei uns wie in Indien. Und selbst s i e dienen noch in vielen Gegenden unserer Heimat volkstümlich-kindlichen und christlichen Abwandlungen uralt heidnischer Kultgebräuche. Bald nach Weihnachten — daher der rege Verkauf am Weihnachtsmarkt — beginnen die Knaben herumzuziehen und bis zum Dreikönigstag unter Hersagung oder Absingung alter derbholzschnittmäßiger Knittelverse kleine Naturalabgaben für den eigenen Sack und Mund einzutreiben. Ehrwürdige Vorstellungen schlafen im Untergrund, gemischt aus Christi Geburt und Beschneidung, dem Wachstumsbeginn in der Natur kurz nach der Wintersonnenwende und dem exotischen Duft der Dreikönigslegende. In der Hand schwingen die Knaben kleine Schnarren, an der Nordküste aber reiben sie den Brummtopf. Die Mutter muß den irdenen Topf hergeben; eine Schweinsblase wird aufgebunden und in der Mitte aufrecht ein Strohhalm angebracht. Die benetzte Hand streicht an ihm auf und ab, und das Gerät antwortet mit tiefem Brummen.

Der Leser wird bereits ahnen, daß auch der Brummtopf einst von Priesterhand gehalten worden ist, bevor er den Jungen zum Unfuganrichten diente. Überflüssig, mehr Beispiele aus der unabsehbaren Menge kindlicher Lärmwerkzeuge herauszugreifen. Der tiefe Sinn, der nach des Dichters Wort im kind'schen Spiele steckt, ist nicht nur die Entfaltung der Persönlichkeit des Spielenden, die sich ankündigt, er ist auch das Zeugnis der durch Jahrzehntausende lückenlosen Entwicklung des Menschengeschlechts, ein Zeugnis aber auch für den ergebungsvollen Satz: Sic transit gloria mundi.

Turmglocke

Droben im Domturm in Träume versenkt
In ihrer Stube die Glocke hängt.

Brauch' bloß auf den Domplatz zu gehn,
Kann ich sie oben stumm hängen sehn.

Plötzlich beginnt sie sich zu wiegen,
Daß gleich die Tauben vom Turme fliegen.

Bim-bam, von ihres Mundes Rand
Gießt sie die Klangwellen über das Land.

Ich steh' ganz still. Im Tönesturm
Reck' ich mich, fühle mich selber ein Turm,

Dem auch ein Glöcklein im Bruststübchen hängt,
Das laut zu tönen stets wieder drängt.

Kling-klang, möcht' es sein Sehnen verrauschen,
Fänd' ich ein Ohr, seinem Tönen zu lauschen.

Hugo Salus

Die Dahlie

Von Prof. Th. Echtermeyer, Berlin-Dahlem

Aus der reichen Fülle der Blütenpflanzen ist es besonders die Dahlie, die uns dank der fachmännischen Kultur und ihrer überraschenden Züchtungserfolge bereits von Juli an bis in den Spätherbst hinein durch ihre mannigfache Pracht erfreut. Erst wenn der Frost einsetzt, nimmt sie mit dem Erglühen des Herbstwaldes zugleich von uns Abschied. Ihr Vaterland ist Mexiko, ein gebirgiges Tafelland, dessen Wohlstand auf Landwirtschaft und Bergbau beruht. Es steigt von den niedrigen Küstenstrichen bis 4000 Meter und bringt bei mannigfachem Klima eine nicht minder mannigfache Vegetation hervor. Da das höhere Plateauland vorherrscht, hat es im ganzen den Charakter eines ausnehmend gesunden, klimatisch gemäßigten Landes mit ewigem Frühling. In der Höhe von 1000 Meter gedeihen Mimosen, Lorbeer und Eibenbäume, riesige Sonnenblumen, die verschiedensten Arten von Eichen, Orchideen, Bromeliaceen usw. In Höhe von 2000—4000 Meter wachsen Tannen, Zedern, Eschen, Dahlien, Zinnien u. a. m. So reich und mannigfaltig ist die Flora des Vaterlandes unserer Dahlien, der Dahlia variabilis (veränderliche Dahlie), die knollig verdickte, spindelförmige, fleischige und gebüschelte Wurzeln besitzt und eine Höhe von zwei Meter und darüber erreicht.

Die Blüten der Stammart sind klein. 1784 wurde sie durch Vinzent Cervantes nach Madrid an Cavanilles gesandt, der sie 1791 nach Andreas Dahl, einem schwedischen Botaniker und Schüler Linnés, mit dem Namen Dahlia belegte. 1803 wurde leider die neue Art von Willdenow unter Mißachtung des jenem Namen zukommenden Vorrangs zu Ehren seines Freundes Georgi in St. Petersburg Georgina genannt. Unter diesem Namen bürgerte sie sich in den Gärten Deutschlands ein. Alexander von Humboldt, der die ersten Samen von den orangefarbenen und roten Spielarten 1804 nach Berlin für den Botanischen Garten mitbrachte, hat für die weitere Verbreitung der Dahlien außerordentlich gewirkt; ihm sind auch die raschen Folgen der Farbenvarietäten zu danken. 1824 nahm Christian Deegen in Köstritz mit etwa zwanzig äußerst beachtenswerten Spielarten die später so aufblühende Dahlienkultur auf. Dieser Nestor der Dahlienzucht gab sehr bald sein erstes Verzeichnis eigener Züchtungen heraus. Anläßlich einer Ausstellung in Jena führte 1836 die Firma bereits mehr als 200 Sorten meist eigener Züchtung vor, und dann ging es im Sturmschritt vorwärts. Varietäten sind entstanden, die in ihrer Form und Farbe wetteifern und den Züchter immer wieder zu weiteren Leistungen anspornen. Der Triumphzug der schönen Mexikanerin hat begonnen.



Dahlienknolle. Stelle a ist besonders zu schonen; b ist abgebrochene Knolle, die aber noch triebfähig ist

Die Dahlie ist eines der auffallendsten Beispiele von der Veränderlichkeit der Arten unter dem Einfluß wechselnder klimatischer Verhältnisse und der Kulturen. So sind im Laufe des 19. Jahrhunderts mehrere Tausende von Spielarten aus Samen gezüchtet. Ganz allmählich vergrößerten sich die Blütenköpfchen, wandelten sich die Scheibenblüten in flach ausgebreitete oder mit ihren Rändern mehr oder weniger in ähnliche Zungenblüten um, so daß dadurch halb oder dicht gefüllte, gewölbte Blumen von bewunderungswürdiger Regelmäßigkeit und infolge der besonderen Bildungs- und Richtungsverhältnisse der Einzelblüten von so außerordentlicher Mannigfaltigkeit entstanden, daß selbst die formenreichste aller kompositen Blumen, die Aster, hinter der Dahlie zurückbleibt. Noch viel bedeutender ist die Verschiedenheit in der Farbe, welche die Abstufungen von Gelb, Orange, Rosa, Amarant, Violett und Dunkelpurpur darstellt. Auch das reine oder leicht mit Gelb, Grün, Rosa oder Purpur überhäufte Weiß ist nicht selten. Die Abbildungen geben Beweis hierfür.

Durch langjährige sorgfältige Zuchtwahl sind mehrere Klassen erzielt worden. Hinsichtlich der Größe der Blumen unterscheidet man großblumige und kleinblumige (Liliput), hinsichtlich der Höhe der Pflanzen hohe und Zwergdahlien. Die neueste Klasse ist die der Kaktus-Dahlien, auch Edeldahlien genannt, die mit ihren langen, schmalen und spitzen Blumenblättern Ähnlichkeit mit der Blume des Kerzenkaktus (Cerius speciosus) haben. Sie bilden den Aus-

Zitronenfalter (gelb), Heimweh (weinrot), Markhilde (lila), Weltfriede (weiß). Aufnahme in der Lehr- und Forschungsanstalt für Gartenbau, Berlin-Dahlem

gangspunkt der modernen Binderei. Nachdem die Menge der Sorten mit gefüllten (großblütigen) Blumen bis zur höchstmöglichen Vervollkommnung gebracht worden ist, strebt man nun auch danach, einfachblühende (kleinblütige) Sorten in den verschiedensten Farben zu erzielen.

Außer den genannten Liliput- oder Pompondahlien, Ball-, Edel- oder Kaktusdahlien, Halskrausendahlien haben wir jetzt die Klassen der Hybrid-, Seerosen-, riesenblumigen, päonienblütigen und kamelienblütigen Dahlien in einer Form- und Farben-Skala, wie sie keine andere Pflanzengattung als die



Conqueror



Kunterbunt. Aufnahme in der Lehr- und Forschungsanstalt für Gartenbau zu Berlin-Dahlem

Dahlie aufzuweisen hat. Im Jahre 1897 wurde die Deutsche Dahlien-Gesellschaft gegründet, in der sich die bedeutendsten Züchter befinden und unter Führung ihres Vorsitzenden Heinrich Junge-Hameln zielbewußte und erfolgreiche Arbeit leisten. Sie hat bereits Beweis erbracht, daß Deutschlands Züchter mit dem Auslande voll in Wettbewerb zu treten vermögen.

Die Vermehrung der Dahlie erfolgt in erster Linie durch abgetrennte Knollenwurzeln — also Teilung des Knollenbüschels, dann durch Stecklinge und durch Samen.

Die Knollen werden im November, nachdem man einige Tage vorher den Stengel handhoch abgeschnitten hat, aus der Erde gehoben, sofort mit Namenschildern versehen, an der Luft abgetrocknet und an einem frostfreien, weder zu feuchten noch zu trockenen dunklen Raum aufbewahrt. Müssen die Knollen bei zu feuchter Witterung infolge stärkerer Frostgefahr eingewintert werden, so ist es ratsam, sie bis Weihnachten hängend aufzubewahren, damit sie gut abtrocknen. Später aber ist es vorteilhafter, wenn man sie in einem Keller oder sonstigen frostfreien Orte auf Brettern nebeneinanderstehend aufbewahrt. Ungeteilte Stöcke später zu pflanzen, ist nicht zu empfehlen, da man dann zu buschige Pflanzen mit häufig unansehnlichen Blumen bekommt.

Nicht alle Spielarten bestimmter Formen geben eine zufriedenstellende Ausbeute aus Samen und Hoffnung auf fortschreitende Vervollkommnung. Nur strenge Zuchtwahl und sorgfältiges Studium der Samenträger werden den Züchter in die Lage versetzen, nach dieser Richtung Besseres herbeizuführen.

Seitens der Dahlienfreunde wird man häufiger um Rat gefragt, wie man Neuheiten erzielt. Die Antwort lautet: durch die Kreuzung.



Maria Stuart. Aufnahme in der Lehr- und Forschungsanstalt für Gartenbau zu Berlin-Dahlem



Nagels Wunder

Pflänzchen erstarkt, so werden sie in einzelne Töpfe gesetzt und Ende Mai ins freie Land ausgepflanzt. Kommen die jungen Pflanzen zur Blüte, so wird die Mehrzahl von ihnen als minderwertig beseitigt werden müssen, denn die schlechten Eigenschaften der Eltern und Voreltern vererben sich auf die Sämlinge viel leichter als die guten. Der Rest wird weiter beobachtet, und diejenigen, die besondere Vollkommenheit in Farbe, Form usw. aufweisen, werden im kommenden Jahr zur weiteren Beurteilung wieder ausgepflanzt. Unter Hunderten von Sämlingen befindet sich vielleicht einer,

Will man neue Dahlien züchten, sucht man sich zwei Elternpflanzen aus, von denen man mit Wahrscheinlichkeit annehmen kann, daß die in ihnen enthaltenen Eigenschaften sich durch Kreuzung noch vervollkommnen lassen. Der Blütenstaub der einen Pflanze wird nun durch ein weiches Pinselchen auf die Narbe der zu befruchtenden Blüte der anderen übertragen. Um einer Fremdbestäubung vorzubeugen, hüllt man die bestäubte Blüte einige Tage in eine weiche Papierhülle ein. Ist die Befruchtung erfolgt und der Same reif, so wird er vorsichtig in einer kleinen Papiertüte aufbewahrt. Im März des folgenden Jahres wird er dann in einer Schale oder einem kleinen Topf ausgesät und nach der Keimung verstopft. Sind die



Kardinal (unten), Mrs. Johnson Hicks



Zukunft. Aufnahme in der Lehr- und Forschungsanstalt für Gartenbau zu Berlin-Dahlem

In ausgedehnter Weise findet die Dahlie bereits Verwendung zur Ausschmückung der öffentlichen Anlagen und privaten Gärten. In der Farbenpracht der wuchtigen Massen im Volkspark, auf Rabatten, in großen Blumengärten wie auch in einfach gehaltenen Hausgärten wirkt sie hervorragend auf das Auge des Beschauers. Die Zwerg-Liliput-Dahlien benutzt man gern zur Topfkultur. Große Mengen werden in den Handelsgärtnereien zu Schnittzwecken für Vasen und zur Binderei herangezogen, und da kommt nicht allein der Blumenkünstler, sondern jeder feinsinnige Blumenfreund zu seinem vollen Recht. Die Behälter müssen in Form und Farbe mit den Blumen in Einklang gebracht werden, in einem bestimmten Verhältnis zueinander stehen und eine Einheit darstellen. Am besten schneidet man die Blumen in den Morgenstunden ab, stellt sie kürzere Zeit in einen größeren Behälter mit reichlich Wasser, damit sie sich voll sättigen können. Die Stile sind schräg anzuschneiden und von den unteren Blättern zu befreien, denn diese gehen leicht in Fäulnis über. Das Anschneiden der Stengelenden und das Wechseln des Wassers, dem man, um

der die anderen Sorten wirklich übertrifft und würdig ist, als Neuheit vermehrt zu werden. Daher ist die Neuheitenzucht nicht so leicht und ertragreich, wie vielfach angenommen wird. Es gehört viel praktische Erfahrung und ein geübter Kennerblick dazu, um zielbewußt züchten zu können. Ist beides nicht vorhanden, wird man neben Zeit- und Geldverlust nur Mißerfolge haben. Daher empfehlen wir dem Gartenfreund in erster Linie die Teilung der Knollen und dann die Stecklingsvermehrung der zahlreich vorhandenen prachtvollen Dahliensorten. — Landknollen werden schon Anfang Mai, Topfknollenpflanzen und bewurzelte Stecklinge erst nach Mitte Mai, wenn kein Frost mehr zu befürchten ist, etwa fünf Zentimeter tief ausgepflanzt.



Leuchtenburg. Aufnahme in der Lehr- und Forschungsanstalt für Gartenbau zu Berlin-Dahlem



1. Mutterliebe. 2. Togo. 3. Adler. 4. Friedrich Rückert. 5. Meisterstück. 6. Kalif. 7. Andenken an Bornemann. 8. Mars. 9. Goldene Sonne. 10. Fürstin von Donnersmarck. 11. Schwarzwaldmädel. 12. Schönes Farbenkönigin. 13. Apollo. 14. Paradiesvogel. 15. Weltfrieden. 16. Bayern. 17. Prinzessin Karneval. 18. Salmonea. 19. Richard Koch. 20. Andreas Hofer. 21. Prinz Karneval. 22. Porthos. 23. Aureola.
(Züchter: Max Deegen, Köstritz i. Reuß)

das Faulen zu verhüten, einige haselnußgroße Stückchen Holzkohle zufügt, erfolge alle zwei bis drei Tage, dann kann man seine Lieblinge in den Behältern ein bis zwei Wochen frisch erhalten.

Um unseren Lesern mit guten Sorten an die Hand zu gehen, geben wir die besten Neuzüchtungen einiger führender Dahlienfirmen bekannt:

„Gertrud Brix“, scharlachrot mit gelb; „Eva Berwick“, pfirsichrosafarben; „Nieder=



Artis (links), John Mensirs (unten), King Harold

sachsen", rein goldgelb; „Weserperle", chamois mit karmin Tönung; „Friedenskönigin", reinweiß; „Kapitänleutnant von Mücke", lilarosa.

Heinrich Junge, Hameln.

„Ave Maria", reinweiß; „Schöpfung", bläulichrosa mit gelb; „Liebe", dunkelblutrot; „Herzlieb", gelb mit weiß; „Rütlischwur", brennendrot; „Perle von Dresden", lachsorange mit bläulichem Ton.

Kurt Engelhardt, Dresden-Leuben.

„Desdemona", weiß mit zart lila; „Kaiser Rotbart", orangerot; „Frau Emilie Reichardt", hell karmesinrot; „Riesen-Kriemhilde", rosa mit weiß; „Ernst Dageförde", gelb; „Germania", weiß mit zart lila; „Ökonomierat S. Braun", rosiglila mit gelb; „Es ist erreicht", rötlich lachsfarben.

P. Reinhardt, Berlin-Mariendorf.

Trotzdem es schon so viele Varietäten gibt, die in ihrer Schönheit, in Form und Farbe der Blüte, Blühwilligkeit und Widerstandsfähigkeit wetteifern, züchtet der Fachmann



noch weiter Neuheiten, stellt sich immer neue Aufgaben; und es ist recht so, denn jeder Stillstand ist Rückschritt. Da man die Dahlien sehr vielseitig verwendet, müssen sie den verschiedensten Ansprüchen genügen. Will man sie z. B. als Schnittblumen für Vasen oder zu langen Sträußen verwenden, so müssen die Blütenstiele lang, kräftig und haltbar sein, was bei der Kranzbinderei nicht so erforderlich ist. Als Schmuck- oder Dekorationspflanze im Garten verwendet, werden diejenigen Sorten zu bevorzugen sein, die abgesehen von ihrer Schönheit in Farbe und Form der Blüten sich auch in ihrem ganzen Aufbau und ihrer ganzen Gestalt auszeichnen. Hier werden die niedrigen und halbhohen Sorten, die frei über dem Laub ihre

Oben: Herzblut



Unten: Mrs. Randle, Kaktus-Dahlie



Goldhähnchen (gelb), Rheingold (orange), Little Mary (dunkelrot), Sunset (tieforange), Gretchen Heine (weiß mit rosa Spitze), Sanftmut (lila), Stolze von Berlin (rosa)
Aufnahme in der Lehr- und Forschungsanstalt für Gartenbau zu Berlin-Dahlem

Blüten entwickeln und widerstandsfähig gegen feuchte Witterung sich erweisen, zu bevorzugen sein. Auch die Erzielung möglichst frühblühender Sorten wird angestrebt. Wir sehen also auch hier, welche mannigfaltigen Aufgaben dem Dahlienzüchter in der Verbesserung seiner Pfleglinge noch winken. Der Standpunkt des arbeitsfreudigen deutschen Gärtners muß besonders als berechtigt anerkannt werden: es kommt nicht darauf an, die Zahl der Neuheiten planlos zu vermehren, sondern zielbewußt zu sichten, Fehler auszumerzen und Besseres zu schaffen. Glücklich der Züchter, dem es einst auch gelingen wird, in der Farbe das Kornblumenblau und den Duft in die Blume zu bringen.

Dann, ja dann wäre der Triumphzug der schönen Mexikanerin vollendet!

Heinrich der Löwe / Von K. Hampe



An Zwiespalt hat es der deutschen Geschichte nie gefehlt. Konfessionshader, Klassenkampf, Parteienzwist in neueren Zeiten. Im Mittelalter trat zu der beherrschenden Auseinandersetzung von Staat und Kirche und dem Ringen zwischen Zentralgewalt und Partikularismus der Wettstreit der Herrscherhäuser um den Thron. Mit dem Erlöschen des salischen Geschlechts setzte er ein. Der Sachsenherzog Lothar war der erste, der durch Ausbau einer Hausmacht der unsicheren Fürstenwahl ein Gegengewicht schuf. So hinterließ er seinem welfischen Eidam Heinrich dem Stolzen zu dessen Herzogtum Bayern die sächsische Herzogswürde mit ausgedehnten Hausgütern und die tuszische Markgrafschaft mit reichen Streubesitzungen in Mittel- und Norditalien. Eben diese Macht weckte Mißtrauen, und das führte 1138 zur gesetzlosen Erhebung Konrads III., des staufischen Erben der Salier. Seitdem rangen Welfen und Staufer um die Vormacht.

In wilden Zeitläuften wuchs Heinrich der Löwe empor, in einer hohen Schule kriegerischer Energie, politischer Rechenkunst und rücksichtsloser Selbstdurchsetzung, herumgeworfen auf wechselnden Feldzügen, bis der Tod Konrads 1152 einen Umschwung der gesamtdeutschen Politik heraufführte. Denn sein Nachfolger Friedrich Barbarossa vereinigte als Sohn einer Welfin in seiner Person wie ein Eckstein die gegeneinanderlaufenden Mauern der beiden Häuser. Er hat zur Beendigung des Bürgerkrieges den ernstlichen Versuch eines Ausgleichs durch Verteilung der Verwaltungsaufgaben mit seinem Vetter Heinrich unternommen und die Vereinigung des um Österreich verkleinerten Bayern mit Sachsen anerkannt, während der schwäbische und italienische Welfenbesitz dem gemeinsamen Oheim Welf VI. zugebilligt wurde. Damit setzte in der Reichsverwaltung praktisch ein Dualismus ein: Friedrich selbst suchte vom Südwesten her seine Ziele wesentlich in der Richtung auf Burgund und Italien; Heinrich dagegen blieb außer Bayern nahezu das gesamte Norddeutschland mit dem Blick über Norden und Osten überlassen.

Das Stammesherzogtum war einst der Hauptwidersacher der in Krone und Kirche zusammengefaßten deutschen Einheit gewesen. Schon seit Otto dem Großen aber vollzog sich unaufhaltsam die Zertrümmerung der alten Stammesgebiete: nach außen durch Abspaltung, im Innern durch das Emporstreben kleinerer Territorialgewalten. Diesen Prozeß glaubte Heinrich, entgegen den geschichtlichen Entwicklungstendenzen, durch die Machtmittel der zwei bedeutendsten Herzogtümer rückläufig machen zu können.

Das deutsche Verfassungsproblem war, ob die Zukunft der königlichen Zentralmacht oder dem territorialfürstlichen Föderalismus gehören würde. Die großherzogliche Mittelgewalt, die Heinrich zwischen beide einzuschieben suchte, war daher von oben und unten her bedroht. Zunächst allerdings nur von unten her, denn die Aufgabenverteilung mit dem staufischen Vetter schien sich in der Tat zu bewähren. Heinrich unterstützte Friedrichs Italienpolitik. Sein Eingreifen entschied 1155 nach der Kaiserkrönung den Sieg über die Römer. Bei der Belagerung von Crema (1160) war er der Schrecken der Lombarden. Im Kampf gegen Papst Alexander III. ging er mit Friedrich zusammen. Deutlicher konnte ihr einträchtiger Dualismus nicht symbolisiert werden, als in den beiden das englische Bündnis besiegelnden Verlobungen des Jahres 1165: von den Töchtern König Heinrichs II. war die ältere Mathilde Heinrich dem Löwen bestimmt, der damals von seiner zähringischen Gattin Clementia geschieden war; die jüngere dem kürzlich geborenen ersten Sohne des Kaisers. Friedrich seinerseits deckte den Vetter wiederholt mit dem Reichsschilde, wenn der Widerstand gegen das gewaltsame Vorgehen des Welfen die betroffenen Fürsten zu gefährlicher Verschwörung trieb.

Um so bedeutsamer, daß dieser noch einen anderen Rückhalt gewann, einen Machtbereich, in dem der Herrscherwille auf keine Schranken stieß. Das war das Slawenland jenseits der Elbe. Steht Heinrich als Stammesherzog am Ende einer Entwicklungsreihe, so setzt hier mit ihm eine Kurve ein, die aufwärts in die Zukunft steigt. Nördlich im Holsteinischen hatte ihm Graf Adolf II. von Schauenburg grundlegend vorgearbeitet; südlich gewann Albrecht der Bär selbständig das Havelgebiet um Brandenburg. Das dazwischen liegende Obotritenland Mecklenburg ist durch Heinrich selbst dem Reiche angegliedert.

Die Hilfe der Kirche hat er dabei wohl in Anspruch genommen, aber die Missionsidee war nicht Ausgangspunkt seines Handelns. Zu seinen Feldzügen ins Slawenland bemerkt der Chronist Helmold: „Dabei war aber durchaus nicht vom Christentum, sondern nur vom Gelde die Rede."

Auch nationale Beweggründe im moder-

nen Sinne wird man bei ihm nicht voraussetzen dürfen. Die slawische Bevölkerung, die er mit Abgaben und Fronden „zwackte und preßte bis zur Erschöpfung", war ihm, finanzpolitisch betrachtet, sogar willkommener, als die freien deutschen Kolonisten. Jedoch nach den verwüstenden Heerfahrten von 1160 und 1164 bis weit nach Pommern hinein war eine Auffüllung des verlassenen Gebietes dringendes Bedürfnis. Da war es von ungeheurem Wert, daß es gelang, Scharen von Flamen und Holländern, Sachsen und Westfalen nach dem Vorbilde des Schauenburgers zur Niederlassung heranzuziehen. Und über die unterworfenen Gebiete hinaus reichte des Herzogs Einfluß. Durch slawische Piraten hielt er das durch Bruderkampf geschwächte Dänemark lange Zeit in Schach, und als es unter Waldemar I., dessen Thronfolger Heinrichs Eidam wurde, seine Kraft wiedergewann, wußte er an den dänischen Eroberungen im Slawenlande auf Halbpart teilzunehmen und dadurch sogar im fernen Rügen Hoheitsrechte zu gewinnen.

Noch ein überaus wichtiges Moment gilt es aus der herzoglichen Politik herauszuheben. Wirtschaftliche Gesichtspunkte der Verkehrsförderung, militärische der Befestigung und politische der Schaffung von Gegengewichten gegen die widersetzlichen Territorialherren trieben Heinrich zur Begünstigung städtischen Wesens. Auch hier verfuhr er ebenso großzügig wie gewaltsam. Es war doch ein starkes Stück, daß er an seinen bewährten Helfer Adolf von Schauenburg, den Gründer von Lübeck, die schroffe Forderung richtete, ihm die Hälfte dieser aufblühenden Kaufmannsstadt abzutreten, weil sie seine eigne ältere Stadt Bardowiek schädigte, und daß er nach der begreiflichen Ablehnung den Marktverkehr Lübecks kurzerhand sperrte! Als dort dann ein Brand die Gebäude größtenteils vernichtete, siedelte er die Bewohner traveaufwärts an einem neuen Trutzorte, den er die „Löwenstadt" nannte, an. Aber der war unglücklich gewählt, für tiefere Schiffe unzugänglich. Da ist es dem Herzog schließlich (1158) durch Druck und Zugeständnisse gelungen, Adolf zur Abtretung zu bewegen und Lübeck an alter Stelle neu zu errichten. In demselben Jahre hat er in Bayern unter Vergewaltigung von Rechten des Freisinger Bischofs an einer neueröffneten Isarbrücke die Stadt München gegründet, im Norden überdies etwas später Schwerin auferbaut und seine Residenz Braunschweig um die „Hagenstadt" erweitert. Die Signatur dieser Städtepolitik war allenthalben, durch zinsfreie Überlassung des Bodens, Überweisung eines großen Teils der Gerichtsfälle, weitgehende Selbstverwaltung (wenn auch noch nicht Ratsverfassung) und Zollfreiheit die Bürger zu begünstigen.

Er selbst scheint auch das Wohnen in einer betriebsamen Stadt der Abgeschlossenheit einsamer Ritterburgen vorgezogen zu haben; sonst hätte er nicht seine Hauptpfalz Dankwarderode gerade inmitten der braunschweigischen Doppelstadt errichtet. Die Mauern dieser Pfalz sind erst 1873 wieder aus barockem Umbau zum Vorschein gekommen und haben eine Wiederherstellung der stattlichen Anlage ermöglicht. Nicht allein in den Maßen überragt sie weitaus die Fürstenburgen jener Zeit, sondern sie ahmt auch in ihrem ganzen Plane den Typus der älteren Kaiserpfalzen, etwa der Aachener, deutlich nach. Denn aus dem an den Palas anstoßenden Wohngebäude konnte man wie dort durch eine Überführung in das nördliche Querschiff des St. Blasiusdomes gelangen, jener noch heute ziemlich rein erhaltenen, durch Harmonie und Formenstrenge eindrucksvollen Burgkirche, die Heinrich selbst seit 1173 hat errichten lassen. Auf ihre Ausstattung mit Reliquien und kostbaren Geräten, wie dem großen siebenarmigen Leuchter oder dem berühmten, mit geschnitzten Figuren aus Walroßzahn umgebenen Kuppelreliquiar, hat er in seiner späteren Zeit viel Sorge verwandt. Auf dem von Pfalz und Dom begrenzten Burghofe aber erhob sich jenes Denkmal, das mehr als alles andre die Erinnerung an den großen Herzog lebendig erhalten sollte: der eherne Löwe, kühn, herrisch und drohend, voll gestraffester Energie und ständiger Sprungbereitschaft, — das vollkommene Sinnbild Heinrichs! So haben ihn uns seine Taten gezeigt. So schildert ihn auch der Zeitgenosse Giselbert von Mons als „den hochfahrendsten und schonungslosesten aller Menschen". Er konnte sich mit Recht als den ungekrönten König von halb Deutschland fühlen. Auch im Auslande wurde er als solcher geehrt, selbst von dem griechischen Kaiser, als er 1172 mit einem förmlichen Heereszuge von über tausend Begleitern auf der Pilgerfahrt nach Jerusalem in Konstantinopel weilte.

Seit dem Anfang der sechziger Jahre hatte er sich von der italienischen Politik seines Vetters ferngehalten; zunächst gewiß nur, weil er sich in Sachsen und Slawenland tatsächlich unentbehrlich wußte. Dann wurde zwar seine Lage dort gesicherter, aber nun hatte er sich immer mehr in seine selbständige Herrscherstellung eingelebt, in der er nicht gestört sein wollte. Gegen die Mitte der siebziger Jahre erlitt überdies sein Anteil an den Dingen südlich der Alpen



Heinrich der Löwe und seine Gemahlin Mathilde umgeben von Heiligen. (Aus der Straßburger Chronik)

dadurch eine weitere Minderung, daß sein Oheim, der alte Herzog Welf VI., durch die römische Seuche von 1167 seines einzigen Sohnes beraubt, seine italienischen Besitzungen für Geld an den Kaiser abtrat und so das welfische Haus darum brachte. Dasselbe Spiel sollte sich später mit den welfischen Stammgütern in Schwaben wiederholen, nachdem das Geschäft mit Heinrich selbst, der die Forderung zu hoch fand, gescheitert war. Vielleicht waren die Vorverhandlungen darüber bereits im Gange, als 1176 die Krise in den Beziehungen der beiden deutschen Machthaber eintrat.

Der Kaiser war damals durch den Vertragsbruch der Lombarden in eine bedenkliche Lage geraten. Nur ein rascher Kriegserfolg konnte noch alles zu seinen Gunsten wenden. Dazu bedurfte er der Heranziehung deutscher Hilfskräfte, auf die ohne Teilnahme Heinrichs nicht ausreichend zu rechnen war. Ein Zwang zu einer nicht beschworenen Heeresleistung war jedoch nach damaligem Lehnsrecht, zumal einem so mächtigen Vasallen gegenüber untunlich; es galt seine Zustimmung zu gewinnen. Der Kaiser hat sie bei einer persönlichen Zusammenkunft in Chiavenna, an deren historischer Tatsächlichkeit gegenüber allen Zweifeln festzuhalten sein dürfte, mit großer Dringlichkeit erbeten, — ob gar mit einem Kniefall vor dem Vasallen, steht dahin. Das Verhalten des Herzogs fügt sich restlos seinem sonstigen Charakterbilde ein. Nur gegen Abtretung der früher schon einmal unter seinen Einfluß geratenen, dann aber ihm entfremdeten Reichsstadt Goslar mit ihrem Silbersegen erklärte er sich zur Hilfe bereit. Wir dürfen es Friedrich nicht verargen, wenn er es mit seiner Würde nicht für vereinbar hielt, die Unterstützung des Lehnsmannes durch Hingabe wertvollsten Reichsbesitzes zu erkaufen. Zornig brach er die Verhandlung ab. Das bisherige Gleichgewichtssystem hatte einen argen Stoß erlitten. Wie hätte der Kaiser nicht die Niederlage von Legnano und den ganzen Umbau seiner Italienpolitik, der daraus folgte, zum guten Teil auf das Schuldkonto des Vetters setzen sollen! Eine Einschränkung der herzoglichen Machtstellung wurde zur Notwendigkeit.

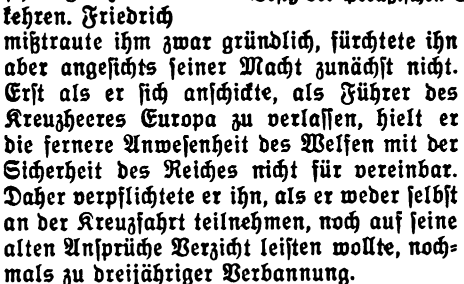
Heinrich spürte zuerst das Nachlassen der kaiserlichen Rücksichtnahme, als im Papstfrieden gerade die beiden von ihm begünstigten Schismatiker in Bremen und Halberstadt preisgegeben und damit eigne Kirchenlehen in Frage gestellt wurden. Bei einer persönlichen Begegnung in Speier, wo Friedrich die Klagen von Heinrichs Widersachern entgegennahm und den Herzog vor Gericht lud, muß dieser den Eindruck gewonnen haben, daß er keinesfalls ohne schwere Schädigung aus dem Prozeß hervorgehen würde. So hielt er es in offenbarer Überschätzung seiner Kraft für geratener, dem ganzen Verfahren Trotz zu bieten und es selbst auf eine Machtprobe ankommen zu lassen. Den drei Terminen des landrechtlichen Verfahrens wegen Friedensbruches blieb er deshalb fern und verfiel ob solcher Kontumaz dem Achtspruche. Selbst dann noch schlug er bei einem Zusammentreffen mit Friedrich in Haldensleben das Anerbieten in den Wind, sich durch Zahlung von 5000 Mark aus der kaiserlichen Ungnade zu lösen, und entzog sich auch der Forderung eines Nebenklägers auf gerichtlichen Zweikampf. Als er dann seine friedenstörenden Übergriffe noch als Ächter fortsetzte, wurde er vornehmlich deshalb im lehnrechtlichen Verfahren des Majestätsverbrechens angeklagt und nach abermaliger Versäumnis der drei Termine wegen Kontumaz zum Verlust seiner Reichslehen verurteilt. Die volle Ehr- und Rechtlosigkeit trat erst nach achtjährigem Verharren des Halsstarrigen in der Acht im Juni 1180 in Kraft. — Die alsbald vorgenommene Neuverfügung über die Reichslehen führte den Prozeß der Stammeszerschlagung zum Abschluß und stärkte das Territorialfürstentum. Westfalen und Steiermark wurden aufs neue als gesonderte Herzogtümer abgespalten, und eine sehr beschränkte Herzogsgewalt für Sachsen an Bernhard, den jüngsten Sohn Albrechts des Bären, übertragen, während Bayern damals den Wittelsbachern zufiel.

So hatte man bereits das Fell des Löwen vergeben, ehe er erlegt war. Noch wies er grimmig seine Zähne, und anfänglich wurde seine Zuversicht sogar durch eine Reihe von Erfolgen noch gestärkt. Als aber der Kaiser an der Spitze eines größeren Reichsheeres in Sachsen einmarschierte, offenbarte es sich, wie sehr Heinrich sich in der Festigkeit seiner Macht getäuscht hatte. Reißend schnell griff ein allgemeiner Abfall um sich, der eben durch seine Ausdehnung zeigte, daß er tiefer begründet war. Während Heinrich sich nordwärts in das feste Stade zurückzog, marschierte der Kaiser nach Einschließung Braunschweigs geradeswegs auf Lübeck, das nach tapfrer Verteidigung die Tore öffnen mußte. Denn der in der großen Politik weit überlegene Staufer hatte kurzerhand mit dem Dänenkönig ein Bündnis geschlossen und die Travezufuhr durch dänische Schiffe sperren lassen. Da auch an englische Hilfe nicht zu denken war, so sah sich Heinrich am Ende doch zum Einlenken gezwungen; zu spät. Selbst der Fußfall vor dem Kaiser in

Erfurt konnte eine Milderung nur insofern erzielen, als dem Herzog seine braunschweigisch-lüneburgischen Eigengüter belassen wurden. Doch mußte er sich zu dreijähriger Verbannung im Auslande verpflichten, aus der er nur mit kaiserlicher Erlaubnis sollte zurückkehren dürfen. So brach er im Juli 1182 mit seiner Familie an den Hof seines königlichen Schwiegervaters nach der Normandie auf. — Der Rest seines Lebens verlief im Wechsel zwischen erzwungener Zurückhaltung, diplomatischen Bemühungen und gewaltsamen Wiederherstellungsversuchen. Seine weltgeschichtliche Rolle war ausgespielt. Es bedarf nur noch kurzer Andeutungen. Erst nach Ablauf der vorgesehenen Frist konnte er 1185 nach Braunschweig zurückkehren. Friedrich mißtraute ihm zwar gründlich, fürchtete ihn aber angesichts seiner Macht zunächst nicht. Erst als er sich anschickte, als Führer des Kreuzheeres Europa zu verlassen, hielt er die fernere Anwesenheit des Welfen mit der Sicherheit des Reiches nicht für vereinbar. Daher verpflichtete er ihn, als er weder selbst an der Kreuzfahrt teilnehmen, noch auf seine alten Ansprüche Verzicht leisten wollte, nochmals zu dreijähriger Verbannung.



Kaiser Friedrich Barbarossas Kniefall vor Heinrich dem Löwen in Chiavenna. Aus der sächsischen Weltchronik im Besitz der Preußischen Staatsbibliothek zu Berlin



Diesmal jedoch kehrte Heinrich schon nach halbjähriger Frist unter Bruch seines Eides aus England zurück. Der Tod seiner daheim gelassenen Gemahlin und Entfremdungen seiner Eigengüter mochten als Vorwand dienen. Das Ziel aber war, die Abwesenheit des Kaisers und so mancher sächsischen Gegner zur Rückeroberung seiner früheren Stellung auszunützen. Noch einmal schien die Linie seiner Lebensschicksale steil aufwärts zu gehen. In raschem Ansturm überrannte er das nordalbingische Gebiet. Bardowiek büßte frühere Beleidigung mit völliger Vernichtung; Lübeck, Lauenburg, im ganzen an die dreißig Burgen fielen in seine Hand. Aber bald genug setzten Gegenwirkungen ein. Trotz des nahen Winters versammelte der empörte junge König Heinrich VI. sofort nördlich des Harzes ein starkes Reichsheer, rückte verwüstend gegen Braunschweig vor und bewirkte durch diese rasche Entschlossenheit, daß ganz Holstein unter schwersten Einbußen dem Herzog wieder verloren ging, der so, von Norden und Süden zugleich bedroht, von seinem dänischen Schwiegersohn Knut VI. und seinem englischen Schwager Richard Löwenherz im Stich gelassen, für das Frühjahr 1190 seiner Vernichtung entgegensehen mußte. Da rettete ihn vor diesem Äußersten ein unerwartetes europäisches Ereignis von einschneidendster Bedeutung: der Tod König Wilhelms II. von Sizilien. Hinter der Aussicht, dies Erbe seiner Gemahlin Konstanze dem dort erhobenen Usurpator Tancred zu entwinden, trat für Heinrich VI. alles andere zurück. So konnte er sich mit der Vernichtung des Welfen nicht aufhalten und bot ihm daher unter kluger Berechnung der Bedingungen einen Ausgleich an, der im Frieden von Fulda zum Abschluß kam. Von den Hoffnungen des Herzogs verwirklichte er freilich nichts. Nur die Hälfte der Stadt Lübeck, das er mit seinem schauenburgischen Gegner zu teilen hatte, wurde zu seinen Hausgütern hinzugefügt. Seine Verteidigungsstellung aber sollte durch Niederlegung der Mauern Braunschweigs und Zerstörung der Lauenburg geschwächt, seine Angriffslust dadurch gelähmt werden, daß sein ältester gleichnamiger Sohn den König auf seinem Zuge nach Rom und Apulien mit fünfzig Rittern zu begleiten hatte, während der zweite als weitere Geisel für das väterliche Wohlverhalten in Augsburg bewacht wurde.

Das war gewiß keine innerliche Aussöhnung! Sobald der Welfe den jungen Staufer durch Romzug, Kaiserkrönung und Einmarsch in Unteritalien beschäftigt wußte, dachte er nicht daran, die beschworenen Bedingungen zu erfüllen. Und zum letztenmal lächelte ihm das Glück, als den Kaiser auf dem sizilischen Feldzuge ein Mißgeschick nach dem andern traf, und das Scheitern dieses Unternehmens auch auf Deutschland zurückwirkte. Durch den Tod seines zweiten Sohnes

und die Desertion des ältesten aus dem kaiserlichen Lager von hemmender Rücksicht befreit, wurde Heinrich nun ein wichtiges Glied, vielleicht die Seele des großen Fürstenbundes, der geradezu auf den Sturz des Kaisers hinarbeitete. Es ist bekannt, wie dieser durch schonungslose Ausnützung eines unerhörten Glücksfalles den Bund trotzdem zu sprengen wußte. Nicht zum wenigsten durch die Beziehungen des Welfen rechneten die Verschworenen auf den englischen König Richard; und eben dieser geriet 1192 durch Zufall in die Gefangenschaft Heinrichs VI., der dadurch nun auch einen unausweichlichen Druck auf das Welfenhaus auszuüben vermochte. So sind auch dessen Geschicke in die glänzend geführten Verhandlungen über die Befreiung Richards mit verflochten, und es blieb nichts übrig als Unterwerfung und nochmalige Geiselstellung jetzt der beiden jüngsten Söhne des Herzogs. Erst die wider die Absichten des Kaisers vollzogene Vermählung des jungen Herzogs Heinrich mit der Tochter des staufischen Pfalzgrafen Konrad sollte die Feindschaft der beiden Häuser überbrücken und durch die Verleihung der rheinischen Pfalz den Welfen statt der verlorenen Lande einen anderweitigen Zuwachs verschaffen. Nun ließ sich auch der alte Herzog mit Mühe überreden, die Gnade des Kaisers anzurufen. Zwischen den Häuptern der beiden Geschlechter konnten freilich trotz der Aussöhnung Abneigung und Mißtrauen nicht wirklich schwinden. Diesmal war jedoch von dem einsamen Manne in Braunschweig nichts mehr zu besorgen. Ein Schlaganfall brachte ihm kurz vor Ostern 1195 schwere Leiden, von denen er am 6. August durch den Tod befreit wurde.

Mit Worten des Predigers Salomo klagt sein Chronist Arnold von Lübeck (1209), mit aller seiner Arbeit, die er unter der Sonne geleistet, habe er nichts erreicht, als ein recht denkwürdiges Begräbnis im Dom an der Seite seiner Gattin Mathilde. Diese Worte werden nur die Bestattungsfeier betreffen, denn eine Beziehung auf das wunderbar schöne Doppelgrabmal, das, noch heute wohlerhalten, einen Höhepunkt deutscher Bildhauerkunst aller Zeiten darstellt, erscheint aus stilkritischen Erwägungen, nach denen es eine Generation jünger sein muß, kaum möglich. Daher kann man wohl auch nur von einem Versuche des Künstlers sprechen, unter Anlehnung an den niedersächsischen Typus ein allerdings höchst individuell wirkendes Idealbild seines Helden aus seinen früheren Mannesjahren zu schaffen. Die Schilderung eines italienischen Chronisten, er habe schwarze Augen und dunkelschwarzes Haar gehabt, läßt sich mit diesem Typus kaum vereinigen.

Eine Figur aus einem Gusse ist Heinrich, wenn wir sein Charakterbild betrachten, fraglos gewesen: geschlossen, folgerichtig, von der Kindheit bis zum Alter immer der gleiche: zugreifend und tatenlustig, großzügig und herrschkundig, machtdurstig und habgierig, hart und gewalttätig, stolz und hochfahrend, trotzig und eigenwillig, — eine Herrennatur mit der Parole: alles oder nichts. Das Schicksal, das ihn traf, entsprang seinem tiefsten Wesen. Hätte es ihn zum Thron emporgehoben, so wäre er für Königtum und Reichseinheit vielleicht ein Segen geworden. Freilich darf man seinen Kampf gegen die Staufer nicht auf grundsätzliche Ablehnung ihrer imperialen Bestrebungen zurückzuführen. Als deutscher König würde gerade er den gesamten Umkreis der überkommenen Ansprüche auf das rücksichtsloseste geltend gemacht und so gut wie Otto d. Gr., Lothar und Otto IV. über die Alpen hinübergegriffen haben. Da er Herzog war, trieb er herzogliche Politik, und zu dieser sächsischen Herzogspolitik gehörte nun aber auch die Wahrnehmung der nordöstlichen Grenzinteressen, und hier liegt neben Gründung und Förderung der Städte das Bedeutende, das er hinterlassen hat. Der Sturz des großen Herzogs mußte hier die Vormachtstellung des Deutschtums schwer erschüttern. Das erstarkte Königtum Dänemarks zog den Hauptnutzen daraus und unterwarf die slawischen Stämme der Ostseeküste, die durch Heinrich dem Reiche untertan geworden waren, seinem beherrschenden Einfluß. Aber was jener in Ostholstein ausgebaut, in Mecklenburg gewonnen, in Pommern vorbereitet hatte, das hat doch trotz aller Ungunst der nächsten Zeiten deutsche Kolonistenkraft festzuhalten vermocht. Und Lübeck konnte nach wenig Generationen an die Spitze des mächtigen Städtebundes der Hansa treten, der nach Versagen des Kaisertums hier im Norden die Erbschaft Heinrichs des Löwen übernahm. So sind seine Leistungen für Deutschland in ihren Folgewirkungen bis in Gegenwart und Zukunft doch von dauernderem Werte geblieben, als die glänzenderen und umfassenderen Bestrebungen der Staufer. In seinem Werke hat der gefällte Löwe über seine Bezwinger am Ende doch obgesiegt.

Neues vom Büchertisch

Romane und Novellen. Von Karl Strecker

Die gepflegte Erzählungskunst Ottomar Enkings, die mit ihrer Einheit von warmem Gefühl, Wirklichkeitssinn und kerngesunder Lebensbejahung sich längst eine Leserschaft gewonnen hat, die durch ihre Zuneigung ehrt, — sucht diesmal ihren Bildstoff aus der Vergangenheit einer norddeutschen Kleinstadt (wie übrigens seinerzeit schon im „Claus Jesup") und formt daraus ein Werk, das ohne Frage zu den ausgereiftesten dieses stillen Künstlers gehört, vielleicht sogar sein bestes ist.

Der Wassermedicus von Schadebey, getauft auf den Namen Jakob Elias Töndersen, eines armen Schiffers Sohn und eines ehemaligen Schinders, späteren Säufers Pflegesohn, muß sich selber seinen Lebensweg bahnen. Der frühe Tod seines Vaters nimmt ihm die Mittel zum weiteren Schulbesuch, und er ist froh, als Uhrmacherlehrling bescheidenes Brot zu finden. Ein frischer, aufgeweckter Junge mit hellen Augen und gutem, treuem Wesen, gewinnt er sich die Herzen einer kränkelnden Hofrätin und ihrer Familie. Der Hofrat, ein wohlhabender Patrizier, läßt den Jungen, als er ihn einmal durch Handauflegen von Hexenschuß kuriert hat, Schule und Universität besuchen, um Medizin zu studieren. Als junger Arzt in seine Heimatstadt zurückgekehrt, bringt Jakob es sehr bald durch seine Kunst, die nicht zum wenigsten in dem vertrauenerweckenden Wesen seiner Persönlichkeit besteht, zu einem großen Anhang, zunächst unter den Armen. Seine Erfolge, die ihm bald auch die oberen Schichten des Bürgertums gewinnen, erreichen ihren Höhepunkt darin, daß es ihm gelingt, eine alljährlich wiederkehrende böse Seuche zu vertreiben. Er erkennt das schlechte und sumpfige Wasser der städtischen Brunnen als Seuchenherd und führt mit der Beschaffung reinen Trinkwassers — durch die Wünschelrute — die Befreiung seiner Mitbürger von dieser Pest herbei, freilich nach harten Kämpfen mit seinen unwissenden und neidischen Kollegen. Eine Reihe von Wohltaten und segensreichen Einrichtungen verdankt die Stadt ihrem „Wassermedicus", wie sie ihn in dankbarer Anerkennung seines Quellenfundes nennt, und er selber, der die kluge und gutherzige Tochter des Hofrats zu glücklicher Ehe heimführt, freut sich lange seiner allgemein anerkannten Wirksamkeit, die in warmer Menschenliebe ihre starken Wurzeln hat. Von dieser Liebe teilt sich auch dem Leser etwas mit. Es gibt wenige Bücher, die so zu Herzen gehen und dabei an Lebensfreudigkeit und leisem Humor so reich sind.

Das letzte kann man von dem nachfolgenden Werk nun gerade nicht behaupten. Der sechsunddreißigjährige Kärntener Josef Perkonig gehört zu den langsam arbeitenden Dichtern; gewiß ein Vorzug, der von Ernst und künstlerischem Gewissen spricht, der aber auch seine Nachteile haben kann, wenn man zu lange bastelt, tüftelt, ändert; da leidet dann manchmal die Einheitlichkeit des Stils, die Geschlossenheit der Handlung zugunsten einzelner schöner Stellen Mangel, eine Bemerkung, die wir schon in die hohe Anerkennung von Perkonigs „Trio in Toskana" einflechten mußten. In seinem neuen Novellenbuch Dorf am Acker ist dieser zarte Poet mit der Mozartseele kaum wiederzuerkennen. Was er von diesem süddeutschen Dörflein erzählt, steht unter dem Schattenlicht schwerer Wetterwolken. Vielleicht, daß Perkonigs Weichheit, sein träumerisch-empfindsames Wesen in der heutigen Welt harter Tatsachen, rücksichtsfremder Brutalität und Ichsucht zu viele Beulen, Wunden und Quetschungen erhalten hat, um noch des Lebens recht froh werden zu können. Denn diese Stimmung ist unzweifelhaft echt. Ja, in manchen Erzählungen erkennt man unschwer etwas von des Dichters eigener Persönlichkeit gerade in solchen Gestalten, die ein tragisches Los erdulden. So scheint mir in der ersten und bei weitem längsten Novelle des Buchs, in „Veronika Laubrecht" die unglückliche Veronika selbst etwas von seinem Wesen zu haben. Sie ist die sinnige, musisch veranlagte Tochter eines armen Dorfschneiderleins, die den Stimmen singender Kinder und dem sanften Plätschern ziehender Wellen gern still zuhört und dem Wort ihres alten Lehrers glaubt, daß im Frühling jedes Ding singt, man muß nur die Ohren dafür haben. Der fünfschrötige, junge Bauer Thomas hat die Ohren nur für Tanzmusik, und so kann es keine rechte Harmonie geben, als er sie nach langem Umwerben heimführt. Sie folgt im ersten Kindbett schon ihrem totgeborenen Söhnlein ohne Säumen in eine andere Welt, während ihr Mann auf knarrendem Tanzboden eine hübsche Nachbarstochter schwingt und sie dann in die dunkle, föhnige Nacht hinausführt.

Selbst die wenigen Erzählungen, die einen einigermaßen versöhnlichen Ausgang haben, sind bis dahin grau und graulich. So „Das Paar im Jauk" (Jauk ist ein anhaltender Südwind und das „Paar" ist eine Magd und ihre Herrin, die sich nach langem Mißverstehen menschlich finden). Selbstqual und Trostlosigkeit bilden den seelischen Grundton der Erzählung „Mutter", die ins Wasser geht, weil das erhoffte Kind ausbleibt, Grauen und Schrecken den Inhalt

von „Kain“, womit natürlich ein Brudermord, und zwar ein reichlich gräßlicher gemeint ist, Herzbeklemmung und Gruseln erweckt der „Fährmann an der Drau“, der aber Perkonigs Erzählungskunst auf leuchtendem Gipfel zeigt, während den Gipfel qualvollen Entsetzens „Der heilige Abend“ erreicht, — nächst dem gräßlichen Realismus der „Hochzeit in Dreifaltigkeit“. Auch in dem „verlorenen Sohn“ und der „Gemeinde der Freudigen“ übertönen immerfort grämliches Stöhnen und Brummen einer Kontrabaß-Stimmung jeden Klangversuch hellerer Lebensmelodie. Wollte Perkonig mit diesem verzweifelten Trübsinn, der dem ganzen Buch anhaftet, eine tragische Stimmung heraufbeschwören?

Aber es ist ein grundlegender Unterschied zwischen Tragik und Trübsinn. In diesen Erzählungen fehlt die tragische Gegenmacht, die erst den Begriff der Tragik bestimmt und zu der das Einzelbewußtsein keineswegs ausreicht. Und darf die Tragödie schon der unmittelbar einleuchtenden Folgerichtigkeit des Geschehens nicht ermangeln, so steht sie doch auf einer höheren Warte, als daß die starre, glatte Konsequenz öder Alltagsbegebenheiten genügte; ihr Wesen ist nicht niederziehender Trübsinn, nicht Dissonanz, vielmehr schließlich das befreiende Gefühl der Entspannung, des Aufatmens und Aufblicks. Wo ist die schöne Harmonie geblieben, die bei diesem sonst so erfreulichen Dichter anheimelte, wo jenes „höhere Vaterland“, das in Toskana sich ein „Trio“ bauen will, wo seine „herzlich helle Tiefe“, wo das ergreifende und befreiende Orgelspiel des Meisters in Siebenruh? Gewiß ist Perkonig auch in diesen Novellen ein Könner, der über dem Dutzend steht. Sein Wirklichkeitssinn — mehr noch: seine Wirklichkeitstreue in der Darstellung — seine Menschlichkeit (mehr noch: sein Menschentum) im Seelischen geben ihm als Dichter auch hier unanfechtbare Werte. Ein Vorzug des Buches ist sein bewußtes Abweichen von den sonst üblichen und in ihrer Art bis zum Überdruß breitgetretenen typischen Dorfgeschichten. Nur einmal taucht das bei diesen Stoffen anscheinend unerläßliche Thema von dem reichen Bauernsohn und der armen Magd auf. Der Dichter erkennt, was die meisten nicht wissen, daß sich hinter der Wortkargheit des Bauern ein viel verästelteres und tieferes Seelenleben verbirgt, als uns seit Berthold Auerbachs Zeiten bis auf die unsrigen die Dorfpoeten, die meist Stadtpoeten im Bauernwams sind, zu erzählen wissen. Aber die echte Bauernseele ist auch nicht so trübsinnig wie diese „Ländlichen Novellen“ Perkonigs. Sie erlebt alljährlich Werden und Vergehen, sie findet beides in der Ordnung und härmt sich nicht mehr, als nötig ist, denn jeder Frühling bringt neues Hoffen. Und so sollte man auch diesem in der Blüte seiner Kraft stehenden Schriftsteller zurufen: Sei fröhlich, damit du schaffen kannst, schaffe, damit du fröhlich werdest!

Auch ein Größerer enttäuscht diesmal ein wenig: der Verfasser der Paracelsus-Trilogie, des gewaltigsten Wurfs deutscher Erzählungskunst seit vielen Jahren, E. G. Kolbenheyer gibt unter dem Namen „Ahalibama“ drei Erzählungen heraus, die trotz vieler Vorzüge gerade die, die Kolbenheyer als den kaum erreichten deutschen Epiker der Gegenwart schätzen, nicht voll befriedigen können. Vielleicht läßt sich das bekannte Wort Voltaires: Es glänze oft an zweiter Stelle, ‚qui s'éclipse au premier,‘ so umwenden, daß, wer im Höchsten Höchstes leistet, oft bei geringeren Aufgaben anderen nachsteht. Nicht unwahrscheinlich, daß heute ein Herkules redivivus es einem Reckturner im Lunapark nicht gleich täte, obwohl er ihm an Körperkraft weit überlegen wäre. Kolbenheyer fehlt für kurze Erzählungen dieser Art sozusagen der kurze Atem, er ist ein „Steher über große Distanz“, nicht das, was man im Pferdesport einen Flieger nennt. Es dauert eine ganze Weile, bis er in Schwung kommt. Dann freilich entschädigt er den Leser, und man fühlt bald, daß man doch eine andere Luft in seiner Nähe atmet als bei der Mehrzahl anderer Erzähler. Kolbenheyer will auch hier nicht unterhalten, sondern Menschen gestalten. Und er sucht sich wunderliche, abseitige Modelle dazu. Mit Humor und Liebe (sofern das nicht Tautologie ist) sieht er besonders gern armen „Hascherln“ ins Herz, die es im Leben aus irgendeinem Grunde nicht zu dem bringen, was sie ersehnen, und was sie auch wohl erreichen könnten, wenn das Schicksal ihnen nicht irgendwo und irgendwann einen Knüppel in den Weg würfe oder sie am Zopfband hielte, gerade als sie glauben, nun recht im Zuge zu sein.

Sein Flickschuster Wenzel Tiegel ist solch ein Hascherl. Er sieht den Urgrund allen Übels im Übertriebenen und begnügt sich daher mit der Flickschusterei, sobald er erkennt, daß der einzelne Schuhbaukünstler gegen die amerikanische Massenfabrikation nicht aufzukommen vermag. Nebenher liest Wenzel fleißig die Bibel und hat seine besondere Freude an den wunderlichen Klangfarben biblischer Namen, wie Seth, Uz, Bela, Dan, aber auch Melchisedech, Abimelech — gegenüber diesen Namen der Männer, die einen guten, runden Klang haben, findet er mit Entdeckerfreude, daß die der Frauen immer übertriebene sind, z. B. Rehuma! Mahalath! Mehatabeel! Hazlegoni — und nun gar Ahalibama! Welch ein Ungetüm an Übertreibung, was für eine Orgie an Konsonanten und Vokalen: Ahalibama! Welch ein Kerl mußte Esau gewesen sein, wenn er solch eine unerhörte Übertreibung ehelichen konnte, ohne daran zugrunde zu gehen! Er selber hat diese Kraft nicht, der arme Wenzel Tiegel. Sein



Tierstück. Gemälde von Prof. Richard Seewald

Weib betrügt ihn und auch seine fleißigen Studien lassen ihn im Stich, da ihm im entscheidenden Augenblick ein paar lateinische Vokabeln fehlen. Kein Wunder, daß er schließlich überfahren wird — er war es schon vorher. Und doch war er wert, von einem Dichter liebevoll gestaltet zu werden.

Das ist auch der alte Daringer, der Held der zweiten Erzählung, der mit seinem stillen Sinnieren über die dogmatische Weisheit des Pfarrers weit hinausdringt, vielleicht zum lieben Herrgott selber, nur ist zu bezweifeln, ob es ihm selbst im Himmel lange gefallen wird, dem alten Daringer, wenn er sein liebes Wien nicht dahin mitnehmen kann — die ganze Erzählung strömt über von Liebe zur alten Donaustadt. Und endlich ist auch in „Münchhausen über uns", der dritten Erzählung, die Hauptgestalt ein nicht ganz Geratener, einer der nicht zum Ziel gelangt, obwohl er Iwan Michailowitsch Mussoloff heißt, wie ein Russ' aussieht (in Wirklichkeit heißt er Brettschneider), und sich für einen Philosophen hält. Er erkennt nach einem verpfuschten Studium und nach einer tragikomischen Liebesgeschichte die Wahrheit, die ihm ein Raisoneur gleich zu Anfang sagt: daß „wir ein jeder unsern Münchhausen in uns haben. Mit dem ist's sehr angenehm Karten zu spielen. Er läßt einen nämlich immer gewinnen. Nur schade, daß diese Kartenpartie nicht schön heimlich vor sich geht. Aber der Baron Münchhausen ist mit uns allein nie recht zufrieden. Er will auch außenwärts gläubige Ohren finden."

Wenn ich zu Anfang dieser Buchanzeige von einer leisen Enttäuschung sprach, so gilt das in der Hauptsache doch nur, wenn man den großen Maßstab der Parazelsus-Trilogie anlegt. Die drei Erzählungen — mit dem feinen Humor und lächelnden Sarkasmus eines Friedrich Theodor Vischer getönt — offenbaren ihre menschlichen und dichterischen Werte freilich nur dem Geduldigen. Der aber wird das Buch doch in die gute Ecke stellen, wo man gern nach Jahren noch einmal wieder hineingreift, um ein Stündchen in bester Gesellschaft zu verbringen.

Ein schmales Bändchen bietet sich als Das Gastgeschenk an, und der Schenkende ist Friedrich Lienhard. Man liest und — ärgert sich — —, daß man nicht öfter von diesem Erzähler ein Buch in die Hand bekommt. Ich erinnere mich noch der Zeit, als Lienhard aus dem Elsaß als Student nach Berlin kam und sein erstes Gedichtbüchlein erschien, das mich durch seine ehrliche Versonnenheit zu einer meiner ersten „Kritiken" — ich will nicht sagen begeisterte, auch nicht verführte, aber doch anregte. Das Buch war ein Versprechen, und dies Versprechen hat der treu Wirkende Jahrzehnte hindurch bis auf den heutigen Tag gehalten. Nur schade, daß er als Erzähler sich in letzter Zeit so zurückhält; an Anerkennung fehlt es ihm nicht, hat er doch sogar schon eine Art Gemeinde um sich gesammelt. Die fünf Erzählungen des „Gastgeschenks" sind heuer in der von Walter Hamberger herausgegebenen Bücherreihe „Unsere Erzähler" erschienen. Die Titelnovelle fesselt sogleich durch die ausgezeichnete Form und die Laune, mit der hier ein Schildastückchen aus dem Wasgauwald erzählt wird — dem lustigen Kaiser Sigismund, der bei einem Besuch des Städtchens Kaysersburg als Gastgeschenk „etwas Lebendiges" wünscht, das aber weder Mensch noch Tier noch Pflanze sei, wird sein eigener ungetreuer Minister als Teufel in einem bekränzten Käfig präsentiert. Ernster und wertvoller ist die Erzählung „Aus Taulers Tagen", die Geschichte eines aufrechten Straßburger Ammeisters (Bürgermeister), der durch Verleumdung, Haß und Neid aus seinem Amt gedrängt wird, aber sich mit höheren Lebenswerten tröstet. Der Mystiker Johannes Tauler und der Geist seiner „Gottesfreunde" wandelt still durch diese Erzählung und auch von Meister Eckehart selber, der diese Gemeinschaft gegründet hat, spürst du einen Hauch. Erkenntnis und Herzensgüte sind die Ziele ihrer Vereinigung und hier wie in der Liebe seiner Tochter Regina, die einen verbummelten Junker geliebt hat (der an der Pest, dem „Tod von Basel" stirbt) — findet der Ammeister jene höheren Werte des Geistes und des Herzens, nach denen die um Eckehart und Tauler streben und deren „deutsche Mystik" bald darauf in der Innigkeit und Leuchtkraft der Malerei äußeren Glanz erhielt.

Von dem inneren Glanz, den diese Erzählung ausstrahlt, spürt man auch in der Novelle „Schwester Beate" etwas. Ihr Leitsatz steht voran: „Zu den schmerzlichsten und unbegreiflichsten Dingen dieser Erde gehört das Auseinanderwachsen ehedem befreundeter Herzen." Das muß Beate erfahren, deren Jugendgeliebter eine andere heiratet, und die nun in stiller Entsagung Krankenschwester wird, ein Beruf, der sie dazu führt, schließlich der Frau des einstigen Freundes und damit ihm selber höchste Wohltat zu erweisen. Voll Verklärung ist das stille Hinscheiden einer unheilbar Kranken in der Erzählung „Schnee". Der Tod kommt in der Gestalt ihres Vaters und als Arzt, er legt seine kühle Hand auf ihr zuckendes Herz, da wird es friedlich in ihr und die Welt ist rein in weißem Kleide.

Es gibt Leser — und heute mehr denn je — die derartige Erzählungen zu gefühlvoll finden und mit einem spöttischen „G'müat" ablehnen. Aber dazu würden sie nur dann ein Recht haben, wenn die Form und die Greifbarkeit der Begebenheiten dieser Novellen fehlten. Aber Lienhard ist Künstler genug, den seelischen Zug nicht lehrhaft in den Vordergrund treten zu lassen. Daß er übrigens auch rein pragmatisch, sozusagen mit

starkem Spannungsreiz zu erzählen vermag, beweist seine „Düstere Botschaft“, die sich wie ein aufregendes Drama, eine furchtbare Tragödie liest.

Das wird von Hans Heinrich Ehrlers neuem Buch Die Reise in die Heimat niemand behaupten können, wird auch niemand von ihm erwarten. Unsern Lesern ist dieser schwäbische Heimatdichter wohlbekannt. Wir haben schon manche kleine Fahrt mit ihm gemacht, so die „Reise ins Pfarrhaus“, wir sahen uns bei ihm im „Hof des Patrizierhauses“ um, wir lasen seine Briefe vom Land und die aus seinem Kloster; zuletzt hieß es an dieser Stelle von seinem Novellenbuch „Elisabeths Opferung“: „Nur das Feinste, Zarteste, Innigste, Heimlichste ist diesem Dichter gut genug, davon zu sprechen. Er tut es in einem Deutsch, das an Schönheit, an künstlerischer Auslese und Überraschung mit seltenen Kleinodien des Wortschatzes ziemlich einsam dasteht.“ Damit ist auch über das Buch eigentlich alles gesagt, nur daß die strömende Heimatliebe Ehrlers hier noch stärker rauscht, handelt es sich doch um eine Fahrt des vierundfünfzigjährigen Dichters in seine Vaterstadt Mergentheim a. d. Tauber, der er seine ganze Liebe gesteht und die er doch seit fünfzehn Jahren nicht gesehen hat. Nun hat ein Zauber Jahrzehnte aus ihm weggerückt, und als er wieder in der gemalten Bettlade oben in seiner Stube schläft, wo er einst, „magisch befohlen“, seine ersten Verse schrieb, da kommt ihm sein ganzer Lebensweg fast wie ein Umweg zu diesem Ziele vor... Er hört durch die Nacht den alten Brunnen drunten wieder rauschen und vom Stadtturm dieselben Stunden im selben Tonfall schlagen. Mit „hervorgelockter Seele“ durchwandert er wieder sein altes Vaterhaus, die Gärten mit schweren Bäumen, die krummen Straßen im Schatten alter Giebel und Türme. Aber nicht Gefühl ist alles — Ehrler erkennt hier die Wurzeln seiner Kraft und seines Wesens, er wird klarer über sich selbst und fühlt ein neues Wachstum in der Berührung mit dem alten Mutterboden. Ein Buch von ungewöhnlichen heimlichen Kräften. —

... Ein guter historischer Roman ist gerade in der Gegenwart eine wohltuende Ablenkung und Erholung. Haben sich doch heute nur allzuviele so an den Leitartikeln und Parteifehden ihres speziellen Leibblattes übernommen wie Don Quixote an Ritterromanen, so daß auch sie Schafherden und Windmühlen für fürchterliche Gegner halten. Da tut es wohl, einmal wieder im Spiegel der Vergangenheit zu sehen, wie oft um wichtigere Dinge mit mehr Würde und weniger Geschrei gekämpft und — geduldet wurde. Sophie Hoechstetters Roman Königin Luise gehört zu diesen empfehlenswerten Werken. Ein Vorzug ist es schon, daß eine Frau diesen Roman geschrieben hat, denn gerade die stille, feine Dulderin Luise wird in ihrem tiefsten Wesen wohl nur von einer Frau ganz erfaßt und verstanden. Und gerade für derartige Innerlichkeiten ist Sophie Hoechstetter die rechte Forscherin und Finderin, mit der nötigen dichterischen Offenbarungskraft. Wie kristallhell und leuchtend ist dies Buch geschrieben! Wie vermag die Hoechstetter die Gestalten in scharfem Umriß hinzustellen, wie vermag sie mit wenigen Worten Atmosphäre zu schaffen. Die einzelnen Höhepunkte, so namentlich die Begegnungen der Königin mit Napoleon sind von einer wahrhaft klassischen Schlichtheit, ohne die jachende Gier: nur ja aufzufallen, Pointen zu bringen, geistreich zu scheinen, die gewissen anderen Romanschreibern mit historischer Maske anhaftet. Das Buch ist reich mit zeitgenössischen Bildern geschmückt.

Eine Reihe Novellen, die ehemals in unseren Monatsheften erschienen sind, vereint Ida Boy-Ed in einem stattlichen Bande: Aus alten und neuen Tagen. Nur zwei Erzählungen „Juliensruh“ und „Das spärliche Brünnlein“ sind unsern Lesern noch nicht bekannt, doch werden auch sie dazu beitragen, dem neuen Buch der zweiundsiebzigjährigen, aber noch immer geistesfrischen Erzählerin viele Freunde zu schaffen.

Für Jäger und Naturfreunde. Von Dr. A. Berger

Der Weltkrieg und seine Folgen, namentlich die Verarmung unseres Volkes, sind daran schuld, daß Deutschland heute nur einen recht kleinen Prozentsatz der Auslandreisenden stellt. Aber das Interesse an fernen Ländern ist nicht erloschen, im Gegenteil, es ist wacher denn je. Daher sind alle Reisewerke heute ganz besonders gesucht; und wenn wir gar einen echten Jäger in die Wildnis begleiten können, mit ihm am Lagerfeuer, im Zelt oder unter freiem Himmel leben, mit ihm Freud und Leid, wenn auch nur in Gedanken, teilen, so ist das Interesse naturgemäß ein noch viel größeres.

Ein halbes Leben hat Rudolf von Colditz in den weiten Ebenen, den Sümpfen, den Bergen Südamerikas verbracht, hat den Erdteil fast bis zur Südspitze durchzogen, ist in die höchsten Höhen seiner gewaltigen Gebirge gestiegen, zu Fuß oder auf dem Rükken der gemsengleich kletternden südamerikanischen Pferde, mit der Büchse in der Hand und einem empfänglichen Herzen in der Brust für die Schönheiten, die Großartigkeiten der ihn umgebenden Natur, seiner Tierwelt.

Außerordentlich spannend sind seine vielen Jagdbeschreibungen Im Reiche des Kondors (Berlin, Paul Parey). Überall hat er ein offenes Auge für das Wild gehabt, wohin ihn seine vielen Inspektions- und Übungsreisen als höherer argentinischer Offizier führten. In Uruguay, Brasilien, ganz Argentinien und den Cordilleren knallte seine Büchse, sauste sein Lasso oder

Bola. Dies zeigt schon, daß er klug genug war, sich den Landessitten anzupassen. Dazu kam seine große Gewandtheit im Reiten, ohne die ein Europäer drüben verachtet wird, denn die Gauchos, mit denen der Wildnisjäger dort hausen und jagen muß, sind unvergleichliche Reiter, für die kein Abhang zu steil, kein Hindernis zu hoch, kein Fluß zu reißend ist, ganz abgesehen davon, daß sie jedem Pferd, auch dem wildesten, mit eisernem Schenkel ihren Willen aufzwingen, es „brechen".

Sehr geschickt ist die ganze Anordnung des Buches getroffen. Nicht mit Unrecht setzt der Verfasser bei seinen Lesern keine allzu großen Kenntnisse des gewaltigen südamerikanischen Kontinentes voraus. In außerordentlich fesselnder Weise führt er uns, ohne belehrend zu werden, in die wirtschaftlichen, kulturellen und jagdlichen Verhältnisse ein, spricht von den Werten und Produkten der Landwirtschaft und den Forsten, den Bergwerken, von dem, was bisher geleistet ist, und den Aussichten, die sich offenbaren, wenn genügend Kapital zur Hebung der schlummernden Schätze vorhanden ist.

Daneben hat er aber immer ein wachsames Auge auf die Tierwelt gehabt, mit deren Aufenthalt und Lebensgewohnheiten er uns vertraut macht. Aber man würde das ganze Buch nicht richtig verstehn, die der Jagd gewidmeten Kapitel nicht entsprechend einschätzen können, wenn Colditz uns nicht auch mit den Bewohnern des Landes, sowohl den alteingesessenen Indianern, als auch den eingewanderten Spaniern und den aus der Vermischung beider Völker entstandenen Halbblütern bekannt machte.

Mit einem gewissen Neid lesen wir, wie sich dort drüben, fern von aller Kultur, die mehr oder weniger „Wilden" benehmen, wie sie selbst in der größten Betrunkenheit verstehn, „Direktion" zu wahren, und nicht mit Unrecht zieht er einen Vergleich zwischen ihrem Benehmen und dem, was man nur gar zu oft auf einer europäischen Kirmeß erlebt.

Langsam schreitet die Kultur vorwärts, immer mehr passen sich die Rothäute den neuen Lebensverhältnissen an. Großenteils werden sie Viehhirten und können nun ein halbfreies Leben auf den unendlichen Pampas weiterführen, nach Herzenslust reiten und jagen.

Sie waren seine Jagdgenossen, mit ihnen hetzte er Guanakkos, Pumas und Hirsche, ritt die schnellfüßigen Nandis nieder, lassote den Silberlöwen oder traf mit sicherem Bolawurf den gefleckten Jaguar. In den Sümpfen und unendlichen Wäldern, in Schilf, Bambus und Palmenwäldern, über denen die gewaltigen Quebrachobäume ihre weitausladenden Häupter breiten, kam er aber auch mit Leuten zusammen, die weniger friedfertig waren. Hier, fernab von jeder Kultur und Kontrolle, hausen nomadisierende Indianer und lichtscheues Gesindel: entsprungene Verbrecher und Deserteure, Desperados, auf deren Schuldkonto wohl mancher Überfall auf Farmen zu setzen ist. Aber er kam immer auch mit diesen Burschen gut aus, ein Zeichen, wie geschickt er es verstand, sich in jede Lebenslage zu schicken. So wechseln in außerordentlich anschaulicher und lebendiger Weise die Erlebnisse, so daß das Buch den Leser ständig in Spannung hält. Sehr gute Photographien und von Karl Wagners Meisterhand gezeichnete Kapitelleisten geben dem Buche auch äußerlich ein ansprechendes Gewand.

*

Führte uns das vorbesprochene Buch in ein bestimmtes Land, so umfaßt das von Friedrich von Lucanus im Verlag August Scherl herausgebrachte Leben der Vögel den ganzen Erdball. Er führt uns zurück zu der Natur, aus der Unnatur, die uns umgibt, die Optimisten mit Kultur bezeichnen. Selten sind zu einer andern Epoche der Menschheitsgeschichte diese beiden Begriffe so aufeinandergeprallt wie heute. Auf der einen Seite der unnatürlichste Luxus, ein vollkommenes Verzerren des Menschengeschlechtes durch die Mode, ein zielbewußt versuchter Austausch zwischen Weib und Mann, auf der andern Seite ein geradezu fanatisches Streben „zurück zu der Natur", vielfach in krassester Übertreibung, wie die augenblicklich in Blüte stehende Nacktkultur beweist. Aber erfreulicherweise ist nicht die ganze Menschheit von dieser Unnatur ergriffen. Es gibt eine breite, recht gesunde Mittelschicht, die der Kultur sowie Natur ihren Platz einräumt. Wahrlich sind es nicht die Schlechtesten, meist geistig und körperlich arbeitende Menschen, die emsig aber still am Wiederaufbau unseres Vaterlandes schaffen. Sie suchen Erholung in der Natur, sei es durch Leben in ihr, oder durch Eindringen in sie.

Da ist es denn kein Wunder, daß in den letzten Jahren gerade Bücher Anklang gefunden haben, die sich die Lösung dieser Fragen zur Aufgabe gestellt haben, die die Suchenden in die Natur hineingeleiten, ihnen manche Geheimnisse, vor denen sie staunend stehn, zu entschleiern helfen. An erste Stelle gehört in dieser Hinsicht das von Friedrich von Lucanus verfaßte Leben der Vögel.

Wer vom Leben der Tiere schreiben will, darf nicht aus andern Büchern schöpfen, sondern muß die Tiere kennen, sie belauscht, sie aufgezogen und beobachtet haben. Beobachtet im richtigen Sinne, denn es kommt darauf an, zu versuchen einzudringen in das Leben, in den Geist der Tiere, sie nicht vom hohen Kothurn des homo sapiens herab zu betrachten, der sich als Herr der Schöpfung dünkt, für den alle Lebewesen von unserm Herrgott nur geschaffen sind, daß er sie ausnutzt. Nein, er muß Herz und Verstand für die Tierwelt haben. Beides ist dem Verfasser in hohem Maße gegeben.

Seit frühester Jugend schon mit Tieren, namentlich Vögeln und ihrer Aufzucht beschäftigt, beobachtet er weiter Tierart um Tierart, sucht offene Fragen zu lösen und forscht.

Das vorliegende Buch bringt über eine Menge Fragen Aufschluß, die, in andern Werken nur kurz behandelt, hier und dort in ihnen verstreut sind. Wir werden eingeführt in die Entwicklungsgeschichte der Vögel, lesen von den Urwelttieren, den noch in historischen Zeiten, ja, vermutlich vor kaum einem Jahrhundert ausgestorbenen Riesenvögeln von Neu-Seeland, dann vertiefen wir uns in den Aufbau: Gefieder und alle Rüstzeuge, mit denen die Vogelwelt bewehrt ist, werden geschildert; und hier namentlich die Frage: „warum“ behandelt. Da wird dem Laien manches klar, er wird aufmerksam gemacht auf gar vieles, an dem er bisher achtlos vorübergegangen ist, sein Auge wird hingelenkt auf scheinbar Nichtiges und in Wirklichkeit doch so ungemein Wichtiges.

Was wissen z. B. die meisten Menschen von der Stimme, dem Gesang der Vögel. Die Nachtigall schlägt „süß“, der Rabe „krächzt“, der Papagei ist wegen seines Geschreies „ein widerlicher Kerl“, so hübsch er auch aussehn mag — so urteilen die meisten. Lucanus aber nimmt gar manchem die Binde vom Auge. Mit einemmal sehn wir, worauf es ankommt, daß jeder Ton seine Bedeutung, seine Ursache hat, daß alles von der Natur weise eingerichtet ist.

Außerordentlich interessant ist das Kapitel über Liebesleben und Fortpflanzung, die Hochzeitskleider und Hochzeitstänze, das Hassen und Lieben, das Sprödetun und sich Geben. Den Kuckuck und sein schmarotzendes Gebaren beobachten wir, das Brutgeschäft und die Aufzucht, Schutz der Jungen vollzieht sich vor unserm geistigen Auge. Das gründliche, tiefschürfende Wissen des Verfassers beweist das Kapitel, in dem er das Seelenleben und die geistigen Fähigkeiten der Vögel behandelt. Da ist Lucanus in seinem Element. Hier zeigt sich, was er alles an den von ihm aufgezogenen Vögeln hat beobachten können. Staunend wird mancher Leser hören, wie es ihm gelungen ist, z. B. einem Wellensittich das Sprechen beizubringen, und zwar in einer Vollkommenheit, wie man es nicht für möglich halten sollte. So habe ich selbst gehört, wie der kleine Vogel fehlerfrei von eins bis zehn zählte, ganz reizend eine Strophe sang: „Blau blüht ein Blümelein, das heißt Vergißnichtmein“, ferner „Ich heiße Puck, ich bin ein lieber Kerl, Köpfchen krauen“, und eine ganze Reihe weiterer Worte und Sätze.

Aber nicht nur auf die Vögel in der Stube hatte Lucanus ein Auge, sondern auch für die in der Freiheit. Ganz besonders hatten es ihm der Zug und die Wanderung der Vögel angetan. An der Hand vieler eigener Beobachtungen, gestützt auf die Erfolge der Vogelberingung hat er seine Wahrnehmungen zusammengefaßt, so daß wir hier eine vollkommene Übersicht über den Vogelzug und namentlich seine Ursache haben.

Und wie es Zugvögel gibt, die wir fälschlich als Frühlingsboten begrüßen, die in Wirklichkeit nur zu oft schon zu einer Zeit kommen, wo bei uns der Frühling noch gar nicht recht beginnt, die uns anderseits vielfach schon zu einer Zeit verlassen, wo sie eigentlich gar keinen Grund hätten abzureisen, so gibt es natürlich auch Standvögel allenthalben auf der Erde. Ihnen ist das letzte Kapitel dieses außerordentlich fesselnden Buches gewidmet, das wirklich in den Bücherschatz einer jeden Familie gehört, denn jedes, wahllos aus der Reihe herausgegriffene Kapitel birgt in sich schon eine Fülle anregender Tatsachen.

Bahnhofsgärten. Von Rudolf Knußert

Zwischen rußigen Wänden Rasengrün.
Eines Springquells Perlen bemoosen
Den Tuffsteinrand. Ein paar Rosen
Bemühn sich erschreckt und verschüchtert zu blühn
Vor dem Rauch rings, Lärmen und Tosen.

In all dem Gehast und Gedränge sind
Was im Werktagsleben die Träume,
Diese grünen verlorenen Räume —
Enteilt mit dem Rauch, der im Regenwind
Durch das Laub zieht rauschender Bäume.

Illustrierte Rundschau

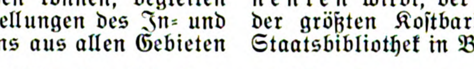
Wenn dieses erste Heft unseres neuen Jahrgangs in die weite Welt hinauszieht, dann nimmt es nicht nur Grüße an unsere alten Freunde mit, sondern vermittelt ihnen auch den Dank für ihre Treue, die sich in überraschender, die Schriftleitung wie den Verlag beglückender und ermunternder Weise am ersichtlichsten darin aussprach: daß sie uns soviele neue Freunde zuführten! Wir haben an anderer Stelle schon ausgeführt, daß unser Dank nicht auf ein freundliches Wort beschränkt bleiben soll. Ein schönes, sichtbares, bleibendes Andenken bieten wir vielmehr all denen, die sich's angelegen sein lassen, für unsere Hefte Gleichgesinnte zu werben.

Ein alter Bezieher schreibt uns: „In diesen Zeiten schwerer wirtschaftlicher Sorgen ist der Deutsche nicht mehr wie in den Tagen finanziellen Überflusses oder industrieller Blüte und Scheinblüte gewillt und imstande, Genüsse und Vergnügungen außer dem Hause aufzusuchen. Die Theater sind teuer, ihr Spielplan ist flach, der Kinobesuch lohnt erst recht nicht das Geld, in den Gaststätten verschlingt eine Stunde flüchtigen Genusses die Ersparnisse einer ganzen Woche. Für den billigen Preis von zwei Mark aber tragen Ihre Hefte uns Monat für Monat eine Fülle von Freude und Anregung ins Haus — wochenlang bilden sie für mich und all meine Familienglieder einen Quell geistiger und künstlerischer Nahrung, bieten uns Romane und Novellen gefeierter Erzähler, führen uns in die Hörsäle unserer bedeutendsten Professoren, deren Vorträgen wir lauschen können, begleiten uns in die Kunstausstellungen des In- und Auslands, berichten uns aus allen Gebieten der Kultur und des Lebens. Wer Ihre Monat um Monat mit immer gleicher Sorgfalt und Treue aus den anregendsten Themen zusammengestellten Hefte hält, der kann nicht im Trott des Alltags untergehn. Es ist für mich eine Lebensbedingung geworden, mich mit Verwandten, Freunden und Bekannten über jedes neue Heft auszusprechen. Oftmals streiten wir auch. So z. B. wenn Ihre Hefte der jungen Richtung in Kunst und Literatur mehr Raum geben, als mir, dem Ältesten des Kreises, nötig erscheint. Aber ich freue mich dann stets, zu beobachten, mit welchem Temperament meine jungen Neffen und Nichten Ihre Bestrebungen verteidigen: nicht zu rasten und nicht zu rosten! Nun, in unseren Kreisen werden Ihre Hefte mehr und mehr Mittelpunkt unserer Unterhaltung, und Fremde, die bei mir auch nur ein einzelnes Heft durchblättern, die Überschriften der Beiträge lesen und die ganz wundervollen Wiedergaben neuer und alter Kunst erblicken, werden oft fast ohne mein Zureden Ihre treuen Abonnenten!“

Buchdruck-Reproduktion nach einem Monatsbildchen aus Albrecht Glockendons Prachtkalender vom Jahre 1526

Unsere Werbegaben — die käuflich nicht zu haben sind, niemals im Buchhandel erscheinen sollen — bestehen aus bibliophilen Drucken von seltenem Kunstwert. Wer den Jahrgang 1926/27 bezieht und uns einen neuen Bezieher zuführt, der hat Anspruch auf die Werbegabe: „Das Modenbild. Von Dr. Wolfgang Bruhn.“ Das ist ein entzückendes Buch, eine Kostümgeschichte vom 15. Jahrhundert bis in die Gegenwart mit vielen Textbildern und 32 farbigen Kunstbeilagen.

Wer uns aber zwei neue Abonnenten wirbt, der erhält als Dank eine der größten Kostbarkeiten der preußischen Staatsbibliothek in Berlin:



Albrecht Glockendons Prachtkalender

Dieses Meisterstück deutscher Buchkunst ist im Jahre 1526 geschrieben und gemalt und enthält farbige Monatsbilder von so erstaunlicher Feinheit der Ausführung und so köstlichem Humor, daß wir verstehen, wenn die Kunstgeschichte den Meister, der sie geschaffen hat, einen der hervorragendsten Nachfolger Albrecht Dürers nennt.

Wir können mit den Mitteln einer solchen Riesenauflage, wie unsere Hefte sie besitzen, einen völlig wertentsprechenden Eindruck mit unserer Wiedergabe einer kleinen Probe auf dieser Seite unserer Rundschau nicht erzielen, denn das ganze Buch ist in farbigem Lichtdruck hergestellt. Aber vielleicht verrät diese Miniatur doch, daß es sich um ein Kleinod der Buchkunst handelt, das mit seiner Einmaligkeit und Erstmaligkeit Aufsehen erregen wird.

Wer uns die Freude bereitet, für uns zu

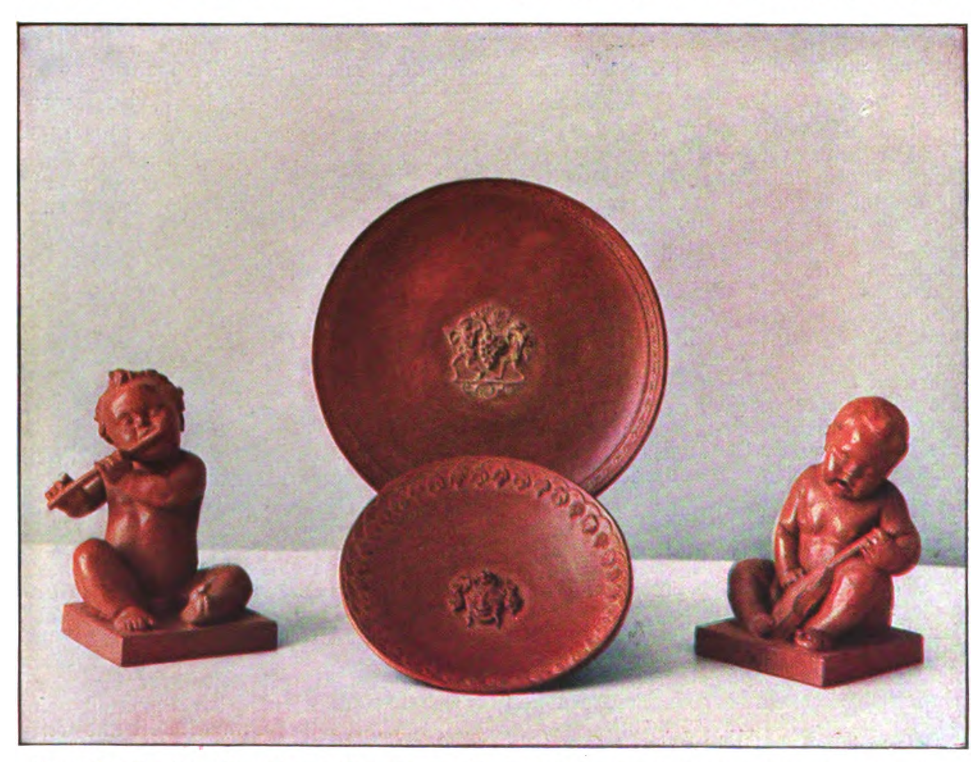
werben, wird sich des künstlerischen Andenkens und sichtbaren Dankes in seiner Bücherei hoffentlich noch recht lang erfreuen!

★

Von neuem Kunstgewerbe und neuen Kunstausstellungen bietet unsere Rundschau die formschönen, farbensatten und wirkungsvollen Majolikaarbeiten „Bogenhauser Keramik“ von Professor Düll-Pezold und Fräulein Schamboek in München. Es handelt sich um Schmelzfarbentechnik (also keine Unterglasurmalerei). Die roten Stücke sind in einer neuen Technik hergestellt und wirken in ihrem matten Glanz wie terra sigillata. — Ein feines Knabenbildchen zeigt Prof. Georg Schuster-Woldan auf S. 123. Die Darstellung hat so wenig Pose und ist so schlicht und lebenswahr, daß man meint, das Bürschlein müßte sogleich aus dem Rahmen heraustreten. — Unsere Damenwelt möchte das letzte Rundschaubild noch um freundliche Aufmerksamkeit bitten: für das flotte Frühherbstkleid nach dem Entwurf von Marlice Hinz.

★

Der nächste Aufschlag auf den Seiten 120 und 121 zeigt zwei Bilder von Frans Hals, die seit einiger Zeit die Kunstgespräche nicht nur in Haarlem beherrschen. Diese Gemälde sind bekanntlich im Frans Hals-Museum einer Reinigung unterzogen worden, da ihr Firnis an manchen Stellen bereits pulverisiert war und — wie G. D. Gratama, der Direktor des Haarlemer Museums, ausführt — gleichsam wie Staubmehl auf der Bildfläche lag. „Das Gemälde (Die Vorsteher des St. Elisabeth-Krankenhauses) schien wie mit einem Schleier bedeckt, so daß die Farben nicht nach ihrem Wert geschätzt werden konnten, die Zeichnung der Figuren war ganz verschwommen, der kräftige Pinselstrich des Meisters in einer egalisierenden Schicht gelben Firnisses verschwunden, wodurch alles nivelliert und alle kräftigen Akzente weggenommen waren, so daß eigentlich beinahe nichts von der wirklichen Hand des Künstlers zu sehen war . . . Zahlreiche Sprünge waren hineingekommen, helle Arabesken bedeckten die Oberfläche, und schwarze Craqueluren zeigten sich kreuz und quer in der darunterliegenden Farbe. Die Oberfläche glich derjenigen einer Melone. Herr D. de Wildt, der Bruder des schon früher für die Restaurierung von Frans Hals-Gemälden in Anspruch genommenen Herrn C. F. L. de Wildt, wurde mit der Arbeit betraut. Man fing mit der Reinigung in einer Ecke des Gemäldes an, wobei sich zeigte, daß die Firnisschichten sich ziemlich leicht entfernen ließen. Darauf wurde die Reinigung an einem der Köpfe der „Regenten“ fortgesetzt. Und es war eine Offenbarung, was darunter zum Vorschein



Neue Arbeiten der „Bogenhauser Keramik“ von Prof. Düll-Pezold und Fräulein Schamboek, München

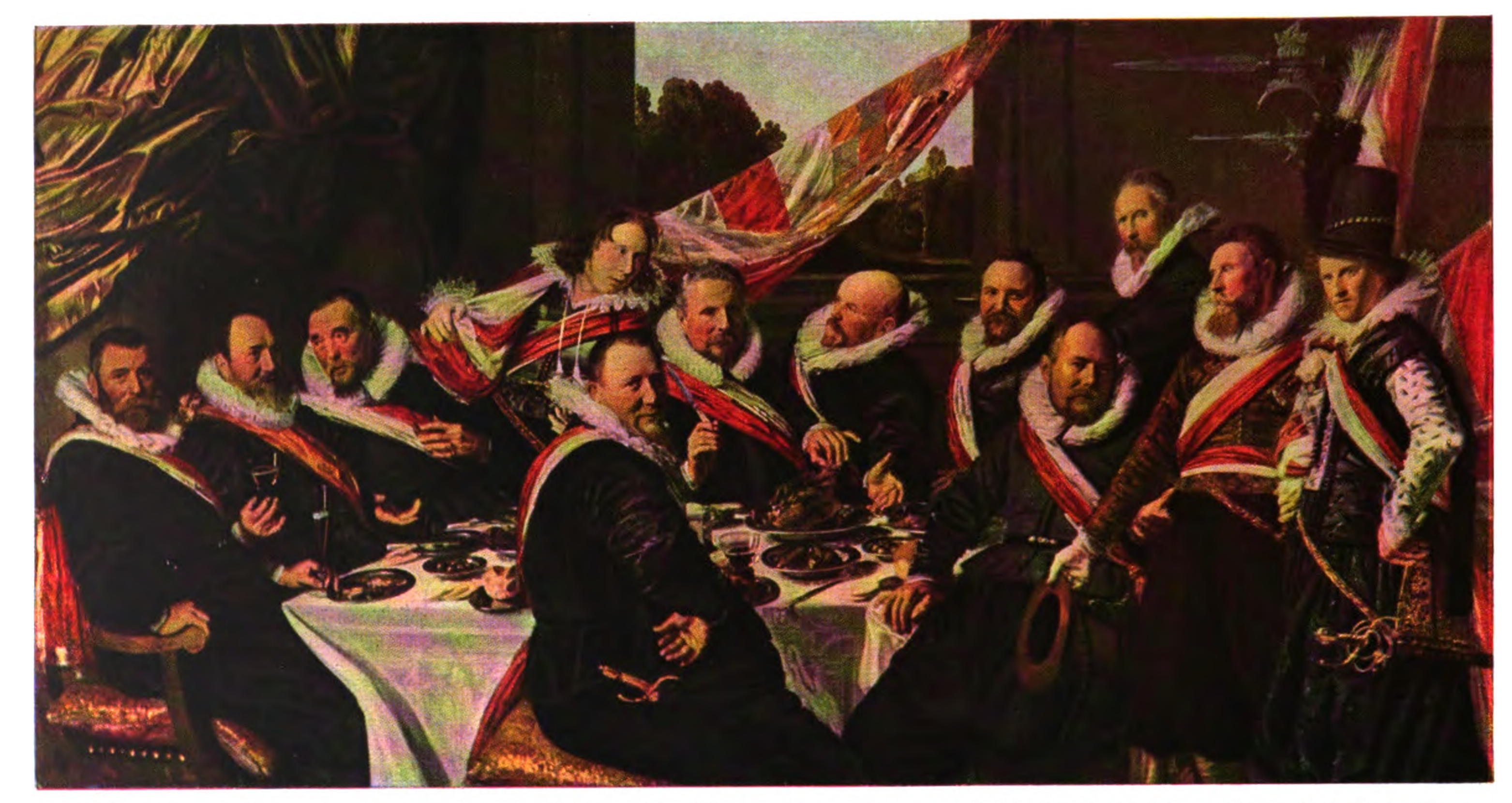


Majolikaarbeiten der „Bogenhauser Keramik" von Prof. Düll-Pezold und Fräulein Schamboek, München

kam. Es schien, als ob eine Öffnung in einem gelblich beschlagenen Fenster gemacht worden sei, wodurch eine Aussicht auf das Gemälde entstand. Aus dem dicken, schmutzigen Brei kam ein Gesicht mit natürlicher Hautfarbe und ferner ein weißer Kragen und schwarzes Kostüm zum Vorschein." Langsam wurde nun die ganze Firnisschicht gleichsam abgeschält ... Aber die überraschende neue Leuchtkraft dieses und der anderen Frans Hals-Gemälde rief Gegner zur Stelle, die nun einmal verlangten, daß ein altes Bild gelb aussehen müsse. Sie wollten nicht merken, daß sie das Gemälde früher falsch gesehen hatten. Und dadurch, daß der „alte Galerieton" verschwunden war, war das Bild nun gerade wieder zu sehen, wie Frans Hals es gemalt hatte! ... Allen Widerständen zum Trotz wird die Reinigung aller Gemälde des Frans Hals-Museums durchgeführt. „Dann kann man," sagt Gratama, „das Genie des großen Haarlemers in seiner ganzen Größe bewundern, dann wird sein kräftiger, lebendiger Pinselstrich wieder ein Labsal für die Augen sein; seine helle, reine Farbe wird uns erfreuen, da der falsche Schein verschwunden ist mit dem Entfernen des gelben Schleiers, der den wirklichen und echten Frans Hals so lange verhüllt hat!"

★

Über die Düsseldorfer wundervolle Ausstellung, die ein kampftüchtiges Zeichen für deutschen Unternehmungsgeist, deutsches Wissen und Können ist, müßte man ein ganzes Buch schreiben, um eine erschöpfende Darstellung von all dem dort Gebotenen zu geben. Wir werden die praktischen Ergebnisse des Werks gewiß auf vielen Gebieten spüren und voll Dank anerkennen. Diese Schöpfung vergeht ja nicht mit dem Schluß der Ausstellung. Aber es sollen doch hier gleich ein paar Bilder gezeigt werden, die imstande sind, etwas von dem neuen, starken, künstlerischen Geist zu vermitteln, der die Architektur der Gesolei erfüllt, Entwürfe von Prof. Dr. W. Kreis: der Innenraum des Planetariums, der Rheingoldsaal im Terrassenrestaurant, die Wandelhalle des Planetariums. Hier sind Gliederungen, Rhythmen, Lichtkontraste, Farbenspiele, alles in edlen Begriffen, ehrlichen Formen und Stoffen, in sauberen Gefühlen und klugen Überlegungen zu hoher deutscher Kunst geworden. Diese Gruppe von Baulichkeiten, die an der Brückenrampe beginnt, sich bis zu dem an den Rhein vorspringenden Rhein-Terrassen-Restaurant ausdehnt und bis zu den Messehallen in der Brüderstraße zurückgreift, besteht aus Dauerbauten: die hier geschaffenen Werke bleiben der Gewinn aus dieser Großen Ausstellung für Gesundheits-



Festmahl der Offiziere von den St. Georgs-Schützen. Gemälde von Frans Hals vom Jahre 1616. Haarlem, Frans Hals-Museum
Wiedergabe nach dem gereinigten Original

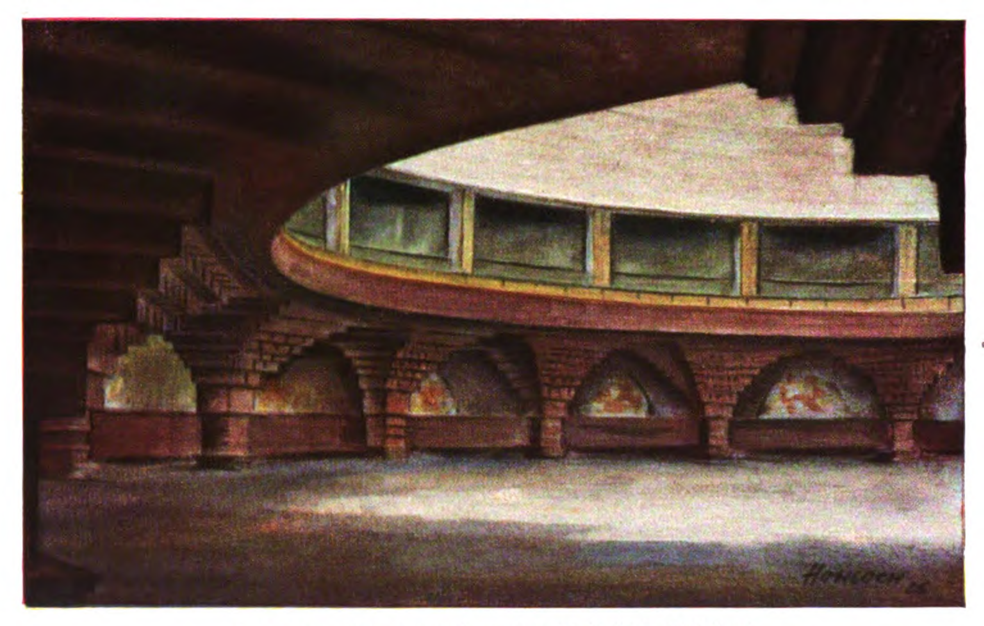


Die Vorsteher des St. Elisabeth-Krankenhauses. Gemälde von Frans Hals vom Jahre 1641. Haarlem, Frans Hals-Museum
Wiedergabe nach dem gereinigten Original

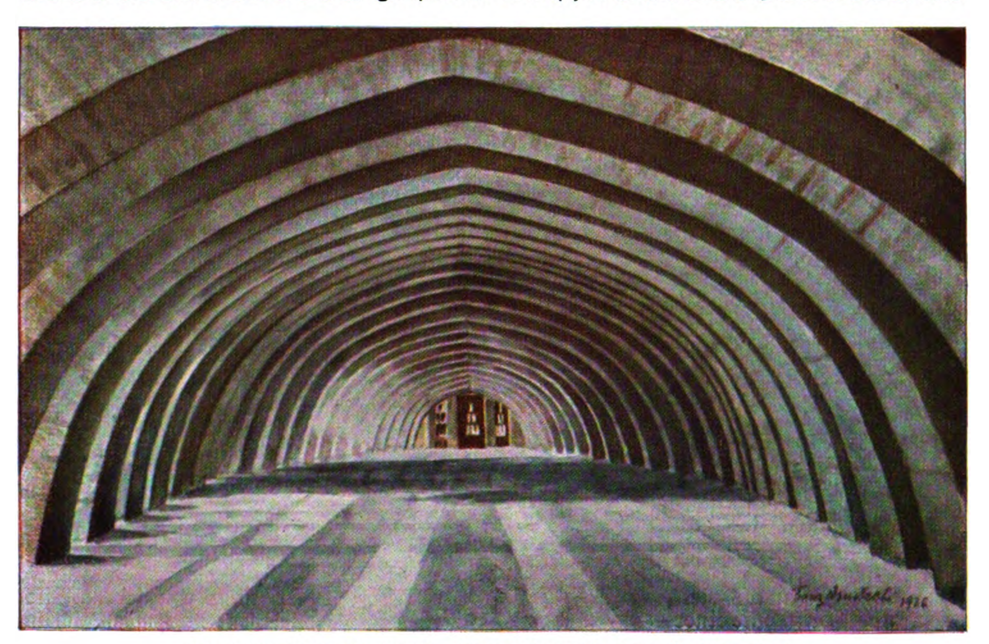
pflege, soziale Fürsorge und Leibesübungen. Professor Wilhelm Kreis, der die Ausführung seiner Pläne zur Rheinhalle gemeinsam mit dem Direktor der Bürohausgesellschaft, Reg.-Baumeister Meyer, leitete, äußert sich über den großen Rundbau, der auch das Planetarium genannt wird (weil in der für große Empfänge dienenden Riesenhalle zugleich auch das Zeißsche Planetarium eine Unterkunft gefunden hat): Bei Gelegenheit größerer Versammlungen wird die mittlere 30 Meter Durchmesser große Kuppel durch Motoren um 4 Meter gehoben und öffnet über dem unteren Umgang eine Empore, auf diese Weise etwa 1300 Menschen mehr Raum gewährend. Bei Verwendung des Planetariums senkt sich die Kuppel wieder und ermöglicht die Darstellung des Sternhimmels. Über allen um den Kuppelraum gelegenen Hallen erhebt sich die Terrasse. Von der Terrasse aus haben große Menschenansammlungen Gelegenheit, einen Überblick über diesen Teil der Ausstellung zu gewinnen oder sich auf den Ruheplätzen dort zu erholen. Dieser Bau,



Rheingoldsaal
im Terrassenrestaurant der „Gesolei" in Düsseldorf
Entwurf von Prof. Dr. Wilhelm Kreis. Nach einem Aquarell von Josef Ringel



Innenraum des Planetariums der „Gesolei" in Düsseldorf
Entwurf von Prof. Dr. Wilh. Kreis. Nach einem Aquarell von Hans Hohloch



Wandelhalle der Rheinhalle. Entwurf von Prof. Dr. Wilhelm Kreis
Nach einem Aquarell von Franz Donsbach

ganz mit Klinkern verkleidet, stellt in seiner gewaltigen Masse und eigenartigen künstlerischen und technischen Gestaltung den Zielpunkt dar, den die axiale Wirkung vom Kunstpalast aus brauchte, um imponierend zu sein. — Die Reihe unserer Kunstbeilagen leitet als Titelbild das Werk des jungen Künstlers ein, der wie fast alle Jungen durch die Schule des Expressionismus gegangen ist und nun mit einer reifen Schöpfung sich an Sinn und Herz derer wendet, die ein Erlebnis in der Natur mitfühlen und mitsehen wollen. Georg Schrimpf, im Jahre 1889 in München geboren, von einfachen Leuten stammend, ist Autodidakt. Nach einer harten, entbehrungsreichen Jugend kam er erst spät zur Malerei. Vor zehn Jahren stellte er zum ersten Male im „Sturm" in Berlin aus. Seine „Ausschauende" ist in der Sauberkeit der malerischen Mittel, der Weite des Hintergrunds, der Plastik, Eindringlichkeit und Sinnigkeit der im Vordergrund stehenden Gestalt das Bekenntnis eines starken ehrlichen Künstlers. — Imre Góth ist ein Meisterschüler von Arthur Kampf. Unsere Freunde werden sich noch seines Gemäldes „Das Konzert" entsinnen, das gewissermaßen noch in der



Bildnis. Gemälde von Prof Georg Schuster-Woldan

Schule des Naturalismus entstand. Er ist Ungar, 1893 in Szegedin geboren. Dem Wunsch der Eltern folgend, besuchte er zunächst die Technische Hochschule. Aber kurz vor Ausbruch des Krieges bezog er die Malerakademie in Budapest, um seinen Herzenswunsch zu erfüllen: Maler zu werden. Er war als Infanterist und Flieger vier Jahre im Felde, dann nahm er seine Studien wieder auf. Auch dieses feine, phrasenlose Kinderbildnis (zw. S. 8 u. 9) zeigt sein Streben nach innerer Wahrheit, zeigt seine Naturliebe. — Henrik Moor, ein Fünfzigjähriger, der seine Kindheit in Amerika verlebte, in London, München, Italien und Frankreich studierte, ist am meisten als Porträtmaler hervorgetreten. Aber seine Moorlandschaft (zw. S. 16 u. 17) zeigt seine feine, man möchte sagen, musikalische Begabung für die Stimmung einer Landschaft. Hier kommt es ihm nicht so sehr auf das Gegenständliche an als vielmehr auf die Harmonie einer Komposition, die bei der Betrachtung und Erfassung der Natur in ihm erklingt. Man fühlt, daß er aus einem musikalischen Hause stammt: sein Vater war Opernsänger. — Alfred Roloffs „Morgennebel im Manöver" (zw. S. 24 u. 25) hat ebensoviel Stimmungswerte. Den alten Soldaten wird diese schwere, feuchte, seltsam durchlichtete Morgenstimmung mit ihren gedämpften Klängen und Geräuschen, in denen man das Wiehern der Pferde, das leise Klirren der Waffen und das Janken des Lederzeugs zu vernehmen meint, Besonderes sagen. — Eine feine, geschmeidige, jugendlich reizvolle „Schlangentänzerin" (zw. S. 32 u. 33) hat der Bildhauer Marcuse in Bronze festgehalten, mit der ihm eigenen Leichtigkeit und Beschwingtheit, daß man meint, die Gestalt müsse sich in der der nächsten Sekunde bewegen. — Ein alter, verehrter Freund, der Meister der Reitkunst- und der Pferdedarstellung, begegnet uns auf dem „Jagdfrühstück" (zw. S. 64 u. 65): Professor Angelo Jank. — Von eindringlicher Kraft ist das in stilisierte Umwelt gestellte „Reh" (zw. S. 112 und 113) von Professor Richard Seewald. Starke Licht- und Farbwirkungen reizen den Beschauer beim ersten Blick gar leicht zum Widerspruch; aber es liegt soviel Kraft und Eigenart in dem Bild, daß der Beschauer mehr und mehr gefesselt wird und dem Künstler willig folgt.

*



Reisekleid
Entwurf von Marlice Hinz

Das ist ja mit eine Aufgabe unserer Hefte: nicht das tausendmal Gesehene, Gelesene, Erfahrene immer wieder zu bringen, sondern auf allen Gebieten Umschau zu halten und unsern Freunden ein Spiegelbild auch der neuen Kunst, der neuen literarischen Bestrebungen, der neuen geistigen Strömungen zu zeigen. Sie brauchen nicht von jedem Bild zu sagen: dies möcht' ich in meinem Wohnzimmer aufhängen. Aber es ist ein Erfolg, wenn sie den Ernst der Arbeit erkennen und uns dankbar dafür sind, daß wir ihnen aus Tausenden von Ausstellungsbildern in jedem Jahrgang ein rundes Hundert von Werken zeigen, die auch das Streben unserer Zeit und unserer jüngeren Künstler bezeichnen.

Auf dem Gebiet des Romans und der Novelle haben wir unsern Lesern viel, sehr viel Schönes vorzuführen. Auch hier hat sich gelohnt, daß wir der Jugend die Tore geöffnet haben: sie vertraut uns jetzt ihre gereiften Arbeiten an. Möchten die Proben, die dieses Heft bietet, all unsere Freunde befriedigen, so daß sie neue Freunde werben und recht viele Werbegaben von uns anfordern. Die Druckpresse ist unausgesetzt in Tätigkeit, um den Ansprüchen unserer werbetätigen Leser genügen zu können. **H. G.**

Herausgeber: **Paul Oskar Höcker** und **Dr. Paul Weiglin**
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in **Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I, Bräunergasse 3 — Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50





Hirtin. Gemälde von Prof. Ernst Liebermann



Der Gast auf Buchsee

Roman von Viktor von Kohlenegg

Fortsetzung

Das geheimnisvolle Alphabet und das Symposion bei Jacobus Zeise

Wie das in dieser irdischen Sphäre so zu gehen pflegt, wer einmal a gesagt hat, der muß in den meisten Fällen noch ein Stück weiter buchstabieren, ob er will oder nicht; und wer mit dem schlimmen Feuerchen spielt, der darf sich nicht wundern, wenn er hier und da anbrennt und schließlich nicht mehr recht ein und aus weiß.

Der Mensch — besonders die Menschin — bläst rechtschaffen; die Stirn rötet sich dabei vor Stolz und Sicherheit, aber das Herz, das von Haus aus in diesen Dingen mißtrauischer und gewitzter ist, klopft unruhig.

Ja, so war das. So war es auch auf der andern Seite, bloß herrischer und stürmischer, von allerlei unberechenbaren Launen, Zwängen und raschen Entschlüssen getragen. Und Wieke wiederum — sie war leider, in anderer Art, immer etwas zu rasch und elementarisch … auch gewissermaßen in ihrer Ehrlichkeit vor sich selbst.

So saßen denn die Damen um die späte Nachmittagsstunde unter dem bunten Schirmpilz im Garten, und die Domina Wieke schwankte eben, nachdenklich stichelnd, ob sie noch einen kleinen Spaziergang unternehmen sollte.

Die Sonne blinkte schon schräg; das war die Zeit des Erwachens aus Verhaltenheiten und Dumpfheiten. Bis dahin war der Tag, wie immer, recht friedlich verlaufen, nun ja friedlich. Manchmal fuhr man auf, als rufe irgendwo eine Stimme oder als nähere sich, deutlicher werdend, ein Schritt, der in Wirklichkeit nicht kam. Das war unwahrscheinlich und beunruhigend und machte alles noch unbegreiflicher.

Eine fremdartige Spannung lag zuzeiten wie ein zu enges, hauchdünnes Kleid auf ihrer Haut, das manchmal plötzlich weiter und loser wurde, so daß man unbekümmerter darin atmen konnte, lächelte und unerwartet bis ins Blut erschauerte.

Aber es war dann eine andere Frau, die das tat. Sie selbst, Wieke, saß mit dunkleren Augen in einem schmaleren Gesicht daneben und beobachtete die fremde Dame aufmerksam — ‚so ist das?‘ dachte sie wieder verlegen und wunderte sich, war traurig und entsetzt in einem Untergrund. Und mit einem Male schien sie es doch selbst zu sein, kühn und eigensinnig verpflichtet durch das, was schon geschehen war . . . verpflichtet zu starkem, romantischem Erleben, in dem die Seele üppig blühte und das reife, heiße Blut

sang — wie — wie niemals vorher oder in ganz ferner noch fesselloser Zeit, vor der das ganze Leben wie ein rosenrotes und himmelblaues Märchen gelegen hatte, voller Wunder und schlackenloser männlicher und sonstiger Herrlichkeit — du liebe Zeit! ‚Nein, man wird nicht viel klüger und älter!' dachte sie böse; ‚man bleibt ziemlich unerfahren — wie ein seliges Gänschen auf blumiger Frühlingswiese... soviel Fragwürdiges, Alltägliches, Allzumenschliches, Häßliches, Lächerliches und Gräßliches man von sich und den anderen weiß und erfahren hat. Eine sentimentale G—!' sagte sie zornig und zu innerst überzeugt — und war entschlossen, sich stillschweigend in Sicherheit zu bringen.

Nun stand die Sonne schon links von der Juchhee, und die beiden Damen schwiegen.

Jemand wartete wahrscheinlich wieder ungeduldig am Waldrand hinter den Wiesen des Munkesees — betrachtete die Wacholderbüsche und Fliegenschwämme, summte mit den Fliegen und Hummeln ein gefühlvolles Abendlied, pfiff mit den Vögeln, spähte ärgerlich den Weg hinab, streckte sich aus und versenkte sich stumm in den Anblick seiner fernen, verstaubten Stiefelspitzen.

Sie neigte den Kopf dunkelrot über ihre Handarbeit, als suche sie ein klägliches und törichtes Gesicht und ihre unweisen Gedanken zu verbergen . . . ja, da hatte sie sich nun, rachsüchtig und eitel, was anfangs niemand etwas anzugehen brauchte, sie selber kaum, da hatte sie sich höchst geschickt und raffiniert und unversehens in ihren eignen Schlingen gefangen und dabei einen natürlichen und doch eigentlich sehr anständigen Gefühlsrest aufgescheucht und im Zappeln angeblasen! . . . Er war niemals ein alltäglicher Mann gewesen, sein Leben war kein Alltagsleben! er stand und glänzte als männliche blaue Blume, von der jede phantasiebegabte musische Frau, besonders nach etlicher Ehe und in allerlei ehelicher Aufsässigkeit und Gereiztheit in verschwiegener Stunde einmal verstiegen träumt, — glänzte in einem grünen Kübel im Juchheegarten! Das Gesicht neigte sich noch tiefer und törichter . . .

Erst gestern noch um diese Stunde war sie im letzten Augenblick davongegangen, irgendwohin spazieren hinter den Wiesen in einem Drang nach Bewegung, nahezu leichtfertig ... so wie Lina manchmal des Abends zu ihrem Tischler davonging mit rauschendem Kleid und zerstreutem und verschlossenem Gesicht, das alles verriet — immer im letzten Augenblick und immer bloß, um dieser abenteuerlichen Sache möglichst schnell ein Ende zu bereiten, nur aus solchen lauteren und stichhaltigen Gründen — umstrickt von diesem merkwürdig starken Sommer und ansonst verwirrt von einem magnetischen Zauber aus Erinnerung und Gegenwart, der sie mit rätselhaftem Entzücken bis ins Blut bewegte — in einem Wirbel, ein bißchen unzurechnungsfähig rasch, was ihrem aufmerksamen Blick keineswegs völlig entging und ihr selbst ungeheuerlich dünkte, aber darunter gleichmütig, stolz und vollkommen gewappnet. Und dann hatten sie wieder — es war unvermeidlich — ernste und zornige und schmerzlich große Worte gesprochen — ach, nicht bloß Worte gesprochen! — da hätte die blaue Männerblume nicht Lutz heißen dürfen — zu denen sie sich verpflichtet fühlten und die sie gleich tragischen Komödianten wohl manchmal in der Form zu bedeutend oder auch zu hübsch und rund sagten, als hätten sie sie zum Teil schon daheim in der Einsamkeit gedacht und leise vor sich hingesprochen . . .

‚Er soll selbst kommen,' dachte sie aufsässig. ‚Es ist seine Sache, zu kommen!'

Und sie versank förmlich in die Schwere ihrer Glieder und litt gereizt unter dieser lastenden Trägheit und unter diesem unbestimmten Warten, das ihren Gleichmut quälte. Es war schlecht — schlecht und abscheulich, ganz gewiß. Sie sah entsetzt, daß etwas Untadeliges herabsank, wie ein weißes unantastbares Monument, unter dem langsam der Boden wich. Dabei sprach sie ruhig und heiter mit Hyma.

★

Dem Meister brummte noch der Schädel von übermütigen und zauberisch neuen Klängen, gerade als er bemerkte, daß die Sonne schräg stand im Tale Gibeon. Ach, das da draußen, — hinter den Wiesen — es schickte süße, zitternde Wellen durch die Luft herein, hatte es vorhin schon getan, daß er mit einem tiefen Atemzug hatte Luft in die Magengrube holen müssen — und sich davon neu befeuert und beflügelt fühlte.

Das hatte Zeit. Das sollte ihn nicht vor der Zeit stören, überhaupt nicht stören . . .! das war nicht so unabänderlich, und das war auch nimmermehr ganz geheuer — o keineswegs, wenn man so plötzlich aus dieser Ferne in der Klausur daran dachte.

Aber dann wurde er unruhig. Buffolino sah ihn zwinkernd mit tückischem Seitenblick an. Und gleich darauf stieg mit weicher Blutswärme ein Hunger nach Lippen und Frauenduft in ihm hoch — Wieke, schrie es erstickt in ihm, und er spreizte die Hände. Er stand auf. Ach, ein Weib — so ist das immer, wenn die Mönchskutte der Arbeit von der Schulter sinkt, und er breitete ekstatisch die

Arme — süße Wieke; wenn du wieder hier wärest, wie damals: Nichts könnte dich retten! Er riß Rock und Weste ab und zog sich bis auf die Haut um, die heiß war, und zog einen frischen, gesitteten Menschen an. Und dann wandelte er zögernd und pfeifend davon, ein Emeritus der Arbeit und ein friedlicher Träumer unter der schrägen Sonne.

Der Spätnachmittag war warm. Goldene Mückenschwärme tanzten. Er rastete am Walde, und über den Wiesen war ein trockener Duft. In den Tannennadeln zischte es. Ein Specht tickte wie eine flinke Uhr, ein Igel mit pfiffiger rosiger Spitzschnauze und raschelnden Stacheln lief ihm fast über die Füße, ein Merker, ein Nörgler, ein kritischer Herr, grüß' Gott, — auf Wiedersehen.

Er wünschte zu laufen, Arme und Beine zu schleudern, den Brustkasten zu heben, daß er krachte. Nun lag er auf warmen Tannennadeln im sanften Moos, auf weichem Daunenbett und betrachtete seine Stiefelspitzen.

Nicht so wichtig, wie? auch dir nicht so wichtig und notwendig, — Miranda, Domina Eva — Wieke Heynk geborene Gilm? Vielleicht sogar beängstigend!

Er legte die Arme hinter den Kopf und sah in die schwankenden Zweige. Eine schwindelichte Sache, aber friedlich, so zu liegen und auszuruhen, es war genau so erquickend wie die Nabelschau Buddhas oder wie die Losgelöstheit und Nichtsversunkenheit eines Pali-heiligen. Aber das heiße Harz und die Nadeln rochen zu stark; er wußte nicht mehr, wie lange er schon so lag, o beträchtlich lange, es war sogar, als hätte er ein Weilchen geschlummert, aber das war Selbsttäuschung — und die Kontemplation wurde zur Schlaffheit. Und mit einemmal überfiel ihn wieder eine unbändige Sehnsucht nach ihr und eine rasende, sinnliche Qual, daß er das Gesicht in die Nadeldecke hätte pressen, in Erde, Nadeln und Moos hätte beißen mögen, unerträglich. Er lag erstarrt.

Darauf bog er sich langsam mit gerötetem Gesicht hoch, die Wiese sah aus, als wäre es inzwischen Nacht geworden, er blinzelte nach der Sonne und sah auf das Uhrarmband.

Er stellte sie sich in ihrem Garten vor — was trieb sie? Er wußte's nicht. Er konnte's nicht ändern. Er stand auf.

Gottlob, die vertikale Lebensrichtung war die menschlichere. Sie verlieh Gleichmut, Würde und Frische. Wozu stand er noch hier? Zu welchem Zweck und Ende?

Flott der Nase nach marschiert! Er rührte sich nicht. Er schaute starr und gereizt nach den fernen Bäumen des Gartens. Sie standen gleich ihm gerade und regungslos, und dazwischen war Sonne und Stille und nichts. Er hörte ein feines Knarren in seinen Knien, ein einsames, melancholisches Geräusch. Und dann spazierte er frei und allein und sang fromm und befreit wie der Schäfer am Sonntag. Dort — war ein Kleid — ein helles Kleid — sein Herz schlug Sturm, und sein Auge jauchzte. Nein, ein Pärchen, ein gleichgültiges Zweimenschenwesen, dem der Wald nicht tief und dunkel genug war. Er segnete es, schwang den Stock und sang weiter. Lief weiter . . . aber nicht einem gewissen Garten zu. Das nicht. Das nicht, das nicht. Er war bloß einmal wieder dort gewesen. Auch Hyma mit dem durchsichtigen Sphinxlächeln nicht — ach die, die störte mit ihrem schlichten Lächeln.

Die Mücken spielten um sein Haupt, und die Grillen schrillten ihn an. Zuerst tat es ein bißchen weh, sich von jener Richtung, von jener Seite, die Gottvater Goethe auf brennendes Eingeweide gereimt hatte, loszulösen. Dann machte die träge Fortbewegung freier und fröhlicher und zuletzt wahrhaft zufrieden, daß er nicht mehr mit dröhnend resonierenden Schläfen sang, sondern innig summte und, alles Licht, alle Farbe und holde Ferne atmend, wohlig schwieg. Ein Hase salutierte und erschrak nicht sehr, ein paar Elstern kreischten wie freche Bauernmädel und lachten ihn aus.

Gut so, recht gut, ganz gut. Auch er sah das natürlich ein. Vollkommen. Vielleicht noch zwingender und — tragischer als sie. Er seufzte lächelnd, und mit dem starken Atemzug rann wieder die Sehnsucht und das Verlangen durch seinen Leib — morgen?

Nach einer Stunde kehrte er ernst und erquickt heim. Am alten Gottesacker trat er für einen Augenblick ein, dort hatten es sich seine Eltern und alle Kiliane unter einem morschen Tempelchen bequem gemacht. ‚Ja, ihr Guten, da liegt ihr nun,' dachte er gerührt und verlegen. Ja, fremde Herrschaften, das waren sie, die sich ungemütlich verändert hatten und unheimlich schwiegen. Der Tod — im Alltag hielt er nicht viel von ihm, er war der Feind, dessen Gegengabe ganz ungewiß war, vermutlich noch weniger war als die übelste Lebensgabe, als taedium und vanitas — auch er würde einmal da unten . . . auch Wiekes süßer, brennender Leib — lohnte es? Kuß und Leidenschaft . . .?

Sich Wieke da unten vorzustellen, das war grauenhaft, das nahm schon jetzt allen Glanz von ihr, machte sie gleichgültig, fremd und lästig, daß man sich kaum noch einmal

nach ihr umdrehen mochte. Einmal würde es so sein, bald genug — und schon vorher begann das Welken, auch das der Seele, der Überdruß, und sank Alltagsstaub in Furchen und Falten. Sie — war übrigens doch nicht mehr ganz so frisch, nein, so kostbar sie war, er hatte hier und da einiges beobachtet, was ihn — hm.

Er ging eilig davon und spürte mit wachsendem Entzücken wieder seine Schlankheit, Straffheit und lebendig strömende Kraft. Draußen schlich eine schwarze Katze über seinen Weg.

Na also — er blieb stehen und spie aus. Keine ganz sinnlose Mahnung, die Katz'! Er hatte sich nun doch wieder mal zu heftig mit dem Leben eingelassen, sich ihm einfältig hingegeben — Teufel! Er hatte sich hinreißen lassen, und Wieke — wie? Er lief in der heißen, dämmerigen Gasse am Mäuerchen und grübelte, war wieder gereizt und unzufrieden, beunruhigt, fast gequält und doch voll heimlich schwellenden Glücks, als fühle er wieder ihren Mund, dürstete danach, und ihre hohe, heiße, fraulich-zärtliche Gestalt, die sie streng hütete. Süß und schrecklich.

An der Ecke staubte ein Motorrad heran. ‚Christel —?' dachte er lächelnd, erfreut und erfrischt. Es war ein ganz blanker und lebendiger Gedanke. Aber es war nicht Christel.

„Hallo, Kilian! huphup!" Das Rad hielt sanft, und ein Fuß schleifte auf der Erde. Es war Harro Muz vom Eisenwerk, sein dunkler, ewig heiterer und zu junger Römerkopf lachte unter der Kappe.

„Ich muß zu Pipo. Konferenz. Eine kleine Stunde. Danach werden wir Durst haben. In der ‚Kerbe'. Was? Wir müssen mal wieder die Kalabasse schwingen, wie Apitsch sagt. Kannst du ihn benachrichtigen? Gut. Huphup!"

„Wieso Pipo? Ist Pipo zurück?" fragte Meister Lutz töricht rasch. Der war bislang nicht da und deshalb durch eine merkwürdige Sinnestäuschung gar nicht vorhanden gewesen; er war so gutmütig und nett, das machte ihn stumm und ungefährlich.

„Für einen Tag, wie's scheint — und es ist da irgend etwas los im Werk — es tut sich was — keine Ahnung! Bin bloß Geheimkurier. Aber wichtig und eilig! Sehr eilig! — Höchst eilig! — große Sache —! Bis nachher!"

Ein gesunder, starker, tüchtiger Bürger, der das Leben, die Arbeit und seine hübsche braune Margret vor Liebe fraß. Er wurde etwas fett, der prächtige Harro; das paßte nicht recht zu seinem herrlichen Römerprofil, glückliche Ehen machen fett! Pipo war zurück — sososo! Harro mußte es wissen. War zurück? Da hätte er noch jetzt am Walde liegen und seine staubigen Stiefelspitzen betrachten können. Ein putziges Bild, sehr putzig und ziemlich lächerlich. — ‚Kerbe'? Ja, das war wirklich gut. Da würde man sich selbst wieder mal gründlich los werden, und sich vollsaugen wie ein dürrer, staubiger Schwamm. Auch er hatte plötzlich eine trockene Kehle und — Durst, mächtigen Durst. Er freute sich zuversichtlich und rechtschaffen darauf. Eine kräftige, männliche Luft, ohne Weibsatmosphäre — ohne Gefühlsunfug. Dieser Gedanke tat ihm kaum leid — ein wenig — gar nicht — mit Apitsch, Harro — und — Pipo. Dem famosen Pipo. In Gottes Namen. Das würde sehr gut und heilsam sein. Und er liebte ihn wieder herzlich und fast noch mehr.

★

Die ‚Kerbe' war ein altes Wirtshaus, eine Viertelstunde ab, das sich unter breiten Linden und Kastanien duckte. Frösche quakten und Grillen kreischten, das war herrlich und vortrefflich. Da schimmerten die Fenster der Gaststube. Die Haustür stand offen, Jakob Zeise, der Wirt, kugelrund, grob, pfiffig und servil, huschte hemdsärmelig im Licht dahinter mit blanken Flaschen; er hatte bekanntermaßen etliche alte Pfälzerjahrgänge liegen z!z!z! sein Schwager war da unten im würzigen Weinländle Rebenzüchter; und im Fischkasten hinterm Haus standen nach Bedarf dicht bei dicht Forellen. Lutz verspürte einen gewaltigen Hunger und Durst, schwang den Stock und schluckte.

„Hallo!" schrie er. Jacobus dienerte auf seinen kurzen, dicken Elefantenbeinchen und machte klingling mit den Fläschchen.

Ein Fenster öffnete sich, Apitschens Eremitenbart wehte, und sein Gesicht schimmerte im Abendglanz. Er sprach bereits schwungvoll mnambesisch in der Zunge Ambas und Quendjes, der schwarzen Königstöchter, die einmal im fernen Afrika in Liebe zu ihm entbrannt gewesen.

Sie waren schon versammelt, Lutz lief hinein. Er hatte sie alle mächtig lieb, auch Pipo, dem er selbstvergessen die Hand schüttelte. Etwas kurz, ja, aber gedankenlos und bedenkenlos, alles herzhaft von sich weisend, in dieser niedern Gaststube mit den blaugetünchten Wänden, dem gescheuerten, runden Tisch, dem mächtigen Mostrichnapf, im Lichte der elektrischen Hängelampe, die aus der Petroleumzeit stammte.

„Forellen, Jacobus?"

„Im Topf, Meister!"

„Sechs für mich. Ich bin gefräßig!"

Harro, der lange, fette Römer, dessen helle Stimme unbesieglich lachte, und Apitsch, der pathetische Platoniker, begrüßten die neuen Flaschen. „Also Bowle — wer ist für Bowle?"

„Bowle ist Mischmasch," entschied der Meister. „Rein will ich den Wein," sang er, rein wie die Li — i — i — ebe — Blech! Aber Bowle ist unstatthaft." Er war laut und stellte krachend den derben Bauernstuhl hin. Pipo stand abwartend mitten im Zimmer, frisch und blühend wie immer, aber etwas still und ärgerlich, wie es den Anschein hatte, oder verstimmt, noch in Gedanken, noch nicht aufgetaut. Vermutlich Nachwirkung der großen, geheimnisvollen Konferenz mit Harro, dem Römer —? Gut, er war hier, lobte Lutz flüchtig und mit kräftig-heiterm Behagen.

Aber — warum war er hier und nicht, nach der längeren, langen Trennung, bei seinem Weibe? Am Ende dieses Symposions würde er nicht mehr ganz präsentabel sein. Sollte auch nicht — sollte nicht —! Der Meister empfand eine brennende Kühle und wieder einen Grimm.

Doch vorläufig setzte er sich an das verstimmte Klavier, und Harro, der Römer, sang schmetternd, und Apitsch prupte gefühlvoll wie eine brünstige Rohrdommel, daß selbst Jacobo das Herz schmolz und er eiligst stampfend die festlich gekrümmten Forellen, Petersilie im Maul, von Zitronenscheiben lieblich umkränzt, feierlich hereinbalancierte.

„Gott gesegne es euch," sagte Apitsch auf mnambesisch und sprach gar nichts mehr.

Auch Pipo wurde weich und glücklich. Und Lutz aß sechs und Apitsch sieben und Harro acht. Und zuletzt hatte jeder sieben Köpfe auf dem Teller und keiner schämte sich. „Juka la me ma henna," sagte Apitsch, und keiner konnte es übersetzen, er selber nicht, aber er hob feierlich wie eine Monstranz das frischgefüllte Glas von Jacobi edelster Pfälzermarke zum Munde, sein Bart floß herrlich, und sein Auge tränte Entzücken.

Der Mond stand voll über dem Dorf, und die Frösche sangen wehmütig zu dem Grundbaß eines Urpapas. Da gingen sie hinaus und setzten sich unter die Kastanien, durch die das Silberlicht auf Apitschens dionysisches Haupt troff. Mitunter stand einer auf und wandelte rauchend umher. „Ein weises und profundes Schlürfen verbietet jede Unrast," erklärte Pitsch und sprach lächelnd von Amba und Agalunke und anderen schwarzen Damen, zitierte Properz und Dante, und zuweilen saß er allein da und hörte sich selbst zu, so heiter verklärt war seine Seele.

Jacobi Pfälzer war rund, weiß und duftig wie eine Mädchenbrust, aber er hatte es in sich. So trank man einigermaßen rasch und auch nicht wenig. Sie hatten hier lange nicht beieinander gesessen, wie in sagenhaften Zeiten, aber das war bloß der eine Grund; der triftigere steckte in dem Fläschchen selbst und mußte unbedingt heraus — jawohl, Deuwel nochmal, dienerte Jacobus, stampfte mit seinen Mastodonbeinchen und klingelte mit einer neuen Batterie heran. „Serviteur, messieurs," er hatte vor undenklichen Zeiten in Straßburg konditioniert, „voilà des autres flacons, 's langt noch for ä Weilchen!"

Die Nacht war warm und die Erde laulicht kühl. Die Frösche verkündeten es in immer neuen Serenaden, und Busch und Baum hielten vertraulich Zwiesprach.

Da kam es, daß auch die Freunde Lutz und Pipo einmal selbander an Jacobi Himbeerbüschen hinschritten, rauchend und schwatzend. Es hatte sich bislang nicht ergeben, es war immer einer der andern dabei gewesen, oder der eine saß, während der andere spazierte, man war beschäftigt oder kümmerte sich bloß summarisch umeinander. Ein angenehmer Abend, wunderschön, man sollte das öfter machen — bei Jacobo!

„Ich mußte da plötzlich zurück," erzählte Pipo gewichtig und zog an seiner Zigarre. Er war feurig illuminiert im Gesicht, aber noch höchst ehrenfest auf seinen Beinen, er vertrug ziemlich viel, nun ja, in der Dunkelheit war die Erde mitunter feucht, da wandelte man unversehens gravitätischer und manchmal zierlich und tänzelnd. „Mußte da zurück, ja! Man rief mich unterwegs an — ich wäre schon früher zurückgekommen, aber man dirigierte mich nach Berlin — es ist da eine Sache im Gang, noch nicht ganz spruchreif, aber außerordentlich aussichtsreich — Fusion und Sanierung, weißt du, — vielleicht auch Verkauf — mir recht — mir sehr recht — außerordentlich recht! — man wird sehen, später mehr davon. Ich mußte nach Berlin zu einer Vorbesprechung — der Teufel hole die Hetzerei und Plackerei! Die Sache mit meinen Leuten da unten kam mir schon zu unpaß — schön, das andere war wichtiger! ungeheuer wichtig!" Er tänzelte anmutig und würdig über den schlüpfrigen Boden, zog an der Zigarre, daß die Kuppe glühte, und hustete. „Wieke war natürlich ungnädig. Ich konnte auch ihr bloß Andeutungen machen, wie die Dinge liegen — überhaupt — ja: nichts für Frauen, nichts für Wieke. Gewisse Dinge halte ich ihr fern, um selbst im Hause Ruhe vor ihnen zu haben — sonst besprechen wir alles, sie ist sehr klug, der verständigste Kamerad . . . aber es gibt hier und da ein Tabu, ein Reservat, um selbst bei Contenance

zu bleiben ... auch Wiekes wegen, vor allem ihretwegen, natürlich!" — er sprach rasch und etwas rätselhaft und blickte abwechselnd hell und zornig in den mondlichten Abend.

Lutz war still und freundlich. Auch er schritt gravitätisch und mitunter zierlich tänzelnd. Nein, er würde nicht mehr so rasch trinken, beschloß er. Er war ein Mann. Aber er kannte diesen Pfälzer von früher — der Kopf war am andern Tage wattiert; er aber wollte arbeiten, wünschte zu ar — bei — ten. — Teufel! unbedingt. — Er war noch immer im Zuge — wenn eben nicht Watte — arbeiten! Er liebte seine Noten — gerade jetzt wieder sehr zärtlich, sehr stark — ungestüm gläubig, er liebte seinen Flügel, Buffolino, sein Gehäuse über der Welt, er sehnte sich nach ihm — leidenschaftlich — es war ihm teuer — teurer als je, als alles, es bedeutete ihm alles, fern der Welt, umhegt und umgittert, und gefeit von zuchtvollem Tun und heitersouveränem Spiel mit den argen Mächten dieser Welt . . .

Ach ja, richtig, Pipo — was erzählte er da, vom Werk, von Tabu und Contenance und Wieke — richtig, er liebte es manchmal, Bekenntnisse zu machen — damals schon im Juchheegarten, lange her, aber das war gemütlicher gewesen, der Ehetroubadour! Nun wieder. Merkwürdig. Das Pfälzerchen schloß auf. Nicht zu ändern. „Natürlich, natürlich," sagte er auf gut Glück.

„Bitte? Ich weiß nicht, was sie hat."

„Du weißt nicht —"

„Nein," antwortete Pipo, und sein Gesicht glühte. „Sie gefällt mir nicht. Sie macht mir Sorge. Sie ist seit einiger Zeit verändert — ungleich, immer müde, launisch, interessielos — auch heute —" fuhr er rasch fort. „Aber sie will nichts davon wissen. Will auch nicht allein verreisen — später! Sie spinnt sich ein, verzärtelt sich, immer dieselbe Luft, das macht eine wunde Haut — ja. Das Haus, die große Wirtschaft, der Ärger mit der Mamsell, dem Gärtner, der Garten, Bücher und Musik, und Hyma und Blanka und Cassius, diese schönen, entzündeten Seelen . . . das ist gefährlich. Ich habe auch schuld, gewiß! gewiß! meine Leute, die Heynks, sie sollen selbst lernen, mit dieser verkrachten Zeit fertig zu werden — und all das andere — das verfluchte Werk — gleichgültig," sprudelte Pipo und zog wieder stark an seiner Zigarre. Ihm schien das Herz voll zu sein, von Jacobi gutem Pfälzer bewegt und geglüht.

„Sosoſo," sagte Lutz und wollte etwas fragen. Er fragte natürlich nichts. Recht störend das, und einigermaßen beklemmend.

„Früher tat Wieke lustig und tapfer mit. In allen den Jahren. Aber dann, siehst du, wurde sie bequemer. Sie ist sehr temperamentvoll, aber sie spinnt sich auch gern in die Dinge ein, in Pflichten und Freuden, läßt sich gern von ihnen tragen und treiben und ist empfindlich und eigensinnig, wenn man sie dabei stört — bis sie selbst einmal ausbricht, ja! Besonders in diesem letzten Frühjahr und Sommer — es ist ganz auffällig und macht mir Sorge."

„Sososo."

„Ich muß mich mehr um sie kümmern, unbedingt!"

Das sollte er nur tun. Lutz räusperte sich scharf, schnaufte durch die Nase und sah zum Mond auf, der ein schiefes, ovales Gesicht machte. Er hatte plötzlich durchaus keine Sympathie mehr für Pipo und seine — seine Nöte.

„Gelegentlich, sagt man, machen die Frauen einen Punkt. Besinnen sich. Krisis. An uns Männern ist wahrscheinlich nicht soviel dran, wir sind bald durchschaut und durchlebt — immer derselbe mal zärtliche, mal brummige, mal gleichgültige Kerl; unsere Schönheit hat keine Abgründe und nicht hundert Fassetten — zeigt sich allmählich im Bilde eines Mannes in Unterhosen!" Pipo lachte, aber es klang ärgerlich und als wäre er böse auf sich selbst, und Lutz schnaufte wieder und fand die Unterhaltung lästig. Sie sollten doch lieber noch etwas trinken, es war noch die Menge da! Aber Pipo war noch im Zuge. Hatte Wieke ihn streng und blaß duldend abgefertigt? Lutz spürte eine sanfte und unverzeihlich lasterhafte Schadenfreude.

„Man macht jetzt in Periodizitäten. Was ich sagen wollte . . . Sie will immer verwöhnt, sie will beherrscht sein, glaub' ich."

„Kann sein. Zeig' ihr den Herrn —!"

„Ach was. Den Herrn. So einfach ist das nicht, was weißt du davon. Man kommt zurück — ‚Bitte, ich bin müde — ich bin —'. Aus." Seine Zigarre sprühte Funken. Die Frösche im fernen Teich unkten melancholisch, und Apitsch und Harro Muz sangen unter der Kastanie „Donna è mobile..."

„Reden wir nicht davon. Natürlich Launen. Du brauchst dich nicht um solche Chosen zu kümmern, hat auch sein Gutes. Was singen die beiden Knaben — sie sind verrückt; Apitsch hat eine Stimme wie ein geborstenes Kuhhorn, und Muz knödelt gefühlvoll wie ein Bäcker. Wir wollen noch ein Pülleken trinken. Ist das beste. Überhaupt Männer — eine zuverlässige Sache. Warum habt ihr euch nicht mal bei ihr sehen lassen inzwischen? Wieke ist, scheint mir, auch auf euch, besonders auf dich ungnädig

zu sprechen, sie hatte bloß ein Achselzucken und ein kurzes, schroffes Abbrechen." Sie standen im hellen Mondlicht, und Pipo sah scharf auf, so schien es Lutz.

„Arbeit, weißt du . . ." sagte der Meister kurz.

„Sie hält sonst viel von dir. Fleckt die Arbeit —?"

Sie, sie, immer sie! Was war das für eine blödsinnige Situation! Er spazierte da mit verklammtem Maul neben dem redseligen, ehrenfesten Pipo und brummte halbe, dumpfe Sätze wie ein Idiot.

Er sollte ihr den Herrn und Mann zeigen! riet er im Geiste und spürte eine Qual über dem Magen. Was ging es ihn an! Sie sollten ihn in Ruh' lassen!... Sie sollten ihn zufrieden lassen — alle! sie sollten ihn nicht noch mehr stören und quälen! Er hatte gut gearbeitet heute — noch eben im letzten Augenblick daheim — vorzüglich! er wollte sich dessen hier freuen — jetzt — immer — und für Neues, Vorzügliches gerüstet und bereit sein. Sie sollten den seligen Katarakt nicht stören. Wein! Freunde — ja — Männer...! Pipo — — Und er war nahe daran, ihm die Hand schwer auf die Schulter zu legen und irgendeinen vagen, guten, großen Vorsatz auszusprechen.

Pipo wurde elegisch und blühte im Weinrot und Mondlicht.

„Na — das soll nun bald ganz anders werden! Es vollzieht sich da etwas im Werk — ich muß morgen früh schon wieder weg — Kann noch nicht drüber sprechen — Fusionen — jedenfalls will ich raus —! Fusionen auch zu meinem Besten —! Auch Wieke hat noch keine Ahnung — Es dürfte auch für sie — ja."

Die Frösche orgelten kläglich, und Apitsch sprach lateinisch mit seinem liebeseligen Freund Catull und mnambesisch mit Amba. Pipo blieb stehen und hob erregt das glänzende Gesicht.

Da wurde auch Lutz melancholisch und plötzlich langsam und unüberwindlich müde in der warmen Nacht, unter dem weichen Rauschen der Bäume, die nach kühlem Saft dufteten. Mitunter hörte man eine Frucht von den Obstbäumen im Garten dumpf ins Gras fallen und einen fernen Mädchenschrei, dem ein kreischendes und singendes Lachen folgte, das seltsam frech klang. Sie sollten ihn in Ruh' lassen. Sie sollten ihn bei Gott nicht stören! Arbeiten... ach nein, auch das nicht — gar nichts. Atmen, verdämmern. Und sich unter die Kastanien setzen und kühlen, würzigen Wein schmecken.

„Ja, Pipo. Sie verdient es. Sie — ist — herrlich," sagte er mit heißem Kopf.

„Wie? ja, Lutz, ja! Du bist ein Künstler und Versteher, das da sind Banausen, — nüchterne Burschen, trotz dem Wein. Du hast sie auch lieb — anders — verehrst sie. Wir haben sie alle lieb, herrlich. Nein. Kein Wort."

„Ja, guter Pipo. Herrlich. Weib und wunderreiche Madonna. Ich gönne sie dir. Sie ist dein. Nur dein. Selbstverständlich. Kein Wort mehr." Auch seine Stimme klang bewegt. Am liebsten hätte er dem kleineren Freund den Arm um die Schulter gelegt, zärtlich und schützend. Er war ein Schuft — ein schlechter Kerl. Ein Einbrecher und Halunke. Alles sank in ihm nieder und wurde rein und klar und gewissermaßen nüchtern.

„Kein Wort mehr. Natürlich, mein. Totschlagen würd' ich den. Ihr seid alle in sie verliebt, du, der prinzliche Linus, Onkel Rochus, Apitsch, Cassius — das ist mein Stolz. Nein, Cassius nicht — auch Cassius. Mein Stolz. Ich gönn' es euch. Ich bin nicht kleinlich. Ich bin reich und mächtig. Bitte sehr. Kein Wort mehr." Und er schüttelte Lutz herzhaft und schmerzhaft und nahezu verbindlich die Hand.

Der machte sich frei und bückte sich nach seiner Zigarre, daß ihm das Blut stechend ins Gesicht schoß. Es sollte nicht stechen! nicht mehr, er schwur es sich — Nicht mehr. ...Ehrlich der Wahrheit ins Gesicht gesehen, auch wenn sie schmerzte und — und ihn anspie. Wieso anspie?... Er wurde jählings heftig: er war kein Leineweber! erklärte er sich erbittert; er nahm sich jedes Recht — jedes — steigerte damit sein Leben — seine Kraft — sein Können, Aufschwung, Erquickung, Rinascimento, Amen! Man war ein Beter und Weiser, ein Besessener und ein Kind, mitgerissen und egoistisch, Dionysos und Träumer, reiner Tor und verrucht, weltfremd durch seine Aufgabe — — allein diese Gedanken schienen ihm im nächsten Augenblick und gerade jetzt doch nicht ganz recht am Platz zu sein; er machte gereizt ein paar Schritte und verlor dabei vollends den Faden.

Man sollte sich behaglich zu den beiden Halkyoniern an den runden Tisch setzen und allen gemütlich die Hand geben — großmütig und zu jedem Freundesopfer bereit — nein! das war es nicht wirklich wert, gerade ihm niemals! Es wurde ihm jederzeit bald lästig und unbequem — war es schon! Er würde weggehen, die Stadt verlassen — morgen schon...! Indes... für kurze Zeit hätte das keinen Zweck und für eine längere Dauer hatte er durchaus keine Lust — hier gefiel es ihm, hier gelang ihm die Arbeit,

— er durfte sie jetzt nicht abbrechen, er kannte das, die geringste Veränderung konnte alles versiegen lassen, ihn leer und trocken machen wie ein Wüstenfeld, jetzt war er blühende Oase. Er dachte nicht dran! Er brauchte diesen Ausklang und Akzent noch, diese ganze affektvolle, entzündliche Atmosphäre, — auch diese Wunde, den Schmerz, den lächelnden Gleichmut des Verzichts — auch darin würde neuer Antrieb und neue musische Würze und Zündung sein. Er war Mannes und Philosoph genug, mit diesem Verzicht ernst zu machen — o ja! — auch Pipos wegen, den er liebte, und der jetzt würdig und zufrieden, wieder ganz irdisch strahlend und dem Augenblick zugewandt, neben ihm spazierte, der gute, prächtige Kerl! Hand weg! Amen.

Lutz freute sich seiner im Ansturm gewonnenen Sicherheit und genoß sie entschlossen und heiter.

Er hatte auch wieder Durst bekommen. „Gut, gut, wir kommen, ihr Leute!" rief er. „Krebse? ausgezeichnet!" Er nahm sogar mit plötzlich ungeduldig empordrängender Freundesliebe Pipos Arm — in freudiger Erwartung der Krebse.

Er würde morgen schon Wieke mit klugem Bedacht seine verständige und freundschaftliche Überlegenheit zeigen, ein wenig grausam, das wäre heilsam für sie und ihn — dankbarst in seinem Herzen, o, ganz gewiß! helläugig, nüchtern und kritisch würde er sie ansehen ... denn sie h a t t e Fehler, ... einer ihrer Vorderzähne, vielleicht beide ... als er damals an dem verzauberten Regennachmittag zum erstenmal ihren Kopf fiebernd zurückbog, das geliebte, schmale Gesicht mit Blicken und Händen und Lippen umtastete, er hatte es sogleich vermutet und gesehen — es schimmerte fein, viel zu weiß auf goldenem Grund, er war wohl nicht echt ... einer von ihnen sicherlich nicht ganz echt, — vielleicht zwei — und ihre Ohrläppchen, so reizend ihre Ohren waren, zu lang und weich, fast häßlich verdehnt von dem modischen Gehänge — es hatte ihn nebenher unzweifelhaft gestört, er hatte's vor sich selbst verborgen; auch eine feine Linie am Hals, den Ohren zu ... der Hauch einer reifen Linie mit einem seidigen Pfirsichflaum — rührend; wie? es beruhigte jetzt, daran zu denken. Er würde immer daran denken. Er würde es nun bewußter sehen. Er würde noch mehr sehen! Dämmerung. Entzauberung. Entgötterung. Von mal zu mal. Mit Pausen, die distanzierten. Fertig. Respekt vor anderer Leute Paradiesen ...! Krebse? Sehr gut. Jacobus war ein brauchbarer Hospes.

Auch Pipo äußerte zufrieden und laut seinen Beifall. Die leckere Aussicht belebte beide Herren wie ein neuer Lebensgewinn; ach, der Mensch und Europäer war ewig simpel und urhaft wie ein Neger.

Die andern lachten und lärmten, indes Jacobus grimmig höflich herankugelte.

Und plötzlich, während sie selbander am fröhlichen Tisch wieder Platz nahmen, dachte Lutz in irgendeinem rätselhaften Hinterbewußtsein ganz warm und sanft, empfindsam und sündenlos an Christel. Sie war ja Pipos Schwester. Wie hübsch das zu denken war: Pipos Schwester. — Nichts weiter. Reinlich, leicht und gut. Pipos — —

Er trank rasch ein volles, kühles Glas leer, was ihn erquickte und ihm ganz neue Aspekte verlieh. Ja — Musikanten sind weiche, schwankende Gestalten, die willig die süße Hand einer strengen Herrin küssen, ein hübscher, friedlicher Gedanke, bedeutsam wie eine Zukunft. Unsinn! Sie würde merkwürdig und hörbar lachen. Nein, die Krebse waren dringlicher und schmackhafter. Und der neue Pfälzer.

„Prost, Pipo!" — — „Freude edler Götterfunken — —" stimmte Pitsch gewaltig an — ach nein! nicht das, Pitsch! Nicht gerade das! Jacobus aber faltete die Hände überm Hängebauch und lachte mit starren, kugeligen Cholerikeraugen. Klingklang — Schluß. Es blieb bei dem hymnischen Anlauf.

Danach aber saß Lutz Kilian schweigsam und unzugänglich da. Er freute sich vermutlich seines guten und weisen Entschlusses und seiner Untreue, die Treue war. Er trank still Glas um Glas, aber er litt nicht, daß sie so bald schon heimgingen. Heute noch nicht. Heute noch nicht ...!

Es ging bereits auf zwei, als die unbekümmerten Zecher endlich aufbrachen.

Apitsch versicherte, daß sein Kopf fabelhaft klar sei, und sprach, des zum Beweis, eine halbe Seite aus dem Inferno, daß die Käuzchen im Wald erschraken.

Lutz ging Arm in Arm in anerkennenswertem Gleichschritt mit Pipo. „Du wirst leise sein müssen," sagte er sanft und freundlich. „Sie ist leidend."

Pipo schwieg. Nein, der sprach nicht mehr. Dies Stadium war vorbei. Er war geballt und heroisch.

„In den höheren Dreißig," fuhr Lutz nach einer Weile hartnäckig und bedächtig fort, „sollte man sich unter eine feste Hand stellen. Ich bin nun achtunddreißig, nicht mehr weit ab. Die Hand an sich ist unvermeidlich. Der Mann ist nichts ohne die zärtlich-süße Hand. Aber sie kann fest sein, zügelnd. Sie soll es."

„Ach ja. Mancher braucht den Stock."



Max Freiherr von Holzing-Berstett als General Belling
in der Schimmelquadrille des Berliner Reitturniers
Gemälde von Prof. Hermann Junker

Das verstimmte Lutz. Er hatte eben daran gedacht, daß es doch eigentlich ungewöhnlich hübsch wäre, wenn Pipo sein Schwager wäre. Aber er war bloß Wiekes Mann. — Wieke.

„Du wirst leise sein müssen."

„Natürlich. Es wird mir nichts anderes übrigbleiben. Sie haben alle Krallen."

‚Exclusus,' dachte der andere mit einer fernen Properz-Erinnerung, und darüber freute er sich innig und beglückt im Herzen, obwohl es ihn eigentlich nichts mehr anging.

*

Wieke schlief tief, als Pipo heimkam. Er sah behutsam in ihr Schlafzimmer hinein und mußte unwillkürlich an Lutzens Mahnung denken, was ihn ärgerte. Aber er wagte es nicht, sie zu stören und sich ihr, so wie er war, zu präsentieren: sie hatte eine Art, die Mundwinkel zu senken und die Nase zu rümpfen, die er fürchtete; und noch schlimmer war es, wenn sie duldend die Brauen hob, das machte ihn wehrlos.

Da ging er ziemlich rasch und rastlos durch den Garten mit gegürteter Hose, Rock und Weste hatte er abgelegt. Der Springbrunnen plätscherte, der Nachtwind, der schon ein Frühwind war, strich erquickend über seinen brennenden Schädel. Bei Hyma war es noch hell, ein dämmeriger Lichtschein. Sie pflegte bei einer Nachtlampe zu schlafen.

Er stand zuletzt vor ihrem Balkon zu ebener Erde still und zwitscherte leise wie ein träumender Vogel. Da kam sie im langen Nachtgewand heraus. „So spät?"

„Ja. — So spät?" fragte er zurück.

„Ich kann nicht schlafen," klagte sie.

„Das können manche nicht. Kommen Sie heraus." Er griff nach ihrer heißen Hand.

Sie schüttelte leise den Kopf.

„Warum nicht?"

„Ich habe Wieke sehr lieb."

„Ich auch," antwortete er lachend. „Das ist es gerade."

Hyma sah ihn an, dann sagte sie gute Nacht, huschte hinein und schloß die Tür.

Pipo spazierte weiter. War er verrückt? Das gab es doch nicht. Das muß anders werden! Da ist etwas nicht richtig, das sich nicht fassen läßt und doch gefaßt werden muß. Er ging an Wiekes Tür, aber die war jetzt verschlossen.

Die verführerische Christel oder Mijnheer und der Feuerfresser

Die Doktorin Christel stand in zartestem, bespitztem Hauchgewand — es muß gesagt werden — vor dem Spiegel und — ja, das war erstaunlich. Sie trug auch sonst keinen Barchent und keine Sackleinwand auf dem Leib; aber heute — sie neigte den Kopf schräg, spazierte vor und zurück, drehte sich, musterte sich äußerst kritisch, als gälte es, ein schwieriges Krankheitsbild zu diagnostizieren, lächelte verächtlich und in einem Augenwinkel verliebt, was sie sonst in jeder Form für ungesund hielt; ein Geriesel, ein Gebausch, ein Nichts, man weiß Bescheid, und oben waren die weißen Schultern und die blitzebloßen Arme, seidenglatt von Gesundheit und mit erfrischendem Rosa auf der Innenseite — ungewöhnlich hübsch. Der Doktor roch sogar ein wenig nach Teerose oder Marschall-Niel — was er sonst vermied, um die Jören und Säuglinge in dem hilfreichen Hospitium auf ihren geräuschvollen Lochstühlchen oder Windeln nicht zu beschämen.

Nun war er fertig, der Doktor, und war eine delikate Christel. Auch die Frisur war hier und dort anders, so hinten herum, vornherum, überm Ohr, man weiß Bescheid. Fertig! Christel bewegte sich leicht und frisch, als schwebe sie mit weißem Fittich über Erdenschwere und Alltag, und streckte sich die Zungenspitze heraus.

Sie ging gelangweilt und träge, nicht so straff und federnd wie sonst hinab. „Seid ihr so weit?" fragte sie mit gleichmütigem Gesicht, das nichts von ihrer anderen Erscheinung zu wissen vorgab. „Es dürfte an der Zeit sein!"

„Ah, Christel, sehr hübsch," sagte Wieke mit gespanntem Blick. „Der holländische Mauritius wird Äugelchen machen und sich geschmeichelt fühlen."

„Das soll er auch. Aber ich fürchte, ihr seid auch keine Vogelscheuchen, ihr zwei beide, o nein, Wieke!" sprach sie rasch und gemütlich.

„Es ist ein Tee für Mijnheer," meinte Hyma mit ihrer weichen, melodischen Stimme. „Wir sind bloß Staffage."

Baron Linus Zech hatte zum Tee gebeten. Der blaue runde Salon mit den verschossenen Damastsesseln aus der putzmacherlichen Großmamazeit war hell und kühl, und vor dem gläsernen Balkon flimmerte der hohe Sommer.

Linius, der letzte, war entzückt, und sein weißes spitzes Kinnbärtchen zitterte vor Behagen und Plauderlust. Da saßen die drei Damen, Frau Wieke, ernst — sie war die

Schönste, und Frau Hyma, nordische Odaliske mit einer Jasminhaut, auf dem Sofa; die Doktorin Christel Heynk auf dem Halbsessel, der ihren schlanken Beinen gutstand, ein weißer und warmglühender Hauch, Gott behüte, nicht bloß ein Hauch, sieh da, sieh da! Mijnheer van Goudsmit hatte ein Leuchten in den türkisblauen Augen und einen noch rosigeren Badehauch auf dem festen Gesicht.

Gustav Poese, halb aus Magdeburg, halb aus Peking, servierte lautlos und gelblich mit glänzenden Jettaugen, die durch die mongolische Lidfalte schiefstanden — auch ein exotisches Sammelobjekt von Linus Zech, sein dunkler Rock war nicht sehr neu, aber seine Sprache unverfälscht magdeburgisch.

„Er zelebriert die Teestunde," sagte Freund Apitsch, der auch da war; es geschah mit der Würde eines großen Teemeisters der alten T'angdynastie.

Die drei Damen nippten an ihren papierdünnen Tassen und tranken Blumenduft. Christel tat es nachdenklich in dem kleinen Sessel, wobei ihre Augen gleichmütig und mitunter starr wurden, denn sie spürte Mijnheers Blick auf ihrem Gesicht und ihrer Gestalt — das kam von diesem verruchten Kleid und von der neuen Frisur, aber es störte sie nicht sonderlich; sie hob ein paarmal gradezu empfindsam und gefallsüchtig die Brauen, um gleich darauf eine strenge Doktorfalte zu runzeln.

Meister Kilian war nicht erschienen. Wieke hörte es zerstreut, als ginge es sie nichts an. Herr Kapellmeister Röbel wäre gerade heute zu einer Besprechung des künftigen Winterspielplanes herübergekommen... Da hatte er eben mit einer rücksichtslosen Geste abgesagt, was kümmerten ihn die andern, der Dynast, Moritz Goudsmit? Oder Wieke? — Er konnte nicht, er beliebte nicht, er hatte keine Lust, hatte Bedeutsameres und jedenfalls anderes vor! Er hatte sich seit vielen Tagen — hatte sich überhaupt nicht mehr auf dieser Seite des Winkels blicken lassen, und das verletzte und erbitterte, trotz aller Genugtuung, die darüber empfunden wurde, nun doch flüchtig in diesem Augenblick. Wieke Heynk war, wählerisch geschmückt und besonders bezaubernd, als hätte sie ihren allerbesten Tag, mit einem leidenden, aber abweisenden und strengen Ernst, der keineswegs unbeabsichtigt war, hierherspaziert. „Unser Meister ist leider verhindert," berichtete mit artigem Bedauern der Baron; aber gleich darauf war es ihr überaus leicht und fröhlich ob dieser Nachricht ums Herz geworden, sie hatte frisch und lebhaft gesprochen mit einem Glanz in den Augen und einer fraulich wissenden Anmut in den Gliedern, die dem ihr huldigenden Hausherrn galten und dankten.

So trank man ohne den geschätzten Meister Tee. Man vermißte ihn nicht und sprach nicht mehr von ihm. Sie saßen klug und heiter beieinander, so daß die Zeit wie ein leichtes Silberlöffelklirren verging und Gustav Poese unablässig priesterlich wirken mußte.

Nein, bis zur siebenten glückseligen Tasse des berühmten Teeisten Lo Tung wollten es die Damen doch nicht kommen lassen; Herr van Goudsmit hatte zuletzt mit ernsten Augen von dem asiatischen Epikuräer erzählt, und der lasterhafte Büchernarr Apitsch, der natürlich auch von ihm wußte und den schmalen Band des Teephilosophen Okakura-Kakuzo unter seinen gedruckten Schätzen stehen hatte, sprach über seine Tasse hin anmutig lächelnde östliche Verse voll weiser Diesseitsfreude, blumig wie Gustav Poeses Meistertee.

Nun bewegten sich die Gäste angeregt in dem runden blauen Salon, die Türen der Nebenräume, die des Barons gelehrte und fremdartige Schätze bargen, waren offen. „Gustav, den Turmschlüssel nicht vergessen!" raunte der Hausherr, denn er gedachte seinen Gästen nun wieder einiges im Hause zu zeigen; freilich mit den eigentlichen Prunkräumen war durchaus kein Staat zu machen, und die wünschte auch niemand mehr zu sehen.

„Ich hab' 'n Schlüssel in d'r Dasche," flüsterte der magdeburgische Mongole zurück.

Cassius Wende lief bereits finster in dem großen Arbeitszimmer an den tausend Büchern hin und überlegte, wie er sich verstohlen drücken könne, was sollte er hier? Als Statist war er sich zu gut und dazu war seine Zeit zu wertvoll, aber er hatte eigentlich nichts zu tun, wie etwa der große Meister Kilian, klingling, klimbim; als wenn das bißchen Musik so wichtig wäre — ruhig! Hyma würde an einem der nächsten Tage abreisen — das war ein würgender Traum, wie man vom Ende der Welt oder vom eigenen Tode träumte, unfaßbar. Sie rauchte drüben mit leidenschaftlichen Zügen eine Zigarette nach der andern.

Da wurden die Stimmen der Damen — auch die Hymas — im Nebenraum laut, Cassius erschrak und machte hastige Schritte; dort lag der trübselige Spiegelsaal, wo des Barons exotische Sammlungen aus dem Waluvaland zwischen Kongo und Zambesi, aus Nordost-Rhodesia, Kamerun und Deutsch-Ostafrika, aus Zentralasien und sonst woher aufgestellt waren und unheimlich dufteten

und grell und gespenstisch schreckten . . . ach, hier im Haus gab es noch mehr und andere Gespenster, die, selbst für den skeptischen halbfürstlichen Dynasten, zuzeiten weit unheimlicher waren und grämlich umgingen und abscheulich nach Kläglichkeit, Verfall, Staub, Moder und Vergangenheit rochen!

Der Baron führte und erklärte, und Apitsch erfand zur Erläuterung einige selbsterlebte wilde und zarte Geschichten. Die Heynkschen Damen kannten das alles schon, aber es war immer wieder neu und aufregend, und Hyma wandelte mit großen Augen und begierigen Fragen und mit geblähten und gerümpften Nasenflügeln, wunderlich erfaßt von dem wilden und fremden Duft, umher.

„Genug, meine Damen, — bitte ein wenig zuzulangen!" Sie erhielten alle kleine Gastgeschenke, so nobel war der Dynast gelegentlich, aber nicht immer und zu jedem. Christel erwählte sich einen Zauberstab mit einer abscheulichen Fratze; Mauritius Goudsmit mußte ihn vorläufig tragen, was er mit der ihm eigenen Unerschütterlichkeit tat. Und dann ging man neugierig auch zum bösen Cassius hinüber, zu den dicken Mappen, den getürmten Kästen und tausend Büchern des großen Arbeitszimmers — aber Cassius war verschwunden.

Gleich darauf trat Gustav Poese in Aktion, und man stieg hinter ihm her auf die Plattform des Türmchens hinauf. Das war nun allerdings eine heitere und steile Sache. Goudsmit, der den Zauberstab, von dessen Kraft er nicht viel hielt, für diesen Anstieg irgendwo unten in den Zimmern abgelegt hatte, erschien gemächlich als letzter in der Luke. Die Damen standen schon an der Brüstung und sahen ins weite Land hinaus, die Kleider wehten, und Apitsch stellte die Gegend vor.

„Hallo!" rief Mauritius und streckte kummervoll die Hand aus, als wäre der letzte Anstieg doch nicht ganz ungefährlich; aber er wollte wohl in dieser frischen Luft, die übermütig machte, bloß Christels Hand spüren, denn er wandte sich an sie: een wonderbaares Mädchen in der blauen Luft, alles hell, schmerzhaft hell, daß sich die Augen zusammenzogen. Christel blickte lächelnd auf das Haupt des angenehmen holländischen Herrn, seine Hand würde sich gut anfassen, das wußte sie schon, eine feste, starke Männerhand mit einem blauen Siegelring. Auch in Christel war Übermut, der wehende Sommerwind umspülte ihre Glieder, und sie hob belehrend das Gesicht: „Wer in den Himmel will, muß schneller sein, Mijnheer," sagte sie tadelnd. — „Ja, es ist ein Fehler, Doktor. Aber zuletzt doch eine Tugend — eine sehr große Tugend. Den Langsamen liebt Gott und das Glück." Da gab sie ihm mit einem nachdenklichen Gesicht doch die Hand; er faßte sacht, dann fest zu, daß die warme Kraft seines Händedrucks sie im Augenblick stark überrann, doch sie wandte sich gleichmütig schon wieder ab.

Dort lag das gelbe Pipohaus, dort die Juchhee, sauberklein, man mußte sich vorbeugen, so daß ein Schwindel vor der Tiefe über die Knie stieg. Herr Linus reichte Wieke ein Fernglas, sie gab es ihm, warm von ihrer Hand und ihrem Gesicht zurück — sein weißes Kinnbärtchen zitterte vor Freude, sein Pelikanhaar flatterte im Wind über der kleinen Goldbrille.

Daneben schaute der gefaßtere Apitsch mit Hyma über das besonnte Samos hin und ließ seinen Bart dem hageren gelblichen Magnaten fast ins Gesicht wehen, es war ein gläubiges Flattern nach allen Seiten hin, als wolle er heiter Besitz ergreifen von der ausgebreiteten Welt. Ecce!

Weiter ab stand Mauritius Goudsmit mit Christel und spürte ebenfalls eine kostbare Wärme. Sie hob das helle Gesicht langsam höher im Wind. Auch sie fühlte des andern Nähe — ein feiner, sicherer Mann, ein freier Bürger, wie es im Grunde alle sein möchten, am meisten die Spötter und Ankläger! ach, nicht bloß die kleinen Cassiusse! so erklärte Christel sich ihr Wohlbehagen.

„Das ist prächtig, daß uns der Baron hierherauf geführt hat. Man sieht später in der Erinnerung die hohen Punkte besser, klar und festlich — die Kleider der Damen wie lustige Wimpel, und Sie als hellsten Punkt, Fräulein Doktor. Das prägt sich ein; so werde ich das Bild sehen. Natürlich auch noch andere, o gewiß! . . . Leider konnte ich nicht alle Tage hier sein; man reist nicht bloß zu seinem Vergnügen und um Freunde wiederzusehen! Ich werde daran denken und nicht bloß daran denken — ich hoffe wiederkommen zu dürfen."

„Ja, das wäre hübsch," sagte Christel in die Luft, räusperte sich und bewegte die blonden Lider, die nun wirklich glänzten.

„Wonderbaar," sagte Mauritius überzeugt und betrachtete das glänzend bewimperte Profil, aber er meinte wohl bloß das kommende Wiedersehen. Jedenfalls schob er die Hand an ihre Hand, und es hatte den sicheren Anschein, als ob er die seine im nächsten Augenblick entschlossen darauf legen wollte. Aber da rückte Christels Hand wie zufällig ein Stückchen weiter; ach nein, schien die zu sagen; und Goudsmits Hand blieb förmlich plump liegen. Christels Kinn stieg

noch höher, als gäbe es weit da vorn etwas zu schauen, ihr Herz pochte einmal, das fühlte sie unter dem Spinnwebkleid und weil die Ader an der Kehle sich bewegte, dabei wurde sie müde und nahezu grämlich, vermutlich deshalb, weil das sympathische Leben nicht nur so mit ja und nein zu behandeln war. Der Glanz der Weite verblaßte sacht, er wurde zu Wald und Feldern, zu alltäglichen Dörfern und Flecken, das helle Band der Chaussee wurde staubig, und die breiten Bäume tief unten rauschten gewöhnlich. Wie schade! Man hatte sich gehen lassen, hatte das Lebensgefühl wie einen glitzernden bunten Springbrunnen in der Sonne spielen lassen, eine fröhliche Illusion. Mauritius hatte wohl eine ähnliche Auffassung von diesen Augenblicken gewonnen, denn er blickte seinerseits verschlossen nachdenklich und energisch.

„Nun sehen Sie, Fräulein Heynk," meinte er ruhig. „Man ist immer noch zu schnell. Ich werde bei meiner Manier bleiben. Zu schnell in den Himmel — das ist eine gefährliche Manier, nicht immer klug. Man wird sehen."

Da sah Christel ihn ebenso freimütig und freundschaftlich an, fast bewegt und herzlich; das Klopfen war wieder in ihrer Kehle, so daß sie noch kein volles Vertrauen zu ihrer Stimme hatte, sondern sich bloß wieder räusperte. Wie hübsch und einfach das gewesen war — festlich und gut, ja, so sagte er wohl; sie spürte ihn oder seine Stimme mit den vertrauenswürdigen Kehllauten ganz nahe und wie ein erquickend fröhliches Erlebnis. Aber da war eben noch etwas anderes in ihr vorhanden, ein noch verschwiegeneres Erlebnis, etwas, über das sie sonst nicht viel nachdachte, nicht im geringsten nachdachte — behüte; sie liebte bloß klare Gefühle und Ausblicke, reinlich und sauber. Morgen würde sie vermutlich einmal mit sich selbst reden, besonders über dieses andere. Ihre Kehle war ein lächerlich verschnürter Schlund, voller Katzen- oder Kratzlaute, es war nicht viel damit anzufangen, das machte es noch schwieriger. Sie war eben in diesen Dingen nur mangelhaft bewandert, zu fest in sich verpackt, trotz dem leichtfertigen Wölkchengewand und der neuen amoureusen Frisur — sie mußte sehr komisch und dreist damit aussehen, frech. Sie würde das morgen wieder abstellen, unmöglich die ganze Situation, sehr töricht — und sie machte ihre gescheitesten Mundwinkel, lächelte spöttisch und sprach gar nicht. Und das war und schien ihr das dümmste.

„Warum eigentlich?" fragte Mauritius mit besonders hörbaren Kehllauten, als wäre auch in seinem Schlund nicht alles in Ordnung. Das war eine sehr unbestimmt formulierte Frage.

„O, da ist noch so mancherlei —" sagte Christel rasch, so daß es beinahe lustig klang, was Christel ärgerte und dann doch insgeheim befriedigte, als hätte es auch einen ungewollten perspektivischen Sinn und Klang für sie und für ihn.

Da nickte er. Ein sehr delikates Nicken. Er war kein gefräßiger Tulpenbauer, der rasch eine gute, heiße Suppe auslöffeln mußte. Eine Doktorin, ein schönes und wonderbaares Mädchen, das mußte alles doppelt und dreifach erwägen — zeker. Das gab zuviel und zu Wertvolles weg. „Der Beruf — wie?" fragte er beinahe verschmitzt und heiter.

„Kann sein; vielleicht," kam es hoch und schwebend zurück, und sie war empört über ihre Ladenmädchenstimme.

Er lachte, und Christel lachte auch, ein wenig nervös, und bog sich über die Brüstung, wo der Wind frischer wehte. Sollte sie gleich Halleluja flöten, nachdem er selbst Monate gebraucht hatte?! — prachtig, prachtig — stimmte ihr Mauritius Goudsmit bereitwillig zu; sie hatte nicht auf ihn gewartet, sie hatte ihn und seine silberne Suppenschüssel nicht nötig. — In Zeit — in Zeit — prachtig — dachte Mijnheer heiter, weil er alles an ihr und was sie tat, wonderbaar fand, und machte ein trauriges und enttäuschtes Gesicht.

„Wer ist da unten?" fragten die andern beiden Damen.

„O da —" antwortete Christel und bog sich noch weiter vor. Und plötzlich streckte sie straff Arm und Finger aus. „Da unten ist Cassius!" Ein helles Figürchen bewegte sich unter schwankenden Baumkronen. Fremd und abseits.

Man rief und sang. „Cassius — Doktor Wende!" Das Figürchen sah nicht auf. Es wußte scheinbar nichts von denen da oben, kümmerte sich nicht um sie, hörte nicht. Ein Windhauch von oben, er ging versunken im Rosenduft, war sich selbst genug, er brauchte niemand — keinen — besonders diese in sich selbst verliebten, kühlen, harten Bürger nicht — niemand! und sein Herz brannte und litt, flog hinauf, flammte empor, stöhnte und schrie. Sie sangen . . .

Da winkte er zu den weißen Frauenhänden empor, die wie Taubenflügel in der Sonne blitzten, wie Fittiche des Glücks, wie Schwerter der Seligkeit. Sie winkten ihm, und sein Herz frohlockte und war dankbar, dieweil sein blasser Mund sich bitter verzog.

„Er liebt uns nicht immer, der kleine

Cassius," sagte Linus Zech zwischen Wieke und Hyma. „Er hat meist seine besonderen Ideen von uns und der Welt. Eine Weltanschauung. Aber ich glaube nicht — daß die Ideen dem Leben die Farbe und Richtung geben. Die Farbe gibt immer das Gefühl, ob man Schopenhauer, Plato oder Wende heißt."

Wieke sah ernst den Baron und sein im Sprechen zitterndes Kinnbärtchen an. Hyma aber war lächelnd an den Tisch getreten, den der Halbasiate Gustav mit etlichen Korbsesseln heraufgebracht hatte, dort standen in einer alten Vase auch ein paar Blumen; Wieke und Christel folgten ihr rasch, und dann warfen die weißen Hände Blumen auf den Weg des armseligen Toren Cassius. Er hielt das weiße Gesicht emporgerichtet, die Stimmen riefen — und plötzlich bückte sich Cassius. „Hyma," flüsterte er, hob mit bebenden Fingern die Rose vor seinen Füßen auf, drückte sie an die Brust, und ein dumpfes Schluchzen würgte ihn fast. Sie war dicht vor seinen Füßen niedergefallen, er hatte darauf gewartet, darum gebetet, wie um ein Zeichen.

„Wonderbaar. Es gibt ein Bild von Schwind," sagte Mijnheer huldigend zu Hyma, „kein Turm, aber ein Söller, von dem eine der schönen Schloßfrauen ein wenig spöttisch, eine Rose wirft, und unten — —"

Hyma errötete mit immer noch fragenden Augen. Sie kannte das Bild. In dem Spott der Schwindschen Frau war Mitleid, vielleicht eine wehe oder einsame Sehnsucht . . .

„Ich besitze eine Kopie im Haag — ein schönes Bild, zeker —"

Da kam Cassius rasch mit fiebernden Wangen die letzten Stufen herauf, die Rose Hymas hielt er in der Hand. Die Damen sahen es plötzlich verlegen und wurden still. Nein — Hyma hatte wohl nicht gelächelt, nur die andern. —

„Du hast noch Dienst?" fragte Wieke die Schwägerin Christel, die nun dem Doktor Cassius Wende ihren Zauberstab anvertraut hatte.

„Ein wenig." Und sie ging rasch davon.

Wieke blickte ihr nach. Wie leichtsinnig sie dahinschritt, anders als sonst, so schien es. Und Mijnheer Mauritius schwang den Strohhut, als sie sich am Gartentor noch einmal umblickte. Mijnheers Hutsignal wurde mit fröhlichem Handwedeln erwidert. Lebt wohl, ihr Guten — o, lieber Mijnheer Mauritius! sie hätte noch eine ganze Weile so mit ihm wedeln mögen; und es tat ihr außerordentlich leid, als es plötzlich vorbei war.

Aber hätte sie sich nun gleich wieder abschminken sollen? Sie dachte noch nicht daran. Allein wohin damit? Sie hätte mit Wieke, Hyma und Wende heimspazieren können. Doch die drei würden einsilbig neben ihr einherwandeln, jeder mit sich selbst beschäftigt, mit allerlei schwierigen oder melancholischen Gedanken . . . auch Wieke. Oho, was war das, meine gute Wieke? Die hatte jetzt zuzeiten eine so nachdenkliche, furchtlose, katastrophenspitze Nase, sie zeigte zu allen Zeiten eine eigensinnig ehrliche und, wenn es so war, verräterische Nase. Und du selbst — he? O nein. Sie wußte mit sich selbst sehr verständig umzugehen.

Christel, medicinae doctor, schwebte graziös mit holdem Lächeln und strenger Nasenfalte über die Schloßgasse. Ein Herr, mit rötlichem Nasenzipfel und roter Rose im Knopfloch, senkte behende den Hut und schritt schlürfend und kokett aus — ei, ei, Fräulein Doktor, Visite? ein Sommerschmetterling auf schlanken hellen Beinen, lieblicher als Pillen und bittere Medizin — verliebt — verlobt — ein, zwei, drei, gehorsamster Diener! und der erfahrene Optimat tänzelte um die Ecke. An der Schloßapotheke — ja, ach richtig! Sie räusperte sich, trat ein und sprach mit kühler Eloquenz lateinisch mit dem Apotheker, der, die Hände auf die Theke gestützt, einen männlichen Halt und eherne Sammlung suchte und dann verstört die unwahrscheinliche Wolke wieder entschweben sah: was war das? was bedeutete das?! das war ungewöhnlich — eben Sommer?! er ächzte. O gar nichts, mein Bester! Sie segelte noch über den Markt und durch etliche Straßen, aber damit war auch nicht viel gewonnen. Im Krankenhaus sagte der Pförtner . . . „herrjeh!" und verneigte sich erschrocken, denn sie war eigentlich dienstfrei. Der Chefarzt, der in welkem Kittel mit zerzaustem Arbeiterbart in seiner Tür stand, rückte an der verbogenen Stahlbrille: „Soso. So ist das." „Ja. Baron Linus und Mijnheer lassen sich empfehlen, Herr Professor — es war recht hübsch." „Danke — recht hübsch!" Doktor Lück, der Assistent, betrachtete sie ernsthaft mit ironisch länglicher Nase wie eine seiner Rhizinuspflanzen oder prächtigen Digitalisstauden: „Sieh da — erfreulich leicht." „Behüte!" sagte Christel ärgerlich; der zweite Assistent, ein dickes Bürschchen mit zerhauener Backe, schwänzelte berichtend um die Kollegin. Erst als sie wieder draußen war, fühlte sie ihre — „Hübschheit" wieder — o, du Kindskopf, unerhört und zum Händeringen!

Was nun? Sie hätte sich Mijnheer und sein Auto einladen sollen. „Zeker, wonderbaar — das ist prachtig!" Er würde sich die

Lippen geleckt und das Strohhütchen geschwungen haben. Sie schritt leicht unter den Kastanien und Linden hin, allwo man auf verbrannte Blätter trat, der Sommer war über die Maßen heiß.

Ob der Besuch noch da war — Meister Roebel? Drüben bei Pipo schien sich der — andere Meister in den letzten Wochen, soweit das festzustellen war, ziemlich rar gemacht zu haben. Wieke sprach selten oder gar nicht von ihm. Vielleicht weil Pipo nicht da war. Aber sie hatte ihn und Wieke ein paarmal am Walde gesehen, aus der Ferne . . . Ein Zufallsspaziergang, wahrscheinlich. Irgend ein Zufall. — Hm.

Sie würde jetzt Onkel Rochus den Kopf verdrehen — ja — der mußte immer und allen aushelfen!

Als Christel hinauskam, saß Ehren Rochus auf seinem Rollstühlchen mißmutig im Garten und löffelte in einer großen blauen Glasſatte dicke Milch aus. Sein Bilderspukapparat war entzwei, der Mechaniker würde erst morgen aus der großen Stadt kommen. „Das ist gut, Doktor. Keiner kümmert sich um mich. Auch Wieke läßt sich nicht mehr blicken. Nun, man ist kein ganz junger Herr mehr. Nimm Platz — ja, Gerste, das weiße Kissen auf den Stuhl — versteht sich, du siehst superb aus. Ist die Konkurrenz drüben im Wiekehaus zu groß?"

„Na höre, Onkel Rochus, ich bin auch sonst nicht von Pappe."

„Hab' ich nie vermutet. Du warst auf dem Schloß? Der Meister erzählte mir. Er hat den Roebel da, sie stauben eine ältere Oper von ihm ab — sie haben vorhin einen Höllenspektakel über mir gemacht. Ich bin ausgerückt; soll ich mir meine schlechte Laune auch noch durch verrückte Musik verpfeffern lassen? Was sagte Mijnheer?"

„War nett und artig."

„Kann ich mir denken. Eine Huldigung an Holland —"

„Höre, Onkel Rochus," lenkte Christel gemessen ab, „da in der Mittelschüssel ist noch viel dicke Milch, willst du die ganz allein ausessen?"

„Gerste — einen Teller. Soviel du willst, famos, Christel, du weißt die richtigen Dinge zu schätzen; aber bekleckere dich nicht, mein Kind."

„Danke. Ich nehme gleich die Schüssel. Auch den Zucker, lieber Gerste; das Saure sitzt dann tiefer als erfrischende Komponente." Und sie schob begierig einen gehäuften Löffel in den Mund.

„Wie bei der sogenannten Liebe," lästerte Ehren Rochus.

„Nach meiner Beobachtung schwieriger zu dosieren," sagte Christel abweisend; „dicke Milch ist eine bekömmlichere Mischung."

Dann waren sie beide satt. Die abgeblätterte Kallipygos stand vor ihnen, hochumbuscht, das war recht gut, neben ihnen lag das lange Verandakastell mit den phantastischen Wandmalereien vom weiland Apitschpère. Und die Zeit verging.

Die Luft war klar und still, daß alle Dinge zufrieden darin standen, gesättigt vom Tage. So wirkte auch der alte Rochus ... er gähnte sogar vorsichtig ein bißchen und plauderte munter. Christel aber beschloß, bald wieder zu gehen.

Auch sie saß friedlich auf dem weißen Kissen im Stuhl, hielt die Hände im Schoß — nun war das „Hübsche" wohl vorbei, und eigentlich war es nicht sehr viel damit gewesen. Das Erfreulichste war wirklich Mijnheer gewesen — das war hier im geruhsamen Abendlicht gut und labsam zu denken. Sie lächelte; und hob den Arm mit der Uhr, und die Bewegung hatte wieder etwas von der Hübschheit des Tages, mit der es nun endgültig vorbei und mit der es eigentlich nichts gewesen war; nur noch ein schwacher Nachschmack und eine frohe, dankbare und etwas wehmütige Erinnerung.

Onkel Rochus aber, es war nicht zu übersehen, senkte eben sanft und scheinheilig heiter das Haupt mit dem kokett gepflegten weißen Hahnenkämmchen nach vorn, mitten in einem spaßigen, boshaften Satz. Das war man schon an ihm gewöhnt, wenn er es auch stets hinterher bestritt.

Da wurden Licht und Luft ringsumher noch friedlicher, einsamer und gleichgültiger.

Auch Christel, die sich eigentlich davonmachen wollte, hätte die Augen schließen mögen; sie streckte Arme und Beine lässig aus, schmiegte sich tiefer in den Stuhl, kein Bienchen summte mehr, nur eine leichtsinnige blanke Fliege schwirrte, und die gelben Juchheerosen dufteten . . .

Der Kies knirschte, und eine Stimme, die gut klang und die sie sogleich unbegreiflich lieb hatte, sagte etwas.

Da öffnete sie die Augen langsam wieder, und der Garten war mit einemmal sehr hell und alles ringsum unwahrscheinlich nahe.

Hatte sie geschlummert? Nicht eigentlich fest geschlummert, ganz leicht geträumt, nur so . . . Da stand Lutz vor ihr, sehr groß, in einem weißen Anzug, sehr schlank, mit hellem Haar und stahlgrauen Augen im dunklen Gesicht, mit seinen edlen, sehnigmageren Händen, die manchmal nervös waren und immer ein eigenes, bestrickendes Leben hatten; sehr frisch die ganze Erscheinung, belebt und heiter. ‚Sehr schön,' dachte sie und

erschrak, daß das Blut nach ihrem Herzen stieß und dann weich nach unten und oben verströmte.

„Ja? Ist der Besuch weg?" fragte sie verwundert.

„Ist weg. Und ihr?" Er neigte sich belustigt lachend vor und sprach leiser. Des alten Rochus Kilian Köpfchen hing schief, sein Atem ging sogar mit einem kleinen, netten Schnarchen; er war auch im Schlaf artig, wenn eine Dame dabei war. „Habt ihr schlampampt und seid beide müde geworden?"

„Ein wenig." Sie faltete die Hände, ruhig und wohlig müde über dem Magen. „Ich habe nicht geschlafen."

„O doch. Das ist nicht ganz abzuleugnen. Aber du bist zu früh erwacht, Christel," sagte er seltsam nahe und lächelnd über ihr.

Da sah sie sein Staunen über ihren Anblick oder ihr Aussehen und merkte sein Entzücken. Und das machte sie noch ruhiger. Nun also. Jetzt hatte ihre „Hübschheit" wohl doch noch einen Zweck und Sinn gewonnen — den eigentlichen? dachte sie in dem Gespinst ihrer warmlastenden, bequemen Ruhe, die sie ungeheuer ehrlich machte, zu träge zu jedem Schwindel, Widerspruch und — übersichtig.

„Ich muß nun bald wieder gehen. Ich kam bloß für einen Augenblick vorüber," erklärte sie und verzog strenger die Lippen.

„Du hast sicher noch Zeit. Du warst also bei Linus und Moritz? Ganz gewiß — unverkennbar, ich seh' es. Ich war leider verhindert — ganz gut so," sagte er nervös, und sein heller, leidenschaftlicher Glanz verblich wie unter einem Wolkenschatten. „Wie geht es Wieke?"

Da erwachte auch Christel aus ihrer unverständlichen Verpuppung, die sie sogleich rügte. Sie spürte seinen Blick auf ihren Armen und Schultern, auf ihrer Brust, ihrem Haar. Da zog sie sich gemächlich zusammen. „Wieke geht es noch immer nicht gut. Sie weiß nicht, daß ich hier bin. Hyma reist schon morgen. Sie bekam ein Telegramm von ihren Verwandten aus der Schweiz, Celerina," so berichtete sie sachlich und auffässig einförmig.

Lutz setzte sich auf einen freien Holzstuhl, stützte den Kopf und sah plötzlich abgespannt aus. Sie hatten da oben stundenlang gesprochen, gespielt, geraucht, Christel sah es ihm an. Aber auch das hatte seinen Reiz so nahe; hatte einen bestürzend menschlichen Zauber, als zittere noch ein Ausklang von Kampf, von Leben und Leidenschaft darin. Dies stille, süße Abendlicht umzauberte und verklärte alles, Menschen und Dinge; alles war kostbarer und erhabener als sonst in dem Licht, edler und reiner; sie selbst, ihre Hände, jede Linie, die sie sah und fühlte. Sie glaubte ihn nie so richtig und nahe gesehen zu haben, und sie machte erstaunt ihre kritischen Augen.

Er beachtete es nicht. Sprach mit gestütztem Kopf.

„Es war ein — ja — ein überraschendes Bild, Christel. Ich kam nervös, verbraucht und abgenutzt mit Roebel herunter. Da hatte ich die Erscheinung neben dem sauberen Greislein; schlich herbei und stand still. Entzückend und hold, wie Titania im Walde."

„Ich wiederhole, ich war sehr wach." Sie wurde langsam rot. Das ging nicht, ihr Herz wurde traurig und trotzig.

Er betrachtete sie unbefangen, als wäre er ein ganz alter und unbeteiligter und dazu berechtigter Mann. Ihr Onkel, ein väterlicher Freund und ein Greis. Seine Stirn war vergrämt.

„Du bist heute besonders erfreulich, Christel, ungewöhnlich erfreulich. Anders hübsch — und doch du selbst; eine, die sich nichts abfeilschen und abtäuschen läßt. Besonders hübsch heute — für wen?"

Sie setzte sich zurecht und wurde der alten Christel wieder ähnlicher.

Er wühlte mit der Hand im kurzen Haar.

„Schade. Man irrt und verstrickt sich — —" fuhr er unbekümmert gramvoll und zerstreut fort. „Ich möchte etwas gehen, Christel, komm mit. Allein bin ich mir zu schwer. Ich bin reichlich ab und müde, sehr mürbe, und habe wenig Sympathie für mich. Ja, komm mit, Christel. Das wäre befreiend; wir haben uns seit Quendelmeyer zu wenig gesprochen. Das ist riesig schade und war gewiß ein großer, vielleicht nicht gutzumachender Fehler. Ich werde sehr klug und umgänglich sein."

„Das geht leider heut nicht. Komm mit nach drüben zu uns. Warum kommst du nicht mehr?"

„Die Arbeit, weißt du. — Nein. Danke. Heut nicht." Er stand verstimmt auf.

„— Was das ist mit Wieke, Lutz?" fragte Christel plötzlich mit leiser Stimme, in der etwas klopfte, eine sehr kühne Atemlosigkeit.

Er sah sie an. Er schien verletzt, wie von etwas höchst Undelikatem. War sie deshalb so — erfreulich hübsch hierhergeflattert? Das sah ihr schon ähnlich — ihrem gezielten Wesen . . .!

Christel flammte. Und er sagte keineswegs nein. Er lächelte nur. Es gefiel ihm fast.

„Wir stehen alle einander nahe genug!" fuhr sie leise und erbittert über sich selbst und ihn und sehr rasch fort. „Schweigen ist oft nur dumm und bequem — ich hab' euch gern."

„Gern?"

„Ja, anders. Herrgott! gibt es denn nichts anderes in der Welt, als jenes — andre? bestimmt nicht für uns Frauen. Es gibt ein Menschliches, das wichtiger und auch mächtiger ist." Sieh da, die Erregung machte sie weise und noch anziehender als bisher.

Sieh da. Er vergaß völlig, daß eigentlich er davon angefangen hatte. Lutz ging mit ein paar leichten, großen Schritten umher. Ein ungewöhnlich gradsinniges Mädchen, auch wenn es sich selbst etwas vorflunkerte. Und Onkel Rochus pfiff ahnungslos durch die Nasenlöcher. Diese Christel im Nessusgewand der Eitelkeit und Verführung schien etliche distanzierende Stacheln verloren, den Amazonengürtel gelüftet zu haben, aha, nicht übel — warum? für wen? — — Mein Gott, Wieke — so anders, so reizend, weiß und berückend — sie war noch schattenhafter, grauer, ferner. Diese Frische da . . . wunderbar frisch, blühend und untadelig; sein Schritt wurde zögernd und matt. Er lächelte umdüstert und böse.

Dann blieb er wieder vor ihr stehen und blickte grübelnd und aufreizend auf sie nieder.

„Ach — das ist nichts. — — Aber weißt du, Christel, — etwas anderes —" fuhr er grübelnd fort. „Erinnerst du dich des Tags vor vielen Wochen, in der großen Stadt, bei Quendelmeyer? du schienst damals nicht recht bei Laune oder Ohr zu sein; du hattest noch die alte, auch recht hübsche Frisur und trugst ein vestalisches Straßengewand, auch sehr kleidsam und mädchenflott."

„Ich erinnere mich nicht genau."

„So will ich dir helfen, wir sprachen damals kurz und andeutend — ja, wie war das doch? dem Sinne nach bei Jazzmusik und Rumkirschtorte — — daß in dir möglicherweise ein vortrefflicher oder verläßlicher oder — ja — unzerstörbar blühender Kamerad für Akrobaten und Feuerfresser stecken könne — —"

„Zu mir? Du sprachst etwas von Weizenbrot. Danke bestens. Du hast das wohl bloß gedacht. Ich glaube nicht, daß ich der gleichen Meinung gewesen wäre." ‚— der gleichen,' sagte sie und fand es nicht hübsch.

Doch Lutz ließ sich nicht stören. „Habe ich es bloß gedacht? Dem Sinne nach, Christel . . .!" er sprach leicht und bequem und willkürlich herausfordernd wie unter dem Zwang seiner Zermürbtheit auf sie nieder. „Dennoch also . . . ich habe es öfter gedacht . . . eine, die unerbittlich heischt und freiwillig gibt, die hält und zügelt, die keine Schwankungen kennt und duldet und doch — sagen wir — lacht und lächelt — nicht skeptisch, o nein, sondern klug wissend und stark, weil sie überall das Ja sucht, auch im Hinnehmen des Unzulänglichen und allzu Irdischen . . . So ungefähr, kraft ihrer unzerstörbaren Blüte und Frische, es war fraglos der Sinn meiner Worte und Gedanken."

Jetzt war das helle Erstaunen auf Christels Seite; um ihre Stirne flackerte es wieder rötlich. ‚Du bist vollkommen verrückt und unverschämt,' dachte sie, es tanzte ihr auf der Zungenspitze. Es war wieder etwas in ihrer Kehle, wie vorhin, als Mijnheer Mauritius neben ihr stand, das man nur mit einem scharfen Lachen loswerden könnte.

„Danke für die gute Meinung. Wir haben gewiß nicht davon gesprochen. Sie stimmt auch nicht. Überhaupt nicht. Am wenigsten in dieser Stunde."

„Du meinst? Also sprich — ich bitte dich."

„Über die Feuerfresser und Degenschlucker, so sagtest du doch?" fragte Christel kampfbereit und belustigt.

„Luftakrobaten," antwortete er mit schöner, tiefer Stimme.

„Eine etwas unheimliche Menschengattung, scheint mir, vor der ich mit andern Leuten ein unüberwindliches Mißtrauen hege. Auch wenn sie nicht mehr im Spielerwagen fahren und Pferde stehlen."

„Sehr gut, Christel. Weiter."

„Weiter? Nun, was noch? Es sagt doch genug. Für Feuerfresser ist der Kamerad — die Kameradin meist bloß ein Reiz; auf höherer Ebene, also außerhalb des Spielerwagens, bestenfalls eine lebensteigernde Begegnung, so glaube ich, mehr ein Taumel, als ein währendes Glück, um es in höherer, bürgerlicher Sprache zu sagen, die die Feuerfresser nicht zu sprechen lieben. Ein abenteuerlicher Schwärmer oder Idealist, der Feuerfresser, gewiß — aber mehr aus der Ferne gesehen und im Zauber des Verlangens. Mit dem egoistischen Besitz beginnt die Entzauberung, um auch dieses Lieblingswort von dir zu brauchen. Ich glaube, Onkel Rochus regt sich —"

„Sehr klug, Christel, und nicht ganz falsch . . . nein, das Greislein stört uns nicht, wir sind ihm gleichgültig. Und doch falsch, Christel. Es kommt dabei immer und jedenfalls einmal auf die Kameradin an. Ganz simpel. Siehst du, es gibt Feuerfresser, die sich selbst satt haben. Nicht aus Müdigkeit, nein, — obwohl sie das manchmal glauben, aber dazu muß man wohl noch mehr enttäuscht sein oder älter, ganz alt, vorher läßt das Leben doch nicht los, verrucht und süß, ist Zwang und Gebot, ist alles, solange wir darin atmen, man muß hindurch, ächzend und benedeiend, herrliches Leben halt' mich



Abschied. Bildwerk von Ferdinand Liebermann

— ich halte dich: verweile doch! ... Ja, auch die Degenschlucker erfahren das, — gerade sie ersehnen die Ruhe der Erfüllung einmal und vielleicht immer, Ankergrund."

Christel stützte die weißen festen Hände auf die Stuhllehnen und sah ernst prüfend auf Onkel Rochus und sein friedliches, einfaches Schlummerleben. „Kann sein, daß es so ist. Aber das Mißtrauen ist stärker und unüberwindlich —" sagte sie, und ihr Herz schlug seltsam leicht. Sie saß noch einen Augenblick still und seltsam belustigt. Lutz stand geneigten Hauptes vor ihr, und das tat ihr in der nächsten Sekunde doch brennend leid, daß ihre Hände von den Stuhllehnen glitten.

Dann stand sie auf. „Ich muß jetzt gehen. Da kommt auch Gerste. Das war ja eine wunderliche Unterhaltung."

Er sah zornig aus, aber dann lächelte er, — wie reizend sie war, ein gewappnetes Mädel, um das der Duft der Frische und unzerstörten Kraft wehte. Es gab nichts an ihr zu mäkeln — nicht viel — nichts. Ein Ja-Weib, trotz dem unabänderlichen Mißtrauen — ach! ach! das war immer abzuwarten. „Fein hast du dich gemacht, Christel, du hast es den andern Damen und uns tüchtig gegeben! Aber siehst du, auf — alte Herrchen wie Onkel Rochus da ist erst recht kein Verlaß!" Und er nahm unverstört lachend und freundschaftlich ihren Arm und brachte sie anmutig ans Tor; dann küßte er ihr die Hand, was er noch nie getan hatte.

Ihre Hand brannte, als sie durch die Gassen eilte. Sie hielt sie unbewegt am Kleid. Das weiße Kleid, die ganze „Hübschheit" war nun vollends welk in dem Dämmerlicht. Es drängte sie, es rasch abzulegen und sich, einen spitzen Dut auf dem Kopf, zu drehen wie eine fromme Bisse.

*

Daheim hatten sie schon gegessen.

„Ich war noch auf einen Sprung bei Onkel Rochus," erzählte Christel.

Über Wiekes Augenspiegel huschte ein Flimmern; dann wurden die Augen ruhig. „Es geht ihm gut?"

„Sehr gut. Sein Bilderleierkasten ist kaputt, da schlief er ein. Danke, ich esse nicht viel. Ich bekam einen Löffel dicke Milch, einen großen Löffel."

„Er schlief ein?" Ja — das kannte auch Wieke.

„Nett und artig. Lutz und ich erzählten uns etwas." Christel sah nachdenklich auf Wieke. Er hatte ihr keinen Gruß aufgetragen. Vielleicht vergessen. „Und wie geht es dir und deinem Kopf?"

„Danke. Ganz gut jetzt. Nimm noch etwas kalten Tee, hier ist Zitronensaft."

„Ganz kalt. Ich bin verdurstet — so ein ereignisreicher Tag glüht aus. Wo ist Hyma?" fragte Christel und trank.

„Sie packt in ihrem Zimmer."

„Morgen abend. Nun kommt es doch sehr plötzlich. Du fährst mit zur Bahn? Armer Cassius — aber ein kräftiger Schnitt ist immer die bessere Wunde. Wie töricht und unbegreiflich das ist: die größte Illusion hat die stärkste Realität."

Wieke sah auf und lächelte schwach. „Cassius ist wohl augenblicklich nicht in der Lage, diese vielleicht heilsame Erkenntnis zu machen. Ich fürchte, Hyma war etwas unvorsichtig; gut, daß es aus ist. Aber dann?"

„Er wird dichten, manchmal eine ebenso heilsame Beschäftigung."

Wieke stand nervös auf und trat ans Fenster, durch das der Mond schien. Und dann saßen die drei Damen noch lange in der Bibliothek; Hyma rauchte wieder viel und hastiger als sonst, obwohl es ihr verboten war. Es war spät, als sie sich trennten. —

Doktor Wende aber wartete schauernd am See, ferne Züge rauschten, ein Hund bellte, das klang schrill, als würde gegen eine dünne Metallscheibe geschlagen, und der Mond stand schräg und machte ein tröstendes Gesicht. In den Büschen glitzerte es, Cassius saß immer noch im Dunkeln; das Helle war ein böser, tückischer Feind.

Sie hatte gesagt: „Vielleicht fahren wir noch einmal auf den See." Aber sie war nicht herausgekommen. Hatte sie Furcht? Er lächelte mitleidig; Hyma war heilig. Die Damen hatten lange in der Bibliothek gesessen, er hatte es gesehen. Wie ein Dieb war er draußen geschlichen, hatte die Fäuste gegen den Mund gepreßt, eifersüchtig auf jede Bewegung, jedes Wort, jedes Lachen, jede Berührung. Dann war es still und dunkel im Haus geworden — bis auf ihr Fenster. Das war das furchtbarste. Er konnte ihr Fenster heute nicht sehen. Es wäre unerträglich.

Plötzlich war ein Geräusch ganz nahe in der Nacht. Cassius zitterte, so kalt wurde sein Körper vor Glück. Ja, es war Hyma.

„Sie haben gewartet? Es wurde etwas spät."

Dann nahm sie seine Hand. „Kommen Sie, Cassius — wir rudern noch einmal hinüber. — — — „Komm!" sagte sie plötzlich leise und rauh mit einer Melodie in der Stimme, die er noch niemals von ihr vernommen, und sie legte seine Hand auf ihre weiche weiße Brust.

Die Leidenschaft in Hausschuhen und Pipos Geheimnisse

Die Domina schritt mit dem Krückstock und mit den beiden scheinheiligen Teckeln streng durch Haus und Hof und regierte.

Sie ging auf den Hof hinüber, wo Hühner raunzten, Perlhühner gackerten, sie sprach mit dem Hofmeister, jaja, die neue Zentrifuge ... das Kalb müsse von der Blesse weg ... die kranke Sau fraß noch nicht, aber die blauäugigen Ferkel waren mit ihrer faulen Mama nebenan glücklich — und die Leute: ein bißchen Masern bei den Kindern, die alte Hültchen hatte die Gürtelrose, und die junge Lämmel erwartete immer noch — freilich! es war ein richtiger winziger Gutshof, und Pipo war nicht da. Danach ging sie mit den Teckeln, die vor Bravheit gähnten, zum Gärtner. Das war ihr Sonderreich; da galt es lang und breit zu sprechen für Herbst und Winter, und der Gärtner kratzte sich mit dem Pfeifenstiel angestrengt und sorgenvoll hinter den Ohren.

Danach war sie eine Weile fertig mit dem Regieren. Sie hatte laut und klar, äußerst verständig gesprochen und den Klang ihrer Stimme genossen, eine frische, kluge, energische Frau. Auch ihr Schritt war straff und elastisch gewesen, jede Bewegung, und ihr Blick glänzend, scharf und heiter. Sie hatten ihr alle respektvoll zugehört und ein wenig zärtlich nachgesehen, nicht bloß die Männer.

Jetzt spazierte sie tiefer in den Garten hinein, dem See zu, und setzte sich auf die kleine Bank unter den Blautannen. Dort drüben über dem Wasser, das war Prosperos Eiland. Entenkugeln huschten auf dem blanken Wasser, sie sah ihnen zu. Ihre Hände rasteten träge. Das vorhin war die eigentliche Frau gewesen, eine sich selbst angenehme, straffe Dame. Hier saß jetzt die andre Wieke und war müde und unzufrieden.

Von Pipo waren drei, vier Karten gekommen. Nette Karten, aber kurz. Kein Brief. Sie waren — es war unbegreiflich, was ihn solange fernhielt — mit einer ziemlich starken Verstimmung voneinander geschieden. Als er am Morgen nach jener Nacht mit merkwürdig strengem Blick, den sie noch kaum an ihm gesehen und der ihr eigentlich einen großen Eindruck gemacht, gefragt hatte: „Was bedeutete das, Wieke?" da hatte sie rasch geantwortet: „Ach, ich habe es nicht gern, wenn Herrengesellschaften solange dauern. Da bleibt dann jeder gern für sich," und sie hatte in gutgespielter fröstelnder Abwehr die Schultern zusammengezogen. Er hatte sie schweigend und böse angesehen: „Das ist mir neu. Du darfst es mir überlassen, wie ich mich präsentiere, und du kannst es!" Viel mehr war nicht gesprochen worden, und dann war Hyma dazu gekommen und dabei geblieben; der Abschied war heiter und zuletzt etwas eilig gewesen. Sie hatte in der Tür gestanden, er hatte sich im Wagen noch einmal umgedreht, daß sie ihn in einem jähen Schrecken und katzenjämmerlichen Schmerz hätte zurückrufen mögen, in einem Trennungsschmerz, in einer reueblanken Liebe —

Ihr Kopf schmerzte. Sie gähnte sogar und fröstelte wirklich unter den heißen Tannen, und dann stöhnte sie ein wenig.

Sie war delikat und sehr sauber, sie ging nicht gern von einem Arm in den andern ... mit noch brennenden Lippen, sie hatten ein paarmal und — öfter gebrannt, auch ihr Blut in einem Fieber, von des andern wilden Wünschen verbrannt und rebellisch, dies zu leugnen, wäre eine neue Lüge gewesen!

Auch eine gescheite Frau kann sehr töricht sein, wenn sie sich in eine blühende Verrücktheit verrannt hat, besonders, wenn das Gewissen sie greulich zwickt und beißt und ihre Ehrlichkeit leidet. Sie zappelte in einer selbstgegrabenen Sackgasse.

Die Teckel schüttelten klatschend die Ohren vor den Fliegen und rollten sich grunzend auf dem heißen Kies zusammen. Drüben im Haus spielte Cassius mit stockenden Tönen eine schmachtende Barcarole; Hyma war weitweg; und nun war Wieke allein; Christel war eine parteiliche Dame — gehörte zu Pipo. Sie schauerte und drückte ihre Glieder noch enger zusammen. „Ich wünsche eine klare und anständige Erledigung!" sagte sie laut und wunderte sich über das Wort oder ihre Stimme. Der hohe und verehrte Herr war einfach wieder mal weggeblieben, sang- und klanglos! ließ sich nicht mehr sehen, kaum, daß man einander auf der Straße ehrfurchtsvoll begrüßte! so war das schon einmal gewesen, aber damals war man jünger und dumm vor Liebe gewesen. Das verbat sie sich. Sie war nicht Lina ... Ihr Leib brannte plötzlich nach diesen quälenden Tagen und Wochen, alles Niedergehaltene brach endlich einmal herauf in dieser Stille und wartenden, gleißenden Morgenglut. Er sollte sie endlich nehmen — hier — jetzt — auf der Reise — auf der Flucht! Sie will nur noch Frau sein, Geliebte — sie beide Flamme und Sturm — skrupellos — schamlos — sonst war alles grenzenlos dumm und überflüssig gewesen, lächerlich und beschämend, ach, noch viel weniger, voll frechen Unrechts, das alles unbeschreiblich kläglich machte!

War sie vollends verrückt? Wie heiß die

Luft summte! Sie war ganz blaß, und ihre Brust zitterte. Und da mußte sie nun wirklich lachen, — erst leise, dann laut und eigentümlich hell aus dieser wilden Überspannung heraus; und mit den leichtklingenden, zitternden Tönen stieg es im nächsten Augenblick wie eine sachte Befreiung in ihr auf, die die Welt ringsum klarer machte, als teile sich unversehens ein dunkles Gewölk über ihr — Ihr hübscher, in seiner Liebe und Zärtlichkeit so starker und unwandelbarer, seiner Pipo — ach, kein Mann ist ein Ausbund, auch Pipo war es nicht, aber darauf kam es gar nicht an, wenn eine Frau sich einem Mann gab oder gegeben hatte! — er lugte glänzend durch das Gewölk herab, daß sie unwillkürlich erregt das Gesicht hob und die Hände bewegte, lächelnd und leidenschaftlich sehnsüchtig.

Aber — sie war ja fast seine Witwe! er war nie da — blieb immer länger weg, ließ sie allein. Eine schöne Frau, die nicht allein sein konnte, höhnte sie sich giftig, die Ehe — ach, darum ging es ja gar nicht, war es niemals gegangen! Es gab eine unübersteigliche Mauer, die sie immer gespürt hatte, ein unlösliches Gebundensein, eine Treue von Natur, erkannte sie flammend. Wie hübsch das alles einmal war — ordentlich, klar, fest, sauber, jetzt schwebte man irgendwo im Wirren und Unwahren, hatte etwas herabgezerrt, sich selbst beschmutzt — eiferte sie mit hitziger Lust. Sie sollte — ja, sie sollte kurzab wieder eine gemütliche und fröhliche Frau sein und zur Tagesordnung übergehen. Jeder Mensch sündigte in Gedanken und darüber hinaus und ging zur Tagesordnung über, und später konnte man darüber lachen!

Darauf seufzte sie noch einmal kläglich. Der Teckel Petermann, ein junger Lausbub, der, die Schnauze auf der Erde, mit zugekniffenem Auge eine Hummel beobachtete, spitzte die Ohren. Die Teckelin Selma, eine alte Dame, schnarchte. Dann sprangen sie beide auf und rasten den hellen Kiesweg hinab, der dicken, brausend flüchtenden Hummel nach, denn Wieke hatte sich rasch erhoben. Sie fühlte die Kraft ihrer Glieder und keine Müdigkeit mehr.

Cassius schaukelte noch immer seine verliebte Barcarole. Gut, daß Hyma nicht mehr vorhanden war. Auch Wieke wurde nervös von den aus der offenen Tür zirpenden Tönen, die in der heißen Luft wie in dicker Watte erstickten.

Plötzlich schlug ihr Herz auf, aber sie lächelte.

„Ich gehe in die Stadt," sagte sie nach einer Weile zu Lina.

Und sie schritt leicht und anmutig davon, und Petermann heulte.

*

„Du?" Meister Lutz erhob sich. Er hatte träge und unzufrieden auf seinem Diwan gelegen. Unfähig zur Arbeit, zum Lesen, zum Denken, zu allem. Ein toter Punkt — ja, das kam vor. Er war am Morgen übertrieben geschäftig aufgestanden, das war immer Blendwerk; man hatte unter aller Lust zu zweifeln, dann schwang der Wille die heimliche Peitsche, die immer nötig war, und dann ging es herrlich. Es war nicht gegangen. Buffolino lag auf dem Rücken und rang die Ständer gen Himmel. Papier lag herum und auf der Erde, Zeitungen, Bücher. Musik — wozu denn? Ein Spiel mit Glasmurmeln, mit Bauklötzchen oder Tanzpuppen! Überdruß — mal wieder bis zum Schädelrande.

Da hatte es geklopft, und seine cholerisch blanken Augen waren erstaunt, als sie leise und rasch ins Zimmer getreten war.

„Du Wieke? Ach, das ist hübsch."

Sie glühte ein wenig, so sehr sie sofort die Ernüchterung anwehte; auf der Treppe noch waren ihre Knie schwach gewesen, ganz zuletzt. Sie war fast heiter und herausfordernd gegangen. Ja, was wollte sie? Das würde sich finden.

O, nicht viel, ihr fraulicher Ordnungssinn, ihre verletzte Bürgerinnenwürde und -eitelkeit und noch etwas und Besseres darunter oder darüber verlangten nach einer Aussprache — einem Abschluß, eben einem dicken Strich. Warum sollte sie nicht hierherkommen? Die Juchhee war alte Freundschaft, fast Verwandtschaft. Sie nahm sich das Recht.

Er wäre ihr gern noch weiter entgegengegangen. Aber er hatte leichte hellgelbe Hausstiefel an, und das störte ihn augenscheinlich. Es war ein so merkwürdiges Beben über ihre Hände oder ihre Arme gegangen, als sie eingetreten war. „Bitte nimm Platz," sagte er freundschaftlich. Doch sie ging nur an den Tisch und holte etwas tief Atem.

„Sag' mal, Lutz — ist das richtig, daß du so ohne Sang und Klang davonbleibst, als wäre nichts geschehen und nichts gutzumachen?" fragte sie ruhig und sah ihn gerade an, indes ihr Herz stärker trommelte und nun auch ihre Stimme bebte. „Du sagtest einmal: wenn wir nicht unrecht haben wollen, dann müssen wir ganz und rücksichtslos sein können!" hörte sie jemand, der sie selbst war, sagen und war höchlichst überrascht davon.

Er sah sie groß an. Sie war ihm etwas unheimlich. Er wünschte, beruhigend und

herzlich ihre Hand zu nehmen. „Nimm doch Platz, Wieke," bat er mit sordinierter und gestopfter Stimme.

„Danke. Ich stehe lieber. Hast du — mir sonst nichts zu sagen?" O, das war unmöglich.

Er sah betreten auf seine gelben Hausstiefel, hinten war sogar das eine Hosenbein in den Schlüpfschaft geraten. Er bewegte verstimmt das Bein. Nein, das paßte hier nicht her, das war unbedingt störend, wie die ganze Situation. Das hätte er nicht erwartet. Man stand dabei, blies in Gedanken die Backen auf, sträubte die Haare. Immerhin — sie sah wundervoll aus, noch größer, schlanker, und ihr feiner, warmer Duft war um sie; das Ohrgehänge schwankte — ach ja, die Ohrläppchen — er sah sie — und den Zahn, wenn sie sprach . . . Da tat sie ihm wieder herzlich leid. Er hätte sie sanft in die Arme nehmen und sie leise hin und her wiegen mögen, beruhigend, zärtlich, wie ein Kind, ein ungebärdiges Mädchen und sie sanft küssen, auf Augen, Wangen und die geschlossenen Lippen; und nun stieg auch in ihm die Rührung und Zärtlichkeit stärker von den lichtgelben Hausstiefeln her empor. „Wieke . . ."

Aber da kühlte sie schon jählings ab, die Welle der zornigen Erregung, gegen die sie sich selbst aufgelehnt hatte und an die sie gar nicht glaubte. Sie war hierhergegangen wie zu einem beherzten Streit, und diese Einsicht tat ihrem Herzen wieder wohl.

Der Meister aber überlegte: ‚Frauen brauchen das, brauchen jede Übertreibung, versteigen sich in jeden Ernst. Vorher und nachher.'

Er sah dabei unwillkürlich zu seinen Papieren hin, und sie taten ihm ebenfalls leid, nach seinem Flügel, der einladend offen stand, nach Buffolinos gen Himmel ragenden Beinen — er hatte plötzlich das drängende Gefühl, als könnte er jetzt, in diesen Augenblicken, wenn er allein und ungestört wäre, wundervoll arbeiten. Er glaubte die geheime Peitsche in seinem Blut zu spüren, heiße, herrliche Schaffenslust, und er wurde unabweislich und peinvoll nervös, als würde die kostbare, fruchtbare Zeit und Stimmung vertan . . .

Er nahm ihre Hand, die sie ihm kräftig und rasch entzog. Er machte seine klaren, hellen Meisteraugen mit der leidvollen Brauenfalte und sah auf ihre oft geküßten, im Schoß verkrampften Hände. Sie gingen ihn nichts mehr an.

Sie aber wurde ganz schmal, eine Sekunde lang hatte sie das Gefühl, als müsse sie ein krampfhaftes Lachen verbeißen, und da stand auch schon wieder das andere vor ihr, voll starken, wahren Lebens, glückhaft beglänzt und unerbittlich streng und drohend wie das Sakrament.

„Was denkst du, Wieke?"

„— daß ich es niemals gekonnt hätte!" sagte sie langsam und bestimmt und sah ihn ernst und ehern an, blickte ihm bis auf den Grund seiner Seele und seiner Nieren, daß ihm unbehaglich warm wurde.

Er schwieg und verbarg die gelben Stiefel. „Ja, Wieke," sagte er dann. „Ich glaub' es dir."

Sie blickte auf, alles war klar. Sie erkannte erst jetzt sich selbst und jeden Gegenstand mit seinen harten Linien. Sie erhob sich lautlos und stand dann eine Weile stumm am Fenster, das ihr mit seinem Ausblick mit einem Male wieder gut vertraut und befreundet war.

Und dann ging sie ebenso rasch, wie sie gekommen war, und mit kurzem Gruß wieder davon.

Draußen tastete ihre heiße Hand noch einmal gegen die rauhe, kalte Wand, denn ein trockenes, zorniges Schluchzen sprang wie ein flinkes Mäuslein über ihre Kehle. ‚Ach Lutz . . .' dachte sie, aber da wurde sie wütend, und dies war wie ein geheimnisvolles, letztes Ausschwingen ihres Gemütspendels in die Gleichgewichtslage zurück gewesen. Und darauf wurde sie erst recht ruhig und ernst und leise fröhlich.

Der Meister aber bewegte sich inmitten des Zimmers und besah seine Hausstiefel, die ihm jetzt noch unpassender schienen, ganz unmöglich. Er hatte das Kleiderwehen der Davoneilenden noch im Ohr und blieb in trauriger, nachdenklicher und, wie ihn dünkte, wenig meisterlicher Haltung stehen.

*

Im gelben Pipohaus stand das liebe Leben still.

Es beunruhigte Wieke. Ein paarmal kam ihr sogar ein rascher Gedanke an eine mögliche Untreue da draußen, das erregte sie merkwürdig und setzte sie selbst unverzüglich in eine grelle, verzerrende Beleuchtung.

Ach das —! Sie hatte eine äußerst klägliche Erinnerung an gelbe Saffianstiefel; sehr menschlich und peinlich, die ganze Gestalt, gewissermaßen in Pantoffeln — ein glanzloser Herr, ein überraschter, stockender Maestro, müde und faltig.

Aber was geschah da draußen? Pipo sah keine andere Frau an, war auch auf seine besondere Art viel zu beschäftigt.

Eines Abends, gerade als sie bei Tisch saßen, klappte Doktor Wende plötzlich zusammen. Er war nun der letzte Gast im

Haus, er hatte eben besonders lebhaft und hastig davon gesprochen und sogar Hymas Namen genannt; darauf hatte sich sein Taschentuch über und über hellrot gefärbt, und ein krampfhafter Husten hatte ihn geschüttelt. Der immer Rücksichtsvolle hatte sonst nie gehustet.

Der arme Cassius. Pipo, wenn er hier gewesen wäre, würde sich, weniger Wendes als Wiekes wegen, aufgeregt haben. Er hatte sich immer über Wiekes Sanatoriumsgäste ein paar Gedanken gemacht und gemurrt.

Nun lag auch Cassius in einem hellen, kleinen Zimmer des sorglichen Krankenhospizes. Der harte Wechsel von strahlender Gegenwart zum Verzicht war wohl zu jäh gewesen. Die Natur ist immer simpel und logisch, und das Glück ist bloß einmal. O, er wußte, wie sie es gemeint hatte . . . Aber vielleicht sah er sie wieder, wenn sie erfuhr, wie ernst er es genommen hatte — und er lächelte und schlummerte ein.

Wieke kam und brachte Blumen aus dem Garten. Sie machten ihm alle Mut, aber das war gar nicht nötig. „Sie müssen bald in die Berge. Sie wissen, mein Mann hält viel von Ihnen —" Er wurde rot — gut, gut — ja in die Berge! Und seine Augen leuchteten.

Baron Linus erschien, er blieb nicht lange; sein weißes Kinnbärtchen zitterte, während er munter sprach, und seine kleine Goldbrille glitzerte nervös, denn er machte nicht gern Krankenbesuche.

Apitsch machte ein zuversichtliches Gesicht, wie ein gutes Kind, und sprach mehr von sich selbst als von Cassius. Mijnheer Moritz hatte ihm, bevor er ins breite Holland heimgefahren war, ein paar Kuhschwänze, etliche seiner erregend schlichten und naturnahen Bilder, abgekauft, für sehr gute holländische Gulden — nun würde er also bald wahrhaft reich sein; es konnte nicht fehlen, Mijnheer würde auch in Holland die Trommel für ihn rühren. „Also die gloriose Park-Villa, Meister Apitsch?" fragte Cassius lächelnd. „Natürlich, Cassius! Sie ist in greifbarster Nähe. Ich denke jetzt an noch größere Dimensionen — an einen richtigen Wildpark mit breiten Gräben und an einen See mit seltenen Fischen und Wasservögeln; und natürlich müssen die umgänglichen Wildkatzen Puma, Ozelot, Nebelparder, malaiische Bären meine Solitude bevölkern. Sie sind eingeladen, teuerster Cassius — ein ganzer Flügel wird Bibliothek sein!" Und er glättete seinen Bart und rollte die porzellanblauen Kinderaugen.

Da legte Christel den Finger auf die Lippen.

Meister Kilian aber saß in seiner Mönchskutte, wie er gern mit herber Betonung sagte, und arbeitete fanatisch. War das wieder so nötig? Ja, es war das Unumgänglichste! Er war durch einen dichten Urwald gebrochen, hatte sich einen Weg durch Wirrnis und Dunkelheit gebahnt, nun schimmerte nicht mehr fern die Lichtung — der Gral des Endes! Man schuf rascher, beschwingter . . . voll warmer, schwellender Überwinderfreude: es war da — es war fast da — und dann — ja, wann?! — würde die letzte Formung und Orchestrierung beginnen, die spielerische und strenge Präzisionsarbeit . . . das war voll souveränen Behagens und — weniger schmerzhaft.

Es war gegen Abend. Lutz stand mit wirrem Haar am Fenster und genoß die frische Luft an der Stirn. Er war zufrieden und weich, er hatte den Entwurf des dritten und letzten Aktes zu glücklicher Stunde begonnen und blickte nun in gesichertes Neuland, es war ihm dabei zuletzt etwas Köstliches, schon völlig Rundes und Gültiges gelungen, etwas schamlos Süßes, eine beinahe altmodische Kantilene — nein, er schämte sich nicht, sie war funkelnagelneu. Er summte den wunderlich hüpfenden Grundbaß. Nicht schlecht. Das Herz, ihr Guten, immer das Herz — ja! dachte er frohlockend in innerster Gewißheit. Er war bloß noch Gefäß für himmlische Stimmen.

Er wollte nun etwas gehen, nicht weit. Richtig — Cassius, er hatte davon gehört: er würde ihn heute mal besuchen. Er hatte sich das längst vorgenommen, aber — so war das eben. Er würde auch einmal wieder mit Christel schwatzen — lange nicht gesehen — und darauf freute er sich immerhin und nebenher.

Herr Schliepe, der Pförtner, bekam eine gute Zigarre. „Danke gehorsamst, Fräulein Doktor haben noch Dienst. 's ist allerhand los!" sagte er mit Hochachtung für den Betrieb.

Cassius saß recht munter in seinem Bett. Er hatte eben mit Appetit sein Abendsüppchen geschlürft und blätterte in einem roten Buch, das unzweifelhaft ein Baedeker war. Er entfaltete gerade eine Karte, als der Meister eintrat, und war erfreut und fühlte sich geehrt.

„Sie wollen in die Schweiz? Was haben Sie da? Das Berner Oberland. Ja, das könnte auch mich locken. Luft wie Champagner, und man ist über der Welt."

Die Cassiusaugen lauschten. „Vorläufig mache ich Pläne, die gnädige Frau brachte mir die Bücher mit. Eine hübsche Beschäftigung. Ich habe immer gern auf diese Art

Pläne gemacht; Karten und Führer studiert — aber dabei blieb es meist. So war das immer bei mir." Er lächelte, aber nicht mehr so schmal, ironisch und feindlich wie früher, in seinen dunkeln Augen war ein neuer Glanz. „Vielleicht läßt es sich diesmal machen. Man wird sehen."

Lutz dachte sofort daran, etwas beizusteuern, er würde auch den in humanioribus immer leicht widerborstigen Greis Rochus anbohren, der immer glaubte, er müsse verhungern. Christel mußte das in die Hand nehmen. „Sie sehen gut aus, Doktor Cassius."

„Es ist noch ein wenig Fieber da. Aber es geht mir gut. Man muß wollen. Im Wollen, ich meine, im Geistigen, sind gewaltige Kräfte. Ein seelischer Eindruck kann einen krank machen; da geht es auch umgekehrt. Ich habe das früher schon oft erprobt," sagte Cassius und legte die weißen mageren Hände auf die Wolldecke. „Das ist keine Binsenwahrheit. Ich habe jetzt Zeit, über so etwas nachzudenken, noch mehr als sonst —" er lächelte. „Aber ich glaube, man muß doch mit dem Körper ‚anfangen' — Sehen Sie . . . gerade heut vorm Jahr, ich fand vorhin die Notiz in meinem Tagebuch, sah ich ein großes Sportfest im Berliner Stadion. Sein Eindruck auf mich war überwältigend und ist mir lange nachgegangen. Ich sah damals in diesen jungen Turnern und Sportsleuten eine ganz neue Rasse — eine Rasse der Zukunft, und kam mir selber uralt und ausgeschaltet vor, beiseite gestellt in meiner anspruchsvollen Geistigkeit und nicht sehr widerstandsfähigen Existenz. Ich folgerte sogar, diese sportlich erzogene und gestählte Körperlichkeit hebe auch alles Menschliche auf eine höhere Ebene — verleihe allem das Ethos der Kraft, der Beherrschung, der Ehrlichkeit und Frische ... ich bin oft noch geneigt, das zu glauben, gerade jetzt —" er sah Lutz scharf an, ein bißchen hypochondrisch, wie es seine Art war. Dann lächelte er wieder und bewegte die Hände. „Natürlich bleiben die meisten Menschen, wie sie sind, oder zeigen bloß neue Kehrseiten — und alles ist nur ein hübscher Wunschgedanke von mir und ein bißchen Selbstquälerei. Und doch bedeuten Gesundheit und Kraft unendlich viel für den geistig-seelischen Betrieb —"

„Natürlich. Mit einemmal ist man steif und fett und auch innerlich ein Querulant und ein Ekel. Und kalt abreiben — schon, um für die Arbeit frisch zu sein. Ausgezeichnet. Ganz vorzüglich, Doktor. — Das Leben ist das Heilige und das einzig Gewisse, es macht glücklich, das zu denken. Ich glaube übrigens: es gibt mehr Einflüsse in ihm, als wir ahnen; wir sind umwogt von physischen und geistigen Wellen, von Kräften, die uns geheimnisvoll berühren und bestimmen, reizen, kränken oder beruhigen. Ich glaube: man muß ruhig in dieser Flut stehen, wissend und bereit, dann berührt einen das Richtige, Fördernde und Suchende — der geheimnisvolle Sinn jedes Lebens, der es treibt und trägt." Cassius nickte mit brennendem Blick.

Ach, da lagen wieder Bücher, aber sie sagten ihm jetzt wohl nicht viel — es gab lichtere Ausblicke und Gedanken, er lag und dachte ans Leben, das fern war und auf ihn wartete. Er wollte gesund und stark werden — und auf die Berge, das war das Dringendste. Und dort wird er schreiben und dichten vom guten Leben — und — —

„Wir müssen noch darüber sprechen, Freund Cassius. Auch ich mache gern Pläne. Vielleicht reisen wir mal zusammen, wenn ich hier fertig bin, — was meinen Sie dazu? Darüber müssen wir noch reden!" erklärte er eifrig und herzlich und sah ermunternd in das stille, blasse Gesicht. „Ja. Aber nun müssen Sie schweigen und Ihre guten, heilkräftigen Gedanken spinnen. — Wo steckt Christel Heynk? Ich möchte auch ihr die Patsche geben, ja, ich freue mich, daß es Ihnen gut geht. Ich sehe noch mal herein, wenn ich nicht hinausgeschmissen werde."

„Sie wird in ihrem Zimmer sein . . ."

Lutz ging hinaus. Auf dem Korridor war es still, und der Fuß glitt auf weichem Linoleum, es roch nicht erquickend hier, der Meister machte ein mißtrauisches Gesicht, wie es der Dynast Linus vor etlichen Tagen getan hatte.

Er pochte vorsichtig wie ein armer Sünder an Christels Ordinationszimmer, keine Antwort, aber als er dann aufmachte, um wenigstens hineinzusehen, es polterte gerade ein schwerer Lastwagen vorüber, da saß Christel lebensgroß an ihrem Schreibtisch ruhig atmend und behaglich in ihrem Baderkittel. Wie nett. Immer neue Aspekte. Er hatte zuletzt nicht ihren Anblick erwartet, nun saß sie da, sehr wirklich und warm lebendig mit leicht zusammengezogenen Brauen, als besorge sie auch das gründlich; die Lippen waren geöffnet, eifrig und reizend. Aber er konnte nicht gut ewig hier stehenbleiben und ihr zusehen, da säuselte auch schon die Tür in seiner Hand einen knarrenden Seufzer, Christel hob die Augen und sah ihn an. „Was willst du denn?" fragte sie mehr überrascht als höflich.

„Ich sah nach Cassius. Ich kam vorüber."

„Cassius empfängt eigentlich abends keinen Besuch mehr," sie war rot und strich an

ihrem Haar. „Bitte, komm herein. Guten Tag," sagte sie und gab ihm die Hand. „Es ist wirklich nicht gut, wenn Cassius noch am Abend spricht. Wenn dich der Chef oder Lück erwischt hätte —" sie lächelte mahnend, und er betrachtete sie in ihrem schlichten Kittel.

„Ich hatte mächtige Angst vor deinem Professor. Schliepe sagte mir gegen eine Zigarre die Zimmernummer."

„Schliepe wird sich eine Rüge zuziehen."

„Mach's gnädig, Christel, die Zigarre war nichts wert." Er bewegte sich behutsam ins Zimmer hinein und fühlte sich sogleich behaglicher hier als da drüben beim armen Cassius; ein stillgeschäftiges Gemach, erfüllt von warmer Sorglichkeit, sogar Blumen standen auf dem Tisch, ganz frisch und bunt, als wären sie soeben gepflückt und dorthin gestellt worden, Frauen brauchen das, auch Doktorinnen, irgendeinen holden Schimmer. Er sah sich mit heiter reservierter Freundschaftlichkeit, wie sie ihm neuerdings nach Lage seiner gedämpften Beziehungen zum Pipohaus geboten schien und auferlegt war, in dieser angenehmen Luft um, die etwas von Christels beherzter und menschlicher Atmosphäre hatte. Alles gefiel ihm wieder, daß er die eigene Gedämpftheit als lästig empfand und zu vergessen wünschte, nach der bedachtsamen Unterhaltung mit dem Lazariden Cassius, sich zu dehnen wünschte in dieser Luft — lustig! zwischen ihnen beiden war doch alles unverändert wie eh', nicht wahr? Da rieb er sich wirklich die Hände.

„Du höre, Christel . . .!" überlegte er und pflanzte sich munter vertrauend vor ihr auf. „Ja, dieser Cassius, das ist schlimm, Christel . . .! Es läßt sich da vielleicht doch etwas tun, damit er hier herauskann — mir kam da vorhin ein Gedanke, in dem du eine Rolle spielen könntest — —"

„Was denn?" Sie hielt die Hände in den Seitentaschen ihres weißen Baderkittels.

„Wir müssen ihm da raushelfen, wir alle. Wir bereden es einmal, Christel, wenn Pip —" ach so, der war vorläufig nicht zu brauchen, ausgeschaltet, spielte vorläufig nicht mehr mit in gemeinsamen Unternehmungen, auch in diesem dringlichen Cassiusfalle nicht. Warum eigentlich? War gar kein Grund. Eng, kleinlich und armselig diese künstlichen Kanten, Löcher und Grenzstricke. Warum eigentlich? Umständliche Herrschaften! — — „Du höre," lenkte er ärgerlich ab und blieb gleich darauf wieder vor ihr stehen. „Woran liegt das bloß —? — Nein, höre, es fiel mir gleich auf, als ich hier hereinsah, solche Fragen verfolgen unsereinen, es sind ästhetische Fragen, geradezu Handwerksfragen, das da —" er wies mit dem selbstherrlichen Maestrofinger wie mit dem Taktstock auf sie, „wirkt beinahe noch kleidsamer, — beinah' — als das scharmanteste, natürlich auch charitative, Damengewand, woran liegt es? so einfach es ist, weltpriesterlich anmutig. Es paßt wohl zu dir, wie deine strenge Rüge an mich und Schliepe! Na ja —" Er roch an dem Blumenstrauß und fand es noch gemütlicher hier, höchst gemütlich! „Es gibt Menschen, die stets und immer ihr eigner Generalnenner sind. Eine feine und gute, beinahe vorbildliche Sache. Wir haben das schon mehrfach besprochen, was? — Und übrigens: dem Cassius muß geholfen werden." Er setzte das Glas mit dem Strauß wieder hin. „Verzeih, störe ich dich? Schliepe sagte, es wäre tüchtiger Betrieb —" Da klopfte es wirklich geschäftig an die Tür, die zum Korridor führte, nun ging Christel an die Tür und wechselte ein paar rasche Worte mit der Stationsschwester. Als sie zurückkam, bewegten sich ihre Augen wieder mit einer Art Lächeln nach der schmäleren und halboffenen Tür hin, die in den kleinen Nebenraum führte, der Lutz den Rücken zuwandte, die er gar nicht beachtet hatte, obwohl einmal ein schwaches Klirren oder auch das Geräusch eines leichten Schrittes von dort herübergeklungen hatte. Da ging die Tür hinter ihm auf, und darin stand Wieke.

„Ach, das ist hübsch," meinte er und machte eine Verbeugung.

„Guten Abend," sagte Wieke mit ihrer freundlichen Stimme und sah zwischen den beiden hin und her, sie schien angenehm belustigt. Sie reichte ihm nicht gleich die Hand, sie war mit einer kleinen Serviette und einer Tasse beschäftigt, aufmerksam zuhörend, und holte noch eine andere Tasse oder einen Teller.

„Nimm Platz," bat Christel und schob einen gelbpolierten Rohrstuhl des Hausinventars, der ebenfalls hierher paßte und wie eine Rüge aussah, heran.

„Nein, danke dir tausendmal, Christel. Nur diesen Augenblick. Ich will nicht stören. Es wäre reizend und ist äußerst verlockend. Aber ich kam wirklich nur auf einen Sprung zum Cassius herein. Ich muß noch an die Luft, sonst bin ich krank und nicht brauchbar für mein Abendpensum. Und Apitsch —" ja. Zuviel Worte, sagte er sich. Da klopfte es wieder, und die Schwester kam herein, und Christel bekam eine längere Doktornase. Gut so. Die paßt auch zu ihr. Alles paßte. Guter, lieber Kerl.

„Du mußt ins Geschäft, Christel," erklärte er sehr herzlich und besorgt. „Ich will nicht länger stören. Vielen Dank, und seid mir nicht böse, ihr Damen, — aber

ich drücke mich jetzt unbedingt wieder." Er verneigte sich kameradschaftlich, machte auch vor der Schwester eine Verbeugung. Dann reichte er Wieke unbesorgt die Hand und küßte die ihre langsam und aufrichtig.

Die sah dabei an ihm nieder. Sollte es nun Christel sein oder — wer sonst? Ein nicht ganz ungerechtfertigter oder gewaltsamer Gedanke. Sie taten ihr alle ein wenig leid.

Darauf entschwebte er würdig. Draußen ging er an Herrn Schliepe vorüber, der die Finger verbindlich an die Mütze legte, „'Abend, Herr Schliepe, Sie kriegen einen Ranzer!" ging rasch und erleichtert, die liebliche Kantilene summend und pfeifend, die ihm heute eine üppige Stunde gewährt hatte, seines Wegs — adagio con espressione ma non troppo — sanft verhallend.

*

Wieke schritt seltsam belustigt und getröstet zwischen den Häusern, durch den Schloßgarten, wo Scharlibbe mit grämlicher Würde an den Levkojen roch und Idchen mit Apitsch in dem verschilften Springbrunnenteich, der nie sprang, nach Karpfen fischte. Sie waren sehr beschäftigt, besonders Idchens volle weiße Arme, denen der Platoniker sachkundig und beredt zusah.

Auch das Pipohaus, als sie darauf zuschritt, stand gelb verklärt vor ihr, wie in einem blank vertrauten Licht.

Aus der Küche unten kamen helle Geräusche und Gesang. Sie hörte zu. Und plötzlich kam sie sich selbst wie eine abgeleierte, rührselige Melodie vor. Greulich, wie Lina sang — gefühlvoll mit dicker Hingabe. Warum sollte sie nicht singen?

Da lagen zwei Briefe auf dem Tisch, geheimnisvoll, wie immer Briefe aussehen, die plötzlich daliegen. Der eine war aus der Schweiz, von Hyma. Der andere — ihre Augen kniffen sich leicht zusammen, trug die rasche, kräftig geschwungene Handschrift Pipos. Sie freute sich stark und legte ihn wieder hin. Er war ziemlich dick. Sie nahm gleichmütig den Hut ab und ordnete ihr Haar. Dann nahm sie die Briefe mit ins Eßzimmer. Hymas Brief, der fremdartig duftete und Hymas Gestalt gegenwärtig machte, lag offen neben ihr; Wieke las, während sie die Gabel oder die Tasse zum Munde führte, mit raschem Blick; nun, Hyma? —: auch ein Freund ihrer Verwandten, ein nicht mehr junger Herr von Übersee mit einer lebenslustigen Bronchitis sei wieder vorhanden, und nicht ganz zufällig; sie habe es erwartet. Man lebe hier oben entschlossener, sie hätten die alte Freundschaft fortgesetzt, und es wäre unverkennbar, daß er sie heiraten wolle. Ein leider sehr eifersüchtiger und unbezwinglicher Amateur in der Klimaforschung — begreiflich, ‚drüben' gebe es auch hohe Berge, man werde sehen ... „wie geht es unserem Freund Cassius? . . . er hat eine verschwenderische Seele, als müsse er das Leben möglichst rasch austrinken und mit einem Griff erledigen, der feine Kerl. Wir schreiben uns nicht. Er hat mir bloß ein paar Verse geschickt, einen ganzen Brief voll wunderlicher Verse; sie begrüßten mich schon, als ich ankam. Leider kann ich ihm nicht antworten. Es ist schwer, das richtige Wort zu finden, und Gleichgültigkeit würde ihn verletzen. Jetzt schweigt er. Das ist gut. Grüße ihn von mir und sage ihm, daß ich oft und gern an ihn und seine klugen Gespräche, die mich über vieles nachdenklich gemacht haben, zurückdenke. Ja, Wieke, wir sind mitleidig, aber auch ungleich wie die Tage und Stunden. —"

Die Domina des Pipohauses legte den Brief zusammen und sah ins Licht. „Hyma, wer kennt dich?" Sie wollte ihm lieber nichts von dem Brief sagen. Vielleicht ersparte ihm das Geschick die Wahrheit.

Wieke saß starr und ablehnend am Tisch. Sie nahm den anderen Brief und stand langsam auf. „Bringen Sie die Lampe unter den Schirm draußen, Lina," sagte sie. „Mit der Mamsell rechne ich morgen ab. Ich bin für niemand zu Hause, auch telephonisch nicht — nur für Fräulein Doktor."

Motten surrten und brummten und fielen mit dumpfem Gepolter auf den Tisch. Wieke hatte gelesen und strich mit der Hand über die Blätter, um sie zu glätten.

Aber sie war in einer harten Sorge, in der das Gefühl einer peinlichen Versäumnis war. Er hatte da unten schweigend an einer bösen Sache krank im Hotel gelegen. So war Pipo.

Und dann das andre —:

„Ich habe hier einen Entschluß gefaßt. Ich werde meine ‚Tätigkeit' in unserem Werk nun aufgeben. Es geht auch ohne mich, und ich habe lange genug mit mißtrauischem Augenschielen auf einem Vulkan, bedenklich dicht am Kraterrand gesessen. Das hat mich ebenfalls umhergetrieben. Die ungewisse Zukunft — vielleicht auch Sorge. Ich hätte hier und da offener zu Dir sein und Dir reinen oder trüben Wein einschenken sollen; aber ich meinte's gut, was manchmal ein Fehler ist. Jetzt kommen hier und anderwärts Fusionen zustande. Ich berate unseren Generalissimus juristisch und sitze repräsentativ dabei; verstehe jedenfalls einen vertrauenerweckenden Eindruck zu machen. Sie kriegen eine Menge neues Geld, davon will ich mich auszahlen

Hunde. Gemälde von Prof. Richard Müller
(Internationale Kunstausstellung, Dresden)

lassen. Und dann — das besprechen wir noch. Du brauchst in zweiter oder erster Linie einen gesetzten Mann, nicht so einen Zappelfritzen, der vor sich selbst davonläuft. Mir wird himmelangst, wenn ich dran denke, daß das so weiter gehen könnte. Die Heynks — naja, auch hier wird eine temperierte Gegenliebe zu praestieren sein. Mich aber drängt es zu wirklicher, schwitzender Tätigkeit, und ich glaube, Du wirst verständig und tapfer mitmachen. Du bist meine Frau — mitgefangen, mitgehangen. Und Kinder — werden dann selbstverständlich auch noch kommen. Die bisherige Atmosphäre haben sie eben abgelehnt, was meinst Du? In ein paar Tagen bin ich zurück. Dann schick' ich Dich nach Pyrmont oder Franzensbad oder wie diese raren Wunderquellen heißen, wo die Kinder dichtebei auf den Bäumen wachsen.

„Nun ist mir behaglicher. Es lag mir zu lange auf der Zunge oder unter der Haarbürste. Also ängstige Dich nicht, daß wir noch hungern müssen. Aber in dem Werk wäre das nach wie vor weniger gewiß; und mein Einfluß ist gering, verdammt gering — für einen, der doch schließlich ein Kerl ist oder sein will, bitte sehr! Also erwarte mich nächstens. Hoffentlich gnädiger — und ohne Zustände. Das bitt' ich mir aus — Oder Du wirst eingepackt, zum Arzt geschleppt und in ein Bad getaucht. Ich hoffe von Herzen, daß das nicht nötig sein wird, mein Liebling. Ich freue mich unbändig. Besonders auf Dich. — Mich — damit Du alles weißt — verwöhnen inzwischen hier ein paar Damen; die eine ist ältlich und komisch und ganz besonders besorgt, die andern beiden sind jung und auffallend hübsch, die eine blond, die andere brünett, also jeder Geschmacksneigung entgegenkommend, die Brünette natürlich mit einem Stich ins Bekenntnishafte: die verwöhnen mich weniger bekümmert, aber mit mehr Erfolg; wir laden einander gegenseitig auf unsere Balkons ein — Balkone bitte! und heute mittag werde ich sie spazierenfahren. Reizende Damen, kluge Damen, elegante Damen — wenn ich Du wäre, würde ich mehr Angst haben, als unbedingt nötig ist. Und jedenfalls mußt Du sehr nett zu mir sein, um diese Erinnerung zu verwischen. Wonach ich sich zu richten bitte. Also und endlich und über alledem — ich hoffe, Dich heiter, frisch und gesund anzutreffen, meine geliebte, süße Wieke! Dies wünscht mein Herz Dir; und mir etwas Zärtlichkeit."

Die bunte Tischdecke lag voll dicker, wolliger Motten. Immer neue surrten heran, kreisten und purzelten herab. Er schrieb sehr munter. Ja, ja, das Neue.

Er kam nun bald. Sie freute sich von Herzen. Er war krank gewesen — sie machte die Augen wieder schmal, das war eine Bewegung der Verlegenheit oder Pein bei ihr und mitunter der Beschämung. Und das andere, das Neue? Was mochte er noch im Sinn haben? Das konnte sie bloß vermuten.

So war Pipo. Darüber mußte sie noch gründlicher nachdenken.

Sie sollte nett und zärtlich sein —? Da wurde sie langsam rot, und saß mit spitzerer Nase unter dem tanzenden Licht- und Mottenkreis, wieder ein wenig klägliche Trauerweide und begossene lyrische Figur und mit einem völlig unerklärbaren Ausdruck um den hübschen, höchst lebendigen Mund. Sie raffte schnell Pipos Brief zusammen. O — auch sie lehnte die bisherige Atmosphäre ab — wie — wie es ihre ungeborenen Kinder bislang getan hatten! Sie war aufs äußerste entschlossen, das gute Glück wieder beim Zipfel zu fassen, und hätte sich — ja — hätte sich — in Gedanken und in Wahrheit nicht gerade streicheln können.

Am heimischen Herd

Am nächsten Abend kam Pipo selbst. Sie hörte seine frische Stimme, seinen raschen Schritt. Da ging sie hinaus. ‚Nun mußt du also ein bißchen schwindeln,' dachte sie, indes sie mit gehobenen Brauen lachte und ihre Stimme hörte; dabei spürte sie, daß sie rot war von der Freude der Erwartung. Da nahm er sie fest in die Arme und küßte sie herzhaft auf Hand, Mund und Augen, strich immer wieder über ihr Haar, über ihr Gesicht, über ihre Schultern und Arme, als nähme er rasch und stürmisch wieder Besitz von ihr.

Sie hatte sich besonders hübsch gemacht, nein, nicht besonders; aber er hatte es gern, wenn sie sich gut anzog, auch der Duft, den er an ihrer Haut liebte, war da, aber das war selbstverständlich.

„Wie?! —" seine Augen wuchsen sofort.

„O — danke," antwortete sie gedehnt. „Noch nicht ganz gut," sagte sie und bewegte ernst und scheinheilig die Lider.

„Wie? —" seine Augen wuchsen sofort. „Immer noch nicht? Ach was, Nerven! Oder anderes? — nein? — Wir werden reisen!" entschied er und preßte ihren Arm fest an seinen Leib.

Nach dem Essen nahm er wieder ihre Hand

und prüfte ihr Gesicht. „Was ist das mit dir, Wieke? Du schriebst wenig, meist bloß eine Karte."

„Du schriebst auch nicht viel."

„Nein. — Später hatte ich diese verdammte Geschichte, was sich alles so Grippe nennt, halbe Kehlkopflähmung, abscheuliche Sache; ich wollte dich nicht beunruhigen," sagte er kurz.

Davon hatten sie schon bei Tisch gesprochen. „Aber nun ist alles gut," sagte sie ablenkend. „Oder strengt dich das Reden noch an?" fragte sie rasch.

„Bewahre. Ich bin froh, daß ich mit dir schwatzen kann."

„Ja — was sind das für Entschlüsse, von denen du schriebst. Es klang ziemlich geheimnisvoll," sagte sie.

Er lachte. „Na nicht ganz so. Durchaus nicht schlimm, im Gegenteil. Aber ich wußte nicht, wie du es aufnehmen würdest und wollte dabei sein. So ein Brief ist einseitig und mangelhaft, eine frostige Sache."

„Nun?"

Er stand auf und ging umher. „Das mit dem Werk weißt du. Mir war seit kurzem bekannt, daß Drienke in unserm Ländchen zu haben ist, du kennst es gut, ich hab' es immer geliebt, von der Zeit an, als mein mütterlicher Großvater noch draußsaß. Das Gut ist mächtig heruntergeludert, auch die Bauten — aber das reizt mich gerade. Ich habe alles sehr gründlich überlegt — fing schon hier damit an, aber ich wollte erst mal die noch zweifelhafte Fusionsgeschichte abwarten, kein angenehmer Zustand, hangen und bangen! Ein paarmal, ja, schwitzte ich hier Wasser und Blut."

„Drienke —?" Sie hatte etwas Ähnliches vermuten müssen, aber ihr beweglicher Sinn verlangte mehr nach weitem, großem Leben — sie hatte sich ein wenig d a r a u f gespitzt! Doch sie sagte nichts, sie blieb aufmerksam; mitgefangen, mitgehangen, hatte er geschrieben. „Du hättest mir etwas davon sagen sollen."

„Es war ja alles noch in der Schwebe. Es konnte ganz anders kommen, ganz anders. Um so angenehmer ist es so. Ich habe wie ein Löwe gekämpft und wie ein Fuchs intrigiert, sag' ich dir. Ich erzähle dir noch. Aber ich denke mir, daß auch dir so ein großer Gutsbetrieb nicht unzuträglich oder gar unsympathisch sein wird. Was meinst du?" Er blieb gespannt vor ihr stehen und wippte. Das hatte sie manchmal nervös gemacht, jetzt störte sie es nicht. „Drienke liegt fast näher als unser Winkel an der berühmten großen Nachbarstadt, unserm Capua . . . Wir hätten prächtige Nachbarn, feine gescheite Leute auf den Gütern, du kennst sie zum Teil, keine Rinas und andere Heynks, o Gott verzeih mir! Und schließlich, du bist meine Frau, sitzest auf meinem Paddelkahn — das schrieb ich schon, wie?"

„Ja. Drienke? das ist hübsch. Und wann —?" fragte sie leicht.

„Nicht wahr, Wieke?" wurde er eifrig. „Du liebst das breite, unabhängige Leben, die freie Luft so wie ich; du bist nicht ungern auf dem Land; das andere kann man dabei auch haben, und wir machen Reisen und so — ach, das sind ja überlebte Dinge! heute gibt es keine Abgeschlossenheit und Einsamkeit mehr, Vorurteile, verkalkte Einbildungen, natürlich. Sieh mal — es hapert doch überall; sieh mal, wenn ich ein mißvergnügter Geheimrat in Berlin wäre in einer Etagenwohnung mit ewig wechselnden Dienstboten und so, oder ein Minister auf dem Pulverfaß oder Bankdirektor, den du bloß kauen und gähnen siehst — und denkst du, daß die scharmante, lebenslustige und energische Frau Ulla Heydebreck, die sogar Witwe und die nächste Nachbarin von Drienke ist, mit jemand tauschen würde? — denkt gar nicht dran! höchstens daß sie sich einen neuen Mann wieder auf ihre Klitsche holen wird — sehr wahrscheinlich, vielleicht sogar so was wie unseren Freund Lutz Kilian, sie streicht ja selbst leidenschaftlich und, wie es heißt, ausgezeichnet die Geige, wenn sie nicht in hohen Schnürstiefeln oder in Reithosen und Gamaschen regiert, sie soll es kolossal raushaben. Schneid wie ein Mann, und doch Dame mit Parfüm und Augenaufschlag; das wär' was für dich —! vielleicht auch für unseren schlimm verwöhnten und vielgeliebten Kilianlutz, was? wir werden ihn mal dort einführen; er scheint endlich reif zu sein! haha, sie ist noch sehr hübsch und rassig elegant — aber vielleicht nimmt sie lieber einen strammen, gescheiten Agrarier, solche Damen haben sehr bestimmte Wünsche und Neigungen, alle Damen! — na ja!" er lachte wieder, „das wäre eine spätere Sorge!" er sprach rasch und aufgeräumt, überredend, und streichelte dabei, vor ihr stehend, ihr weiches, schönes Haar, ihr Gesicht, küßte ihre Hände, seine Hand war warm; sie bog einmal, starr lächelnd, den Kopf vorsichtig zur Seite. Er merkte es gar nicht. Sein Thema war ihm zu wichtig, er wollte auch einen möglichst guten Eindruck damit machen. „Was meinst du, Wieke? Es geht dich soviel an wie mich. Aber ich glaube, ich kenne dich recht gut; so ein neuer Gedanke schreckt zuerst ein bißchen — aber dann bist gerade du leicht und schnell entflammt, Feuer und Fett, wenn es bloß das Richtige ist — erfreulich rasch!"

‚Ach ja,' meditierte Wieke bei sich.

„Wenn ich dich hier so emsig und gewalttätig amtieren sehe — es war vielleicht doch nicht, ich meine, nicht in allen Dingen und zu jeder Zeit genug, weißt du. Wir waren hier bloß zwei und manchmal nur — eine. Du bist eine wundervolle Hausregentin und eine entzückende Penatenpriesterin, das gibt es noch, Gott sei Dank! aber — ja, du warst von Haus an eine in ihrer Art streng geregelte, ausfüllende Tätigkeit gewöhnt, erst durch den Gesang, dann, wenn auch zwangsläufig, als ‚Laborantin' —"

„Der Titel gefiel mir niemals! Nun und?" sie sah ihn aufmerksam an, daß er wieder wippte.

„Ach, ich meine bloß. Das ist doch wohl zu klein hier für dich — zu wenig — zu versponnen, die ganze Winkelei —"

„Ich glaube, ja," sagte sie und strich glättend, wie heimlich liebkosend sich selbst übers Haar. Sie erschauerte oder fröstelte dabei von innen heraus. Die Uhr schlug gerade, es war schon halb elf, sie bewegte sich lautlos und kreuzte die Beine anders, auch Pipo sah rasch nach der Uhr und bewegte und streckte sich nervös. „Aber auf mich kommt es jetzt nicht so sehr an," meinte Wieke und lächelte.

„O doch! Gerade auf dich, Wieke —" seine Augen glänzten, und in seiner starken Stimme war ein Beben.

„Und Tante Nina — und Linda — und die andern?" lenkte sie eilig wieder ab. „Was werden die dazu sagen?"

„Ach die!" sagte er kurz, mit roter Stirn. „Das findet sich alles!"

„Sie werden immerhin ein Stück von dir verlieren," fuhr sie hartnäckig fort. „Mehr als das. Ein Landwirt hat viel eigene Sorgen und Geschäfte und ist . . . seßhafter."

„Das ist er. Das soll er sein! das will ich gerade!" sagte er energisch. „Ach was! das soll jetzt anders werden, Wieke! Ganz anders! Und du sollst zufriedener sein mit deinem Mann — und dann will ich auch mehr und immer genug von dir haben! Wir fangen noch mal an! Heute schon — —" Er ging rasch auf sie zu und nahm ihre Hände und Schultern, die er küßte.

„Und dann reisen wir, Liebling! Sollst mal sehen, wie dich das aufmöbeln wird! Wie du aufblühen wirst! — Ach, du blühst schon jetzt — wundervoll — süße, geliebte Wieke — keine ist wie du — keine —"

„Und die brünette Dame mit dem bekennerischen Geschmack?" fragte sie höhnisch und wehrte ihm. Er lachte tief und leise und umfing leidenschaftlich die geliebte Gestalt.

Da wurde die Gestalt steif, da sie selbst in allen Gliedern ein Zittern und eine süße Schwere spürte. Sie sah sich in einem liederlichen, zweideutigen Licht. Aber Pipo war recht zufrieden mit ihr — begeistert — leidenschaftlich — stürmisch zufrieden — —

„Nein. — Ich will nicht."

Pipo war bedrohlich rot an der Stirn; er stand ernst und beleidigt wie ein Pascha mit seinem hübschen, energischen Gesicht und seinem roten Mund vor ihr. In seinen Augen war ein Glanz, und zwischen den Brauen stand eine dunkle Falte. Aber hinter dem scharfen Glanz war ein Schrecken. — „Wieke, was ist das?!"

‚Das ist sehr töricht,' dachte sie klar. Aber ihr Trotz wuchs, daß sie die Augen schloß. „Lieber Pipo — bitte laß mich heut —"

„Morgen?!"

Doch da umfing er sie, hob sie hoch und drückte sie leidenschaftlich hart an sich; zärtlich und gewaltsam und völlig unbekümmert. Er war sehr stark.

„Das gibt es nicht, Wieke. Ich bin kein Hampelmann." Da wurde sie wieder still und schwer. ‚Das ist noch niemals gewesen!' durchblitzte es sie — ‚o Pipo,' dachte sie ein bißchen furchtsam, denn er imponierte ihr gewaltig.

„Nein!" sagte sie leise zornig an seinen Lippen, „so darfst du doch nicht sein!"

„Doch, Wieke, ich will es!"

„Nun also, Liebling." Er riß sie an sich, die sich in einer jähen Angst, zu fallen, fest und, unter einem tiefen Lachen, bezwungen an ihn klammerte, wobei sich ihr heißes Gesicht an sein Gesicht preßte, und trug sie wie ein ungestümer Sieger seine Beute weg.

★

Pipo brachte am nächsten Morgen gleich ein paar Reisebücher aus seinem Bücherschrank mit an den Frühstückstisch und legte sie dort mit hörbarem Nachdruck nieder. Er begann auch gleich darin zu blättern, nachdem er Wieke gestreichelt und ihr die Wangen munter geklopft hatte, was sie etlichermaßen überflüssig zu finden schien.

Sie saß aber still und offenbar zufrieden da, hatte auch guten Appetit. Das Zimmer stand mit warmer Vertraulichkeit um sie herum, vertraulicher als je, vor den offenen Fenstern rauschte der üppige Morgen im Sonnenglanz. Sehr ansprechend und beglückend das alles. ‚Man könnte es eine Rückkehr zum Leben nennen oder auch ein neues und ernsteres Erfassen dieses allen hier . . . auch dessen, was Seelen- und Leibesgemeinschaft, was Ehe ist . . .' fächelte es ihr langsam und lieblich als hübsche Sentenz durch den Sinn, indes sie einen kleinen Schluck von dem starken Kaffee trank.

Das laute Knistern, das Pipo mit den Baedekerkarten vollführte, bekümmerte sie nicht weiter. Er saß da in seinem guten, starken Recht und schien nun weiter dekretieren zu wollen. Aber auch das gehörte dazu, sie hatte selbst nichts dazu zu tun. Sie beobachtete auch das gemächlich, indes sie kleine Schlucke trank, allmählich mit einem schwachen Aufbegehren gegen ihre passive Rolle im Herzen, mit einer Übersichtigkeit oder Überehrlichkeit, die feindselig und insgeheim rachsüchtig war, vor allem gegen sie selbst. Ihre Hände waren sehr weiß und noch müde.

„Ich weiß nicht — mir fehlen da Bände —" sagte Pipo ungeheuer sachlich. „Ich habe schon gesucht; die Schweiz z. B. und andere."

„Die hat Cassius," antwortete Wieke gleichmütig.

„Cassius? Was will er damit?"

„Darüber wollt' ich auch mit dir sprechen. Er muß weg von hier. Christel will auch beisteuern und ich selbst — und — ja, auch Kilian —" sie sagte nicht Lutz. „Du sollst es in die Hand nehmen."

„So." Das schien ihm jetzt weniger interessant. Das eilte doch nicht. Er war beschäftigt. Er hatte noch andere Gedanken im Kopf. „Ja —" sagte er und klappte den Band, den er gerade in der Hand hatte, zu. „Vor allem mußt du selbst heraus! Das ist mir im Augenblick noch wichtiger als die Drienkesache. Erst spazieren wir selbst mal in die Freiheit, mein lieber Schatz! —" Wieke blickte flüchtig auf.

Da trat er vor sie hin: „Was sind das für Launen, Wieke? Was ist denn das zum T—? . . . Was fehlt dir? — das gab es früher doch nicht . . . Mit einemmal — verbirgst du mir etwas?" Und er nahm noch ein bißchen schuldbewußt wegen seiner nächtlichen Herrengebärde, aber nicht sehr, ihre hübsche, schlaffe Hand.

Sie bewegte ablehnend den Kopf.

„Wiekulein. Wiekeliebling — — Ich danke dir —! Du bist so gut — warst so gut — du warst wundervoll — —" er küßte ihren Mund. So war keine. — —

Aber gleich darauf erklärte Pipo, noch an diesem Nachmittag mit Wieke nach Drienke fahren zu müssen, um es ihr wieder vorzustellen. Es litt ihn nicht daheim. Wieke kannte Drienke flüchtig, hatte allerlei weite Erinnerungen von frühen Zeiten her, ihn aber zog es mächtig und ungeduldig hin. Sie würden den alten Hückstedts, Bruder und Schwester, den derzeitigen Besitzern, einen Besuch machen, in jeden Stall und Winkel gucken und dabei alles schon habgierig mit Herz und Sinnen in Besitz nehmen. So sprach Pipo mit forschen Metaphern und mit noch mehr Worten, die seine Freude und Ungeduld verrieten. Er kam immer wieder darauf zurück, schob die Baedekerbände durcheinander und beiseite, lief umher.

Und ja, dann kam ihm ein neuer Gedanke, ein Einfall, der ihn sofort wieder lebhaft beschäftigte und noch vergnüglicher und begeistert stimmte: „Lutz muß mit — Lutz, der Kilian!" denn Pipo brauchte noch mehr Teilnehmer an seiner Freude, mußte sie verdreifachen, verzehnfachen — Lutz, dem Drienke und auch die Hückstedts gut bekannt waren, famos — Lutz mußte mit, das würde eine herrliche Partie werden! Er würde gleich mal anrufen oder auf einen Sprung zu ihm laufen, auch den alten Rochus würde es gewaltig interessieren — famos! Auch Christel — was? Dienst? Soll ihn schwänzen! Also nicht. War ihr Schade! Aber Lutz — der hatte Zeit oder nahm sie sich, es ging auch mal einen Tag ohne Klimperkasten und Federpose; der würde nicht nein sagen, durfte nicht und mußte mit!

„Nein," fuhr es Wieke heraus, die geschwiegen hatte; dieses ewige ‚Lutz' ging ihr auf die Nerven. „Warum die andern?"

„Andern? doch bloß Lutz, der stört uns doch nicht! Ich möchte ihn gern dabei haben, gerade wir zwei beide waren als Jungens viel in Drienke, ganze Ferien lang bei meinem Großvater, haben unsere ersten Hühner, Hasen, sogar Böcke dort geschossen, mächtig stolz, du, gerade Lutz würde vorzüglich passen —"

Sie schwieg. ‚Nein, den brauchen wir erst recht nicht —' flirrten ihre Augen, während sie ruhig sprach, und die Aufsässigkeit in ihrem Herzen wurde stärker.

„Du meinst? Ach Unsinn. Der ist doch weiß Gott nicht im Wege."

O . . . der war großartig genug, mitzumachen. Doch Wieke wünschte heute nicht, zwischen den beiden Herren zu sitzen nach diesem stürmischen Wiedersehen, nach diesem ehelichen Ungestüm gestern und heute. Auch Pipos wegen nicht — Oder jener würde kühl und kurz ablehnen, und morgen, übermorgen, wenn ihm der Augenblick, die Laune oder die Freundschaft danach standen, rund heraus erklären: „Wieke hat etwas übelgenommen, sie wird es dir erzählen, nimm's nicht allzu krumm, kann vorläufig nicht kommen!" Sie hörte ihn fast so sprechen, ihre behende, reizbare Phantasie sah die beiden stehen — verrückt!

„Ja, was — versteh ich nicht, bloß wir zwei Hand in Hand —?" er lachte wieder. „Siehst du, das ist es auch nicht. Du bist

wieder launisch, meine geliebte Wieke, und verdirbst mir den hübschen Spaß."

Sie wurde um die Augen rot, seine Nädelchen stachen sie. „Wann willst du fahren?"

„Gleich nach Tisch, wenn es dir paßt." Er sah sie an: „Also ich rufe ihn an. Oder hast du etwas gegen ihn? Dann sag' es, bitte. Du sprachst, glaub' ich, schon kurz bevor ich reiste, einmal ungnädig von ihm."

„Ich —?"

„Weißt du das nicht mehr? Hast du etwas mit ihm gehabt?"

Pipo wurde aufmerksamer, so schien es ihr; seltsam hell in den Augen.

„O bloß so," antwortete sie gedehnt.

Dabei dachte sie ruhig: ‚Ehrlichkeit ist ganz gut, keiner ist ehrlich, viel zu großes Wort!' Sie hörte Pipo in der Nähe sprechen und hatte das Gefühl, ein rollendes Rad auf einer Schiene zu sein, etwas abenteuerlich wieder, von einer absonderlichen Reizbarkeit getrieben, der durchaus nicht zu trauen war. Es kam immer alles bei ihr aus dem Temperamentspunkt. Gut, Pipo hatte ein Recht — ach, Glück ist wichtiger.

„Also bitte, was ist los, Wieke —? Ich will jetzt wissen!"

‚Nun werde ich eine neue Dummheit machen,' dachte sie sanft und bewegte die Lider. ‚Habe sie schon gemacht,' und ihr Herz pochte leise.

„Was? — was?" Pipos stahlblaue Augen wurden runder und groß, und es flog sie wieder, wie gestern nacht, ein gewaltiger Respekt an.

„Ich bin etwas unvorsichtig gewesen ..."

Sie blickte auf, als müsse sie die Wirkung ihrer Worte nachprüfen. Ach, wie töricht, furchtbar töricht. Sie saß sehr gerade mit einer weißen Nasenspitze in einem ziehenden Nebel, kein überragend imposanter Anblick für einen Eheherrn.

Pipo, der einen Augenblick Platz genommen hatte, war aufgestanden. Die Bewegung hatte eigentümlich gefedert, wie ein Luftsprung, er war ein guter Turner mit starken Beinmuskeln, der Sessel schurrte leicht zurück.

Er fragte etwas, und sie antwortete leise, beschämt und würdig; das Rad, so spürte sie dunkel, war im Rollen. —

„Begegnungen —? hier? wo anders —?!"

Er stand fassungslos und starrte seine Frau wie eine im Gemüt Gestörte an. Noch vor wenigen Stunden, vor Sekunden . . .

Das war Pipo? Ja, Pipo war wie alle Gutmütigen sehr jähzornig, wenn er am richtigen Fleck gereizt wurde, und wenn es um Ernstes ging, und war im Wiekepunkt entsetzlich eifersüchtig. Man kennt seinen Herrn und seine Frau auch nach Jahren nur unvollkommen.

„Du bist . . . du hast dich — das ist toll. — Das ist — — Kilian — hinter meinem Rücken?" seine Stimme stieg an und seine Augen waren blank, von einem Moment zum andern cholerisch rund, und das tat ihr leid.

„Das — das —" Darauf rannte er umher, ergriff einen Gegenstand und legte ihn sacht wieder hin, schleuderte die Hände hoch, sein blondes geschorenes Haar schien zu stacheln, er atmete tiefer und reckte sich: „Ich ahnte ja fast — ich dachte ja beinahe einmal, daß irgendwas — nein, das nicht! das niemals! ausgeschlossen! . . . Ich hätte beide Hände, meinen ganzen Leib mit Haut und Haaren für dich ins Feuer gelegt — auch für L — für Kilian — ach der! . . . Unerhört — diese Gefühlsakrobaten! Ja — ja — ja, ihm ist alles zuzutrauen, alles in diesem Punkt, ich kenne ihn doch seit undenklichen Zeiten — — Das —" er fuhr herum und stand steif.

Er war dunkelrot. „Ich will nun wissen, Wieke — ich bitte dich — ich ersuche dich — ich verlange jetzt, zu wissen, klar und deutlich zu wissen —" seine Stimme klang wieder kräftig und entschlossen; er war gar nicht mehr demütig, keine Spur des alten, netten Adoranten Pipo, seine starken Hände zitterten.

Da schlug sie die Augen nieder. O, was hab' ich da wieder angerichtet!

„Es ist nichts weiter geschehen. O nein. Nicht viel —"

„Wie? — Nicht viel? — ich verstehe nicht — ich verlange —"

„Wir sind alte Jugendfreunde. Wir — haben uns sogar einmal lieb gehabt, aber es wurde nichts daraus. Ich schwieg darüber. Ich war der Meinung, daß jeder vorher sein eigenes Leben lebt. Ich war zu stolz. — Übrigens hatte ich nichts zu verbergen . . ."

„Schön, schön. Ach was! — — Auch das —! Und nun — nun — der Herr ist wieder da, er beliebt wieder da zu sein, also — du lebst auch jetzt dein eigenes Leben? Eine besondere Auffassung, eine neue Auffassung, mir zu hoch und neu, meine liebe Wieke . . .!"

„Ach bitte, Pipo. Ich bin offen zu dir —"

„Ja, wie denn? darf ich bitten?"

Da legte Wieke das schöne Haupt zurück und weinte. Tränen, mehr des Zornes auf sich insgesamt als des Schmerzes, rannen überzeugend über ihr Gesicht.

Pipo sah sie mit noch runderen Augen an und sauste wieder umher. Er war bei Gott aus allen Himmeln gerissen — gestürzt, aus allen Wolken gefahren, das war unmög-

lich — das war — — Er schöpfte Atem und bezwang sich männlich. Etwas Kostbares, zu dem er in jeder Stunde verzückt aufgesehen hatte, vor dem er gekniet und gebetet hatte — nein, er leugnete es nicht — war mit einemmal irgendwie mutwillig herabgestiegen . . . Das war eine verdammt harte Nuß. Das war ein unerwartetes, abscheuliches Erwachen!

„Ach Pipo," sagte Wieke ängstlich.

Er stand wieder am Tisch und zerbrach etwas, ein langes, hübsches Papiermesser aus matter Bronze. Wie schade und unnütz. Da richtete sich Wieke in ihrem Stuhl auf. Nein, das ging nicht.

Ihre Augen wurden schmal. So sah sie Pipo klein vor sich.

„Es tut mir leid, Pipo. Du weißt nun auch, daß es völlig verwunden ist. Es war furchtbar unbesonnen und falsch, unbegreiflich. — Vergib mir."

„Ach das! Ach das! Das sollte wohl nicht nötig sein!" kam es wütend zurück. „Unbegreiflich —"

Sie bewegte die Hände. Christel hatte recht: Gefühl macht unabsehbar töricht. Damit hatte es angefangen, dies war etwas Ähnliches. Aber sie spürte doch ein zartes Gefühl von Erleichterung, eine Art sanft lastender Zufriedenheit, die auf ein verbessertes Gewissen deutete — ach das! „Pipo . . ."

„Ich hätte das niemals erwartet. Ich habe dir wie mir selbst vertraut und wie — ja, zu einem höheren Wesen aufgesehen — einer Kostbarkeit — du weißt es!"

‚Ach nein, das ist doch niemals eine Frau,' widersprach Wieke besorgt in Gedanken und sah ihn an.

„Nichts davon. — Wenn nun jener Herr sich eines andern besonnen hätte — was dann — wie?!"

Wieke fuhr auf. „Es wäre niemals anders gekommen!"

„Bist du dessen so gewiß?"

„Ja!" flammte sie. Wieke erhob sich lautlos. — „Gut, du darfst das sagen. Aber wenn du so denkst — —" Ihre Stimme schwankte und war doch böse. Und sie wußte bloß dunkel, daß sie den Spieß umdrehte. „Lieber geh' ich!" rebellierte sie.

Nun hob er den runden Blick, der war merkwürdig hart: „Ich habe eine andere Auffassung von der Ehe! Überhaupt eine andre Auffassung — —"

Darauf mußte Wieke schweigen.

„Wir müssen uns wohl etwas Zeit lassen, muß ich bitten. — Du wirst verstehen, daß ich etwas Zeit brauche! — Das ist wohl das mindeste, wie mir scheint. Oder glaubst du, daß mir das alles so gleichgültig sein kann? Von heute auf morgen —? so bin ich nicht. Ich nicht. Dieser Herr — nichts mehr davon! Ich nehme diese Sachen — ich nehme mein Gefühl gehörig ernst und kann nicht dulden, daß es auch bloß für einen Augenblick zu leicht genommen und mißachtet wird! Denn was du mir warst — auch heute noch — ja, ich sage das — das weißt du . . . nein, Wieke, das hätte ich niemals erwartet! — Das — niemals! — —"

Er hatte rasch gesprochen, und sie hätte ihm gern helfen mögen; sie stand ergebungsvoll und demütig vor ihm, und doch in einem unaussprechbaren Gefühl, als wäre sie noch immer die Gewährende.

Da blieb er unvermittelt wieder vor ihr stehen. Dann sagte er kurz: „Ich muß allein sein."

Er ging rasch hinaus, die Tür, die seiner Hand entglitt, schmetterte etwas. Wieke stand noch unbewegt.

Das vorhin so herzliche Zimmer sah nun anders, fremd und feindselig auf sie, und die Luft rauschte einsam. Sie hatte doch, Gott wußte, wie's gekommen war, auch ein wenig gutmachen wollen, nun lief er außer sich davon. Da lagen verlassen die roten hübschen Bände. Sie hob langsam die Hände und strich sich behutsam leidend über Schläfen und Haar.

Für einen Mann wie er, für jeden rechten Mann — sie verzog verächtlich nach einer bestimmten Richtung hin den Mund — war die Leidenschaft keine süße Flamme, an der man sich die Hände wärmte, sich die delikate Seele ergötzte, erquickte und erneuerte oder vor der man zufrieden oder gierigschauernd die Augen schloß, sondern eine ernste, schwere Sache, der man sich mit Haut und Haaren verschrieb, oder gegen die man mit Fäusten anging. Das gefiel ihr wieder bis ins kleinlaut frohlockende Herz an ihm, aber das machte die Lage nicht viel einfacher und tröstlicher.

Plötzlich machte sie die Augen weiter. Pipo würde nicht leise und ergeben pfeifend die Hände in die Taschen stecken.

Sie lauschte, draußen ging krachend die Haustür. Sie preßte die Lippen zusammen und legte den Kopf zurück. Auch das hatte sie nicht bedacht, sie schlich an die Gardine, doch da drehte sie sich erschrocken um, denn die emsige Lina kam herein und wünschte den Frühstückstisch abzuräumen. Die Mamsell warte unten, berichtete Lina. Da ging Wieke eifrig hinab.

Doch während die Mamsell sprach, dachte sie kläglich: ‚Das ist eine schreckliche Verwirrung.'

(Schluß des Romans folgt)

Johannes Klasing

Ein Festgruß zum achtzigsten Geburtstag

Der Seniorchef der Verlagsbuchhandlung Velhagen & Klasing, Kommerzienrat Johannes Klasing in Bielefeld, begeht am 19. Oktober seinen achtzigsten Geburtstag.

Nie war es das Streben dieses seltenen Mannes, äußere Ehrungen zu gewinnen. Viel lieber wich er ihnen aus. Nur bei einer einzigen Gelegenheit empfand er mit Befriedigung das Verständnis, das hohe und höchste Regierungsstellen seiner Arbeit und seiner Bedeutung als einer führenden Persönlichkeit im geistigen Leben entgegenbrachten: das war im kaiserlichen Deutschland, lang vor dem Weltkrieg, als der König von Preußen ihn ins Herrenhaus berief.

Es ist nicht leicht, ein erschöpfend zutreffendes Bildnis von Johannes Klasing zu entwerfen. Damit ist's nicht getan, ihn — wie es Festredner wohl tun möchten — in seiner Festigkeit und Treue mit der Eiche seiner westfälischen Heimat zu vergleichen. Bildet doch diese Urständigkeit nur einen Teil seines Wesens. Die westfälische Kraft und Stärke ist gepaart mit einem unendlich feinen weltbürgerlichen Gefühl für künstlerische Dinge. Und preisen ihn wieder andere Festredner als den königlichen Kaufmann, dann treffen sie darin doch einen der wesentlichsten Züge nicht: das nationale Empfinden des durch und durch deutschen Mannes vom Schlage Bismarcks.

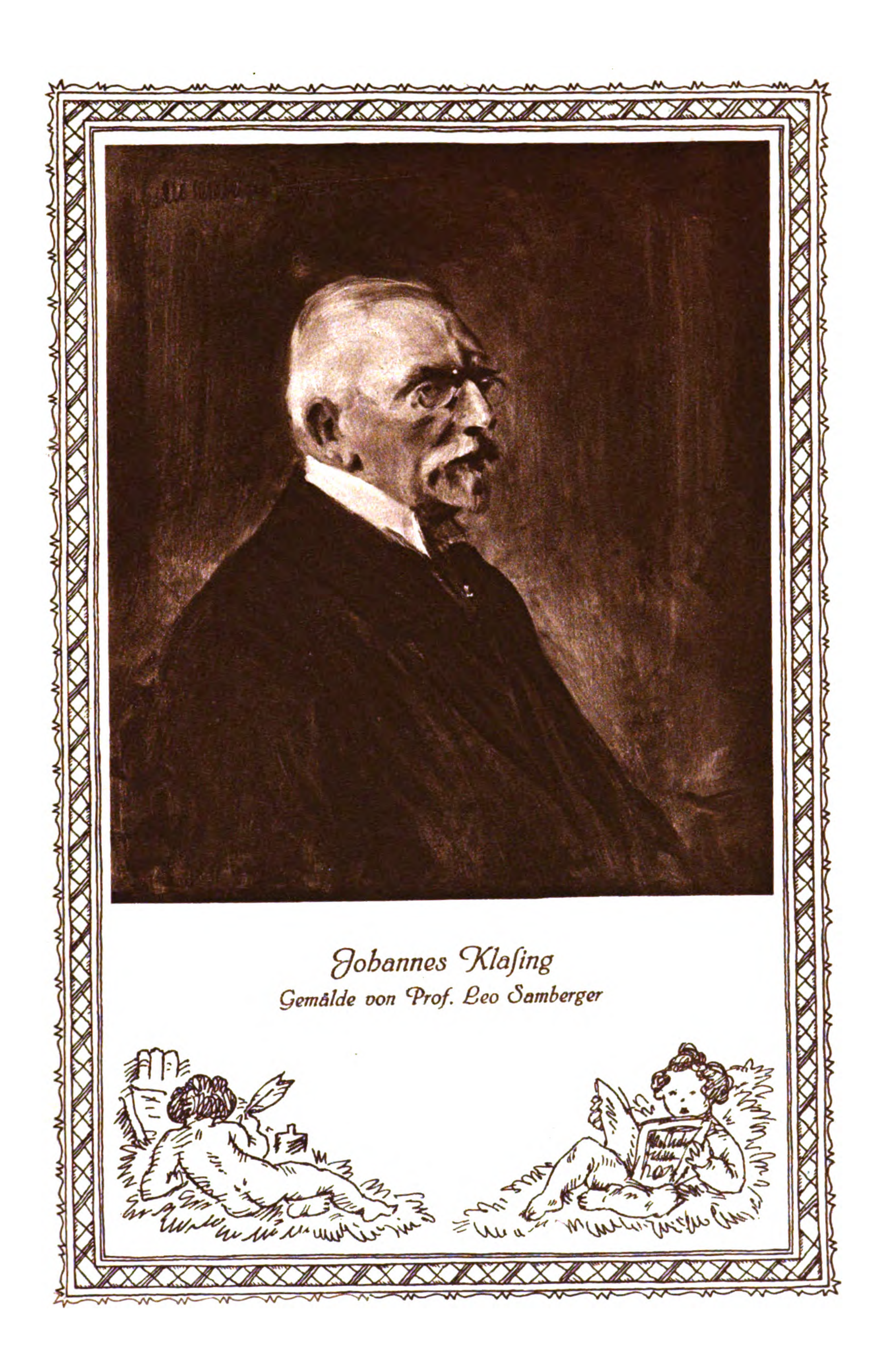
Durch über zwanzig Jahre war es mir vergönnt, in ständigem Arbeitsverkehr dem Seniorchef des Hauses Velhagen & Klasing nahe zu sein, nur der Krieg riß mich aus dieser Tätigkeit an der Seite meines damaligen Redaktionskameraden Hanns von Zobeltitz, durch über zwanzig Jahre hatte ich Gelegenheit, Johannes Klasing zu studieren, seine Urteile, seine Entscheidungen, seine Meinungen zu hören, auf allen Gebieten seines vielseitigen Berufs, der politischen und sozialen Zustände, der Wandlungen von Mode und Geschmack . . . Aber ich würde nach diesem Interview von zwei Jahrzehnten dennoch nicht wagen, die Bildnisskizze, die ich von ihm aufzeichnen möchte, als unanfechtbar richtig hinzustellen. Denn das ist das Unerhörte: Johannes Klasing ist zwar zu allen Zeiten seines Lebens im Grunde derselbe starke Charakter, dieselbe in sich gefestigte Persönlichkeit geblieben, denn seine Weltanschauung war von sittlichen und religiösen Gesetzen geleitet, die ihm aus langer Ahnenreihe im Blute vererbt sind, — aber in jeder neuen, jungen Epoche wirkte er als Neuer und Junger; er ließ sich nicht an den Erfolgen genügen, die sein mehr und mehr zur Weltfirma sich entwickelndes Haus errungen hatte, damals als er Jüngling und Mann war, nein, als er nach dem Zusammenbruch Deutschlands, bereits ein Siebziger, sich mitten in die gefährlichsten Wirren gestellt sah, da zeigte er sich erst als der ganz große und starke Könner und Kämpfer. Während ringsherum ehrwürdige alte Firmen stürzten, oder sich der Vertrustung fügen mußten, oder in Gesellschaften aufgingen und damit das persön-



liche Gesicht verloren, hielt er stand, nun ganz trotzige Eiche. Es wurde an allem gespart, um auch nicht einen Pfennig Bankkredit in Anspruch nehmen zu müssen, gespart selbst bis auf die eigene Person, — nur an einem wurde nicht gespart: Velhagen & Klasings Monatshefte mußten, wenn auch vorübergehend an Umfang vermindert, in ihrer Ausstattung und in ihrem Inhalt, im Vierfarbendruck, im Kunstdruckpapier und in dem ganzen künstlerischen Gewand nach wie vor das Beste darstellen, was mit den damaligen Mitteln überhaupt zu erreichen war. Unsere Leser fühlten und erkannten es und haben es durch ihre Treue sichtlich gedankt. Es war ein Triumph, wenn in den trübsten Zeiten politischen und geschäftlichen Durcheinanders Auslandsstimmen es immer und immer wiederholten: „Eure Monatshefte sind das einzig Erfreuliche, das jetzt aus der zerrissenen alten Heimat zu uns gelangt!“ Seine treuen Mitarbeiter in den beiden Verlagshäusern, sein ältester Sohn Dr. August Klasing und Dr. h. c. August Velhagen in Bielefeld und sein Neffe Fritz-Otto Klasing in Leipzig, haben es oft bestätigt: Diese Höchstleistung eines großen Kaufmanns im achten Jahrzehnt seines Lebens gibt den überraschendsten und zugleich den bewundernswertesten Zug im Bildnis von Johannes Klasing!

Unsere Monatshefte bilden nur einen kleinen Teil der umfassenden Verlagstätigkeit des Hauses Velhagen & Klasing. Der vorbildlich geleitete Schulbücherverlag mit seinen bedeutsamen Nebenressorts, den in der ganzen Welt verstreuten Klassikerausgaben und den Lehrmitteln für Hochschulkurse, erfordert ein tägliches Mitgehen auf allen Gebieten der Erziehung. Ein wesentliches Bildungsmittel für das geistig anspruchsvolle deutsche Haus sind die Monographien zur Kunstgeschichte, zur Erdkunde, zur Weltgeschichte geworden, diese kostbar ausgestatteten, bilderreichen Monographien, die den Künstleraufsätzen unserer Monatshefte ihre Entstehung verdanken, ebenso die Volksbücher, die so recht eigentlich der Hand der Jugend und des wissensdurstigen Mannes aus dem einfachen Bürgerstande angepaßt sind. Velhagen & Klasings Geographische Anstalt hat in Andrees Handatlas und dessen Genossen der ganzen gebildeten Welt das beste und reichste Material geboten, das auf diesem Gebiet überhaupt denkbar ist. Das jetzt im 62. Jahrgang stehende Familienblatt „Daheim“ folgt aufs innigste und treueste der Weltanschauung seines Gründers: des tieffrommen Vaters von Johannes Klasing, der mit dieser Wochenschrift dem christlichen deutschen Hause eine Quelle der Erhebung, des Behagens, volkstümlicher Belehrung und froher Anregung geben wollte. An all diesen reichen Werken, auch an den unzähligen gelehrten und schönwissenschaftlichen des Verlags, hat das Oberhaupt der Firma bis in diese Tage mit unermüdlicher ernster Freude mitgewirkt und mitgeschaffen. Und sein Vorbild hat all den Männern geleuchtet, die in Bielefeld, Leipzig und Berlin, in Verlagskontoren und Schriftleitungen, seine Helfer sein dürfen: Liebe zur Sache und saubere Pflichterfüllung fördernd und vertiefend.

Das Schicksal hat Johannes Klasing viel schwerer geprüft als andere Männer, die heute als Großkaufleute oder Groß-



Johannes Klasing
Gemälde von Prof. Leo Samberger



industrielle an der Spitze ähnlich wichtiger und bedeutender Unternehmungen stehen. Viel Krankheit und Sorge sah sein Haus. Das biblische Jahrzehnt, das anderen Erfolggekrönten eine goldene Zeit ruhigen Genießens bringt, forderte von ihm nicht nur die feste Hand am Steuer des Schiffes, das durch die Klippen, Stürme und Brandungen von Krieg, Revolution und Inflation geführt werden mußte, sondern zu alledem noch die Überwindung unsagbaren Herzeleids.

Aber es ist etwas Unzerstörbares in diesem deutschen Manne, den sein Gottvertrauen und sein Selbstvertrauen auch in den grimmigsten Kämpfen des Lebens nie verlassen hat. Sein Losungswort war und blieb stets: Aufbauen!

Wenn die Schriftleitung dieser Monatshefte auf literarischem und künstlerischem Boden Erfolge aufweisen darf, dann verdankt sie's ihrem Verleger, der niemals ängstlich und vorsichtig auf alterprobte Rezepte vertraute, die eine frühere Epoche als die allein selig machenden gepriesen hatte, sondern wagemutig mitfortschritt — um sich nach einem Jahrzehnt etwa darüber freuen zu können, daß seine Zeitschrift nicht altmodisch geworden, sondern jung geblieben war. Wenn die Schriftleitung ab und zu nach der Meinung bedächtigerer Leser zu rasch vorwärts schritt, wenn es von draußen her Vorwürfe regnete, dann war er großzügig und weise genug, es der Schriftleitung zu überlassen, den Wert mahnender Stimmen selbst abzuschätzen und aus eigenen Fehlern für die Zukunft zu lernen. So gestaltete sich durch drei Generationen der Herausgeber hindurch, — von Pantenius über Zobeltitz bis zu mir, dem ehemaligen „Nesthäkchen", und zu meinen Kollegen Dr. Paul Weiglin und Rudolf Hofmann — der Verkehr der Schriftleitung mit unserem Seniorchef zu einem wundervollen Vertrauensverhältnis, wie es im Verlags- und Zeitschriftenwesen wohl ganz einzig dastehen mag.

Dies aber ist lediglich das Verdienst von Johannes Klasing. Er ist ein feiner Menschenkenner. Ihm würde es — wenn es ihn reizte — gewiß nicht schwer fallen, die Porträtskizzen seiner Mitarbeiter charaktertreu mit ein paar Strichen wiederzugeben. Einen Grundzug würde er bei allen festhalten können: die Freude, mit der sie hier in seinem Dienst, an seinem Werk schaffen. Diese Arbeitsfreudigkeit ergibt sich aus der ständigen Berührung mit ihm, mit dem fröhlich-jungen Geist seines im 80. Lebensjahr noch immer sich betätigenden herrlichen Optimismus.

Der Festgruß, den die Schriftleitung der Monatshefte Herrn Kommerzienrat Johannes Klasing zum 19. Oktober darbringt, besteht aus einem innigen Dank und einem herzlichen Glückwunsch. Unsere Leser werden sich im Geiste anschließen. Unabsehbar wäre der Zug der Gratulanten, wenn jeder Deutsche, der den Buchschöpfungen des Verlagshauses Velhagen & Klasing hohen geistigen und seelischen Gewinn verdankt, ihnen folgen wollte.

Berlin, im September 1926.

Paul Oskar Höcker.



Die Erfüllung der Erde mit Menschen

Von Geh.-Rat Prof. Dr. Albrecht Penck

Am 2. Januar 1826, also vor beinah genau einhundert Jahren, hat Robert Malthus zum letzten Male die Bearbeitung seines berühmten Werkes über das Bevölkerungsgesetz mit dem Vorworte zur sechsten Auflage abgeschlossen. Das von ihm aufgestellte Gesetz, daß die Vermehrung der Bevölkerung auf der Erde rascher erfolgt, als die Vermehrung der Nahrungsmittel, hatte schon vorher lebhafte Beachtung gefunden. Sein Vorschlag, den offensichtlichen schädlichen Folgen der Vermehrung der Menschheit durch sittliche Enthaltsamkeit, nämlich durch vorsichtige Eheschließung bei sittlichem Leben zu steuern, steht noch heute im Vordergrund der Erörterung.

Seitdem Malthus 1803 sein System zum ersten Male vollständig veröffentlicht hat, ist eine Vermehrung der Bevölkerung der Erde eingetreten, die in der Geschichte der Menschheit beispiellos ist. Die Zahl der Menschen hat sich innerhalb eines Jahrhunderts verdoppelt. Große Länder sind der Kultur erschlossen worden, die bis dahin unbebaut waren, und es ist namentlich in Nordamerika und Australien das geschehen, was Malthus vom sittlichen Standpunkt nicht billigte: Es sind die Ureinwohner jener Länder ausgerottet oder in eine Ecke vertrieben worden, wo sie aussterben müssen. Aber dabei ist eine Siedlungsfläche für Millionen geschaffen worden. Eine Bewegung von Menschen durch Aus- und Einwanderung ist erfolgt, die Malthus nicht voraussah; dank verbesserter Verkehrsmittel kann der Bodenertrag weiter Fernen leicht zu den dichtest besiedelten Teilen der Erde gebracht werden, so daß auch hier eine starke Vermehrung der Bevölkerung stattfinden konnte. Nur einzelne reaktionäre deutsche Regierungen haben im 19. Jahrhundert die von Malthus empfohlenen Maßnahmen zur Geltung gebracht, indem sie die Eheschließungen erschwerten.

So steht das letzte Jahrhundert in anderm Zeichen als dem von Malthus' Lehre. Nicht haben sich die Menschen rascher vermehrt als ihre Nahrungsmittel, sondern umgekehrt, die rasche Vermehrung der Nahrungsmittel führte zu einer außergewöhnlichen Vermehrung der Menschheit. Aber am Schlusse dieses Jahrhunderts zeigen sich Symptome einer Beschränkung, die Malthus nicht als sittlich bezeichnen würde. In zahlreichen Ländern finden wir einen Rückgang der Geburtenzahl, der vielfach beträchtlicher ist, als die durch sanitäre und hygienische Maßnahmen geminderte Sterbezahl. Das Zweikindersystem Frankreichs hat angesteckt, es hat auch einen Teil der deutschen Bevölkerung ergriffen. Schon um die Jahrhundertwende sah ich in den Städten der ehemals puritanischen Neuengland-Staaten Häuser, welche leer standen, weil die besitzenden kinderlosen Familien ausgestorben waren. Die dem mörderischen Kriege folgende schwere Zeit hat diese Bewegung nur verstärkt, bei Siegern und Besiegten. In Frankreich wird der Rückgang der französischen Bevölkerung beinah katastrophal und wird nach außen hin lediglich durch die starke Einwanderung — 150 000 im Jahre — verschleiert. In einer Arbeitervorstadt Prags wurden neulich drei tschechische Volksschulen wegen Schülermangels geschlossen; die deutsche Arbeiterschaft folgt der schon vor dem Kriege verkündeten Empfehlung Kautskys mehr und mehr und beschränkt praktisch die Geburten. Schon ist der Norden Berlins kinderärmer geworden als der wegen seiner Kinderarmut früher verrufene Westen. Bereits ist die Zahl der künstlich herbeigeführten Fehlgeburten in der Reichshauptstadt nach Freudenberg so groß wie die Zahl der Lebendgeborenen.

Mag es nun nicht in allen Zeiten zutreffen, daß die Nahrungsmenge langsamer wächst als die Zahl der Menschen: sicher ist, daß bei stetiger Vermehrung einmal der Augenblick kommen muß, da alles verfügbare Land ausgenutzt und die Erde ganz mit Menschen erfüllt ist. Ist dann kein Mittel gefunden, Nahrung auf chemischem Wege zu gewinnen, so muß von jenem Moment an die Vermehrung der Menschheit stocken. Steht dieser Moment jetzt nach einem Jahrhundert rascher Volksvermehrung bevor? Kündet vielleicht der Rückgang in der Geburtenzahl seine Nähe? Von dieser Frage aus beurteilt hört die Erörterung über die größtmögliche Zahl der Menschen auf der Erde auf, bloßen akademischen Charakter zu besitzen, erhält die Frage nach der Erfüllung der Erde mit Menschen aktuelles Interesse.

★

Malthus hat das Problem nicht berührt. Er faßte bei seinen Studien nur einzelne Länder ins Auge. Er wollte dem Elende abhelfen, das ihnen durch zu rasche Vermehrung der Bevölkerung erwüchse, und dachte dabei kaum an eine Abwanderung derselben, wofür vor hundert Jahren die Voraussetzungen nur selten gegeben waren. Heute denken wir beim Problem an die gesamte Menschheit, und betrachten sie als eine Einheit, indem wir über trennende Rassen- und Nationalitätsunterschiede hinwegschauen; wir lenken den Blick auf die gesamte Erde. Dazu zeigt sich allerdings alsbald, daß unsere geographische Kenntnis von deren Oberfläche noch bei weitem nicht für eine eindringliche Untersuchung des

Gegenstandes ausreicht. Wie bei früheren einschlägigen Untersuchungen sind wir auch heute noch auf Schätzungen angewiesen. Eine solche habe ich selbst vorgenommen, indem ich von der produktiven Kraft der einzelnen Klimate ausging. Sie ist 1924 in den Sitzungsberichten der physikalisch-mathematischen Klasse der Berliner Akademie der Wissenschaften erschienen. Dort schätzte ich die wahrscheinliche größtmögliche Einwohnerzahl der Erde auf 7689 Millionen, die höchste denkbare auf 15 904 Millionen. Damit bleibe ich sehr weit hinter der enthusiastischen Annahme von Franz Oppenheimer zurück. Dieser Gegner von Malthus glaubte, daß die Erde 200 Milliarden Menschen nähren könnte. Danach müßten auf jedem Geviertkilometer Landes, ob Wüste oder Steppe oder Eisfeld oder Ackerland, nicht weniger als 1350 Menschen leben. — Wo bliebe denn da Raum für die Bodennutzung, wenn auf jedem Hektar 13½ Bewohner sitzen würden! Auch kann ich nicht dem frommen Verfasser der Harfe Gottes beipflichten, welcher die Auferstehung allen Fleisches damit zu begründen meint, daß 50 Milliarden Menschen ganz bequem auf der Erde untergebracht werden könnten und Raum in Überfluß haben würden, wenn erst die ungeheuren Wüstenstrecken der Sahara, in Arabien und Amerika sachverständig bewässert und berieselt sind. Mein Ergebnis nähert sich den Annahmen von Ballod (5600 Millionen), von Ravenstein (5994 Millionen), dem von Fircks (9000 Millionen), und bewegt sich zwischen den kürzlich von G. H. Knibbs zusammengestellten Zahlen (2942 bis 13 440 Millionen). Es ist etwas größer als das Ergebnis einer Schätzung von A. Fischer (6200 Millionen).

Nehmen wir an, daß die Erde rund genommen 8 Milliarden Menschen nähren könnte, so kommen 53 Bewohner auf den Geviertkilometer Landes. Die Zahl ist nicht hoch; sie entspricht etwa der Volksdichte von Pommern. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß vier Zehntel der Landoberfläche von Wüsten allerart und von dürren Steppen eingenommen werden, die nur eine geringe Zahl von Menschen zu ernähren imstande sind. Die große Menge der letzteren muß sich auf rund 90 Millionen Quadratkilometer zusammendrängen, rund 90 auf dem Geviertkilometer. Diese Volksdichte ist erheblich größer als die Frankreichs, sie entspricht etwa der des Reiches von 1890. Weit bleibt die heutige Bevölkerung der Erde (1,8 Milliarden) hinter der möglichen von 8 Milliarden zurück. Sie kann sich noch mehr als vervierfachen, bevor die Erde ganz mit Menschen erfüllt ist. Noch ist eine Verminderung der Geburtenzahl für die gesamte Menschheit nicht nötig. Das erscheint als tröstliche Erkenntnis, namentlich wenn wir uns vergegenwärtigen, wie hoch das Alter des Menschengeschlechtes ist, und wie gering dessen Zunahme im Laufe der Jahrtausende war. Nehmen wir an, daß eine Horde von 100 Menschen vor 100 000 Jahren existierte, so hat deren jährliche Vermehrung nur 0,0017 Prozent betragen, wenn ihre Nachkommenschaft in 100 000 Jahren auf die heutige Seelenzahl von 1800 Millionen angewachsen ist. In diesem Maße sich fortvermehrend, würde die Menschheit erst in 9000 Jahren die Erde erfüllen. Wenn wir aber ihr Alter auf 200 000 Jahre schätzen, welche Zahl mir wahrscheinlicher vorkommt als die angenommenen 100 000, so wäre die Erfüllung der Erde erst in 18 000 Jahren zu gewärtigen, also in einer Zeit, die weit über den Grenzen menschlichen Voraussehens gelegen ist.

*

Anders gestaltet sich die Frage, wenn wir an die außergewöhnlich starke Vermehrung der Bevölkerung während des letzten Jahrhunderts denken. Wenn sich die Zahl der Menschen wieder in 100 Jahren verdoppelt, werden wir im Jahre 2026 3,6 Milliarden, 2126 7,2 Milliarden haben. In beängstigende Nähe rückt dann der Zeitpunkt der Erfüllung der Erde mit Menschen mit all seinen schwer überblickbaren Folgen. Bevölkerungsstatistiker haben wiederholt darauf gewiesen, daß das Wachstum der Bevölkerung nicht mehr in gleichem Maße wie bisher fortgehen könne, und warme Anwälte der Lehre von Malthus sind aus ihrer Mitte neuerdings erwachsen; die selbstgewollte Beschränkung in der Geburtenzahl ganzer Völker könnte daher wie eine instinktive Vorbeugung einer der ganzen Menschheit ziemlich dicht bevorstehenden Gefahr gedeutet und vom Bevölkerungspolitiker gebilligt werden. Anders denkt der Naturhistoriker. Ihm erscheint die Vermehrung jeder Art als ein Zeichen der ihr innewohnenden Kraft; er kann in der Verminderung der Zahl einer Art durch geminderte Fortpflanzung nur ein Anzeichen des Erlahmens ihrer Stärke erblicken. Für ihn ist die Zunahme der Menschen ein äußerst wirkungsvoller Faktor, denn ohne sie würde die Begierde nach Ernährung nicht zunehmen, welche, wie Malthus sehr richtig bemerkte, „die Triebfeder der meisten Leistungen ist, von denen die vielfachen Verbesserungen und Errungenschaften des zivilisierten Lebens herrühren". Der Naturforscher kann nicht anders denken, als das Bibelwort zum Ausdruck bringt: Seid fruchtbar und mehret euch. Das Gegenteil kommt ihm nicht bloß als dekadent, sondern geradezu als gefährlich vor. Aber kein Naturhistoriker wird verkennen, daß der Mensch als ein mit Vernunft begabtes Wesen seinen Begierden nicht bloß frönt, sondern sie auch zu zügeln und zu regeln befähigt ist. Er wird Malthus durchaus beipflichten, wenn dieser nicht bloß eine Regelung der Begierde nach Ernährung durch Achtung von Eigentumsrechten verlangt, sondern auch eine Zügelung des Triebes nach Vermehrung, der als Geschlechts-

liebe dem Menschen innewohnt. Nicht leichtsinnig sollen die Kinder in die Welt gesetzt werden, aber auf der anderen Seite soll die Aufgabe nicht außer acht bleiben, daß sich ein Volk, daß sich die Menschheit vermehrt. Vernünftige Vermehrung erscheint uns als ein besseres Schlagwort, als sittliche Enthaltsamkeit oder vorbeugender Verkehr, wie Kautsky will. Denn wir sollen die Schwächeregungen, die in der Menschheit vorhanden sind, durch besondere Empfehlungen nicht großzüchten. Vernünftig lieben und vernünftig kämpfen sollte das Motto der Menschheit sein. Große Kämpfe stehen ihr noch bevor, wenn sie die Erde wirklich erfüllen will. Das erkennen wir, sobald wir uns nach den Räumen umsehen, die heute noch Menschen in großer Zahl aufnehmen können.

*

Sie liegen vornehmlich in den Tropen. Hier erstrecken sich die weiten Urwälder Amazoniens, wo die Sonnenstrahlen bei reichlichem Niederschlag eine ungeheuer üppige Vegetation hervorrufen, aber die Menschen so dünn gesät sind wie im unwirtlichen Ostsibirien. Hier dehnen sich die Urwälder von Guinea, die von Galeriewäldern durchsetzten Grasflächen des Kongogebietes, die dürftiger besiedelt sind als Finnland. Hier liegen in regenreichem Klima die Inseln des malaiischen Archipels, mit einer Ausnahme ebenso dünn bewohnt. Diese Ausnahme aber zeigt uns, welche Kraft dem Tropenboden innewohnt: In Java ernährt er 300 Einwohner auf dem Quadratkilometer. Im ganzen bergen die Tropen heute 500 Millionen Menschen und 5000 Millionen könnten sie Lebensmittel gewähren. Hier ist noch eine Nährfläche für 4½ Milliarden, in gemäßigten Zonen nur noch eine solche für 1,7 Milliarden. In den Tropen liegt die Zukunft der Menschheit. Nur in den Hochländern findet sich hier — mit Ausnahme von Java — eine dichtere Bevölkerung, so vor allem auf dem Hochland von Dekkan, so ferner auf dem Hochland von Ruanda in Deutsch-Ostafrika, so endlich auf den andinen Hochländern in Columbien, Ecuador und in Peru. Mörderisch ist vielfach das Klima in den tropischen Tiefländern, nur wo sie an Hochländer anstoßen, und wo diese immer aufs neue Menschen abgeben können, sind sie dichter bewohnt, wie z. B. die Coromandelküste auf der Ostseite von Dekkan. Entnervend wirkt ihr feucht-heißes Klima auf den Menschen, körperlich schwach sind ihre Bewohner. Leistungsunfähig ist der Indianer Amazoniens. Der Neger ist ihm an körperlicher Kraft überlegen, aber ihm fehlt wie dem Malaien die Tatkraft des Europäers oder die Zähigkeit des Chinesen. Sollen die großen natürlichen Vorteile der Tropen für die Menschheit genutzt werden, so muß man sie mit stärkeren Rassen erfüllen.

Das ist nicht möglich auf dem gewöhnlichen Wege der Einwanderung. Auch der Europäer erliegt der erschlaffenden Wirkung des tropischen Klimas. Bewahren die Eingewanderten selbst zwar nicht selten ihre Kraft, so sind doch ihre Nachkommen meist schwächlich. In Europa läßt deswegen der in Indien wirkende Engländer seine Kinder aufziehen, und er kehrt im Alter meist in die Heimat zurück. Nur ausnahmsweise haben sich ganze Generationen von Europäern in den tropischen Tiefländern gehalten; die Burgher, die Nachkommen der auf Ceylon seßhaft gewordenen Holländer, haben die Energie ihrer Vorfahren verloren. Nur auf dem Wege allmählichen Vorrückens, schrittweiser Akklimatisation erscheint es möglich, die tatkräftigen Menschen der gemäßigten Breiten in die Tropen zu bringen, nur durch stete Zufuhr neuen Blutes auf diesem selben Wege, sie hier zu erhalten. Einem solchen allmählichen Einwandern in die Tropen stellt aber die Natur dem Westeuropäer ein unüberwindliches Hindernis entgegen: die Sahara. Völkerwoge auf Völkerwoge hat sich aus dem mittleren und nördlichen Europa in den Süden unserer Erdteile geworfen, bis nach Nordafrika sind die Wandalen gekommen. Kein weißes Volk hat die Sahara durchschritten und ist bis in die Tropen gelangt. Bis an die Sahara reichen lichthäutige, manchmal blauäugige Berbern, jenseits leben Neger, die ganz schwarzen in Senegambien. An Afrikas Westküste klafft zwischen Weißen und Schwarzen eine Lücke, die ihre Berührung hemmt. Nur über die See können weiße Westeuropäer in die Tropen gelangen.

Den Anfang hiermit haben Spanier und Portugiesen gemacht; ihre kolonisatorische Tätigkeit beschränkte sich im wesentlichen auf die Tropen, und beide haben hier Tüchtigeres geleistet, als gemeinhin geglaubt wird. Es war einer der kritischen Momente der Weltgeschichte, daß im selben Jahre, da Granada fiel und ganz Spanien von den Arabern befreit war, Amerika entdeckt wurde. Der Impuls des spanischen Volkes, der durch sieben Jahrhunderte sich gegen die Mauren gerichtet hatte, bog nunmehr in die Neue Welt ab, und hier setzten sich die Spanier in den tropischen Hochländern fest, die der Sitz einer einheimischen, z. T. hoch entwickelten Kultur waren. Mexiko, die hochgelegenen Teile von Mittelamerika, die Hochländer von Venezuela und Columbien, die von Ecuador, dem heutigen Bolivien und Peru wurden die Sitze spanischer Macht, die Ziele spanischer Auswanderung, die allein bisher zu einer Seßhaftmachung einer größeren Zahl von Weißen in äquatorialen Breiten geführt hat. Aber der Einwanderer waren nicht viele; der Nachschub von Europa ließ nach, als britische Seeräuber die spanischen Silberflotten kaperten, und hörte auf, als das Mutterland in die Wirren der napoleonischen Zeit einbezogen wurde. Engherzige Maßnahmen hemmten überdies die Entwick-

lung der Kolonien; sie waren schwach, als sie sich selbständig machten. Durch natürliche Vermehrung hat sich in ihnen seither das weiße Element vergrößert, durch Vermischung mit den Eingeborenen hat es sich verbreitet; es bietet heute Kernpunkte, von denen aus das weiße Element in die Tiefländer herabsteigen kann. Erschwert wird dies in hohem Maße allerdings auf der Ostseite der andinen Staaten Ecuador, Bolivien und Peru; denn wenn auch diese drei hereinreichen in das Amazonas-Tiefland, so ist doch der Abfall dahin ein so überaus steiler, daß für eine schrittweise Akklimatisation kein Raum ist. Überdies trennt ein dichter, regenfeuchter Urwald Hoch- und Tiefland und bildet eine Schranke, die nur von wenigen Wegen durchbrochen wird. Ohne Berührung miteinander haben sich die alten Kulturen der Indianer auf dem Hochlande und im Tieflande entwickelt; meridionale Beziehungen spielten in beiden eine große Rolle, aber keine solche von West nach Ost, von der Höhe zur Tiefe. Hier ist keine Eingangspforte für tatkräftige Weiße in die an Pflanzen üppig reiche Tropenwelt. Günstiger liegen die Dinge in Columbien und Venezuela, am günstigsten in Mittelamerika und in Mexiko, wo heute schon Weiße von der Tierra fria herabreichen in die Tierra caliente, ohne allerdings hier einen Arbeiterstand zu geben. Wird die Vermehrung der Bevölkerung auf dem Hochlande stärker, so wird diese sich mehr und mehr in die Tiefe drängen; das ihr mehr oder weniger beigemischte weiße Blut wird in die üppigen Tropen eindringen und hier arbeiten. Ein weiterer Weg dahin führt aus dem Süden. Während aber in Chile die Wüste Atacama durch ihre Trockenheit ein Einwandern der weißen Bevölkerung in die Tropen hindert, liegen dafür die Dinge in Argentinien äußerst günstig. Da dehnt sich ununterbrochen eine Ebene vom Graslande der Pampas durch das Waldland des Gran Chaco bis in die Ebenen und Hügelländer am Ostfuße der Anden; allmählich vorrückend kann sich hier die weiße Bevölkerung, die durch zahlreiche italienische Einwanderer frisches Blut aus Europa bekommt, schrittweise akklimatisieren und in die Tropen gelangen; gleiches kann aufwärts am Uruguay, Paraná und Paraguay stattfinden: das System des La Plata ist der Weg, auf dem Abkömmlinge von Südwest- und Südeuropäern in die Tropen allmählich hineinakklimatisieren können.

Einen zweiten Weg bieten die Hochländer Brasiliens. Hier sind Portugiesen seßhaft geworden; in neuerer Zeit haben sich unter sie zahlreiche Italiener gemischt, Deutsche sind hinzugekommen. Ist diese weiße Bevölkerung einstweilen auch nur im Subtropengebiet und in einem schmalen Streifen der angrenzenden Tropen seßhaft geworden, so wird sie sich bei kräftigem Anwachsen mehr und mehr äquatorwärts schieben, — schon gedeihen deutsche Siedlungskolonien innerhalb der Wendekreise, — und folgt sie der allmählichen Abdachung des Landes, so kommt sie in das Bereich jener großen, flachen Einbiegung Südamerikas, in welcher ziemlich genau unter dem Äquator der Amazonas fließt. Dessen ungeheures Waldland, in das heute nur Kautschuksammler eingedrungen sind, fällt in das Ausdehnungsbereich der weiter im Süden seßhaft gewordenen Spanier und Portugiesen, und kann von diesen in Kultur genommen werden. Auch vom Hochlande von Guyana aus kann es durch eine sich schrittweise akklimatisierende Bevölkerung weißen Ursprungs besetzt werden: Nirgends liegen die Bedingungen für die Erfüllung der feuchten Tropen mit Menschen europäischen Ursprungs günstiger als in Südamerika. Es bietet Raum für genau den vierten Teil der Menschheit, welche die Erde ernähren könnte, nämlich für zwei Milliarden. Dabei birgt es heute nur 63 Millionen. Hier ist Platz noch für 1937 Millionen Menschen! Aber dieser Platz muß mühsam erkämpft werden. Er wird zum größten Teil von dichtem Urwald bedeckt, der gerodet werden muß. Er besteht längs der Flüsse aus sumpfigem, fieberschwangerem Gelände, das einzudeichen ist. Tropische Schwüle lähmt die Arbeit. Nur Menschen, die ihr Leben voll einsetzen, kommen hier vorwärts. Tausende werden unterliegen, die nicht dem Klima zu trotzen vermögen. Nur tropenharte Menschen können hier die Pioniere der Kultur liefern. Diese können nur aus dem Kreise der bereits in den Tropen akklimatisierten hervorgehen. Erst wenn sich die jetzt in Kultur genommenen Gebiete mit Menschen gefüllt haben, wird die schrittweise Wanderung zum Äquator eintreten, die den Raum für die Menschheit schafft.

Die beiden anderen westeuropäischen Völker, welche den Spaniern und Portugiesen als Kolonisatoren folgten, die Niederländer und die Briten, sind nirgends in den Tropen in nennenswertem Umfang eingewandert. Sie haben sich als Kaufleute an den Küsten oder als Beamte im Innern immer nur vorübergehend niedergelassen und haben ihre Energien durch Vermittlung von eingeborenen Arbeitskräften zur Wirkung gebracht. So die Niederländer auf Java und sonst auf der Insulinde, die Briten in Indien. Einen Stock von Tropenbevölkerung haben sie nicht geliefert, wohl aber haben die Briten den gesamten nordamerikanischen Kontinent mit Ausnahme seines mittelamerikanischen Anhanges besetzt. Hier hat sich der energischen weißen Rasse ein großartiges Feld für Kolonisation geboten. Hier hat sie im Laufe des letzten Jahrhunderts einen Zuwachs von mehr als 100 Millionen bekommen können, und weite Flächen stehen noch der Nutzung offen. 1120 Millionen Menschen könnte der

gesamte Erdteil bergen, und enthält heute nur den siebenten Teil davon. Aber der Osten Nordamerikas, der allein eine dichtere Bevölkerung aufnehmen könnte, reicht nur bis nahe an die Tropen heran und nirgends in dieselben hinein. Das Meer setzt der Ausdehnung seiner Bevölkerung bis in die Tropen eine Schranke. Im Westen hingegen schalten sich Wüsten zwischen den Rumpf des Erdteiles und dessen in Mittelamerika bis in die Tropen hineindringende Südspitze ein. Diese Wüsten allerdings sind hier minder undurchdringlich als die Sahara. Es erheben sich Gebirge, deren Fuß mit Oasen umsäumt ist. Mit beispielloser Energie sind die U.-S.-Amerikaner in diesen trockenen Westen eingedrungen und haben Erstaunliches an Kulturarbeit geleistet. Aber hier stoßen sie auf Spanier. Diese haben sich von Süden kommend bereits im trockenen Westen festgesetzt; ist das Herrschaftsbereich Mexikos hier zwar bis an den Rio Grande del Norto zurückgedrängt, und ist politischer Einfluß der Vereinigten Staaten darüber hinaus geltend, so hat sich doch kein Einwandererstrom über den Strom ergossen. Der Weg in die Tropen ist hier den Abkömmlingen weißer Nordeuropäer ebenso gesperrt wie im Osten; sie müssen übers Meer auswandern, wenn sie die Tropen besetzen wollen.

Dagegen können Leute nordeuropäischen Ursprungs auf der Südhemisphäre sich in die Tropen hineinschieben, da sie hier außerhalb der letzteren in gemäßigten Breiten Fuß fassen können. Erst Holländer, dann Briten haben sich am Kap der guten Hoffnung festgesetzt. Erstaunlich ist, wie jene sich der Natur des Landes angepaßt haben. Der Bur hat die Hochländer Südafrikas erschlossen und ist auf ihnen bis an den Saum der Tropen gelangt; er würde wahrscheinlich bis in dieselben eingedrungen sein, wenn er kräftigen Nachschub aus dem Mutterlande erhalten hätte. Aber dieser blieb aus, als das Kap englisch wurde, und die Engländer sind nicht ausdehnungslustig genug, um den Buren als Kolonisatoren zu folgen, ja, sie haben in kurzsichtiger Politik eine Zeitlang die eingeborenen Negervölker gegenüber den Buren begünstigt. Heute bilden die Schwarzen für das Eindringen der Weißen von Südafrika her in die Tropen ein viel stärkeres Hindernis als noch vor 50 Jahren. Es müßte eine zielbewußte Zusammenfassung aller weißen Kräfte in Südafrika stattfinden, um dies rasch anwachsende Hindernis zu beseitigen. In der südafrikanischen Union geschieht solches indes nicht. Einen zweiten Weg in die Tropen eröffnet für die weiße Rasse nordeuropäischer Herkunft die Ostseite von Australien. Briten erstreckten sich hier aus den gemäßigten Breiten bis nicht allzuweit vom Äquator. Unbehindert durch Eingeborene konnten sie aus Neu-Südwales nach Queensland im Norden gelangen, bis in die Tropen hinein. Aber hier verlockte die Möglichkeit tropische Früchte anzubauen dazu, fremde Arbeiter heranzuziehen. Chinesen wurden ins Land gebracht; sie sind nunmehr guten Teils durch Italiener und andere ersetzt. Wie in Südafrika vermeidet der Brite das schrittweise Vorgehen in der Besetzung des Landes; nur in sehr geringem Umfange geschieht die hier sehr leicht mögliche schrittweise Akklimatisation und die Heranzüchtung tropenharter Weißer, wie günstig auch hier die Voraussetzungen sind. Der Weg in die Tropen steht hier zwar einer weißen Bevölkerung nordeuropäischen Ursprungs offen, diese aber vermehrt sich in Australien nicht entschieden genug, um ein natürliches Überfließen in der von der Natur gegebenen Richtung zu erzielen.

Können der Südeuropäer und der Nordeuropäer erst dann in die Tropen hineindringen, wenn sie über See seßhaft geworden sind, so liegen für den Osteuropäer sowie für den Ostasiaten die Dinge anders. Beide können auf dem Landwege in die Tropen hineinwachsen; das ist geschehen und geschieht noch. Zwar schalten sich auch zwischen die fruchtbaren Ebenen Osteuropas und das reiche Indien Wüsten ein, aber sie sind anderer Art als die Sahara zwischen den Mittelmeerländern und der Guineaküste. Sie ähneln mehr den Wüsten im Westen Nordamerikas. Hier wie da erheben sich Gebirge, welche selbst in der Mitte der Wüste Niederschläge hervorrufen; sie entsenden in dieselbe belebende Flüsse, an die sich Oasen knüpfen. Von Oase zu Oase an Gebirgen entlang, oder quer über die letzteren hinweg können sich hier Völker ausbreiten, kann man vom Osten Europas nach Indien gelangen. Daß hier Völker gewandert sind, bezeugt die Verbreitung der indogermanischen Sprachen; wie auf diesem Wege europäische Kultureinflüsse nach Indien gekommen sind, lehren die Folgen des Alexanderzuges. Die Ausbreitung des Mohammedanismus hat die kulturelle Brücke gesprengt, und der ethnische Zusammenhang ist durch das Eindringen der Turkvölker als Herrscher in die persischen Länder gelockert worden. Durch Festsetzung der Engländer als Beherrscher Indiens sind zwar neue kulturelle Beziehungen auf dem Seewege zwischen Europa und Indien hergestellt worden, die durch Erbauung des Suezkanales eine wesentliche Befestigung erfahren haben. Aber die Briten bewirken nicht die Zufuhr neuen Blutes nach Indien, keine verjüngende Kräftigung der indischen Völker. Sie haben lediglich deren zahlenmäßiges Anwachsen umsichtig begünstigt, und im Bereich ihrer Herrschaft ist die Bevölkerung viel größer geworden als irgendwo sonst auf gleich großer Fläche in den Tropen. Gleichwohl können einzelne Teile Nahrung abgeben, und es ist sicher, daß Indien eine noch viel stärkere Bevölkerung aufnehmen könnte, wenn diese selbst plan-

mäßig an die Ausdehnung und Erfüllung des Kulturlandes gehen würde. Das aber hat eine gewiße Zufuhr von aktivem europäischem Blute, nicht bloß ein Aufgreifen europäischer Ideen zur Voraussetzung. Es scheint sich ein solcher Vorgang vorzubereiten. Rußland betreibt eine aktive asiatische Politik. Längst hat es seine Grenzen bis in den Wüstengürtel hineingeschoben, welcher Europa von Indien trennt. Mehr und mehr kommt sein Einfluß auf den Oasenstraßen dahin zur Geltung. Es hat sich mit Ideen erfüllt, die, ob richtig oder falsch, eine völkerbewegende Kraft haben. Es hat die Macht, die Landbrücke zwischen Indien und Europa wieder herzustellen und damit den Völkerweg in die Tropen wieder zu eröffnen, der seit dem Altertum außer Benutzung ist. Damit würde die Straße wieder zur Geltung kommen, welche bereits vor Jahrtausenden energische Menschen der gemäßigten Breiten in die Tropen geführt hat, und Indien könnte für die Erfüllung mit Menschen eine Rolle spielen.

Dies ist früher von anderer Seite her geschehen, nämlich von der Ostküste Asiens aus. Von hier kamen die seefahrtkundigen Malaien, deren Heimat wir wohl an der Nordgrenze der Tropen zu suchen haben. Bis in letztere hinein haben sich von Norden her am Oststamme der Alten Welt die Chinesen ausgedehnt, von ihren Ursitzen her, die am unteren Hoangho gelegen haben mögen. Sie erweisen, daß ein Volk der gemäßigten Breiten bei schrittweiser Akklimatisation in den Tropen heimisch werden kann. Einheitlich ist zwar das Monsunklima im Osten Asiens, und richtig ist, daß der Chinese des Nordens denselben regenreichen Sommer im Süden Chinas wieder trifft, den er daheim hat. Aber grundverschieden ist der Winter. Eiskalt im Norden erheischt er eine viel größere Abhärtung der Bevölkerung als im wintermilden Süden. Chinesischer Einfluß hat sich frühzeitig schon nach Tonking, Annam und Siam erstreckt, in die Ländergruppe, aus der die Malaien gekommen sein mögen, und ist er hier auch politisch heute durch Frankreich gebrochen, so ist er doch kommerziell vielfach noch vorhanden; chinesische Kaufleute und Kulis sitzen bereits auf der Halbinsel Malakka und unter dem Äquator in Singapore. Deutlich sehen wir eine schrittweise Akklimatisation der Chinesen innerhalb der Tropen; ihr allmähliches Vordringen bis in die Insulinde hinein zeigt uns, wie ein tüchtiges Volk einen Teil der Tropen zu erfüllen vermag, ohne von politischen Kräften getragen zu werden.

Ähnliches können wir noch weiter im Osten wahrnehmen. Aus den gemäßigten Breiten heraus ist Japan bis in die Tropen hinein gewachsen, in denen es Formosa gewann. Hier folgt das Volk der Ausdehnung des Staates, und folgt diesem auch auf den Inseln des nördlichen Pazifischen Ozeans. Die Philippinen liegen in der Richtung seiner Expansion. Von drei Seiten her laufen auf den malaiischen Archipel Ausdehnungsmöglichkeiten kräftiger Nordvölker zu, ja, wenn Queensland noch eine Bahn für ihre schrittweise Akklimatisation werden sollte, würde noch eine vierte zu nennen sein. Der Archipel erscheint ebenso als ein Sammelpunkt für die Auffüllung der Tropen mit kräftigen Menschen wie Amazonien in der Neuen Welt. Über seine Zukunft wird das Volk entscheiden, das ihn zuerst besetzt.

Dagegen erscheint das tropische Afrika nicht als der Zielpunkt einer Einwanderung eines kräftigen, in den gemäßigten Breiten wurzelnden Volkes. Die Sahara trennt es von den Mittelmeerländern und dessen tüchtigen Bewohnern, und Südafrikas weiße Bevölkerung ist nicht stark genug, um viel zu seiner Erfüllung beitragen zu können. Die schwarze Bevölkerung Afrikas gehört gleich den Indern zu den leistungsfähigen der Tropen. Die Fremdherrschaft führt dem Lande keine bleibenden Kräfte, sondern nur zeitweilige Besucher zu, Beamte oder Kaufleute. Das ostafrikanische Hochland, das sich mit Unterbrechungen von Abessinien bis zum Nyassa-See zieht, besitzt zwar Inseln höherer und älterer Kultur, ist aber nicht reich genug an Menschen, um als Verbreitungszentrum zu dienen, und seine Besetzung mit Weißen ist nicht erfolgt. So wird sich das übrige, durchschnittlich auch hochgelegene tropische Afrika allmählich bei günstigen politischen Umständen von sich selbst aus mit Menschen füllen. Es müßte denn sein, daß Indien etwas von seinem Überschuß ihm abgäbe.

*

Auf verschiedenen Wegen ist auf der Erde die Möglichkeit geboten, daß kräftige, willenstarke Menschen aus den gemäßigten Breiten unter schrittweiser Akklimatisation in die Tropen gelangen. Klimatische Verhältnisse machen die Ostseiten der Kontinente dafür am meisten geeignet, wo sich neben warmen Meeresströmungen wohlbenetzte Länder aus der kühlen gemäßigten Zone bis in die warmen Tropen erstrecken. Der Weg an der Ostküste Asiens führt Chinesen und Japaner bequem in die Tropen: die ersteren sind dabei am weitesten gekommen. Auf den Westseiten der Kontinente ist ein solches schrittweises Einwandern in die Tropen unmöglich, da sich hier am Saume kalter Meeresströmungen regelmäßig unbesiedelbare Wüsten zwischen die gemäßigten Breiten und die Tropen schalten. Aber hier bietet sich der Umweg über die Ostküsten des nahe gegenüberliegenden Erdteiles. In Südamerika wechselt der West- und Südeuropäer am leichtesten in die Tropen; er könnte es auch im östlichen Südafrika sowie in Ostaustralien tun. Südhemisphäriker haben diese Wege nie benutzt. Infolge der Zuspitzung der Landmassen nach Süden nimmt die gemäßigte Zone auf der

Südhemisphäre weniger Raum ein, als auf der Nordhemisphäre, erscheint deswegen viel weniger als eine Brutstätte von Menschen mit Expansionsbedürfnis. Aber Nordhemisphäriker, hierher gebracht, vermehren sich hier rasch und erscheinen befähigt, von Süden aus in die Tropen einzudringen, aus denen sonst nach Süden Völker herauswanderten oder ausgestoßen wurden. Dem Osteuropäer aber bieten sich Oasenstraßen durch die Wüsten Persiens nach dem fernen Indien; das ist der einzige Weg, der in früheren Zeiten langsamer Völkerbewegung in die Tropen benutzt worden ist.

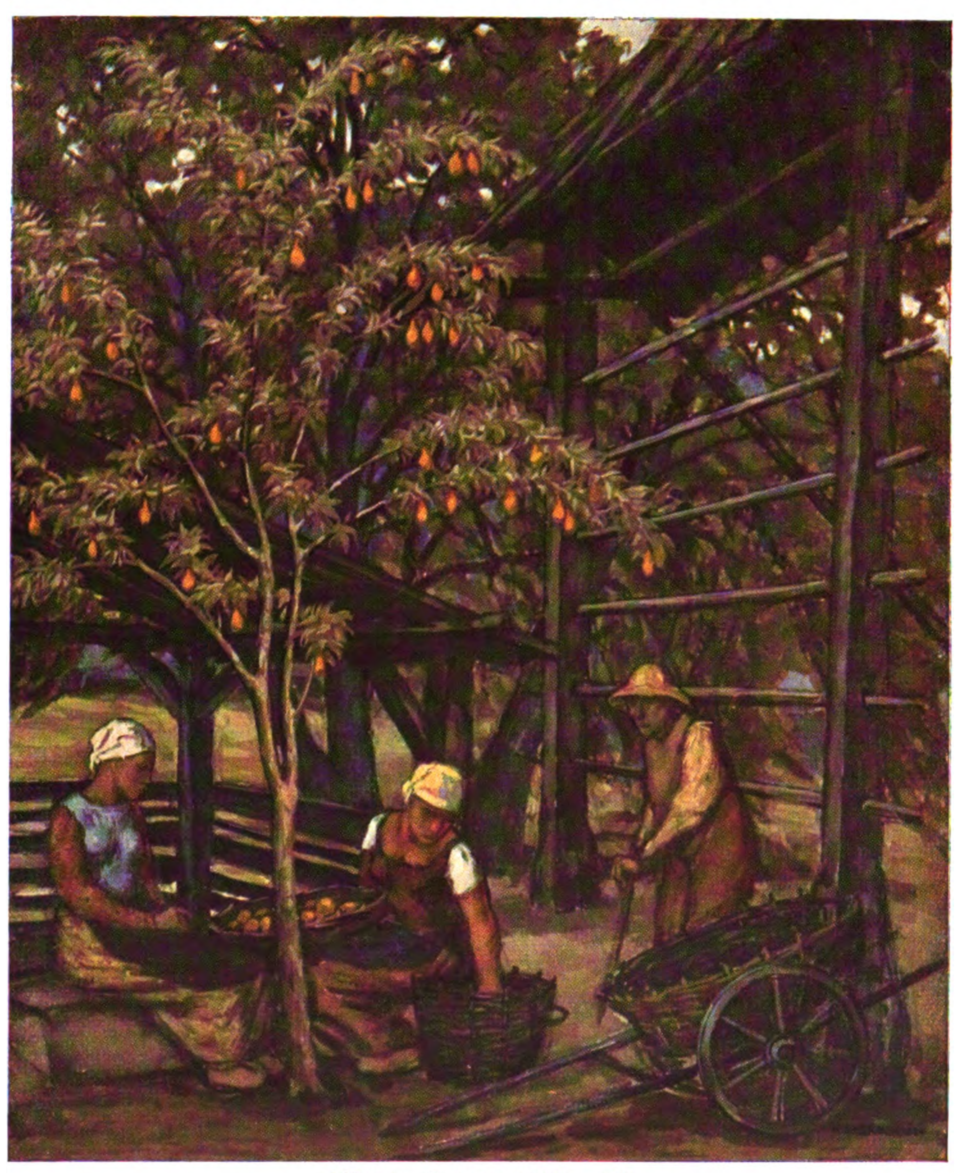
Längst ist bekannt, wie leicht sich die gelbe Rasse in den Tropen akklimatisieren kann. Daß es auch die weiße zu tun vermag, sollte man schon aus den nach Indien gelangten Indogermanen schließen, und offenbarte sich in der Leichtigkeit, mit welcher Spanier sich auf den Hochländern von Mittel- und des westlichen Südamerika einzuleben vermochten, verrät sich durch die Schnelligkeit, wie sich die Nachkommen portugiesischer und italienischer Einwanderer in Brasilien vermehren. Daß selbst Nordländer als Ackerbauer in den Tropen arbeiten können, lehren die deutschen Bauern in Espirito Santo, die Buren im nördlichen Transvaal, die Engländer von Queensland. Es liegt kein Grund vor, daran zu zweifeln, daß sich auch Weiße, die aus dem nördlichen Europa stammen, weiter in den Tropen verbreiten können, wenn dies schrittweise geschieht. Ungeeignet als Tropenarbeiter ist nur jener Weiße, der aus den gemäßigten Breiten jäh in die Tropen einrückt, welcher sozusagen mit einem Kopfsprung sich in dieselben stürzt. Jede Akklimatisation verlangt Zeit. Ihr Ziel muß sein, kräftige und energische Männer bis in die tropischen Tiefländer zu bringen, denn in diesen ist der Reichtum der Natur am größten, hier entfaltet sie ihre stattlichste Produktionskraft, die der Mensch für seine Zwecke nutzen kann. Die gelbe Rasse hat dieses Endziel schon erreicht; die Weißen stehen eben erst im Begriffe, von den tropischen Hochländern, auf denen sie sich vielfach schon akklimatisiert haben, herabzusteigen.

Ob die Akklimatisationswege, die in die Tropen führen, benutzt werden, das ist eine Frage, deren Beantwortung nicht allein dem Geographen zufällt. Aber klar vermag er die ungeheuren Schwierigkeiten zu erkennen, welche ihrer Benutzung entgegenstehen. Sie liegen nicht bloß in der Natur der zu erschließenden Länder, sondern auch darin, daß die Bedeutung der Tropen als Kornkammern der Erde praktisch noch gar nicht in Erscheinung tritt, sondern lediglich theoretisch erschlossen wird. Heute liegen alle Kornkammern der Erde an den gemäßigten Breiten. Versiegt die eine, so tut sich die andere auf. Der deutsche Osten und Polen ist ersetzt worden durch Rußland, das allerdings in letzter Zeit, aber offenbar nur vorübergehend, sich selbst ausgeschaltet hat. Gehen die Vereinigten Staaten als Getreidelieferanten zurück, so tritt nunmehr Kanada an ihre Stelle. Argentinien und Australien haben sich dazu gesellt. Nach diesen Getreideländern richtet sich die Auswanderung. Die großen Menschenbewegungen der letzten hundert Jahre haben lediglich innerhalb der beiden gemäßigten Zonen stattgefunden, wo große Ländergebiete brach dalagen. Deren Besetzung verursachte die ungeheure Vermehrung des Menschengeschlechts, die so manchen mit Sorge erfüllt. Aber je mehr Menschen die Kornkammern an sich ziehen, desto mehr füllen sie sich mit solchen, und es muß einmal die Zeit kommen, da sie aufhören Kornkammern zu sein. Dann wird sich der Blick auf die Tropen richten, und dann werden letztere das Ziel der Auswanderung werden. Diese Wanderung aber findet nicht statt innerhalb ein und derselben Zone; sie erheischt nicht wie für die so zahlreicher Europäer nach Nordamerika eine geringe Akklimatisation, sondern eine sehr große, die nur schrittweise möglich ist. Die Neueinwanderer werden sich daher nicht, so wie es in den Vereinigten Staaten vielfach geschehen ist und heute noch in Kanada erfolgt, an der Peripherie der bereits Eingewanderten ansiedeln können, sondern müssen sich sozusagen hinter ihnen aufstellen und werden sie vorwärts schieben müssen. Den an der Spitze marschierenden wird aber die größte und schwierigste Kulturarbeit zufallen, welche die Menschheit auf der Erde zu leisten hat, die Urbarmachung des tropischen Urwaldes. Das ist eine schwierigere Aufgabe als diejenige, welche unsere Altvorderen bewältigten, indem sie die Urwälder Deutschlands rodeten, es ist eine viel größere Aufgabe als die Umwandlung nordamerikanischer Urwälder in Kulturland, denn der tropische Urwald verjüngt sich rascher als der der gemäßigten Breiten, und sobald das Land nicht kultiviert wird, fällt es rasch wieder in seinen Urzustand zurück.

Außerordentlich groß und schwer ist die Aufgabe, welche der Menschheit noch in den Tropen harrt, bevor sie die Erde wirklich erfüllen kann, und nicht abzusehen sind die politischen Schwierigkeiten, die sich seinerzeit aus dem Kampfe um das letzte nutzbare Land ergeben werden. Nur kräftige Völker werden jene Aufgabe lösen können, nicht Völker, die sich selbst schwächen, indem sie ihre Vermehrung unterbinden und damit den Ausdehnungstrieb beseitigen, den jedes Volk haben muß, wenn es im Kampf um den Raum siegreich bestehen will. Wir brauchen ein starkes Geschlecht, wenn wir die Erde erfüllen wollen, und es muß zugleich zahlreich sein, damit es durch seinen Trieb um Nahrung, wie Malthus bereits erkannte, zu den größten Leistungen angespornt wird. Wir dürfen dem Kampf ums Dasein nicht ausweichen, sondern müssen ihm mutig entgegengehen.

Karl Sterrer / Von Prof. Dr. Max Eisler

Karl Sterrer ist ein deutscher Künstler. Deutsch ist sein Blut, deutsch sein Weg, deutsch das Schicksal dieses Weges. Unter den Vorfahren, die aus Bayern nach Österreich und endlich nach Wien gekommen waren, finden sich mehrere mit künstlerischen Neigungen. Aber diese Künstlerschaft reichte niemals hoch und ist auch weniger wichtig als die gediegene handwerkliche Grundlage, aus der sie erwuchs. Schon der Großvater war nicht nur Maler, sondern auch Tischler, und auch die Bildhauerei des Vaters bedeutete bloß ein tüchtig besonnenes Können. Wägt man, was die beiden dem ersten richtigen Künstler in der Familie mitzugeben hatten, dann erscheint der plastische Drang, der vielleicht schon die Hand des besagten Tischlermeisters



Obsternte. Temperagemälde. 1922



Christus am Ölberg. Ölgemälde. 1921

bewegt hat, nicht so wichtig wie jener Handwerkersinn, der, jedwedem freibeuternden Schein und Schwindel abhold, seine erprobten Kräfte nur für den angemessenen Wurf einsetzt, der sein klar erkanntes Bodenbreit bis ans Ende durchpflügt, und der auch bei seinen äußersten Leistungen die Kette nicht verläßt, als deren Glied er schafft. Auch die reifste Kunst Sterrers wächst aus dem Fundament der gediegenen Arbeit, hat noch das Gefühl für die Gemeinschaft der Innung, stellt sich bewußt in die Kette der schaffenden Geschlechter. Und schöpft aus diesen Zusammenhängen ihre Leitsätze: Kunst ist Dienst und: Kunst ist Ehrfurcht. Es sind die Leitsätze des Handwerkers und des Bauernmenschen. — Denn auch das Bäurische ist in diesem Künstler stark geblieben. 1895 in Wien geboren, ist Sterrer doch niemals ein Wiener geworden. Die leichtfüßige, leichtfertige Anmut der Stadt, ihr Hang zum farbigen Schmuck, zu sinnlichen Genüssen und zum Osten, dessen Tor sich hier öffnet, die Wiener Landschaft und die Wiener Frauen haben in seinem Werk keinen Raum gefunden. Von Beginn an bewies er sich ernst inmitten der Wiener Heiterkeiten, beständig in ihrem Wechsel. Die Heimat seines Blutes lag bei den Bauern im Gebirge, woher sein Stamm gekommen war. Und so wählte der Jüngling, als er das erstemal unter den

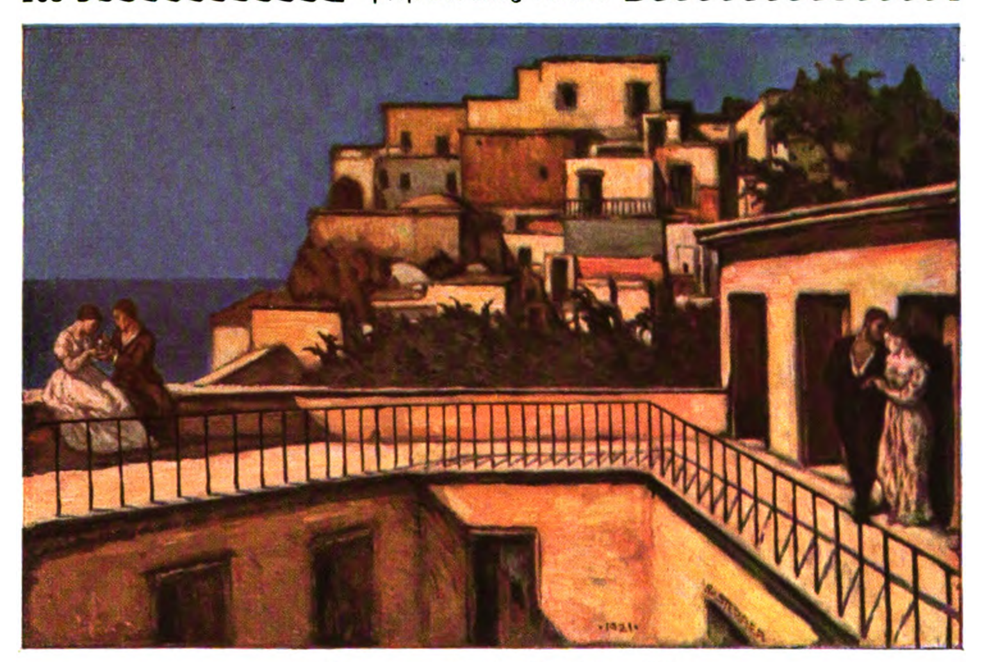


Mondnacht. Ölgemälde. 1920

lebendigen Meistern seiner Umgebung zu wählen hatte, nicht den wienerischen Gustav Klimt, sondern den alpenbäurischen Egger-Lienz.

Aber er hatte auch schon Anselm Feuerbach gewählt. Das war auf der Akademie geschehen, wo er, nach dem Unterricht bei Griepenkerl und Delug, an der Decke der Aula tagtäglich ein Hauptwerk des Meisters betrachten und bewundern konnte. Noch ehe ihn die Kunst eines Bauerndeutschen bestimmend angesprochen, hatte er sich zu dem deutschen Italienfahrer geschlagen. Sein Schicksal war schon beschlossen. Gleich dem vieler anderer wahlverwandter Künstler sollte es zwischen zwei Heimaten, der Heimat des Blutes und der Heimat der Sehnsucht, zwischen dem Alpenland und der Campagna, seinen Halt suchen.

Karl Sterrer gehört — um ein Wort von Carl Neumann zu gebrauchen — zum Schlage der „Grenzdeutschen". Uralter Wandertrieb zwingt sie, die treuen Söhne ihrer Erde, aus trüberen, engeren Horizonten immer wieder in die seligen Gefilde der Sonne, wo das Glück der letzten Be-



Erinnerung an Capri. Ölgemälde. 1921

freiung wohnt. In die klassischen Formen der Südkunst tragen sie ihre romantische Seele. Immer wieder erhebt sich der deutsche Kampf um Rom. Wie hat ihn Sterrer bestanden? — Zunächst erging es ihm geradeso wie ein halbes Jahrhundert vorher seinem erkorenen Wegweiser. Im Sommer 1855 schreibt Feuerbach aus Venedig an die Mutter: „In München war mir's unheimlich, es ist eine geistige Luft da, die ich nicht vertrage, beim Künstlermaifest blies mich abends eine so kalte Schneeluft an, daß ich zwei Tage lang nicht sprechen konnte, — am dritten Tage meines Stummseins wurde mir's unbehaglich, eine innere Stimme sprach deutlich: Italien, dort kommt deine Sprache wieder.“ Man braucht nur die Namen zu tauschen, statt München Wien, statt Feuerbach Sterrer zu setzen, und hat Stimmung und Entschluß, die im Herbst 1908 unsern preisgekrönten Kunstjünger nach Italien führten. Auch er sollte hier seine Sprache finden. — Freilich, der greifbaren Früchte, die er von dieser ersten, später öfters wiederholten Wanderung im Süden heimbrachte, waren nicht



Blatt aus der Mappe „Flieger im Hochgebirge“. Lithographie 1918

viel. Und auch die wenigen hatten keinen sonderlichen Wert. Die neuen Eindrücke, die das Auge überall, bis hinunter nach Neapel und dann die Riviera entlang bis ins spanische Valencia trafen, waren zu reich und stark, um auch schon verarbeitet zu werden. So wird außer allerhand Studien nur ein Stück, das Aquarell Venedig, fertig. Aber auch das ist keine Talentprobe. Denn die breite, ruhige Haltung seiner Formen und die satte Färbung sind durchaus tizianisch. Eigentümlich ist nur die Schwermut des Blattes. Schon der junge, das Leben sonst sehr frisch ergreifende Künstler hat diese seltsame Schwermut, die sein Werk niemals ganz verlieren sollte.

Doch diese trübe Erinnerung an Venedig ist kein gültiger, tiefer deutender Anfang. Schon das Schaffen der nächsten Jahre verleugnet ihn. Sollte es die vorbereitete Art des Jünglings rein zum Vorschein bringen, dann mußte sich neben dem dunklen romantischen Drang der Jugend das italienische Erlebnis anders, in plastischer Formenklarheit darstellen. Und eben das geschieht jetzt. Es geht um zweierlei. Der Kampf des malerischen Schwärmens mit der festen, körperhaften und raumvollen Gestaltung beginnt, dieser Kampf erfüllt die Zeit bis zum Jahre 1918, das erste Jahrzehnt dieser Kunst.



Sommertag. Temperagemälde. 1914

Zunächst galt es, sich tüchtig auszuleben, so wie der junge Sinn es begehrte, also im Bild zu dichten und zu musizieren. 1911 entsteht das Stück, das über der abendlichen Felslandschaft mit dem Flötenspieler und der Strickerin die Inschrift trägt: „Die handeln und die dichten, das ist der Lebenslauf, der eine macht Geschichten, der andere schreibt sie auf". Dieses Wort darf als Motto für eine ganze Gruppe von Gemälden im Frühwerk des Künstlers gelten. Er benimmt sich vorderhand wie ein rechter Malerpoet. Seine Bildertitel heißen „Liebesfrühling" und „Winternacht", „Dämmerung" und „Blaublümelein". Und was gaben sie nicht alles zu schildern, was zu fabulieren! In der umrankten Laube hat sich das Liebespaar gefunden, auf den Wolken darüber halten die ungeborenen Kinder Versammlung, eines steht vor dem gestrengen Herrn Storch, ein zweites schwebt flügellos vom Himmel zur Erde. So froh und einfach ist er damals. Unter schattigen Bäumen liegt das träumende Mädchen, sitzt die Frau mit dem blumensuchenden Kinde, weit öffnet sich der Ausblick auf den beglänzten See oder auf die hochragende Burg. Die Seele zieht aus auf Abenteuer. Anderes spielt zwischen Dämmerung und Nacht. Im müden Schein des Abends ruhen die Hügel,



Der Weißensee. Aquarell. 1922

ruht unter den Birken die ländliche Familie, im Tannendunkel gegenüber neigt sich der Reiter zur Dame. Jede natürliche Lebensgruppe bekommt ihr musikalisch oder sinnig erhobenes Gegenstück. So sind im Holzhaus unter dem Riesendach wohl wieder die schlichten Bauersleute beisammen, und gar traulich beleuchtet die Lampe, was zwischen Kindbett und Wiege zu sehen ist, aber draußen am Zaune warten zwei unwirsche Gesellen, Ritter und Tod, sternenlos ist die Winternacht, unwirklich der beschneite Berg mit den geisternden Schatten der Bäume.

Vor diesen Bildern denkt man zuerst an deutsche Dichter. Denn es sind gemalte Balladen. Dann denkt man an Maler wie Schwind und Thoma, an die Maler des deutschen Waldes, die seinen webenden Zauber sehr ähnlich verkörpert haben. Die Übereinstimmung bleibt bis zuletzt sinnfällig genug, aber schon jetzt ist sie nicht vollkommen. Denn anders als jene beiden gibt Sterrer eine Art heroisches Genre.

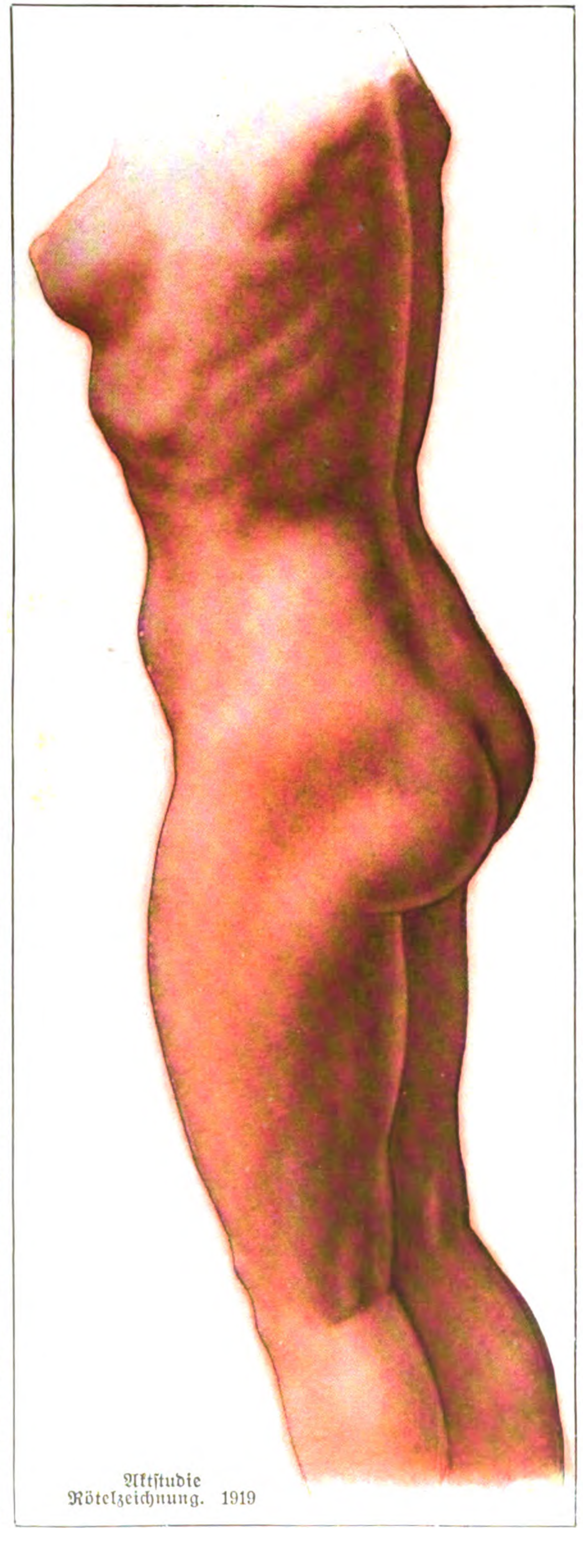
Und nun geschieht es schon zuweilen inmitten dieser ersten, keineswegs bedeutenden und doch sehr liebenswerten Gabe, die des Jünglings innere Not enthüllt, daß sich ein Neues zum Wort melden will. Die düster schwelende Färbung, die für Liebe und Tod den akkordalen Klang zu finden sucht, weicht gelegentlich zurück, eine neue Helligkeit tritt hervor, die auch sofort eine durchgreifende Formenklärung zur Folge hat. Italien beginnt zu wirken. Das geschieht nicht mit einem Male, nicht mit plötzlicher Erleuchtung und entschlossener Tatkraft. Bei einem, der wie Sterrer aus dem Geschlecht der Bauern und Handwerker kommt, ist ein überraschender Stellungswechsel nicht zu erwarten, sondern nur bedächtig prüfende Entfaltung. Und so wird man nicht sagen dürfen, daß jene musikalische Stimmungsmalerei schon endgültig aufgelassen ist und die Strecke frei für die zweite Form, worin sich der Bausinn und der plastische Erbtrieb des Künstlers durchsetzen sollten. Diese Form ist noch nicht da, aber sie ist schon auf dem Wege.

In Italien hatte der Künstler das Wunder des kristallenen Himmels erlebt, der die Größe des Raumes und über das natürliche Maß auch die Wucht der Körper hervorruft. Unvergessen blieben dem Heimgekehrten die römische Campagna und die Bucht von Capri. Schon in dem „Liebesfrühling“ von 1910 wird die Linie nachdrücklich geführt, umschreibt mit neuem bestimmteren Zug die Berge und Körper und drängt die Farbe zurück in die Rolle des füllenden Flecks. Scharf scheiden sich Himmel und Erde voneinander, breit umfaßt, ragt der einsame Zypressenstand durch die Wolkenballen hinauf in eine ungemessene Höhe. In der gleichzeitigen „Winternacht“ unterliegen auch die deutschen Tannen dieser Gestaltungsweise, die jetzt nur mehr das Ganze will, nicht aber die ins Schildern und Erzählen ablenkenden



Die schlafenden Jünger. Ausschnitt aus dem Ölgemälde „Ölberg“. 1921

Einzelheiten. Noch aber haften die Erscheinungen, die Häuser und Menschen, die Wolken und Berge an der helldunklen Fläche. In dem Bilde „Am Ende der Länder“ (1911) werden sie von ihr losgelöst, an Stelle der ausgebreiteten Ordnung treten Weite und Tiefe, uferlos umgibt der Raum die Felseninsel. An diesem Werk wird manches offenkundig, was die späteren, bis zur „Nordsee 1914“ nur noch kräftiger dartun. Aus dem Maler ist ein Zeichner geworden, die überall klare und sichere Zeichnung wirkt entfärbend auf das Kolorit, das jetzt den für die Zeit charakteristischen stahlkühlen Ton gewinnt. Die Anschauung hat sich gereinigt und vergrößert, sie braucht das fabulierende Beiwerk nicht mehr, um zu ihren männlich herben Stimmungen zu kommen. Jetzt rückt auch der nackte Menschenkörper zu maßgebender Wirtung vor. In den beiden Fassungen des Madonnenbildes von 1913 beherrscht er schon die Szene. Ein schlichtes Holzgerüst — sonst nur Gewandfiguren, Akte und ein ganzer Schwall von



Aktstudie
Rötelzeichnung. 1919

stämmigen Knaben. Die „Verkörperung“ der Welt — das Wort in seinem näheren, ursprünglichen Sinne genommen — ist fast vollendet. Die in zwei Wagerechten geordneten Körper tragen den Aufbau; durchgebildet und reich, doch ruhig bewegt, tragen sie das nordisch ernste Gebaren des Werkes. Zwei Stücke aus dem folgenden Jahre ergänzen das Bild der ersten Künstlerreife. Beide, „Der Kogel“ und „Die Windmühle“, sind aus unmittelbaren Eindrücken vor der Natur entstanden. Aber unter der Hand dieses Künstlers sind sie, über das bestimmte Beispiel hinaus, Charakterbilder aller Kogel und Mühlen geworden. Das Zufällige ist abgestreift, das Wesentliche herausgearbeitet. Aber auch damit noch nicht genug. Die Windmühle, die zwischen der Familie in der Veranda und dem liebewerbenden Hirten am Zaune das abendsonnige Land übertürmt, ist zur Lebensmühle, ist Sinnbild geworden.

Die Entwicklung geht unaufhaltsam weiter, die Gegensätze ihrer beiden Formen haben



Das Leben. Ölgemälde. 1923

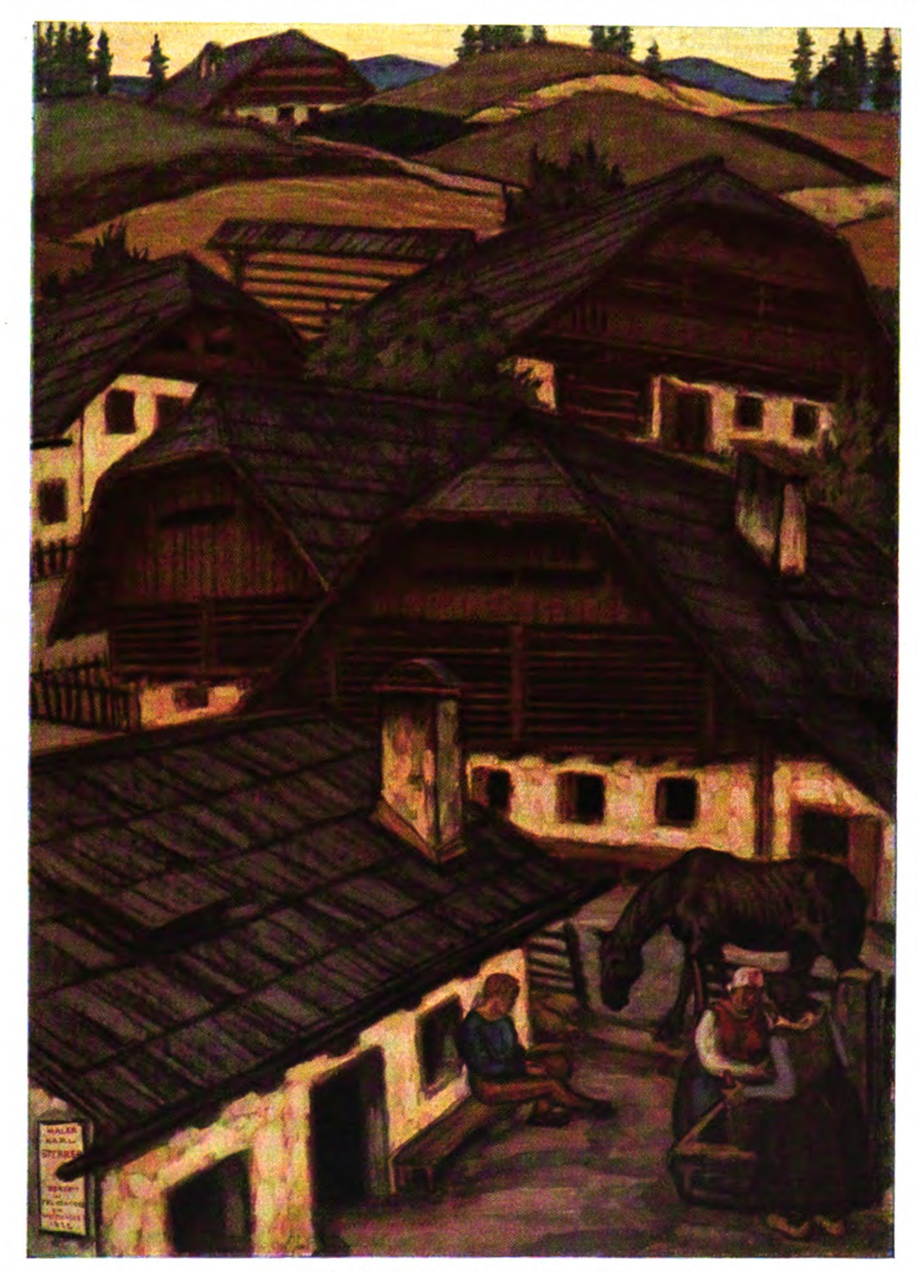
nicht aufgehört, aber sie haben ihre Schärfe verloren. Mehr und mehr tritt an Stelle jener flacher vorgebrachten heroischen Genremalerei, die dem unklaren, jugendwarmen Verlangen Ausdruck gegeben, die linear bestimmte raumfüllende Körperwelt, die das schweifende Gefühl in die Ordnung mannhafter Besonnenheit bringt. Sie zeigt den für den deutschen Meister bezeichnenden, auch von einem Künstler wie Marées erkannten Vorgang der Selbstbeherrschung, Selbstüberwindung, Selbstbescheidung. Der reifende Künstler scheut nicht die Opfer, um nur zu seinem reineren Maß zu gelangen. Er verzichtet auf die Beihilfe der Poesie und Musik, auf die Gefälligkeiten, die Herrn Jedermann so sehr behagen, er zieht sich zurück auf die einfache umfassende Gebärde und sucht nach den vielen Stimmungen seiner früheren Bilder die Stimme der Einsamkeit. Sie wird jetzt überall vernehmbar. Auch die Versammlungen menschlicher, übermenschlicher Gestalten wirken jetzt so lautlos und entrückt wie die fernen Gestade und himmelnahen Berge.

Der Weltkrieg bedeutet für dieses Schaffen keinen Einschnitt, sondern weit eher eine erzwungene Arbeitspause. Unter dem Zwange der Verhältnisse nützt der Künstler die Zeit für die Vorbereitung seiner zweiten



Ein Traum. Temperagemälde. 1925

Reife. Abgedrängt von dem anspruchsvollen Ölwerk, von der inneren Sammlung, die es erfordert, übt er jetzt mehr als bisher die verschiedensten Arten der Graphik, neben Bister, Kreide und Kohle ihre eigentümliche Verbindung mit dem abtönenden Aquarell. Im Fliegerlager zeichnet er die Offiziere mit ihren Flugzeugen — breit und ernst gebildete Köpfe mit sinnendem Ausdruck, ruhig gehaltene Büsten und dahinter die Apparate mit ihrem strengen Gestänge, den Seilen und Flügeln. Die vollen Figuren und der flachere Fond werden jetzt bewußt auseinandergehalten. Der Fond ist nicht mehr Schilderung, sondern nur Akzent des Milieus. Die nächste Entwicklung sollte



Gebirgsdorf. Temperagemälde. 1922

zwischen die beiden schon straff verknüpften Bauteile den rhythmischen Zusammenhang bringen.

Der Beginn dieser neuen, rhythmischen Form liegt bei den graphischen Künsten, bei der Lithographie „Die Schwestern" vom Jahre 1918 und der Aquarellfolge des nächsten Jahres, den „Badenden Frauen", dem „Frühling", dem „Sommer" und der „Liebesnacht". Dieser Beginn ist nicht unabhängig; die beiden Schwestern erinnern an Burne Jones, und auch die übrigen Blätter sind nicht frei von Anklängen an befremdlich ferne Künstler. Aber in ihren unscheinbaren Anfängen keimt schon der neue Stil. Der in seinen Fliegerbildnissen bis zu stählerner Ruhe hingelangte Sterrer sucht **sein** Maß an Bewegung. Es ist kein ungestüm barockes,



Frauen am Wasser. Ölgemälde. 1924

es ist, im Gegenspiel von nur zwei Figuren, ein sehr gedämpftes, akkordal gebundenes Maß. So erscheint es schon in dem Steindruck der „Schwestern", so auch in den „Badenden Frauen", die den modernen Japanismus der Flächenteilung mit klassischer Gestaltung würdevoll durchsetzen. Doch die statuarische Verschlossenheit der Gestaltung braucht, will sie dem neuen Werden nutzbar werden, eine malerische Erleichterung. Die folgenden Aquarelle bringen sie herbei. Für eine Weile wird im Manne der Jüngling wieder lebendig. Mit den Themen der Jugend, mit dem in das schwellende Frühlingsland hingebetteten Mädchen, dem Lautenspieler am Lager des sehnsüchtigen Weibes auf dem Balkon über dem Meere und dem Liebespaar auf dem nächtigen Gewölke, taucht auch die aufgelöste, empfindsame Formweise wieder auf. Aber in neuer Fassung. Denn schon jetzt, in diesen ersten beiläufigen Versuchen, ist sie nicht nur freier und reiner geworden, sondern hat auch schon den Wohllaut, der mit seinem einfachen Zuge alles, die Menschen und ihre Szene, umfaßt.

Es geht um den Rhythmus. Vor dem klareren Auge, unter der gekräftigten Hand wachsen die Akte ins Gigantische, gewinnen mit ihren ruhig gleitenden, später scharf abgesetzten Modellflächen die ihnen eigentümliche Erscheinung eines versteinerten Lebens. Aber auch sie, die Bruchstücke kommender Werke, suchen jetzt schon die Musik der Gebärde. Musikalisch ist die Wölbung des knienden weiblichen Torsos, rhythmisch erwogen die Wendung der im Bambus eingesperrten Amazone. Von hier zur „Nacht", dem Weib im Wolkenbett, und zu der „Mänade", die vor ihren sinnend verweilenden Gefährtinnen tanzt, ist nur ein Schritt. Was die Aktstudien im einzelnen vorbereitet, kommt jetzt harmonisch zusammen. Der menschliche Körper, weiblich nach den Zeichen des Geschlechtes, männlich und übermäßig nach seiner Form, ist alles, selbst die Wolken haben seine Leibhaftigkeit, aus Leibern baut sich der Raum, aus Gestalten, Haltungen und Mienen — Mienen wie Masken — die tragische Schwermut der Stimmung. Der Beziehungen zu Michel-

angelo, dem Bildner der Mediceergräber, sind jetzt gerade so viele wie der Gegensätze. Der Künstler ist auf dem Wege in die nordische Heimat. — Nach dem nun wieder in zwei Etagen gebauten, romantischen „Ölberg" (1921) und dem auch in der starken Färbung sinnlich durchatmeten Aquarell „Der Abend" ist in den beiden Bildern größten Formates, in dem „Leben" von 1923 und in den „Frauen am Wasser" von 1924, die gegenwärtige Stufe dieser Kunst erreicht. Dem „Leben" arbeitet die „Gebirgsphantasie" geradeswegs vor. Den Ausblick auf einen breit durchformten, hochragenden Bergrücken, den nur ein schmaler Himmelsstreif überspannt, durchkreuzen die kahlen



Ein Abschied. Aquarell. 1925

Hölzer der aufrechten oder windschiefen Bäume. Es ist ein sparriger Rhythmus. Das „Leben“ nimmt ihn auf, aber biegt ihn so um, wie die Übertragung des Themas ins Leiberhafte, in den Menschenwald es fordert. Denn ein Menschenwald tut sich vor uns auf. In das Dickicht dringt nur weniges Licht, es umschmiegt das junge Weib, das neben der schmerzensvollen Mutter der Kinder sitzt und die Hand hinaufreicht zu dem Jüngling. Müde ist schon dieses Gebaren, kraftlos wird es in der Erhebung des reifen Mannes und bricht völlig zusammen in der alten Frau, die, nun wieder vorn und unten, vor dem Tod als Gräber hockt. Alles Leben ist nur ein Gestrüpp der Not.

Diesem dunklen Gefühl folgt der dunkle Gedanke. Denn die „Frauen am Wasser“ führen uns in das weit geöffnete, dem Leid entrückte Reich der Gedanken. Vier mächtige Frauen am Strande des Bergsees, zwei schwesterlich angenähert, die beiden anderen gesondert und doch wieder nach Wuchs und Gehaben eins mit dem Paar — vier Körper dunkler Ideen, ihr Sinn noch eingeschlossen in der Empfindung und doch schon bereit für die Reise in den unendlichen Raum. Der Nachen liegt da, wohin seine Fahrt?

Bis zu dieser herben Vermählung einer großen Landschaft mit großen Gestalten ist die Form, bis zu diesem tragischen Ernst ist, auf dem Weg vom Gefühl zum Gedanken, die Stimmung gekommen. Die Kunst Sterrers hat schon jene Monotonie, die nichts anderes ist als der Rhythmus der Symbole. Noch lastet das Rätsel willenloser Ergebung auf ihr, ohnmächtig thronen die mächtigen Frauen an dem Gewässer. Was wird dieses Rätsels Lösung sein?



Das Mädchen bei den Schiffen. Ölgemälde. 1925

Mit Fragen entläßt uns dieses Werk. Auch was im letzten Jahr noch hinzugekommen — die Wiederaufnahme alter Themen in neuen Formen: „Schutzhaus“, „Träumerei“ und „Abschied“, dann das Bild des Unmutes, genannt „Das Mädchen bei den Schiffen“, und das andere, „Einsam“, worin mit plastischer Kühnheit dem schneeigen Berggipfel nur der Kopf eines toten oder schlafenden Jünglings entgegengehalten wird, das alles beantwortet die Fragen nicht. Denn auch das ist durchgehends müde. In übermächtigen Gestalten, in heroischen Gebärden verschlossen, wirkt diese inwendige Ermüdung heute wie das deutsche Schicksal. Aber sie



Schutzhaus. Ölgemälde. 1925

begleitet schon seit den Anfängen das Werk des Künstlers. Wird er einmal den Albdruck entschlossen von sich werfen und trotzige Kraft, die farbige Luft und den freieren Atem gewinnen? Oder sind ihm auch künftighin nicht sonnige Früchte und nur die herberen des späten Herbstes beschieden? Weit liegt noch das unbegangene Land vor dem rüstigen Manne. Es wird die Antwort bringen.

Die ewige Unruhe

Novelle von H. F. Blunck

Gorch Geelsen, — den Namen kannte jeder gut in der kleinen Stadt des Stromlandes. Gorch Geelsen, — die einen lächelten etwas hochmütig, die andern zogen erzürnt die Stirne kraus. Aber jeder hatte etwas mit ihm zu tun gehabt und jeder hatte seine eigene Meinung von ihm.

Das war nicht weiter verwunderlich, denn es hatte immer etwas von ihm zu erzählen gegeben. Oft genug hatte der eine Mann die Marsch rundum in Aufregung gehalten, und wenn jemand etwas Neues von Geelsen zu berichten wußte, konnte er immer seiner Zuhörer gewiß sein.

Es hatte sich schon früh ein festes Gerücht um Gorch Geelsen gebildet, sonderbar genug hatte es ja auch mit ihm begonnen. Einmal, weil er als Pastorssohn auf die Welt gekommen war, und wenn so einer auf die andere Ebene gerät, ist Gesprächsstoff genug da. Bürgermeister, Amtskollege, der Kaufmann an der Ecke und der Speicherarbeiter unterm Tor, alle haben einen Grund, um den Kopf zu schütteln und bedächtig zu nicken: „Ja, ja, auch ein frommer Herr kann sein Leid an seinen Kindern erleben." Auf der andern Seite war es eine Weile geradezu verwunderlich, wie Gorch Geelsen sich immer rechtzeitig wieder in die rechte Lage gebracht hatte, — wenigstens in der Zeit, als er noch nicht trank und wie ein Landstreicher herumzog.

Bunt genug fing es mit ihm an. Mit der Schule erst, der er bald den Dienst aufsagte. Dann in der Lehre, — er versuchte Schmied, Tischler und Zimmermann und pfiff überall auf dem Kamm, obschon die Häupter aller Muhmen und Ohme täglich in die Werkstatt mahnen kamen.

Dann wurde Gorch Geelsen Schreibgehilfe bei einer Behörde. Und seltsam genug, dieser Schleef, der bislang den Tag mit Lügen und Singen ausgefüllt hatte, fand da sein Feld. Man redete darüber, man hatte ihn ja schon halb und halb aufgegeben. Jetzt ging man hin und sah sich's an. Wahrhaftig, der lange Kerl mit dem wirren, gelben Haar saß da fleißig über sieben Büchern zugleich, griff an allen herum, blätterte und konnte vom Rathaus herab vernünftig Antwort geben, — ein ganz ungewöhnlicher Fall. Man begann seine Meinung zu wenden, es gab ja kaum einen, dem er nicht seine Sache halb und halb gewonnen erklärte.

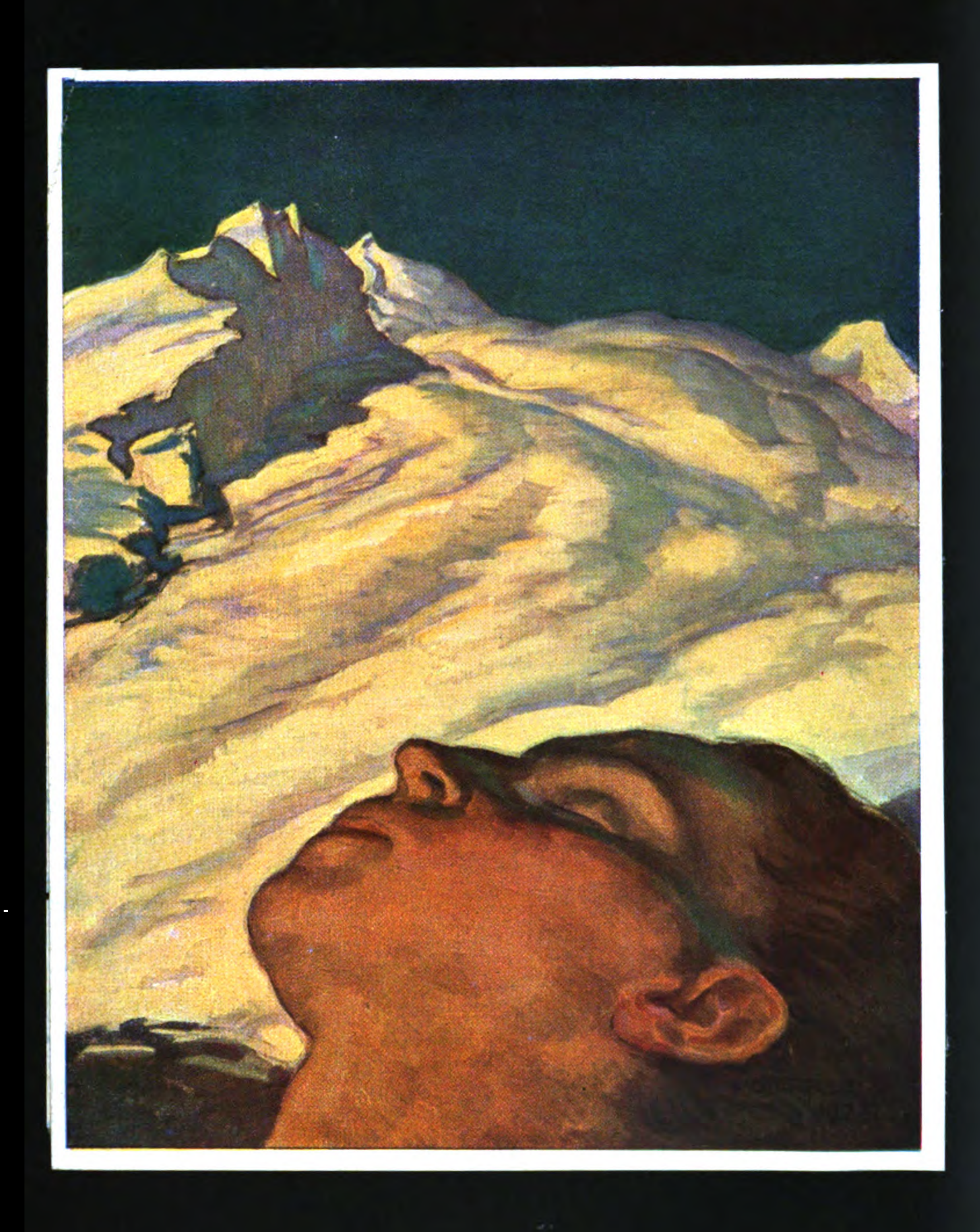
Das dauerte so lange, bis es eines Tages über den Armen kam, allen großen Bürgern in einer Nacht je drei Scheiben einzuwerfen, — nicht mehr, nicht weniger, — ein Unternehmen, was um so leichter glücken mußte, als in dieser Stadt des Friedens der Wächter der Nacht bislang ruhig hatte schlafen können. Ein wahrhaftiger Umsturz hätte kein schlimmeres Aufsehen erregen können. Da mochte man zehnmal die fröhliche Trinklust der Stadt preisen, — übrigens ein bevorzugtes Erbteil der Holländer, die sie gegründet hatten, und der eingeborenen Niedersachsen, — dies ging denn doch über alles Erhörte hinaus. Man hätte es Gorch Geelsen verziehen, wenn er, wie Jan Kolmar, nachts dem Kirchturmhahn eine Schwanzfeder ausgebrochen, oder wie Peter Petersen die speiende Wasserfrau auf dem Marktplatz neu eingekleidet hätte. Aber daß es gerade die neun großen Bürger waren, die vor halben Scheiben standen, das roch nach Gesinnung unterm Schein der Trunkenheit. Und da obendrein ein Präsident auf der Durchfahrt war und man Zucht weisen mußte, flog Gorch Geelsen im Bogen, — was sage ich, im hohen Bogen zum Hause des Gesetzes hinaus.

Er machte sich nicht so viel daraus, wie man in gemeinsamer Entrüstung feststellte. Gorch Geelsen strich sich durch das gelbe Kraushaar, das den glatthaarigen Marschleuten ohnehin wie eine Heidjersünde schien, überlegte sich alles eine Weile hin und her und zählte seine Jahre. Dann tat er wieder das einzige.

Ja, Gorch Geelsen heiratete ein wackeres, ehrenhaftes Mädchen, dazu eine schöne Kate dicht vor der Stadt und sonst noch einiges dazu. Und alle Welt schlug die Hände zusammen und munkelte und zählte die Monate, ob da Gründe waren. Aber das stimmte nicht, die Ehe blieb ungesegnet. Wäre er nun in sich gegangen, hätte es ganz gut werden können. Denn die Leute vergaßen nicht so leicht, daß ein Weg zu ihm Anwalt und Bürgermeister sparte. Es gab welche, die glaubten an ihn wie an die weise Frau von Huse, die oben am Geestland saß und von Karten und Verliebten ihr Auskommen hatte. Ich sagte schon, hätte Gorch Geelsen sich in sich gekehrt, statt nun das Trinken anzufangen, es hätte noch alles gut werden können, denn er hatte ein prächtiges Weib und somit viel Zeit, alle Bücher, deren er habhaft werden konnte, umundumzukehren. Und er hatte oft Absichten und Pläne, daß es eine Lust war, zuzuhören. Stundenlang konnte er davon erzählen, man sagte, die Honoratioren der Stadt in der Hinterstube sperrten ihre Tür zum Gastzimmer auf, wenn Geelsen ins Reden kam.

Ja, der Mann fand sogar angesehene Leute, die ihm Geld gaben.

Drei Höfe kaufte er der Reihe nach auf, baute zehn schmucke Katen darauf, pflanzte um jede fünfzig Obstbäume. Und war, als sie im ersten Blütenschnee standen, gerade so weit, daß er rasch auf See flüchten und sein Weib im Stich lassen mußte.



Einsam. Ölgemälde von Karl Sterrer. 1925



Einige Jahre hörten die Bürger nichts mehr von ihm, jeder rundete seinen täglichen Weg zwischen Sonnenaufgang und Dämmerschoppen und zwinkerte etwas mitleidig, wenn man bei einem von Geelsens Geldgebern vorbei kam. Schlimm war es übrigens nicht gewesen, der Mann hatte nur zu viel versprochen; als geteilt wurde, kam jeder ungefähr auf sein Eigentum hinaus. Ich sage, eine Reihe von Jahren gingen. Dann wurde es in der Stadt wieder lebhafter. Es hieß, im Settsood sei Petroleum gefunden; kein Mensch begriff, warum man nicht längst den öligen, quabbeligen Settsood einmal untersucht hatte. Schlimmer noch: Das halbe Land rundum war schon aufgekauft. Die Stadtverwaltung mußte allerhand Sticheleien hören, wenn sie abends unter dem riesigen Haifisch mit der Rundenglocke saß. Was aber das ärgste war: Kein anderer, als der hinausgeworfene Schreibhelfer Geelsen war der Präsident der neuen Gesellschaft, und es hieß, ein großer Amerikaner steckte dahinter.

Nun mußte man sich eilen und zu ihm gehen, wollte man noch einen Anteil haben. Flink, flink, daß man auch noch ein paar Pfennige dazu tat. Viele alte Freunde hatte Gorch Geelsen plötzlich. Zwei Bohrtürme stachen in Jahresfrist tief in der Erde, das Land wurde schwarz, Siedereien und Hütte wurden angelegt.

Am rühmlichsten aber war, daß dieser Gorch Geelsen seine Heimat draußen nicht vergessen hatte. Denkt, was er sich von den Amerikanern ausgedungen hatte: ein richtiges Museum mußte für die Stadt gebaut werden. Da saßen nun viele steinreiche Bauern in der Marsch und wußten nicht wohin mit allem Geld. Hätte man ihnen früher vom Museum geredet und von allem Kunstgewerbe der Heimat, sie hätten zugehört und mißtrauisch die Köpfe geschüttelt. Aber jetzt, wo der Amerikaner damit anfing, — so hieß der Gründer, — wußten sie auch auf einmal Bescheid. Es kam viel in die Zeitung von dem Opfermut der kleinen Landschaft, es stand viel Rührendes in den Aufrufen und wenn die großen Bürger abends beim Schoppen saßen, lobten sie sich und Gorch Geelsen und fühlten, was ihre Vorväter geleistet hatten, und warteten, daß einer unter ihnen aufstehen und ein gleiches tun würde.

Aber es stand nicht so rasch einer auf. Die Geestleute sagen, daß in der Marsch erst das dritte Kind was taugt, und die neun großen Bürger hatten zumeist nur zwei.

Ja, und auch mit der Gesellschaft hatte es nicht immer seine Richtigkeit. Einige sagten, daß viel Geld verschludert sei, das Museum hat zu viel gekostet und Peter Tetens, der Bauunternehmer, der durchaus seine Gründerfront vor dem alten Bau hatte aufmauern wollen, meinte, Gorch Geelsen hätte nur eine Rolle spielen wollen, mehr sei ihm die ganze Sache nicht.

Kurz und gut, man war schließlich froh, die Anteile an der Erdölbohrung anständig loszuwerden, und als der Unruhestifter wahrhaftig abdanken und wieder über Land gehen mußte, atmete man erleichtert auf.

Und je mehr er sich entfernte, desto lebhafter wurde der Widerspruch. Einmal hörte man noch von ihm. Da hatte er eine neue Partei gründen wollen. Die Bauern sollten ihr Ödland abgeben und die Bürger an den Siedlungsarbeiten helfen. Und in einem Wisch, den man ins Haus geschickt bekam, stand, daß die kleinen Städte vor lauter Dämmerungsschoppen und Skatspielen und Schwatzen über ihre große Vergangenheit nicht zur Besinnung kämen und daß die Buchläden vor zehn Jahren zuletzt eingekauft hätten und ich weiß nicht was mehr.

Nein, so schlimm war es gewiß nicht, das hatte man Gorch Geelsen sehr übel genommen. Das mit der Ölquelle hatte sich ja mit der Zeit wieder eingerenkt. Aber es war doch eine Art Genugtuung, als man hörte, auf einer großen Wahlversammlung sei Gorch Geelsen halb tot geschlagen. Aber was ging's ihn an, sich um solche Sachen zu kümmern?

Wieder vergingen viele Jahre. Man hörte und sah nicht viel. Die einstmals Jungen bekamen die ersten grauen Haare. Gorch Geelsens Weib auch. Der Bürgermeister wurde alt, die Frau von Huje war ein verrufenes Gemeng von Dreck und Fett, so daß kaum jemand sich noch zu ihr wagte. Der Tag rundete sich doch wie immer vom Sonnenaufgang bis zur Dämmerskat und die Sonne schien über Gerechte und Ungerechte.

Gorch Geelsen war eines Tages in die Stadt heimgekommen. Man sagte, er sei in der Zwischenzeit noch zweimal reich gewesen und zweimal bettelarm. Jetzt war er Klavierspieler bei Vereinsfeiern, aber es brachte nur Musikantengroschen. Der Bürgermeister hatte Mitleid, mehr mit dem guten Ruf der Frau als mit ihm; er hatte ihn als Schreibhelfer beim Kirchspiel angestellt.

Es ging noch so eben mit der Arbeit, aber auch nur so eben. Irgendwo hatte der Mann auf der Trinkerliste gestanden, hieß es. Er tat aber gewiß sein Bestes, er war jetzt etwas müde und dankbar. Mitunter nur flammte es noch einmal auf, hatte er wieder Pläne von Erdöl und Siedlungen, etwas kraus durcheinander. Dann mahnte man ihn, und er nahm sich erschrocken zusammen. Mitunter hatte er auch Tage, wo er jünger schien, wo der gelbe Kopf wieder heller lachen konnte, dann spielte er draußen auf den Dörfern und es hieß, daß an seinen guten Tagen Frauen hinter ihm dreinliefen, wie einst, als er der leibhaftige Rattenfänger gewesen war. Das stimmte die Leute gut, die es nicht traf, man hatte gern etwas zum Lächeln zwischenhinein. Daß er sich in seinen alten Tagen noch als Vater einschreiben mußte, — des Bürgermeisters Magd war der andere Teil, schien auch ganz lustig, gut

nur, daß der Pastor das nicht mehr erlebt hatte!

Sein Weib schien von alledem nichts zu sehen und zu hören. Sie hatte ihn getreulich aufgenommen wie damals, als er von ihr gegangen war. Sie blieb die, die ihm am nächsten war, vielleicht die einzige, die immer verzeihend etwas von ihm verstand. Mitunter, wenn sie den Mann daheim hatte halten können, hörte man ihn über Abend spielen. Traurige kleine Liebeslieder oder Schelmereien, zu denen ihre Stimme bis auf die Straße lachte. Gut und fleißig und milde war sie, und froh, daß sie Gorch Geelsen bei sich hatte.

Nur mitunter, wenn die alte Huje vorbeikam, die Kuppelalte, und vertraulich tat, weinte sie in Geelsens Beisein und der tat stolz und verjagte die Fremde. Dann ging die Frau bei den Nachbarn hin und her und erzählte, wie's mit ihrem Vieh stand, und bemerkte nebenbei, wie gut sie es bei Gorch Geelsen habe, und ließ einschlüpfen, wie er die alte Huje zur Tür hinausgetan hatte.

Eines Tages hat der Mann aber den alten Wandertrieb nicht bändigen können. Man hat ihn zuletzt auf dem Jahrmarkt mit seiner Fiedel gesehen. Von da ab blieb er versunken, niemand wußte, wohin er gegangen ist. Einige sagen, er hätte bösen Grund zum Gehen gehabt, aber wenn es so gewesen ist, hat das Weib doch rechtzeitig alle Schuldmahner zum Schweigen bringen können. Gewiß weiß man es auch nicht; man soll vorsichtig mit Bezichten sein!

Die Bäume blühten, die er gepflanzt hatte, die Ölfelder brachten den ersten Zins, über das Museum begann man in den großen Blättern zu schreiben, die Bürger waren stolz darauf und eiferten jetzt dafür. Selbst die Partei lebte noch und fand Freunde, die Leute begannen eben am Heidrand und draußen in den neuen Kögen zu siedeln. Nur Gorch Geelsen blieb versunken.

Der Seewind pfiff vom Meer über Strom und weiße Marsch. Bis zum Geestrand kam er, da wo aus den flachen Fennen sich jäh die Sandstürze und Kiefernberge aufheben und der alte Bauernweg des Heidjers sich durch die Mulden am Rande der Marsch entlang krümmt. Die Straße war schlimm, hohe Schneewehen und blanke, frostübereiste Strecken taten sich vor dem Wanderer auf, der gebückt, den Wind in der Hüfte, nach Norden schritt. Gorch Geelsen mied den geraden Weg durch die Marsch, er suchte an ihrem Rand vorbei zum nächsten Marktdorf zu kommen, wo er zum Abend den Viehhändlern aufspielen sollte. Er trug den Geigenkasten im Arm, sein Schritt war befangen von dem harten, gnadenlosen Wind, der ihn umbrauste und bis in Mark und Adern drang. Hätte er gewußt, was für ein Wetter ausbrechen würde, hätte er sich wohl eines besseren besonnen.

Mitunter stöhnte der Wanderer, zog den schäbigen, dünnen Mantel etwas fester an und drückte den Filz in die Stirn, daß der Schnee von den Schläfen bröckelte. Wenn das graue Treiben, das in Kreuzwirbeln um ihn hinfegte, sich einmal ein wenig auflüftete, blickte er mißtrauisch aus, ob er die Marsch wohl sähe, und die Stadt, die er im Bogen umging. Vielleicht hatte er kein ganz reines Gewissen, vielleicht war's auch die Furcht vor den prüfenden Blicken oder vor Wünschen, die durch das Schneetreiben herüber und hinüber trieben.

Wenn sein Weib ihn so sähe! Das Gefühl ihrer Nähe strömte einen Atem lang warm durch seinen fröstelnden Leib. Aber es war besser, sie sah ihn nicht, er fürchtete sich vor ihrem verhohlenen Mitleid und vor ihren insgeheim verweisenden Blicken. Sie hatte ihn, da sie nun einmal ohne Kinder geblieben waren, immer allzu mütterlich betreut, er scheute sich vor ihrem sanften Rechthaben und konnte doch nicht anders und wünschte sich eine faule, warme Weile an ihrem knisternden Herd.

Der Schnee strich wie weißer Nebel an ihm entlang. Es war wenig zu sehen und immer noch wartete Geelsen auf die erste Kate, die abgekehrt von Wind und Marsch und tief im Sand am Wege nistete. Seine Knie zitterten im tiefen Schnee, erbarmungslos war der Sturm, der ihn niederdrücken wollte und immer wieder mit weißer Last ins Land einfiel.

Mitunter hob sich ein Kratthügel am Weg, dann hoffte der Mann, er sei am Ziel, aber der Busch versank wieder, halb im Schnee eingeweht. Der Weg senkte sich über ein Blachfeld und der Sturm packte eiskalt in das nackte Land und lachte über den kläglichen Wanderer, der mit tappenden Schritten angstvoll und zornig sich vor ihm erhob.

Gorch Geelsen fühlte langsam: mit dem Spielen zum Abend wurde es nichts, er war todmüde, wie ein Mensch nur todmüde sein konnte. Käme er nur irgendwie unter! Wer sollte jedoch so barmherzig sein, den alten Herumtreiber aufzunehmen? Gewiß wäre es besser gewesen, er hätte längst ein Ende gemacht, was wanderte er noch durch die kalten Straßen dieser Welt?

Ob die alte Huje noch lebte? Er schüttelte sich, wenn er an sie dachte, er mußte bald an ihrer Kate vorbeikommen. Gewiß war sie noch genau so speckrauchig und schief wie einst. Gewiß hatte sie aber auch ein Feuer auf dem Herd, — warmes Feuer.

Die Kälte stach, sie lag stechend in Gorch Geelsens Brust, und immer, wenn er auf den Hügel kam, sah er nichts als Schnee vor sich, und immer, wenn er in einer Mulde stapfte, spukten Bäume und Busch wie Wände aus dem Grau entgegen.

Es wurde dämmerig, der Schnee war kälter und fahler. Der Sturm heulte langgezogen und bellte in der Mulde. Spiegelglatt waren die Sandspuren und knietief und mühselig zum Sterben die Hänge, in die der Mann versank. Bis endlich ein alter

Giebel fast über den Weg hing und der Wanderer zögernd mit schwankenden Schritten zur Tür hinüberkam und anklopfte. Wußte er, bei wem er war? Ja, er wußte, aber die Not war größer als das Schütteln in seiner Brust.

Es dauerte einige Zeit, bis ein Schritt kam, — eine halbe Ewigkeit für den Lebenden zwischen Leben und Schnee. Es gelang auch nicht, den Schnee vor der Tür wegzuschieben, der Mann mußte schon um die Hütte herum und auf den Knien durch die Kobentür kriechen.

Er fluchte, als er drinnen war, er wollte immer noch ein wenig großtun, und die alte Huje, die kein Licht als das Herdfeuer hatte, verwünschte das Wetter wie er, so kam sie über das erste Wiedersehen hinüber.

Natürlich hatte sie wieder Kinder zu verwahren; es hieß, sie lebte davon.

„Was ist das für ein Kind, was du da hast, Alte?"

„Ja," sagte die gedehnt, „ich dachte, du kämst darum, die Deern vom Bürgermeister hat's mir gebracht."

Das Feuer knisterte, der Mann verbrannte sich fast, so nahe hielt er sich darüber.

„So, so, die hat's dir gebracht!"

„Sie wollte auf Dienst in die Stadt, und von dir hörte man ja nichts."

„Warum hierher?" fragte Geelsen plötzlich und die Angst kam in ihm hoch.

„Sie meinte, — na ja, sie meinte das so! Aber ich behalt's nicht, habe ich ihr gesagt."

„Wem hast Bescheid sagen lassen?"

„Sie kann euch gleich alle beide mitnehmen, ich hab' nichts für so'n Volk!"

Sie grinste. In Tücher und Röcke eingehüllt saß die alte Huje da, kaum noch menschlich, auf ihrem Stuhl. Der Knabe war warm und spielte und malte Rillen in die Asche. Ein gelber Krauskopf war er, der Mann konnte den Blick nicht abwenden.

Er rückte einen Schemel an das Feuer, den Blick unverwandt auf das spielende Kind. Dann erschrak er. „Wann hast du ihr Bescheid gesagt?" Er bückte sich vor Scham, man könnte ihn bei diesem Wesen im Schmutz finden.

„Gestern. Oder wolltest du den Balg bezahlen?" Es schien einen Augenblick, als wollte der Mann sich wieder umkehren. Aber die Furcht vorm Frost oder der Schmerz der Kälte war wohl stärker.

Das Weib hatte sich erhoben. „Das ist nicht zum Ansehen mit dir," knurrte sie und schlürfte ins Dunkel. Eine Kerze brannte. Gorch Geelsen wußte, sie suchte nach trockener Wolle für ihn. Er haßte sie in diesem Augenblick, wo sie für ihn sorgte; er haßte sie wegen ihrer Häßlichkeit und weil sein Weib kommen konnte, vor der er sich scheute. Der Dampf fuhr ihm aus den halbversengten Ärmeln, sein Rock überm Feuer troff. Dann sah er ein, es war nicht anders, als es nun einmal alles kommen mußte, er fühlte den Ekel und erstickte ihn. Er schauerte und war dankbar, daß es trockene Kleider auf der Welt gab. Sein Weib, — nur daß sein Weib nicht sähe, wie ihm hier, krank und armselig, geholfen wurde. Aber sein Auge ruhte, während er zitternd vom Feuer zurücktrat, auf dem Kind, das in der Asche spielte. Und einmal war's, als lachte der Mann spottend, hochgequält auf: „Jung."

Dann mußte er sich legen, die Brust wollte nicht wieder warm werden und riß und stach.

Geelsen träumte arg. Alle, die ihn einst gekannt hatten, verfolgten ihn. Sie stachen nach seinem Rücken, er warf sich hin und her vor Schmerz. Aber er hatte das Kind auf dem Arm, es durfte nicht fallen, und stolperte und stürzte durch Schneewehen, die endlos vor ihm aufstiegen. Er war aber nicht mehr todmüde wie gestern, seine Flucht hatte ein Ziel, den Jungen zu bergen. Der lachte ihn aus seinem gelben Krauskopf an und sieh, er zog ihn fast voran, solche Kraft hatte er schon, zog ihn mit Lachen über alle Schneewehen. Und er lachte noch, als sie durch die Stadt kamen und alle Bürger aus den Fenstern blickten und über seine Armseligkeit spotten wollten. Was hatte solch ein Junge für Mut! Dann ging's wieder in die weiße Wüste hinaus, und die Brust stach und in seinem Kopf hämmerte das Blut vor Hitze. —

Als er die Augen öffnete, hörte er doch die Stimme seines Weibes im Halbdunkel. Sie kam näher, beugte sich über ihn. „Komm," sagte sie einfach, „hier kannst du nicht bleiben."

„Das Kind," stöhnte er und besann sich und unterdrückte einen Schmerzenslaut, sie sollte nicht wissen, daß er krank war.

„Ja, das Kind kommt mit," sagte sie, ohne daß ihre Stimme darum leiser wurde.

„Das ist gut," seufzte Gorch Geelsen. Er brachte noch keinen Dank über die Lippen.

Dann saßen sie auf dem kleinen Schlitten; der Junge fürchtete sich gar nicht, er hatte wohl schon Freundschaft mit der Frau geschlossen, und krähte in das weiße Land hinaus. Eng eingehüllt auf dem Bock fuhren sie dahin, das Kind in der Mitte.

Die Frau hatte die Zügel in der Hand, das kleine, schellenläutende Mietpferd trabte rasch vorwärts; der Schnee stäubte über seine Hufe und blickte grün und rotflimmernd in die Morgensonne. Gorch Geelsen hatte nicht die Kraft gehabt, selbst nach den Zügeln zu langen. Es war auch alles noch, als setzte sich sein Traum fort, voll unbändiger Schmerzen im Rücken, die ihn verfolgten und voll Sehnsucht, ängstlich einsamer Sehnsucht in das Land, das vor ihm lag. Unwirklich war die Fahrt und die Welt. Aus seinem Fieber, aus dem er die Bilder sah, verfloß alles in schwebende Fernen, war alles bunt umsäumt wie die Dinge, die er berührte. Mitunter glitt sein Blick zu der Frau, die schweigend die Zügel durch die Finger gleiten ließ, — hin und her, — und den Weg rechtaus verfolgte. Sie war ihm noch die einzig Wirkliche in der erdrückenden hellen Weiße des Lichts rundum. Er fühlte ihre Nähe, spürte,

wie die Hand ihn hielt, wenn er schwankte, und sah zuweilen ein aufmunterndes und doch ein wenig trauriges Lächeln, mit dem sie ihn prüfte. Ob sie meinte, daß er zu der alten Huje geflüchtet war? Ach, er hätte ihr gern gesagt, daß der Schnee ihn dahin getrieben hatte, — niemals wäre er sonst zu der Kuppelalten gegangen. Er hätte es wahrhaftig gern gesagt, er wollte sogar sagen, er kenne die Huje gar nicht. Aber der Schlitten schwankte, wenn er den Mund auftun wollte; gewiß war er sehr krank.

„Willst du dich legen?" fragte die Frau.

Er fühlte den fieberdurstigen Kopf, er fühlte wieder die Messerstiche im Rücken — wenn sie doch rascher fahren wollte. Der Himmel glänzte silberblau, die weite Weiße, die windgefegten Gräben blendeten so stark und blutrot, er mußte die Augen schließen.

Geelsen mochte auch nicht sagen, wie durstig er war, gewiß würde die Frau dann an böse Stunden denken und ihn in der weißen Einsamkeit allein lassen. Er sog den Schneestaub, der an seinen Lippen haften blieb, gierig auf, das mußte genügen. Und wenn er die Augen schloß und den eiskalten Wind einsog, war es fast wie kaltes Wasser, so schnitt er in der Kehle.

Wo fuhr er doch hin? Die ganze Nacht war er schon auf diesem Weg gewesen, der Junge hatte ihn getrieben. Was wollten die beiden von ihm?

„Das Kind —" stöhnte er und sah auf sein Weib. Sie nickte ihm freundlich zu, ganz ohne Arg, er merkte, sie hatte es gewiß gern.

„Ich will jetzt bei dir bleiben," stotterte er, es kam heiser heraus, es sollte bitten. So glücklich in dem Leid der Krankheit sie nahe zu wissen.

Weiß und endlos war das Blachfeld ihm zur Seite. Fern die Höfe glänzten und glitzerten, schwarz reckten sich die Gipfel der Eschen, umspielt von roten Kränzen, die die Sonne darum schlug. Wo fuhren sie nur hin? Er wagte nicht zu fragen, um die Frau nicht zu erzürnen, sie würde es wohl wissen. Es schwamm auch alles, wohin er sah, und das Kind weinte ängstlich. Dann waren sie in der Stadt und die Bürger sahen durch die Scheiben dem Schlitten nach. Rasch ging es, gottlob!

Wie er neu gebettet wurde, wachte Geelsen von seinem Fieber auf. Er hatte wohl geschlafen, ja, er lag fiebergebadet in seinem Lager. Ob es nun weiterging? Er hatte geträumt, daß er die Stadt bald wieder verlassen würde.

Aber es war Besuch gekommen. Der Bürgermeister sprach mit seinem Weib, sie sahen kopfschüttelnd zu seinem Lager hinüber und der Arzt stand dabei und die Frau weinte.

Das mitleidige Kopfschütteln erbitterte ihn. Der Kranke richtete den Nacken unruhig hoch. Seine Augen waren freier als vorhin. Oh, er sah die Gesichter ganz klar, seine Demut und Ergebenheit verflog, wie er sie sah, ward er trotzig. Was wollten die Leute?

Der Bürgermeister kam zu ihm. „Wenn Sie wieder besser sind, wollen wir das Museum besehen, Geelsen, es ist so viel Neues da." Ihn schauerte ein wenig vor dem Hauch der Krankheit oder des nahenden Endes. Aber er hatte diesem irgendwie Dank zu sagen, das fühlte er und er wußte, wenn man diesen Unruhigen nicht mehr zu fürchten hatte, würde man gut über ihn reden in der Stadt. „Es ist so viel Neues da, Geelsen!"

Und ein Neusiedler war auch gekommen. Sie hatten alle gehört, Geelsen sei wieder da, wie ein Wind hatte es sich in der Stadt verbreitet.

„Zwei neue Katen," flüsterte er, „und viele neue Bäume, Geelsen!"

Das Flüstern erregte den Kranken und das verhaltene Schluchzen. Er sah sich mit zornigen Augen um. Irgendwo wartete es auf ihn, ein Trost oder ein Trotz. So war's nicht gedacht, sein Leben, daß diese alle barmherzig um ihn stehen würden, halbfroh, daß er von ihnen ging. O, er merkte es wohl, selbst die Frau ängstigte sich jetzt vor ihm, — hätte sie doch mehr Mut gehabt und etwas weniger Liebe!

Der Krämer war da und fragte mit hochgezogenen Brauen. Gewiß hatte er eine Rechnung in der Tasche und wollte der erste sein. Und alle Gesichter richteten sich auf ihn, etwas hämisch, daß die alte Unruhe der Stadt starb, etwas gerecht zufrieden.

Der Mann richtete sich auf, seine Finger krampften sich über die Decke. Jemand stürzte hinzu und hielt ihn: „Streng dich nicht an!" Aber er suchte die Hand abzuschütteln, fiebernd, aufgestützt saß er da und begriff und wartete doch noch auf etwas. Was wollten diese von ihm? War das das Ende, war das alles? Hatte er nicht einmal etwas Großes mitnehmen wollen? — Wo war er, was hieß es, daß sie ihn anstarrten, wie ein wundes Tier? „Was wollt ihr, was soll das?"

Ein Lachen mitten unter den Trauergesichtern, — ein Kinderlachen. Der Mann reckte den Arm, jemand schob den Knaben zu ihm. Und jäh war es, als fiele alle Todesfurcht von dem Kranken ab, jenes spöttische Lächeln, das ihn ein Leben begleitet hatte, glitt über sein Gesicht. „Mich —" stöhnte er und tastete nach dem gelben Krauskopf, „mich werdet ihr nicht los!"

Der Bürgermeister murmelte erschrocken ein Wort: er hatte es nicht recht verstanden. Die Frau schluchzte, ach, sie kannte den Mann und seine Gedanken und verzieh gleich wieder alles in ihrer Liebe. Aber Geelsen ließ seinen vergehenden Blick von einem zum andern gleiten, überlegen, ein wenig spottend über eine neue Unruhe, die unter ihnen hauste. Dann blieb sein Auge im letzten Frohlocken an dem Knaben haften, als nähme er sein Bild mit in die weiße Weite, in die er hinüberschritt.

‚Ihr werdet mich nicht los,' dachte er in dem Augenblick, ‚ich bleibe!'



Der Umlaufzettel

Von Friedrich Schulte

Mit Abbildungen aus der Piperschen Sammlung im Besitz des Güstrower Kunst- und Altertumsvereins

Johann Christian Friedrich Piper (1776 bis 1859), in Güstrow geboren und gestorben, Hofrat, Dichter und leidenschaftlicher Sammler, hat ihn mit sorglicher Hand treulich zu Hause getragen. Wer kennt ihn noch, den lustig bebilderten und überredend beredtsamen Boten einer romantischen Welt, weit ab von allen treu gezeichneten Plätzen und Grenzen? Geschwinde rückwärts gesprungen über das brausende Gefälle der Zeit und die verstaubten Bündel neugierig aufgeschnürt! Da schlägt er schalkisch mit Hunderten von seinesgleichen die treuherzigen Augen auf und läuft wie einst dem wandernden Volke voran, dem trommelrührenden, geächteten Volk, den Seiltänzern und Kunstbereutern, Marktschreiern und Marionettenspielern, Bärenziehern und Okulisten. Noch gab es Mauer und Tor, Brücken- und Wegegeld, vergnüglich bürgerliche Enge und besorglichen Streit um die Mac-Adamisierung halsbrecherischer Landstraßen, doch legte sich nahe davor die bunte, abenteuerliche Ferne, und da sie nicht durch Surrogate und geschickten Diebstahl tausendfältig verstellt oder verzettelt war, wurde sie mit ahnendem Gemüte lüstern ergriffen, wo sie ein farbiges Zipfelchen spielend flattern ließ. Ach, wie arm wir mit unserm Reichtume geworden sind, da uns das Beste nur noch gerade gut genug ist und wir nur noch im Ernst und mit dem Scheine der Wahrheit zu rühren oder zu schrecken sind! O schöner Raub an wissenschaftlichen Töpfen und Tiegeln, anstatt geschäftigen Mordes magische Allotria damit zu treiben, und kindlicher Sinn, sich an dem täglichen Einsatz eines unversicherten Leibes weit hinter jedem befohlenen Zweck von ganzem Herzen zu ergötzen!

Zwar ist er gelb vor Alter und voller Brüche und Falten, doch hält er sich brav und fest zusammen noch von der mütterlichen Bütte her, dieser seltsame Zeuge einer Zeit, die noch so rund und ganz war, auch das, was lieblos schon der nächste Tag verbrauchte, mit Tüchtigkeit und Anmut gründlich auszustatten. Du glättest ihn. Wie treten wohlgebaut die Zeilen noch nach geheimen kontrapunktischen Gesetzen an! Und sind gekrönt von volksliedhaften Schnitten, vom Stock gedruckt, so einfältig wie namenlos: das kleine, böse Pferd, der Elefant, Phantom und Furie, betrunkener Dragoner ohne Sattel und Herkules, Athlete aus Böotien.

„Mit feurigem, gestähltem Muth,
Vom Kinde bis zum Mann,
War jeder stets auf seiner Huth,
Und spannt' mit sehnsuchtsvoller Gluth
Talent und Kräfte an."



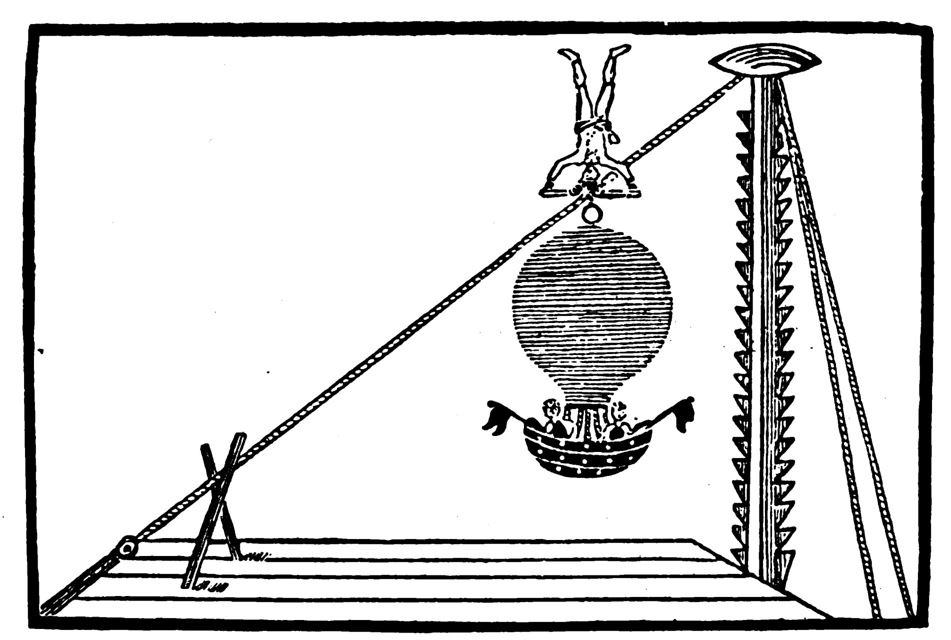
Das kleine korsikanische Pferd spielt Karten, Würfel und unterscheidet alle Sorten Geld und Couleuren. (Hunde- und Affentheater des Herrn Agazzi aus Italien. Umlaufzettel von 1808)


Umlaufzettel der patentierten Kunstreiter- und Springergesellschaft des Johann Lenz von etwa 1810

Und spannte schneller noch als solche wohlgemeinten Verse, womit man sich einem großmütigen und verehrungswürdigen Publikum empfahl, nachdem es mit schuldigem Respekt gebeten worden, „das Geld in die **Büchsen selber hineinzustechen“, das schräge Seil, „worauf der Kolter heute zum erstenmale von der Tiefe des Theaters bis in die Höhe des sechzig Fuß hoch hinauf gespannten Seils mit einer Schubkarre wird hinauf und wieder herniederfahren, eines seiner schwersten Stücke, welche er hier schon gezeigt hat, und er versichert, daß dieses auch alle übrige noch übertreffen wird“. Das war die allergnädigst general-concessionierte Seil**tänzer- und Springergesellschaft der Witwe Kolter, die 1817, von Rostock kommend, wo sie in der guten Stadt London einquartiert gewesen, in Güstrow eintraf, das war die weitberühmte hohe Ascension auf dem Turmseile, die Koltersche Himmelfahrt, wobei der Kolter auch auf dem Kopfe stand, „ganz oben auf der Spitze eines Ballons, an welchem eine Gondel befestigt ist, welches um so bewundernswerther ist, da es sehr schwer und viele Balance erfordert, wie es der Holzstich beweist“. Der ist von mathematischer Sachlichkeit und Klarheit, als wäre er einem physikalischen Handbuche entnommen, und linear so rein und einfach zu deuten, daß er noch heute manches graphische Equilibre rühmlich aus dem Felde schlägt. Rührender Abschied, als es das letzte Mal war, „da die Truppe das hohe Glück genoß, unter den Augen der edlen Bewohner, geschmeichelt durch Wohlgewogenheit und beehrt durch zahlreiche Gegenwart, erscheinen zu dürfen:

Voll Antheils habt Ihr uns geschützt,
Für jeden Neid und Gram,
Mit That und Rath uns unterstützt,
So thätig jederzeit genützt,
Wenn's auf den Beystand kam,
Lebt wohl, Verehrte! lebt beglückt,
Im süßen Friedensschooß!
Von keinem Kummer unterdrückt,
Und mit Zufriedenheit geschmückt,


„Wir werden die Ehre haben, die hohen und respektiven Zuschauer mit unerwarteten Phantasmagorien und optischen Illusionen zu überraschen ... (Kunstkabinett von Grunert & Sengebusch. Umlaufzettel vor 1820)



Die große Ascension, worauf Herr Kolter mit und ohne Balancierstange gegangen ist, der Kolter ganz oben auf der Spitze eines Ballons, an welchem eine Gondel befestigt ist, stehend auf dem Kopfe hinauf und wieder herunter fahren wird, welches um so bewundernswerther ist, da es sehr schwer und viele Balance erfordert. (Umlaufzettel von 1817)

Dies sey nun euer Loos.
Und leben wir entfernt von Euch,
Dann bitten wir zugleich,
Vergeßt uns nicht! dann sind wir reich,
Und unserm größten Glücke gleich:
Vergeßt nur unserer nicht!"

Auf demselben Seile glänzte später auch die Spelterini, das männlich biedere Handwerk des mehrmals totgesagten Kolter noch mit leichtfertigen Pas-Attitüden verschnörkelnd und verbrämend, wie Micaletto Sanches in seinem höchst merkwürdigen Stücke, an hohem Balken langsam ein Menuett zu tanzen, indes sein Körper nach der Erde hing, „was nicht nur Nachdenken, sondern auch viele Jahre zur Übung brauchte", da denn kein Meister fertig vom Himmel fällt. Gefährlicher Triumph des flügellosen Leibes um bloßen Ruhmes willen! Steht nicht, wer mit dem Tode auf dem Seile tanzt, die Gaffer äffend in dem abgeschabten Samt, mit falschem Gold bestickt, für Augenblicke im Mittelpunkt der Welt?

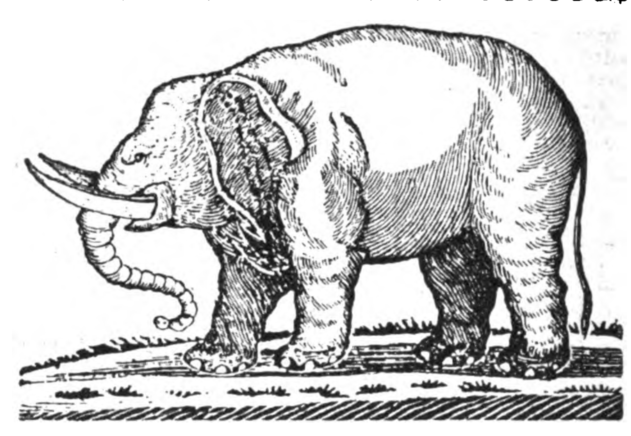
Hier ist ein Heldentum, das leichtlicher als alle dramatischen Schliche und Kunstwirkungen mit Händen zu greifen ist, weil es sich aller gutmütigen Täuschung willig begibt, und ist doch mehr als nur die blanke Wirklichkeit der Gefahr, des nahen Todes und des Kampfes mit dem Tode, es ist ein Spiel, das seiner spottet, wie wir mit jedem guten Spiele seiner spotten.

Da sind auch die starken Mannskünste nicht weit, denn wer vordem aus göttlicher Lende sproß und Hyder und Drachen schlug, wird jetzo angehalten, mit obrigkeit-



Die Reitkunst eröffnet die kleine dreijährige Constance ... (Umlaufzettel des Zirkus L. Götze von 1855)

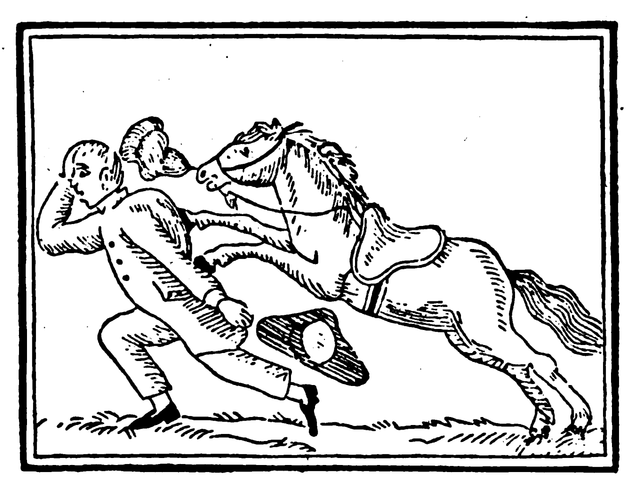
licher Bewilligung eine Pyramide von Wagenrädern oder zusammengebundene Commis-Gewehre auf der Stirne zu balancieren, oder Degen und Tabakspfeifen, wie weiland Franke, des Nordens Herkules. „Der junge Franke, sechzehn Jahre alt, wird sich als Plastiker vorstellen. Hierauf wird er eine Pfauenfeder balancieren, welche nach dem Takte der Musik von der Hand auf die Nase, von der Nase auf die Brust, von der Brust auf die Schulter laufen wird, ohne die Balance zu verlieren, dann wird er die Feder sich mit dem Fahnenende auf die Nase stellen, damit niederlegen, und während des Aufstehens die Feder in die Höhe blasen und auf der Stirne wieder auffangen. — Auch wird er mit einem großen Balken das Militair-Exercitium machen.“ Und da er obendrein noch mit dem Bauche zu reden und als betrunkener Tiroler durch sechzig Eier ein Solo zu tanzen versprach, war solche Augenweide mit sechzehn Schillingen für den ersten Platz schlechterdings billig bezahlt. Um wenig mehr vermaß sich Venitien, Alcide aus Paris, ein Gewicht von zweitausend Pfund zu heben und sich als lebende Wetterfahne zu schwingen, und nachdem er mitsamt dem sitzenden Türken fünfzehn Fuß in die Höhe gesprungen, zog er sich klüger und gefälliger als Franke auf heldische Würde und Art zurück, als Bogenschütz, Apoll von Belvedere und zorniger Achill (und lud die Damen ein, nur ohne Scheu zu ihm hereinzutreten, „indem der Herkules nicht anders als in einem anständigen Kleide erscheinen wird“).


. . . Ein Elephant von außerordentlicher Größe mit Zähnen. Er hat nebst dem Fleiß des Biebers, die Geschicklichkeit des Affen, das Forschende des Hundes. (Schausteller Gautier aus Berlin, 1820)

Notwendig gehören auch die „Reit-, Tanz- und Voltigierkünste zu Pferde“ in solch Divertissement, die Kunstreitergesellschaften der Lenz, Gautier, Carré, Stella und Beranek, deren Ankündigungen am zahlreichsten und fast die prächtigsten sind, was weiter nicht wundernimmt, weil das Pferd, mit Scheerbart zu reden, köstlicher ist als der Mensch. Es ließ sich, seitdem es zwischen den frühen asiatischen Zelten gefangen wurde, durch keinerlei betrügliche Pfif-


Mit hoher Bewilligung wird die hier anwesende Künstlergesellschaft eine große Vorstellung der höheren Reitkunst zu geben die Ehre haben. (Zirkus Beranek. Umlaufzettel von 1835)

fickeit verstören, es blieb in seinem eingebornen Rhythmus so einfach wie ein Element, und solange er sich willig davon ergreifen läßt, ist auch der Mensch vielleicht so übel nicht. So sind die mannigfaltigsten Produktionen, mit vielem Gepränge und reichem Umzuge trommelrührend angezeigt, was sich der Rat an Feiertagen zu verbitten pflegte, gerade dort, wo sie am reinsten sind, so alt wie neu. Nur im Kostüm ist Wandel wie in der jeweiligen Fassung des Spiels, von ernsthafter Strenge mehr und mehr in eine lockere und empfindliche Buntheit hinein. Das große Romanische Caroussel von Johann Lenz, das edle Turnier-Spiel, worin Bajazzo mit seinem komischen Reiten, Hauen, Stechen und Schießen nach allem, was ihm in den Weg kam, den Beschluß machte, war noch im Sinne früherer Jahrhunderte formal genau so geschlossen wie der begleitende Holzschnitt, der schlecht und recht die heimliche und volkstümliche Umwandlung eines unvergessenen Erbes ist. Dann drängte die einzelne Leistung sich allmählich und ungebührlicher vor, anfänglich noch heroisch, wie la grande carrière d'Achille par Monsieur Beranek, doch bald verspielter als indianische Jongleur-Produktion oder Grotesk-Exercitium auf ungesatteltem Pferde, und das bis dahin naiv erzählende Bild wird zu einem höchst dekorativen Kopfstücke, von sozusagen beschämender Güte freilich, mit so einsichtigen Messern geschnitten und in der tanzenden Dämonie der schwarzen Leiber so eigentümlich zeitgenössisch gegenwärtig, daß mancher jüngste Ruhm fröhlich vorweggenommen scheint.



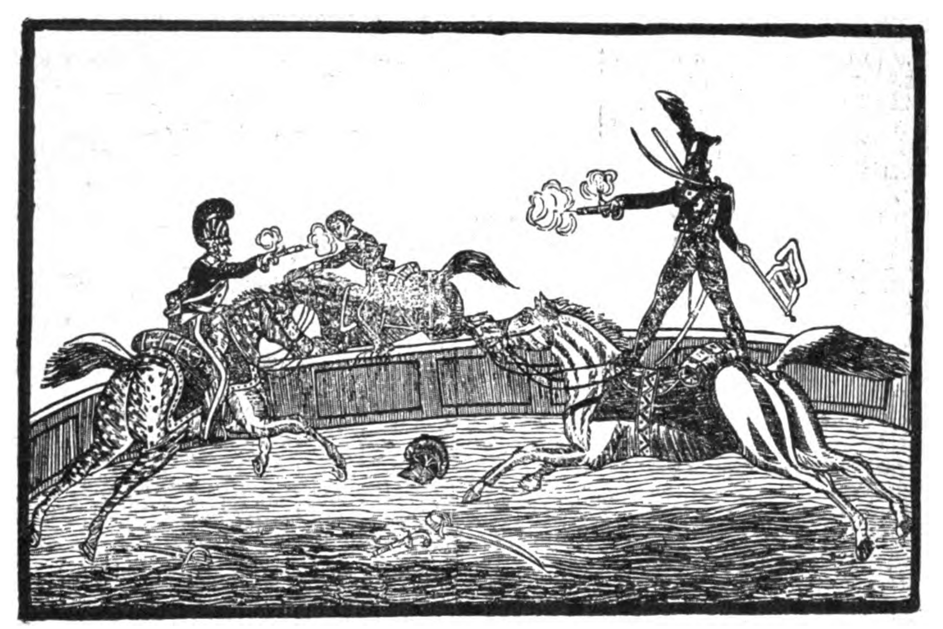
Das kleine böse Pferd der Prager Kunstreiter- und Feuerwerkergesellschaft des Herrn Stella. Monsieur Zischek, als Komikus, wird alles dazu beitragen, um die Zwischenräume der Vorstellung so anmutsvoll als möglich zu verkürzen. (Umlaufzettel von 1822)

So wird auch der kluge Hans von dem kleinen korsikanischen Pferde geschlagen, das Karten und Würfel spielte und Stunde und Minute anzeigte, nicht minder wie von dem auf eine unbegreifliche Art gelehrten Kanarienvogel, welcher die drei ersten Species der Rechenkunst aus dem Fundamente verstand. „Auch kennt er," wie sein Herr, Monsieur Jeantet, dem hohen Adel und dem respektiven Publikum versicherte, „das ABC so vollständig, daß ihm ein jeder Zuschauer nach hohem Belieben einen Namen oder irgendein anderes Wort aufgeben kann, wo alsdann der Vogel nicht säumen wird, die richtigen Buchstaben, ohne sich zu irren, aus dem ganz frey auf dem Tisch liegenden ABC mit dem Schnabel herauszunehmen, den Zuschauern vorzuzeigen und zu allgemeiner Bewunderung das verlangte Wort zu bilden."

Und schließlich wird das alles noch überboten von den magisch, mechanisch und physikalisch bewegten Welt- und Kunst-Theatern. Man fand



Der betrunkene Dragoner ohne Sattel. Monsieur Dunkel wird die schwersten Stücke zeigen, die den resp. Zuschauern gewiß vieles Vergnügen verschaffen (Prager Kunstreiter- und Feuerwerker-Gesellschaft des Herrn Stella. Umlaufzettel von 1822)



.. Dritte Abteilung, worin Beranek den Verteidiger des Pariser Lanziers an der Katzbach vorstellen wird. Die Künstler werden alle Kräfte aufbieten, um die edlen Bewohner hiesiger Stadt auf das Angenehmste zu überraschen. (Umlaufzettel von 1835)

ein ausschweifendes Gefallen daran, wie denn die Künstler sehr solide und artige Leute genannt werden, mit gründlichen Kenntnissen in allen realen Wissenschaften begabt. In den Ombres chinoises des Herrn Nicolai und seiner Compagnie, „wobei ein großes Orchester die neuen englischen Symphonien aufführen wird", wie in den „neu erfundenen" Schnetterschen Metamorphosen-Maschinen, „welche nach der Mechanik verfertigt und nach italienischer Art eingerichtet", spuken noch alle uralten Verwandlungskünste nach, und noch in klassisch beruhigter Zeit ergötzt man sich an einer entzückend barocken Phantastik, wie in dem großen Stück von Malbrucks Tod: 1. Erscheint ein Stachelschwein, daraus präsentiert sich das Schloß Malbrucks... er nimmt Abschied von seiner Gemahlin, reitet fort, und das Schloß verwandelt sich wieder in ein Stachelschwein. 2. Die Schlacht, wo Malbruck umkommt. 3. Erscheint eine Dame, daraus kommen vier Leichensteine, die sich in vier Soldaten verwandeln, und tragen ihn zu Grabe. 4. Erscheint ein Kameel, dieses verwandelt sich in einen Turm, die Gemahlin Malbrucks steigt darauf, sieht den Pagen kommen, der die Ordre bringt, daß Malbruck todt ist, und der Turm verwandelt sich wieder in ein Kameel. 5. Erscheint ein Elephant, dieser verwandelt sich in das Grab Malbrucks (seine Gemah-



Zirkus Gymnasticus. Zum ersten Male: Cerberus, der berühmte Feuerhund im großen Brillantfeuerwerk. (Umlaufzettel von 1838)

THEATRUM DIABOLICUM.



Ein Hauptstück des berühmten Philadelphia: Zum Vergnügen wird Jemandem ein Bein ausgerissen.

Güstrow. Heute, Sonntag, den 25. März 1855:

im Saale zur Stadt Hamburg bei Herrn Drühl,

unwiderruflich

Letzte Vorstellung der natürlichen Zauberei

in zwei Abtheilungen, von

Frau Professorin Caroline Bernhardt.

Besitzerin der Verdienst-Medaille für Kunst und Wissenschaft.

Bei dieser letzten Vorstellung werden einige schöne Stücke dem anwesenden Publikum zum Andenken an die Künstlerin erklärt, die nicht nur die langen Winter-Abende angenehm verkürzen, sondern auch zur Belehrung der Jugend sehr nützlich sind — Indem sie für den zahlreichen Besuch bei ihren gegebenen Vorstellungen, so wie für den freundlichen Empfang bei jedesmaligem Auftreten, und den ihr immer gespendeten Beifall ihren innigsten Dank ausspricht, bemerkt sie nur noch, daß diese letzte Vorstellung sich besonders durch Neuheit und Abwechselung auszeichnen soll. 20 der schönsten und schwersten Stücke hat sie zu dieser Vorstellung gewählt, die nicht nur den bloßen Liebhaber in Erstaunen sehen, sondern auch den feinern Kennern Vergnügen verschaffen werden. Um sich das Vergnügen der Ueberraschung vorzubehalten, und da es der Raum nicht gestattet, werden nur einige Haupt-Finale hier angeführt, und erlaubt sie sich nur noch zu bitten, diese letzten Productionen mit gewohnter Huld beehren zu wollen

Haupt-Finale.

Erste Abtheilung.

1) Der Tandel-Markt zu Wien.
2) Die moderne Zuckerfabrik
3) Die Kriegsgöttin Minerva, oder die Kugelfeste.
4) Die Teufels-Erscheinung
5) Die Säule des St. Hubertus
6) Das achte Wunder.
7) Das Dresdner Kükül
8) Die Luftreise, oder die Kraft der Magie.

Zweite Abtheilung

Der Eckensteher Nante Strumpf, Nr 22. in betrunkenem Zustande von Berlin hier angekommen, komisch-mimische Scene, ausgeführt auf einer Stelze, der anderen bedient er sich zum Gewehre, indem er damit die ganzen militärischen Exercitien durchmacht. Diese Sorten wurden bisher nur in Paris von Franconi, sonst nirgends gegeben, sind also hier noch nie gesehen.

Cassen-Preise.

Erster Platz 16 ßl. Zweiter Platz 10 ßl. Gallerie 6 ßl.

Cassen-Oeffnung 6 Uhr. Anfang 7 Uhr.

lin beweint den Tod), er erscheint plötzlich aus dem Sarge zu Pferde in seiner Rittertracht und verschwindet wieder; es kommt plötzlich eine Triumphwolke aus dem Grabe mit Malbruck, diese fährt zur Erde, und er bittet seine Gemahlin, ihm zu folgen, Gott Mars erscheint, sie steigen alle drei in dieser Wolke in die Höhe, und das



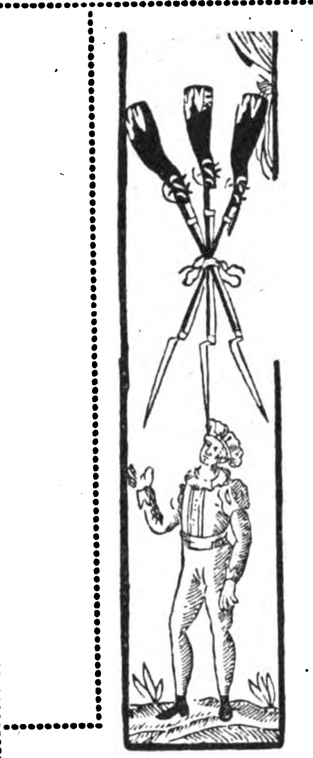
Non plus ultra! Die Enthauptung. Von Frau Professorin Caroline Bernhardt. Die Künstlerin hat es in der natürlichen Magie dahin gebracht, täuschend den Kopf vom Körper zu trennen, und wird, wenn es gefällig ist, den Kopf vom Körper mit dem Schwerte abnehmen und auf einer Schüssel zur Untersuchung präsentieren. (Umlaufzettel von 1855)

Grab verwandelt sich wieder in den Elephanten. Zuletzt werden zwanzig Ballet-Tänzer mit Lorbeerkränzen und Tänzerinnen ein Ballet formieren, worauf eine zierliche Quadrille folgt." Es fehlt auch der König nicht, der unter Donner und Blitz aus seinem Sterne springt, langsam hervorgegangen kommt und sich unter einem sanften Adagio wieder darin verliert, die halb bedrohliche und halb anmutige Glorifikation Friedrichs, wahrhaftiger und amüsanter zugleich als mancher klägliche und überschlaue Prospekt von heut und morgen. Das ist beinahe wie ein gut gelaunter Einfall des Meisters Abraham im „Kater Murr", des wunderlichen Hexenmeisters, der mit natürlicher und taschenspielender Magie Gemüt und Schicksal lenkte. Erst recht aber sind der Optikus und Mechanikus Musehick (als wäre auch der Name von Hoffmann erfunden) mit seiner vollkommenen und großen Camera obscura, „worin die ewig fortdauernde Bewegung der nie rastenden Natur, bis zum Erstaunen treu durch optische Kunst wiedergegeben", und der Physikus von Halbritter mit seinem redenden Automaten in solcher dichterischen Provinz zu Hause. „Dieses große Meisterstück stellt einen Asiatischen Braminen vor. An diesem Werke hat der Physikus mit großem Fleiße fünfzehn Jahre in der Naturkunde, Mechanik und (den) mathematischen Wissenschaften zugebracht. Die Kunstmaschine ist in Lebensgröße so natürlich, als ob er wirklich lebte, indem er die Augen beweget, gerade als einem Menschen in seiner Physiognomie

Der nicht Feuer scheuende Ritter auf dem Seile in einem großem brillantem und Couleursfeuerwerk!... Sämtliche Mitglieder werden alles aufbieten, um das bis jetzt so schmeichelhaften Beifalls eines verehrungswürdigen Publikums sich würdig zu zeigen. (Zircus Gymnasticus von Kolter & Weitzmann 1853)

zukommt. Er spricht so deutlich, daß man es sehr wohl verstehen kann ... Man kann auch mit dieser Maschine ganz sachte sprechen, so bekommt man wiederum so sachte die Antwort in das Ohr zurück, daß es niemand anders versteht, als der ihm in das Ohr lispelt. Dieser Asiatische Bramin sitzet ganz frey auf einem Stuhl, und man kann ringsherum um ihn gehen, auch den Stuhl aufheben, so wird er demohngeachtet fortreden."

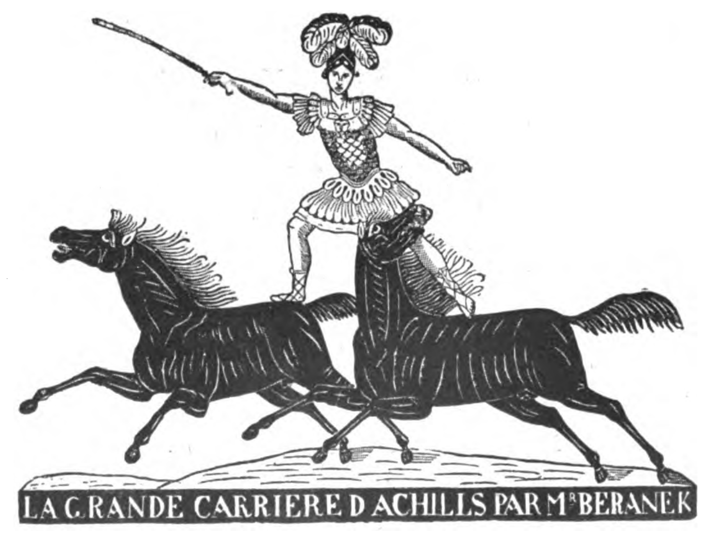
Auch Chiara ist da, das unsichtbare Mädchen, Stephanys akustischer Original-Versuch, „der überall Bewunderung und Beifall erhalten hat. Diese außerordentliche Erscheinung ist eine runde Kugel mit vier Trichtern, elf Zoll im Durchschnitt, welche an einem seidenen Bande mitten im Saale hängt, ohne alle Communication, durch welche man von allen vier Seiten sehen kann, ohne das Mädchen, welches sich darinnen befindet, zu erblicken. Sie spricht Deutsch und Französisch, Holländisch und Welsch, und haucht jedem auf die Hand, wenn es verlangt wird; sie bläst, weint, lacht, küßt und giebt jedem Fragenden passende Antwort; auch beantwortet sie die leiseste Frage ebenso stille, wie sie gefragt wird; kurz so, daß man glaubt, das Mädchen in der Kugel mit den Händen greifen zu können. Sie unterhält ganze Gesellschaften auf eine angenehme Art, und spricht auch, wenn die Bänder abgelöst sind, in der Hand einer jeden Person; auch wenn man drei Trichter zustopft, spricht sie beim vierten heraus."



... Herr Spelterini, der erste Equilibrist aus Italien wird drei zusammengebundene Kommisgewehre auf der Stirne balancieren ... Außerhalb der Barriere wird gesammelt, und wird gewiß jeder den Leistungen der Künstler angemessen zahlen. (Zircus Gymnasticus von Spelterini & Antoni.) Umlaufzettel von 1848

*

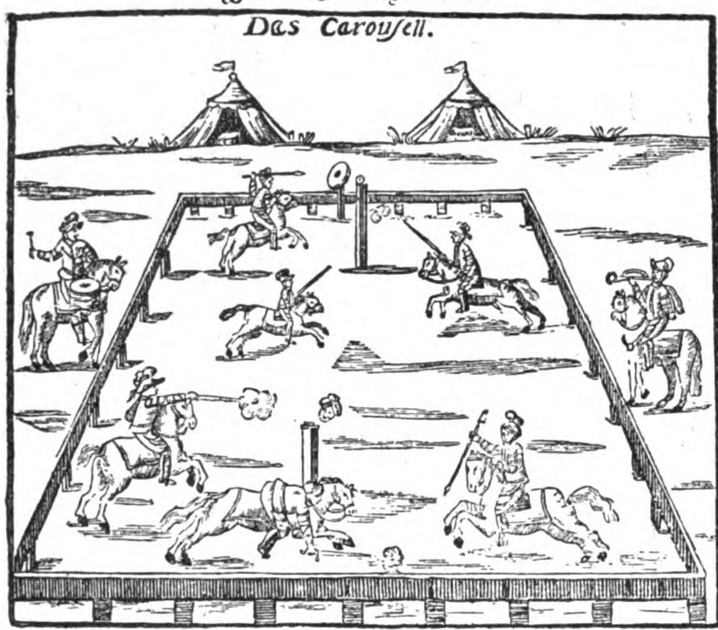
Und so geht es denn fort, dieses durch und durch romantische Spiel, mit heiterer und kluger Scharlanterie und problematischer



„Herr Emanuel Beranek wird mit der größten Entschlossenheit den von Kennern bewunderten Cäsarritt auf zwei ungesattelten, ganz frei ohne Zügel und Zaum in der stärksten Karriere laufenden Pferden, zur größten Bewunderung aller geehrten Zuschauer ausführen." (Zirkus Beranek. Umlaufzettel von 1835)

Phantastik übervoll beladen, von einer Hasenjagd mit Kunstfiguren bis zum Theatrum diabolicum des Wassili Fedorowitsch, „wobei sich der Künstler in eigener Person das Bein aus dem Leibe reißen lassen, ein Meisterstück des weitberühmten Philadelphia.“ — Inzwischen sind wir mit Bedacht und angestrengter Pflicht schulmäßig klug geworden, und was einst „auf dem Rathhause“ zu Gaste und bei aller Windbeutelei redlichen Sinnes war, ist ebenso, und je mehr es sich aus seinem fröhlich unbändigen Geiste entfernte, in einen närrischen Takt und auf eine minder fruchtbare Weide geraten. Auch der Holzschnitt bewahrte nur bis in die fünfziger Jahre hinein seine singende Frische und Derbheit, seltsame Brücke oft zum allerjüngsten Ufer. Dann fiel er in die Hand unheiliger Xylographen, wie denn der Umlaufzettel selbst mit seiner zunehmenden Größe mehr und mehr an typographischer Noblesse verlor, so daß er in der Folge nur noch an den zugigsten Ecken und den trostlosesten Wänden zeitweilig geduldet wurde, der doch vordem in den warmen Häusern selbst so herrlich aufgenommen. Was ihn indes bewog, dem ehrlich nachzusinnen und guten Mutes und in neu erworbenem Zeuge noch einmal und von vorne wieder anzufangen.

Zum Vorletztenmale.



Mit hoher Genehmigung
wird Heute die hier angekommene

Kunstreiter- und Springer-Gesellschaft

die Ehre haben,

sich im Reiten und Springen zu produciren.

Die Gesellschaft bittet Heute besonders um einen gütigen und zahlreichen Besuch, und verspricht, mit doppelten Kräften sich zu bemühen, ein kunstliebendes Publicum ganz befriedigt von sich gehen zu lassen.

Dann folgt:

Das große Romanische Caroussel.

1) Den Anfang des Caroussels macht ~~Madame~~ Herrn Lenz. Die erste Tour wird mit der Lanze nach dem Ring geritten, welcher 12 Schuh hoch hängt.
2) Wird der Kopf mit der Lanze von eben solcher Höhe, wie der Ring, abgenommen.
3) Wird mit dem Taar nach dem Mittelpunkt der Scheibe geworfen.
4) Wird mit dem Ball in den Beutel geworfen.
5) Wird der Kopf mit dem Taar von der Scheibe herunter geworfen.
6) Wird der Kopf von der Scheibe links und rechts mit dem Säbel herunter gehauen.
7) Werden mit dem großen Taar die Köpfe vom Postament und von der Erde aufgehoben.

Den Beschluß des Caroussels macht Bajazzo mit seinem komischen Reiten, Hauen, Stechen und Schießen nach allem, was ihm in den Weg kommt.

Preise der Pläze:
Erster Platz 6 Ggr. Zweyter Platz 3 Ggr. Letzter Platz zum Stehen 1 Ggr.
Ein jeder, der zum Stehen bezahlt, wird ersucht, nicht über die Bänke zu steigen.

Der Schauplatz ist bekannt.

Der Anfang ist um 5 Uhr.

Johann Lenz.

Umlaufzettel von etwa 1810

Die kostspielige Hinrichtung

Novelle von E. A. Greeven

Heute sind die Zürner weit und breit eine geachtete Familie am See, nennen Bauernhöfe und Waldungen ihr Eigen und ein Sägewerk in der Stadt, und einer von ihnen, der vor Jahren nach Amerika auswanderte, soll dort drüben sogar an eine Petroleumquelle geraten sein, die ihn und seine Söhne zu großen, reichen Herren gemacht hat.

Die Zürner rings um den See führen im Siegelring ein mächtiges Schwert und sie erzählen ihren Kindern nicht ungern bei guter Gelegenheit, dies Schwert in ihrem bürgerlichen Wappen bedeute nicht mehr und nicht weniger, als daß sie vorzeiten aus ritterlichem Blut entsprossen seien und im Punkte Wehr und Waffen einem hohen Adel in nichts nachstünden. So sagt es eine Generation der anderen, und es ist unverkennbar, daß die Jungen aus solch begnadetem Geschlecht ihren Kopf jeweils ein gut Stück höher tragen als die Väter.

Seht, also kommen Legenden in die Welt und werden gar bald für lautere Wahrheit genommen, und niemand denkt daran, daß im Archiv der ehemals freien Reichsstadt ein dickes, verschnörkeltes Aktenbündel ruht, das es besser weiß und ganz andere Dinge zu erzählen vermöchte. Und da nicht wohl anzunehmen ist, daß es einem aus der Familie Zürner je einfallen könnte, die Dokumente des Archivs aus Staub und Moder zu erwecken, um der Wahrheit zu dienen, so will ich den Mund aufmachen und reden. Obwohl ich im Vergleich mit den Zürners ein armes Luder bin und meine Stimme im Rat der Bürger nicht viel bedeutet. Aber warum soll ich schweigen, nachdem Hans Zürner mich beim Verkauf meiner Wiese im oberen Anger so gründlich hereingelegt hat!?

*

Es war im 17. Jahrhundert, kurz nach dem Ausgang des Dreißigjährigen Krieges, als ein gewisser Jodokus Zürner von unbekannter Herkunft landstreichenderweise an den See kam und in den Wirtshäusern der Bauern mehr Händel als Arbeit suchte, dieweil er sich an die Segnungen des Friedens nicht gewöhnen konnte. Unweit Pfullendorf geriet er auf offenem Felde mit einem Pächter des dortigen Spitalgutes in heftigen Streit, was später eine Reihe von ortsansässigen Personen guten Leumundes vor Gericht als ein Faktum bezeugten, und am Abend desselbigen Tages fand man den Pächter tot und erschlagen hinter seiner Scheune in einer großen Blutlache. Der Verdacht fiel begreiflicherweise alsbald auf den fremden, etwa fünfundvierzig Jahre alten Landstreicher, den man kurz darauf zwischen Nußdorf und Uhldingen in Gesellschaft einer leichtsinnigen Dirne aufspürte, festnahm und ins Gefängnis der freien Reichsstadt warf.

Jodokus Zürner leugnete die böse Tat von früh bis spät, aber es war nur eine Stimme unter den Herren Richtern und Schöffen, nämlich, daß er dies mehr aus angeborener frecher Zähigkeit des Willens tue als aus dem Bewußtsein seiner Unschuld, an die niemand glaubte. Alles was er des langen und breiten zu seiner Verteidigung anzuführen vermochte, trug den Stempel eitler Lüge und fadenscheiniger Verstellung. Und es war auch außerhalb des Gerichts wohl niemand in der Stadt, der Jodokus Zürner nicht längst des Mordes oder Totschlags für überwiesen erachtet hätte. Sogar die Frauensperson, die er in der Nähe von Kloster Beuron im Donautal angetroffen und ohne viel Federlesen mitgehen geheißen hatte, auch sie sagte nicht viel Gutes über ihn aus, sondern malte im Gegenteil von seinem Jähzorn und seiner Verschlagenheit ein höchst ungünstiges Bild. Es stand schlecht um Jodokus Zürners Kopf und wer die Gerichtspflege jener Zeiten kennt, wird sich nicht wundern, daß man ihm kurzerhand den Prozeß machte und am Vorabend vom Johannistag zum Tode durchs Schwert verurteilte.

Zürner ergab sich in sein Schicksal mit ruhiger Fassung, denn er war klug genug, um zu wissen, daß er mit Heftigkeit hier nicht mehr weit komme und daß sein Spiel in jedem Falle aus und verloren sei, selbst wenn er so unschuldig gewesen wäre wie ein neugeboren Kindlein. Aller Schein sprach laut und vernehmlich gegen ihn. Es ist nie ans Tageslicht gekommen, ob Jodokus Zürner den Pächter wirklich erschlagen hat oder nicht — ich für meine Person möchte es beinahe bezweifeln — damals jedenfalls galt sein bißchen Leben keinen roten Heller, und er selbst hätte am allerwenigsten dafür gegeben; vorausgesetzt, daß Zürner überhaupt jemals Geld gehabt hätte!

Als ein ehrwürdiger Rat der freien Reichsstadt unter dem Vorsitz des alten Bürgermeisters Maurus Petzer zusammentrat, um Tag und Stunde der öffentlichen Hinrichtung zu bestimmen, ergab sich gleich

bei Beginn der Sitzung eine recht fatale und unübersehbare Schwierigkeit. Man hatte nämlich aus Sparsamkeitsgründen, die für das während langer Kriegsjahre fünfmal geplünderte Gemeindewesen nur nützlich und lobenswert waren, darauf verzichtet, nach dem Tode des letzten städtischen Scharfrichters einen neuen in Amt und Brot zu setzen, einmal in der trügerischen Hoffnung, daß die Dauer des Krieges die meisten Bösewichter ohnedies aufgezehrt habe, und zum andern in der Erwartung, daß man in den seltenen Fällen, wo man eines Scharfrichters bedürfe, ihn von den Lindauern, Konstanzern oder Ravensburgern auf dem Weg freundnachbarlicher Verhandlungen ausgeliehen bekäme.

Nun aber war guter Rat teuer, denn mit den Lindauern hatte man sich just wegen gewisser Fischereigerechtsame auf dem Obersee gezankt, und die Lindauer hätten nicht die guten Kaufleute sein müssen, als die sie bekannt waren, wenn sie sich bei dieser Gelegenheit nicht ihren Scharfrichter über alles Christenmaß hinaus mit wertvollen Fischrechten hätten bezahlen lassen. Nein, mit Lindau konnte man im gegenwärtigen Augenblick über eine so delikate Frage nicht verhandeln, und mit Konstanz stand es leider nicht viel besser. Die Konstanzer hatten nämlich vor kurzem ihren Scharfrichter in ganz ähnlicher Mission der geistlichen Gerichtsbarkeit vom St. Georgenkloster zu Stein am Rhein zur Verfügung gestellt, und da man ihn als gewaltigen Trinker kannte, der zuzeiten eine bedenklich unsichere Hand besaß und nicht auf festen Füßen stand, so war es auf dem Marktplatz schon bei den Vorbereitungen zu einem schlimmen Tumult gekommen, wobei die erbosten Steiner den Konstanzer Scharfrichter derart verprügelt hatten, daß ihn seine Knechte nur mit knapper Not ins Boot schaffen und durch schleunige Abfahrt in Sicherheit bringen konnten. Jedenfalls waren nach dieser Reise, die endlose Schreibereien, Kostenrechnungen und Prozesse nach sich zog, weder der Scharfrichter noch der Rat von Konstanz allzusehr geneigt, sich fürderhin auf fremdem Boden zu betätigen, respektive ihren Bediensteten nochmaligen Schlägereien mit unzufriedenen Nachbarn auszusetzen. Also war auf die Hilfe von Konstanz ebensowenig zu rechnen.

Den Stadtvätern und ihrem Oberhaupt, Maurus Petzer, blieb unter solchen Umständen nichts weiter übrig, als einen reitenden Boten nach Ravensburg zu schicken, um an geeigneter Stelle Nachfrage zu halten, ob und zu welchen Bedingungen man rechtens und billig den Scharfrichter dortiger Stadt um seine Dienste angehen könne. Der Herr Bürgermeister, dem Sparsamkeit und das Wohl des Stadtsäckels über alles gingen, legte dem Boten noch ganz besonders Eile ans Herz, da der verurteilte Jodok Zürner sich leider eines starken Appetits erfreue und jeder Tag seines verwirkten und überflüssigen Lebens die arme Reichsstadt nur Geld koste und keinerlei Ehre bringe. Einem Verurteilten — und wäre er der ärgste Sünder unter dem Himmel — Speis und Trank zu kürzen, ginge wider alle Tradition, aber anderseits: wer füttert gern, wie der Chirurgus Ehrenpfort sich auszudrücken beliebte, für nichts und wieder nichts die Würmer?

Der Bote ritt ab, und Jodokus hatte derweil noch ein paar Gnadentage. Sein Gefängnis lag tief unten im Galler Turm, wo man sein linkes Bein und seine rechte Hand an eine eiserne Kette geschmiedet hatte, die in einem schweren Mauerring endete, und wiewohl er von der Sonne und ihrem Licht kaum einen Schimmer sah, und Ratten und Ungeziefer ihm Tag und Nacht das elende Loch zur vollendeten Pein machten, so konnte er doch nicht — wie merkwürdig es auch scheinen mag — jeglichen Lebensmut und alle Hoffnung aufgeben, sondern tröstete seine arme Seele mit dem zwar richtigen, aber in seiner Lage nicht eben viel besagenden Satze, daß man wenigstens noch lebe, solange einem das Schwert des Scharfrichters nicht im Nacken sitze. Denn selbst unter Ratten im Galler Turm leben dünkte Jodok Zürner erfreulicher, als von allen Leiden erlöst, aber tot sein!

An einem Donnerstag gegen Abend kehrte der reitende Bote zurück, gab seinen Gaul vor dem Brunnen einem Buben zur Wartung und stieg in seinem Lederwams staubig und verschwitzt die Rathaustreppe hinauf. Sein Bescheid war böse Kunde für Maurus Petzer, denn wer hätte gedacht, daß die Ravensburger so hinterlistige, nachträgliche Gesellen seien, sich prompt wie Federfuchser und Advokaten eines jahrhundertealten Streits um ein Haus im Meersburger Bann zu erinnern, dessen Besitztitel keine kaiserliche Kammer bis dato hatte klären können? Die freie und unmittelbare Reichsstadt möge den Ravensburgern dieses Haus überlassen und unverzüglich werde der Scharfrichter kommen und köpfen oder rädern, wen und so viele es einem hochansehnlichen Rat gelüste. „Bei der Jungfrau Maria, daraus kann niemals etwas werden,“ entschied zornglühend der Bürgermeister — „auch hierzulande hat man rechnen

gelernt und weiß, was der Kopf eines Landstreichers wert ist, wenn er fällt!" — Der Bürgermeister berief eilends den Rat zu vertraulicher Sitzung, und da war keiner, der nicht die Ravensburger eine üble Krämerbrut und voll des Geistes schamloser Übervorteilung genannt hätte. Es verlohne sich nicht, auf solch ein empörendes Angebot überhaupt zu antworten, und man strafe die übermütigen Narren am tiefsten mit schweigender Verachtung.

Immerhin mußte in Bälde etwas geschehen, um das Urteil zu seiner Vollstrekkung und Jodokus um seinen Kopf zu bringen, und da blieben nach langer Beratung nur die Grafen von Montfort, die auf Bludenz und Feldkirch saßen, und die Stadt Schaffhausen übrig, an die man sich — gern oder ungern — mit dem Ersuchen um Überlassung ihres Scharfrichters noch wenden konnte. Die Grafen von Montfort waren als Kipper und Wipper schlechten Geldes in ganz Schwaben verrufen, und daß sie mit Freuden versuchen würden, aus der Verlegenheit der Reichsstadt ein Geschäft zu schlagen, des war Maurus Petzer in seinem sparsamen Herzen gewiß, und daß man im klugen Schaffhausen nichts um Gotteslohn täte, dafür bedurfte es längst keiner Beweise mehr, aber was half's? — Man hatte Recht gesprochen und mußte richten. Also wurden wiederum reitende Boten entsandt, und Jodok Zürner belastete indessen Tag für Tag den Stadtsäckel mit seinem gesunden Appetit, dem kein Kerker und keine Todesfurcht etwas anhaben konnten.

Der Turmwart auf dem Galler, Simon Schlichthärle mit Namen, dem die Bewachung des verurteilten Zürner oblag, war ein alter Mann, der in einem langen Leben eine zu große Reihe Missetäter und Übertreter der Gesetze zu seinen Füßen beherbergt hatte, um über Recht und Unrecht in dieser Welt sich noch viele Gedanken zu machen. Er zwackte ihnen ein wenig von ihrem Essen ab, weil er selber kurz gehalten wurde, und sorgte dafür, wenn einer mit dem Tode abging, daß er nicht mehr allzuviel auf dem Leibe trug, denn was braucht man Schuh' und Strümpf' im Himmel, aber im übrigen war er ein gutmütiger, geschwätziger Mann, der sich rechtschaffen langweilte und mit Jodokus manche Stunde verplauderte und ihm hin und wieder sogar eine Ratte totschlug, was als ein besonderes Zeichen seiner Sympathie zu gelten hatte. Von Simon Schlichthärle erfuhr Jodokus auch beiläufig den Grund seiner mählich sich längernden Gnadenfrist, und als er eines Tages vernahm, daß sowohl die Grafen von Montfort, wie die ehrentreue Stadt Schaffhausen — wohlunterrichtet von der Zwangslage der freien Reichsstadt — wahrhaft wucherische Forderungen für die Hergabe ihrer Scharfrichter gestellt hätten, die kein Bürgermeister und Rat mit der Ehre und Achtung ihrer Person vereinbaren konnten, da pfiff der ergraute Landstreicher und Todeskandidat melodisch vor sich hin und blinzelte aus verkniffenen Äuglein seinem Wärter listig zu. Er aß wahrhaftig nicht weniger an diesem Tage, und es schmeckte ihm bei weitem besser als dem Bürgermeister Maurus Petzer, der vor Wut und Ärger kaum einen Bissen herunter bekam.

Soviel stand fest, daß auf die christliche Nächstenliebe benachbarter Grundherren und befreundeter Städte bei der allgemeinen schmutzigen Geldgier der Zeit nicht zu rechnen war, um so weniger, als sich die Kalamitäten des Rates bereits im ganzen Seekreis herumgesprochen und die freie Reichsstadt, wieder einmal, zum willkommenen Gespött der Leute gemacht hatten. Wo immer man vom Landstreicher Jodokus Zürner und seiner kostspieligen Hinrichtung zu reden anhub, ging ein breites, fröhliches Grinsen um die ungewaschenen Mäuler. Und darum stand mindestens ebenso fest, daß man aus eigener Kraft auf einen Ausweg sinnen müsse, der göttlicher wie menschlicher Gerechtigkeit Genüge tue und gleichzeitig den notleidenden Stadtsäckel nicht gar zu heftig angriff. Maurus Petzer hatte schlaflose Nächte, stöhnte laut und warf sich von einer Seite auf die andre, bis es der Bürgermeisterin zu viel wurde und aus der Tiefe ihres echt weiblichen Gemütes ein Hoffnungsschimmer brach, an dem sich der Geist des Gatten zögernd entzündete.

Die Petzerin, aus dem ruhmvollen Geschlecht der Pflummern stammend, hatte wie alle Frauen von Natur den Sinn für das Profitable geerbt, der ihr im Falle Zürner zu der bestrickenden Überzeugung verhalf, daß es ein himmelschreiendes Unrecht wäre, die erheblichen Kosten der Hinrichtung auf die schwachen Schultern der völlig unschuldigen Gemeinde zu wälzen; man solle vielmehr trachten, jenen zahlen zu lassen, der die verdammenswerte Ursache der ganzen Unbequemlichkeit sei, nämlich Jodokus Zürner selbst. Dem Einwand des Bürgermeisters, daß Geld und Gut just nicht zu den Tugenden eines alten Landstreichers zu zählen pflegten, begegnete sie mit der Behauptung, wie oft sich gerade bei solchen verborgene Schätze nach ihrem Tode fänden, die jedermann zeitlebens für die ärmsten Kirchenmäuse angesehen hätte. Zum min-

besten dürfe man diese Möglichkeit, zu einer wohlfeilen Hinrichtung zu gelangen, nicht unversucht und ungenutzt lassen.

Die Väter des Rats, die in der leidigen Sache schon nicht mehr aus und ein wußten und denen es insgeheim ein Fuder Weines wert gewesen wäre, wenn ihr Jodokus Zürner den unglücklichen Spitalpächter nur fünfhundert Schritt weiter auf dem Boden fremder Gerichtsbarkeit erschlagen hätte — die Väter des Rats also beschlossen, den Verurteilten zum letzten Male vorzuführen und ihn zu bewegen, wenn irgend möglich die Kosten seiner Hinrichtung auf die eigene Kappe zu nehmen. Denn Jodokus wuchs sich — so oder so — allgemach zu einem Ruin für die freie Reichsstadt aus. Als Zürner, gefesselt und von Simon Schlichthärle wie ein Hündlein geführt, im Rathaussaale erschien, sah er sich zu seinem Erstaunen tief bekümmerten Gesichtern gegenüber. Und er erstaunte noch viel mehr, als der Bürgermeister mit gar freundlicher, gewinnender Stimme in ihn drang und umständlich nach seinen Vermögensumständen ausholte. Jodokus aber schüttelte lächelnd den Kopf und zog das leere Futter seiner Taschen vor aller Augen hervor: er besitze auf dieser Welt nichts an köstlicher Habe als seine oft geflickten Lumpen, und die letzten Stüber, die seiner Armut geblieben, habe ihm vor drei Tagen sein Wärter Simon Schlichthärle im Kartenspiel abgewonnen. Also sei er blank und gänzlich mittellos, wisse auch nichts von verborgenen Schätzen — zu seinem eigenen Leidwesen — und es schmerze ihn aufrichtig, daß er den Armen der Stadt vor seinem baldigen Tode nicht das geringste Scherflein hinterlassen könne. Er hoffe, Gott werde dennoch seiner armen Seele gnädig sein.

Maurus Petzer schloß erschöpft die Augen und knurrte laut in seinen Bart und man wußte nicht recht, ob es vor Kummer geschah über Jodokus' traurige Finanzlage oder ob es der Befriedigung entsprang, die er als der Klügere seiner Frau gegenüber empfand, die — o törichtes Geschlecht! — an verborgene Schätze bei Landstreichern geglaubt hatte. Inzwischen machte der Apotheker einen letzten Versuch und fragte den geduldig harrenden Zürner, ob er vielleicht irgendwo im Lande Verwandtschaft und Sippe habe, denen ein Gefallen damit geschehe, wenn das unnütze und verbrecherische Reis an ihrem Stamm abgehauen und getilgt werde. Und die etwan bereit wären, für die Vereinigung ihres Ansehens eine runde Summe springen zu lassen. Aber Jodokus schüttelte wiederum lächelnd den Kopf: mit seiner Verwandtschaft sei es leider nicht gar weit her, Kesselflicker im Sigmaringischen und Viehknechte im Waldshutischen; es seien ihrer in vergangener Zeit schon mehrere gehängt worden und die anderen hätten nicht eben viel Aufhebens davon gemacht. Ihm, dem Jodokus, wünschten sie sicherlich alle ein langes Leben, da er ihnen nie nichts zu Leide getan. Und Geld habe keiner von ihnen, das könne er beschwören.

Da schlug der Sonnenwirt mit der geballten Faust auf den Tisch und schrie aufs höchste erbost, ob sich dieser hergelaufene, fremde Schnufer vielleicht einbilde, daß die freie Reichsstadt so dumm wäre, sich seines erbärmlichen Kopfes wegen in Unkosten zu stürzen und akkurat für ihn einen teuren Scharfrichter kommen zu lassen — eher ließen sie ihn laufen und er könne sehen, wo er bleibe! Aber zum dritten Male schüttelte während dieser denkwürdigen Sitzung Jodok Zürner das ergraute Haupt und lächelte kindlich pfiffig in der Runde: Mit Verlaub, so gehe das nun doch nicht, wie der edle Herr da meine. Er sei zwar nur ein armer, verachteter Landstreicher, aber so mir nichts dir nichts lasse er sich nicht wieder ins Elend stoßen, dieweil er in der freien Reichsstadt ein wohlbegründet Recht auf Hinrichtung erworben habe. Wenn es aus Gründen, die sein schlichter Sinn nicht fasse, einem hohen Rat mißfalle, ihn köpfen zu lassen, so wolle er in Gottes Namen sein kläglich Dasein weiterleben, aber in den Mauern der freien Reichsstadt, wo es ihm behage, und unter der Bedingung, daß er jederzeit im Namen der Gerechtigkeit seine Hinrichtung auf Kosten der Stadt fordern könne.

Bei diesen Worten Jodok Zürners erhob sich unter den Ratsherren und Schöffen ein gewaltiger Tumult im Saal; etliche sprangen auf und lachten aus vollem Halse, andere verfärbten sich vor Wut über den unverschämten Burschen und riefen, man solle ihn nächtens im See ersäufen, etliche aber versanken in Nachdenken, da ihnen die vorgeschlagene Lösung unter allen schließlich als die beste und für die Stadt billigste erschien. Der Bürgermeister zog sich mit den Ältesten des Rats zu geheimer Besprechung zurück, wobei die Kostenrechnung Simon Schlichthärles über die Verpflegung des Delinquenten eine nicht geringe Rolle spielte, und als der Morgen graute, ward Jodokus Zürner aus dem Galler Turm entlassen und ein freier Mann. Er hatte es vom Bürgermeister schriftlich und besiegelt, daß zu jeder Zeit, so es ihm gefalle, seinem Verlangen nach der Hinrichtung durch einen

ordentlichen Scharfrichter mit dem Schwert zu willfahren sei. In den Nachbarstädten rings um den See aber ließ man ausstreuen, es habe sich die Rechtslage in der Angelegenheit des erschlagenen Spitalpächters durch seltsame Indizien so von Grund auf verändert, daß es der irdischen Gerechtigkeit rätlich erschiene, den Ausgang Gottes Richterstuhl anheimzustellen. Aber von Lindau bis zum Hohentwiel wußte jedes Kind, wo der Schuh drückte, und es wurde mancher Schoppen Seeweins unter Schimpf und Scherz auf das Wohl des Landstreichers Jodok Zürner getrunken.

Der dem Schwert so glücklich Entronnene ließ sich von Simon Schlichthärle fein säuberlich eine Liste aller Ratsherren fertigen und machte von Haus zu Haus einem jeden seine untertänigste Aufwartung, um sich für die Wendung des Schicksals zu bedanken und gleichzeitig einen kleinen Beitrag als Grundlage seiner künftigen Existenz zu erbitten. Als er die Reihe der Honoratioren absolviert hatte, war Jodok Zürner wohlhabender als je zuvor in seinem Leben und er fühlte frohbewegten Herzens, daß er auf dem rechten Wege und anscheinend auch am rechten Orte sei.

Er staffierte sich zunächst von Kopf bis zu Füßen manierlich aus und bezog bei einer frommen Wittib ein freundliches Zimmer mit Geranien vor dem Fenster und einem Heiligenbilde über dem Bett — kurz, er umgab sich mit einem Luxus, der noch vor wenigen Wochen gänzlich unvorstellbar für ihn gewesen wäre. Schließlich fehlte ihm zu seinem neuen Leben nur eine leicht faßliche, anmutige und nicht allzu zeitraubende Beschäftigung, und er machte sich in Ruhe und Muße daran, umherzuhorchen und Umschau zu halten, wobei ein gut Teil seiner Ersparnisse, wie er sie nannte, in den Wirtsstuben der freien Reichsstadt hängen blieb. Aber was immer an Arbeit sich bot, fand keine Gnade vor seinen Augen, und was ihm zu gefallen schien, erwies sich jedesmal als unerreichbar. Er wäre zum Beispiel für sein Leben gern städtischer Maulwurffänger geworden, denn dieses Amt deuchte ihn vor hundert anderen höchst angenehm und vergnüglich, aber der alte Fridolin, der seit früher Jugend den Posten innehatte und auch zur allgemeinen Zufriedenheit wahrnahm, dachte gar nicht daran, einen so herrlichen Beruf vor der Zeit abzugeben.

Vielleicht hoffte Jodokus, auf dem Wege naher Verwandtschaft doch noch zum ersehnten Ziele zu gelangen, vielleicht aber trieb ihn auch nur sein eingeborener Leichtsinn und sein fröhlich schlagendes Herz auf die Dornenpfade der Liebe — wie dem auch sei: er ward des öfteren und immer häufiger und zu mancherlei Stunden mit Josefa, der Tochter besagten Maulwurfsfängers, gesehen, deren Tugend mit ihren Lenzen nicht Schritt gehalten hatte und die nach Jahresfrist einen Knaben zur Taufe trug, der ein rechter Zürner war und vom ersten Tage an der städtischen Armenkasse zur Last fiel. Vater Jodokus wurde vom Bürgermeister aufs Amt zitiert und mußte sich dort ein gerüttelt Maß grober Worte sagen lassen über seinen Lebenswandel, sein liederliches Trinken und den Sohn insbesondere, für den Maurus Petzer keinen roten Heller bewilligen wollte, da er den Appetit der Familie bereits kannte — bis zum Schluß Jodokus trotzig und zerknirscht zugleich um seine sofortige Hinrichtung ersuchte. Das war nun allerdings das Ärgste, was der landstreichende Tunichtgut der freien Reichsstadt zu allem übrigen antun konnte, und der Bürgermeister sah ein, daß es an der Zeit sei, das Übel an der Wurzel zu kurieren und den Drohungen Zürners auf Erfüllung seines Vertrages ein für allemal ein Ende zu bereiten. Er beratschlagte insgeheim und lange im Schoße seines Kollegiums, und am nächsten Tage tat man durch öffentlichen Anschlag den Bürgern kund und zu wissen, daß Bürgermeister und Rat in Anbetracht der Zeitläufte und des ganz ersichtlich zum Bösen sich neigenden Gemütes der Menschen beschlossen hätten, das alte Amt des Büttels und Scharfrichters einer freien Reichsstadt aufs neue zu besetzen und Jodokus Zürner mit diesem Amte auf Lebenszeit zu betrauen.

Der Scharfrichter Jodokus Zürner lebte noch fünfzehn Jahre mit Josefa, seinem Weibe, und vielen Kindern, aber es ist nichts in den Akten zu finden, daß er je eine Hinrichtung vollzogen habe. Dies ist seine Geschichte, und nun wisset ihr auch, wie das große Schwert ins Wappen der Zürner gekommen ist.

Herbstgedichte

Frühe Herbstnacht. Von Frida Schanz

Die frühe Herbstnacht kam so sammetleis,
Das Haus ist wie in blaue See versunken.
Nur die Petunien schimmern milchigweiß,
Als hätten sie das Mondlicht eingetrunken.

Ein fernes Licht vertieft die Dunkelheit,
Laubduft wogt aus den Gärten, Well' auf Welle.
Man möchte nicht die frohe Lampenhelle,
Das weiche Dunkel ist wie liebes Leid.

Tödlicher Spätherbst. Von Charlotte Ball

Weh, daß die schwarze Wolke mich wieder umfliegt,
Enger und enger kreisend ob meinem Land! –
Schleppend wird nun der Schritt, der sich tanzend gewiegt,
Und die kleine Blume entfällt meiner Hand.

Tödlicher Spätherbst sonder Bild und Gefühl!
Feindliche Erde! Grauer, ach grauer Stein!
Blickloses Auge, Mund, ohne Atem und kühl:
Nirgends ein Schutz. Ihr laßt mich verwaist und allein.

Nächtliches Gelage. Von K. Waggerl

Am Küchenherd verbrennt ein Span.
Es sitzen Menschen in der Runde,
Ihr Lärmen brennt wie eine Wunde –
Ein Stiller sieht mich trunken an.

Ich ahne, wie vom Weine schwer
Sich feuchte Hände heimlich finden,
Versagtes will sich überwinden,
Gesichter schwanken hin und her.

Mich holt die Nacht zu sich hinaus.
Ich flüchte wie ein Blatt im Winde
An eines Baumes rauhe Rinde,
Und jemand ruft nach mir im Haus . . .

Herbstfahnen. Von Walter Bloem

Banner hißt der herbstende Wald: eine schäumende Schau
Von braunen und gelben und rötlichen Feierpanieren,
Ihre Farben schmettern und jubilieren,
Eh' sie, niedergeholt, verlöschen in moderndes Grau.

Mag es zerwehn, dies brennende Braun, dies prunkende Gold –
Unter Scheideschmucks verflatternder Fülle
Trägt der Forst in harziger Hülle
Grünseidenes Fahnentuch schon eingerollt.

Lachend reckt er sich über die schollenduftende Flur,
Klettert hinauf an des Bergjochs starren Gewänden,
Winkt mit tausend flaggenschwingenden Händen:
Ich sterbe nicht – ich raste nur.



Tänzerin (Elisabeth Grube von der Staatsoper, Berlin)
Zeichnung von Ernst Oppler

Assisi — Von Kasimir Edschmid

Mit sechs Wiedergaben nach Zeichnungen von Erna Pinner

Dreißig Kilometer westlich von dem Monte Subasio, auf dessen Vorhügel Assisi liegt, schlug Hannibal den Konsul Gajus Flaminius mit fünfzehntausend Römern bei Passignano in den Trasimenischen See, dessen weiße Inselkastelle einen Reiz haben, den die steilen Zypressen am Ufer mit ihrer Strenge noch erhöhen, und den dieser See mit einer verschwenderischen süßen Gebärde an seinen Küsten wiederholt. Den Reiz einer Anmut, eines Silberglanzes und einer himmlischen Spiegelungskraft, die ohnegleichen ist.

Nirgends außer in der Provence sind die blutigen Denkmäler der Geschichte so weich, so edel, so vornehm zu vollendetem Ausdruck des Friedens geläutert worden. Nur daß die Farbe, welche uns heute das mörderische Glühen der Schlachten verdeckt, in Südfrankreich von flammender Begeisterung, in der Mitte Italiens aber voll unbeschreiblicher Reinheit ist.



Das Wunder des Heil. Franziskus (wie der Vater ihn mit dem Stocke schlagen will)

An dieser silbernen Küste entschied sich einer der furchtbarsten Momente Europas, und im Anblick der am Horizont fast dahinsegelnden Apenninen schien der Kontinent den größten Schlag zu erhalten, den der lichteste Genius Asiens ihm versetzte. Um Hannibal schienen die Todesengel zu sein, mit dem dunklen Lorbeer auf der Stirn und den gesenkten Schwertern, die Europa erblassen machten, und gegen die Rom diesmal wie jedesmal dennoch die großartigsten Waffen fand, mit denen es das Abendland immer wieder gerettet hat.

Dreißig Kilometer östlich, mitten in einem Land, das von römischen Aquädukten, von Schlössern und Tempeln der Antike noch durchleuchtet ist, mitten in einem romanischen und klaren Lande, liegt Assisi mit seinem Ölbaumgarten. Furchtbarere Kontraste sind kaum denkbar.

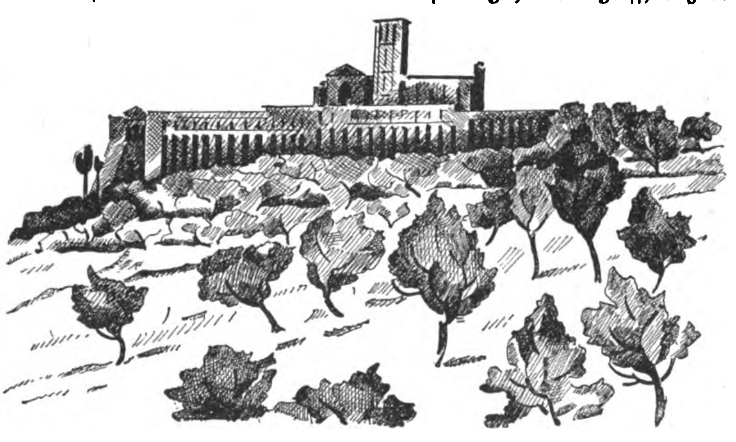
Wie mit einem Zirkel gezogen scheidet sich hier die alte Welt von dem christlichen Europa. Im Lande drunten umher liegen die Römerfriedhöfe mit den Aschenurnen voll von den Marmorfiguren der Götter, ziehen sich die etruskischen Mauern um uralte Städte und gliedern sich die Tempelfassaden mit der ehernen Ruhe ihrer Säulen in die Ruhe der klassischen Landschaft.

Auf den Abhängen des Subasioberges aber ist die Landschaft um Assisi zu Feuer geworden. Der Ölbaumwald vor den Toren der Stadt ward das Gethsemane des Christentums. Unerhört, wie die Luft voll verhaltener Glut sich geballt hat, wie die Landschaft den Atem anhält und wie der Wind durch die Zweige der Oliven gleichwie mit dem Hauch jener göttlichen Macht wandert, welche die Sehnsucht und der Inhalt der neuen Welt geworden ist. Man spürt es wie den Blitz, daß hier die Frömmigkeit eingezogen ist und daß der Boden dieses Berges nicht mehr losgelassen hat, was einmal an übermenschlicher Inbrunst hier gelebt wurde.

In der Tat, die ganze Ebene vom Ponte delle Torri des schönen Spoleto bis zu den Wasserfällen des Velino bei Terni hat noch das eiserne kalte Gesicht des antiken Heldentums.

In Assisi aber ist der Glaube in einem Maße Ausdruck selbst der Natur geworden, daß die Bäume noch in seiner Ekstase zu beben scheinen. Welch ein Duft in diesem Meer von Oliven, in dieser weichen, silbrigen und rosa Atmosphäre, die den stillen Glanz der Heiligkeit sich zuzuflüstern scheint.

Neben den Karthager von Passignano ist hier ein neuer Sieger getreten, ohne Lanze, ohne Kranz, ein junger Mann, Giovanni Bernardone, ein Meter fünfzig groß, der Sohn eines reichen Mannes, ein Lebemann, den die Liebe so ungeheuer ergriff, daß er



Das Kloster San Francesco

unter dem Namen des Franziskus der liebevollste Genius der Kirche ward, nachdem er ein namenloses Feuer der Begeisterung in seiner Zeit entzündet hatte.

Der Olivenhain von Assisi gehört zu den Parken Europas, die unvergeßlich sind, weil sie nicht nur den Ruhm einer Rasse oder einer Dynastie tragen, sondern das Geheimnis einer Idee besitzen. Die Ölbäume branden oben mit allen bewegten Gipfeln gegen das Kloster San Francesco und legen sich den Berg hinunter mit einer demütigen Gebärde vor die kleine Kirche San Damiano. Sie begrenzen den Ort des Triumphes und gleichzeitig die Stelle der Menschlichkeit. Die Kirche hat hier zwei ungeheure Pole. Unten in San Damiano lebte Franziskus. Oben auf der Richtstätte, wo er begraben sein wollte, wurde zwei Jahre nach seinem Tod San Francesco gebaut, Kloster und Kirche in einem, ein Koloß von wunderbarer Breite und gewaltigen Bogen, als siegreiches Zeichen der Idee, die er gelebt hat.

Es scheint, als ob der Olivenwald, der dazwischen sich wiegt, von der tiefen Gleichung, die er zwischen dem Menschlichen und dem Göttlichen darstellt, den rätselhaften Duft der Magie erhalte.

In der Tat, der Triumph der Kirche von San Francesco ist grenzenlos. Der Bau beherrscht die Landschaft nicht nur streng, sondern auch erhaben. Außen herumgeführt besitzt der Bau in zwei Drittel Höhe einen endlosen Kreuzgang aus Quadern. Man könnte durch diese gotischen Flanken mit Kanonen schießen. Der Anblick dieser Front ist erschütternd. Er kommt dem Blick sofort als ungeheure Kraft entgegen. San Francesco ist der überwältigende Sieg des Glaubens. Auf einer endlosen Strecke, über den ganzen Hügel hin, streckt es sich mit den mächtigen Rundbogen, welche die Fassade bis zum First ausmachen, hochgerissene Höhlen, die diesen gigantischen Wabenbau des Glaubens darstellen, der mit dem Feuer des Heiligen noch nach seinem Tod errichtet worden zu sein scheint. Sein glühendes, frommes Feuer ist hier die höchste architektonische Form geworden, weise, staatsmännisch, mild und voll gewaltiger, schon kalter Macht, abendländische Mystik von wunderbarer Gesetzmäßigkeit.



Kloster San Damiano

Ein titanenhafter Bau hat sich hier als ewiges Symbol aus einer Begeisterung heraus gebildet, welche noch heute diesen Berg umkreist, der einen verführen könnte, soviel Wildes und Heiliges, soviel Geordnetes und unbeschreiblich Menschliches selbst im Anblick der Apenninen für Jerusalem anzusehen.

Franziskus hat dieser Stelle den Glanz und die Milde seines Genius aufgeprägt, nicht nur mit der Andacht, in der er lebte, sondern mit dem Schwung seiner Klugheit und Diplomatie, durch welche er seine ganze Zeit bestimmte. Aus dieser Quelle offenbar nahmen die Schüler von Giotto und Cimabue die Kraft, den Unterbau der Kirche mit fast gespenstisch erhabenen Bildern auszufüllen, mit einem Sturm von Allegorien und erzählenden Figuren, deren ungeheuren Atem nicht die Kunst allein, sondern nur die Gläubigkeit so hoch führen und so edel sich disziplinieren lassen konnte. Wie hat Giotto in den sphärischen Dreiecken über dem Grab des Heiligen große Gedanken in eine romanhafte Form gebunden, die durch den Schmelz der Farben unerhörte Malerei geworden sind. Wie hat Cimabue, von dem die Florentiner erzählen, daß beim Besuch Karls von Anjou das Volk, über seine Malerei begeistert, seine Madonna mit Musik durch das Viertel getragen habe, hier erst unbeschreibliche Freiheit in seiner Malerei erreicht... Cimabue, der eigentlich noch ein starrer byzantinischer Meister war. Mit einem mächtigen Hof, den zwei fast endlose Säulengänge begleiten, öffnet sich dann die Kirche gegen die Stadt, als ob sie, von ihrer überwältigenden Repräsentation lassend, zeigen wolle, wie endlos, wie weitläufig im Herzen und wie gütig sie sei.



Dom

Hinter der Stadtmauer, ein Stück in die Landschaft hinein, stürzt sich ein Weg ein paar hundert Meter den Berg hinunter, immer an einer Mauer entlang, über der alle zwanzig Meter eine jener Zypressen steht, die Fahnen zu sein scheinen, hohe Schäfte mit einer dunklen Flamme oben, die im Wind rauschen, daß es Herzklopfen macht. Die Zypressen führen zu San Damiano, das heute den Franziskanern gehört. Diese Kirche ist klein und rissig, ihre Räume sind bis zur Verständnislosigkeit einfach. Der Chor ist dunkel und verkohlt in seinem Holz. Die Klappstühle der Schwestern, die



Der Trasimenische See

das erste Kloster hier gründeten, sind noch so, wie sie Franziskus gesehen hat, unbegreiflich arm, die Klappstühle der heiligen Klara, ihrer Schwester, ihrer Mutter und der ersten Angehörigen ihres Ordens. Diese Kirche hat den fast einzigen Zauber, daß jedes Stück hier von Franziskus berührt ist, daß jeder Fußboden von ihm begangen ist, daß er diese elenden Treppen hinaufgegangen, daß er in diesen Zimmern geatmet hat, daß dieses kleine Kloster sich um ihn schließt, nicht um den Heiligen, sondern um den Menschen, und daß die Geschichte seines Ordens und des Ordens der heiligen Klara, die ihn grenzenlos verehrte, in einem Maße ebenso hier vermenschlicht wird, wie sie in San Francesco das Signal seiner Idee und seines Triumphes ausdrückt.

Hier rief ihn, als er noch ein Lebemann war, das Kreuz an, er solle die Kirche erneuern, und fällte seine seitherige Existenz damit zu Boden. Giovanni Bernardone stahl seinem Vater ein Pferd, verkaufte es und brachte dem Priester das Geld, das dieser nicht annahm. Als der wütende Vater kam, wich die Wand hinter Franziskus zurück, um ihm eine Mulde zu machen, die ihn vor dem Stock des väterlichen Kaufmanns schützte. Die heilige Klara hat die Stelle aushauen und malen lassen. Hier ward dem Jungen klar, daß der Christ mehr gemeint habe als diese kleine Kirche und daß es der Geist sei, um den es sich handele. Hier ist der Ausgangspunkt seiner Bekehrung. Später nahm die heilige Klara die Kirche und das Kloster für ihren Orden. Man kann ihr Leben und ihre Gewohnheiten verfolgen, als habe man es mit Augen gesehen, so erzählerisch sind diese kleinen Zellen, dieser arme Schlafsaal. Hier ist das Loch am Boden und die Holzklappe, mit der sie die ewige Lampe beobachten konnte, und durch das sie in ihrer Klausur teil hatte an den Zeremonien. Hier ist das Sakrament, mit der sie die Sarazenen verjagte. Hier ist das Gärtchen, das man ihr anlegte, damit sie Umbrien sehe, da sie jahrzehntelang nicht in den Garten konnte. Im Garten aber unten ging Franziskus, der sie nicht besuchen konnte, und der im Auf- und Abschreiten seinen Gesang an die Sonne dichtete. Seltsame Beziehung zwischen dem leuchtenden Führer und der ewig nach ihm sehenden, jedes Zeichen seines Feuers eifersüchtig hütenden Frau, eine Beziehung, die eine ungeheure Liebe einigte, die beide zu dem Schöpfer empfanden, den sie in neuen Gesetzen von ungeheurer Entsagung suchten und fanden. Die Geschichte der heiligen Klara ist diejenige des Franziskus, da sie in ihm den Genius spürte, durch den hindurch sie atmete und den sie überlebte. Durch einen Schlitz in der Wand wurde ihr sein Leichnam gezeigt, und sie löste, mit der Hand durch die Mauer greifend, von der Hand des Toten die gelben Nägel, die seine Wundmale durchstießen, worauf der Heilige antwortete, indem er noch einmal zu bluten begann.

Offenbar ist hier mit einem Willen, einer Gläubigkeit und einer Aktivität gelebt worden, die dies Haus zu sprengen schien. Die Dumpfheit der Mauern, die Enge der Räume, die kein Rühren gestatteten, die Primitivität des Lebens muß furchtbar gewesen sein. Wie zart liegt der Balkongarten daneben, den die Schwestern der heiligen Klara bauten. Wie ungeheuerlich nah, zum Fassen, zum Berühren, wandeln in dieser Umgebung, unter diesem Dach die Menschen, die man als Idee und Glaube sonst nur empfindet, durch Zeit und Geschichte in eine maßlose Entfernung gebracht. Hier sind sie herbeigezaubert. Hier stand das Bett der heiligen Klara, als sie starb, nachdem Christus ihr erschienen war und seine Braut eingeladen hatte, und nachdem der Papst gekommen war, um ihren Tod zu sehen.

Hoch über diesem holzgeschwärzten kleinen Kloster streckt sich Assisi mit seinen Domen, seiner Rocca, seinen Türmen und Kirchen und Gassen. Von San Francesco kommt der Ölbaumgarten herunter zu San Damiano, das noch hoch über der Ebene liegt. Er



Panorama mit der Rocca minore über Assisi

kommt herab von den Kathedralen zu den Menschen. Hätte Franziskus diesen Bau gesehen, er wäre in seiner Bescheidenheit vor Ehrgeiz erglüht, daß sein Ruf zur Armut und zur Frömmigkeit ein ehernes Denkmal von solcher Größe finden würde. Sein Auge konnte nur auf dem Hauptplatz von Assisi den Augustustempel sehen, die schönste antike Fassade, die Italien besitzt.

Dreißig Kilometer westlich lag der Trasimener See auch damals, wenn Franziskus vor San Damiano stand und spürte, wie sein Werk mit staatsmännischer Kraft die Herzen seiner Zeit ergriff. Hier, drei Stunden vor Rom hatte das mächtigste Imperium der Welt vierzehn Jahrhunderte vor ihm einen Schlag bekommen, der es vernichten mußte. Die Schlacht hatte Hannibal aber nichts gebracht als den Ruhm des Namens, welcher als der des ersten Generals der Geschichte genannt wird. Vielleicht hat Franziskus, der an alles dachte, sich manchmal den Glanz der Armeen ausgemalt, die bei Passignano das Schicksal des Kontinents entschieden.

Was war ein Feldherr diesem kleinen Mann, der im Begriff stand, einen Brand in die Seelen der Menschheit zu werfen, der eine unaufhörliche Schlacht bedeuten mußte? Nicht viel: Die Verkörperung eines der Gesetze, welche diese Welt nach dem Zug des Schicksals zu ordnen oder durcheinander zu werfen haben.. Ein glänzender kalter Mann der Tat, ein Erfüller der göttlichen Ordnung. Ein Held, in einer Rüstung, mit der Macht über Leben und Tod!

Franziskus, die Augen nach innen gerichtet, hatte nur die Stigmata. Durch sie wurde er ein General der Begeisterung, ein Stratege der Seele. Er vermochte sogar, wie es Giotto gemalt, den Vögeln zu predigen, daß sie noch heute in den Olivenbäumen des Subasio singen, wie sie es höchstens im Paradies getan haben.

Sankt Franz und die Mutter

Eine Mutter sprach zu Franz:
„Vierzehn flinke Plapperrädchen,
Sieben Knaben, sieben Mädchen,
Wanden sich aus meinem Kranz.
Trage Freud' und trage Schmerzen,
An der Brust eins, eins am Herzen,
Vater, oft verzag' ich ganz.

Manchmal kommen
Die sehr frommen
Frauen her von Sankt Damian.
Sie sind wunderhold und gütig,
Aber fern und heiligblütig,
Sehn mich fremd und strenge an."

Und zur Mutter sprach Sankt Franz:
„Vierzehn flinke Plapperrädchen,
Sieben Knaben, sieben Mädchen,
Blühten auf aus deinem Kranz.
Sieh, in deinem Muttertum,
Demutvoll und sonder Ruhm,
Dienst du inbrünstig und ganz.

Denn ein Weg ist nicht für alle,
Sorge jeder, daß er walle
Wesenswahr zum Paradies."
Und er schaut die Schar im Kreise,
Innig lächelnd nickt er leise:
„Des sei froh du und gewiß:

Wiegen und drin Kinderlein
Gott allzeit lieb gewesen sein."

Lucie Rohmer-Heilscher

Als Maler in Abessinien

Von Prof. Hugo Ungewitter

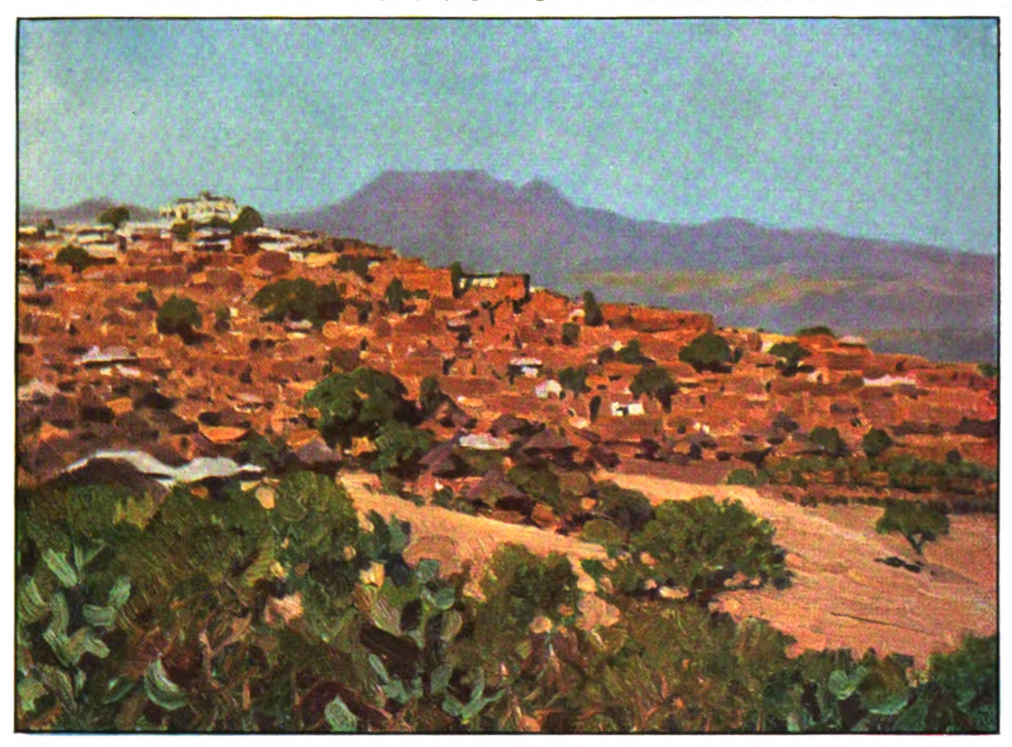
Marseille. Alle Passagiere sind an Bord, das letzte Gepäckstück ist im Bauche des großen Dampfers verschwunden. Da setzt sich unter ohrenbetäubendem Heulen der Sirene der Koloß langsam in Bewegung, gelenkt von einigen kleinen Lotsendampfern, und man denkt: ‚Lebewohl, Europa!‘ Das Panorama der großen Hafenstadt entschwindet allmählich unsern Blicken, und vor uns breitet sich, in der Spätnachmittagssonne glitzernd, das blaue Mittelmeer aus. Eine ganz feine Mondsichel steht am Himmel. Wenn Vollmond sein wird, sind wir in Djibouti, der Hafenstadt des französischen Somalilandes, von wo die Reise ins Innere Abessiniens gehen soll.

Fünf Tage später haben wir bereits den Suezkanal passiert. Wie ich morgens ganz früh durchs Kabinenfenster schaue, bin ich geblendet von einer leuchtenden Farbenpracht. Rasch in die Kleider und auf Deck! Da liegt sie vor uns, die ägyptische Felsenküste, in einem wunderbaren Rosa und Orange mit feinen violetten Schatten. Vorn ein tiefstahlblaues Meer, und über dem Ganzen eine zitronengelbe Luft, in der man schon in ganz zarten Tönen das Blau des kommenden Tages ahnt. Ich bin einfach erschlagen von diesem wunderbaren Bilde und bedaure nur, daß ich die Stimmung nicht festhalten kann, da mein Malgerät tief unten im Dampfer verstaut ist.

Auf dem Achterdeck treiben einige Kompagnien schwarzer Kolonialsoldaten ihr Wesen, die da im Schmutz herumliegen; sie sind für Madagaskar bestimmt. Auch sonst befindet sich eine wahre Musterkarte von Passagieren an Bord, aber besonders interessieren mich ein Rotkehlchen, eine Bachstelze und fünf kleine Schwalben, die diese bequeme



Wasserschöpfende Frauen der Arussi-Galla am Suk-Suki-Flusse



Teilansicht der Stadt Harrar

Art der Reise dem weiten Fluge vorzuziehen scheinen. So vertraut, daß man sie greifen könnte, trippeln sie vergnügt zwischen dem Schiffsgerät umher, fliegen auch in großem Bogen um den Dampfer herum, aber kommen immer wieder zurück.

Von Tag zu Tag steigt die Sonne höher, und da die Wärme in der Kabine unerträglich wird, schlafen wir, in einem Wintermantel verpackt, nachts auf Deck, denn hier weht eine lustige Brise. Am zehnten Tage nähern wir uns der Straße von Bab-el-mandeb. Die Somaliküste gleitet vorüber. Wir sehen die ersten Schirmakazien, die typischen Bäume der afrikanischen Steppe. Vorbei an der Insel Perim. Bald taucht das Ziel vor uns auf: der Hafen von Djibouti.

Langsam neigt sich die Sonne bereits im Westen. Das Meer schillert in den unwahrscheinlichsten Perlmutterfarben. Kaum ist der Anker hinabgerasselt, so klettert katzenartig eine Horde buntester Gestalten an Bord, um

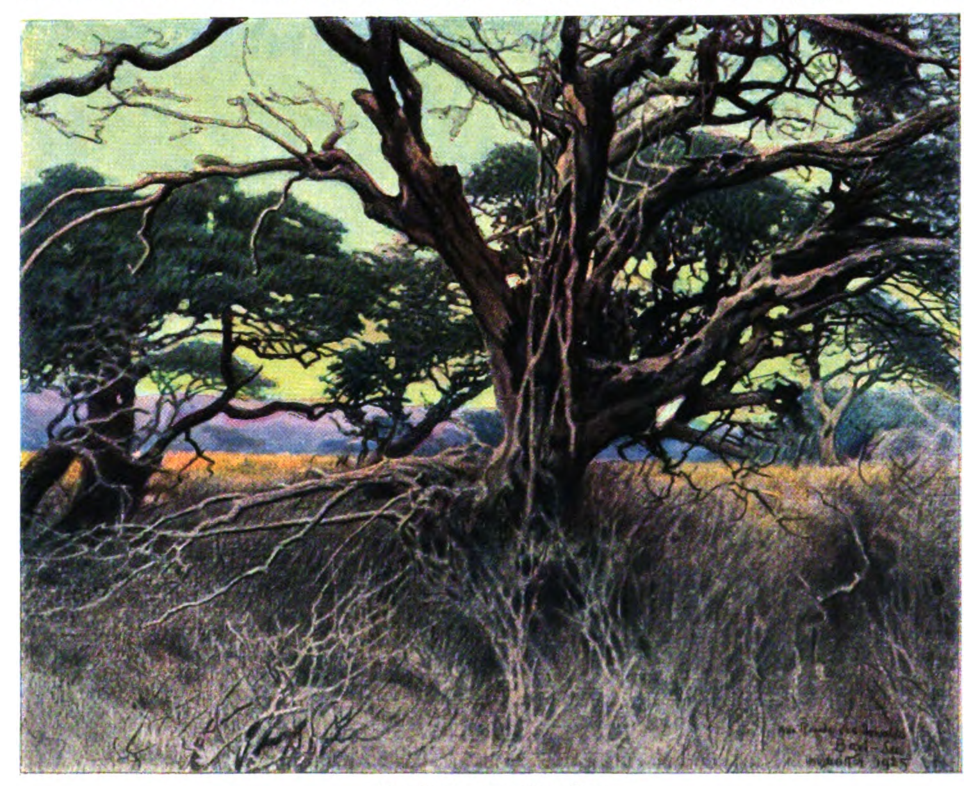


Somalimädchen mit abessinischem Kopftuch

ihre Dienste anzubieten. Ungezählte Scharen brauner Somaliknaben umschwimmen das Schiff, in melodiösem Takt schreiend: „A la mer, à la mer.“ Sie tauchen nach hinabgeworfenen Geldstücken. Nie wieder vergißt man dieses merkwürdige Geschrei.

Mit einer Barkasse werden wir zur Küste befördert, und jetzt kommt der für mich weihevolle Augenblick, auf den ich schon als Schuljunge lauerte: ich betrete das afrikanische Festland.

Abends sitzen wir in bequemen Korbsesseln auf der Terrasse des großen Hotels. Ein wunderbarer Vollmond sendet senkrecht



Am Rande des Urwaldes

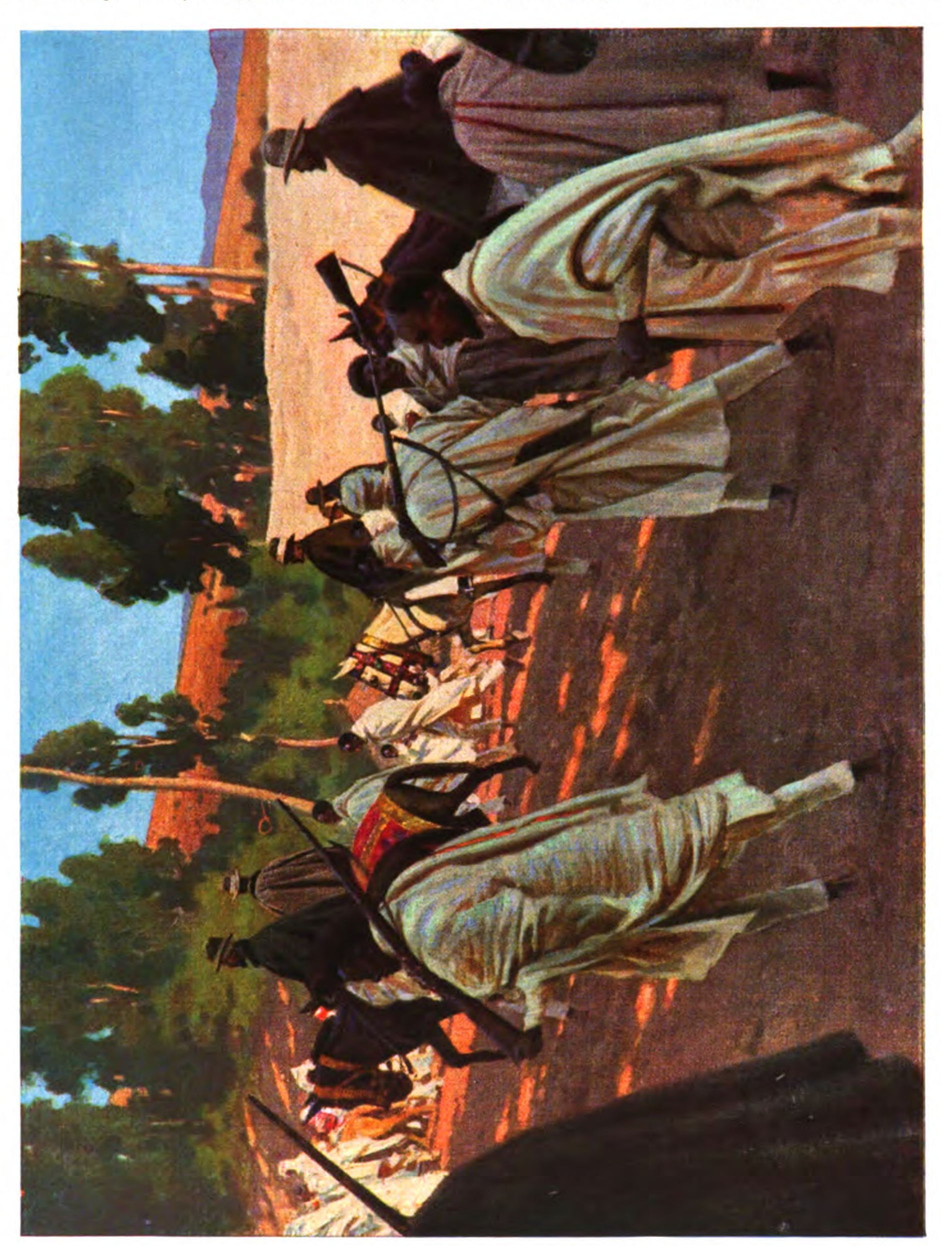
seine milden Strahlen herab. Der Duft unbekannter tropischer Blumen erfüllt die Luft. Inder in weißen Gewändern mit bunten Turbanen bringen Eisgetränke. Hinter jedem Stuhl wedelt ein kleiner brauner Somaliknabe mit dem Fächer. Man kann es gebrauchen, denn wir befinden uns an einem der heißesten Punkte der Erde.

Am frühen Morgen des andern Tages setzt sich unsere Karawane zum Bahnhof in Bewegung. Hier großer Tumult von Eingeborenen aller Rassen, besonders Somali, alle mit Gewehren, Speeren, Dolchen bis an die Zähne bewaffnet, wie das hier so üblich. Unter großem Geschrei erfolgt die Abfahrt. Die ersten Stunden geht es durch eine wahrhaft trostlose Steinwüste vulkanischen Charakters. Dann ansteigend Buschsteppe. Wir sehen die ersten Dik-Dik-Antilopen, die Zwerge ihrer Sippe. Auch einige Schakale trollen zwischen Dornensträuchern. Da die äthiopische Bahn keinen Speisewagen führt, nimmt man das Mittagsmahl auf einer kleinen Station. Nachmittags fünf Uhr Ankunft in Dire-Daoua, wo wir übernachten.

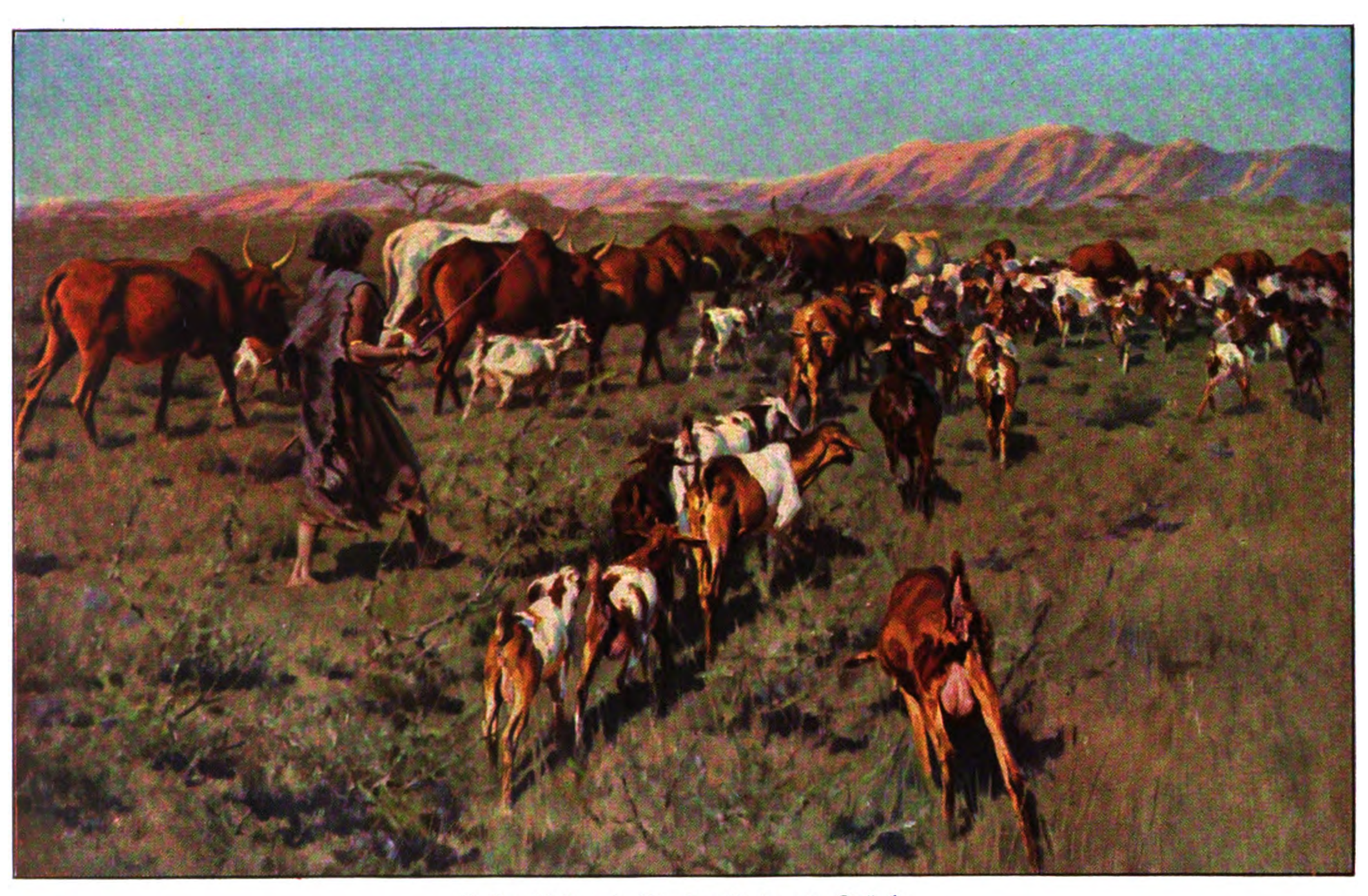
Anderntags in aller Frühe wieder im Zuge. Wir befinden uns bereits in einer Höhe von 1000 Metern, steigen aber bis zum Abend auf 1800. Wir kommen jetzt in die typische afrikanische Baumsteppe mit Mimosen und Schirmakazien, an denen zahlreiche Webervogelnester hängen. Wir sichten verschiedene Arten von Gazellen in Rudeln, auch einige Oryx. Mehrere Warzenschweine rennen entsetzt davon. Hunderte der schönen blauschillernden Glanzstare, viele Tukane, Völker von Perlhühnern, auch einige der großen schwarzen Hornraben tauchen auf, und oben im Äther zieht der Gaukler seine Kreise.

Allmählich wird die Vegetation immer großartiger. Besonders die ganze Wälder bildenden Kandelaber-Euphorbien machen einen überwältigenden Eindruck. Man könnte sich beim Anblick dieser phantastischen Gebilde auf den Planeten Mars versetzt fühlen. Da-

zu diese sehr großzügige Hügellandschaft mit den im Hintergrunde in fabelhafter Bläue schimmernden Gebirgen von 3500 m Höhe, das Ganze in silbrigflimmernder, heißer Sonne. In der Ferne die durch Luftwirbel erzeugten Staubtromben, die gleich wandernden Kirchensäulen durch die Gegend ziehen. Dann die weite Seen vortäuschende Luftspiegelung. Unbeschreibliche Eindrücke!


Straßenszene in Adis-Abeba

Abends Rast in Hauasch, am gleichnamigen Flusse. Böse Fiebergegend, aber gutes Hotel. Am dritten Morgen mit frohem Mute in den Zug. Wir stehen stundenlang auf der Plattform des Wagens, um besser beobachten zu können. Ich erblicke in etwa 80 m Entfernung eine Löwin, scharf nach dem Zuge herüberäugend. Das ist Afrika, jetzt merkt man's! Wir steigen andauernd. Ein mehrere Kilometer breiter schwarzer Lavastrom wird durchquert, denn hier ist alles vulkanisch. Ungezählte Arten von Kakteen in phantastischer Größe und in den unwahr=



Gallamädchen treibt eine Herde zur Tränke

scheinlichsten Formen feiern hier wahre Orgien. Im Süden steigt der Kegel des heiligen Berges der Abessinier, der Suquala, in die klare Luft.

Wir haben bereits eine Höhe von 2500 m erreicht. Da erblicken wir in der Ferne am Fuße eines blauen Gebirgszuges weiße, leuchtende Punkte. Es sind die ersten Häuser der abessinischen Kaiserstadt. Plötzlich eine Anzahl Reiter in brausender Karriere neben dem Zuge, Hüte schwenkend und winkend. Wir werden eingeholt, das ist hier so Sitte. So geht es in sausender Fahrt zum Bahnhof hinein: Adis-Abeba, am Ziel!

Tausende von Menschen, gelbe, braune und schwarze, wie die Teufel, alle in phantastischen Gewändern schreiend und schiebend durcheinander. Wären wir nur erst heraus aus diesem Höllenpfuhl, aber es wird geschafft. Nachdem man sich im Gewühl mehrere Male um seine eigene Achse gedreht hat, steht man im Freien. Hier zahlreiche Pferde und reichgeschirrte Maultiere, die auf ihre Herren warten. Kamelkarawanen, schwerbeladen, und Autos. Ein toller Spuk, so hatten wir's nicht erwartet.

Abends feierten wir mit einigen Herren der Reisegesellschaft im Hotel die glückliche Ankunft. Nächster Tage soll der Ernst des Lebens beginnen, denn wir sind nicht gekommen als Globetrotter, sondern um zu arbeiten. Zum dauernden Aufenthalt finden wir freundliche Unterkunft bei einer deutschen Familie, ehemaligen Deutsch-Ostafrikanern, er alter Lettow-Mann. Ein Diener wird angenommen, der Somali Afdi Murafa, eine treue Seele, der mich bis zum Abschluß des Aufenthalts auch auf allen Reisen im Innern begleitet und betreut hat. Auch ein Maultier wird erhandelt. Für einen Pferdemaler hätte es näher gelegen, sich mit einem Pferde beritten zu machen, aber da wir uns viel in den Gebirgen herumtreiben wollen, so ziehen wir das Maultier als Klettertier vor. Übrigens bekommt man hier schon ein sehr anständiges Pferd für fünfzehn Taler (1 Maria-Theresientaler gleich 2,80 M), Maultiere sind bedeutend teurer. Zu Fuß läuft nur der Pöbel. Jeder Mensch, der einigermaßen etwas auf sich hält, sogar der Bettler, reitet: das bringt in dieser Höhe die dünne Luft mit sich. Die Hausfrau reitet zum Markt und bestimmt von oben herab, was sie zu


„Katitscha", Somalimädchen in Dire-Daoua


Abessinischer Bettler

kaufen wünscht; die Diener bringen dann die Herrlichkeiten nach Hause. Und ohne Diener geht es eben nicht. Eine Familie, die zu Hause in einer Zweizimmerwohnung lebt, hält sich hier neben den Pferden und Maultieren auch noch ein halbes Dutzend Diener. Großartiges Leben! Man sollte denken, sie seien alle Nabobs, aber gerade das Gegenteil ist der Fall.

Wir sehen uns in der Stadt um. Adis-Abeba, d. h. die neue Blume, blickt nicht auf Jahrhunderte zurück. Sie ist eine Schöpfung der Neuzeit. Der große Kaiser Menelik, der König der Könige, wie er sich nannte, hat sie vor etwa vierzig Jahren sozusagen aus dem Boden gestampft. Und nun steht sie da, in herrlicher, fieberfreier Gegend, umringt von gewaltigen Gebirgszügen, und hat sich bereits zu einer Großstadt von 120 000 Einwohnern entwickelt. Zweifellos geht sie wie überhaupt Abessinien einer großen Zukunft entgegen. Denn da das Land doppelt so groß wie Deutschland und nur zu zwei Prozent bebaut ist, so läßt sich ermessen, welche Möglichkeiten sich hier bieten. Doch ich bin nicht gekommen, um nach Bodenschätzen zu forschen oder Plantagen anzulegen, ich will hier malen.

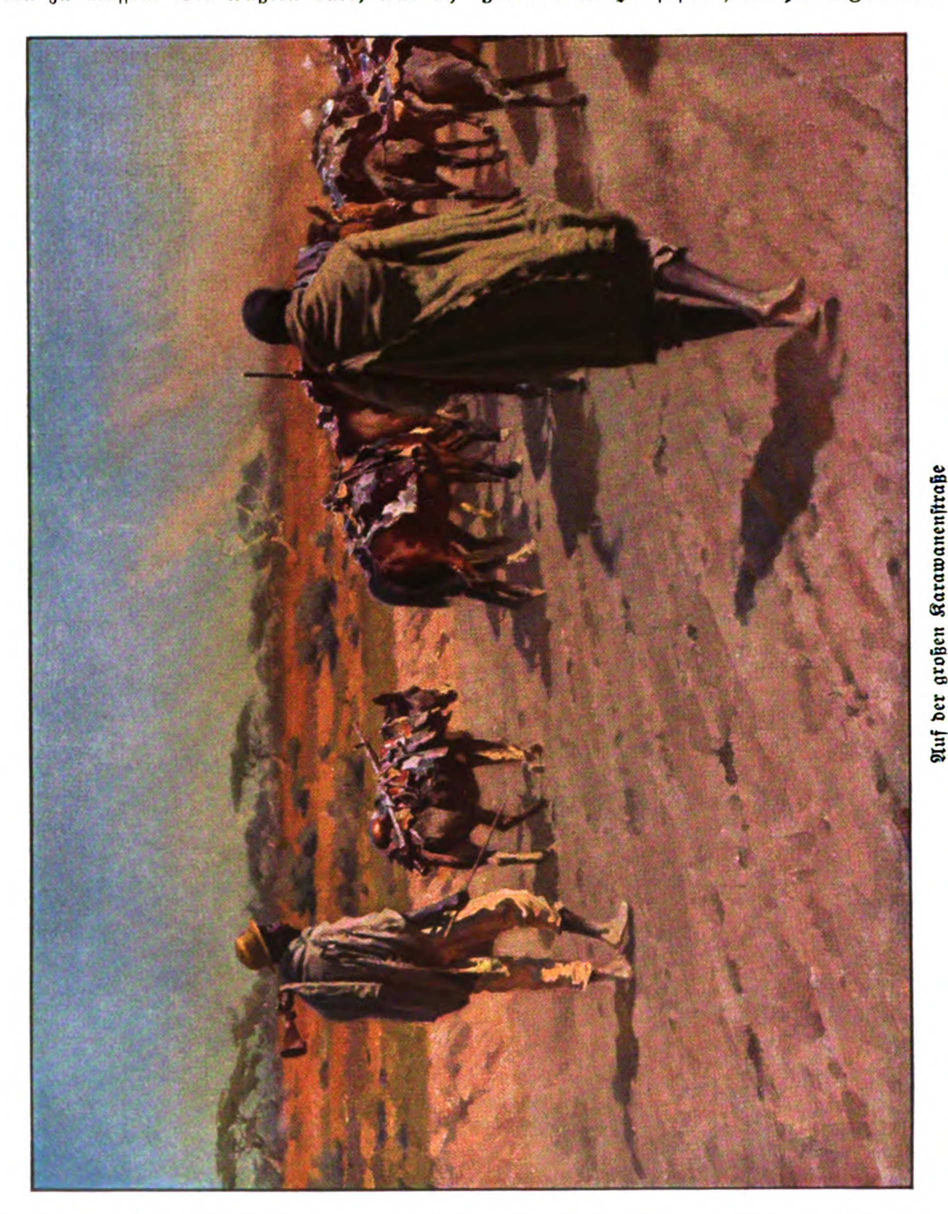
Die Gegend scheint ein wahres Dorado für einen Maler. Die fabelhaftesten Modelle laufen zu Tausenden hier herum in allen Farben, vom hellsten Ocker bis zum tiefsten Schwarz. Man braucht anscheinend nur zuzugreifen. Es ist mal was anderes als diese verblaßten Europäer. Mit Hilfe meines Dieners bereden wir einen wunderbaren Somali mit orange Turban, sich malen zu lassen. Für einige Stunden einen Taler Lohn. Mehrere Vormittage muß er sitzen. Punkt acht am andern Morgen soll er antreten. Der Platz auf einem großen Hofe im Schatten eines Hauses ist herrlich. Oben auf den hohen Eukalyptusbäumen hält ein Dutzend Aasgeier Umschau. Wir sind pünktlich zur Stelle, alles ist fertig, die Arbeit kann beginnen. Aber mein Somali kommt nicht. Endlich um zehn Uhr taucht er auf. Das ist schon faul, denn die Sonne steht mittags senkrecht, und der schützende Schatten schwindet. Trotzdem beginne ich. Aber bereits nach zwanzig Minuten erhebt sich dieses Scheusal und sagt, er habe keine Lust mehr. Abmarsch! Nichts zu wollen.

Mein Unternehmungsgeist bekommt einen gehörigen Stoß. Und es geht so weiter! Was soll man mit einer Gesellschaft anfangen, die keinen Begriff hat vom Werte der Zeit? Jeder tut, als würde er dreihundert Jahre alt. Man lebt so in den Tag hinein, braucht nicht viel, ein bis zwei Taler im



Mein Somalidiener Afdi Murafa vom Stamme der Habr-Aul

Monat genügen. Hinzu kommt die Abneigung der Eingeborenen, sich bildlich festhalten zu lassen. Diese Abneigung ist in ihrer Religion begründet. Sie glauben dann sterben zu müssen. Sie wußten bald, was ich



Auf der großen Karawanenstraße

wollte; es spricht sich schnell herum. Mit Geschrei rissen sie aus wie Schafleder, wenn ich auftauchte, besonders die Frauen. Man hielt mich eben für einen bösartigen Zauberer. Später wurde es etwas besser. Man sah, daß die Gemalten ganz lustig weiterlebten. So wagte man's, denn die blanken Taler lockten doch sehr. So ist es mir immerhin gelungen, im Laufe der Zeit eine Reihe von Typen der verschiedenen Rassen im Bilde festzuhalten.

In das bunte Straßen- und Marktgetriebe der Hauptstadt, das jeden Fremden völlig in seinen Bann zieht, brachte gleich in den ersten Wochen ein großes Fest des Kaiserhofes eine neue Note. Es war die Hochzeitsfeier der ältesten elfjährigen Tochter des Ras Tafari, Tenanje Work Tafari, mit dem Kommandeur der abessinischen Kavallerie, Fitaurari Desta Damtau. Viele Große des Reichs mit Riesengefolge waren

zu diesen Festlichkeiten in der Hauptstadt erschienen, und überall begegnete man pompösen Umzügen. Der merkwürdige eintönige Gesang dieser bis an die Zähne bewaffneten



Abessinierin durchreitet eine Furt auf dem Wege zur Kirche

Begleitmannschaften, die glänzend geschirrten Pferde und Maultiere, die prunkvollen, goldgestickten Gewänder der Fürstlichkeiten, dazu diese ewig strahlende Sonne, ein Blinken und Glitzern in Staubwolken — tagelang konnte man diese nie gesehenen Bilder genießen. Merkwürdigerweise trug der neugebackene Ehemann einen Kutscherhut, wie früher bei uns die kaiserlichen Lakaien, mit Goldborte und Kokarde! Später habe ich noch öfter große Festlichkeiten erlebt, aber diese ersten Eindrücke sind am festesten haften geblieben.

An Abwechslung ist kein Mangel. Oft reitet man in aller Frühe ins Antotti-Gebirge hinauf. Mein Somali spaziert oder

trabt nebenher mit Malgerät, Proviant, Schmetterlingsnetz und Gewehr. Wunderbar glitzert die Morgensonne im silbergrauen Gezweig der riesigen Eukalyptusbäume. Überall Schwärme der herrlichen blauen Glanzstare. Auch die winzigen Zwergfinken und metallisch schillernden Nektarinen huschen im Gebüsch herum. Ein Gesumme von Bienen und Käfern. Die Eingeborenen vor ihren strohgedeckten Hütten herumhockend und schwatzend, an dem primitiven Webstuhl beschäftigt oder im Holzmörser Durra stampfend. Wir schlängeln uns auf wildzerrissenen Pfaden hinauf ins Gebirge. O, diese Luft hier oben in 3000 m Höhe! Diese Fernsicht nach allen Seiten! Im Süden winkt der spitze Kegel des Suquala. Im Westen das mächtige Gebirge des Managascha, im Norden ganz in der Ferne die blauen Berge des Königreichs Godjam. Dort fließt der Blaue Nil. Zwar schmal nur zwängt er sich durch zerklüftete Gebirgszüge, aber er ist es, der den fruchtbaren Nilschlamm mit sich führt, diesen Lebensspender Ägyptens. Oben im blauen Äther die Adler, Geier und Schmarotzermilane, und im Geäst der alten Baumriesen die knarrenden Stimmen des unzertrennlichen Kolkrabenpaares. Hier im Schatten der alten Juniperusbäume, der Bergwacholder, habe ich oft gesessen und gemalt. Es waren glückliche Stunden.

Bald aber erwacht der Wunsch, mehr von diesem wilden Lande zu sehen. So rüsten wir eine Expedition aus zur Besteigung des Suquala, des heiligen Berges der Abessinier. Einmal in seinem Leben hat jeder Eingeborene den Wunsch, diesen erloschenen Vulkan zu besuchen, um dort oben zu beten und von den Mönchen ein Amulett zu erwerben, das ihm Glück und langes Leben verheißt. Dieser steil aus der Akaziensteppe aufsteigende, 3000 m hohe Vulkan birgt oben zwischen tropisch bewaldeten schroffen Kraterwänden einen friedlichen blauen See von beträchtlichem Umfange. Haushohe, wilde Rosenbäume, übersät mit gelben Blüten, Zedern mit meterlangen Bartflechten, mit Lianen durchzogen, umrahmen dieses stille Gewässer, an dessen seichtem, smaragdgrünem Ufer Scharen schwarzer Ibisse und anderes Wassergeflügel Nahrung suchen. Himmlische Ruhe hier oben, die wir einige Zeit in voller Behaglichkeit genießen.



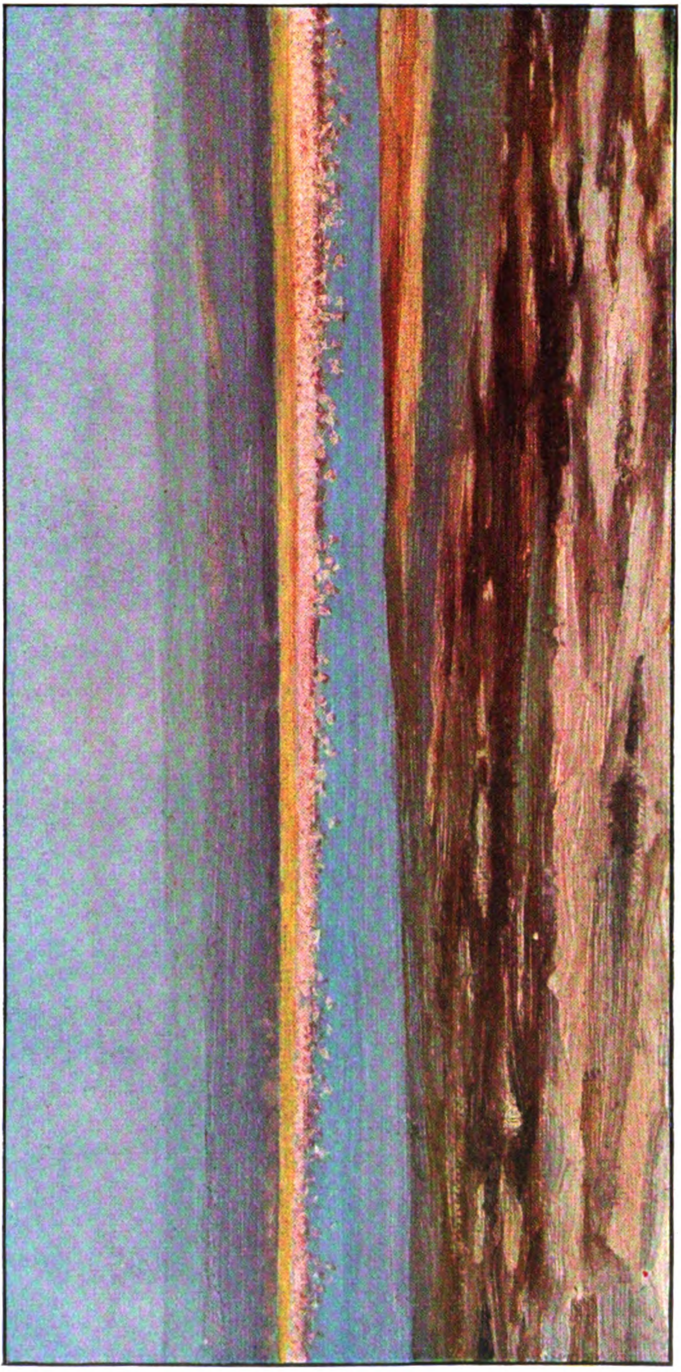
Gallamädchen

Dann geht es zum Hauasch-Flusse und Bari-See, deren silberne Bänder mich von oben mächtig lockten. Am Ufer des Hauasch unter dem weiten Dache einer der mächtigen Sykomoren, wilder Feigenbäume, schlagen wir das Lager auf. Wir bekommen einen Vorgeschmack vom Leben in der Wildnis, wie man sich's schon seit langem wünschte. Bei der Arbeit kauert, immer in achtungs-

voller Entfernung, eine Anzahl speerbewaffneter Gallahirten hinter mir, um das merkwürdige Treiben des Ferenzi, des Fremden, zu beobachten, während Hunderte von Rindern und Ziegen in meterhohem Grase umherspazieren. Über dem Wasserspiegel lautlos weiße Reiher dahinstreichend, und im Ufergebüsch kobaltblaue Eisvögel mit karminrotem Kopfe auf Beute lauernd. Schwärme kleiner grüner Papageien mit leuchtend roten Köpfen lärmen in den Baumkronen. Possierliche Meerkatzen springen durchs Geäst, während unten auf einer Sandbank sich träge einige Krokodile sonnen. Wenn aber abends die Sonne schwindet, dann steigen aus der Niederung Millionen von Moskitos, um mit Gesumm ihre wilden Tänze zu beginnen. Das sind die Schattenseiten des Wildnislebens.

Unvergeßliche Tage waren es, die ich mit meinem braven Schwarzen hier verbrachte, aber mich drängte es weiter, ich hatte noch viel vor.

So ging es eines Tages nach mehrtägiger Bahnfahrt nach dem anfangs erwähnten Dire-Daoua, dem Paradiese der Tierhändler. Hier bezog ich Quartier im gastlichen Styria-Kamp. Dieses Styria-Kamp ist eine Sammelstelle für wilde Tiere, Eigentum eines Deutschen, des größten Tierhändlers der Welt, Ruhe in Ahlfeld in der Provinz Hannover. Ich sage Sammelstelle, denn die Eingeborenen, die sich auf den Fang vortrefflich verstehen, bringen Tiere aller Arten heran; der Europäer hat dann für das Weitere zu sorgen: Kisten, Verpflegung und Transport nach Europa. Wie schwierig das ist, ersieht man daraus, daß trotz sorgsamster Pflege von Fachleuten ein großer Teil, besonders der Antilopen, eingeht. Den Verlust der Freiheit, anderes Klima usw. können sie nicht vertragen.

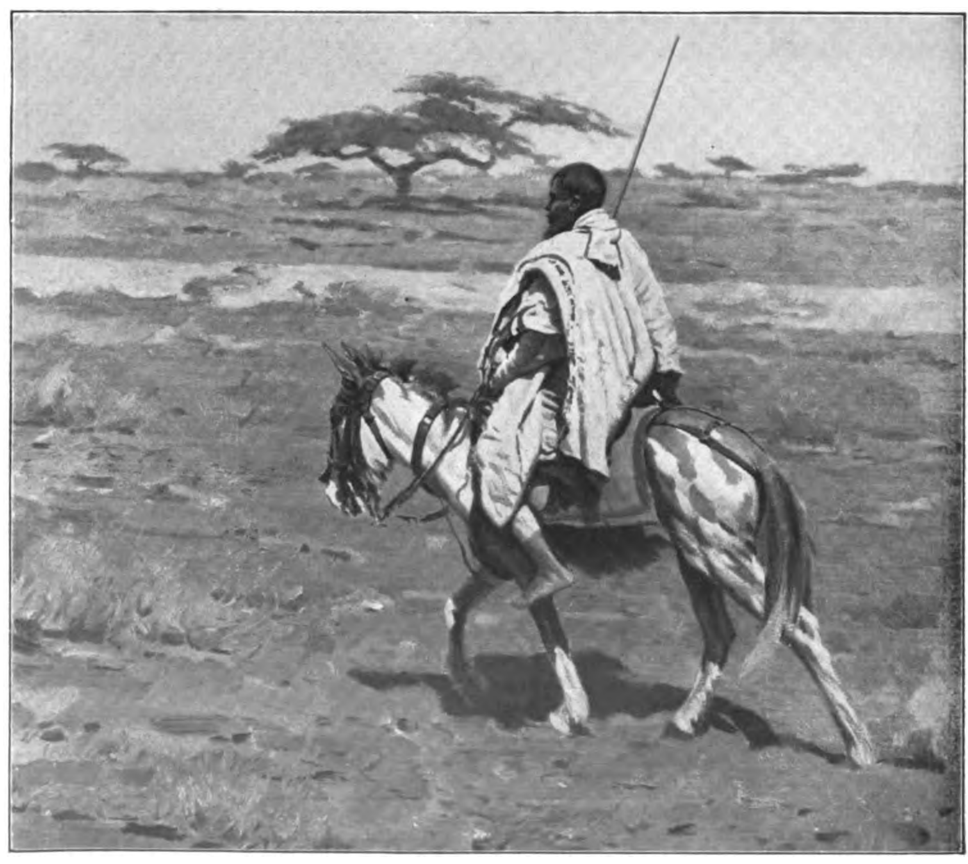

Bucht des Afsjada-Sees mit Tausenden von Flamingos

Hier kann man sich wohlfühlen. Nachts

war greulicher Spektakel draußen herumschleichender Hyänen, aber morgens in aller Frühe betäubendes Gezwitscher von Tausenden der herrlichsten Vögel. Dann öffnet sich die Tür meines Zimmers, und herein spazieren tolpatschig mit dicken Pfoten zwei kleine Löwenkinder, Menelik und Zaouditou. Alles beschnuppern sie, kriechen unterm Bett herum und balgen sich. Ein lieber Besuch, der mir immer viel Freude machte.

Vieles könnte man erzählen von dieser Tierfarm, von dem Streifen in der Umgegend und vom Leben der Mantelpaviane, die hier in Horden zu Hunderten im Gebirge und in der Steppe hausen. Uns aber zieht es nach Harrar.

Diese alte Stadt Harrar im Somalilande, auf Jahrtausende blickt sie zurück. Ein Tagesritt von 60 km soll uns dorthin bringen. Durch breites, trockenes Flußbett geht die Reise. Tropische Vegetation, reiches Vogelleben, steile Felsen mit Pavianen. Dann ins Gebirge hinauf. Vor uns weites Plateau, das Vorland von Harrar. Fruchtbarer Boden. Hier wächst der beste Kaffee der Welt. Seine Urheimat zwar ist die Provinz Kaffa im Süden des Reichs, von der er den Namen hat, doch hier wurde er zuerst angebaut. Kamel- und Eselkarawanen begegnen uns, alle bepackt mit schweren Säcken. Da sehen wir plötzlich unter uns am Abhange des Plateaus, im Sonnenglanze sich ausbreitend, die alte Stadt. Auf zerrissenen Wegen geht es bergab, und jetzt stehen wir vor den Mauern. Durch das Westtor, Bab-en-Nazr, halten wir Einzug. Wir befinden uns in einer andern Welt. Ockergelbes, zermürbtes Gemäuer, Gassen von ein bis zwei Metern Breite. Als ob alles Jahrtausende unter der Erde gelegen und gerade ausgegraben sei, den Eindruck hat man. Durch ein Gewirr buckliger, winkliger Gassen schlängeln wir uns ins Innere, um das Hotel zu suchen, das uns für die kommenden Wochen aufnehmen soll, und finden es. Aber, o einsamer Wanderer, so dich jemals dein Weg nach Harrar führen sollte, schraube deine Erwartungen zurück. Eine solche Kabache wirst du sobald nicht wiederfinden. Durch Gerümpel geht es hinab auf einer gefährlichen Hühnerstiege. Auf einer andern wieder hinauf, und man steht vor einer Tür, nur noch zur Hälfte bedeckt mit genagelter Dachpappe. Diese Tür ist der Eingang zum Hotel,



Durch die Steppe

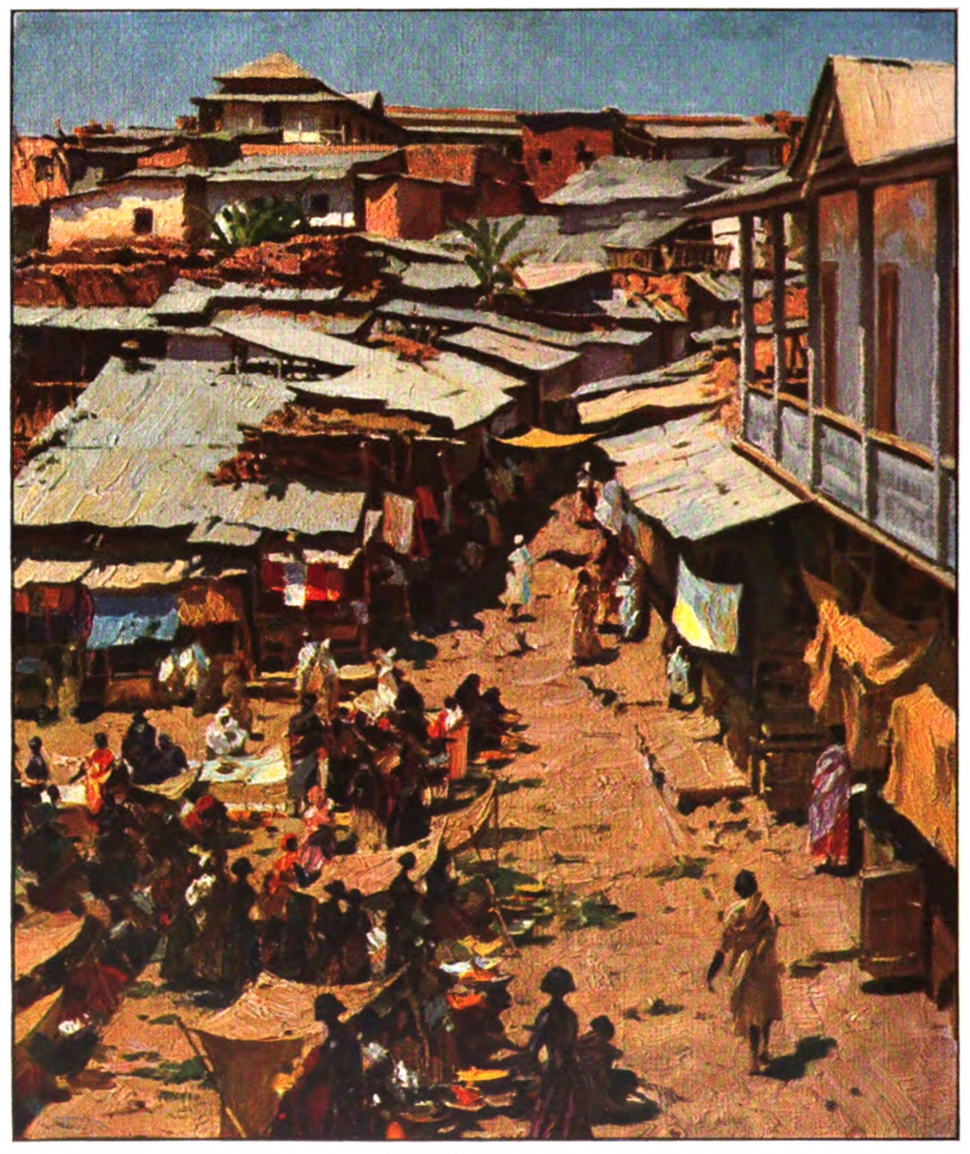
bestehend aus drei winzigen Räumen, von denen ich den einen beziehe, immerhin froh, eine Unterkunft gefunden zu haben. Der Blick aus dem Fenster über das Gemäuer der alten Stadt ist märchenhaft, im Hintergrunde das gewaltige Hâqim-Gebirge; der Blick versöhnt. Der griechische Wirt beteuert, es lohne sich nicht, hier etwas Besseres zu schaffen, da er im Jahre kaum drei Gäste habe. Nun, mir soll's recht sein. Im dunklen Erdteil muß man seine Ansprüche sowieso in mancher Beziehung zurückschrauben. Dafür hat man etwas anderes, das Ursprüngliche, die Wildnis, um die uns viele Menschen daheim brennend beneiden. Am ersten Tage bringt es der Zufall, daß ich einen der wenigen hierorts lebenden Europäer, einen Deutsch-Russen, kennen lerne, der sich meiner in rührender Weise annimmt, da er selbst einmal die Absicht hatte, Maler zu werden, jetzt aber als Vertreter der Singer-Nähmaschinen hier gestrandet ist. Stundenlang versäumt er sein Geschäft, um mich in diesem Labyrinth von Gassen umherzuführen und mir alles zu zeigen. Durch die kaum 2 m breite Basarstraße turnen wir hinab. Man turnt, denn überall ragen zahlreiche, durch die Jahrhunderte von Millionen Füßen polierten Granitsteine aus dem Boden, über die man, so gut es geht, hinwegklettert. So kommen wir auf den Sûq, den Marktplatz. Ein für einen Maler zauberhaftes Bild mit dem Gewoge dieser Galla- und Somalivölker. An einem der umliegenden Gebäude entdecke ich einen Balkon und beschließe, das Bild dieses Marktplatzes von dort auf die Leinwand zu bringen. Wir also hin! Aber es ist das Polizeigebäude und Gefängnis zugleich; man verwehrt uns den Eintritt. Mein Begleiter, empört, schlägt vor, sofort zum Gouverneur zu gehen, damit er ein Machtwort rede. Das wäre ja noch schöner, alle hundert Jahre vielleicht einmal kommt ein Maler nach Harrar, und da soll er nicht von einem Balkon aus den Marktplatz malen dürfen. Nach zehn Minuten sind wir beim Gouverneur, dem Desjasmatsch Emmerou, in dem ich einen vortrefflichen Mann, einen wirklich vornehmen Abessinier kennen lerne, in dessen Residenz ich später noch manche schöne Stunde verleben sollte. Seine Exzellenz haben sofort volles Verständnis, stellen mir fünf schwer bewaffnete Begleitmannschaften zur Verfügung, und nun verkriecht sich natürlich am Polizeigebäude alles untertänigst im Staube, denn der Gouverneur ist ein gar mächtiger Mann, da gibt's nichts zu lachen. Also nun hinauf zum Balkon, aber wie! Es gibt wohl ein Stockwerk, aber keine Treppe, die hinaufführt, also wieder eine Hühnerleiter heran. So krabbelt man über wackelnde Dächer, mit dem Gefühl, jeden Augenblick



Somalimädchen

durchzubrechen, und in einem Stalle mit schwer in Ketten geschmiedeten Gefangenen oder gar in einer der zahlreichen Jauchegruben zu landen. Hinter mir mein Somali mit dem Malgerät. Eine höchst belustigende Hochtour. Endlich sind wir am Ziel. Jahrzehntelang wohl hat keines Menschen Fuß diesen Boden betreten. Wagenladungen mit Staub und Spinneweben könnte man hier wegkarren. Aber der Blick vom Balkon versöhnt. Der Marktplatz wird gemalt.

Bestechend die dunkle Bevölkerung, die Harrari, eine Mischung von Arabern, Galla und Somali. Vor allem die Frauen und Mädchen zum großen Teil sehr hübsch. Königliche Haltung, unnachahmliche Grazie der Bewegungen, feingeschnittene Gesichtszüge und Fesseln. Und die Frisuren, so kunstvoll und wunderbar diese unzähligen, winzigen Flechten, daß bei einem Vergleiche unsere heimatlichen Bubiköpfe zu einem trostlosen Nichts zusammenschrumpfen. Hier wäre ein dankbares Feld für europäische Friseure, um neue Moden zu studieren. Das ist alte Kultur! Schon auf den Reliefs der alten Ägypter findet man diese Haartrachten; in den Jahrtausenden hat sich gar nichts geändert.



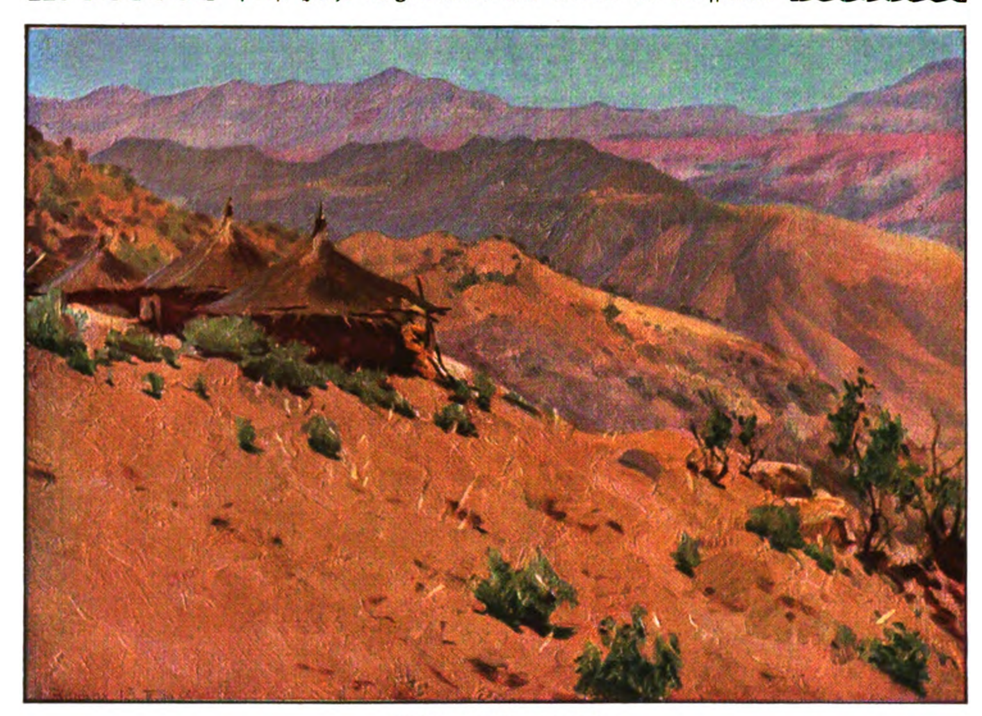
Marktplatz in Harrar



Sammu-Negus, Chef der Nachtpolizei von Harrar
(Die Löwenmähne wird für besondere Auszeichnung verliehen)

Abends, wenn man sich zur Ruhe begibt, wenn der Vollmond mit beinah Tageshelle in unsere Höhle scheint, dann beginnt draußen ein toller Spuk. Hunderte von Kötern erheben ein steinerweichendes Geheul. Vom Gebirge her überall die drohenden Stimmen der Hyänen, die jetzt zur Stadt eilen, um hier an herumliegenden Kadavern ihr leckeres Mahl zu beginnen. Der monotone Gesang und das Trommeln der immer irgendwo Feste feiernden Eingeborenen mischt sich dazwischen. Man möchte glauben, das Jüngste Gericht habe begonnen, und könnte rasend werden, aber das nützt nichts, wir sind in Afrika. So geht es die ganze Nacht bis ins Morgengrauen, dann verstummt langsam dieser Hexensabbat, und man muß versuchen, das an Schlaf Versäumte nachzuholen.

Es ging zurück zur Hauptstadt, wo ich alsbald eine neue Expedition ausrüstete, um



Gebirgsgegend bei Harrar

mich in das südlich gelegene Seengebiet zu begeben. Mehrere Monate habe ich mit meinem braven schwarzen Begleiter in dieser Wildnis gelebt und die Unberührtheit einer teilweise paradiesischen Natur genossen. Dornensteppen haben wir tagelang durchzogen, Urwälder, in deren kaum durchdringbares Dickicht kein Sonnenstrahl gelangt, und meilenweite Papyrussümpfe durchstöbert. Groß waren oft die Strapazen, der Durst nicht minder, aber was besagt das bei einem Erlebnis wie dem Aufenthalt in dieser Wildnis. Dieser unendliche Reichtum des Tierlebens, namentlich der Vogelwelt auf den Seen und an ihren Ufern. Diese Marabus, Reiher, Ibisse, Schlangenhalsvögel und Pelikane. Diese Wolken von Tausenden rosenroter Flamingos, und dann abends diese unbeschreibliche Poesie am Lagerfeuer. Unzählige Male hat man das alles gelesen, um es nun selbst in all seiner Großartigkeit zu



Somalifrau mit Kind

erleben. Wenn über den Seen im Westen der Sonnenball sinkt und nach wenigen Minuten der Dämmerung diese klare Mondnacht beginnt, mit dem Zirpen des Heeres der Zykaden und den lautlos umhergeisternden Leuchtkäfern. Wenn das südliche Kreuz emporsteigt, und der senkrecht über uns stehende Vollmond durch die Äste der alten Sykomore sein mildes Licht wirft. Wenn die am Feuer kauernden und schwatzenden Schwarzen dieses zu neuer Glut entfachen und gespensterhafte Lichter auf das Astgewirr der Urwaldbäume über uns gleiten. Und wenn dann nachts die drohenden Stimmen der Tiere des Urwaldes ertönen. Wenn die vorsintflutlichen Flußpferde dem Wasser entsteigen, um in Steinwurfsbreite vom Lager zu grasen. Ja, das sind Eindrücke, die man nie vergißt, und man versteht, daß alle früheren Afrikaner sich immer wieder magnetisch nach dem dunklen Erdteil zurückgezogen fühlen.

Nausikaa / Novelle von Heinz Schaeffer

Die Nacht war fast unversehens hereingebrochen und hatte mit der Dunkelheit auch das Schweigen gebracht. Die kleine Gesellschaft, die sich auf dem Rande der abgemähten Wiese hart am Neckar mit ihren Rucksäcken und Zeltbahnen niedergelassen hatte, unterhielt sich während des Imbisses nur leise. Dann brach man auf. Das lange Gras zwischen den tiefen Wagenspuren war schon vom Taue feucht. Man ging an Obstgärten entlang, bisweilen breitete sich rechts oder links ein flaches Feld am Hange hin. Ein Nebel, der immer dichter wurde, hüllte die traumwache Natur in sein Gewand.

Ludwig trat an den Rand des Pfades und schaute hier, wo der Hang steil hinabschoß, über die Weite. Er blickte kaum zur Seite, als Agnes neben ihm auftauchte, aber es stimmte ihn weich, da er ihre Nähe fühlte. Sie schien ihm von allen die nächste. Als er sich zum Weitergehen wandte, sah er sie gerade vor sich. In ihrem seltsam dunklen Antlitz brannten die schwarzen Augen; sie schwieg.

Man lagerte sich an der Waldspitze mit dem Blick abwärts auf das Haus. Alle kannten einander, nur Ludwig saß fremd unter den Befreundeten. Will kümmerte sich nicht um ihn, das war seine Art; Schaban traf Vorbereitungen für irgend etwas. Man lachte harmlos und flüsterte. Dann wurde es sehr still. Da sang eine Gruppe der Jünglinge und Mädchen in reinem Doppelklang zum Gestirn hinüber:

„Der Mond ist aufgegangen . . .“

Ludwig lauschte. Dann fiel er mit der dritten Stimme ein. Als er zur Seite schaute, sah er, daß Agnes neben ihm saß. Sie blickte über ihn hinweg gerade in den Mond. Sie sangen das ganze Lied.

Dann trat einer auf und sprach. Er redete mit bewußter Schlichtheit, seine Stimme legte sich weich auf den Silbersammet der Nacht. Niemand rief Beifall. Auch als ein Jüngling beim Scheine einer Laterne Gedichte vortrug, regte sich nichts. Der Sinn der Verse blieb unverständlich, aber ihr Rhythmus klang. Das Herz des Vortragenden zitterte. Man saß stumm und fühlte Großes.

Da fiel ein Lichtschein über die Straße. Hinter dem Hause hervor schritten drei Jünglinge im schwarzen Gewande, fackeltragend, dahinter drei Jungfrauen in weiß. Auch sie trugen die Flammen in der Rechten. Eine Geige erklang. Die Tänzer schritten zu einem Kreise zusammen und sangen, die Fackeln streckend und senkend. War es ein Gruß? Ein Abschied? War es ein Gebet?

Etwas gequält wandte sich Ludwig an Agnes. Verstellung lag ihm nicht. „Man sollte aufbrechen,“ sagte er. „Es wird kalt.“

„Sind Sie müde?“ fragte sie ihn und lächelte ein wenig.

„Kaum. Und ums Schlafen ist mir's überhaupt nicht.“

„Auch ich werde schwerlich Ruhe finden in dieser Nacht,“ sagte sie nach einer Pause. Er sah, daß sie schöne Zähne hatte. „Ich kann nicht schlafen im Heu.“

„Dann sollten wir doch hinauf in Wills Landheim. Es ist nur eine Stunde von hier, oben auf dem Berge.“

„Ich kenne es.“

„Soll ich ihn fragen?“

„Aber heimlich. Alle können wir dort nicht unterkommen.“

Will war einverstanden. Er rief Walter, der trug den Schlüssel bei sich. Agnes stand hinter Ludwig, als sie verhandelten. Bald bewegte sich ein Teil der Gesellschaft durch die mondhelle Nacht den Bergpfad hinauf. Es war Mitternacht, als man im Hause ankam. —

Am andern Morgen war Ludwig einer der ersten draußen am Waschtisch. Die Mädchen hatten ihr Haar gelöst; ihre nackten Arme schimmerten. ‚Sonderbar,‘ sagte er sich, ‚wie alle hier über sich selber wachen! Wo ist hier die Mutter, deren gutes Auge Sitte befiehlt? Diese jungen Menschen tragen alle ihre Mutter in ihrem Herzen. Kann man so plötzlich Bruder und Schwester sein?‘ Ihm wurde wohl ums Herz, aber abseits stand er dennoch, das fühlte er wohl.

Am Kaffeetisch wurde gescherzt. Ins Gästebuch schrieb jeder seinen Namen ein. Er las: „Bärbele Specht.“ — „Verwandt mit dem Dichter?“ fragte er in den Kreis hinein.

„Seine Tochter!“ rief jemand und lachte. Es war Bärbele selbst, sechzehnjährig, groß, schön, gesund.

Man verteilte den Rest der Milch, dann brach man auf, um frühzeitig wieder am Neckar bei den anderen zu sein. Durch den Wald ging es abwärts. Der, welcher den langen Spieß trug, Ludwigs Nachbar aus der Nacht, ein schöner, schwarzer, schlanker Junge von zwanzig Jahren, hatte eine dicke

Zuckerrübe auf die scharfe Stahlspitze gesteckt. Ihre lappigen Blätter schwankten dem Zuge voran. Walter sang ein drolliges Soldatenlied. Die Mädchen hörten lachend zu und hielten Schritt.

Auf der glatten Landstraße zählte Ludwig die Schar. Einer schien ihm zu fehlen. „Wo ist Agnes?“ fragte er. Als er hinter sich blickte, sah er, daß sie zurückgeblieben war. Er wartete auf sie; niemand wandte sich nach ihm um. Als sie heran war, lachte er. — „Viel Umstände macht hier keiner.“

„Ist auch nicht nötig, wir finden alle unseren Weg.“

„Ja, dieser Jugend ist wahrlich der Weg gebahnt.“

„Sagen Sie das nicht,“ versetzte sie. „Man würde glauben, sie ginge ausgetretene Pfade.“

„Es kommt ihr, scheint's, darauf an, daß jedermann an ihre Neuheit glaubt.“

Sie schwieg. Nach einer Weile blieb sie stehen. „Sind wir nicht alle eitel?“ fragte sie.

„Ich nicht. Meine Haare sind schon grau.“

Sie lachte. „Woher wissen Sie das?“

Da lachte auch er. „Sie haben recht. Aber als ich neulich las, was ein Mädchen voll Entzücken von dem großen Treffen an der Werra schrieb, es sei ein feines Bild gewesen, wie da so die bunte Jugend zu Tausenden am grünen Bergeshang hinabsaß, da dachte ich doch: Dir wäre auch wohler gewesen, wenn auf der andern Seite des Tales ein ungeheurer Spiegel gestanden hätte, der dir euer schönes Bild recht klar und deutlich noch einmal zeigte. Überbewußtheit von sich selber! Masseneitelkeit! Eine merkwürdige Eigenschaft! Wir werden französisch.“

„Na na,“ sagte sie und blickte über ihn hinweg.

Plötzlich redete er sich in Eifer hinein. „Doch, ich habe recht. Und das stößt die anderen ab, glauben Sie mir!“

Sie schürzte die Lippen. „Die andern!“

„Sie sagen das mit Verachtung, aber die andern sind auch Menschen! Sie waren jung wie ihr und haben ihre Jugend in diesen Jammerjahren geopfert. Einer lebt aber vom Blute des andern. Sie möchten so gerne, so gerne verstehen, was ihr seid.“

„Ihr? Sie meinen wir?“

„Nein, ihr. Ich bin nicht von euch. Ich war einmal in dieser Bewegung, als sie die ersten Schritte tat. Jetzt bin ich nur euer Gast, und — —“ er schwieg.

„Nun?“

„Ich bewundere euch. Ich beneide euch. Ich liebe euch. Aber dieses selbstgenügsame Selbstbewußtsein stößt mich ab.“

„Jugend ist eben eine Vollendung für sich.“

„Nein, tausendmal nein! Jugend ist eine Zeit, in der nichts anderes wird als die Zukunft. Ihr vergeßt, daß nicht ihr die Erfüllung seid.“

Wieder blieb sie stehen. „Warum sagen Sie das mir? Ich bin so jung nicht mehr.“

Er hielt vor ihr den Schritt inne und schaute sie an. Schwieg. Aus seinen hellen grauen Augen blitzte ein Lachen, dann wurde der Blick groß und warm, und indem er ihre Hand ergriff, sagte er langsam: „Reif sein ist schöner als Jugend.“

Sie schlug die Augen nicht nieder. Ihr Blick blieb wie immer weit, als lauschte sie auf einen fernen Klang; ihre Hand blieb kühl. „Sie müssen tief über das Gegenteil nachgedacht haben,“ sagte sie und wandte sich zum Gehen. „Im übrigen kommt's auf die Formel wenig an.“

„Merkwürdig nur, daß wir beständig nach einer suchen,“ entgegnete er. „Ich habe den Stil meines Lebens in den letzten zehn Jahren so oft geändert, daß sich mir diese Notwendigkeit geradezu aufdrängte.“

„Sind Sie so wetterwendisch?“

„Nein, aber die Verhältnisse waren es. Und da ich natürlich immer den Wunsch hatte, sie mit Bewußtsein zu meistern, so wurde ich allmählich, was ich bin.“

„Was waren Sie?“

„Ich war einmal etwas zum Totschießen, dann etwas zum Einsperren, dann ein Bettler und ein abgerissener Lump. — Im Kriege und in der Gefangenschaft.“

„Das gilt nicht.“

„Das gilt doch! Leider gilt es. Ich habe in diesem Zustande über fünf Jahre meines Lebens verbracht!“

„Wie alt sind Sie jetzt?“

„Sechsunddreißig. Und raten Sie, was ich jetzt bin?“

„Kaufmann? Nein? — Arzt? — Lehrer?“

„Halb geraten. Musiklehrer am Konservatorium.“

„Und die Formel dazu?“

„Die erlassen Sie mir jetzt. Ich will nicht bitter werden.“

Sie gingen eine geraume Zeit schweigend nebeneinander. Bei einer Wegbiegung, die ihnen einen weiten Blick öffnete, merkten sie, daß die Voranschreitenden nicht auf sie gewartet hatten. Sie waren allein.

Ludwig blieb stehen und schaute auf den Neckar hinab. Sie waren an der gleichen Stelle wie am Abend zuvor. Der Talnebel hatte sich noch nicht gehoben. Wie in der Nacht der Mond, so lag jetzt die helle Sonne über den Schleiern.

„Natürlich haben Sie schon vor dem Kriege Musik getrieben,“ nahm Agnes auf.

„Gewiß. Mein Leben war im Plane sehr klar angelegt und auch gut begonnen. Wir wohnten damals in Luzern. Aber dann kam eben der Krieg."

„Waren Sie schon verheiratet?"

„Ja, unser erstes Kind war geboren."

„Hatte Ihre Frau zu leben während des Krieges?"

„Nein. Aber hören wir auf davon. — Wollen wir jetzt da hinab unter den Schleier? Es wäre klüger, man bliebe hier."

„Sie müssen ja Entsetzliches durchgemacht haben. Und konnten Sie in der Gefangenschaft Musik treiben?"

„Musik? — O ja. Immerhin möchte ich Ihnen sagen, daß ich noch ein Jahr nach dem Waffenstillstande als Munitionsarbeiter einmal in das Höhlengefängnis unserer Strafkompanie flog, weil ich bei der Arbeit den Troubadour pfiff."

„Woher nehmen Sie dann die Spannkraft, jetzt mit uns zu wandern?"

„Aus dem Nebel dort, aus der Sonne da, aus der Erde hier." Er hatte eine verteufelt kurze Art zu antworten, liebenswürdig und doch beinahe feindselig. Sie musterte ihn genauer. Sein Haar war in der Tat an den Schläfen ergraut; aber er war tannengerade gewachsen, seine Bewegungen sicher und spielerisch frei und großzügig; er strahlte, wenn er lachte, blitzende Freude aus. Sie faßte wieder Mut. „Wer hat Sie eingeladen?"

„Will. Der Bruder seiner Frau ist mein Freund."

„Ein richtiger Freund?"

„Ich denke doch. Wir haben uns vor Jahren im Zuchthause kennengelernt."

Jetzt lachte sie aus frischer Kehle auf, er stimmte gutmütig ein.

Als sie wieder ernst wurde, fragte sie: „Dann ist also in Ihrem Elend doch das gute Herz wohl nicht zu kurz gekommen?"

„Im Gegenteil! Es ging schließlich überhaupt nur noch nach dem wirklichen Werte des Menschen. Und das hab' ich behalten. Ich sehe mir die Menschen an, und wenn sie mir nichts taugen, schweige ich sie tot."

„Das wäre nicht so schlimm."

„Doch. Wie die Menschen einmal sind, findet man auf diese Weise fast gar keine Gelegenheit mehr zum Reden. Und das nehmen sie übel." Da sie nichts antwortete, fuhr er fort: „Übrigens ist das nur äußerlich. Es gibt etwas, was viel schlimmer ist. Man ist vor der Zeit alt geworden."

Jetzt lachte sie wieder hell auf. „Alt? Sie alt? Sie plaudern ja so jungenhaft übermütig, daß ich mir kaum vorstellen kann, wie Sie verheiratet sein sollen!"

„Muß ich mich verbeugen? Ich soll es auch gar nicht sein! Hören Sie nur meine Bekannten; sie hielten meine Ehe für Leichtsinn. — Auch so eine Weisheit aus der Nachkriegszeit. Im Ernste, wenn ich gewußt hätte, daß ich und mein Weib über fünf Jahre hindurch in unerträglicher Spannung leben und uns daran fast zerreißen würden, weil das eben über alle Kräfte ging, — ich hätte mich damals, als Kriegstrauungen Mode waren, auf alle Fälle hin erst einmal scheiden lassen. — Jetzt ist's natürlich zu spät und wäre grausamer als der Krieg selber. Jetzt heißt es stark bleiben und nicht enttäuscht sein. Verstehen Sie das?"

„Sie lieben sich doch?"

„Zu sehr! Wir sind nur noch Liebe. Wir suchen die Erfüllung unserer Sehnsucht, die sich selber jahrelang aus dem Elend aufpeitschte. Wir verzweifeln aus Liebe. Wir töten uns aus Liebe. Verstehen Sie das?"

„Sie sind ein sonderbarer Mensch."

Er lachte wieder spöttisch.

Sie waren am Treffort angelangt. Niemand war mehr zu erblicken. Da sie aber wußten, wohin die übrigen nunmehr gegangen sein konnten, beschlossen sie, ihnen zu folgen.

Ludwig öffnete sein Skizzenbuch.

„Kommen Sie," sagte er zu Agnes. „Ich bemerkte gestern abend in der Dämmerung dort auf dem Friedhofe eine eigentümliche Plastik an der Kapellenwand. Sie werden sich davorsetzen, und während Sie sie betrachten, zeichne ich Sie. Einverstanden?" —

Nach der Skizze schritten sie am Neckar abwärts, ließen sich mit der Fähre nach der altertümlichen Stadt übersetzen und stiegen hinter ihr auf den Berg, wo sie die übrigen vermuteten. Der Anstieg war steil. Sie riefen oft, fanden die Gesuchten aber nicht, zumal da Ludwig unterwegs mehrere Male haltmachte, um aus Berg und Tal ein schönes Bild einzufangen. So gerieten sie auf einsamen Wegen tief in den Wald hinein. Endlich waren sie durch die Anstrengung erschöpft, denn auch Agnes hatte in der Nacht wenig geschlafen. So ließen sie sich am Wegrande unter einer hohen Tanne nieder. Die Sonne tat ihnen wohl. Agnes streckte sich aus. Ludwig saß neben ihr und rauchte. Sie schwiegen lange.

„Wovon haben Sie nach Ihrer Rückkehr gelebt?" fragte Agnes, aus ihrem träumenden Nachdenken erwachend.

„Von Almosen meiner Verwandten."

„Sind diese Verwandten reich?"

„Mein Schwiegervater verlor im Kriege seine Söhne und sein ganzes Vermögen. Dem hätte ich sogar abgeben können. Aber



zum Glücke schickten mir meine Schwestern wenigstens eine Anzahl Kartoffelpakete, immer zehn Pfund, Haferflocken und einmal — denken Sie — sogar einen großen Kürbis. Als meine Frau ihn zerkleinerte, schnitt sie sich in den Finger."

Jetzt lachte Agnes nicht mehr. Sie schien zu frösteln und zog den Umhang, auf dem sie saß, an sich. „Das ist furchtbar," flüsterte sie.

„Nein, es heilte schnell. — Ich war dann vorübergehend einige Jahre Lehrer für deutsche Literatur und Französisch an einem höheren Mädcheninstitute."

„Verdienten Sie gut?"

„Ungefähr das Doppelte von dem, was ich für Zigaretten ausgab. Denn geraucht habe ich immer. Das kommt noch von der Gefangenschaft her."

„Konnten Sie sich das nicht abgewöhnen?"

„Nein, ich wollte es auch nicht. Übrigens gewann ich an jenem Institute so viele Privatschülerinnen, daß wir auf diese Weise allmählich auf die Beine kamen. Abgesehen davon, daß meine Frau während dieser Zeit vor Überanstrengung zweimal todkrank war, ging alles gut. Wir bekamen sogar ein zweites Kind."

„Sie selbst waren niemals krank?"

„Doch, ich hatte einmal entsetzliche Zahnschmerzen."

Sie legte zornig die Hand auf seinen Arm. „Still. Ich kann das nicht mehr ertragen! Sie sind zynisch bis zur Geschmacklosigkeit!" Sie sah, daß er sich mit einem bösen Lächeln auf die Lippen biß. Dann füllten sich seine Augen mit Tränen. Er erhob sich und pfiff eine Melodie, während er an den Zweigen einer jungen Tanne spielte.

„Beethoven opus 59, 1?" rief sie

„Ja," unterbrach er sich. „Adagio molto e mesto. Das kennen Sie?"

„Mein Gatte spielt es bisweilen."

Sie schien eine Frage zu erwarten. Die unterblieb.

„Mit der Geschmacklosigkeit haben Sie nicht unrecht," sagte er, sich gerade vor sie hinstellend. Er schlug mit einem Stecken gegen seine straffgewickelten Gamaschen. „Aber es kommt auf eine mehr oder weniger nicht an. Der Krieg war die größte. Von den sonstigen Schäden, die er angerichtet hat, ganz zu schweigen — es ließ sich bisweilen ein gutes Geschäft daraus machen —, sie sind geringfügig gegenüber der Tatsache, daß er den Lebensstil verdorben hat. Allen. Denn schließlich hat er uns die Augen viel zu weit geöffnet. Und an dem Zweifel, der daraus über uns kam, zerbrechen wir. Mich ekelt's, denke ich an meinen Zustand. Edelstes ist gemischt mit Erbärmlichstem. Aber vielleicht gibt es doch einen Weg, um da wieder herauszukommen!" —

Agnes erhob sich. „Wenn ihn einer findet, sind Sie's," sagte sie lächelnd.

Er packte sie an beiden Armen. „Spotten Sie?" antwortete er. „Machen Sie sich nur ganz frei von der Brüchigkeit des Denkens. Es ist doch so: wir suchen nichts anderes als einen neuen Lebensantrieb, der uns von der Ernüchterung unserer Schufterei erlöst. Wir müssen wieder einmal fühlen, daß wir geliebt werden von Menschen neuer Art, die wir achten. Beethoven! Gefühl! Sehnsucht! So schwach sind wir, so verworren, daß wir nichts wissen wollen von denen, die auch verworren sind; so hungrig sind wir, daß wir uns nach der einfachen, törichten Liebe sehnen." —

Sie machte sich von ihm los, während sie errötete. Stumm standen sie einander gegenüber. Aus den sonndurchglühten Blättern und Gräsern rings, aus der Erde selber stieg ein würziger Duft auf. Die Augen des Weibes glänzten, ihre Glieder dehnten sich. Sie wartete auf irgend etwas Gewaltiges, das jetzt über sie kommen sollte, und er fühlte, daß Leib und Seele lauschten. Aber die Bereitschaft dieser Frau weckte keinen Wunsch in ihm. So wandte er sich zum Gehen.

Sie schritten durch den Wald wieder hinab. Der Tag hatte sich herrlich entfaltet. Breit schwamm das blendende Licht auf dem weiten Tale des Neckars, der in ungeheurem Bogen an der Stadt vorüberströmte. Von den Gefährten war nichts zu hören.

„Sie halten irgendwo angesichts der Höhen eine Besprechung," sagte Agnes, um etwas zu sagen.

„Wahrscheinlich stolzer als wir. Wollen Sie zu ihnen?" fragte Ludwig.

Sie schüttelte den Kopf.

„Wir haben uns lange aufgehalten," sagte er, „lassen Sie uns wieder über den Neckar gehen."

Sie durchwanderten die Stadt und kamen wieder an die Fähre. Da sah er, wie ein großes Dampfboot rasch stromabwärts kam. Ein plötzlicher Gedanke durchschoß ihn. „Fahren Sie mit mir?" rief er Agnes zu. „Ich gehe auf den Dampfer."

Sie verneinte, denn ohne Abschied wollte sie die Gefährten nicht zurücklassen.

„So bleiben Sie," sagte er. „Richten Sie für mich Grüße aus. Heute abend bin ich daheim. Leben Sie wohl. Und soll ich Ihnen noch sagen, was uns erlösen kann? — Ein Opfer!" Damit sprang er in einen leichten Fischerkahn. Der Bootsmann lüftete die Kappe.

Agnes blickte enttäuscht über den raschen Abschied. „Wer soll es bringen?“ rief sie ihm hartnäckig zu.

„Die Jugend!“ schallte seine Antwort herüber. Da schoß das Boot schon über die krausen Wirbel hin, dem Dampfer entgegen, der den Motor stoppte.

Agnes wandte sich, um zu gehen, blieb dann aber dennoch stehen und sah, wie Ludwig vom Fischerkahn hurtig auf den fahrenden Dampfer stieg. Der Motor stampfte los. Er winkte zu ihr hinüber. Sie antwortete, verlor ihn dann aber aus den Augen, da er unter die Fahrtgenossen trat.

Als er sich ihrer erinnerte, war sie schon von der Fähre wieder in die Stadt zurückgegangen. Der Dampfer schoß durch das braune Wasser, als wäre er auf der Flucht. Oben über der Stadt, die an ihm vorüberglitt, sah Ludwig jetzt die Gefährten sitzen; von einer offenen grünen Wiese am Bergeshange hoben sich ihre bunten Kleider ab. Er winkte hinauf, denn das Bild war hübsch.

„Stil hat es doch,“ murmelte er. „Aber sie wissen alles und reden zuviel.“

Er nahm auf dem Hinterdeck an einem der Tische Platz, deren weiße Decken im Fahrtwinde leicht flatterten. Ein sauberes Mädchen mit runden Gliedern brachte ihm Wein. Er trank sich selber zu. Der Wein war gut. Nun ordnete er seinen Rucksack und blätterte im Skizzenbuch.

Ihm gegenüber am Bordrande saß ein Pärchen, mit Blüten im blassen Gesicht, eng umschlungen, flüsternd; hinter ihm an der anderen ein zweites, nicht so zärtlich, aber trotz aller Kleiderzier ebensowenig verlockend. ‚Nullmenschen,‘ dachte er. ‚Aber doch Nebenbuhler, Mitspieler am Lostopf des Glückes. Nun, lassen wir sie!‘

Kein rechter Kerl da? Doch! Am nächsten Tische zwei Frauen, nicht mehr erste Jugend, aber bestes dreißiger Jungmutteralter, glattes, aber festes Gesicht, kräftiger Blick aus braunem Auge, Kappe übers Haar gezogen, — was für Schuhe? Wanderstiefel! Aber kein Lodenkleid, — weiße Bluse. Ihre Augen antworteten ihm im Wegblicken. Frauenträume sind wanderselig. Sie scheuchten neben sich die aufmerksamen Gatten auf. Die tauchten aus verhätschelter Gewohnheitsliebe verdrossen empor und musterten mißmutig das fremde Temperament. Er aber warf seine Blicke schon wieder über Bord.

Sie fielen in einen kleinen Kahn. Hallo! Ludwig sprang auf und schaute hinunter.

Die nackten braunen Beine lang ausgestreckt, paddelten da zwei Neckartöchter im spitzen Kanu mit bemeßnem Schwung neben dem Dampfer her. Frische Gesichter, kräftige Arme. Sie zeigten lachend die Zähne. Endlich gaben sie den Wettstreit auf und schaukelten in den Kielwellen langsam hintendrein, mit den Rudern winkend. Vorbei! Ludwig stürzte lachend vor Lust ein halbes Glas Wein hinab, dann atmete er tief auf im Winde. Die Berge flogen heran, wanderten vorbei, flohen nach hinten, da ruhten sie dann. Das Wasser wirbelte und zischte, die Maschine pochte. So war es ihm recht, wie er es eben genoß! Frische, Freiheit, Gedankenlosigkeit und Schönheit! Sonne, Wasser, Wind und Jugend. Jugend! Was lag der am Deuteln, was am Denken! Sie blühte. Nicht vor sich selbst am Spiegel stehend, nicht redend, nicht fordernd, sondern sich badend, sich sonnend, sich neckend, winkend, lachend inmitten der grünen Berge, unbekümmert um alle Sorgen und Nöte der Welt.

Ach! Wer harmlos jung sein könnte! Noch einmal anfangen! Zehn Jahre streichen!

Er sah sich Abschied nehmen als jungen Soldaten im August 1914. Zart stand seine junge Frau bei ihm im Gedränge vor der Kaserne; das Söhnchen, vor wenigen Wochen erst geboren, hielt sie im Arm. Sie weinte nicht, schaute nur mit ihrer jungen Mütterlichkeit auf das blasse kleine Wesen und lächelte, lächelte, während rings die Welt aufloderte und in unerhörtem Blutrausch alles Gute unterzugehen begann. Dies Lächeln tat überirdisch wehe und wohl.

Ludwig fühlte die Tränen in seine Augen schießen. Er trank.

Fort mit der Not! Ja, das ging! Die konnte man auslöschen! Unsäglich hart war alles verstrickt und verknotet, was die langen, langen nächsten Jahre gebracht hatten. Alles ließ sich vergessen, die leibliche Not, die furchtbare Sehnsucht, das heiße Brennen, die lähmende Verzweiflung, alles, auch die Schmerzen nach der Rückkehr, alles ließ sich ertränken in Sonne und Wind, in Freiheit, in Schönheit und Wein.

Nur eines nicht! Jenes Lächeln der ersten, kaum berührten Jugend nicht, das blieb vor seiner Seele. Er erinnerte sich: Ursula trug damals eine hochgeschlossene Bluse aus blaßgrünem Sammet. Gott, sie würde heute schrecklich unmodern sein, aber damals liebte er sie so sehr darin! Er strich in Gedanken über die weiche Schulter, den rundgewordenen Arm und berührte die Spitzen des Kissens, in dem sie ihr erstes Kind zu ihm getragen hatte. Sein Antlitz wurde starr, aber in ihm schrie es auf, er hörte sich selber unter Tränen jammern: „Das war dein!“ Sein Kopf sank auf seine Hände.

Das war dein, und es wurde dir genommen! — Als du heimkehrtest, waret ihr innerlich alt geworden, die Liebe war überspannt, die Seele überanstrengt, die harmlose Jugend war verflüchtigt. Euer erstes Leben hattet ihr zum Opfer gebracht. — Wenn nun die Jugend, die neue Jugend, die jetzt ihr erstes Leben lebt, zu euch käme und brächte sich euch selber zum Geschenk dar?

Das Dampfboot eilte rastlos abwärts, geschoben vom Strome, getrieben von eigener, ungeduldiger Kraft. Jetzt schoß es unter einer gewaltigen Steinbrücke hindurch, deren Grundpfeiler vom Wasser überquirlt wurden, und schnitt langsam aufs Ufer zu. Von drüben grüßte das alte Schloß herab. Im Strome wimmelte es von hellen Booten, die mit geblähtem Segel den Wind auffingen und seine Kraft ins Wasser preßten. Die Fahrgäste hatten sich erhoben. Der Dampfer stieß an. Nachgiebige Bohlen ächzten. Das übliche Gedränge entstand.

Als Ludwig den langen Schritt aufs Land gemacht hatte, stieg er die steinerne Treppe hinan. Oben hielt er an und blickte dankbar noch einmal auf den Fluß hinab. Doch als er sich zum Gehen wandte, stand Christa vor ihm.

Er starrte ihr ins braune Antlitz mit den großen, dunklen Augen. Sie war noch immer fast Kind, aber sehr groß und sehr schön. Wie alt mochte sie jetzt sein? Blitzschnell rechnete er nach. Sechzehn und zwei.

„Herr Doktor!“ rief sie, jubelnd vor Freude, und streckte ihm ihre kräftige Hand hin. Er drückte sie. Ihre weißen Zähne blitzten aus dem vollen, roten Munde. Ihr dunkles, starkes Haar quoll unter dem schwarzen Hute hervor. Sie war vornehm und zurückhaltend gekleidet.

„Christa! Wie kommen Sie daher?“

„Ich erwarte meine Mutter mit diesem Dampfer. — Sie ist auf einem Ausfluge in Wimpfen. Wir wohnen jetzt in dieser Stadt. Sie auch?“

„Nein, leider nicht.“ Er konnte den Blick nicht abwenden. „Kommen Sie, wir gehen dort am Flusse hinauf. Sie haben doch Zeit?“

Sie bejahte und schritt neben ihm her. „Mutti kommt nun wohl heute nicht mehr,“ sagte sie mit einer leisen Wehmut.

„Trösten Sie sich,“ lachte er. „Papa wird eben gern einmal mit der lieben Mama über Urlaub ausbleiben.“

Sie schüttelte den Kopf. „Papa ist in Frankreich. Ach, das wissen Sie ja nicht. Meine Eltern sind geschieden.“

Sie schwiegen eine kurze Weile. Dann fügte sie hinzu: „Papa ist doch Elsässer, nicht wahr? Schon während des Krieges hatten sich meine Eltern nicht mehr verstanden. Nun kam das so — — —“

Er nahm ihre linke Hand, ballte sie zusammen und umschloß sie ganz mit der seinen. „Armes Kind, da werden Sie manchmal einsam sein.“

Sie nickte stumm. Dann sagte sie: „Papa hat drüben eine andere Frau genommen. Mutti hat auch einen Verehrer, der sie heiraten will, aber er kann sich noch nicht freimachen — — — doch, wie komme ich dazu, das Ihnen zu sagen? Nun ja, Sie sind mein alter Lehrer. Gell, es war damals lustig mit den papeligen Mädchen, wie lange ist's doch her?“ Sie lachte schon wieder.

„Um Gottes willen, hören Sie auf!“ rief er. „Ich will kein alter Lehrer sein! Nehmen Sie mich als Menschen hin, wollen Sie?“

Sie nickte ganz ernsthaft, dann lächelte sie wieder. „Eigentlich ändert sich da gar nichts. Sie sind nie ein Lehrer gewesen, wie er im Buche steht.“

„Oho!“ rief er, „haben Sie etwa nichts bei mir gelernt?“

„Nein,“ sagte sie. „Wenigstens keine Literatur und kein Französisch. Aber trotzdem bin ich ins Institut gegangen, eigentlich immer nur Ihretwegen. Der Tag, an dem ich keine Stunde bei Ihnen hatte, war für mich verloren. Für mich und für Doris. Besinnen Sie sich noch auf Doris? Sie ist jetzt verlobt; wir schreiben uns oft.“

„Über die verlorenen Tage? Das scheint ja eine schöne Backfischschwärmerei gewesen zu sein.“

„Das war es nicht. Denn — es ist noch.“

„Oho!“ rief er wieder. „Sie geben mir ja Rätsel auf. Wie soll ich mir das deuten?“

Sie antwortete nicht darauf. „Dort drüben wohnen wir,“ sagte sie und deutete auf ein schönes Haus mit reichem Vorgarten. „Kommen Sie zu uns, oder?“

Er war unschlüssig. „Ich habe noch nicht einmal zu Mittag gegessen,“ gestand er. Da klatschte sie in die Hände. „Das ist prächtig, dann bleiben Sie bei uns! Nehmen Sie Muttis Stelle ein! Bitte kommen Sie! Ich freue mich ja so sehr, daß ich Sie getroffen habe, lieber Herr Doktor.“

Er trat mit ihr ein. Während sie auf dem Vorplatze sich mit dem Mädchen besprach, hatte er Muße, sich in dem Empfangszimmer umzusehen, zu dem sie ihm die Türe geöffnet hatte. Auf den dicken Teppichen waren ihm seine staubigen Stiefel peinlich. Aber als er an den blanken schwarzen Flügel trat, konnte er doch der Versuchung nicht widerstehen, setzte sich und spielte den graziösen As-Dur-Satz aus der zweiten Mahlerschen Sym-

phonie. Über dem trat Christa ein wie eine Verkörperung dieser ernsten Anmut. Sie trug einen einfachen, schwarzgelb gestreiften Frotteerock mit breit ausgeschnittener, schwarzer Knopfweste. Er schwelgte in Tönen, als hätte er jahrelang nach den Tasten gedürstet, und blickte entzückt zu ihr hinüber. Sie hüpfte schelmisch im Rhythmus der Musik über den Teppich herbei, wartete aber den letzten Takt nicht ab, sondern zog ihn sogleich bei der Hand vom Sessel weg. Grell polterte seine Linke erschrocken über falsche Tasten hin.

„Zu Tisch bitte! Es ist schon alles bereit." Er lachte und bot ihr den Arm. So schritten sie in das Speisezimmer. Er mußte sich ihr gegenübersetzen; sie bediente ihn unausgesetzt und wandte kein Auge von ihm. Wenn sie aber seinem frohen Blick begegnete, wich sie aus. Als das Mahl beendet war, mußte er sich eine Zigarette drehen und in dem großen Stuhle Platz nehmen, der vor dem Kamin stand. Sie hockte sich zu seinen Füßen auf einem Schemel nieder. Das Mädchen brachte duftenden, starken Kaffee. Als sich die Tür wieder geschlossen hatte, rief er: „Sie verwöhnen mich!" Da lachte sie ihn aus.

„Sie werden es von Ihrer lieben Frau noch ganz anders gewöhnt sein. Ich bin ja nur ein kleines Mädel, das Ihnen zeigen möchte, wie gern es Ihre Schülerin war."

„Waren Sie immer so zufrieden mit mir, — meine Schülerin?"

„Ja, — das heißt, nur ein einziges Mal, da waren Sie lächerlich. Ja! Damals, als Sie der Klasse böse waren, ich weiß nicht mehr, warum, und über unsere Köpfe weg zum Fenster hinaussprachen, die ganze Stunde hindurch, an zwei Tagen."

„Lächerlich, Christa?"

„Ja, Doris meinte es auch. Wir hielten es nicht für richtig, daß Sie uns so böse waren, da Sie doch doppelt so alt sind wie wir — — — habe ich Sie verletzt?"

„Nein, nein!" Er blickte dem graublauen Rauchfaden seiner Zigarette nach. „Sie haben ja vollkommen recht." Er kniff den Mund zusammen.

„Darum haben Sie uns auch immer so schön erzählen können, Herr Doktor."

„Ich denke, Sie haben nichts gelernt bei mir?"

„Doch, mehr als bei allen andern."

„Was war denn das Schönste?"

Ohne Besinnen antwortete sie: „Die Odyssee."

Da lachte er. „Aber Kind, von der war doch nur vorübergehend einmal die Rede."

„Ja, ich weiß, in der Iphigenie. Da sprachen Sie einmal von den anderen berühmten Griechinnen und nannten uns auch — nun, raten Sie wen? — Nausikaa."

Er sah sie nachdenklich an. Sie hatte die Knie angezogen und die Hände über den Knöcheln gefaltet. Ihr wundervoller Hals mit den vollen Schultern, der zarte Busen leuchtete aus der schwarzen Seide zu ihm herauf. Eigensinnig lockte sich ihr starkes, schwarzes Haar um den gesenkten, schwungvoll geformten Kopf. Alles an ihr war groß, kräftig, gesund.

Nun stand sie auf und trug den Schemel beiseite. Er folgte ihren Bewegungen mit den Augen. Dieses Mädchen war wundervoll erblüht, ja, aber was rührte ihn so besonders froh, wenn er sie betrachtete? Da wandte sie sich zu ihm um.

„Sie sprachen damals auch vom Sport. Das gefiel Doris und mir. Wir sind ja begeisterte Hockeyspieler. Und Sie hatten so recht!"

„Womit? Daß auch Nausikaa mit dem Schürhaken gespielt, habe ich doch sicher nie behauptet!"

Sie lachte. „Sie sind noch immer wie früher, Herr Doktor!"

„Ja, doppelt so alt wie Sie. Ob sich das jemals ändern wird?" Er stand ebenfalls auf und warf seine Zigarette in den Aschenbecher. „Jetzt lassen Sie mich gehen."

Sie blickte ihn nicht an. „Spielen Sie nicht etwas auf dem Flügel?" fragte sie.

„Erraten!" rief er. „Das möchte ich noch."

„Ich hörte Ihnen immer so gern zu." Sie schritten ins andere Zimmer. Er ließ sich am Flügel nieder; sie lehnte sich neben ihm aufs Instrument; da begann er im weichen Basse das ausdrucksschöne Adagio molto e mesto in F-Moll aus Beethovens Quartett 59, 1. Nach dem zweiten Takte brach er ab. „Nein, nicht so," sagte er.

„Fehlt etwas?" Sie blickte ihn fragend an. Da erhob er sich, trat zu ihr, faßte sie an beiden Händen, drückte sie heftig und wollte etwas sagen, aber als sie nun den Blick voll zu ihm erhob und er in ihre tiefen, reinen Augen sah, schwieg er.

Ihr Atem ging ruhig, er sah ihr Blut am Halse pochen. Plötzlich schüttelte er den Kopf, atmete tief, strich ihr mit der Rechten leise über ihr krauses Haar und trat wie verwirrt zu seinem Sessel zurück.

Sie sah ihn ohne Befremden an. Erwartung war in den Blicken beider. — Einen Augenblick lang hielten sie den Atem an. „Nausikaa," sagte er leise. Da schlug sie die Augen nieder, und er begann sein Spiel. Nie hatte er Beethoven tiefer empfunden als jetzt. Seine Finger drangen in die Tasten ein, wie die Hand des formenden

Künstlers in Stoff, den er gestaltet, und was sich vor ihm erhob, war das Weib in unbewußter Jugend, vor der wissende Anbetung niederkniet. Als er am neunten Takte anlangte, vergaß er alles, was um ihn war; beim zwölften und dreizehnten zerbrach ein Weh in seiner Brust, im vierzehnten erhob sich seine Seele mit hinreißender Gewalt zu wehmütiger Freude. Nach dem morendo brach er ab. Der letzte Ton verhallte. Die dunkelschwere, niemals endende Harmonie aber blieb im Raume.

„Nein, nicht Lehrer und Schülerin," sagte er leise. „Nicht Sie dürfen mehr meine Schülerin sein. Sie müssen das junge Weib sein, das den heimkehrenden Odysseus wieder zum Menschen aufrichtet. Wollen Sie?"

Sie blickte fragend auf ihn. „Wie? Was haben Sie gespielt?"

„Beethoven."

„Heute abend ist Buschquartett. Wir haben zwei Karten. Gehen Sie mit mir? Wenn Mutti heute noch zurückkommt, wird sie doch zu müde sein."

„Ja, Nausikaa," antwortete er. „Ich werde Sie abholen. Wann?"

„Bleiben Sie doch."

„Nein, ich kann nicht," log er und verabschiedete sich. —

Als er allein über die Straße schritt, war ihm zumute, als sei er geflohen. Vor wem? Vor sich selbst? Oder vor der Jugend, die zu erleben er sich so gesehnt?

Er ging auf den Bahnhof und gab seinen Rucksack ab. Dann fiel ihm ein, daß er einen Schulfreund aufsuchen könnte, aber er verwarf diesen Gedanken. So fuhr er auf den Berg hinauf und betrachtete die Stadt und den Fluß, der sich weit hinten in der Ebene verlor. Den Rhein sah er herüberblinken. Drüben waren die Franzosen. In ihren Kerkern hatte er sie gelassen, seine Jugend.

Die Bäume um ihn warfen leise ihre Blätter ab. Menschen gingen vorüber; er blieb allein. Seine Augen suchten Christas Haus; er fand es nicht.

Als die Sonne schon tief stand, ging er zu Christa hinab. Sie erwartete ihn. Ein schlichtes, schwarzes, ärmelloses, tief ausgeschnittenes Samtkleid umschloß ihren Leib. Arme, Hals und Brust schimmerten im gedämpften Scheine der Lampen.

„Sie kommen spät, Herr Doktor," sagte sie und nötigte ihn an den Tisch. Sie nahmen einen Imbiß.

„Ihre Frau Mutter?"

„Noch nicht." Christa seufzte. Ganz leise setzte sie hinzu: „Meine arme Mutti."

„Sie sind so still," sagte Ludwig nach einer Pause.

Christa blickte ihn rasch an. Ihr Auge leuchtete in kindlichem Zutrauen. „Ich mache mir Vorwürfe."

„Warum?"

„Weil ich Sie hier hereinrief und festhalte. Ich weiß nicht, ob sich das schickt."

„Wenn ich der Meinung wäre, daß nicht, so hätte ich nicht kommen sollen. Darüber keine Sorge. Und festhalten? Wem zum Schaden?"

„Ihrer lieben Frau." Sie sah ihn ängstlich an.

„Wenn Sie sie doch kennten!" antwortete er.

„Sie ist nicht böse?"

„Niemals."

Er hörte ihren Atem. Sie blickte auf die Uhr. „Wir müssen gehen."

Dem Mädchen wurde aufgetragen, ein Auto zu bestellen.

Christa trat zu Ludwig, der in einem Album blätterte. „Herr Doktor, eine Bitte."

Er blickte auf.

„Sagen Sie du zu mir."

„Ich zu einem so großen Mädchen?"

„Doch, bitte, bitte. Ich bin ja so klein vor Ihnen. Ich weiß nichts, ich kann nichts. Ich möchte nur, daß Sie immer in meiner Nähe wären. Sagen Sie du! Und bitten Sie Ihre Frau, gut von mir zu denken."

Er lächelte gerührt, ergriff ihre Hand, zog sie näher und küßte sie gerade auf den Mund.

„Ja," sagte er.

Sie war zurückgewichen und verzog den Mund in Verlegenheit, als wollte sie weinen, gehen und doch bleiben. Ludwig lächelte wehmütig. Beide schwiegen. Das Mädchen trat ein und meldete. Sie gingen hinaus.

Während der Fahrt ergriff er ihre Hand.

„Versteh mich recht."

Sie blickte ihn nicht an und nickte nur.

„Du bist nun meine Freundin."

Sie nickte.

„Hab' ich dir wehgetan?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Wenn wir uns verstanden haben, so drück' meine Hand."

Sie drückte sehr fest seine Hand und sah ihn an. Ihre Augen waren feucht. Da hielt der Wagen, und sie stiegen aus.

— Ludwig erschrak, als er die Vortragsfolge sah. An zweiter Stelle stand Beethoven op. 59, Nr. 1. Er reichte ihr den Zettel. „Hast du das gewußt?"

„Ich wußte es," sagte sie ahnungslos.

Das Konzert begann. Ludwig hörte kaum. Der Glanz des kleinen Saales störte ihn irgendwie. Rings um ihn schöngekleidete Menschen; vor ihm ein junges Mädchen in grünen Seide; es hatte wundervolles, rot-

blondes Haar und einen herrlichen, weißen Nacken. ‚Kitsch, Kitsch,' dachte er und runzelte die Stirn. Da sah ihn Christa bittend an. Er zog ihre Hand an sich; sie lächelte ihm dankbar und glücklich zu. Doch er spürte einen leisen, seelischen Schmerz, legte ihre Hand auf ihren Schoß zurück, kreuzte die Arme über der Brust und schloß die Augen.

Als er sie wieder öffnete, blickte er gerade in die Lichtertraube des glitzernden Kronleuchters. Man klatschte Beifall. Er hielt sich die Ohren zu, neigte sich zu Christa hinüber und wollte ihr etwas sagen, da begann das Spiel von neuem.

Allmählich geriet Ludwig in den Bann dieses Abends. Er hielt sich besser. Wenn er ein wenig seine Augen wandern ließ, bemerkte er, daß man ihn beobachtete. Auch auf Christa richteten sich die Gläser. Es beengte ihn ein wenig, daß er im Sportanzug war. ‚Lächerlich,' dachte er dann und ärgerte sich über sich selbst, blickte zur Seite und freute sich an Christas kraftvoller Schönheit.

Kurze Pause. Die zweite Nummer sollte beginnen. Da flüsterte er ihr zu: „Nausikaa, hörst du?"

Sanft und lieblich schritt im Allegro das Cello dahin, hüpften Bratsche und Geigen dazu im Achtelschritt. Das Allegretto vivace zwitscherte vorüber. Nun endlich setzte das Adagio ein.

Ludwig ergriff Christas Hand und hielt sie unbeweglich. Er fühlte den weichen Samt über ihren Gliedern. Sie hatte die Augen geschlossen. Nichts mehr stand zwischen beider Seelen.

Das russische Thema riß sie jäh aus ihren Träumen. Er ließ ihre Hand los. Vorbei!

Als die letzten Prestotakte verklungen waren, erhoben sie sich und verließen den Saal. Er ließ ihr draußen den Mantel geben. Sie gingen zu Fuß.

Der Abend war ungewöhnlich milde. Sie wählten einen Umweg durch den Park. Er dachte daran, daß sie nun auf die Höhe des Berges steigen und dort oben vereint die weite Ferne grüßen könnten. Träume! Dieses junge Menschenkind schritt fest und sicher dahin. Er blieb stumm.

Sie waren nicht mehr weit von der Wohnung entfernt, da hielt Christa inne.

„Warum nannten Sie mich Nausikaa?" fragte sie ihn. Das Licht einer nahen Lampe überstrahlte ihr Gesicht. Der junge Mund war launisch, wie in leisem Schmerze, geschürzt, die Augen blickten voll Liebe, aber die Stirne war leicht gerunzelt, wie vor einer schweren Aufgabe.

„Das will ich dir sagen, wenn du — — komm weiter, Christa," antwortete Ludwig. Er schritt rüstig voran. Dann blieb er wieder stehen. „Hast du mir etwas zu vertrauen, Christa?" fragte er sie.

Sie senkte den Blick.

Er faßte sie an beiden Händen und trat ihr ganz nahe.

„Ich habe kein Recht auf dich," flüsterte er.

„Ich keines auf Sie," versetzte sie leise.

„Wenn du mich liebst, opferst du dich mir." Sie nickte. „Liebst du mich?"

Sie schwieg, senkte das Kinn auf die Brust und suchte ihm die Hände zu entziehen.

„Wenn du mich liebst, Christa, junge Christa, wenn du mich liebst, küsse mich!"

Sie zögerte. „Das tue ich nicht," sagte sie leise. Dann noch einmal: „Nein, das tue ich nicht." Regungslos blieb er stehen. Tiefste Qual stand auf seinem Antlitz.

Ihr Blick stieg langsam an ihm empor. Ihre Gestalt schien schwerer zu werden. Sie hob die Lider und blickte ihn wie im Traume an. Leise und schwach lächelte sie, dann griff sie plötzlich mit beiden Armen um seine Schulter und küßte ihn zweimal auf den Mund, riß sich los und eilte davon. An einem Baume blieb sie stehen.

In ihm brauste ein Sturm des Stolzes und des Glückes Er trat langsam neben sie. Leise sprach er; seine Stimme zitterte: „Als Nausikaa von Odysseus schied, sagte sie: Lebe wohl, Gastfreund, und gedenke einst in deinem Vaterlande meiner; ich bin ja die erste von uns, der du es schuldest. Darauf antwortete Odysseus: Wie zu einer Göttin will ich daheim alle Tage zu dir beten, denn du hast mir das Leben wiedergegeben. — Frage nicht, Christa, warum und womit. Du hast mich geheilt."

Sie schluchzte auf.

„Weine nicht, Kind, du wirst vergessen können. Wenn du aber glaubst, daß eine Schuld dich bedrückt, so komm zu uns und wirf sie ab. Niemand braucht dir etwas zu verzeihen. Wir haben dich lieb."

Sie hielt den Blick zu Boden gesenkt, aber seine Hand ließ sie nicht los. Er geleitete sie bis an ihr Haus. In einem der Fenster war Licht. Sie bemerkte es. „Mutti ist daheim," sagte sie glücklich.

Im Schatten des Hauses blieb er stehen. „Leb' wohl." Sie blickte ihn unter Tränen an. Da umarmte er sie noch einmal, riß sich los und ging davon. Weinend sah sie ihm nach.

Mit dem Nachtschnellzuge konnte er seinen Wohnort noch erreichen. Während der Wagen dahinbrauste, durchbebten ihn frohe Gedanken. Der Kreis war wieder geschlossen. Die Jugend hatte ihn geküßt.

Neues vom Büchertisch

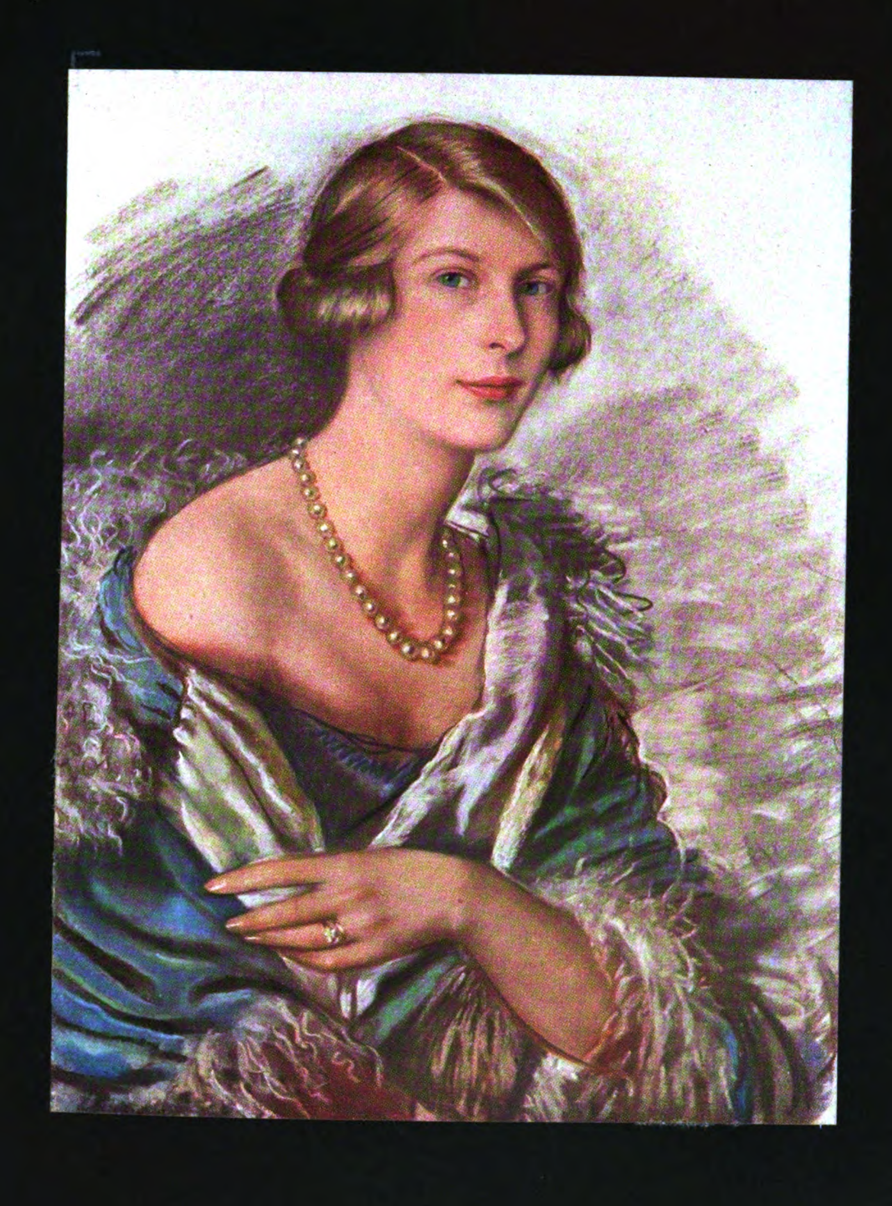
Von Karl Strecker

Gräfin Franziska zu Reventlow: Gesammelte Werke (München 1926, Alb. Langen) — Arthur Schnitzler: Traumnovelle (Berlin 1926, S. Fischer). — Rudolf Presber: Haus Ithaka (Stuttgart 1926, Deutsche Verlags-Anstalt) — Emil Lucka: Die Jungfernprobe (Wien 1926, Artur Wolff)

Sie hätte später sterben können," sagt Macbeth, als er in der Schlacht bei Dunsinan die Meldung vom Tode der Lady erhält. Sie hätte später sterben können, darf man von der Gräfin Franziska zu Reventlow sagen, wenn man ihre jetzt in einem Bande Gesammelten Werke in der Hand wägt, aufblättert und sich dann festliest. Vielleicht wären nicht acht Jahre seit ihrem Tode vergangen, bis der Verlag sich entschloß, ihre Schriften zu sammeln, wenn sie nicht gerade im Jahre 1918 Abschied von dieser Welt genommen hätte, deren schwersten Schicksalsschlägen sie mit dem Wort begegnete: „Es filmt wieder." Kein Vorwurf soll das für den Verlag sein, nur ein Bedauern: das Jahr 1918 war ja wirklich nicht das günstigste für eine Herausgabe der Gräfin Reventlowschen Werke. Sie hätte später sterben können.

Aber vielleicht war es für sie am besten so. Nach aller menschlichen Voraussicht wäre eine weitere Lebensschicht mit dem „für sie undenkbaren und fürchterlichen Alter" das Schlimmste gewesen, das der Gräfin hätte widerfahren können. Schon die letzten Jahre dieser unsteten, sprunghaften und immer anziehenden Schriftstellerin, die sich eigentlich für eine Malerin hielt, waren hart und bitter genug. Völlig einsam starb sie in Locarno. Man hatte sie beinahe schon vergessen — und jetzt auf einmal hält man ihre „Werke" in der Hand, ihre Lebensarbeit, 1200 Seiten schwer.

Fast zu gewichtig für diesen Schmetterling, wenn auch die einzelnen Blätter von so feinem Dünndruckpapier sind, daß die äußere Schwere des Ganzen aufgehoben wird. Das ist ganz im Sinne dieser Dichterin. Im Novemberheft 1917 verglich ich an dieser Stelle die Erzählungen der Gräfin Reventlow mit einem Springbrunnen, im Gegensatz zu dem ruhig hinfließenden Strom des eigentlichen Epikers. Sichemporschwingen und — Fallen, das waren die beiden Hauptzeitworte im Spiel ihres ziellosen Lebens. Dieser geistreich sprühende, immer wieder steigende Lebens- und Schaffenswille, der in tausend silberne Funken zerstäubt, die bald als flüchtiges Lächeln, als ein scherzhaftes oder schmerzhaftes Wort, bald als ein Blick, eine Geste, ein Klang erscheinen, aber in jedem Tröpfchen noch ein Stück Welt spiegeln, — er rauscht auch aus diesem Bande wieder empor und stärker als je aus einer ihrer einzelnen Schriften. Es ist, als sähe man die Liebliche, die jenseits von Gut und Böse stand, aber in den heikelsten Lagen noch Dame blieb, lebendig vor sich, als sei sie auferstanden aus dem Grabe in Locarno und säße wieder, die Zigarette zwischen den Fingern, in einem großen Kreise von Zuhörern und Verehrern, munter plaudernd in ihrer anmutigen, freien Art, und ließe wunderliche Gestalten und Geschichten vor ihnen aufleben. Und ist es nicht so? Man braucht nur die Tagebücher zu lesen, die, neu hinzugekommen, fast die Hälfte des Bandes einnehmen. Die Fülle der in diesen Aufzeichnungen vorüberziehenden, sich tummelnden, entschwindenden und wiederkommenden Gestalten ist so groß, daß die Herausgeberin Else Reventlow die Tagebücher in Kapitel eingeteilt und jedem Kapitel ein Personenverzeichnis, wie bei einem Theaterstück, vorangestellt hat. Ein sehr glücklicher Gedanke, denn ohne diese Hilfe würde man beim Lesen dieser Tagebuchnotizen bald nicht aus und ein wissen, und schon unter den vielen Vornamen, mit denen die Gräfin ihre Bekannten bezeichnet, sich nicht zurechtfinden. So aber liest es sich wie ein fesselndes Theaterstück — eine Tragikomödie, in der die Hauptdarstellerin, leidend und lachend, immer die Schriftstellerin selber bleibt. Schon in ihrer frühen Jugend schiebt sich das Abenteuer in die Szenen ihres Lebensdramas, wie ein aufdringlicher, aber sehr unterhaltender und tollköpfiger Mimus. Er beginnt seine Tänze und oft recht schmerzhaften Scherze schon im elterlichen Schloß, an der Nordsee, wo der ungestüme Wildfang bei den an strengen Kastengeist gewöhnten Eltern kein Verständnis findet, für seine Ungezogenheiten nie um Verzeihung bittet, alle Strafen aber mit zusammengebissenen Lippen, schneeweißem Gesicht und groß aufgerissenen tiefblauen Augen über sich ergehen läßt. Bald wird sie in das altadlige Stift zu Altin gebracht, wo die Pröpstin ratlos verzagt, seit dieser „Wolf unter ihre Schafherde geraten ist". Als dann die Siebzehnjährige mit ihren Eltern nach Lübeck übersiedelt, beginnt ihre völlige innere Abwendung von den Anschauungen ihrer Standesgenossen, ohne daß sie deshalb den munteren Verkehr mit der adligen Jugend aufgegeben hätte. Sie steuert auf die Lehrerinprüfung zu, aber ihre Stell-



Bildnis der Gräfin Loris-Melikowa (Urenkelin Alexanders II.)
Gemälde von Sinaïda Szerebriakowa

dicheine mit Gymnasiasten und Studenten in der Marienkirche zu Lübeck haben ihre Verbannung in ein Pfarrhaus zur Folge, aus dem sie am Tage ihrer Mündigkeit mit Hilfe eines jungen Hilfsgeistlichen entflieht. Zunächst scheint sie — obwohl vom Elternhause verbannt — ihren früheren Kreisen trotzdem noch nicht ganz verloren: sie verlobt sich mit einem Hamburger Assessor, der dem „Ibsenklub“ angehört, also „freidenkend“ und „literarisch gebildet“ ist. Er ermöglicht ihr, in München ein Jahr Malstudien zu treiben. Inzwischen stirbt ihr Vater. Sie reist Tag und Nacht, um ihn noch einmal zu sehen — vergebens: die strenge Mutter und der Pfarrer verweigern der Verworfenen den Zutritt zum Sterbebett. Jetzt beginnt ihr eigentliches Leben, nur durch ein kurzes Ehejahr unterbrochen, ein Leben, von dem die Herausgeberin und Biographin Gräfin Else Reventlow selbst sagt: „Der aufmerksame Betrachter wird sich vergeblich bemühen, aus dem neuen Bild (ihres Lebens) so etwas wie eine klare, liniensichere Komposition herauszufinden. Dies Chaos von Menschen, Ereignissen, tragischen und heiteren Situationen zu entwirren, ist eine unmögliche und auch ganz unzweckmäßige Aufgabe.“

Immerhin wird der Leser dieses fesselnden Werks sehr viel davon zu sehen bekommen, denn ihr Leben spiegelt sich in diesen vielen sprühenden Tropfen — um zum Bilde des Springbrunnens zurückzukehren — ihren Erzählungen, besonders aber ihrem Tagebuch, das eine völlige Überraschung ist und den Vorzug absoluter, ungeschminkter Wahrheit hat, glitzernd wider.

*

„Dubletten“ der Ereignisse und Schicksale sind eine bekannte Erscheinung. Und da auch „Bücher ihre Schicksale“ haben, ist es nicht weiter verwunderlich, daß auch bei den literarischen Neuerscheinungen Doppelschüsse und Doppeltreffer vorkommen. Es ist sogar noch erklärlicher, da manche Idee „in der Luft liegt“, oft auch eine merkwürdige Zeitungsnachricht bei mehreren Schriftstellern zugleich den Trieb weckt, sie fabulierend zu verwerten.

In dem vorliegenden Fall wird der Grund ein anderer sein. „Das Alter mit dem schleichenden Tritt“, wie der Totengräber in Helsingör singt, wird zwei Schriftsteller gleichzeitig gemahnt haben, ihre einstigen Herzensköniginnen oder solche, die es hätten sein können, noch einmal Revue passieren zu lassen, um so gleichsam von ihnen Abschied zu nehmen. An Casanovas zynische Memoiren darf man dabei nicht denken, schon die Namen der beiden Autoren verbürgen eine liebenswürdigere Art: Rudolf Presber und Arthur Schnitzler. Beide hüllen die freundlichen Erinnerungen, die namentlich bei Presber eine dankbare Stimmung durchklingt, in täuschende Masken und Schleier. S c h n i t z l e r gelingt das wirklich täuschend — zunächst. In seiner T r a u m n o v e l l e zeichnet er die seltsamen Begegnungen eines Wiener Arztes auf, die dieser nach einer „Redoute“, so nennt der Dichter das Fest, im Traum erlebt. Die Geschicklichkeit dieser Maskierung besteht in ihrer Kühnheit. Der Leser merkt nämlich gar nicht, wo die Wirklichkeit aufhört und der Traum beginnt. Erst später, wenn man zurückblättert, glaubt man die Mörtelfuge zu erkennen, nämlich dort, wo der Arzt, der abends noch mit Frau und Kind zusammen ist — alle drei müde — zu einem Kranken gerufen wird, den er schon lange behandelt und dessen Zustand ziemlich ernst ist.

Hier erlebt er nun, schon im Traum, daß er zu spät kommt, der Alte ist gestorben, und deutlicher als je merkt er jetzt, daß dessen arme, in Arbeit und Krankenpflege verblühende Tochter ihn heimlich liebt, obwohl sie verlobt ist. Der Traumwanderer geht weiter, er kommt zu einer Dirne, einem gutherzigen Ding, das er nicht berührt. Sein Erlebnisdrang treibt ihn wieder fort, er trifft in einem winzigen Kaffeehause einen früheren Studiengenossen, einen polnischen Juden, der jetzt zum Klavierspieler in dem schmierigen Lokal herabgesunken ist, aber — er hat seine Nebeneinnahmen. Der Musikante wird nach Mitternacht in einem verschlossenen Wagen zu einer Villa gebracht — Ort und Wagen wechseln allnächtlich — wo er zu wüsten Orgien vornehmer Kreise aufspielen muß. Der Arzt verschafft sich mit Unterstützung des Klavierspielers Einlaß und erlebt hier nun eine Reihe aufregender Abenteuer, wie sie Schnitzler, der Dichter des „Grünen Kakadu“, so meisterhaft zu ersinnen und darzustellen vermag. Mummenschanz, blutige Gefahr, Liebelei, allerhand spukhafte Seltsamkeiten wechseln ab, und aus jeder Situation tritt ein weibliches Wesen verlangend und ihn anziehend, ja ihn entflammend, hervor — um sich ihm immer wieder zu entziehen, oder von ihm fahren gelassen zu werden. Der Dichter träumt das Nichterlebte, das er aber hätte erleben können und auch wohl in der einen oder anderen Art hätte erleben mögen. Im Leben wurde der „angeborenen Farbe der Entschließung des Gedankens Blässe angekränkelt“ — hier aber, im Traum, blüht alles in glühenden Farben auf. Die einzelnen Begebenheiten sind sehr geschickt angelegt und mit dem Dialog des geschulten Bühnendichters durchflochten. Eine leise, ganz feine Skepsis, die den Erzähler mitunter selber nicht schont, legt sich hier und da wie ein daherwallender Oktobernebel über die Dinge, sie liegt auch über dem eigentlichen Grundgedanken der Novelle, den mir Frau „Albertine“ am Schluß auszusprechen scheint auf seine Frage: Was sollen wir tun? —: „Dem Schicksal dankbar sein, daß wir aus allen Abenteuern heil davongekommen sind — aus den wirklichen und den geträumten.“ Denn sie ahnen, „daß die Wirklichkeit einer Nacht, ja daß nicht einmal die eines ganzen Menschenlebens zugleich auch seine innerste Wahrheit bedeutet“.

Eine Kleinigkeit bleibt anzumerken. Ohne ein Berserker in der Fremdwörterfrage zu sein, finde ich doch, daß Schnitzler im Gebrauch „ausländischer Wörter“ etwas weit geht. Bei „transferieren“ statt (ein Bett) hinübersetzen (S. 99) überläuft es einen schon, aber wenn es zwei Seiten später sogar „hinübertransferieren“ heißt, so bekommt man das Gruseln und denkt nebenbei an „neu renovieren“. Das sind insofern keine Kleinigkeiten, als sie den Genuß eines Kunstwerkes stören.

Julius Barrenthin, dem berühmten Porträtmaler in Rudolf Presbers Roman Haus Ithaka, geht es so ähnlich wie dem Wiener Arzt. Auch er hat viel geliebt, aber auch ihm sind die Angebeteten alle wie die Schemen und Traumgestalten Schnitzlers wieder entglitten, nur daß der Künstler stärker ist als der Arzt, er kann das Vergängliche wenigstens im Bilde festhalten, in bleibender Jugend und Schönheit bewahren, Alter und Tod zum Trotz. Das hat Barrenthin getan. Er hat die, die er wirklich geliebt hat, porträtiert, — mit einer Andacht und Liebe, daß er in diesen Bildnissen seine Meisterwerke verewigt hat. Und diese Porträte, die ihm die höchsten Preise bringen würden, hat er nicht verkauft, sondern seiner älteren Schwester, Beate, einer Kapitänswitwe, deren mütterlich-liebevolle Gestalt zu den besten des Buchs (neben der köstlichen Lux) gehört, zur Aufbewahrung in ihrer „Lütt Hütt“, ihrem Häuschen an der Ostsee, in treue Hut gegeben. Bei einer dieser drei Auserwählten nur, die dort ihre Jugend gewahrt haben, kam die Liebschaft zu einem schlimmen Ende, nämlich zur Ehe, die nach nicht beträchtlicher Zeit wieder geschieden wurde. Freilich: ohne daß die Geschiedenen sich nun ihr Leben lang gegrollt hätten — seitdem der Ozean zwischen ihnen rauscht, haben sie einen freundlichen Briefwechsel miteinander geführt. Denn ein liebes Gemeinsames ist ihnen doch verblieben, ihre Tochter, die Ursel. Sie ist drüben von der Mutter erzogen worden, und just zu dem Zeitpunkt, wo sie, ein erblühtes Mädel, zum erstenmal nach Deutschland herüberkommt, um vor allem ihren Vater zu besuchen, setzt der Roman ein.

Zugleich mit dem hübschen humoristischen Einfall, daß der Vater in großer Unruhe und Sorge ist, ob er auch einen guten Eindruck auf seine Tochter machen, ob er vor ihr bestehen wird. Sie hat drüben gelebt, in der Neuen Welt, ihn seit fünfzehn Jahren oder mehr nicht gesehen, erinnert sich seiner vielleicht kaum noch, kommt jetzt auf dem großen Ozeandampfer, vermutlich in „fabelhafter Gesellschaft“ — und er hat nicht einmal seine Koffer hier, die auf der Bahn verloren oder doch irgendwie verwechselt sind, und muß nun in dem alten Reiseanzug, der verregnet und zerknittert ist, die junge Dame empfangen. Zum Glück hilft hier ein junger Marchese aus, der in diesem kleinen Ostseebade durch die schönen Augen eines Konditorfräuleins festgehalten wird, wie denn überhaupt das ganze Wiedersehn viel netter abläuft, als der ängstliche Papa es sich ausgemalt hat. Zwar seine stille Hoffnung, daß die Ursel nun bei ihm bleiben wird, ihm sein schon etwas bröcklig und wacklig werdendes Genießerdasein mit treuer Tochterliebe zu erfüllen, muß er bald fahren lassen, sie ist nicht umsonst drüben erzogen worden und smart genug, sich ihren Zukünftigen, einen jungen deutschen Schiffsarzt, gleich mitzubringen, um ihm später wieder übers große Wasser zu folgen. Dieser Fall wird nicht gerade tragisch behandelt, wie denn überhaupt der Ernst und die leise Schwermut, die dem Roman nicht fehlen, immer wieder von dem Humor Presbers übersonnt werden.

Dieser Humor sprudelt, soviel ich weiß, in keinem Roman Presbers so echt, so natürlich und quellfrisch. Das macht: er fließt diesmal aus erdgewachsenem Heimatboden, er steigt aus der Tiefe eines Familienglücks, wo die Goldadern aller seelischen Heiterkeit und der humorvollen Grundstimmung liegen.

Also das Bild, das nicht Julius Barrenthin gemalt hat, sondern das ich als Federskizze hier zu entwerfen versuche, sieht so aus: ein geistiger Arbeiter, Künstler oder Schriftsteller hat, ohne im übrigen jener Bajadere Goethes zu gleichen, in seinen jungen Jahren viel geliebt, hat auch die Ehe kennengelernt, ohne in ihr das zu finden, was er erwartete. Da geht er, als schon der Lebensinspizient anklopft und mahnt: „Hören Sie, es ist Zeit,“ eine neue Ehe ein mit einem schönen und gütigen Wesen, dem Ideal einer schlichten deutschen Frau und — später — einer deutschen Mutter. Gleich zu Beginn dieser Ehe glückt es ihm auch, ein eigenes Sommerheim, Häuschen mit Garten, an Wald und Meer zu erwerben, wo sich nun die hübschen Kinder tummeln, ihre Strandburgen bauen, ihre Kirschen pflücken und in Sonne und Licht sich zu gesunden Menschen entwickeln können.

In solchem Glücke drängt es ihn nun, davon zu singen und zu sagen, nebenher aber auch — ein wenig zu beichten von seinen stürmischeren und nicht immer ganz so soliden Lebensjahren. Um das nun, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen, ausgiebig tun zu können, nimmt er zweierlei Gestalt an. Auf den ersten Blick ist er nur der ebenso biedere wie witzige Familienvater, der sich mit Recht „Felix“ nennt, zugleich Besitzer des „Hauses Ithaka“, denn so hat er sein hübsches Anwesen genannt, zum Zeichen, daß er nun die Heimat gefunden hat nach mancherlei Stürmen und Irrfahrten. Daneben aber stellt er jenen Julius Barrenthin, den Maler, der ihm bis auf ein paar als „Maske“ gemachten Äußerlichkeiten, durchaus ähnlich, nun geduldig alle seine Jugendsünden auf breite Schultern nimmt und sie teilweise dem „überraschten“ Felix selbst erzählt. Hinter diesen beiden Doppel-

gängern aber steht schließlich Presber selber als Fabulator und Regisseur und schiebt sie nach persönlichem Belieben und künstlerischem Bedarf hin und her, vor und zurück, teilt seine eigenen Worte in einen munteren Dialog — kurzum er unterhält uns so aufs beste, wenn man auch hier und da einmal eine Kürzung und eine Einschränkung des allzureichen Zitatenschatzes wünscht.

Neben dieser Hauptgestalt, seinem doppelgängerischen Ich, bevölkern den Roman nun eine Fülle von meist komischen, oft auch tragikomischen Figuren, die schließlich eine aus Einzelschicksalen zusammengefügte Fabel ergeben. Aber nicht auf sie kommt es an, der Wert des Romans liegt nicht in aufregenden Ereignissen, nicht in der „Spannung", sondern in einer wahrhaften Überfülle an Sonne, die er ausstrahlt. Das Familienleben in Haus Ithaka, das muntere Treiben am farbenfrohen Strande, sind von einer Innigkeit und einer, köstlichen Besitzes frohen, Lebensheiterkeit, einer durch alle Spottsucht hindurchschimmernden Herzensgüte, die mich zu dem Schlußurteil kommen läßt: Presber hat sich mit diesem Buch erst auf sein Bestes besonnen. Er hat auch als Dichter sein Ithaka gefunden, die Heimatinsel, auf der ihm neues Glück und neues Schaffen erblüht ist... Sinnt man dem ausgelesenen Buch ein Weilchen nach, so meint man glockenhelles Kinderlachen zu hören und die Stimmen froher, gütiger Menschen — und die Ostsee rauscht leise und Gläser klingen zur Begleitung.

Wie vielseitig doch das große Phänomen Humor ist! Da hat Emil Lucka auch eine humoristische Erzählung geschrieben, die freilich den fast 500 Seiten des Presberschen Romans gegenüber einen etwas dünnen Eindruck macht, aber, schon weil der Stoff dem Mittelalter entnommen ist, hat auch das Lachen darin einen anderen, rauheren, derberen Klang. Damit ist nichts gegen den Dichter gesagt, der sich auf die heimlichsten Laute der menschlichen Seele versteht, man wird sogleich hören, daß der Inhalt den Ton bestimmt. Die Jungfernprobe, nach der die Erzählung ihren Namen hat, ist ein altes Landesgesetz in einem süddeutschen Staat, nach dem keine Frauensperson hingerichtet werden darf, die noch eine Jungfrau ist. Davon sprechen gerade in der Spinnstube von Meckmühl die Weiber am Rocken, die viele Worte mit um die Räder schnurren lassen. „Was geschieht ihr denn? wird sie frei?" „Doch nicht so ohne weiteres," erwidert die Pfennigmeisterin und näßt ihren Finger zum Haspeln, „der Scharfrichter muß die Jungfernprobe machen. Das ist bedungen mit Handfesten und Siegeln." Lauersam hört es die Jungfer Barbara Süzel, der man die schärfste Zunge im Städtlein nachsagt. Sie ist neunundvierzig Jahre alt, klein und dürr wie ein Stecken, die Nase sieht einer krummen Fischgräte nicht unähnlich, und scharf stechen ihre Augen nach rechts und nach links. Aber jetzt blicken diese sonst so bösen Augen starr und nachdenklich vor sich hin. Sie hört kaum, was die anderen Spinnerinnen weiter plappern, und wird erst wieder aufmerksam, als zwei Burschen hereinkommen und erzählen, man habe den dicken Metzger Güldenbrain, den Weiberschreck, der seit ein paar Tagen verschwunden war, tot und blutig aufgefunden in einem Graben beim Tuttlinger Hasenbühl. Draußen geht gerade der Henker vorüber, ein keineswegs hübscher Mann, aber noch in den besten Jahren. Und plötzlich steht die Jungfer Barbara auf, hebt die Arme wie eine Henne die Flügel, und sagt: „Ich habe das Scheusal erwürgt." Entsetzlich!

Jungfer Barbara sitzt im Turm, wo sie mit Erlaubnis des hohen Rats sich zum letzten Gang morgen von zwei Nachbarinnen schmücken und mit einem hohen, schmalzigen Haarturm krönen läßt. Man mag nun weiter nachlesen, wie am Abend der Henker, bewaffnet mit einem Krug Pfälzer Wein — um sich Mut zu machen —, zum Kerker der Jungfer hinaufsteigt, wie er nach verhältnismäßig kurzer Zeit wieder zurückkommt und die Tür aufläßt, damit die „Mörderin" entweichen kann, sich heimlich nach Hause schleicht mit seinem leeren Krug — den Pfälzer hat er wenigstens ausgetrunken — und ein Entlassungsgesuch an das Gericht aufsetzt, weil ihm sein Amt zu schwer sei. „Er sei befohlen, die Leute ehrlich zu henken und das habe er auch ehrlich getan, aber jetzt sei es ihm zu schwer gemacht und war ihm doch eine Freud vordem. Er wolle lieber alle räudigen Hunde einfangen, als so schlecht Sach tun."

Zum Glück braucht weder dies Entlassungsgesuch noch ein Bittgesuch, das die Weibsen der Stadt für die Verurteilte aufsetzen, beraten zu werden, denn am nächsten Morgen ist der Güldenbrain wieder da, er ist gar nicht ermordet, sondern nur ein paar Tage verschwunden gewesen, weil er Schweine auf dem Lande eingekauft hat zum Fest. Jungfer Barbara aber hat die Genugtuung, daß ihr der Richter vor versammeltem Volk abbittet, in welcher Gefahr ihre Tugend geschwebt. „Noch heute aber," schließt er, „will ich in den Rat unserer geliebten Stadt Meckmühl treten und wirken, daß dies grausame Gesetz, dem Eure Sittsamkeit fast erlegen wäre, von Stund an nichtig sei und verworfen für alle Zeit." Da reckt sich der Scharfrichter in die Höhe und sagt sich selber zufrieden ins Herz: „Nunmehr kann doch eins wieder in Ehren Henker sein." Jungfer Barbara aber zieht, tugendbeglänzt, in ihr Häuschen wieder ein.

Man sieht: eine übermütig lustige, echt mittelalterliche Geschichte, spaßig erdacht und ebenso vorgetragen. Hugo Rennis hat das Büchlein mit sehr charakteristischen Holzschnitten geschmückt.

Illustrierte Rundschau

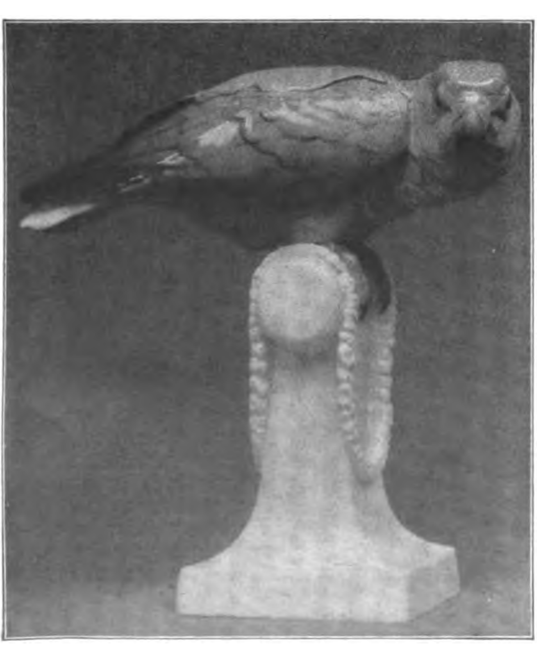
Nymphenburger Porzellan — 65 Jahre Mode — 200 Jahre Daniel Chodowiecki — Der Geiger von Gmünd als Ehrenpokal — Zu unsern Bildern

Es ist ein „schönes, neues Vogelhaus“, das uns die Künstler der Nymphenburger Porzellanmanufaktur hier aufgebaut haben. Seine Insassen sind von erstaunlicher Lebendigkeit. Sie sind streng naturalistisch gebildet, eine Freude für jeden Naturfreund, der sich mit der oft vorgenommenen Stilisierung seiner Lieblinge gewöhnlich nicht befreunden kann, aber keine einzige dieser Nachbildungen entbehrt jenes eigentümlichen Reizes, den ihnen die schaffende Hand, der schöpferische Gedanke des Künstlers schenken.



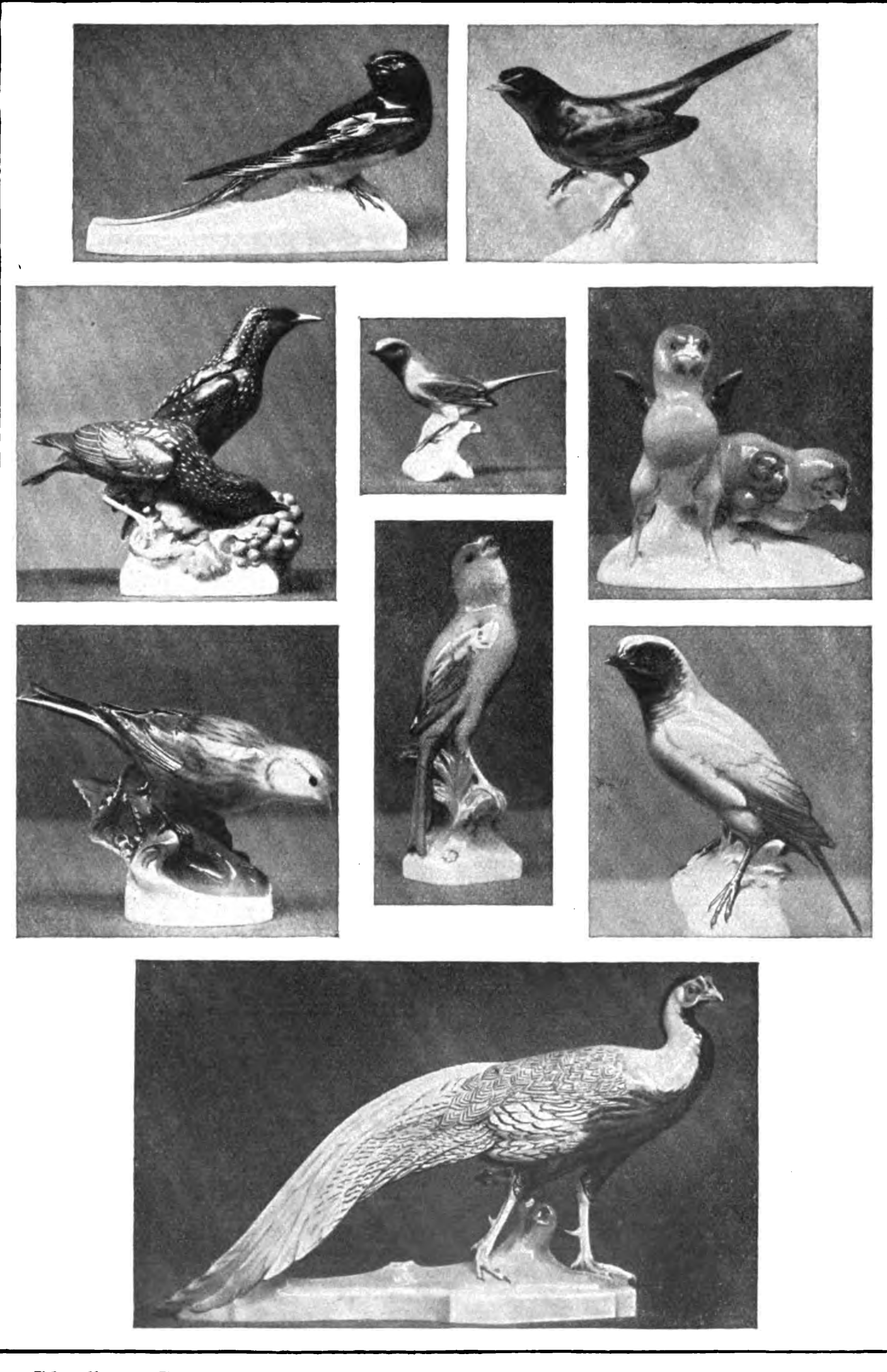
Dohle. Von Carl Graser

Einen lustigen Überblick über die Entwicklung der Mode in den letzten 65 Jahren bietet die Zeichnerin Marlice Hinz in den niedlichen sieben Figürchen, die von 1861 ab ein Jahrzehnt nach dem andern charakterisieren. Merkwürdig ist: je mehr wir uns der Gegenwart nähern, um so abenteuerlicher erscheint uns, was wir einmal für schön hielten, um so fremdartiger empfinden wir, was sich tagaus, tagein vor unseren Augen bewegte. Die Krinoline von 1861, der Cul de Paris von 1871 — wir wissen, das war einmal, und es hat heute schon wieder seinen stilistischen Reiz. Aber vor den Kniefesseln von 1881, den Schinkenärmeln von 1891 spüren wir nur tiefes Mitleid mit ihren Trägerinnen; die schlanke Linie von 1901 kommt uns ebenso lächerlich vor wie die Spießigkeit von 1911, und wir sind beschränkt genug, die Mode von heute für die hübscheste zu halten. Denn wenn irgendwo hat hier der Lebende recht.



Papagei. Von Willy Zügel
Nymphenburger Porzellanmanufaktur

Am 16. Oktober sind es 200 Jahre her gewesen, daß Daniel Chodowiecki in der Heiligengeistgasse zu Danzig geboren wurde. Seine Kunst ist so tief in das Bewußtsein unseres Volkes gedrungen, er ist mit der Geschichte und mit der Dichtung seiner Zeit so fest verbunden, daß jedem unserer Leser sein mannigfaltiges und dennoch höchst einheitliches Schaffen gegenwärtig ist. Auch in den Künstler-Monographien unseres Verlages ist ein reichillustrierter Band (Nr. 21) von Ludwig Kaemmerer über den Meister erschienen. Wir bringen an dieser Stelle eine sehr seltene und deshalb auch in Wiedergaben wenig bekannt gewordene Radierung Chodowieckis,



Schwalbe und Schwarzamsel; Stare, Rotkehlchen und Kücken; Hänfling, Kanarienvogel und Rotschwänzchen; Silberfasan. Nach Entwürfen von Theodor Kärner und Christ. Wittmann. Ausgeführt von der Nymphenburger Porzellanmanufaktur

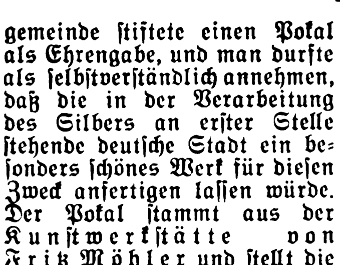
den „Großen L'Hombretisch". Sie erinnert in der Komposition und in der Führung des Lichts an ein Gemälde, eine Familienszene bei Kerzenlicht. Nur ist die Radierung in der Wirkung noch fester zusammengeschlossen. Wie immer bei Chodowiecki lohnt es sich auch hier, das Blatt sehr genau zu betrachten. Wunderbar, wie er die zarten, kaum merklichen Übergänge von tiefem Dunkel zu hellem Lichterglanz findet! Fast reizvoller noch die feine Schilderung der Spielenden, die sich in Gesichtsausdruck und Körperhaltung merklich unterscheiden, mögen sie auch durch die strengen Vorschriften ihres Standes und ihrer Zeit gezwungen sein, selbst im häuslichen Leben Schnürbrust und Zopf zu tragen.

Im verflossenen Sommer hat in dem reizenden Schwäbisch Gmünd das Süddeutsche Musikfest stattgefunden. Die Stadtgemeinde stiftete einen Pokal als Ehrengabe, und man durfte als selbstverständlich annehmen, daß die in der Verarbeitung des Silbers an erster Stelle stehende deutsche Stadt ein besonders schönes Werk für diesen Zweck anfertigen lassen würde. Der Pokal stammt aus der Kunstwerkstätte von Fritz Möhler und stellt die von Justinus Kerner gefaßte Sage von dem armen Geiger dar, dem die heilige Cäcilie zum Dank für sein Spiel ihren goldenen Schuh schenkt. So sehen wir denn an dem Pokal den andächtigen Geiger über dem Wappen der Stadt. Die Heilige krönt den Deckel des kostbaren Gefäßes, das ein echtes Meisterwerk der Goldschmiedekunst darstellt, technisch vollendet, edel in der Form, ein Prachtstück, das nicht wie so viele andere Ehrenpreise in zehn oder spätestens dreißig Jahren zu einem Ärgernis wird, sondern dessen Besitz immer von neuem Freude und Bewunderung zu erwecken vermag.

Einen Amerikaner deutscher Abkunft stellt die Zeichnung auf S. 239 dar. Der Künstler Leo Katz ist den zarten Linien dieses fein geschnittenen Gesichts mit glücklicher Liebe nachgegangen. Er hat sich nichts geschenkt, sondern hatte den Ehrgeiz, sozusagen jede Augenbraue mit ins Bild zu bringen, und er ist trotzdem nicht



1871



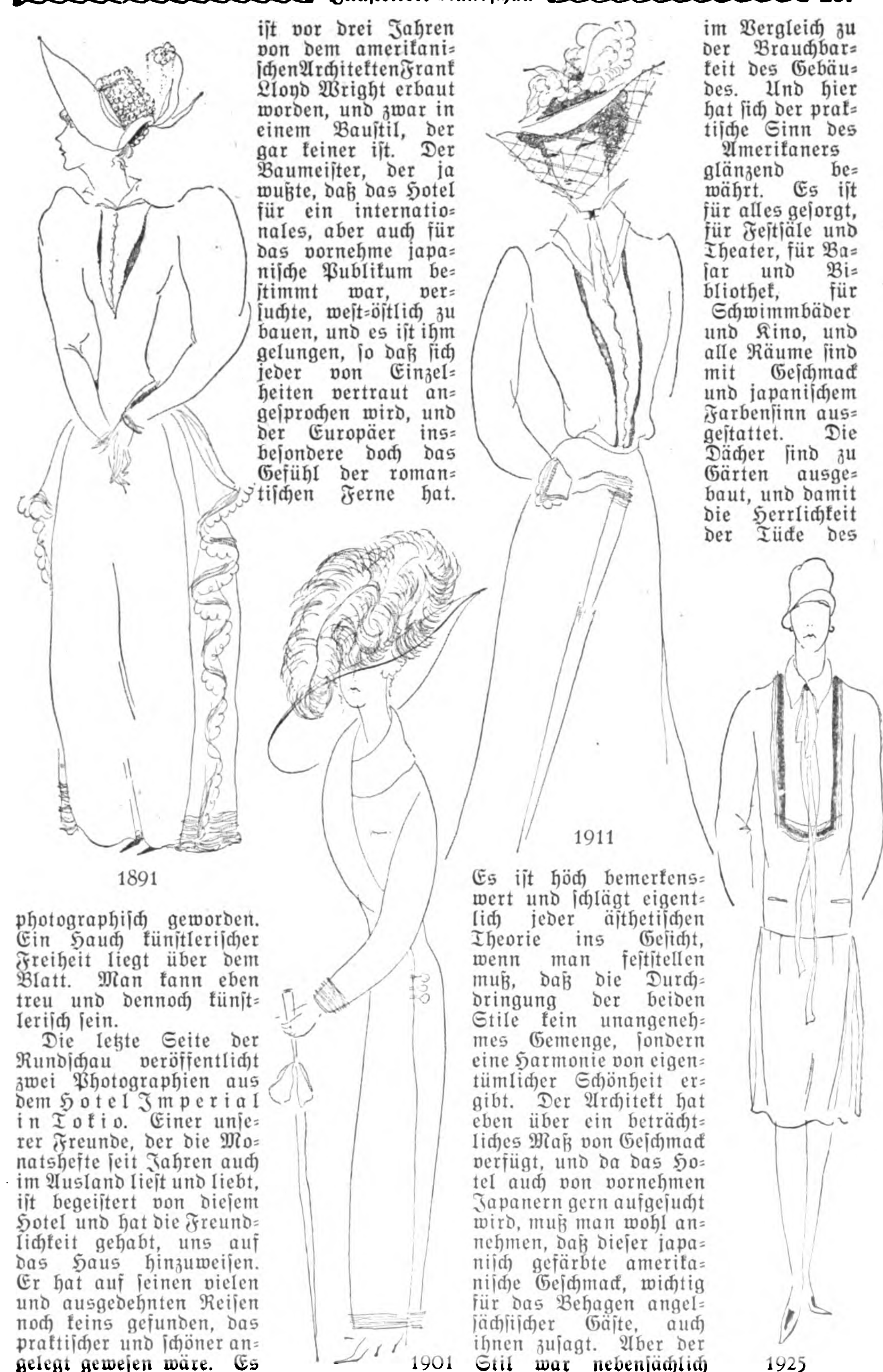
1861



1881

ist vor drei Jahren von dem amerikanischen Architekten Frank Lloyd Wright erbaut worden, und zwar in einem Baustil, der gar keiner ist. Der Baumeister, der ja wußte, daß das Hotel für ein internationales, aber auch für das vornehme japanische Publikum bestimmt war, versuchte, west-östlich zu bauen, und es ist ihm gelungen, so daß sich jeder von Einzelheiten vertraut angesprochen wird, und der Europäer insbesondere doch das Gefühl der romantischen Ferne hat.

im Vergleich zu der Brauchbarkeit des Gebäudes. Und hier hat sich der praktische Sinn des Amerikaners glänzend bewährt. Es ist für alles gesorgt, für Festsäle und Theater, für Basar und Bibliothek, für Schwimmbäder und Kino, und alle Räume sind mit Geschmack und japanischem Farbensinn ausgestattet. Die Dächer sind zu Gärten ausgebaut, und damit die Herrlichkeit der Tücke des



1891

1911

1901

1925

photographisch geworden. Ein Hauch künstlerischer Freiheit liegt über dem Blatt. Man kann eben treu und dennoch künstlerisch sein.

Die letzte Seite der Rundschau veröffentlicht zwei Photographien aus dem Hotel Imperial in Tokio. Einer unserer Freunde, der die Monatshefte seit Jahren auch im Ausland liest und liebt, ist begeistert von diesem Hotel und hat die Freundlichkeit gehabt, uns auf das Haus hinzuweisen. Er hat auf seinen vielen und ausgedehnten Reisen noch keins gefunden, das praktischer und schöner angelegt gewesen wäre. Es

Es ist höchst bemerkenswert und schlägt eigentlich jeder ästhetischen Theorie ins Gesicht, wenn man feststellen muß, daß die Durchdringung der beiden Stile kein unangenehmes Gemenge, sondern eine Harmonie von eigentümlicher Schönheit ergibt. Der Architekt hat eben über ein beträchtliches Maß von Geschmack verfügt, und da das Hotel auch von vornehmen Japanern gern aufgesucht wird, muß man wohl annehmen, daß dieser japanisch gefärbte amerikanische Geschmack, wichtig für das Behagen angelsächsischer Gäste, auch ihnen zusagt. Aber der Stil war nebensächlich

japanischen Bodens widersteht, hat man versucht, durch Stahlnetze, die die tragenden Wände unsichtbar verbinden, einen Schutz gegen Erdbeben zu schaffen.

Seit vielen Jahren kennen die Leser Ernst Liebermann als einen der gemütvollsten und phantasiereichsten Münchner Maler. Auch an seinem Schaffen ist die neue Kunst nicht spurlos vorübergegangen: man sieht es an seiner „Schäferin", unserem Titelbilde, daß er dem Licht eine wesentlich größere Rolle zuweist, daß er statt lyrischer dramatische Wirkungen anstrebt und diese Wirkungen nicht so sehr durch den Gegenstand des Bildes als durch den erregten Ausdruck seiner Malerei zu erreichen sucht. Die „Schäferin" selbst ist eigentlich eine Idylle. Aber sie ist vor einen farbig reichbewegten Hintergrund gestellt, so daß man zu spüren glaubt: auch dieses reizende junge Mädchen ist ein Teil der gewaltigen Natur. Diese Wandlung, die Liebermann aus der Enge einer gemütlichen Romantik geführt hat, beweist, wie jung sich der Künstler fühlt. Wir bewundern, wie weise er das Neue mit dem Alten verbindet und auch jetzt nicht aufgibt, was ihm mit so viel Liebe gedankt worden ist: das Gemüt. — Gleich ihm von Geburt ein Thüringer, gleich ihm in München ansässig, ist sein Namensvetter Professor Ferdinand Liebermann, der Bildhauer, dessen „Abschied" (zw. S. 140 u. 141) ohne weiteres zu jedermann spricht. Die Grundlagen handwerklicher Tüchtigkeit hat er in der Sonneberger Industrieschule gelegt. Kunstgewerbeschule und Akademie in München, Studienreisen nach Italien und Paris haben ihn weitergebildet. Liebermanns Schaffen ist sehr vielseitig. Es erstreckt sich von der Monumentalplastik bis zu der Kleinkunst des Porzellans. — Der Maler Hermann Junker ist einer der wenigen, die heute das Reiterbildnis beherrschen. Ein gebürtiger Frankfurter, hat er lange in Karlsruhe gelebt, wo er auch Schüler der Akademie gewesen war. Seit 1908 hat er sich in Berlin niedergelassen und viele Aufträge vom Hof und aus Offizierskreisen erhalten. Er stand dem Kronprinzen, den er mehrfach porträtiert hat, auch menschlich nahe. Das hier farbig wiedergegebene Kostümbildnis (zw. S. 132 u. 133) hat seine Entstehung dem letzten Berliner Reit- und Fahrturnier zu danken, jener Veranstaltung, die alljährlich im Sportpalast stattfindet, nicht minder ein



Ehrenpokal der Stadt Schwäbisch Gmünd zum Süddeutschen Musikfest. Aus der Kunstwerkstatt von Fritz Möhler, Schwäbisch Gmünd

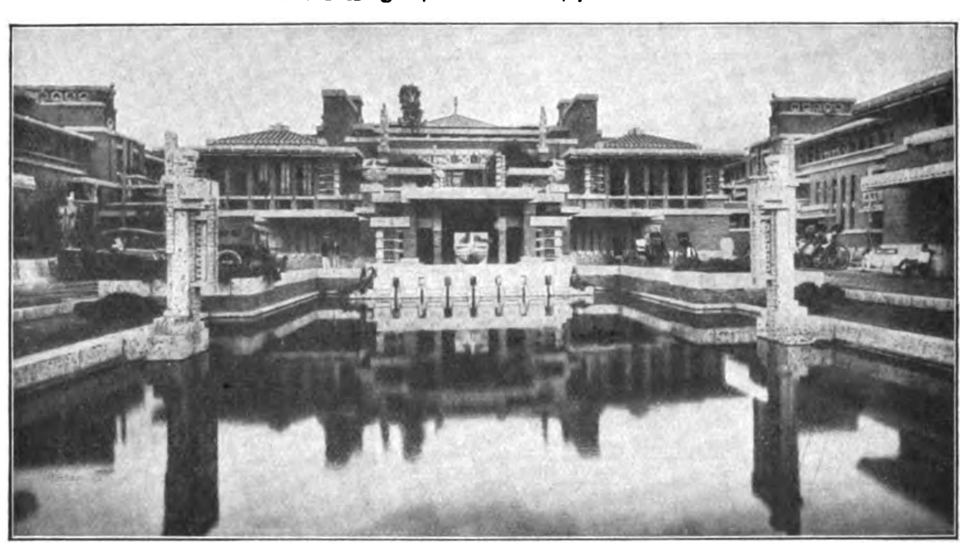


Der große L'hombre-Tisch
Radierung von D. Chodowiecki. (Aus der Sammlung M. Stechow, Berlin)

gesellschaftliches als ein sportliches Ereignis. Das Bild ist auch malerisch von hohem Wert. Die bunte Husarentracht, die im Sinne des Künstlers nicht ohne weiteres „malerisch“ ist, wird zu einer starken Gesamtwirkung vereinheitlicht und zusammengefaßt. — Der Dresdner Maler und Graphiker Richard Müler, dessen „Kind und Puppe“ den Lesern noch in Erinnerung sein wird, ist ein merkwürdiger Künstler. Ihm fällt viel ein, er beherrscht die Form virtuos, er ist ganz ein Eigener, aber das Sonderbarste ist, daß er ein Meister der Sachlichkeit war, als man von diesem Schlagwort noch nichts wußte. Sachlich waren auch Menzel und Leibl. Müller dagegen — und das hat er mit den Jüngsten gemein, die er vielfach an Können übertrifft — ist von einer fast beängstigenden Richtigkeit, die alles wichtig nimmt. So ist auf unserem Bilde (zw. S. 148 u. 149) der Ball genau so liebevoll und deutlich gemalt wie das Geflecht des Stuhls, der Teppich oder die Hunde selbst. Die Gegenstände stehen in einem kalten und hellen Licht. Sie sind mit fanatischer Deutlichkeit gegeben, und dennoch wirkt solch ein Bild nicht pedantisch, sondern als Ausdruck einer inbrünstigen Liebe zur Wahrheit. Müller, den man als den würdigen Erben Max Klingers bezeichnen darf, hat gerade im verflossenen Sommer durch seine im Münchner Glaspalast ausgestellten Gemälde die Aufmerksamkeit auch auf seine Leistungen als Maler erneut gelenkt. Sein gesamtes reiches Schaffen wird in einem stattlichen Bande gewürdigt, der bei Adrian Lukas Müller in Dresden-Loschwitz erschienen ist. 175 gute Wiedergaben Müllerscher Werke werden von einem Text begleitet, den

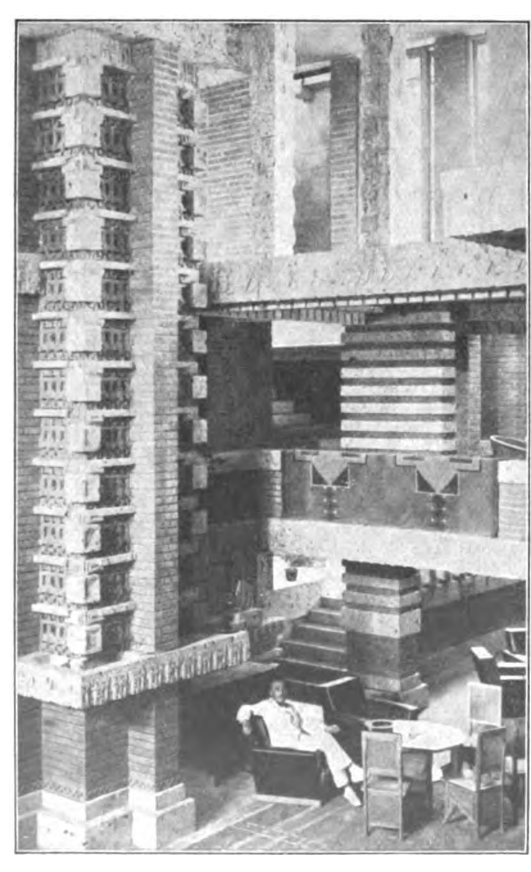


Bildnisstudie von Leo Katz



Vorderansicht des Hotels Imperial in Tokio

Franz Hermann Meißner geschrieben hat. — Ernst Opplers „Tänzerin“ zeigt erneut die Meisterschaft, mit der der Künstler flüchtige und zierliche Bewegung mit den weichen Strichen der Kohle und ein wenig Deckweiß festhält (zw. S. 195 u. 196). — Das schöne Gemälde der russischen Malerin Sinaida Szebriakowa stellt eine russische Gräfin dar, eine Urenkelin Alexanders II. (zw. S. 228 u. 229). Der Zar-Befreier, der am 1. März 1881 einem nihilistischen Anschlag zum Opfer fiel, hatte sich nach dem Tode seiner Gemahlin im Juli 1880 mit Katharina Michailowna Dolgorukij vermählt, mit der ihn schon lange innige Beziehungen verknüpften und die er zur Fürstin Jurjewskaja machte. Diese Frau gehörte nicht zu der bekannten adligen Familie der Dolgorukij, die sich der Abkunft von Ruriks Stamm rühmte und eigentlich älter als das kaiserliche Haus selber war. Sie führte nur denselben Namen, und als sie Fürstin wurde, erhielt sie einen andern, schon um Verwechslungen mit den echten Dolgorukijs vorzubeugen. Nach Alexanders schrecklichem Ende ging sie ins Ausland und veröffentlichte in Paris Erinnerungen an den Kaiser. Sie muß sehr schön gewesen sein, wenn sie ihrer Enkelin glich. Die Malerin selbst, die sich recht oft zum Modell ihrer bei aller Sinnlichkeit klaren Kunst gewählt hat, wurde unsern Lesern durch einen Aufsatz Pawel Barchans über russische Familienbildnisse (Novemberheft 1923) vorgestellt. **P. W.**



Halle vor dem Speisesaal im Hotel Imperial zu Tokio





Bibliotheksecke. Gemälde von Werner Heuser





Der Gast auf Buchhee

Roman von Viktor von Kohlenegg

Schluß

Der ehrenfeste Pipo

Der Meister lief in seinem violettgestreiften Schlafanzug zwischen Schlafstube und Arbeitszimmer hin und her. Er hatte schlecht geschlafen, sehr schlecht; zu lange gearbeitet, und dann noch gelesen und geraucht, kein Wunder; Überreizung, sie war noch da und mußte abklingen wie ein Katarrh, eine Magenverstimmung.

Da klopfte es.

He? Wie? Er wünschte nicht gestört zu werden! Ruhe da draußen! Er blickte empört zur Tür. „Was ist los zum Teufel? Ich bin nicht zu Hause! Abfahren!"

Da trat Pipo ein und schloß merkwürdig rasch und laut die Tür hinter sich.

Das abscheuliche Geräusch schnitt Lutz durch die Nerven. Er machte genau so cholerische Augen wie Pipo. „Nanu, Pipo, mein Sohn? Was verschafft mir die Ehre? Zurück von Montsalwatsch, Buenos-Aires, Hindostan? Nimm Platz. Es sieht hier noch wüst aus, hatte eine üble Nacht, habe nicht die geringste Lust mich fertigzumachen — wozu? Nicht mal rasiert. Ekelhaft. Willst du mich zu einer Morgenpartie abholen?" Er dachte an gar nichts anderes.

„Nein," sagte Pipo und sah den grämlichen, gestreiften Meister an.

„Nein. Rauchst du?"

„Danke. Ich habe ein Wort mit dir zu sprechen."

Lutz sah verwundert mit dumpfem Kopf auf. Ihm fiel ein, daß der immer höfliche Pipo gar nicht guten Morgen gesagt hatte. Was wollte er denn? Er sollte ihn zufrieden lassen. Alle! Er wünschte sich zu rasieren und noch ein kaltes Brausebad zu nehmen, seine Haut verlangte das plötzlich — Erfrischung! Und dann ein Frühstück — ausgiebig. „Also los mein Sohn! Was gibt's? Verzeih mein Gewand und mein Stoppelfell, ekelhafte Bummelei, Teufel! Darf ich einen Schluck Kaffee dabei trinken? Ich bin noch ganz nüchtern. Ich klingele."

„Nein!"

„Nein? Merkwürdig. Was hast du denn?" Er betrachtete den steifen, geröteten Pipo wieder von oben. Er kam ihm nicht geheuer vor.

„Ich komme hierher, um dir zu sagen, daß du dich unerhört nichtsnutzig gegen mich benommen hast." Das war deutlich, auch die Stimme. Pipo war jetzt um einen Zoll größer. Und sein Gesicht sah höllisch ernst und hart aus.

„Wieso! Erlaube mal." Auch der Meister fiel aus einer Wolke. Nicht bloß aus der schwarzen dieser Nacht, nun war die letzte Dumpfheit weg. O ja — er erinnerte sich plötzlich. Aber das war doch nun vorbei und erledigt. Was wollte der denn noch? Stand da wie sechs Ausrufungszeichen, wie das

Jüngste Gericht. Er war immer ein wichtiges Kerlchen gewesen, dieser Pipo! ‚Unerhört nichtsnutzig oder gar erbärmlich — Wie?' Auch in Lutz blitzte es auf. Er reckte sich gereizt und jäh beleidigt. Was fiel ihm ein? Das verbat er sich ganz gehörig! Unverschämtheit! „Was willst du?!" fragte er ebenso kurz und wütend.

Pipo rührte sich nicht. „Meine Frau hat mir erzählt —"

„Wieke? Das ist stark."

„Was ist stark? Du bist verrückt —"

„Ich? — Bitte weiter!" befahl Lutz.

„Ich will dir mal was sagen. Du scheinst auch jetzt noch nicht zu begreifen, wie unerhört du dich benommen hast! Meine Frau hielt es natürlich für ihre Pflicht, mir alles zu berichten. Du hast meine Abwesenheit und nicht bloß meine Abwesenheit benutzt, dich auf Grund alter Erinnerungen an meine Frau heranzudrängen. Sie hat es nicht übermäßig ernst genommen auf Grund eurer Jugendfreundschaft, sie glaubte sich sicher genug und hielt dich für einen honorigen Mann. Du hast ihr Vertrauen schmählich mißbraucht und sie in eine Lage gebracht und gezwungen, in der sie selbst schwer gelitten hat und noch heute leidet, die sie von Anfang für unerhört falsch und unmöglich gehalten und in einen Zwiespalt gebracht hat, in dem es schließlich nur einen Appell an mich gab. Bilde dir beileibe nicht ein, daß sie dich und dein dreistes Benehmen irgendwie ernst genommen hat — sie war erschrocken, aber sie war in jedem Augenblick die gewissenhafte, strenge und untadelige Frau, die sie immer war, eine Dame! Und so fand sie trotz schwerer Bedenken den Weg zu mir! Das wollt' ich vorerst gesagt haben!"

Lutz Kilian hatte mit steigendem Interesse, fast mit einer ästhetischen Spannung zugehört, so heftig Zorn und Ärger, auch ein ganz abscheuliches, übernächtiges Mißbehagen im nüchternen Magen in ihm wühlten. Der Pipomann sprach ehern, — wirklich ausgezeichnet — überzeugend — schlug jeden Widerspruch von vornherein nieder, stellte richtig, stellte unerbittlich fest und stellte sich selbst breit und unüberwindlich vor die Frau. Selbstverständlich. Das war seine Pflicht und sein gutes Recht, selbst wenn, wie zu vermuten stand, Wieke einigermaßen schlichter bekannt hatte — warum eigentlich? Egal. — Es gab hier für ihn auch gar nichts zu fragen, zu deuteln und zu widersprechen. Lutz dachte gar nicht daran. Die Tatsachen genügten vollkommen. Auch ihm. Aber freches — dreistes Benehmen —?! — schmählich — nichtsnutzig?! — Oho! — Er lief nervös auf seinen weichen Sohlen umher. Natürlich hatte Pipo recht, natürlich hatte er Grund zu jeder Erbitterung und Empörung, auch zu Haß und mächtiger Wut, er gestand ihm sachlich und gerecht das alles zu, selbstverständlich! ... auch er selbst würde — wie? Ach was!... Aber erbärmlich und niederträchtig — das war frech — Lutz blieb mitten in seinem Satz und in seinem raschen Schritt stecken. Er wurde jederzeit von allem Plötzlichen wie von etwas Grellem und Kreischendem beleidigt und verwundet, leicht fassungslos und langsam träge; er war im Alltagsleben, so überlegen er sich sonst gab, auf Entwicklung angelegt, Andante, Moderato, Allegretto grazioso quasi Andantino, alles Gewaltsame haßte und verabscheute er aus ganzem Herzen! „Was willst du noch?"

Pipo bezwang sich.

„Ich stehe hier, um dir zu sagen, daß ich dir diese empörende Handlungsweise niemals zugetraut hätte. Und daß ich dich für einen lächerlichen —"

Lutz stand ruhig. Er sah, wie Pipo sich beherrschte, um nicht näher an ihn heranzukommen.

„Nein, Pipo — so geht das nicht," unterbrach er ernst, fast lind und müde. „Ich habe geirrt. Ich habe falsch gehandelt. Besonders gegen dich. Es tut mir leid. — Aufrichtig leid. — Es hat mir längst leid getan. Ich habe mich hinreißen lassen. Laß dir erklären, wie alles von meiner Seite —"

„Ich wünsche keine Erklärung!"

„Gut. Ich stehe zu deiner Verfügung."

„Ach was Verfügung! Bitte keine Komödie. Für mich ist die Sache hiermit erledigt. In jedem Fall. Vollständig erledigt, verstehst du mich? Schon Wiekes wegen, die genug von dieser unerhörten Belästigung — von diesem Blödsinn hat. — Aus!" Er machte eine scharfe, abschiebende Handbewegung gegen Lutz Kilian.

„Mein Gott, kann man denn die Sache nicht menschlicher —"

„Nein! Das kann man nicht! Du hast dich —"

„Ich weiß. Es genügt. Also was verlangst du von mir? Ich möchte doch irgend etwas, ich möchte — —" er spreizte nervös und gereizt die Finger beider Hände: „— Herrgott — Es tut mir doch leid — das sagte ich schon, zum Donnerwetter! Auch Wiekes wegen, die ich herzlich verehre. Ich bin doch kein Windhund vom Dutzend — schon Wiekes wegen nicht, verstehst du. Darf ich sie in aller Form in deiner Gegenwart um Verzeihung bitten?"

„Ich verbiete dir hiermit jede neue Annäherung!" Pipos Stirn wurde noch heißer.

„Ja, was dann? Ach Menschen! Ihr in euerer Tugendtoga. Du warst auch kein Cato! Man kann so etwas doch menschlicher — — Gut. Du bist beleidigt, du bist unversöhnlich — vielleicht auch sogar gegen Wieke und läßt es am Ende auch sie fühlen und marterst und verdächtigst sie bis aufs Blut. Höre, du — das wäre gräßlich, das wäre geradezu unmenschlich, erbärmlich und unerträglich." Er blieb gereizt und herausfordernd und im Augenblick ausschweifend und phantasierend stehen. „Aber wenn es so ist — dann — Sie soll am wenigsten leiden, sie nicht —! Sie ist so reizend und fein —"

„Mensch!! Du bist ein kompletter Narr! Ein ausgemachter Hanswurst!"

„Mein lieber Pipo, auch meine Geduld hat Grenzen. Höre mich gefälligst ebenfalls an! Natürlich, Wieke ist schön und unbeschreiblich reizend, ich kenne sie lange genug, länger als du — fast so wie Vetter und Base! Aber ich bin nicht gerade glückhaft und leichtfertig veranlagt in diesen Dingen, das dürfte auch dir nicht ganz unbekannt sein: ich bin entsetzlich leicht entzaubert — ich — dachte ja schließlich gar nicht daran, sie dir —" Er lief wieder grimmig umher, warf Papiere und Sachen durcheinander, nahm den verblüfften und erschrockenen Buffolino hoch und schmiß ihn wieder hin. „Ich sah sogar bald — schon vorher mit einem ungetrübten Blick, daß deine Schwester Christel ungleich frischer ist — jünger, eben anders, ganz entzückend — ja, um deinetwillen und Wiekes willen, ja, gestehe ich es —! ... Und siehst du, ich sah sogar Fehler . . . kleine Fehler . . . diesen und jenen, das ist bei mir unabweislich, weil ich immer ein memento fürchte — dies und anderes, schon ein Zahn — siehst du, ein verdächtiger Zahn — gleichviel! Siehst du — ich sage dir das ungeschminkt offen, weil ich in diesen Dingen selbst nicht bürgerlich ernsthaft genommen werden k a n n, es entwaffnete sozusagen, schon am Anfang — nichts war dir verloren —"

Pipos Augen wurden zu Teetassen. „Was schwatzt du da? Die Unterredung hat lange genug gewährt — überlang! Sie ist zu Ende." Er setzte mit einem Knall den Hut auf. „Zahn —? Was heißt das?"

„Ach, du weißt das nicht. Soso. Ich kann es nicht erklären." Lutz war müde, ganz erschöpft — diese Nacht — die zerstörte Arbeit. — Er ließ sich schlapp und mit zerwühltem, zerquältem Gesicht in einen Stuhl fallen.

„Ich bitte dich und Wieke also in jeder gewünschten Form um Verzeihung," sagte er ernst. „Ich glaube, wir sind vorläufig fertig." Pipo war gewissermaßen entlassen.

„Fertig? Ja, aber von mir aus und auf meine Art, mein lieber Lutz Kilian. Dir scheint der letzte Sinn dafür allerdings zu fehlen. Ich bedaure dich. Ich habe — um auch meinerseits ein menschliches Wort zu sprechen — eine andere Auffassung von Freundschaft!"

Da schwieg Lutz Kilian und senkte den Blick. Er hatte Pipo Heynk immer sehr gern, wirklich lieb gehabt, auch dabei, — sogar jetzt noch. Ja, Pipo. Das traf. —

Und damit ging Eberhard-Pipo Heynk kurz und hart, den runden Strohhut auf dem Kopf, hinaus, und die Tür schmetterte wieder. Lutz hörte es diesmal kaum.

Er blieb noch sitzen.

Die Stirn brannte ihm, und in den Schläfen stach es unfreundlich. Die Welt tat überall weh und ging sacht unter. Seine arme Arbeit, seine liebe — geliebte Arbeit — — sie sollten ihn in Ruhe lassen in Dreiteufelsnamen!!! . . . ein gewaltiger Grimm stieg in ihm empor, Zorn und Haß, Philister über ihm — was ging es ihn noch an?! Er lief verstört umher, aber das erquickte ihn auch nicht.

Darauf wandelte der Meister düster ins Badezimmer hinunter und drehte alle Duschenhähne auf, vollführte ein wildes Rauschen und Spritzen, ließ sich vom eisigen Wasser striemen und peitschen — das tat gut, das spülte ab, wärmte wie das unversiegliche Leben. Was wollten die da draußen —! Er pruschte und ächzte mit immer stärker sich regendem Behagen unter der kalten Dusche. Er schmetterte das Tuch in die Ecke. ‚Wenn ich eine süße, köstliche Frau, ein Mädel mal bemerke und auszeichne, so ist das eine sakrale Handlung —!' dachte er grimmig und größenwahnsinnig und schämte sich nicht mal.

Und danach wurde er wieder müde und traurig.

Er ging langsam in sein Zimmer zurück. Er trank und aß etwas. Dann legte er sich auf den Diwan, deckte sich zu, nahm ein Buch und schlief lebensabgewandt ein.

Aber als er gerade in die Tiefe des Vergessens hinabsinken wollte, da sah er die kluge Christel mit einem schadenfroh leuchtenden Gesicht ganz deutlich vor sich . . .

‚Ich verbiete dir —!' hörte er den steilen Pipo in der Ferne sprechen.

Ja, der verbot ihm nun alles, dachte er und versank mit einem tiefen Atemzug. Auf dem Schreibtisch aber lehnte schräg zwischen Blättern und Büchern Buffolino und sah unerschüttert philosophisch, als denke er wunderlichen Humanioribus nach, an seinem langen goldenen Schnabel hinunter.

Der Gast zwischen gestern und morgen

Adrian Apitsch saß in seinem Gemach in einer himmelblauen Strickweste am offenen Fenster, hatte ein schlichtes Fläschchen Frankenwein neben sich stehen und las in Wielands Lukian, neben dem der spitzigere und saftigere Urtext lag, als Lutz Kilian, braungebrannt wie ein Wüstenscheich, bei ihm eintrat.

„Du weißt zu leben, mein Pitsch!“

„Guten Tag, Kilian. Da bist du ja wieder. Man muß sich erfreuliche Lebenslagen schaffen. Des Augenblicks und der Stunde gewahr werden, siehst du, das ist alles und heißt wahrhaft leben. Wie geht es dir, Meister?“

Lutz war ein paar Wochen auf Sylt gewesen, er hatte das in einer plötzlichen Laune gebraucht, große, gewaltsame See und Stille. Roebel war mit ihm gewesen und ein erfreulich einfältiger Tenor, der sich und das Leben liebte.

„Danke,“ sagte Lutz Kilian verschlossen. „Was liest du da? Lukian . . . ein delikates Bürschchen. Man sollte ihn mal wieder lesen, er fehlt mir leider.“

Apitsch hob den hageren Zeigefinger. „Im rechten Augenblick das rechte Buch zur Hand haben, auch das gehört dazu — gibt das, was ich glückhafte Bestätigung und Kongruenz nenne. Ein Zyniker? Ach, nur ein Zuschauer der Götter, Helden und Menschen. Man sollte ihn allerdings öfter lesen. Siehst du, er hat das, was die späteren Zeiten bloß selten haben, das anmutige und freie Wort für alles, was ist, weil es ist, und das unbefangene, heitere und derbe Gelächter über alles, was verkehrt ist, weil es so ist — freilich wir haben keine Götter und Helden mehr. Drum sind auch die menschlichen Laster und Dummheiten ernsthafter und verschwiegener geworden.“ Er goß dem Gast aus dem schlichten Fläschchen ein und hob sein Glas. „Nett, daß du wieder da bist, Kilian, man kann ein Wort reden.“

Lutz trank und fühlte sich zufrieden. Das hier war unverändert. „Du warst fleißig?“ Er sah etliches Neues, aber nicht viel.

„Ein wenig fleißig,“ antwortete Meister Apitsch abweisend, solche Fragen liebte er nicht: er schuf, wie er an einer Blume roch, durchs Korn schlenderte, einen Vogel belauschte, seinen Wein schlürfte oder im Lukian schmökerte — bloß mit ein wenig mehr Mühe und inbrünstig versunkener Leidenschaft. „Wann kamst du zurück?“

„Gestern,“ antwortete Lutz und strich über seine gefaltete Stirn. „Es ist immer schwierig am Anfang. Alles liegt tot da, erstarrt, förmlich verstaubt, alle Fäden sind zerrissen; besonders beängstigend im Tageslicht. Man wagt nichts anzufassen und anzusehen. In der Nacht wird es besser. In der Nacht kann man mit Gespenstern umgehen, die Nacht ist des Menschen Freund.“

Apitsch sah, den Bart zwischen den Fingern, durchs Fenster hinab auf die im Herbstglanz liegende Tiefe.

„Nun ist man wieder in dem alten Fledermausgehäuse,“ fuhr Lutz Kilian fort. „Ja — siehst du, es ist ein alter Aberglaube von mir, ich habe alle meine Sachen in der ersten Niederschrift an einem Ort zu Ende gebracht. Die Partitur — das geht überall. Ich muß auch der Festspiele wegen hier sein, die in der benachbarten Phäakenstadt vorbereitet werden; wir sind schon emsig dabei, meine alten Glaskugeln blank zu reiben — eine putzige, manchmal lehrreiche und noch öfter unbehagliche Sache! — Wie ist es euch allen ergangen?“

„Wir lebten. Cassius ist da unten in den Bergen und lernt Lebensathletik. Aber er scheint etwas enttäuscht. Ich hatte ihm einen Gruß und auf seinen Wunsch eine kleine Skizze vom See drüben für Frau Hyma mitgegeben. Aber er schreibt, die Dame Hyma wäre gerade am Tage vor seiner Ankunft abgereist — er habe bloß ihr Zimmer gesehen. Nun habe er das Bildchen über sein Bett genagelt.“

„So ein leeres Zimmer mit ein wenig Frauenduft an Wänden und Stühlen, das ist nicht heiter. Und die andern hier?“

„Frau Wieke badet, glaub' ich, Moor. Ich weiß nicht, wo und ob das auch noch andere Wirkungen einleiten soll.“

„So so,“ unterbrach Lutz kurz und setzte sich lärmend anders.

„Und Pipo ist in Drienke. Man sagt, daß er es kaufen wird.“

„Drienke —? Gar nicht übel. Das alte, prächtige Drienke! Wieke wird eine breite, laute Gutsmadam werden.“

„Das glaub' ich nicht. Gewisse Bäder sollen die Frauen auch merkwürdig verjüngen,“ sprach Apitsch weise und munter.

Indes, es gab da noch erheblich mehr und, wie es schien, noch Wichtigeres zu berichten.

„Wir haben hier im Hause wieder allerfeinsten Besuch!“ erzählte er geheimnisvoll und streckte behaglich die langen Beine aus. „Er wird auch dich interessieren. Man kennt dich und verehrt dich bedeutend. Eine sehr alte und sehr stattliche Großmama, Gräfin Ryll, mit ihrer Enkelin Frau von Röhl, Adelaide von Röhl, genannt Adi.“

„Wer ist das? Keine Ahnung. Kennt mich?"

„Angenehme Damen. Die Großmama war eine Art Lebensfreundin der mütterlichen Frau von Zech. Die Enkelin Adi ist Witwe. Die Damen hatten einst große Güter irgendwo östlich, die nun nicht mehr vorhanden sind. Es geht ihnen aber gut. — Adi brennt darauf, dich kennen zu lernen."

„Mich?" fragte Lutz zerstreut. „Was will sie von mir?"

„Als ich deinen Namen und dich Freund nannte, war sie entzückt ‚O, Sie müssen ihn mir unbedingt vorstellen, sobald er zurückkommt,' sagte sie mit gebieterischem R."

„So so. Ich kann es erwarten. Hübsch?"

„O, die alte Dame ist noch sehr rüstig, groß, weiß, stark parfümiert und laut, da sie schwer hört und an die Resonanz großer Gutshöfe gewöhnt scheint; unser Dynast leidet etwas unter ihr, aber er verehrt sie."

„In Gottes Namen. Und die andere — wie alt?"

„Etwa dreißig. Ein sympathisches Alter. Brünett mit schwarzem Haar und grünen Augen unter dunklen Brauenbogen, ziemlich groß und straff mit einer Neigung zur Üppigkeit. Macht mir einen äußerst leidenschaftlichen und entschlossenen Eindruck — sie würde vermutlich auch Chansons singen oder Schokolade oder Blusen verkaufen — aber immer mit der Ladykarbatsche in der Hand."

„Du kennst dich aus, mein Pitsch. Ich bin leider nicht in der Lage, viel Zeit opfern zu können," sagte Meister Kilian ungnädig. — „Die Damen werden noch längere Zeit bleiben?"

„Wohl nicht mehr lange — es sei denn, daß du sie fesselst. Übrigens dürfte auch unser Baron in vermutlich absehbarer Zeit und wohl auf die Dauer sich von hier davonmachen."

„Nanu. Was fällt euch ein? Der Winkel wird rebellisch, sobald man ihm den Rücken kehrt — als hätte man eine Masche aufgerissen."

„— Tja. Die Luft sagt ihm nicht mehr zu."

„Er wird zu oft am Abend da unten auf seinem Balkon gestanden und auf Wieke Heynks gefühlvollen Gesang gelauscht haben!" lästerte der Meister.

„Kann sein. Aber er begründet es anders. Mijnheer Goudsmit hat etliche Aussicht, die ganze Bildergalerie hier im Ramsch und für gute Gulden oder Pfunde an den Mann zu bringen. Glückt das, so will Linus südlichere Gefilde aufsuchen und sich als besserer Landlord etablieren. Er spricht manchmal vom Genfer See. In diesem Rumpelkasten würde man selbst zum Gespenst."

„Und was wird damit?"

„Vermutlich Residenz des Herrn Ludolf Stoppmüller, Fabrikant in Berlin. Ich denke, er wird einen prunkvollen Herrensitz daraus machen. So vollenden sich die Dinge und schließt sich der Kreislauf des Geschehens. Die weiße Dame wird sich allerdings empört empfehlen und ins Asyl für Obdachlose begeben."

Lutz lachte und sah nach der Uhr. „Es wäre schade um das alles hier, mein Pitsch. Recht schade — freilich nichts hat Dauer, und insonders Leute wie wir sind Zugvögel."

„Allah wird sorgen. Er hat gute Beziehungen zur Universität und einigen Instituten in der großen Stadt nebenan. Man wird dort vielleicht in Bälde eines virtuosen wissenschaftlichen Zeichners benötigen. Warum nicht? Spinoza schliff Linsen. Man könnte seine Wurzeln in umfriedetes Erdreich senken — und der Baum wüchse zu Herrlichkeit und Frucht. Die Parkvilla schimmert noch, und der Puma lächelt. Es kommt immer darauf an, Teuerster, die Frucht der Erfühlung in Ruhe reifen zu lassen und die saftige dann mit unhastiger Hand zu brechen. Evoe. Das Leben ist keine ganz üble Sache."

Da klopfte es. Idchen Scharlibbe brachte das Abendbrot für den Platoniker dieser Lebenshöhe. Ihre graugesprenkelten Augen blickten geradeaus über dem festen Busen. Sie errötete leicht, und ihre vollen roten Lippen lächelten.

„Hab' ich gestört?" fragte Lutz, als sie wieder entschwebt war. „Weißt du, Pitsch, eben dachte ich, diese Idchen sind eigentlich das Richtige für uns. Alle andern sind bloß Komplikationen. Was meinst du — auch eine stattliche Frucht der Erfühlung. Und sie erbt mal den Hof ihres Großpapas."

Apitsch stand gegen das Licht. „Ich glaube, wir haben es noch mit den Komplikationen. Ein prächtiges Mädchen, du solltest seiner nicht spotten.

„Das ist ferne von mir."

Doch der andere war zerstreut und abwesend, wie immer, wenn ihn etwas störte. Er war gewöhnt, um diese Stunde mit Idchen zu plaudern. Ihm konnte geholfen werden. Lutz nahm lächelnd Hut und Stock.

Als er bald darauf unten im Schloßgarten durch den Taxusweg wandelte in wunderlich leichter, ja, gehobener Stimmung, da begegnete er gerade am Eingang zu Scharlibbes merkantilem Privatgarten-

betrieb zwei fremden Damen, die nicht ohne starken Eindruck auf ihn blieben.

Die eine war alt, weiß und stattlich, selbst die dichten Brauen waren weiß, eine gebieterische Erscheinung, die an einem Stock ging, laut sprach und ein kleines schwarzes Hörrohr am Ohre hielt. Die andere, junge, mit zauberhaft grünen Augen hatte eigentümlich hochgeschwungene Backenknochen; eine keinesfalls unscheinbare — eine ungewöhnlich auffallende Dame mit einer wohllautenden, sehr klaren und unleugbar beunruhigenden Stimme, vivace, con brio, wie man als Mann und Musiker sie hätte bezeichnen können, und die durch Ohr und Nerven in Blut und Sinne drang.

Lutz Kilian, der eben bequem gegangen war, richtete sich straffer auf, schritt elastischer und machte sein Meistergesicht, das seine hellen Augen noch heller, ganz silbern färbte und die linke Braue bedeutsam hob. Er grüßte gemessen und trat artig zur Seite, denn der Weg war schmal.

Die jüngere Dame mit den etwas hohen Wangen blickte ihn gerade und prüfend an; um ihren in der Tat und in Wahrheit herrischen, unzweifelhaft leidenschaftlichen Mund schien ein Lächeln zu wachsen, als erkenne sie ihn.

Doch er blieb ernst, bedeutend und ging weiter.

„Wer war das?" trompetete die alte Dame durch den Schloßgarten.

Am Ende des Gangs blickte sich der Meister bei der notwendigen Linkswendung noch einmal um; und da sah auch die jüngere Dame, eine Lorgnette am Auge, nach ihm zurück. Sie war unbekümmert mitten im Wege stehen geblieben.

Der Meister säuselte geschmeichelt mit elastischer Würde und männlicher Frische um die Ecke. Sieh da, sieh da, das waren nun wohl die beiden illustren Damen aus der baltischen Wüste, Linus Zechs geschätzte Freundinnen, von denen Pitsch soviel Wesens machte! Immerhin, er hatte nicht sinnlos übertrieben, der brave Pitsch. Immerhin. Also immerhin.

★

An einem der nächsten Morgen gegen sieben Uhr beschloß Lutz Kilian, wieder einmal zu schwimmen, wie täglich auf Sylt. Sehr gut; das Leben war ein Sumpf der Lässigkeit. Es war im übrigen nicht Pipo Heynks See, man konnte auf der anderen Seite schwimmen, weitab. Respekt! Sehr schön. Er rollte eilig sein Badetuch zusammen und eilte davon. Es würde erfrischend sein um diese Stunde, und danach würde er wie der alttestamentarische Mann im Walfischbauch — er hatte seinen Namen vergessen — in sich selbst atmen.

Er ging mit langen Schritten durch den Schloßgarten; pfiff unten nach Apitsch, aber der schlummerte anscheinend noch im Gestrüpp seines Lionardobartes. Vielleicht wurde dieser Pfiff auch im Gästeflügel vernommen? — Der Meister pfiff noch einmal grell und schmelzend wie ein Pirol und sah hinauf; aber kein Fenster klirrte, die jüngere Dame Adelaide im Negligé wäre nicht zu übersehen gewesen; die ältere war gottlob! ziemlich taub. Schlummert sanft; auch du, mein Pitsch.

Er schritt gelassen und würdig am gelben Pipohaus vorbei, obwohl das nicht nötig gewesen wäre. Das Wasser lief nicht weg, und er hatte Zeit. Er besah sich das hübsche alte, langgestreckte Haus ziemlich genau. Die grünen Läden lagen abweisend davor. Alles leer und still. Bedauerlich, ein äußerst behaglicher und bekömmlicher Ort, — nun zu. Pardauz. Wieke — ja, die hatte alles noch wärmer und bekömmlicher gemacht, daß man in wahrer Feststimmung die Tür aufgeklinkt hatte; aber Pipo hatte eherne, unwägbare Grundsätze, paragraphiert und geheiligt; er ging jetzt mit einem gebügelten Zylinder ins einsame Bett und fühlte sich gehoben und befriedigt. Oder auch kläglich, der Pascha. Nun, nun, es tat ihm um Pipo leid. Vielleicht — eigentlich am meisten um ihn.

Lutz blieb stehen und pfiff im nächsten Augenblick wieder; da schimmerte im hellsten Morgenlicht, durch eine Buschlücke sichtbar, der kleine Seitenflügel, und darin war ein offenes Fenster, und daraus bog sich ein neugieriger Kopf.

„Ja?!"

„Guten Morgen, Christel!"

Die lachte. Sie schien sich weiß Gott zu freuen, so blank waren ihre Zähne und ihr Haar; leuchtend wie Gold, ein Palladium der Adrettheit, dummes Bild, ein Helm der Pallas. „Bist du noch daheim?"

„Wohl. Wie geht es?"

„Danke. War auf Sylt, weißt du. Komm ein bißchen 'runter."

„Komm herein!"

„Das ist verboten." Das liebe Mädchen. Er stand jugendlich und straff wie Apoll in der Sonne. „Ich will drüben wieder mal schwimmen." Er machte eine weite Armbewegung.

„Ich schwimme hier." Gutes Mädchen. Ihre Stimme floß wie ein blitzender Metallfaden herüber und zitterte in der Sonne. Ein Hauch verläßlichspendender Freude, klaren Entzückens. Nun ja, auch sie

war verboten. Pipo würde sich um einen halben Zoll höher recken und sein monumentales Gesicht machen, an dem ein blonder Spitzbart hing: ich verbiete dir —. „Schafskopp," sagte Lutz leichtfertig. „Wiedersehen," rief er. Sie lag weit heraus aus dem Fenster. „Auf Wiedersehen!" schmetterte sie zurück.

Er lief durch die feuchten Wiesen, auf denen blitzendes Spinngewebe hing. Enzian blühte, Glockenblumen, das Gras stand in hohen, rauschenden Büscheln.

Das Wasser war kalt, man mußte tief Atem holen, und das Zwerchfell lachte stürmisch; doch nun war es warm wie Badewasser, bloß oben, wie eine Schneide, war ein kalter Rand, der in die Haut schnitt und wunderbar erfreute. Dies alles war schon einmal so gewesen — nicht so kalt — aber ähnlich so, genau so — vor Äonen.

Nein, kein heller Pallashelm, keine asketische Kappe, kein weißer, nerviger Nixenarm, kein spritzender Walfischstrahl in Sicht, alles noch still mit schaukelnden Fassetten. Pipos Schwester. Sie hatte doch noch eben wie ein blonder, herzhafter Mensch zum Fenster herausgelugt und mit verständiger Kehle gesprochen und gelacht. Die andern, die waren bloß Körper und Sinne und ein bißchen Empfindlichkeit — so war Christel nicht.

„Christel!!" Aber sie hörte es nicht. Sie war auf ihrer Seite. „Hallo!" O nein, sie war nicht zu sprechen. Sie schwamm sehr gewissenhaft, obwohl es da drüben nicht so tief, nicht so kalt und frisch sein konnte, ein mäßiges Vergnügen, das schwerhörig machte. War da in der besonnten Weite noch irgendwer? Keiner.

Addio! heulte er, als bliese er in eine Muschel und schwamm nordwärts — nein, nicht nach der Mirandainsel hinüber, die lag weit drüben, unwahrscheinlich fern und klein, nie gewesen, belächelnswertes Eiland! Versinke! versunken! ein Zaun davor: — „Verboten! Pipo, Landrat a. D." Er schwamm nordwärts, wo sein Laken in den Weiden wehte, der Arktis des Gleichmuts und der Geruhsamkeit zu. Er sehnte sich herzlich nach seinen Unterhosen.

Nach einer Weile zog er ruhig und zufrieden, warm und wunschlos wie ein guter Mensch über die Wiesen zurück. Er schlug den alten Weg ein. Er war ein guter, reiner Mensch, sanft geklärt und gewaschen.

Er pfiff wieder wie ein gezähmter Pirol und muhte bösartig wie eine Rohrdommel. Ein Paar weiße, feste Hände erschienen im Fenster und hängten ein lila Badehemdchen auf. „Ja?!" sagte es dahinter, und Christel Heynk lag wieder im Fenster. „Da bist du ja wieder."

„Warst du auch im Wasser?"

„Ja," sagte sie. „Ich komme ein Stück mit, wenn es dir recht ist."

Sie nahm einfach Pipos Papptafel und drehte sie herum. Er ging am Zaun hin, ohne einen Blick auf das mit grünen Läden verrammelte Haus zu werfen bis zum nächsten Weg, der ein Hohlwegchen war. Dort setzte er sich zwischen Brennesseln und Schierling auf einen heißen Meilenstein und zündete sich eine Pfeife an. Die blauen Wölkchen stiegen, Bienen und Fliegen kreisten und eine dicke Hummel — ja. Dem sah er eine Weile friedlich zu. Er stopfte sich die zweite Pfeife. Warten, das war eine schwere Kunst.

„Ich mußte noch einen Bissen essen," sagte sie und kaute noch.

Der Stein war hart gewesen, er erhob sich mit einem Augenzwinkern und gab ihr die Hand — Christels Hand war kühl, wie diese schlanken Mädchenhände häufig sind. Köstl — ja. Er umschloß sie bieder und herzhaft.

Sie biß in ihre Semmel und sah ihn zustimmend an.

Nun gingen sie wieder durch den Schloßgarten. Das Chateauchen stand noch immer morgenstill mit schadhaften Putzwänden in der Sonne. Fenster blinkten. Scharlibbe schlurrte im Kies. Nichts weiter. Lutz pfiff diesmal nicht. Er ging neben dem frischgebadeten Mädchen. Im Nacken waren ein paar Härchen flügge und seidenweich. Bis dahin langten die herben Grundsätze nicht.

Lutz war eine Weile wortkarg. Da war auch Christel nicht gesprächig. „Sieh die Dahlien," sagte sie.

„Lauter Konsistorialrätinnen in Plüschmantillen, schlicht und vornehm. Wie geht es dir?"

„Nicht schlecht."

Da schwieg er wieder und steckte seine Pfeife weg.

Da schwieg auch sie und sah ihn von der Seite an. Das war eine stumme Mißbilligung. So liefen sie.

„Ja?" fragte er.

„O nichts. Du warst in Westerland?"

„Dicht daneben. In Kampen. Sehr labsam. Man kann so sagen. O ja. Und Mijnheer?"

„Schreibt mitunter."

„Das ist eine zähe, deftige, hollandsche Manier. Wird bald mal wiederkommen?"

Sie bewegte die Lider. „Das kann schon sein."

„Soso. Ja — warum soll er nicht? Ich werde nun auch bald von hier weggehen. Ich habe noch einiges hier zu tun. Vorläufig nach Berlin — ja. Ich möchte auch wieder ein bißchen Takt schlagen. Verhandle noch. In naher Zeit — so oder so; auch wenn ich nicht fertig bin. Die Luft hier ist doch etwas weich."

Sie sah geradeaus. Dann sagte sie aufblickend und langsam: „Wann wirst du dich endlich Frau von Röhl präsentieren? Sie fragt sehr bestimmt nach dir. Ich war gestern zum Tee geladen und werde die Damen morgen bei mir sehen —"

„Tut mir leid meinerseits und diesfalls — um landrätlich zu sprechen."

„Mag sein. Ich konnte ihr nicht viel erzählen, was sie ungeduldig bedauerte. Sie hat eine unabhängige und ungestüme Art, und du bist ein Meister, den man sucht. Eine große Dame also. Ich habe es hiermit bestellt."

„Soso. Auch du. Danke dir, gute Christel. Im übrigen — ich sah sie schon. Nicht ganz übel. Hier und da höchst ungewöhnlich. Ein karbatschender Wille, orakelt Pitsch. Ein wenig russisch, wie?"

„Vermutlich durch die breiten Verhältnisse da unten. Sie sind Deutsche. — Aber ich muß nun hier stehen bleiben und abbiegen."

„Du hast nie Zeit, das kennt man schon. Wann sehen wir dich auf der Juchhee? Du wirst es doch Onkel Rochus nicht entgelten lassen."

„Entgelten? Nein." Sie zog die Brauen hoch.

Sie nickten einander zu, und Lutz umschloß wieder die sich schlank und frisch anfühlende Hand, wie so Mädchenhände häufig sind, und die ihm leicht entglitt.

Ach Christel — kleine Christel — ja, die großen Damen interessierten ihn im Augenblick geringer und — beinah gar nicht mehr.

Ein Geständnis, eine Krankenvisite und ein Hirsch am Abend

Wieke saß zwischen dicken Wacholderbüschen unter einem flimmernden Birkendach, hielt den Kopf schräg und betrachtete die vor ihr liegende Briefmappe mit einem Häufchen Briefbogen auf grünem Löschpapier und ihren Füllfederhalter daneben, dessen Kappe abgenommen war.

Das Gesicht der Domina war zerstreut. Zuweilen hob sie den Blick und blinzelte unter streng zusammengezogenen Brauen aus dem lichtgefleckten Schatten in den Sonnenschein hinaus, als dächte sie angestrengt nach. Danach stickte sie an etwas sehr Buntem.

Die Fältchen an ihren Augen, feine Spuren ihres raschen und im Grunde heiteren Temperaments, waren sichtbarer. Ihre Lippen waren voller und röter und hatten einen zufriedenen Zug, der auch in dem festen weißen Unterkinn zum Ausdruck kam. Ihre Haltung war fraulich selbstbewußt und — entschlossen.

Sie hatte schon gestern abend mit gesammelter Miene ihre Schreibmappe aus grünem Saffianleder in ihrem Zimmer auf den Tisch gelegt; es war still gewesen, und sie war sehr klar und wortflüssig, es würde ein guter, müheloser Brief werden; aber dann war sie träge und unlustig geworden, man sollte sprechen! So war sie vor den Spiegel getreten, hatte ihre ganze Gestalt langsam gemustert ... zuletzt auch ihren ebenmäßigen Oberzahn und den daneben aufmerksam vergleichend betrachtet und sich dann entrüstet und errötend abgewandt — denn, ja, Pipo hatte sie am letzten Abend, bevor er in sein Zimmer hinübergegangen war, kurz über die Schulter hin gefragt: „Was faselte der Narr übrigens von einem Zahn — ein memento?"

Also morgen! hatte sie abwehrend am Tisch gesagt, die Fingerspitzen steif aufgestützt und leicht schwankend auf die grüne Saffianmappe niedergeblickt, wieder wunderlich schwer und heiß in Kopf und Leib, als drücke das Blut in ihren Adern.

Wieke lehnte unter dem heitern Birkendach den Kopf zurück. Die feisten Wacholderbüsche dufteten stark, die schlanke Birke schwirrte und summte in der Sonne. Aber die Domina lauschte mehr in sich hinein auf das Fließen und Rauschen ihres Bluts; und plötzlich war sie wieder unbändig fröhlich und still in der warmen, zwingenden Luft, wurde von einem Glücksschauer überschwemmt, wie sie ihn noch niemals gespürt hatte. Ihr Herz schlug bedächtig, das war wie ein dröhnendes Läuten, und ihr ganzes Wesen hatte einen seligen Tiefgang. Jetzt sollte sie schreiben. Ihre Hand hob sich rasch.

Aber da kam Blanka mit ihrem entsetzlich dicken Buch den Waldweg heruntergeschlendert. Die Villa lag draußen und hieß natürlich ‚Waldfrieden'. Blanka schleppte immer dieses dicke Buch mit sich



Der Bergführer. Gemälde von Maximilian Schels

herum, das von den Kulturkurven Europas handelte, aber sie las nicht viel darin. ‚O je,‘ dachte Wieke; das störte. Sie betrachtete besorgt die hübschen Bogen, die hell und willfährig auf dem grünen Löschpapier lagen. Blanka schlenkerte gemächlich mit den Armen, das dicke Buch war schwer, und ihre runde, dünne Brille funkelte in der Sonne.

„Du wolltest schreiben?“

„Es hat Zeit,“ sagte Wieke und war schon wieder träge und einverstanden mit der Störung. Gut — am Abend, da war es am stillsten, bestimmt am Abend, und sie machte es sich behaglich atmend am Tisch bequem. „Nun, Bianchetta?“

„Ich lag im Wald und las. Da kam Rumke. Er weiß immer, wo ich liege.“ Rumke war ein Privatgelehrter im Ort, der, wie jeder wußte, in unglücklicher Ehe lebte. „Er erzählte mir, daß die Gottesanbeterin im ‚Liebesfalle‘ das schwächere Männchen von obenher auffresse — freilich sei es ungewiß, ob aus Liebe. Dabei sah er mich beschwörend an, und seine Stimme war warm und weich, als erwarte er von mir einen ähnlichen Exzeß.“

Wieke lächelte.

„Wenn wirklich einmal ein Mann vibrato mit mir spricht, dann ist es ein unmöglicher Insektensammler. Das ist erschütternd.“ Sie legte das dicke Buch mit den labilen Kulturkurven auf den Tisch, daß auch der ins Schwanken kam, und die gelehrten Brillengläser blitzten über der hübschen, spitzen Nase mit den gepuderten, dünnen Flügeln. „Ich traf den Postboten.“

„Von wem?“ fragte Wieke gespannt.

„Eine Karte von Apitsch an mich. Er legt sich dir zu Füßen. Übrigens ist wieder Geld für dich da.“

Wieke war gerührt und sah vor sich hin. Es kam meist vom Eisenwerk: im Auftrag und mit gehorsamster Empfehlung.

„Was schreibt Apitsch?“

Blanka hatte sich langbeinig auf den Liegestuhl in der Sonne niedergelassen und betrachtete durch die runde Brille schweigend Pitschens Karte.

„Zu einem halben Drittel griechisch; natürlich ein Zitat. Ich weiß nicht, ob ich es 'rauskriege.“ ‚Den Musischen‘, übersetzte Blanka langsam, ‚sucht Frauengunst — es hassen die Charitinnen den Bürger — Anmut und Geist gebären die leuchtende Welt . . .‘ „Aber, Apitsch,“ tadelte Blanka. „Immerhin eine Huldigung und besser als Rumkes Gottesanbeterin im ‚Liebesfalle‘. Poi. Was meinst du, Wieke? Er ist bemerkenswert eitel.“

Wieke war eine Sekunde lang zerstreut gewesen. Dann meinte sie: „Nun also. Auch er spricht vibrato zu dir.“

„Ach, Apitsch — sein Bart stört die Charitin. Und ich liebe, wie du weißt, die weniger enervierten Männer.“ Sie errötete um die feinen Nasenflügel.

Wieke schwieg und blickte ein bißchen starr und schmal auf das dicke, braune Buch mit den schwankenden Lebenskurven.

„Aber so einer — vibriert nicht mit mir . . . und ‚sucht‘ mich nicht, um mit Apitschens Vokabel zu sprechen. Eine Ironie und ein Verhängnis. Das ist beklagenswert, aber vielleicht begreiflich und zuletzt eine natürliche Anomalie, um es ganz fein und verzwickt zu sagen.“ Sie seufzte tragisch, streckte die hübschen Beine noch länger aus, rückte an der unbeliebten Brille, indes ihre gepuderten Nasenflügel zuckten. „Wie denkst du darüber?“

Wieke sah schweigend auf die grüne Mappe.

Blanka sah mit etlichem Erstaunen auf und faltete dann zufrieden und ergeben seufzend die langen weißen Hände über dem Leib. „Glückliche Wieke! Sei gepriesen und gesegnet und gestatte mir diese nie verschwiegene, neidlose Huldigung aus der Entfernung.“ — Damit warf sie ihr eine Kußhand zu. — —

In dieser Nacht schrieb Wieke einen längeren Brief. Es schlug zwei, als sie sich mit heißer Stirn und mit dem befreienden Gefühl, das Ihre in jeder Hinsicht getan zu haben, zur Ruhe begab.

*

Onkel Rochus war nicht auf dem Posten, hatte die Qual in den Beinen, die zu nichts mehr nutze waren. Das weiße Hahnenkämmchen war wie immer kokett gepflegt, aber Rochus saß mißmutig in seinem Rollstuhl. Der Wein schmeckte ihm nicht, die lange Zigarette steckte er gar nicht an, und auch die behenden Bilderchen machten ihm keinen Spaß. Er legte Patiencen und zankte sich mit Gerste.

Da kam Christel auf einen Sprung herauf und setzte sich zu ihm. Das paßte dem Alten, Christel hatte er gern.

Er schob die Karten zusammen. „Man strapaziert bloß das bißchen Verstand, damit er nicht verduftet. Eigentlich lohnt es nicht.“ Und dann sprach er gleich von Drienke. Drienke — das war eine große Sache für den alten Rochus! Dort hatte er jahrzehntelang seine Jagd gehabt und mit dem alten Junggesellen Hückstedt und andern viele schwere Nächte verstürmt. Und die Zeiten von Pipos und Christels Groß-

vater auf Drienke — das waren Glanzzeiten gewesen, herrliche Zeiten! ein Leben ganz großen Stils, wie man es heute gar nicht mehr kannte! Davon prahlte er gern, fast aufgeregt und gerührt, Christel war damals noch ein Quack gewesen oder gar nichts!

Christel saß artig und hörte zu. Onkel Rochus hatte sich von Gerste doch noch ein Glas Wein einschenken lassen und sich sogar die Zigarette angesteckt, sie war aber gleich wieder ausgegangen, und da legte er sie mißmutig weg. Auch der Wein schmeckte sauer, schlechtes Zeug; damals in den Drienketagen — da trank man sowas nicht! da hatte man anspruchsvollere Zungen!

Er verstummte und streichelte seine Knie unter der seidenen Decke. Doch mit einemmal wies Onkel Rochus steif mit dem Zeigefinger zur Decke hinauf und schmunzelte, das belebte ihn von neuem.

„Aha! — Der Meister bekommt wieder Besuch. Eine neue entente cordiale. Die anspruchsvollen, fremden Damen kommen augenscheinlich nicht ungern, und er läßt sich gnädigst von ihnen stören! Nun ja, was sollen sie hier tun?"

Christel hatte davon schon gehört. Nun also. Es hatte sich historisch entwickelt durch des Barons und Apitschens und ihre eigne geschickte und nicht übermäßig energische Vermittlung. Dies vorauszusehen war nicht eben schwierig gewesen, dünkte es sie.

„Du solltest auch mal hier heraus, Onkel Rochus," sprach Christel bedächtig.

„Ich reise nicht mehr," lehnte der alte Herr unwillig ab. „Denke dir uns zwei alte Knaben in Meran, Sizilien oder Ägypten; Gerste kriegt schon auf unserem Bahnhof Heimwehkolik. Nein, man reist in meinen Jahren leicht zu weit, siehst du, und daran liegt mir noch nichts, am wenigsten da draußen. Du lachst, Christel, aber du machst deine ruhigen Doktoraugen, genau wie dein Chef durch die schiefe Stahlbrille. Was denkst du?"

„Aber nein."

Doch Rochus hob wieder pfiffig den Zeigefinger. „Die Russin singt."

„Scharmante Damen. Die Großmama ist anstrengend. Ich kann ihr nicht immer meine hübschen Sächelchen ins Hörrohr tuten, tut mir leid. Ich meine die jüngere Dame, ein bemerkenswertes Temperament, große Welt mit einem für meinen Geschmack zu starkem Parfüm. Sie sind artig und machen auch mir jedesmal ihre Aufwartung, sehr liebenswürdig." Er lächelte und fühlte vorsichtig über das steile Hahnenkämmchen hin, wieder eigentümlich lebendig und mitteilsam und wohl schon erwartungsvoll. „Du kennst sie ja."

Christel lächelte und hob das Kinn. Ja, sie kannte sie recht gut.

„Die Initiative liegt, wenn ich richtig urteile, bei den Damen. Sie befehlen zum Hofdienst."

„Er arbeitet des Nachts."

„Er wird schlafen." Rochus kicherte. „Vorgestern erzählte mir diese — wie heißt sie doch — Adelaide, daß sie meinen Herrn Neveu gebeten oder verpflichtet habe, eine Szene, ein Duett, einen Singsang — ich weiß nicht mehr was — bis ‚morgen' fertig zu machen. — Er scheint damit fertig geworden zu sein. Kann ich verstehen. Sie schickte ihn in die Klausur, wie — ich glaube — die selige George Sand, allerdings mit größeren Rechten und nach längerer Vorbereitung, Herrn Chopin oder wie die Fürstin Wittgenstein ihren Freund Liszt, der wurde sogar rite eingeschlossen — freilich rückte er ihr später im Abbégewand aus. Die beherzten Damen, was tut man einer so reizvollen Frau nicht zu Gefallen? Derlei stachelt und beflügelt. Er wird sich beizeiten zu wehren wissen — aber das kann man niemals voraussagen!" —

Die schwerhörige Großmama sprach sehr kräftig. Christel hörte es mit einem flüchtigen Lächeln. Dann nahm sie zögernd ihre Handtasche vom Tisch.

„Willst du schon wieder gehen, Doktor? Willst du nicht wenigstens die Damen abwarten?"

„Ich muß ins Geschäft, Onkel Rochus. Immer Dienst. Das ist mal so. Ich sehe bald wieder nach dir. Grüße die Damen und deinen Neffen Lutz und laß dir erzählen — ob die Klausurarbeit gelungen ist."

Gleich darauf ging Christel davon, und Onkel Rochus spürte sofort wieder Schmerzen. Verdammter Unfug. Sehr fatal. Aber nach einer Weile würden die Damen zu ihm herunterkommen. Darauf wartete er nun.

„Gerste — die Bürste und den Kamm," sagte er sehr ungeduldig, obwohl er eben noch zu schlummern schien. „Ich habe das Gefühl, als wenn etwas da oben in Unordnung sei. Spritze etwas Kölnisches Wasser drauf. Und rauche eine Zigarette. Das macht sich besser. Ja — das Konfekt auf den kleinen Tisch und den Likör. Die alte Gräfin nimmt gern ein Glas — oder auch zwei."

★

Eberhard Heynk, daheim Pipo genannt, stand in dem geweißten Kontor des Drien-

ker Gutes, wo eben die Arbeit für den nächsten Tag an die Hofmeister ausgegeben wurde.

Das Kontor sah auf den riesigen Hof; Schweizerburschen in roten Hemden kamen mit vollen Eimern aus dem Kuhstall, dazwischen Mägde mit nackten Armen und Beinen und schwankenden Miedern, starke Pferde schritten träge nach dem Stall.

‚Ja, das ist Leben, das ist gut!' sagte sich Pipo Heynk und rieb sich rasch in frohem Behagen die Hände, aber gleich darauf zog er wieder die blonden Brauen streng zusammen. „Den Tierarzt zu morgen früh," warf er kurz ein. Pipo interessierte sich besonders stark für das Vieh, sehr gut —! Man sprach von dem kranken Eber und den Pferden; Pipo war in Sorge.

Da kam der bekneiferte Rechnungsführer herein. Er hatte die Abendpost mitgebracht, Zeitungen, Kataloge, ein paar Geschäftsbriefe — einen Brief an die Mamsell — an den Inspektor — und einen Brief in einem Sonderfach der Mappe an den Herrn Landrat.

Er überreichte ihn mit Hackenschluß und einer fast ritterlichen Verbeugung, denn der Brief roch besonders gut und trug eine steile Damenhandschrift, er hatte ihn schon unterwegs beschnuppert.

Pipo nahm würdig den Brief.

Ein ziemlich dicker Brief.

Also. Ja. — Er warf einen raschen Blick darauf.

Dann schob er den Brief gleichmütig und langsam in die Joppentasche. „Danke."

Er sprach wieder von dem kranken Eber und von den Pferden, die Verschlag hatten. Dann sah er auf seine Stiefelspitzen und an seinen braunen Ledergamaschen hinunter, die Hände in die Hüfte gestützt und nachdenklich wippend.

„Haben Herr Landrat noch —"

„Danke. Tja — den Jäger. Ich will ihn erst morgen sprechen, Herr Knaak. Es paßt mir jetzt doch schlecht — ja — schicken Sie bitte jemand hin. Er soll sich morgen früh bei mir melden. — — Guten Abend, meine Herren!" Und er ging hinaus, als wäre ihm etwas Eiliges eingefallen.

Auf dem Hof ging er durch eine Schafherde. Die Leute grüßten, er dankte höflich und zerstreut. Sie waren ganz gut, die Leute; es waren auch auf der anderen Seite schwere Fehler gemacht worden, das würde bald aufhören. Ein paar Hunde kamen auf ihn zu, aber sie störten ihn jetzt.

Er hielt die eine Hand eingestützt und die Finger halb über die Joppentasche gelegt — ah richtig, dort war der Brief.

Vor der Schmiede blieb er stehen, das Feuer lohte hoch, und das Eisen glühte — ja, sehr schön; er lobte die Arbeit und sprach rasch und umständlich mit dem Schmied.

Darauf brach er ab und ging, die Hand wieder einstützend, davon.

Er beschloß, durch den Park zu gehen, aber an der Hoftür des Hauses stand die alte Hilla Hückstedt, und vorn über der Terrasse würde der gichtige Ökonomierat Hückstedt am Fenster sitzen . . . Er würde um die Brennerei gehen und an den Kornscheunen hin, über die Pferdekoppel, und auch dort noch mal nach dem Rechten sehen. So geschah es.

Drüben, hinter Koppel und Garten, lag das lange, weiße Gutshaus mit der zerbröckelten, prunkhaften Attika und dem zierlichen Seitenflügel, ein stattliches Landhaus, patriarchisch und behäglich; davor der riesige Rasenplatz. Auch Wieke würde das — soso!

Er nahm wieder den Hut ab und ging über die leichtansteigende Koppel. Die Pferde sprangen heran, schnoben und wieherten und scheuten weg, tapsige, hochbeinige Fohlen rannten ihn fast um und rissen wild aus. Er lockte sie und lachte. Staatsbürschchen! Sein Atem ging rascher vom schnellen Gehen und Steigen . . . Was sollte sie schreiben? Das hätte sie längst tun können! selbstverständlich hatte sie ihm ordnungsgemäß ihre Ankunft und Wohnung mitgeteilt, hatte für seine Geldsendungen gedankt und dabei zuletzt von Blankas Ankunft berichtet, Lebenszeichen, über die er auf anschaulichen hübschen Orientkarten quittiert hatte; ein höflicher, trotziger Schriftverkehr. Er blieb stehen und hielt gemächlich Umschau. Prachtvolle Koppel; angenehm luftig, die Ebereschen glühten drüben auf der Chaussee, der Park, der an die eine Koppelseite grenzte, war mächtig rot und gelb, Blätter wehten; ein herrlicher Oktober! Auch für die Jagd. Er hatte morgen früh auf den Hirsch lauern wollen. Er konnte sich den Jäger immer noch für heute abend kommen lassen. Er war dem starken Burschen schon lange auf der Spur. Ein wunderbares und ernsthaftes Vergnügen. Also morgen, in aller Herrgottsfrühe!

Er zog den Brief aus der Tasche. Ja, da war er noch, er schien beinahe verwundert, als wäre er eben erst angekommen. Er betrachtete ihn, roch seinen Duft — Wieke, dachte er bestürzt und unglaublich sehnsüchtig. Das war ja alles — das war ja — es war alles Irrsinn und zum Umsichhauen! Er sah ihr Gesicht, ihre Gestalt, ihre Hände.

Aber da schob sich auch wieder das andere Bild vor, das er sich in schwarzen und bösen Stunden gemacht hatte.

Er sah die Koppel hinauf, an der Seite standen dichte Haselbüsche, dahinter war der Drahtzaun. Nun ging er, nach kurzer Überlegung, darauf zu, warf Stock und Hut weg und legte sich daneben unter einen ganz dichten Busch ins Gras. Ein paar Pferde sprangen bis auf einen Meter heran, standen still, schnupperten und rupften den Boden. Er hörte den dumpfen Ton — weitab. — Drei Bogen. — Ihre Schrift, ihre Tinte, ihr Duft, das hatte Wiekes Hand geschrieben — ja. „Mein lieber Pipo —" ‚mein' schrieb sie. So, so! Mein, aber es hatte beim ersten Anblick sehr hell dagestanden, schimmernd und — sommerlich lachend.

„Willst du woll!" schrie er. Ein altes Pferd biß ihn beinahe in den Stiewel. Aber er las schon wieder.

Auf dem Hofe wurde Feierabend geläutet. Er beachtete es nicht, hörte bloß den hellen Ton aus einer fernen, warmen und vollkommen gleichgültigen Welt.

Die Adern auf seiner Stirn schwollen, und die Muskeln auf den Backen zuckten.

„Willst du woll!!" brüllte er zornig der hartnäckigen Stute zu, wackelte empört mit den Zehen und warf seinen Hut nach ihr. Das Tier riß erschrocken den Kopf hoch, schimpfte wiehernd und trabte weg: — nein, so was!

Pipo legte sich anders; stützte die Hand gegen die Backe und las — siedend heiß. Fuhr sich mit der Hand über den Schädel, rieb darauf, ja, der war noch da. Streckte sich mit einem Ruck aus und las, daß ihm das Blut noch dicker in den Kopf stieg und dort hämmerte. — Ihre Schrift, ihr Papier, ihr Duft, — aber das war nur noch so nebenbei da. Was sie schrieb — was sie da verkündete — das war — das war — wie ein Dachziegel auf dem Kopf — ein Balken aufs Gewölbe — ein Blitz über die Haut —

Er richtete sich auf, saß und starrte, das Blut pochte, und ein Schimmel, der ihn wiederum anstarrte, sah schwarz wie ein Höllenrappen aus mit einer strahlenden Lichtglorie rundum. Pöh!! —

Pipo stand rasch auf.

Er hielt den Brief noch in der Hand und ging weg. Da erinnerte er sich des Umschlags und schritt zurück, da lag auch noch sein Stock, das Messer, sein Hut — holla, Ru — he —! war er toll? Übergeschn — — beinahe! Dichtebei und nicht ganz ohne Grund. Er blieb steif stehen, spürte seine eingedrückten Knie, das war ein wohltuend festes Gefühl, das auch seine Brust weitete, aber so, als rumore dahinter ein Urlaut — ein stürmisches Lachen. Er schwang den Stock, blies die Backen auf und redete laut — „das ist doch — das ist — Kopfstehen — Radschlagen — Akazie — das ist — ist — Wieke — zum Himmeldonnerwetter — —!!" Es war keine sehr sinnvolle Ansprache. Die Pferde standen und hoben die Nasen, ein paar Fohlen wälzten sich und streckten die Beine gen Himmel und wieherten wie toll, es klang wie ein unverschämtes Kreischen.

Drüben vom Weg sahen die Leute herüber und schienen sich über den lebhaft schwatzenden Herrn Landrat zu wundern.

„Schafsköppe!" sagte Pipo und begann ruhig und elegant zu schlendern. Er steckte das Messer ein, setzte den Hut schräg auf, faltete den Brief bedächtig zusammen und behielt ihn sauber und anständig wie eine gleichgültige Zeitung in der Hand, bewegte den Stock, als ginge er hier bloß so spazieren. — „Hoi — hoi!" schreckte er munter die Pferdchen. „Schafsköppe —!" Betrachtete aufmerksam den blauen Himmel mit den weißen, raschen Wolkenballen. „Das ist — das ist doch — — er saß hier, stand hier — ging hier — — Unglaublich das — er — er — wie? Nein so etwas! Aber sie schrieb doch — hier stand es — —" er schlug mit der linken Hand nach rechts auf den Brief — „Ich hoffe, daß es ein Sohn ist — der Dir ähnlich wird —" Sein — sein — —

Er ging auf das Drahtgitter zu, er konnte hier nicht stundenlag herumspazieren, er wünschte überhaupt keine Öffentlichkeit mehr, nicht die mindeste — wünschte zu gehen, zu laufen, Bewegung — peripatetische Meditation! Er suchte an dem Zaun eine übersteigbare Stelle, schwang sich darüber und riß sich am Stacheldraht ein kleines Dreieck in die Reithose. Einerlei. Ein Flöckchen wehte auf der Drahtspitze.

Nun ging er durch den Park auf raschelndem Laub, zwischen sickerndem Abendgold, hier und da war es dämmerig und ganz dunkel unter den dichtverwucherten Bäumen. Die Luft war dumpf und feucht, er wandte sich zur Seite, suchte den langen, finsteren Tannengang, rund und eng wie eine Röhre, der zu der niedern, morschen Mauer führte; böse Fliegen sausten, rote Giftpilze glühten, eine Giftmorchel stank, weit vorn geisterte die kleine Mauer. Er tastete sich an ihr hin bis zu dem breiten, vermoosten Hintergatter und hakte es auf. Einen Augenblick sah er in die Weite, dann steckte er Wiekes Brief in seine innere Joppentasche und lief auf die Stoppel hin-

aus. Dort war wieder Tag, heller Abend, sinkende Sonne, Wind und Frische und mächtig flutende Heiterkeit, in denen Habichte kreisten, er atmete auf und schritt querfeldein davon, der Heide und dem Walde drüben zu, immer wieder den Stock tief in den weichen Boden stoßend, daß die Erde flog und die Bewegung ihn erschütterte...

Nach zwei Stunden saß er jenseits des Waldes auf einem frischgeschlagenen Buchenstamm. Der Himmel war grünlich fahl und die Luft tief dämmerig, sie wurde dunkel, und die Nebel stiegen.

Es duftete friedesam nach Harz und frischgeschnittenem Holz. Links im Holz lag eine Suhle, dort hatte er schon etliche Male im Morgengrau gesessen und auf den Hirsch gewartet, um jene frühe Stunde begann der Brunstschrei im Holz mächtig zu orgeln.

Vor ihm lag ein Rapsfeld, das bei diesen Herrschaften auch beliebt war. Pipo saß still und sah langsam atmend in die dunkelnde Stille. Er war jetzt müde vom Laufen. Die Hände hatte er auf den Stock gestützt, der Hut lag neben ihm.

Dann sah er wieder über den Raps.

„Ja — Wieke, das ist seltsam.“ Ein Stern flimmerte stark im grünlichen Himmel, und der milchige Mond zog sacht und neugierig über eine dunkle Bergkuppe.

„Sehr seltsam, Wieke. Beinahe ein grimmiger Spaß des Geschicks, eine saftige Ironie. Aber nun müssen wir uns doch wohl sprechen. — Morgen? — — So schnell wird es nicht gehen. Ich werde telegraphieren, sie soll heimkommen. Das wird das Richtige sein. Auf meinem Boden.“

Er preßte die Lippen zusammen.

Er sah ihr Gesicht ganz deutlich vor sich, ihre warmen, heißen Augen, ihren zuckenden Mund, als ob er weinte und lachte. Das lag dicht nebeneinander bei ihr. Sie war sehr rasch, — leider — immer zu rasch, o ja! — aber doch vielleicht — jedesmal ehrlich. Er erinnerte sich alles Früheren und Späteren bis — ja — bis zu jener letzten Nacht. — Sollte das alles ratzebus weggeblasen oder abgrundtief geheuchelt gewesen sein? — — Jener andere und sein Leben — das war der geheime Stachel — die waren ohne Zweifel viel ... glänzender, als er und sein Drienke-Ideal; aber derlei entschied wohl doch nicht immer im Leben! Auch sie wußte das, hatte es schon früher gewußt und schien es nun noch einmal gründlich eingesehen zu haben ... Liebe, so ähnlich schrieb sie, wird und fordert nach keinem Gesetz. Und Ehe, wenn sie es wirklich war, hält mit allen Zähnen fest, das wußte er selbst am gründlichsten. Und nun — nun hatte das alles ein noch anderes — ein unvergleichlich neues Gesicht bekommen! — —

So monologisierte er, indes ihn die frische Abendluft nach dem langen Marsch leicht und erquicklich umfächelte.

Da mußte er aufblicken.

Drüben hinter dem Raps trat langsam und sichernd der starke Hirsch heraus. Pipo sah erregt aus seinem Brüten auf. Das war der gesuchte Bursche! Ein zugereister Herr, der sich mit ein paar Tieren abseits hielt und den Platzhirsch vermied — der schlaue Halunke. Ja, ja, das ist überall dasselbe! Er sollte sich vorsehen, der Narr!

Pipo lachte und stand auf. Das hatte ihn seltsam ergrimmt, ermuntert und erfrischt.

Der Hirsch hatte verhofft und brauste mit zwei Sätzen ins Holz zurück. Pipo aber ging mit starken Schritten heim.

Die verschleierte Dame und die Flagge am Pipohaus

Im Pipohaus standen am nächsten Tage Läden und Fenster offen.

Lina und die andern schrien durch die Zimmer und fuchtelten mit Flederwischen und Lappen; der Gärtner hieb auf Sessel und Teppiche, daß der Staub flog und die Frauen noch lauter schreien mußten. Danach bastelte der Gärtner am Flaggenmast an der Strippe, er wollte morgen zwei Flaggen hissen, die große Flagge für die Gnädige und das munterflatternde Wimpel für den Herrn.

Christel machte sich heut abend bald nach neun auf den Weg, um als Arzt vom Dienst bei den Lazariten zu nächtigen, sie atmete tief und rhythmisch, um noch etwas frische Luft mitzunehmen, und schlenkerte weiter, als unbedingt nötig war, mit den Armen aus, weil sie guter Laune war und daneben ihre federnde Kraft spüren wollte. So eilte sie dahin und war mit Gott, Menschen, Pipos und sich selbst nicht unzufrieden. —

Es gab nicht viel zu tun. Christel saß in ihrem Zimmer und las.

Dann schlug es elf. Christel gähnte einmal, mehr aus friedlicher Bedachtsamkeit als aus Müdigkeit, in dem nächtlichen Schweigen. Sie kochte sich eine Tasse Tee und setzte sich wieder zu ihrem Journal und zu dem dicken Buch mit den abscheulichen Bildern und Krankheiten.

Auf dem Korridor huschten Schritte, es

wurde geflüstert. Dann war es wieder still. Die Buchblätter knisterten, und Christel räusperte sich, um ein Spürlein Leben zu hören und weil es sich gut saß. Einmal vernahm sie ein merkwürdiges Geräusch, das von draußen ans angelehnte Fenster kam, ein ungewisser, dumpfer Hall oder als splittere Glas; sie achtete nicht darauf; sie machte eben mit dem Bleistift am Rande der Seite einen geraden Strich und unterstrich auch im Text ein paar Zeilen behutsam, das war wichtig und bemerkenswert. Der Tee schmeckte gut, sehr würzig, blumenhaft, es war Tee aus Holland, den Mauritius Goudsmit geschickt hatte, vorzüglich, wie alles, was er schickte und an ihm selbst war, verläßlich, auch der Tee mit seiner Würze — und sie dachte, die Wange leicht auf die nach außen gebogenen Finger gestützt, über ihrem schwierigen Buche eine Weile an den holländischen Moritz; dabei mußte sie lächeln, man konnte ruhig, freundlich und gut an ihn denken, herzlich, wie an etwas sehr Warmes und Sicheres, dessen Diesseitsvertrauen einen ansteckte.

Es schlug halb zwölf, und sie beschloß gerade, es sich nun allmählich bequemer zu machen, da klopfte es an die Tür. Sie hob den Kopf. „Ja?"

Schwester Ernesta kam herein. „Ach Gott —"

„Was ist denn?"

Das Mädchen hatte erschrockene Augen und konnte es nicht dick genug herausbringen. „Ach — ein Unglück — —"

„Was?"

„Auf der Juchhee. — Ein Junge war da — Fräulein Doktor möchten kommen, läßt Frau Gerste sagen!"

Christel war herumgefahren. „Was ist denn los? So reden Sie doch!"

„Ich glaube Feuer, eine Explosion. Der alte Herr und der junge Herr, der drüber wohnt, sollen — ja — —" Sie wußte nichts Genaues. „Vielleicht ist es nicht so schlimm; es läutet ja nicht."

Christel sah eine Sekunde starr zum Fenster. Nein, im Winkel gab es kein Nachttelephon. Um zehn war Schluß mit aller Betriebsamkeit. Hier lebte man im Frieden.

„Wecken Sie die Oberschwester, und bleiben Sie selbst auf. Hier ist alles in Ordnung," sagte sie. „Ich springe einmal hinüber." Sie nahm entschlossen ihre Jacke vom Haken, griff gewohnheitsmäßig in den Arzneischrank, wo allerlei Dinge lagen. „Ja, — und Doktor Lück — melden Sie auch ihm, daß ich bald wiederkäme. Und wenn es nötig sein sollte, schicke ich herüber." Sie zog sich ruhig, wie ein richtiger Doktor, die Jacke an und knöpfte sie zu. Dann ging sie eiligen Schritts aus dem Zimmer, ließ das Buch liegen, die Lampe brennen, den blumenhaften Moritztee stehen, die ganze warme Friedlichkeit zurück. Die Windtür pendelte hinter ihr und blies ihr einen unfreundlich laukühlen Wind nach. Herr Schliepe stand ohne Kragen und Weste in breiten Filzschuhen schon vor der Tür und machte von draußen auf. „Ja — es soll auf der Juchhee — Fräulein Doktor brauchen bloß meinen Jungen da zu schicken!"

„Gut, ich nehme ihn mit. Ich denke, es wird nicht nötig sein."

Natürlich, es war ganz ruhig in der Stadt, nur die frische Luft rauschte in den Bäumen, schüttelte die letzten Kastanien herunter, daß die Knollen dumpf klatschend aufschlugen; eine davon fiel Christel hart auf die Schulter.

Der alte Herr, der ‚junge' darüber...? Ja, Lutz wird bei seinem Notenpapier gesessen haben, wie jede Nacht, höchst simpel. Vielleicht hatte ihm die Dame Adi Adelaide wieder eine Aufgabe gestellt. Sollte Onkel Rochus jetzt auch nächtens seinen Spuk treiben? Es war ihm schon zuzutrauen. Hinter ihr lief der Junge. Er schwatzte vergnügt, dabei patschten seine nackten Füße über die Erde, da rannten ein paar Leute — natürlich, die Neugier ist erfreulicher als Schlaf und Federbett; andere zogen sich vermutlich noch die Stiefel und Buxen an. Im übrigen lag die Juchhee friedlich und dunkel da. Der Wind wird eine Fensterscheibe zerschlagen haben, das kommt öfter vor.

Ach nein!... sagte sie sich plötzlich und atmete tiefer, ich habe ihn wohl immer noch ein bißchen lieb. „Du bist jetzt ruhig!" gebot sie sich.

Sie ging durch das Tor, das unverschlossen war, Leute standen da und schwatzten, „nee nee — ja ja — das konnte was Scheenes — —" es war das alte Tor, es war auch die alte Steintreppe, die sonst moderig roch, jetzt brenzlig und qualmig, scharf nach Kampfer, es war unbestimmt. Da war die alte Frau Gerste. „Ach Gott —"

„Na, was denn?"

„Das heillose Flimmerzeug, das Satanszeug — ich hab' es immer gesagt und Gerste auch —"

„Ist was passiert —?" Es war ein übler Gestank.

„Nicht so schlimm, wie's aussah — sie sollen bloß nich noch bimmeln, ich wer' lieber nochmal schicken —"

„Ja, tun Sie das, liebe Frau Gerste," sagte Christel erfreut. „Und nun wollen

wir selbst sehen. Was treibt Onkel Rochus —?"

Doch in diesem Augenblick kamen rasche leichte Schritte von oben herab, und um die enge Wendung eilte eine leicht verhüllte große Dame, die süß und stark duftete, sie wäre beinahe mit Christel zusammengeprallt.

„O Gott —!" rief die alte Gerste entsetzt und faltete die Hände über dem starken Leib, als sähe sie ein Gespenst.

„O — Verzeihung —!" sagte die Dame mit einer unbekümmerten und unverkennbar sonoren Stimme und wollte vorüber, ihr Schleier oder Seidenschal verschob sich dabei, und da erkannte Christel die Dame Adelaide und ihre etwas hochliegenden Wangenknochen noch deutlicher.

„Ah, Fräulein Heynk. — Es ist gar keine Gefahr — nur ein Schreck, ganz tüchtig. Wir musizierten gerade noch, der Meister und ich, es war sehr schön. Es ist spät geworden — Großmama mußte sich legen, immer die Gicht! Sie wollen hinein —? Ein wenig wird es schon gut sein, ein Arzt beruhigt immer. Ah, — ich selbst muß leider eilen — Großmama wartet auf mich. Guten Abend, liebes Fräulein Doktor. Rivederci!" Dann lachte sie wohllautend und herzlich — vivace, con brio. — ‚Good bye,' dachte Christel trocken. Sie hatte ebenfalls verwunderten Blicks und ein wenig offenen Mundes und mit einer prüfenden Falte zwischen den Brauen aufgesehen und nicht eben viel erwidern können und blickte nun der nächtlichen Erscheinung nach. Dann glitt sie verwirrt und mit einem flinken Geräusper in der Kehle in die verqualmte Wohnung.

Dies war immerhin seltsam gewesen. Aber in dem Erkerzimmer neben dem Schlafgemach sah es recht wüst aus, und der Wind fegte durch die offenen Fenster herein.

Es war wohl auch ein Schreck für das alte Herrchen gewesen, das Fenster war gleich davongeflogen, aber das war gut. Gerste hatte wie ein Genie gewirkt mit Decken und Wassereimern in seiner gesegneten Höllenangst. Mußte das alte Herrchen seinen Spuk auch des Nachts treiben? Die Qual in den Beinen ließ ihn nicht schlafen. Christel begab sich in die Kemenate, dort lag der alte Rochus mit verdrießlichem Gesicht, aber sonst ganz brauchbar und gesprächig.

„Dir geht es gut?"

„Danke. Ganz gut, Doktor. Wo kommst du her?"

Er war bloß etwas angesengt, sonst heil. Aber sein steiles, zierlich kokettes Hahnenkämmchen war für immer dahin. Er hatte ein ganz kahles geschwärztes Köpfchen, als Christel das nasse Handtuch wegnahm. Seine Schönheit hatte gelitten. Auch Gerste waren ein paar graue störrische Haarbüschel abhanden gekommen und die dünnen gotischen Augenbrauen, er war ziemlich nackt im Gesicht. Sonst nichts; Kinder, Greise und Liebende schützt Gott!

Es gab nicht viel zu tun. Der alte Rochus erzählte ihr die Geschichte noch mal und knüpfte seine Betrachtungen daran — „auch die hübschen Spukdamen lassen nicht mit sich spaßen, Christel —! ja, danke dir, du hast eine feinste Doktorhand — ein höllisches Feuer in diesen Spukdamen, ich war wie Pygmalion vor Galatee!" Aber als man ihm auf seine besorgte Frage gestand, daß sein geliebtes Schöpfchen verloren war, wurde er furchtbar böse: „Auch noch Simson und Delila — meine letzte Schönheit, Christel, auch sie dahin. Nun ist es aus." Er brach wütend ab, legte den Kopf zur Seite und sprach kein Wort mehr. Bloß: „Gerste!" rief er aus seinen Kissen noch einmal gebieterisch und empfehlend für Christel.

Ja, der kam auch dran, er bekam einen Turban aus Mull ums Haupt, und da mußte Onkel Rochus über seinen moslemitischen Pietisten denn doch kichern, aber er tat es ganz kurz; er war höllisch böse.

Mohammed Gerste aber schimpfte leise und mit einem hastigen Blick auf seinen alten Herrn.

„Ruhig, Gerste, alte Unke. Salem Aleikum. Mach', daß du 'raus kommst! Ich will schlafen," kam es knurrend vom Bett.

Da stand auch Lutz an der Tür des Zimmers, aber Christel hatte schon wieder an ihrer Jacke zu tun.

„Guten Abend, Christel. Das war ein schöner Spaß. Ich danke dir —", sagte er schlicht. Es wurde ihr nicht leicht, ihm die Hand zu geben. Er sah vor ihrem hellen Blick zerstreut zu Boden oder zum Fenster. Nein, er bekam kein mildes, braves Pülverchen — er brauchte das nicht.

Und dann machte sich Christel Heynk mit einem muntern Gruß wieder davon.

Und nun würde sie sich, wenigstens noch ein Weilchen, vor ihr schwieriges Buch setzen, feine Bleistiftstriche am Rande bemerkenswerter Stellen ziehen, an dem kalten, blumigen Moritztee nippen, der sie labte, und dazwischen einmal mit seltsam spöttischer Nase nachdenklich über das Buch hinausblicken, bis auch sie müde sein würde und sich aufs Ohr legte. Am Schlaf sparte sie nie, der floh sie niemals, der war ihr guter und heitrer Lebensfreund.

Am Tag darauf, gegen vier Uhr, kam Pipo mit würdigem Gesicht angefahren, gerade als Christel sich feingemacht hatte.

Pipo behielt seine Würde. Er hatte das lustig flatternde Wimpel mit der Flagge darunter bemerkt und die Girlande aus Tannengrün und weißen Astern über der Tür. Er gab seiner Schwester die Hand. „Wie geht's? Hast du das veranlaßt?“

„Nein, die Leute.“

Auch in seinem Schlafzimmer standen Blumen und nebenan in Wiekes Schlafzimmer dufteten große Büsche weißen Treibhausflieders, sie rochen stark, das war für die Nacht nicht gesund — hm ja! Er hatte hineingesehen.

Dann rumorte er in seinem Bezirk. ‚Um fünf kam ein Zug — um sieben' — dachte er im Waschbecken — er angelte nach dem Handtuch. Die Seife biß ihn in die Augen, er machte einen Handtuchzipfel naß, „Teufel!“ sagte er mit neugewonnener Frische.

Dann war er fertig. Er sah sehr fein und blühend aus. Sollte er im Schlafrock herumlaufen? „Trinkst du eine Tasse mit?“ fragte Christel.

„Kaffee? Naja, einen Schluck.“ Er zog dazu mit aufdämmerndem Behagen eine Zigarre heraus und sah gleichmütig vor sich hin in den bunten Garten; das hatte er eine Weile nicht gesehen.

„Kann ich den Wagen zum Bahnhof haben? Weißt du, wann Wieke kommt? Ich möchte heute in die Stadt hinüber — Theater.“

„Theater? Nein. Sie hätte telegraphieren können. Sie kann um fünf kommen — um sieben — um zehn.“ Er lehnte sich rauchend zurück. „Ich muß zu jedem Zug hinunterschicken. Ja, du kannst zu dem Fünfuhrzug fahren. Das paßt sehr gut.“

Sie trank ihre Tasse leer, da könnte sie sich also gleich die Sturmbrille auf die Nase setzen. Pipo rauchte seine bekömmliche Zigarre. Ja —, erzählte er, sehr hübsch in Drienke, wunderhübsch. Höllisch viel Arbeit, man wird sehen! Ziemlich teuer, gehörig teuer, muß heidenmäßig viel Geld hineinstecken, mächtig herabgewirtschaftet — der alte Hückstedt regierte bloß noch durch die Fensterluke, und das alte Mädchen Hilla hat irgendwo einen Polypen! Das war Christel trotz des medizinischen Aspektes ziemlich egal. Hier im Winkel — erzählte sie, aber da hörte wieder Pipo nicht hin. Es war also Zeit.

Also — ja. „Na, da werd' ich mir die Handschuhe anziehen, nimm's nicht übel. Vielleicht treffe ich Wieke unterwegs oder drüben in der Stadt.“

Aber da, während sie noch so sprachen, erschien Lina aufgeregt an der Tür: „Die gnädige Frau ist da!“

Sie hatten auf das Geräusch da draußen nicht geachtet. Sie erhoben sich beide überrascht und erfreut. Da kam sie schon selbst in Hut und Mantel, eine helle Blutwelle im Gesicht.

„Eben sprachen wir von deinem Zug!“ sagte Christel, ließ den Bruder stehen und ging auf die Schwägerin zu. Sie küßten sich. „Du siehst gut aus. Ganz braun, — etwas voller.“

Wieke hielt Christels Hand fest, drückte und streichelte sie. „Immer der Doktor.“ Sie sah unbefangen auf Pipo.

„Guten Tag, Pipo,“ sprach sie. „Ich kam mit dem Mittagszug in der Stadt an“ — das war die Nachbarstadt — „und blieb bei Blanka. Wir trafen Harro Muz. Er schickte mir seinen kleinen, raschen Wagen. Sehr artig.“

„O famos! Darf ich deinen Wagen behalten, Pipo?“ fragte Christel und trat eifrig zwischen die beiden. „Dann verzichte ich überhaupt auf die Bahn. Dann fahre ich großartig!“

„Gewiß, du kannst den Wagen haben. Ich brauche ihn nicht.“

„Danke dir, alter Pipo. Dann mache ich mich davon. — Ich will ins Theater, Wieke, ich habe heute frei. Und will noch dies und das — Wie war es im Moor? Wir sprechen morgen darüber, wenn es euch recht ist, jetzt ist leider keine Zeit mehr.“

Wieke lächelte. „Was wird denn gegeben?“

Christel rutschten die Brauen hoch. Ja was — irgend etwas, es hatte sie nicht sonderlich beschäftigt. „‚Wallenstein',“ sagte sie auf gut Glück. „Wiedersehen,“ sprach sie und ging geschäftig davon.

★

Wieke stand im Wohnzimmer am Tisch. Nun drehte sie sich um.

Pipo hatte ein paarmal seine Stimme gefestigt, die belegt zu klingen drohte, was ihn unzweifelhaft gestört hätte.

„Das ist immerhin eine Überraschung, Wieke!“ — sagte er. „Du glaubst —?“

„Ja, Pipo.“ Sie blickte ihn groß an.

„— Ja, auch ich glaube dir, Wieke,“ sagte er langsam. — „Aber es gibt da auch seelische Einflüsse — Unwägbarkeiten, um es so zu nennen, die doch keine sind, sehr wirklich!“

Sie wurde glühend rot. Es machte ihn sofort besorgt; sie sollte sich nicht erregen.

„Du darfst das nicht sagen, Pipo! Ich habe dir alles geschrieben, auch das. Ich



In der Loge. Gemälde von Walter Miehe



war — damals — weißt du das nicht mehr?! — du hast dich — ja — du hast dich mir niemals so gebieterisch gezeigt, Pipo ..."

In ihm schwankte etwas, als wäre die Luft mit einemmal erschüttert worden durch etwas Neues und — eigentümlich Befreiendes, durch dieses unerwartete erregte frauliche Lachen . . .

„Ich hätte dir niemals etwas sagen sollen! —"

„Du hättest nicht —? Das ist mir neu. Bitte, errege dich nicht. Ich möchte das nicht. Nimm hier Platz. Wir wollen ruhig sprechen," gebot er in einer übertriebenen und altmodischen Auffassung dieser Zustände.

„Es ist alles gesagt. Sieh mich an —"

Das war wieder sehr rasch, sehr leidenschaftlich und rabiat, es war die alte Wieke, die er gut kannte; und doch auch eine neue, innerlich schwerere und mächtigere — die Pferdekoppel in Drienke stieg vor seinem Geiste auf, ihr Brief, und wie er ihn unter den Haselbüschen zwischen den neugierigen Bäumen und frechen Fohlen gelesen, und wie er dann durch den Abend gelaufen war bis zu jener Rast am Walde unterm runden, hellen Mond.

Sie sah ihn noch eine Weile gerade an, ihm mitten in die Augen hinein. Da verstand sie ihn.

„Pipo — ich werde es dir zeigen!" sagte sie. Dann nahm sie artig Platz, nun wirklich müde.

Nun ging Pipo mit seinen raschen Schritten umher. Auch ihm war freier — unerwartet leichter — nein, nicht eigentlich unerwartet! Ein falsches Wort. Er hatte wochenlang in sich hineingeschwiegen. Man sollte niemals alles in sich hineinfressen . . .

„Willst du dich nicht auch setzen, Pipo?" fragte sie.

„Nein, bitte. Ich muß mich bewegen. Oder macht es dich nervös, stört es dich?"

„Nicht sehr."

Ihre Hände waren um die Sesselarme gelegt. Pipo sah es. Ah ja . . .! Um die Augen waren leichte Schatten und ein paar feine frauliche Linien, die früher nicht da waren und die ihn jetzt ganz unwahrscheinlich beglückten, ja — rührten.

Er schritt wieder feierlich, die Hände auf dem Rücken. Dann blieb er plötzlich vor ihr stehen. „Hast du . . . über mich gelächelt damals? Ich meine —"

„Nein, Pipo! Was fällt dir ein? Niemals über dich —"

„Ein Narr! Kein Mann!"

„Ich möchte nicht so — überhaupt nicht mehr von ihm sprechen. Ein Jüngling, wie ihn die Kunst manchmal braucht und verbraucht, ein Blütenflieger und Honigsammler. Er zahlt mit anderer Münze."

„Danke bestens!" begehrte Pipo hitzig und eifersüchtig auf.

„Wir ändern es nicht. Du siehst, daß ich sehr ruhig und gerecht von ihm sprechen kann. Lassen wir ihn auf seiner Ebene stehen. Er ist gleichgültig."

„Er wird noch mit Achtzig seine Gänseblümchen pflücken! Aber freilich — wir sind bloß — Rinderbrust und nicht Fasan und Torte!" Er zog seine Brauen sehr hoch.

„Diese Torte wäre mir furchtbar schlecht bekommen, mein lieber Pipo."

Sie erhob sich und ging auf ihn zu; reifer, reicher, feierlicher, so kam es ihm vor, und unaussprechlich vertraut. Sie blickte ihn an. „Gib mir noch einmal die Hand, Pipo!"

Da nahm er ihre Hand. „Es war abscheulich, Wieke! Bitte, nimm wieder Platz," gebot er auf seine neue Manier.

Doch gleich darauf führte er die geliebte Gestalt zum Sessel zurück.

Epilog oder Topf und Deckel

Das alte Herrchen Rochus Kilian hatte den Verlust seines zierlichen Hahnenkämmchens wohl doch nicht verwinden können. Ein gutes Jahr darauf, mitten im schönsten Schneewinter verschied er eines sanften Todes. „Ich weiß nicht, Gerste, warum die Zigarette so schief brennt," hatte er an einem heiteren Januarmorgen gesagt, „das kann ich nicht leiden. Na, es lohnt nicht mehr," damit hatte der alte, zähe Diesseitsbeschwörer und zwinkernde Lebensdurchschauer das blinkeblanke Köpfchen zur Seite geneigt und sich schweigend empfohlen.

Nun waren die andern alle wieder im Winkel versammelt, um den stillen Onkel Rochus, der auch im Sarge artig lächelte, nach der Stätte zu geleiten, die ihm die fatalste im Leben gewesen war und um die er sich niemals gekümmert hatte.

Pipo und Wieke Heynk waren aus Drienke gekommen und im alten Heynkhaus drüben abgestiegen, das noch immer so hieß, aber vorläufig an Harro Muz und seine lachende dunkle Eheliebste vermietet und verpachtet war. Vermutlich würde es in absehbarer Zeit verkauft werden müssen,

denn Pipo mußte all sein Geld und Gut in sein Sorgenkind Drienke stecken, das er stürmisch bewirtschaftete und mächtig in Schwung zu bringen suchte; das war nicht leicht, es war sogar sehr schwierig.

Pipo sah um etliche Linien strenger aus, bewegte sich zuweilen gemessener, lachte vielleicht auch nicht mehr ganz so hurtig, aber noch immer sehr hell und überzeugend, eine in sich gewichtige, sichere Persönlichkeit, die eine große, prachtvolle Aufgabe gefunden hatte, der er mit Geschick und zäher Hingabe diente.

Er hatte freilich nun auch einen Sohn daheim in den Windeln strampeln, der nach dem Großvater Hugo hieß. Einen leibhaftigen Sohn.

Ja, der war nun auch da. Der war auf den Tag im Sommer gekommen, ein tapferer, zuverlässiger Mann: Hugo Heynk. Seine Mutter hatte sich anfangs mit raschem Trotz gegen diesen Namen gewehrt, es gab feinere Namen, die eigener und bedeutsamer klangen, wie es sich für so einen hervorragenden Erstgeborenen schickte, aber Pipo war fest geblieben. Dieser Sohn Hugo war nun also da. Ein Sohn! Er hatte Wiekes schiefergraue schwarzgesprenkelte Augen, die sich leicht verdunkelten und ihren eigensinnigen Mund und Pipos langen Schädel, seine feste Stirn, die kurze Nase und das störrische, hellblonde Haar, er hatte eine gewaltige Stimme, ein starker Bursche, meist war er kolossal fröhlich und strahlend dankbar — und das hatte er wohl auch vom Herrn Papa.

Wieke schritt mit einer kleinen Wehmut durch die alten Räume. Da standen mancherlei Erinnerungen in den Ecken, die sie zärtlich und ein paarmal verlegen kichernd anriefen, und von denen sie sich mit einer rötlichen Wolke über der Nasenwurzel abwandte.

Doch ihr Herz und Sinn waren in Drienke geblieben. Sie hatte mit dem Pipomann in diesem ersten langen Jahr viel gesorgt und geschafft, in der ungewohnten Welt voll neuer Dinge. Und dort war eben auch der Knabe Hugo. O, — der Name war ihr sehr teuer geworden, es gab keinen schöneren! Er war in bester Hut, aber die konnte niemals gut genug sein, wenn sie nicht selbst mit strengen Augen zur Stelle war. Was konnte so einem stürmischen, immer gierig hungrigen und fabelhaft gescheiten Burschen nicht alles zwischen den zuverlässigsten Leuten geschehen? — „Mein lieber Kleiner!“ Sie hatte ihn zum erstenmal sich selbst überlassen und trug bloß sein Bild, ein wahres Leporelloalbum aller Lebenslagen und Leibesfronten, in der Handtasche bei sich. „Was soll ihm passieren? Das Mädchen ist tüchtig,“ sprach Pipo überlegen; aber auch er war zuzeiten in Sorge und sehnte sich nach dem Bürschchen.

Wieke war stattlicher geworden, nicht dick, bewahre, prangte in reifer, sommerlicher Fülle, eine festliche Frau, eine Domina — eine Mama, sie trug den Kopf gerader und drückte zuweilen das weiße, feste Kinn anmutig herab. Es war möglich — es war sogar gewiß, daß in diesem zweiten Sommer — ja. Sie wünschte sich sehr ein Mädchen; es sollte Christel heißen, nach Tante Christel und ihr ähnlich sein. Dann konnten ja, wenn's sein sollte, noch Jungens kommen — es war viel Platz im Drienker Haus, Hugo sollte nicht einsam aufwachsen, das wäre nicht gut für ihn und das würde zu seinem umgänglichen Wesen nicht passen, Jungens und Mädel, vier, fünf, sie war nicht zaghaft, sie hatte einen guten Appetit auf Kinder, hatte ihn immer gehabt. Und Pipo wandelte stolz und selbstbewußt neben ihr.

Aber nun, um die zweite Mittagsstunde gingen sie und die Muzleute nach der Juchhee.

Das war ein ernster Gang, der mit dem Knaben Hugo und seinen künftigen Geschwistern nichts zu tun hatte. Sie mußten den Weg unter dem Schloßgarten hin nehmen. Der Schloßgarten selbst war seit einiger Zeit gesperrt. Auch hier hatte sich etliches verändert. Der reizbare Dynast Linus Zech war gen Süden gepilgert, saß irgendwo hoch oben überm Genfer See, dieses Klima sagte ihm zu; und nun war das wackelige Chateauchen an einen lebenskräftigen Mann, namens Stoppmüller, der dauerhaften Verdienst hatte, verkauft worden, der hatte den Schloßgarten abgeschlossen, hatte mauern und putzen lassen, Zentralheizung, elektrisches Licht, pompöse Badezimmer eingebaut, allen neuzeitlichen Kongfor angeschafft, eine Garage mit Autos, einen Tennisplatz, ein Billardzimmer, eine Bibliothek — bei Gott! — und einen Radiolautsprecher.

Die ‚weiße‘ Frau aber war eines Nachts mit giftigem Gesicht und einer großen Handtasche eilig umgezogen und war schwarz geworden vor Wut. Harro Muz, der lachende Römer, berichtete den Pipos. Scharlibbes wären noch da — auch Idchen, aber die würde mit nächstem erben. Und Poese — Gustav Poese, der gemischte Mongole aus preußisch Sachsen und Peking? der hätte seinen feinen Herrn im Stich gelassen und wäre nach Magdeburg gezogen,

wo er eine ältliche Jungfrau, lautlos, behutsam und stillächelnd, wie es seine Art, geheiratet hätte und eine Teestube und Teehandlung betriebe.

Die vier Freunde gingen mit blanken, hohen Zylinderhüten und schwarzen Schleiern lächelnd durch die klare, glitzernde Kälte. Der alte Rochus würde vergnügt mit ihnen geschmunzelt haben, denn einen hohen Siebziger unter einem geblümten Sargdeckel hätte er selber am allerwenigsten tragisch genommen, als Zuschauer und Trauergast versteht sich.

Auf der Juchhee empfing Lutz Kilian als Neffe und Leidtragender die Gäste. Er war verbindlich feierlich in schlankem Gehrock. Im Gesicht, besonders unterm Kinn schien er breiter und voller geworden zu sein, er war ernst und bewegt, und seine nervöse und beflügelte Phantasie zog ihn noch tiefer in den traurigen Anlaß hinein. Das ehemalige ‚Spukzimmer' war schwarz drapiert, auf hohen Kandelabern brannten dicke Kerzen, ein Harmonium stand hinter Blattpflanzen, Kirchensänger räusperten sich und probierten die Stimmgabel, Leute aus der Stadt standen mit starren Mienen, Pomposius Dinsemeyer in einem herrlichen Pelz, der Magistrat, die Feuerwehr, der Jagdklub; Gerste schnitt Gesichter, um nicht zu greinen, ärgerte sich über einige Nachbarn, die nicht dazugehörten, betete zu seinem Sondergott und empfahl ihm seinen mangelhaften und immer bemäkelten, guten, alten Herrn.

Die Begegnung zwischen Pipo und Lutz war untadelig herzlich. Pipo verbeugte sich ernst vor Lutz, gab ihm kräftig die Hand und trat zurück; Wieke, die Blumen in der Hand trug, trat an den Sarg, aber Lutz, ganz vom Augenblick bewegt, ergriff ihre Hand und küßte sie innig. „Danke, liebe — liebe Wieke! Die schönen Rosen, er würde sich freuen!" Pipos Gesicht blieb teilnehmend und höflich. Er sah an der Gruppe vorbei auf die linke, dicke Kerze, neben der eine hohe, tiefverschleierte Dame mit funebrer Schnebbe stand. Die neigte jetzt bei einer diskreten Handbewegung des Hausherrn Lutz das Haupt gegen Wieke und reichte ihr ebenfalls herzlich die Hand. Auch Wieke heftete durch ihren kürzeren Schleier die Augen eine Sekunde lang gespannt auf die Tieftrauernde, aber es war nicht viel von ihrem Gesicht zu sehen, nur ein mattweißer, vornehmer Schimmer mit ein wenig hochliegenden Wangen — die königliche und auch hier in aller Gedämpftheit unbekümmert sicher wirkende Erscheinung, um die ein süßes und starkes Parfüm war, trug ganz große Trauer, das gehörte wohl wie alles andere zu ihrer ein wenig herrisch anmutenden Art, es war Frau Adelaide verwitwete von Röhl, jetzige Frau Lutz Kilian.

Doch das wußte man schon lange.

Lutz neigte sich wieder ritterlich herzlich zu ihr, um ihr andere herantretende Trauergäste vorzustellen. Pipo sah, gerötet von der scharfen Kälte, fest auf den Sarg des alten Rochus und auf die Blumen. Aber da kam Lutz Kilian mit seiner Frau auch auf Pipo zu, und da mußte sich auch Pipo ehrerbietig über die Hand der Dame neigen. Darauf trat er mit einer kleinen Wendung an Wiekes Seite; da stand jetzt auch Christel, und daneben ragte Apitsch mit farbenfrohem Wintergesicht über einem grünen Schal, den sein Mosesbart zu verdecken suchte.

Die Stimmgabel schwirrte und klang lauter. Die Tenöre suchten raunend ihren Einsatz, und die Nänie zu Ehren des lächelnd schlummernden Rochus Kilian, weiland Herrn auf Juchhee, hub an. Er konnte es nicht ändern. Der Stadtdiakon stand schon zu Häupten des Sargs, ein blühendfreundlicher jüngerer Herr mit zarter Brille; er vertrat den alten Pfarrer, der erkältet war und auch sonst nicht viel von dem alten Herrn Rochus gehalten hatte. Der Diakon sprach schlicht und gut; er hatte viel von dem Herrn auf Juchhee gehört, aber er hatte ihn nie zu Gesicht bekommen — ein feiner, alter Herr, ein heiterer Egoist und unbekümmerter Genießer, aber auch ein großer Arbeiter und überlegener Leistungsmensch, ein rastloser Diener am Leben in seiner guten Zeit. Ein fröhlicher Zyniker, vielleicht aus zuviel Wissen vom Leben und aus geistiger Beweglichkeit — der geistliche Herr billigte das und was man sonst noch von ihm erzählte, beileibe nicht. Aber auch er hatte manches Mal in vorgerückter Abendstunde bei einem Glase Wein zwischen den andern Herren am runden Tisch über so ein Geschichtchen oder einen Ausspruch vom alten Herrn Rochus Kilian leise vor sich hinlächeln müssen. — Nur der Tod ist ehrlich. Ihr seid allzumal Menschen, so verkündet das große Schweigen und achtet alle Unterschiede gering. Nur der Tod macht ehrlich. — Amen.

Und dann wurde der Sarg von sechs wichtig hantierenden Männern gehoben, und der unheilige Diesseitsanbeter und munter zerbröckelte Repräsentant einer unbekümmerteren Zeit, Rochus Kilian, tat seinen letzten Gang in den kalten, blitzenden Winter hinaus.

★

Heute war Sonntag. Auch Christel war Gast bei den Muzen im Heynkhaus. Denn auch sie weilte nicht mehr im Winkel. Sie war seit einiger Zeit in der Nachbarstadt klinisch beflissen und auf weitere praktische Studien erpicht.

Nach zehn Uhr machte sie sich auf den Weg. Lutz hatte sie gestern, als er ihr neben seiner ehrfürchtig und prachtvoll trauernden Frau Adi dankend die Hand schüttelte, um einen Besuch gebeten. „Es ist einiges zu besprechen."

Lutz saß in seinem früheren Zimmer, das unverändert war, bloß der Flügel, die Noten, die Bücher und Papierhaufen und Buffolino fehlten. Dafür lagen allerlei Damensachen herum wie in einem Hotelzimmer.

„Ich freue mich, Christel. Wir haben uns lange nicht gesprochen."

„Lange nicht, Lutz. Du bist damals, gleich nach dem Brand, weggefahren."

Er dachte nach. „Brand? Ja. Richtig. Ich begleitete die Damen nach Cadenabbia."

„Deine Frau ist nicht daheim?"

„Sie ist in der Kirche. Sie hat es gestern dem netten Diakonus versprochen. Er hat ihr gefallen. Sie hält immer Wort."

Christel blickte prüfend über sein nahes Gesicht. Es war unverändert jugendlich, trotz der volleren Kinnpartie, besonders in den hellen, von heiteren, herzlichen Fältchen umspielten Augen; auch die manchmal bedeutsame tragische Falte über der linken Braue war noch vorhanden. Aber alles schien beschwichtigter, nun wirklich meisterlich, als hätte etwas oder jemand eine letzte Spannung oder auch Lebensverantwortung von ihm genommen. Er lebte in München. Nun saß man gemütlich wieder auf Juchhee und — jeder Topf findet seinen Deckel.

„Du mußt meine Frau natürlich abwarten, Christel, sie interessiert sich mächtig für euch alle. Sie war immer entzückt von dir; auch gestern von Wieke, die sie noch nicht kannte, und von der sie wenig weiß. — Ja, es handelt sich darum, Christel: unser alter Herr hat verfügt, daß ihr — du und Wieke — euch jedes eines der Zimmer aussuchen sollt. Für dich hat er an das alte Uhrenzimmer gedacht, das noch von seinem Vater stammt und das du schon als Kind leidenschaftlich bewundert hast —"

„O, das nehme ich gern."

„Und für Wieke würde vielleicht das kleine Boulezimmer passen. Was meinst du? Ich hätte sie gern ebenfalls hergebeten oder hätte ihnen mit meiner Frau einen Besuch gemacht. Aber siehst du —" er runzelte die Stirn, „Pipo ist komisch."

„Komisch?"

„Verzeih. Diese ehrenfest zementierten Bürger haben ein — unnatürlich zähes Gedächtnis. Man kann einander doch Leben und Zufriedenheit gönnen. Also abgemacht. Das freut mich. Ich danke dir. Gerste wird alles verpacken. Und wie geht es dir, liebe, alte Christel?"

„Recht gut, danke, lieber Lutz. Ich wohne dicht neben Blanka in einer netten, kleinen Wohnung und habe unten ein Schild und eine Klingel. Jawohl."

„Ach richtig, Blanka mit der großen Brille; sie hatte feine, gepuderte Nasenflügel, die nicht immer abstrakt und asketisch wirkten. Und Hyma — richtig, Hyma, die Dame mit dem lächelnden Namen. Es war oft wunderhübsch hier."

„Weißt du übrigens, daß unser armer Cassius tot ist?"

„Nein, Christel. Was du sagst. Tot? Das tut mir leid! Wirklich sehr leid. Wir hatten ihn alle gern — ein feiner, kluger Mensch, unzweifelhaft, der uns und dem Leben böse war, ich glaube aus ungeduldiger und enttäuschter Zärtlichkeit. So ist das. Traurig."

Christel nickte. „Er starb in der Schweiz, sehr hoch. Er war zuletzt ruhig und heiter, als stünde er über der Lebensebene. Er schickte mir wunderschöne Verse. Aber den großen, satirischen Roman, den alle Mißgeschickten schreiben wollen, hat er nicht geschrieben. Dazu muß man härter sein, weniger ‚zärtlich', wie du es nennst, auch gegen sich selbst."

„Ja, ach ja." Lutz erhob sich und ging mit nervösen Schritten umher, was er immer noch gern tat, wenn ihn etwas erfüllte oder beunruhigte. „Wir sind ja auch in einem Trauerhaus. Aber Rochus hatte ein natürlicheres Recht, sich zu empfehlen. — Sehr traurig. Aber man kann es nicht ändern — eine simple und immer gültige Wahrheit." Er sah nach der Uhr und fuhr gleich darauf belebter fort: „Nun wird Adi bald hier sein — der Diakonus macht es sicherlich kurz. Er hat auch mir gefallen. Wollen wir inzwischen die Zimmer noch einmal besehen? Vielleicht findest du noch dieses und jenes, was euch zusagt. Gut, nachher, wenn meine Frau da ist, du mußt warten; Adi hat einen wundervoll sicheren Blick und ein großartiges Herz, in keinem Winkel eng . . . O nein, nicht die Spur davon!" Er lächelte jünglingshaft und strich sich rasch über Stirn und Haar. „Ja — Christel. Lange her. Sehr lange her ... Ich habe inzwischen auch wieder viel gearbeitet — ich war sehr fleißig!" plauderte er angeregt

weiter, indes er schneller umherging; das war immer noch das Wichtigste für ihn, das Allerwichtigste! „Um die Neuaufführung meiner alten Schneiderkomödie in deiner Residenz im vorigen Herbst konnte ich mich leider nicht mehr kümmern. Es war ein Erfolg — nicht wahr? Ein sehr hübscher, erfreulicher Erfolg! Gewissermaßen eine Rechtfertigung. Und für mich selber eine merkwürdige Selbstbestätigung. So ein Frühwerk ist ja stellenweise wie ein Hohlspiegel — man sollte ihn sich immer einmal zur rechten Zeit vorhalten! Das schafft eigentümliche Erkenntnisse, gibt den uns immer wieder nötigen Ruck in uns selbst hinein, siehst du."

„Ich war mit Apitsch und Blanka dabei. Wir haben inzwischen alle deine Ohren bekommen."

„Nicht wahr?" Er lachte laut und behaglich und schlug sich aufs Bein. „So ist das. Übrigens geht das unsereinem ganz ähnlich so, Christel! Man bildet sich in der wühlenden, drängenden Dumpfheit des Notenschreibens ein, man gehe auf Händen und tanze wild auf dem Kopf — und plötzlich, hinterher, wenn man selbst vor dem Kunststück sitzt, dann erkennt man, daß man schlicht und flott auf den Beinen spaziert ist, wie andere Leute auch — ein Stückchen voraus, wie? haha. So ist das. Aber das sind und waren alte Häute und Schläuche. — Es gibt bald wieder Neues, Christel! Auch im besondern Sinne Neues. — Was ich hier herum aufs Notenpapier gekritzelt habe — das ist lange fertig! Erledigt. Prachtvoll gedruckt. Du sollst einen schön gebundenen Klavierauszug bekommen, nur zum Besehen, denn du spielst immer bloß noch Leierkasten. ‚Die gerechte Frau Eva', der Titel gefällt mir nicht mehr, — überhaupt Titel, zuletzt ganz wurscht — i c h bin der Titel, hab' ich recht? Sie wird in ein paar Wochen in München spektakeln."

„Ich habe es gelesen," sagte Christel und betrachtete zufrieden forschend den jugendlichen Meister — eigentlich ein unverwüstlich liebenswerter Mensch! Nun ja, das mußte er ja wohl in seinem Geschäft sein. „Du solltest dazu herunterkommen zu uns, Christel! Du wohnst bei uns, du bleibst eine Weile bei uns. Das wäre herrlich. Du weißt, ich habe — ein herzliches — ganz brüderliches Zutrauen zu dir, Christel. Also du kommst!"

„Ich kann jetzt schlecht Urlaub nehmen, Lutz, und darf auch meine Drei-Patienten-Praxis nicht gefährden. Aber ich erscheine einmal, vielleicht kommt deine streitbare Eva vorher zu u n s."

„Wir machen das da unten sehr viel besser. Sehr schade. Sieh mal zu. Und jetzt — jetzt hab' ich etwas Neues, ganz Gegenwärtiges in der Pfanne. Ich sage es bloß dir, Christel, das macht so die alte Luft hier: es schmort und pruzelt schon prächtig, eine höchst moderne Komödie im Alltagsgewand — eine merkwürdig rezitativische Sache mit symphonischen Zwischenspielen — es wird hier herum im Winkel agieren — allerlei Erlebnisse, verdichtet und vertont, mit selbstironisch blinzelnden Lichtern —" er brach ab und lachte und lächelte etwas verlegen. „Etwas urhaft Musikantisches — aber das glaubt man immer vorher. Keine Angst. Ich bin die Hauptsache, ich kriege die Pritschenschläge — und werde gerichtet — gerettet und bekomme einen Heiligenschein aus Goldpappe. Übrigens mitgefangen, mitgehangen, das ist nicht anders. Aber ich schwatze. Und du sagst gar nichts. Schwatze bloß von mir — —" er sah wieder nach der Uhr. „Und du —? was hast du weiter im Leben vor? Was erlebst du sonst noch in der Welt? Man kann doch nicht immer bloß lernen und kleine Kinder kurieren. Wie geht es dem prächtigen Mijnheer Mauritius? . . . Läßt er noch von sich hören? Seine Freundschaft galt doch nicht bloß unserem alten prinzlichen Linus. Kommt der Moritz nicht mal wieder ins Land?"

„Ich werde vielleicht in diesem Sommer auf ein paar Ferienwochen nach Holland gehen. Ich kenne es noch nicht. Herrn van Goudsmits Schwester schreibt mir sehr freundlich. — Ich denke auch zuweilen ganz ernsthaft daran, einmal eine Weile in Leiden Klinik zu treiben, Goudsmits Vetter ist dort Professor, eine Leuchte. Ich würde es gut haben. Eine neue Atmosphäre. Die Leydener medizinische Fakultät ist hervorragend. Und sie haben dort ausgezeichnet eingerichtete Institute und Krankenhäuser."

„Ach was. Nach Holland? Das ist hübsch. Das freut mich für dich, Christel!" sagte er vor ihr stehend und sah ernsthaft auf sie nieder. „Das freut mich herzlich. So eine neue Atmosphäre erweitert — in jedem Sinn."

Christel machte kluge, gleichgültige Augen und bewegte sich ruhig. „Kann schon sein."

„Und Mijnheer wird sich auch freuen."

„Kann sein. Der Vorschlag stammt übrigens mehr von seiner Schwester."

„Ja, ja. Das machen Schwestern so."

Christel bewegte sacht die Wimpern, die dabei glänzten. „Und — wie geht es eigentlich dir selbst, ich meine menschlich, lieber

Meister Lutz? Ist oder sind gewisse Zweifel und jene abweisende Stimmung, die dich hier quälten und die du gern lateinisch nanntest, weil das gute deutsche Wort Überdruß und Lebensekel doch etwas zu kraß klingt — ist das alles verschwunden, überwunden und vollkommen weg? Es scheint so — und ich glaube auch die Ursache zu kennen!"

„Wie? Was? . . . Natürlich ist es noch da — hin und wieder — es muckert immer noch mal — bald mehr, bald weniger — das gehört zu einem anständigen Musikanten, Humoristen, ach was! überhaupt zu einem anständigen Menschen! Du hast mir damals ziemlich selbstgefällig und überlegen ein paarmal den Kopf gewaschen, ganz gehörig, als es sich einigermaßen begründet mausig machte — nun besorgt das auf ihre Art meine Frau. Auch nicht schlecht. — O nein! — Sie hat eine prachtvoll überzeugende Art — ein wundervoller Mensch, sehr gut. — Nun ja, soll ich mich dagegen wehren oder verkriechen? Auch das nützt nichts."

„Ja, Lutz. Das dacht' ich mir."

„Was dachtest du dir —?" fragte er empfindlich.

Allein da wurde es draußen laut. Eine klare Stimme schallte, Schritte gingen, Türen wurden geschlossen.

„Das ist Adi," sagte Lutz, sich erwartungsvoll und empfangsbereit nach der Tür hin aufrichtend.

„Ah, Besuch —? Wie ich mich freue, Fräulein Heynk — Christel, darf ich so sagen?"

Sie trat rasch und rauschend heran. Sie trug noch große Trauer mit wallenden Schleiern, die flatterten. Den Gesichtsschleier warf sie mit einer weiten, anmutigen Geste zurück. Sie war sehr herzlich und küßte Christel auf die Wange. Dann reichte sie Lutz die Hand und den Mund. Sie sah schön aus in dem dunkel umrahmenden Schnebbenhut. „Wo ist Wieke?" fragte sie gleich darauf. Aber sie blieb nicht lange bei der Frage, die von Christel kurz beantwortet wurde. „Nicht wohl? O, wie interessant — die feine, liebe Frau! Wann denn — im Frühjahr? Die Feier hat sie angegriffen, wie schade. Sie nehmen einen Bissen Frühstück mit uns, Christel. Aber gewiß. Ein Ei. Nein, nein, nein. Ich will auch etwas von Ihnen haben. Das ist reizend. — — Übrigens, wir müssen heute abend nach München zurück, Liebster," sprach sie zu ihrem Mann. „Ich traf den Telegraphenboten auf dem Weg zur Kirche — Großmama telegraphiert, daß sie heute abend in München eintrifft. Wir können sie nicht allein lassen. Sie wird sich ängstigen."

„Aber nein, Liebling."

„O bitte, Schatz. Ich kenne sie, sie kann nicht allein in einer Wohnung sein. Es ist nicht zu ändern, und Gerste und der Anwalt können das hier ebenso gut und besser besorgen. Dir wächst es doch bald über den Kopf, es ist dir lästig. Und du könntest auch gleich morgen die Besprechung mit der Intendanz haben, das ist sehr gut — nur so etwas nicht aufschieben! Sie wollen da plötzlich ein mittelmäßiges Persönchen herausstellen. Sie ist unsicher, trotz der Kopftöne. Kann sie spielen? Ich würde nicht einwilligen. Aber wie du denkst, Lutzelutz. Du mußt entscheiden, du bist der Meister, — auch mein maestro!" Sie lachte reizend und zärtlich, vivace. „Hast du übrigens nach Dresden und Berlin geschrieben?" fragte sie weich.

„Das hat doch noch Zeit, Kind," erklärte er ärgerlich.

„Zeit!! — o Christel . . . hören Sie, er ist kein Geschäftsmann. Er ist mein lieber, saumseliger Meister. Ein Brief — das ist für ihn etwas, das man beiseite legt, das man gelegentlich beantwortet und vergißt, es kommen ja neue Briefe, und die werden ebenfalls unter den Stein gelegt. Ich muß täglich nachsehen und mahnen — so sind diese Herren. Die Leute in Berlin und Dresden baten um umgehenden Bescheid — ich bitte dich, Lutz. Ein Telegramm genügt. Ja — nachher — wie?" Sie sah bestrickend und strahlend zu ihm hin, und das war gewiß keine Komödie und Grimasse, das war ihre aufrichtige und zärtliche und sicherlich sehr leidenschaftliche und immer überzeugende und zwingende Art, wie der Meister es selbst nannte.

Sie war noch in ihrem wogenden, rauschenden Trauerstaat. Nun nahm sie mit einem unerwartet graziösen Schwung die Haube ab, und da war sie noch verführerischer und reizender. Lutz nahm ihr aufmerksam die Haube aus der Hand. Sie hielt seine Hand plötzlich fest. „Oder willst du erst morgen reisen?" Sie sah ihn glücklich und willig an, o, sie liebte ihn wohl sehr . . . und kannte und durchdrang und lenkte ihn bis ins Herz.

„Ach tu, wie du denkst," sagte er lachend und nicht eben unversöhnlich ärgerlich unter ihrem Blick. „Das Packen mußt du ja doch besorgen. Sie packt virtuos, Christel! Ja, so ist es."

„Also gut, mein lieber Junge. Und nun wollen wir frühstücken, Christel."

Christel hatte mit wachsendem Vergnü-

gen und Erstaunen dieser kleinen ehelichen Unterhaltung gelauscht.

‚O liebster Lutz!' dachte sie. Nun hatte er wohl die glückhafte Erfüllerin, Festhalterin und — Tyrannin gefunden, von der er einmal im Juchheegarten und sonstwo als friedloser Akrobat und Feuerfresser gefabelt hatte; vielleicht in reinerer oder mächtigerer Gestalt, als er sie sich je gedacht und gewünscht hatte . . . Seine süße Baronin schien etwas von so einer klugen und leidenschaftlich aufbrausenden und immerdar zärtlichen Tyrannin und zauberhaften Peitschenschwingerin in sich zu haben, die, ach, in jeder, auch in der delikatesten Lebenslage Widerspruch, Kritik und Zweifel ihres geliebten Meisters und Herrn bezwang. Sie hielt ihn, so schien es, unentrinnbar fest am Bändel, und würde ihn wohl unabänderlich festhalten in Zeit und Ewigkeit . . . wie ein ehernes, rächendes und weises Schicksal.

‚O liebster Lutz!' Christel lachte einmal leise vor sich hin. Sie gönnte es ihm neidlos aus aufrichtig gutem Herzen, das freilich nicht völlig unbeschwert sein konnte von Spott und Schadenfreude. Sie würde Wieke ein wenig davon berichten, und darauf freute sie sich in ihrer untersten, schwarzen und warmen Seele.

★

So hatte sich denn Lutz Kilian seinen Freund Apitsch noch für eine Stunde telephonisch ins Café Quendelmeyer bestellt, zumal die Dame und Herrin Adi vor Abgang des Zuges noch ein volles Dutzend unaufschiebbarer Besorgungen für sich und die Großmama zu erledigen hatte.

Der schlichte Bildermaler und nunmehr fest besoldete wissenschaftliche Zeichner am Biologischen Institut der großen Nachbarstadt sah Frau Adelaide Kilian, die in einem bestrickend einfachen dunklen Reisegewand davonging, voll rundäugiger Bewunderung nach.

„Herrlich. Ganz wundervoll," sagte Pitsch. „Gestatte diese Huldigung."

„Es läßt sich leben. Vorzüglich, mein Alter. Aber die Freiheit, siehst du," er seufzte in einer kleinen oder längeren Pause — „die ist auch nicht zu verachten, was, mein guter Pitsch?"

„Ach, Freiheit. Sie ist häufig dem Nichts verwandter als dem Was. Man muß Grenzen sehen."

„Aber es klingt etwas kleinlaut, Pitsch, für einen Großmogul der Phantasie."

„Es ist mehr eine allgemeine Feststellung und Einsicht, Kilian. Ohne derlei geht es nicht, sonst endet man im labbrigen Spießerbehagen. — Hast du übrigens die beiden prächtig illustrierten Aufsätze über mich gelesen? Ich schickte sie dir nach München. Zwei hervorragende Zeitschriften."

„O gewiß. Wir haben uns mächtig für dich gefreut, Pitsch, auch Adi. Vortrefflich geschrieben, voller Anerkennung und Huldigung. Ich antwortete dir doch — nicht wahr? Schrieb ich dir nicht darüber?"

Apitsch erinnerte sich nicht. Aber er sprach vollkommen unbeleidigt weiter: „Der Ruhm ist im Anmarsch. Wir machen hier im Frühling eine Ausstellung von meinen Kuhschwänzen — sie dürfte ein Ereignis werden. Ich habe sehr starke Preise angesetzt, nichts unter fünfhundert Mark — und werde trotzdem verkaufen. Es kann nicht fehlen, Kilian. Ich werde nicht bloß ein weitgeschätzter Mann in Bälde sein, sondern auch ein wohlhabender — das walte Gott."

„Ich wünsch' es dir von Herzen," sagte Lutz Kilian, dem die 500 Mark-Grenze nicht eben überschwenglich schien, zerstreut. „Ich würde an deiner Stelle aber doch die Preise etwas höher hinauf und mich selbst ein bißchen fester auf die Hosen setzen, alter Pitsch, siehst du. Dein Amt läßt dir genug Zeit, und du hast doch schon fast alle Bücher gelesen. Verzeih — ich weiß, du verstehst, wie ich's meine."

Apitsch nickte bloß wie ein unberührbarer Brahmane.

„Sag' mal, Pitsch," fragte Lutz nach einer Weile ärgerlich, „glaubst du wirklich an die Parkvilla mit Puma, Ozelott und Nebelparder?"

„Gewiß, Kilian. Natürlich glaube ich daran," sprach der andere aufgebracht. „Zweifelst du an meinem Glauben und Lebensziel? Nichts dürfte dich dazu berechtigen; dies sei ferne von dir und mir!" Und er machte seine weisesten Kinderaugen: „Alle Ferne ist schön, vielleicht am schönsten," er schwenkte die Hand zum offenen Fenster ins Weite — „und macht die Nähe noch lieblicher und gewisser!"

Lutz lachte. „Ach ja, Pitsch, so ist das, und so bist du! Und das andre — die Frauen, du gläubiger Beter?"

„Es kann nur eine patrizische Frau sein, eine festliche Domina."

„Ich weiß," antwortete Lutz ungeduldig und lachte wieder. „Pitsch immer an der Schwelle von Byzanz. Aber man muß doch auch mal zupacken."

„Wo der Vogel war, da war kein Busch, und wo der Busch war, da flog der Vogel vorbei, sang meine schöne schwarze Freundin Quendje, Tochter des Königs Tolunke in

Südwest, die einmal in Liebe zu mir erglüht war. — Jeder trägt sein Gesetz in sich und keiner entgeht seinem Schicksal, Teuerster. Ich warte auf mein Schicksal."

Lutz sah Apitsch ein paar Sekunden lang mit gerunzelter Stirn gespannt an. „Etwas schlapp," sagte er kurz. Doch dann schwieg er mit einer nachdenklichen Falte, als könnte der eben vernommene sibyllinische Ausspruch eine irgendwie sarkastische Bedeutung auch am Rande seines eigenen Lebens haben.

„Dir ist nicht zu helfen, Pitsch," sagte er verdrossen und spöttisch. „Aber wir wollen noch einen Abschiedstrunk schmettern."

„Das wollen wir, mein Kilian."

★

An diesem Abend saßen Christel und Wieke Heynk und Margret Muz im alten Pipohaus beisammen, und Christel gab gemächlich einen anschaulichen Bericht von Lutzelutz und Adi Adelaide Kilian.

Auch als Christel von Lutz Kilians neuen Plänen und von seiner unverändert leidenschaftlichen Art erzählte, die unverwüstlich jung und gläubig, trotz seiner Adi Adelaide und ihrer zärtlich straffen Ehefessel, aber vielleicht gerade unter diesem starken Segen und Zauberbann, ins weite, unerschöpflich reiche Leben und Schaffen stürmte, hörte Wieke gelassen und mit einem gewiß auch bei ihr nicht vollkommen der Schadenfreude entwachsenen Lächeln zu, wobei ihre spitze Zunge wie von ungefähr über den einen hübschen, einmal schnöde verdächtigten Vorderzahn tastete. Für einen flüchtigen Augenblick war noch einmal eine kleine, romantische und belächelnswerte Erinnerung zu ihr hergeweht . . . gut, er sollte eine witzige und kostbare Musik daraus machen — ihnen allen zur Freude und verständigen Erheiterung: ‚die blaue Blume in Nirgendwo'. Das wäre der beste und feinste und war der unvermeidliche Abschluß.

„Er hat was er braucht," sagte sie nach einer Weile laut, „solche Männer brauchen die Kandare. Nicht mein Fall und Geschmack." Es klang beinahe landwirtschaftlich, und Christel verzehrte zufrieden und behaglich einen besonders großen, saftigen und süßen Weihnachtsapfel, der seit langer Zeit im Hause der Pipoapfel hieß, und sie gab auch Wieke ein Stück davon ab.

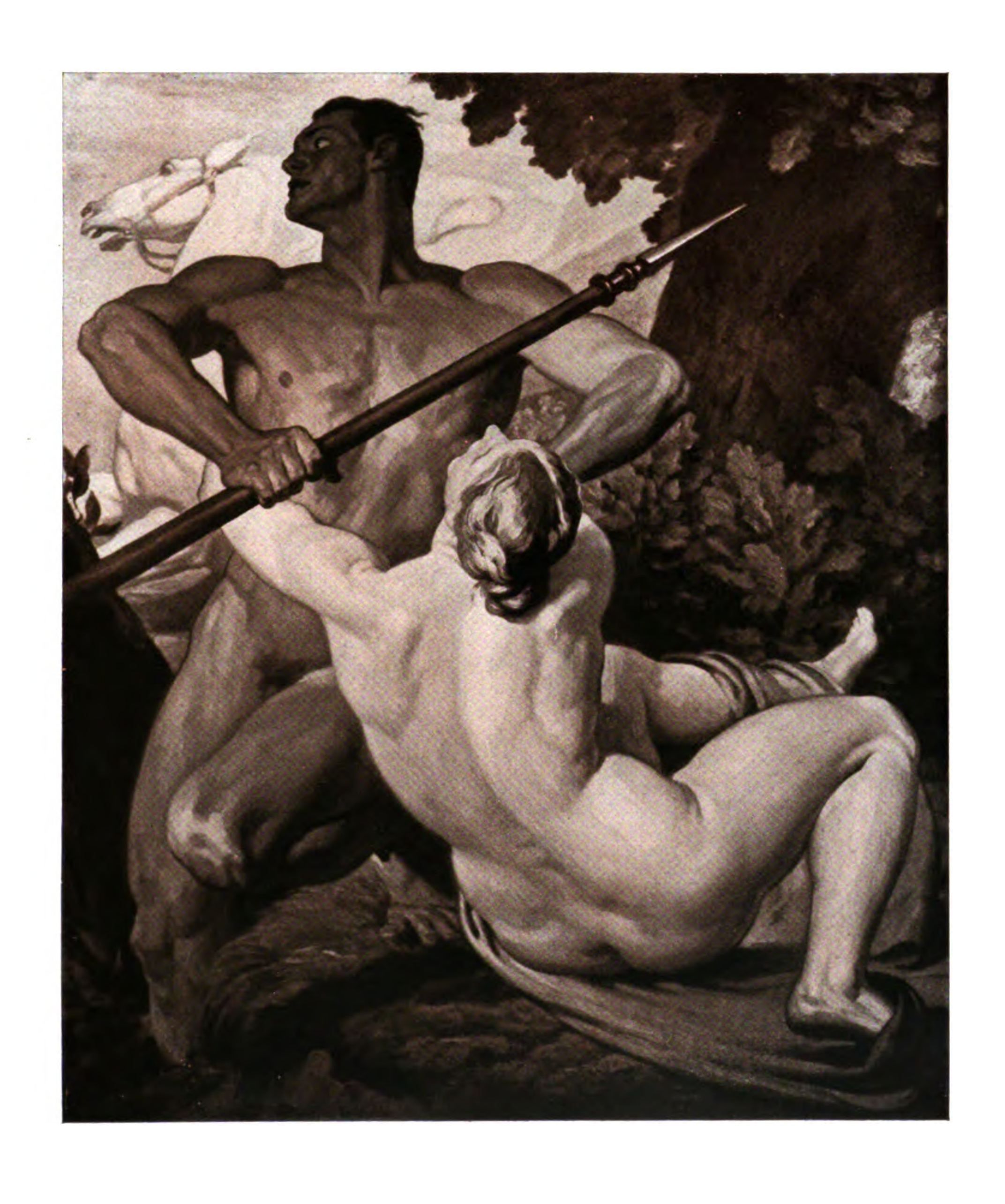
Dann sprachen sie natürlich von dem viel bedeutenderen Hugo, den auch Christel außerordentlich schätzte und bewunderte. Wieke hatte, wie immer am Abend, besonders heftige Sehnsucht nach ihm. „Du mußt bald einmal kommen, Christel — er liebt dich." Ja, Christel würde bald einmal mit ihrem liebeseligen Herzen erscheinen.

Da wurde es draußen laut, und gleich darauf kamen auch die Herren herein, Harro Muz und sein Gast Pipo. Sie hatten zusammen einen weiten Wintermarsch unternommen und waren von der steifen Knackekälte kräftig gerötet. Die warme Zimmerluft und die bunte Runde der Frauen am Tisch stimmten sie sogleich heiter, obwohl sie eben noch kräftig und ausgiebig auf die ernste, schwierige Zeit geschimpft hatten. Pipo rieb sich, ganz so wie früher, fix die Hände vor dem Bilde, blieb stehen, wippte ein bißchen, und Harro, der Muz und fröhliche Römer, lachte herzhaft und begeistert — das stille Greislein Rochus hörte es ja nicht.

Wieke blickte erfreut auf. Sie sah heute besonders hübsch aus unter dem warmen Licht des Lampenschleiers, das die Farben auf ihren Wangen vertiefte und unleugbar eine muntere, blühende Gloriole um sie zauberte; eine in Sicherheit, Kraft und Schönheit prangende Frau. Pipo sah es mit hellprüfendem Blick, der dabei sacht in ein stolzes Leuchten geriet.

Da nickte sie ihm zu und reichte ihm lächelnd die Hand. Die Schalen ihrer Glücks- und Lebenswage standen still und gleich; ja — Pipo war besser als Lutz für ein zärtlich Herz und für Zeit und Leben. Ein Mann. Vor allem ihr Mann — und aller Hugos und seiner Geschwister Papa.





Venus und Adonis. Gemälde von Prof. Arthur Kampf
(Berlin, Akademie-Ausstellung)

Geistiges Leben im deutschen und ehemals deutschen Osten

Von Prof. Dr. Eugen Kühnemann

Wir alle haben einen einzigen wirklich großen Lehrer gehabt, das war der Weltkrieg in sich selbst und in seinen Folgen. Jedem Denkenden sollte er es ins Bewußtsein gehämmert haben, daß die stärkste erziehliche Kraft der allgemeine Zustand und die Bewegung des öffentlichen Daseins ist. Nur das Leben erzieht, nur Taten bilden. Die Unfähigkeit zu einer Gestaltung der Wirklichkeit durch einen selbstverantwortlichen, gemeinsamen, nationalen Willen hat uns alle mit einer furchtbaren Schuld beladen, einer Schuld vor der großen Vergangenheit der vaterländischen Geschichte, vor der deutschen Jugend, der Zukunft, den kommenden Geschlechtern. Uns hilft kein „unzeitig Erinnern", die Kraft in uns sei auf die Zukunft gerichtet. Aber uns ziemt die Sammlung, in der wir in uns selbst einkehren, um der aufbauenden Mächte gewiß zu werden. Die Auferstehung kann allein in einer völligen Erneuerung aus dem Geiste kommen.

Auch die Männer des Geistes haben ja in diesem Sturm der Tage eine neue Bescheidenheit gelernt. Aber es lohnt doch, sich einmal darüber klar zu werden, wie sich deutscher Geist in jenen Landesteilen auswirkte, die wir verloren haben. Es lohnt um so mehr, da es sich dabei um ein kaum bekanntes Stück deutscher Geschichte handelt, um bescheidene Arbeit, die für die große Welt im Dunkeln blieb, aber doch auch nur ein schönes Zeugnis deutscher Treue und deutschen Ernstes. Es ist viel daraus zu lernen. Viel wäre schon gewonnen, wenn die Fremden daraus schlössen, welche Ehrenpflicht sie übernommen haben, und wenn die Deutschen über die Bedeutung des deutschen Geistes im Osten etwas mehr ins klare kämen.

Die Deutschen selber fühlten stark den Unterschied zwischen dem deutschen Westen und dem deutschen Osten. Man spreche die Worte Rheinland und Posen aus, man denke sich die Übersiedelung eines Deutschen aus Bonn nach Posen, und man wird den leisen Frostschauer verspüren, als käme man aus dem warmen Bürgerhaus, der reifen Blüte der deutschen Geschichtszeiten, in die liebeleere Fläche unerschlossenen Koloniallandes. Dort eine weiche, selbstbewußte, lebensfrohe Kultur des freien Bürgers, hier wesentlich Beamten- und Soldatenland, Grundbesitzer über fremdstämmigem und rückständigem Volke sitzend, dazu ein Handelsstand, der aus dem Osten viele jüdische Bestandteile in sich aufnahm. Selbst zum Naturgefühl des Deutschen sprechen Sterne, Berge und Meer unmittelbarer als die großen, schweigenden Flächen oder die düsteren Fichtenwälder über den Seen da. Vor allem schien der deutsche Geist hier gewissermaßen nicht zu Hause, und hier setzte nun treue Arbeit ein. Es galt die Einheit des Geistes herzustellen zwischen dem deutschen Westen, Süden und Osten und vom Geiste her den Osten für jeden Deutschen anlockend zu machen. Von Berlin bis Posen fuhr man im Schnellzug ja nur vier Stunden. Aber den meisten Deutschen erschien es eine unendlich entlegene Ferne. Der Osten mußte in das deutsche Bewußtsein erst wahrhaft aufgenommen werden, nur die Einheit des Geistes konnte das bewirken. Es galt weit mehr noch den Volks- als den Staatsgedanken. Denn ein Volk bedeutet in seinem innersten Sinne eine Einheit des Geistes. Wenn dies ein Stück Politik war oder wurde, so war es die vornehmste, ja die einflußreichste Politik, die sich denken läßt.

Wir sprechen nicht von dem deutschen Schulsystem in Posen, das in Volksschulen und höheren Schulen über das ganze Land ausgebreitet war, — vortrefflich in seiner Arbeit wie nur irgendwo in Deutschland. Gewiß beruht auf den Schulen in erster Linie das geistige Gedeihen und der Fortschritt eines Volkes. Aber Schulen arbeiten doch für das Leben. Das Neue, was in jenen Jahren geschah, war dies, daß das Leben den erwachsenen Deutschen, vor allem denen, die bereits in der Berufstätigkeit standen, sich die geistigen Ausdrucksgebilde schuf.

Man verfolgt deutlich zwei verschiedene Bewegungen, die, wie sie den gleichen Ausgangspunkt haben, dann auch wieder zusammengreifen. Zuerst hat die zielbewußte Pflege der geistigen Angelegenheiten in der Hand der wissenschaftlichen Vereine der Stadt Posen gelegen. Dann greift die Provinzialverwaltung ein und gründet zunächst eine Landesbibliothek und ein Provinzialmuseum. Diese Anfänge werden durch die tatkräftige Hilfe des Staats weiter entwickelt und führen zur Schöpfung der Kaiser Wilhelm-Bibliothek und des Kaiser Friedrich-Museums, die also, als aus derselben Anstalt entwickelt, in vollem Sinne des Wortes als Schwesterngebilde zu bezeichnen sind. Ehe sie der Öffentlichkeit übergeben wurden, haben sich die wissenschaftlichen Vereine zur Deutschen Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft zusammengeschlossen. Vorträge, Vortragsreihen und wissenschaftliche Übungen werden in der Stadt veranstaltet. Um für diese eine feste Grundlage zu schaffen, wird dann wiederum vom Staate die königliche Akademie ins Leben gerufen. Sie gibt dauernd den Benutzerkreis für

Bibliothek und Museum, so wie sie anderseits die Lehrzwecke der Deutschen Gesellschaft in weiterem Maßstabe durchführt und ihm für ihre Tätigkeit in der Provinz ihre Kräfte zur Verfügung stellt. So entwickeln sich alle diese Maßregeln aus demselben Keime und greifen zu einer großen einheitlichen Wirkung ineinander. Die schaffende Arbeit füllt ein Jahrzehnt, — eine jener Arbeiten, die nur einen Anfang bilden und bestimmt sind, in einer unablässigen und als unendlich gedachten Bewegung sich auszuwirken.

Noch in die Anfänge dieses Werdens fällt eine Tat des Staates, die neben den anderen Unternehmungen hergeht und mehr für sich steht, nämlich im Jahre 1899 die Gründung des hygienischen Instituts. Für sie wurde aus Naumburg Professor Erich Wernicke, der Mitarbeiter Behrings, berufen, der Unermüdliche, dem in seinem Leben beschieden war, vier hygienische Institute aus dem Nichts hervorzurufen und noch bis zuletzt aus Trümmern dem Vaterlande für sein segensreiches Wirken neue Häuser zu bauen. Das hygienische Institut stand in Posen wie die Warte für die Gesundheit Deutschlands gegen den unheimlichen Osten da. Es war, als wolle der Staat zuerst für den Leib seines Volkes sorgen, ehe er seiner Seele half. Aber das Institut war auch eine Unterrichtsanstalt, in erster Linie in Fachkursen für die Ärzte, dann in volkstümlichen Vorlesungen für die weitesten Kreise der Gebildeten. Sein Hauptverdienst liegt aber doch in seiner praktisch-medizinischen Wirksamkeit.

Man kann die Geschichte der wissenschaftlichen Vereine in Posen nicht verfolgen ohne Rührung über jene kleinen Anfänge, die dann doch die Voraussetzung für alle große Wirkung erweisen, ohne Freude an dem Mut und der Aufopferungsfreudigkeit der stillen und verborgenen Arbeiten, ohne Ehrfurcht vor der schöpferischen Wirkung der geistig-wissenschaftlichen Kultur, die ihre Träger als die Hüter eines Heiligtums zusammenschließt und für Volk, Heimat und Vaterland eine im stillen aufbauende und fortbildende Arbeit tut. Schon im Jahre 1837 wurde der Naturwissenschaftliche Verein mit 21 Mitgliedern gegründet. Im Jahre 1906 hatte er 163 einheimische und 95 auswärtige Mitglieder. Er arbeitete für die naturwissenschaftliche Belehrung der Laien und die Fortbildung der Fachleute und erwarb sich große Verdienste um die Erforschung der Provinz in naturwissenschaftlicher Hinsicht. Wesentlich diesen Zwecken wurde dann auch eine eigene Zeitschrift gestiftet. Im Jahre 1867 begann mit 9 Mitgliedern die Polytechnische Gesellschaft, die 1906 168 Mitglieder zählte. Sie wirkte wie die ältere Schwester, nur wesentlich für die Technik der Heimat, und gründete unter anderem eine eigene gewerbliche Vorschule, die nach mehr als 25jähriger Wirksamkeit erst durch die Einführung des obligatorischen Fortbildungsunterrichts entbehrlich wurde. Im Jahre 1869 kam es zur Gründung des Hennigschen Gesangvereins, dessen Mitgliederzahl von 150 bis 170 Personen sich durch alle Jahre ziemlich gleich blieb. Ein Mittelpunkt für das Musikleben Posens war geschaffen. Der Posener Kunstverein trat im Jahre 1884 ins Leben und stieg auf mehr als 700 Mitglieder im Lauf der Jahre. Er verbreitete Liebe für Kunst und Kunstgewerbe besonders durch seine regelmäßigen Ausstellungen und unterstützte durch seine Mittel die Kunstpflege des Museums. Die stärkste aller dieser Vereinigungen wurde bezeichnenderweise alsbald die Historische Gesellschaft, die, im Jahre 1885 geschaffen, sehr schnell 300 Mitglieder zählte. Im Lauf der Jahre stieg sie auf 385 Mitglieder in der Stadt und 907 in der Provinz. Die vielen Bände der Historischen Zeitschrift für die Provinz Posen und die Jahrgänge der Monatsblätter zeugen von treuer Arbeit. Ihr zur Seite, aber unabhängig wirkte schon seit 1880 die Historische Gesellschaft in Bromberg.

Das erste Bedürfnis ging auf eine große öffentliche Bibliothek. Ihm wurde durch die Begründung der Provinzialbibliothek Genüge getan. Aus den vereinigten Bibliotheken der verschiedenen Vereine wuchs sie hervor und begann mit 25 000 Bänden ein hoffnungsvolles Leben. Hand in Hand damit ging die Einrichtung des Provinzialmuseums, das gleichfalls die sorglich zusammengebrachten und treu gehüteten Sammlungen der Vereine für die weite Öffentlichkeit zugänglich machte. So begann man mit der prähistorischen Sammlung, der Münzsammlung, den brauchbaren Ansätzen zu einem kulturhistorischen Museum mit kirchlichen und häuslichen Altertümern. Aber auch das äußerst wertvolle Herbarium des Naturwissenschaftlichen Vereins erschloß die Kenntnis der überaus pflanzenreichen Provinz den Blicken. Am schwächsten war die Kunst vertreten.

Dann kam der große Vorstoß im staatlichen Leben der Nation. Am 10. März 1896 wies der Landeshauptmann von Posen, Dr. Dziembrowski, im Abgeordnetenhause die preußische Staatsregierung darauf hin, daß sie für die Provinz Posen auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft „seit ihrer Einbeziehung in den preußischen Staatsverband nichts, gar nichts“ getan habe. Der Ruf fand bei den Abgeordneten — zum ersten Male fanden sich Polen und preußische Konservative in derselben Forderung zusammen — ebenso wie bei Kultusminister und Finanzminister Widerhall. Aber selbst darüber hinaus gelang es, den Anteil der Nation zu wecken: es galt die Selbstbehauptung und Selbstdurchsetzung des deutschen Lebens und des deutschen Geistes in gefährdetem Gebiete.

Der große Ministerialdirektor Althoff schuf den Ausschuß, dem von vornherein be-

deutende Verlagsbuchhändler angehörten. Ein Aufruf an das Volk erinnerte an die Gründung der Straßburger Bibliothek nach dem deutschen Kriege und wies dem Werk, das im Osten entstehen sollte, die gleiche Aufgabe zu, die Ostmark mit dem geistigen Leben Deutschlands zu durchdringen, wie es dort mit der Westmark geschehen war. Die ersten Namen Deutschlands standen unter den anfeuernden Worten. Das letzte Schreiben, das von Bismarck in der Öffentlichkeit bekannt geworden, — vom 10. Juli 1898 — sprach seine Teilnahme und Freude für die neue Schöpfung aus. Aus mehr als 400 Städten des ganzen Deutschen Reiches trafen Büchersendungen ein. 279 deutsche Verlagshäuser stellten ihre Werke ganz oder teilweise zur Verfügung. Staat, Stadt und Provinz Posen schlossen am 12. November 1898, 26. Januar und 1. Februar 1899 ihre Verträge über die Gründung der Kaiser Wilhelm-Bibliothek. Bau und Einrichtung erforderten 549 000 Mark. Die deutschen Bahnen bewilligten den Büchern frachtfreie Fahrt. Große Lücken in den verschiedenen Gebieten der Bücherei waren aufzufüllen. Am 6. August 1902 waren 96 355 Bände aufgestellt. Am 19. Juli endete die Landesbibliothek, deren etwa 50 000 Bücher an die größere Nachfolgerin übergingen. Am 15. November 1902 wurde diese der allgemeinen Benutzung übergeben. In einer großartigen Verbindung der wissenschaftlichen Bücherei mit der Volksbibliothek war hier eine Anstalt für das Leben geschaffen — im Dienste dieses Bildungsstrebens vom veredelten geistigen Erholungsbedürfnis bis zu den großen Anstrengungen schöpferischer Wissenschaftlichkeit, ein Werkzeug umfassender und edelster Zusammenfassung und Erziehung.

Genau in demselben Aufstieg zur Größe vollzog sich die Umwandlung des Provinzialmuseums in das Kaiser Friedrich-Museum. Am 29. April 1899 schloß das alte Museum seine Tore. Staat, Provinz und Stadt wirkten auch bei diesem Werke zusammen. Hier erfuhr das Innere eine bedeutsame Umgestaltung. Die prähistorische und die kulturgeschichtliche Abteilung behielten wie die naturwissenschaftliche, die wesentlich der heimischen Naturkunde gewidmet blieb, den gleichen Charakter. Aber jetzt erst trat die Kunst beherrschend in den Mittelpunkt. Die Sammlung des Grafen Athanasius Raczynski kehrte aus dem oberen Stockwerk der Nationalgalerie in Berlin nach Posen gleichsam in ihre Heimat zurück. Andere Erwerbungen, Leihgaben und Schenkungen verstärkten die Gemäldegalerie. Völlig neu war die Sammlung der Gipsabgüsse antiker und christlicher Plastik, die aus laufenden Mitteln mit Hilfe einer einmaligen Bewilligung der Regierung beschafft wurde. Auf die Vorbildersammlung und die kunstwissenschaftliche Bibliothek wurde besonderes Gewicht gelegt. Man wollte Forschung und eigenes Schaffen anregen. Daß in Karl Ziegler ein bedeutender junger Künstler berufen wurde, zeigt, wie es um Leben und Gegenwart zu tun war. So wurde auch der Welt der künstlerischen Anschauung in Posen ein vornehmes Heim geschaffen. Am 5. Oktober 1904 wurde das Kaiser Friedrich-Museum eröffnet.

Es war in diesen Jahren, als suchten alle die zerstreut wirkenden Kräfte deutscher Geistigkeit den Zusammenschluß, um als die Einheit deutschen geistigen Lebens ihrer selber erst ganz gewiß zu werden und die Kraft des deutschen Gedankens sieghaft zu behaupten. Dieser Gedanke war es, der die bestehenden wissenschaftlichen Vereine zur Deutschen Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft zusammenfaßte, in deren Einheit sie fünf Abteilungen bildeten. Das keineswegs leichte Werk kam am 18. April 1901 zur Durchführung. Dieselbe Vereinigung geschah in Bromberg, doch wurde die Verbindung mit der Posener Gesellschaft abgelehnt. Vorträge und Vortragsreihen, später auch Übungen (nach dem Vorbilde der Universitätsseminare), endlich auch volkstümliche Vorlesungen an den Sonntag-Nachmittagen wurden eingerichtet. Bedeutsam war, daß die Organisation sich über die Provinz ausdehnte. Große Zweigvereine traten ins Leben, zahlreiche kleinere Städte schlossen sich durch Geschäftsstellen an die Hauptgesellschaft an. Der Erfolg, der mit Spannung erwartet wurde, übertraf die Hoffnungen. Die Vortragsreihen wurden von 176 bis zu 610 Hörern besucht, die volkstümlichen Vorträge von 100 bis 800.

Nun sollte dies alles eine dauernde und unerschütterliche Grundlage gewinnen. Hier liegen die Anfänge der Posener Akademie. Posen sollte als die letzte der preußischen Provinzen (Westpreußen bekam gleichzeitig seine Technische Hochschule in Danzig) eine eigene Hochschule erhalten. Aber man meinte, es dürfe keine Universität sein — wegen der ungünstigen Lage in der östlichen Ferne, die schwerlich Studenten anziehen könne, und wegen der Gefahr, die in einem geistigen Vereinigungspunkt großpolnischer Bestrebungen liegen konnte. Es lohnt nicht darüber zu streiten, ob diese Furcht berechtigt war. Jedenfalls ergab sich so das Eigene, daß, mehr noch als die Bibliothek, die Posener Hochschule auf einem neuen Wege das Ziel ihrer Aufgabe suchen mußte. Ein freies Hochstift nach dem Vorbild Frankfurts, an das vorübergehend gedacht wurde, hätte von der Deutschen Gesellschaft getragen werden können. Eine richtige Hochschule aber mußte unbedingt eine staatliche Anstalt sein. Es ist zum ersten Male die Entwicklung, die den ganzen Weg dieser deutschen Arbeit bezeichnet. Ansätze privater und provinzieller Tätigkeit werden durch die Macht des Staates in einer neuen Schöpfung großartig durchgeführt. Es lag soviel darin, daß auch an dieser Stelle nicht etwas Be-

kanntes einfach übernommen werden konnte, sondern etwas ganz Neues zu versuchen war. Auch hier eine Anstalt nicht für Schüler, die sich zum Leben ihres Berufes vorbereiten, sondern für das Leben, für das Volk.

In der Sprache unseres gegenwärtigen Tages würde man die Akademie vielleicht eine Volkshochschule nennen, damals sprach man nach englisch-amerikanischem Muster von der Universitätsausdehnungsbewegung. Aber dann war es dies beides auf einer ungewöhnlichen geistigen Höhe, da nämlich die Vorlesungen, in durchaus wissenschaftlichem Geiste gehalten, über das ganze Semester sich erstreckten, wobei das Sommersemester kürzer, das Wintersemester beträchtlich länger als das der Universitäten war. Eine Hochschule für die ganze gebildete Bevölkerung der Stadt, — man dürfte sagen: der Provinz, da auch von auswärts Hörer mit Fahrpreisermäßigungen der Bahn regelmäßig kamen, eine Hochschule, die nicht mit Prüfungen schließt, nicht mit Berechtigungen lockt, — eine Hochschule, die durch nichts anziehen und halten kann als durch das, was sie geistig leistet, — eine Hochschule, die auf die Voraussetzung gegründet ist: es sei für den reifen, längst erwachsenen Menschen, auch bei angespannter Berufsarbeit, ein Bedürfnis, sich wissenschaftlich zu vertiefen — und dies alles als Schöpfung des preußischen Staates, der hier entschlossen eine Bresche legte in den echt deutschen Glauben an die allein selig machende Bedeutung des Examens — das war der mutige Versuch, der dort unternommen ward. Man könnte das kühne Wort wagen: eigentlich wurde dem Begriff des Akademischen hier der volle platonische Sinn zurückgegeben. Denn alles hing an der Persönlichkeit des Lehrers. Er mußte einer der Könner sein, die jenen seltenen Vortrag beherrschen, der, weil er der wahrhaft wissenschaftliche, gerade darum auch der echt volkstümliche ist, — nämlich den Vortrag, der eigene wissenschaftliche Erkenntnis so aus ihren ersten Bedingungen zwingend herleitet, daß jeder gesunde Verstand folgen kann oder vielmehr folgen muß. An der Universität ist diese höchste Art des Lehrens im gleichen Verhältnis mit ihrer Entwicklung zu reinen Hochschulen im Absterben. Darum droht aber auch die Universität die alte Bedeutung für das geistige Leben der Nation zu verlieren. Sie bleibt nicht seine höchste Erzieherin und Führerin in Ideen. Wie bezeichnend, daß dort, wo akademische Arbeit Erhaltung und Steigerung deutschen Lebens sein sollte, ein solcher Versuch, ein Versuch der Wiederherstellung jenes Urbegriffs der Akademie, geradezu erzwungen wurde. Die Anstalt führte mit bedeutsamem Rechte ihren fordernden Namen.

Es war ein geniales Kunststückchen von Althoff, wie er, der dem Landtag nur zwei ordentliche Lehranstalten abgerungen hatte, die Akademie mit 13 Professoren, 4 Dozenten und 12 Beauftragten in ihr erstes Semester treten ließ. Die Vorsteher der schon vorhandenen wissenschaftlichen Anstalten und andere bereits verdiente Männer Posens wurden zu öffentlicher Lehrwirksamkeit bestellt, jüngere Kräfte von außen zunächst mit Lehraufträgen herbeigezogen. Der erste Rektor blieb außerordentlicher Professor in Bonn, wo er beurlaubt war. So blühte das Werk aus dem Bestehenden empor, indem es Neues heranzog, und war doch völlig neu. Seine Lebendigkeit zeigte es in seiner Fähigkeit der Anpassung. Im Anfang bestand sicherlich der Plan, besonders auch dem praktisch-gewerblichen Leben Posens neue Anregung zu geben. Nationalökonomie, Handelswissenschaften und neusprachlicher Unterricht waren daher stark vertreten. Aber der Schwerpunkt der Wirkung lag von Anfang an nicht an dieser Stelle. Die Vorlesungen und Übungen griffen in drei Universitätsfakultäten ein. Unterscheiden wir der Übersicht wegen drei Abteilungen: die staatswissenschaftliche, die philosophisch-geschichtliche und die naturwissenschaftliche, so arbeitete z. B. im vierten Semester die erste mit 7, die zweite mit 9, die dritte mit 8 Lehrern. In demselben Semester gab es in der Staatswissenschaft 12 Vorlesungen und 5 Übungen, im Philosophisch-Geschichtlichen 9 Vorlesungen und 14 Übungen, in der Naturwissenschaft 12 Vorlesungen und 5 Übungen. Die Gesamtzahl der Vorlesungen betrug im ersten Semester 39, die der Übungen 15, im vierten Semester die der Vorlesungen 33, die der Übungen 24. Man sieht, wie es mehr und mehr gelang, die kleineren Kreise angespannter Zusammenarbeit zu bilden. Die stärkste Wirkung aber lag am Anfang und immer in der philosophisch-geschichtlichen Abteilung. So betrug z. B. im dritten Semester die Gesamtzahl der Hörer 1139, von denen 616 Männer, 235 Frauen, 288 Mädchen waren. Von diesen Hörern hörten in demselben Semester staatswissenschaftliche Vorlesungen 729 (Übungen 85), philosophisch-geschichtliche Vorlesungen 2641 (Übungen 295), naturwissenschaftliche Vorlesungen 486 (Übungen 37), wobei zu bemerken ist, daß natürlich die meisten eine Anzahl von Vorlesungen hörten (weswegen die hier gezählte Hörerzahl die Gesamtzahl weit übersteigt). Deutsche Geschichte und deutsche Literaturgeschichte weckten den höchsten Anteil. Wie sehr liegt dies in der Richtung des Gedankens, dem die Akademie geschaffen wurde. Die meist besuchten Vorlesungen hatten nicht nur die meisten Hörer, sondern auch die meisten Männer. Alle Berufe waren vertreten. Die Hörsäle der Akademie haben alle Schichten der deutschen Gesellschaft in Posen zu einer wirklichen geistigen Gemeinschaft zusammengebracht. Auch alle Lebensalter lauschten, Hörer unter 20, aber auch Hörer über 70 und 80 Jahre. Vielleicht waren es die Lehrer und Lehrerinnen, die

am meisten anhaltende Treue bewiesen. Aber kein Stand schloß sich aus. Es wird nicht häufig vorgekommen sein, was in Posen geschah, daß nämlich über einen ganzen langen Winter hin eine Vorlesung über Goethes Faust von der gesamten Generalität einer deutschen Großstadt regelmäßig gehört wurde. Auf die Nebenwirkungen der Akademie sei nur mit einem Wort gedeutet, die Ferienkurse, die Vorträge in der Provinz. Im zweiten Winter der Akademie sind 75 Vorträge in der Provinz Posen von Lehrern der Akademie gehalten.

Es war eine glänzende Versammlung, die am 4. November 1903 im Festsaal des Kaiser Friedrich-Museums der Eröffnungsfeier beiwohnte, der Staat in seinen höchsten Beamten und alles, was in Posen Stadt und Provinz in irgendeiner Richtung bedeutend war. Unvergeßlich wie ein Rausch des Glücks bleiben die Tage und Abende, in denen die frohe Empfänglichkeit der geistig so regsamen deutschen Stadt das herrliche neue Gut genoß. Wie ein stiller, anhaltender Jubel trug der Anteil der Lauschenden die ersten Lehrer. Über alle Erwartungen ging der Erfolg. Althoff erklärte im offenen Landtag, daß noch keine deutsche Hochschule mit einer so großen Hörerzahl ihr erstes Semester begonnen habe. Als das herrliche neue Akademiegebäude vollendet wurde, war es, als habe der deutsche Geist mit Akademie, Museum, Bibliothek und Theater sein Haus im deutschen Osten für immer sichtlich errichtet.

Wie ist alles so anders gekommen!

Als der erste Rektor der Posener Akademie 1924 in der polnischen Stadt einen Vortrag hielt, mußte er auf dem Wege zu dem beschriebenen Vortragssaal an der Akademie vorbeigehen. Da sah er die geputzte, fröhlich schwatzende polnische Menge, die zu einem Konzert in dem Festsaal des Hauses ging, das unsere Liebe schuf. Museum, Theater, Bibliothek sind alle polnisch geworden. In der Akademie und dem Kaiserschloß haust die polnische Universität. Schmählicher als irgendwo ist es bei dem Zusammenbruch der deutschen Herrschaft in Posen zugegangen; ist die Führerlosigkeit dem großen deutschen Volke zum Verhängnis geworden, so haben schmählicher als irgendwo in Posen die deutschen Führer versagt. Was hilft es grübeln, ob in jener Arbeit für den deutschen Geist Fehler gemacht sind, ob z. B. die Mutlosigkeit, die dort die Gründung einer Universität nicht wagte, auf die Dauer nicht das ganze Werk erschweren und lähmen mußte. Gewiß — auch dies war Menschenwerk. Ja mehr als das — es war Deutschenwerk. Den Deutschen ist nun einmal der Instinkt des gemeinsamen nationalen Willens so sehr versagt, wie er den Polen im Blute liegt. Sie werden immer dort am meisten sich gehässig zerfleischen, wo die Gefahr für ihr Volk sie am dringendsten aufrufen sollte zusammenzustehen. Und doch! Wenn irgendwo, beweist sich in jenem Posener Werk doch, was Hegel die List der Vernunft nannte. Sie entfaltet und stachelt sogar die menschlichen Leidenschaften und Schwächen, um dennoch gerade auch durch sie ihr Ziel zu erreichen. In jener Arbeit, die in immer kraftvolleren Gebilden den Osten zu einer Heimat des deutschen Geistes machen wollte, hat wahrhaftig die Vernunft deutschen Wesens sich sieghaft ausgewirkt. Polen lebt an jener Stätte geistig von dem, was wir geschaffen haben. Die Welt wird sehen, was es selbst aus jenen deutschen Anfängen zu entwickeln vermag. Aber wir wissen nun auch die deutschen Brüder drüben, die jetzt Auslandsdeutsche sind, ohne die Stütze und den Rückhalt all der geistigen Gebilde und Mächte, die zusammengebrochen sind. Wir wissen sie auf sich allein gestellt und wissen doch zugleich, daß vor allen anderen Völkern das deutsche Volk durch den Geist getragen wird und getragen werden muß. Es ist den Deutschen noch längst nicht genügend bewußt geworden, daß aller deutsche Osten von Ostpreußen bis Schlesien jetzt Grenz- und Pionierland ist, eine Warte und Wacht. Wir Ostdeutschen sollen auch hier von unserm größten Lehrer, dem Kriege und seinen Auswirkungen lernen. Wir sollen uns des ostdeutschen Geistes als einer besonderen Gestalt der deutschen Geistigkeit bewußt werden. Er hat in Lessing, Winckelmann und Herder die ganze gewaltige Vorarbeit für die große deutsche Geisteskultur getan, solange diese Vorarbeit durch das Erkennen geleistet werden mußte. Er hat in Kant das Reich des Geistes nach seinen schöpferischen Kräften ausgemessen und dem Geiste den unbedingten Wert erschlossen in der sittlichen Tat. Er hat in Fichte und in Heinrich von Kleist zugleich den Kantischen Sittlichkeitsgedanken zum Volks- und Vaterlandsgedanken entwickelt und uns in der Hingabe ans Vaterland und seine Einheit des Geistes den höchsten Sinn des Lebens erkennen lassen. Wenn das deutsche Volk jetzt in Inbrunst nach dem Führer sich sehnt, der es in der Einheit des Geistes und des Willens zusammenschließt, mag er aus dem deutschen Osten kommen! Mag er die ganze Größe der deutschen Gefahr begreifen, weil er sein Volk begreift! Dieses Volk ist nicht entsprungen im Kampf um die Macht und die äußeren Güter der Erde, sondern es entsprang aus dem Geiste. Nur aus dem Geiste kann ihm die Erneuerung kommen. Der deutsche Geist bedeutet die Einheit aller deutschen Stammesgenossen auf der Erde. Die Höhe des geistigen Lebens ist für die Deutschen Bedingung ihres Daseins.

Das Grab der Anar Kali in Lahore

Granatenblüte war ihr Name,
Doch wußte niemand,
Ob ihr Herz – ob ihr Gesicht
Den schönen Ruf verdiente.

Bis an die Knie fiel ihr schwarzes Haar,
Und schwarze Jasminblüten strahlten ihre Augen,
Denn sie war heute fünfzehn Jahr.
Und die Geliebte,
Die sehr Geliebte
Im Harem von Akbar.
Noch spielten ihre jungen Glieder,
Wie junge Kätzchen sich am Spielen freuen.
Noch leuchtete die Stirn den frühen Himmel,
Den Kinder wissen, ohne zu bereuen.

So lag sie in dem reichen Prunkgemache
Des großen Königs, eingehüllt
In weichen, gelb und grünen Seiden,
Verhängt mit Perlen, Goldgeschmeiden,
Bedeckt mit weißem, luft'gem Schleier,
Auf dem sich der Gestirne Leier
Wie hingestreut funkelnd ergoß
Und über ihre feinen Glieder
Hin wie ein Traum aus Sommernacht verfloß.

Der König, alt und streng, sah voller Güte
Auf dieses Kind und rief: „Granatenblüte!"

Ihr Kopf lag angelehnt an seinem Arm
Und sie erhob den Blick – – –
Flieht manchmal wohl ein Engel fort,
Und hinter uns steht das Geschick?

Der schwere Vorhang zitterte und flog zur Seite:
Salim trat ein, der Prinz, mit seinem Hofgeleite.

Und über ihre jungen Züge ging ein Leuchten,
Wie bei des frühen Morgens erstem Wehen – – –
Dann war es wieder, als sei nichts geschehen.

Was war denn auch? Der Prinz kam jeden Tag. –
Die Diener lagen sorglos auf den Knien. –
Er grüßte seinen Vater, und er sprach,
Der schöne Prinz! Prinz Salim, der Erwählte!

Doch Akbar schwieg. Ein Schweigen – – –
Solch ein Schweigen!!
Da wußte sie, im Spiegel an der Wand
Hatte das Licht der Liebe sie verraten –
Auch er, der Prinz, verstand.

Die Sklaven führten sie hinweg,
Zur selben Stund'
Führten sie Steine auf im Rund,
Und sie stand aufrecht und allein –
Sie mauerten sie lebendig ein.
Kein Klagen floß aus ihrem Mund,
Nur einmal klang ein leises Weinen,
Das Licht wollte nicht mehr erscheinen.

Ein junger Sklave sah noch einmal auf,
Bevor der letzte Stein sich fügte:
Sie stand noch gerade, wie ein junger Baum,
Sie sah noch zögernd wie in einem Traum.

Dann war es Nacht
Und still
Und rund
Der kleine Turm von Stein
Mit dem lebendigen Gebein.

Auf ihrem Grabstein aber schnitten sie
Die neunundneunzig Namen Gottes ein.
Und sie war fünfzehn erst und sehr allein.

D. von Goldacker

Die Stubenvoll-Gesellschaft

Von Dr. G. J. Wolf

Die Münchner Künstlergeselligkeit ist aus dem Gesamtbild des Münchner Kunstlebens nicht wegzudenken. Sie ist für die Entwicklung der Münchner Kunst fast so wichtig wie das Malen und Modellieren selbst. In den geselligen Künstlerzirkeln, die uns aus dem älteren München bekannt sind, in den Kreisen von „Stubenvoll", „Neu-England", „Leimsudia", „Künstler-Sänger-Verein", „Jung-München", „Kassandra" und „Allotria", keimten nicht nur für die Geselligkeit, sondern für die Kunst selbst fruchtbare Ideen; künstlerische Fragen von Belang wurden aufgerollt und in oft recht hitzigen Debatten geklärt, vor allem aber waren hier Heimstätten herzerhebender Begeisterung und des Enthusiasmus, treuer Berufsfreundschaft und Hilfsbereitschaft, die den Mut zu neuem Schaffen gab und die Sicherheit, eingebaut zu sein in eine Gemeinsamkeit, die, auch soweit sie den künstlerischen Beruf betrifft, unsere Zeit nicht mehr kennt.

Die „Stubenvoll"-Gesellschaft war um 1840 die erste und vornehmste, man kann fast sagen: die ausschließliche Künstlervereinigung Münchens. Was vorausgegangen war, die Bündnisse der romantischen Mondscheinbrüder, die sich in Schwanthalers Gesellschaft „Humpenburg", unmittelbar neben seiner Werkstätte an der Lerchenstraße gelegen, zu fröhlichem Tun zusammengefunden, oder die stark ins Religiöse einschlagende „Gesellschaft zu den drei Schilden" waren abgeblüht. Und die „120 berühmten und namhaften" Künstler Münchens, von denen Dazenberger 1840 in seinem „Münchner Hundertundeins" spricht, fanden sich eben in der „Stubenvoll"-Gesellschaft zusammen. Woher die ihren Namen hat? Nicht etwa, weil die Stube, wo sich die Künstler trafen, tatsächlich Abend um Abend voll war, sondern aus dem viel prosaischeren Grunde, weil man bei dem Stubenvoll-Bräuer zusammenkam, der am Anger, einer Gegend mitten in der Stadt, aber damals wie heute still und heimlich, sein Anwesen hatte. Von etwa Mitte der 1830er Jahre an versammelte man sich hier, nachdem man bis dahin im Kaffeehaus von Findel an der Dienersgasse getagt und genächtigt hatte. Ein verhältnismäßig enger, altdeutsch ausgestatteter Raum diente als Versammlungslokal; man hatte ihn mit Statuetten berühmter Meister, mit Humpen und Zierat aufs reichste und originellste ausgeschmückt. In der verräucherten Stube ging es, trotz einer gewissen altväterischen, biedermeierlichen Grandezza, die sich in der Pflege der Stammkrügel und der mit Fidibussen in Brand gesetzten Pfeifen manifestierte, hoch her. Die Namhaftesten und Trinkfestesten der Schar waren Bürkel, Heinlein, Petzl, Haushofer, Albert Zimmermann, Dürck, Dietz, Monten, Flüggen, Seibertz, Ruben, Klotz, Morgenstern, Altmann, Kaiser, Xaver Schwanthaler, Kirner, um wenigstens einige zu nennen.

Um das Jahr 1840 kam aus Worms ein junger Maler und Lithograph, Friedrich Wilhelm Schoen mit Namen, nach München, wurde hier seßhaft, trat in die „Stubenvoll-Gesellschaft" ein und blieb bis zu seinem Tod im Jahre 1868 ein wohlgelittenes und angesehenes Mitglied der Münchner Künstlerschaft. Dieser Friedrich Wilhelm Schoen hat im Jahre 1844 ein für uns Spätere außerordentlich aufschlußreiches, anziehendes Gemälde der Stubenvoll-Gesellschaft gemalt, das etwa fünfzig Künstlerbildnisse enthält. Es ist in ungezwungener Komposition gemalt und koloristisch durch die luministischen Effekte bedeutsam. Das Format des Bildes ist respektabel, es mißt 92 Zentimeter in der Höhe, 119 Zentimeter in der Breite, und so läßt sich, da das Gemälde dank seiner gediegenen Malweise sich in vorzüglichem Zustand befindet, manches der Bildnisse noch bestimmen. Natürlich konnten nicht alle hier Porträtierten „agnosziert" werden; es herrscht auch über manches der Bildnisse Meinungsverschiedenheit. Erfreulicherweise hat aber schon vor etwa zwei Jahrzehnten die Historische Kommission der Münchner Künstlergenossenschaft sich an einige der ältesten Münchner Maler gewandt, an Peter Herwegen, der auf dem Bild selbst dargestellt ist (es ist der am rechten Bildrande stehende, auf ein Blatt niederschauende Mann), und an Julius Frank, und so gelang es, über einen großen Teil der Dargestellten authentische Angaben zu erhalten. Wir wissen jetzt, daß der Redner im Mittelgrund, der das Horn erhebt, der Maler Feodor Dietz ist, ein Wortführer der Gesellschaft; ihm zur Linken stehend und zu ihm aufblickend sieht man die berühmten Maler Christian Morgenstern, den „Entdecker" Dachaus, und S. Habenschaden, Tiermaler und Tiermodelleur, dem zu Ehren heute noch im schönen Monat Mai die Habenschadenfeier in Pullach im Isartal mit einer morgendlichen gesungenen Messe und einem

abendlichen Maitrunk begangen wird. An dem Tische im Mittelgrund sitzt vorne der ausgezeichnete Genremaler Karl von Enhuber und schwingt den Pokal, der Hemdärmelige, sein Nachbar, ist der Lithograph Kohler, zwischen beiden erblickt man die Köpfe von Vermersch, einem Architekturmaler, und Dietrich Monten, dem berühmten Schlachtenmaler. Der Hemdärmelige auf der anderen Tischseite ist der Bildhauer Xaver Schwanthaler, der Vetter und Mitarbeiter des berühmteren Ludwig Schwanthaler, des Bavaria-Plastikers. Ganz links, seitlich von dem riegelhaubengeschmückten Schenkmädchen, hat sich Schoen selbst porträtiert. In der entferntesten der drei „Kojen", ganz links, sitzen die „Prominenten" beisammen: vom Kerzenglanz voll umstrahlt Friedrich von Gärtner, der große Architekt, damals Direktor der Kunstakademie, neben ihm Albrecht Adam, Ludwig Lange, Heinrich Bürkel und Wilhelm Kaulbach, der auf diesem Bild im Aussehen ein wenig an Friedrich Hebbel gemahnt. In der Koje der Sänger gibt der stehende Hofkapellmeister Stunz Takt und Ton an. Hier sitzt und singt einer mit begeistert-beseligtem Gesicht, das vom Strahl der Kerze voll getroffen wird: es ist der begabte, leider zu Unrecht vergessene Bildnismaler Grotefend. Ihm zur Seite, Stunz zugekehrt, sitzen in einer Reihe die Maler Kaltenmoser und Altmann und der famose Seibertz, der in München mehr noch als durch seine „Faust"-Illustrationen durch seine Maske bei dem Wallensteinfest der Künstlerschaft vom Jahre 1835 berühmt war: er erschien damals als überraschend „echte" dralle Marketenderin. Der dem Betrachter den Rücken wendet, aber doch noch im verlorenen Profil erkennbar, ist Gisbert Flügen.

Einen vermisse ich auf dem Bild, der sich damals schon der Malerei zugekehrt hatte: Karl Spitzweg. Er wohnte gleich neben dem Stubenvoll-Bräuer am Heumarkt, vier Treppen hoch, und sprach hier herüben bei seinen Kollegen gern zu. Jedenfalls ist das Bild aus dem biedermeierlichen Geist des frühen Spitzweg heraus entstanden, wenn es auch anders ist nach Art und Ausdruck. Aber die Atmosphäre ist die gleiche: jenes unwiederbringlich verlorene gute, alte München der Zeit Ludwigs des Ersten, da ein echter, warmherziger Künstlergeist umging und das Kulturbild der Stadt bestimmte.

Evoe!

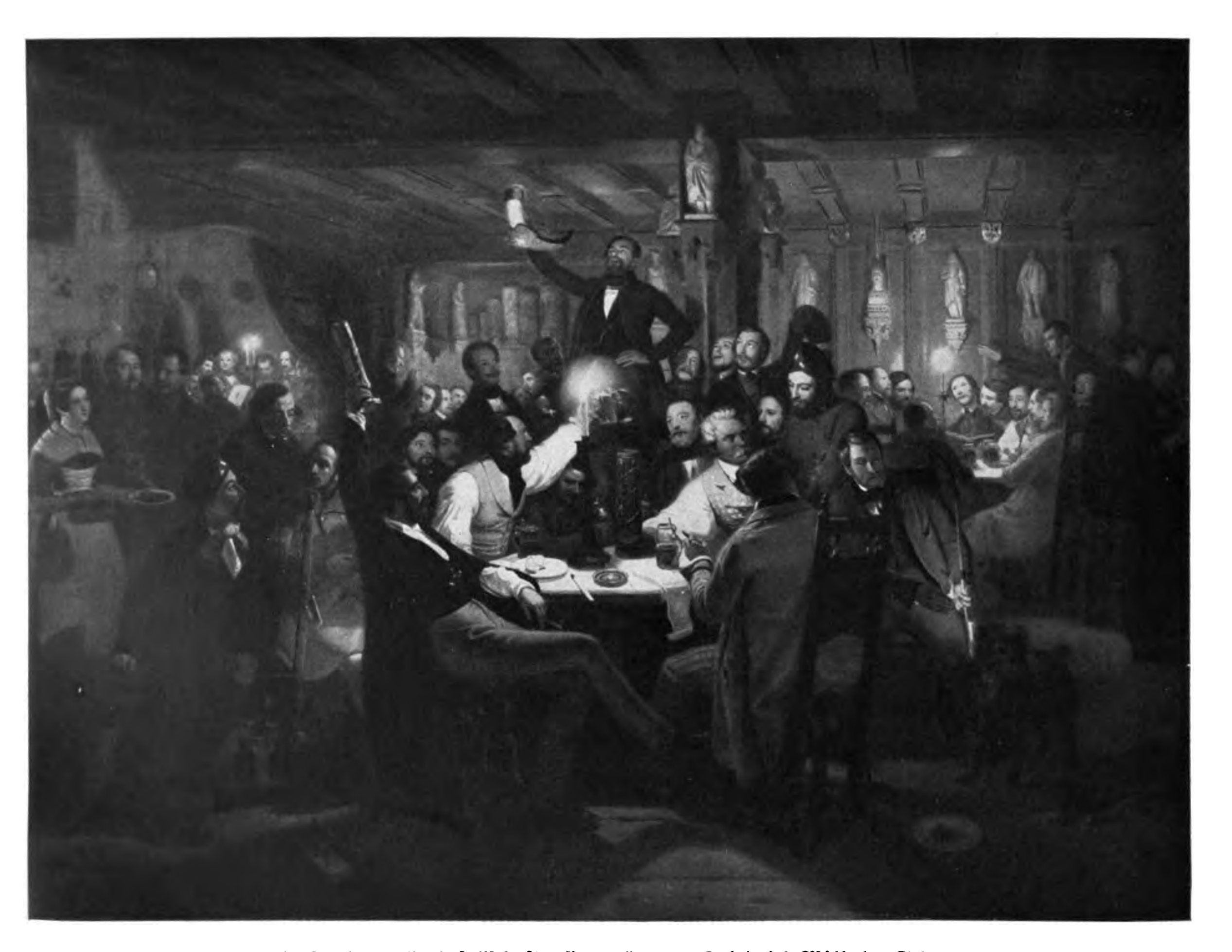
Wenn wir im Bacchantenzuge reigen
Voll, solang wir jung und rot,
Wird der Genius nicht die Fackel neigen, —
In zypressendunkles Asphodelosschweigen
Führt uns einst des Fergen stilles Boot.

Hold im Tanze grüßen uns die Horen,
Junge Glieder glühn im warmen Licht,
Trinkt das Leben ein mit allen Poren;
Denn zur Freude sind wir auserkoren,
Pans, des Gottes, Flöte schweigt noch nicht!

Hellas Sonnenwelt, du ideale,
Unverblichen stehst du strahlend da!
Reichst du uns die volle Silberschale,
Nektar und Ambrosia zum Mahle,
Sind wir den Olympiern selig nah.

Laßt das Lebenslied uns jauchzend singen,
Das den sauren Greisen nicht gefällt:
Unser Priesteramt ist Freude bringen,
Rosen um die stolze Stirne schlingen,
Schönheit tragen in die graue Welt!

Eberhart v. Zelewski-Waldenburg



Die Stubenvoll-Gesellschaft. Gemälde von Friedrich Wilhelm Schoen
(München, Leihgabe der Neuen Pinakothek)

Wie das Geld entstand

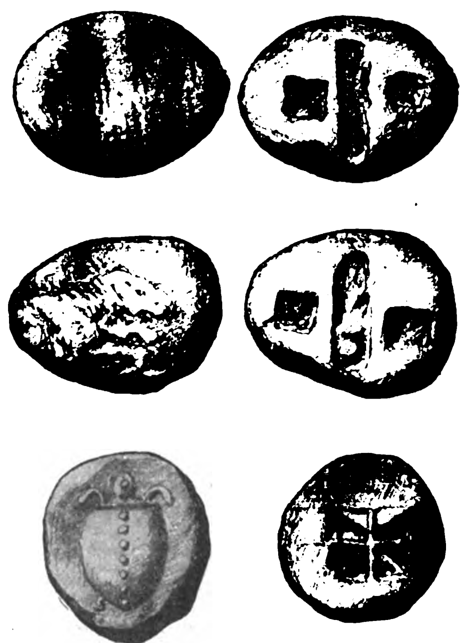
Von Geh.-Rat Prof. Dr. Otto Jaekel

Bei der Bedeutung, die das Geld in unserem Dasein erlangt hat, sollte eigentlich die Frage, wie es entstand, für jeden Gebildeten recht naheliegen. Aber von diesem Problem ist bisher nur selten die Rede gewesen.

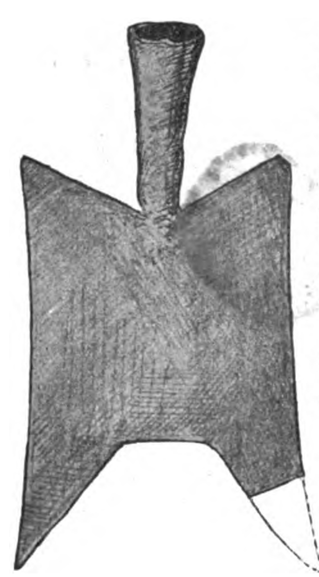
Friedensburg, einer der wenigen, die auch die kulturgeschichtliche Seite der Münze behandelt haben, stellt zwar einige Ansichten zusammen, wie das Geld entstanden sein könnte, aber die Verlegenheit versteckt sich dabei in jeder Zeile. Er spricht davon, daß das Geld sofort als monopoles Machtmittel die Ruhmestat eines Herrschers gewesen sein könnte, daß auch die Frau eines solchen, Demodike, als Erfinderin des Geldes genannt wurde, daß sogar „mit gutem Grunde" die Priester der Aphrodite in Cypern als Erfinder von Geldstücken bezeichnet würden, und daß schließlich auch nicht ganz ohne Grund die Kaufleute die Ehre beanspruchten, das Geld erfunden zu haben. Dazu kommen dann äußerst verlegene Hinweise auf die Entwicklung des Geldes in China, das dort angeblich schon um 2800 v. Chr. erfunden sei, aber so merkwürdige Dinge umfasse, daß wir aus den Formen dieses Geldes nichts lernen könnten. Mir scheint nun gerade das Gegenteil zutreffend, daß uns die Münzentwicklung Chinas die Lücken ausfüllt, die die Entstehung des Geldes in unseren Gebieten aufweist. Ich möchte also das Problem gerade durch Hinzuziehung der chinesischen Münzverhältnisse einer allgemeineren Klärung zuführen.

Wir wissen heute, daß außer Meteoren und den üblichen Niederschlägen nichts „vom Himmel fällt", und das meiste, was da ist, aus recht unbedeutenden Anfängen ganz allmählich entstand. Auch das ist eigentlich noch zuviel gesagt, denn was uns auch in unsern heutigen Verhältnissen zu entstehen scheint, das ist in der Regel schon lange in allgemeinerer Form oder etwas anderer Gestalt dagewesen und hat nur einmal eine neue Form, einen neuen Ausdruck gefunden, so daß es der Allgemeinheit plötzlich auffiel. Es ist auch mit den Dingen unseres menschlichen Daseins nicht anders als mit allen Errungenschaften und Fortschritten des tierischen und pflanzlichen Lebens, jedes Wesen und jedes Organ hat schon seinen Vater gehabt, und es sieht nur neu aus, wo es zum erstenmal sichtbar hervortritt.

So muß auch das Geld seine Vorläufer gehabt haben, und seine Urform muß da zu suchen sein, wo immer seine eigentliche Bedeutung lag — im Handel. Es ist das erste Kind des Handels, aber wir dürfen dabei natürlich nicht an Börsenspekulationen und Ultimo-Regulierungen denken, sondern an die Urform des Handels, das Tauschgeschäft. Von den Forschungsreisenden sind die verschiedenartigsten Dinge als Tauschmittel beobachtet worden. K. Weule hat in seinem Büchlein „Urgesellschaft und ihre Lebensfürsorge" eine anschauliche Darstellung solcher Dinge gegeben, die bei den Urvölkern in mehr oder weniger bestimmter Form als Tauschmittel oder Wertmesser dienen. Von der bekannten Kauri-Schnecke, die von den Malediven aus allmählich Südasien und Afrika eroberte, und ähnlichen Naturformen, dem Schweinegeld in Neu-Mecklenburg, für das man auch eine Frau kaufen kann, Zähnen, Perlen, Perlmutterringen, Teeziegeln und Salzbarren bis zu dem fast unbeweglichen Mühlsteingeld von Yap werden uns da alle erdenklichen Gegenstände als primitive Tauschmittel vorgeführt.



Die ältesten Goldmünzen unseres Kulturkreises aus Kleinasien (Lydien) und Ägina (untere). Die obere nur mit Einschlägen, erste Hälfte des 7. Jahrh. v. Chr.; die mittlere mit einem Löwen, zweite Hälfte des 7. Jahrh. v. Chr.; die untere mit dem Bild einer Schildkröte, 650 bis 600 v. Chr.



Alte große Spatenmünze mit hohlem Stil ohne jede Inschrift. Nach chinesischen Abbildungen

Ob es viel nützt, diese unerschöpfte Mannigfaltigkeit nach rein theoretischen Gesichtspunkten zu ordnen, wie das H. Schurtz, Bücher und andere versucht haben, lasse ich dahingestellt. Zwei Momente scheinen mir für die Entstehung von solchen Tauschmitteln sicher zutreffend. Das eine ist die unbestreitbare Tatsache, daß die Wertobjekte der Natur ungleichartig verteilt sind und ihren Austausch wünschenswert machen, das andere liegt in der Arbeitsteilung, dem stärksten Hebel allen Fortschrittes. Zunächst wurden im engen Kreise alle notwendigen Gebrauchsgegenstände selbst gemacht. Dann aber erhöhten Übung und ererbte Geschicklichkeit allmählich die Leistungen einzelner oder ganzer Stämme und verschaffte ihrer Qualitätsware einen Vorzugswert. Da nun die meisten „Reflektanten" dem Besitzer oder Verfertiger der begehrten Ware nicht die Gegengabe bieten können, die dieser benötigt, so mußten von den Tauschmitteln diejenigen zu höherer Bedeutung gelangen, die allgemeiner begehrt waren.

Sobald sich also der lokale Tauschverkehr zum großzügigeren Handel erhob, dann konnten nur noch allwertige Dinge als Tauschmittel dienen und zu Sachgeld werden. Die dazu geeigneten Tauschmittel mußten von den meisten begehrt, dauerhaft und leicht transportabel sein. Diese drei Momente bedingen die Auslese, die unter den Tauschmitteln eines Landes hier so und dort anders getroffen wurde und nur wenige zu Sachgeld werden ließ. Leicht verderbliche Früchte sind nicht dauerhaft, die Mühlsteine von Yap nicht transportabel, und der Grad der Bewertung hing natürlich von mancherlei besonderen Bedürfnissen ab. Im Norden waren Felle und Pelze, im Süden Wassermelonen vorzuziehen; und in Asien erfreute sich der chinesische Tee der größten Beliebtheit. Auch im Schmuck wechselt die Mode. So aber erlangten z. B. in Hochasien der „Ziegeltee", in anderen Gebieten Edelsteine und Perlen, vor allem Gold und andere Metalle allgemeinen Wert.

Dieses Sachgeld wurde nun aber durch ein weiteres Moment nochmals gesichtet. Der Hauptzweck des Geldes im Handel: jede Ware möglichst schnell und ohne Umstände erwerben zu können, ließ natürlich dasjenige Sachgeld bevorzugen, das teilbar war, so daß man damit jede Ware ihrem Wert entsprechend bezahlen konnte. Wir schelten den Kaufmann, der nicht wechseln kann und damit das Geschäft aufhält. Gerade im Handel um wertvollere Dinge, besonders also im Außenhandel, mußten edle Metalle, die allgemein begehrt waren, die im kleinen Umfang großen Wert bargen und also auch leicht transportabel und unveränderlich waren, zur echten Geldbildung am meisten geeignet sein. Heute haben wir zum Wechseln große und kleine Münzen, damals schnitt man sie sich nach Bedarf zurecht. Dazu eigneten sich am besten Golddrähte — wer keinen „Draht" hat, ist auch heute noch ein armer Teufel. Wir kennen solche Golddrähte aus verschiedenen Funden, wo sie auch in diesem Sinne



Primitive Spatenmünze aus China mit zusammengedrücktem hohlem Stiel und bisher nicht entzifferter Inschrift. 1/2 der Originalgröße. (Samml. Jaekel)

gedeutet wurden. Die Teilbarkeit macht sie bequemer als die Goldringe, die man ebenfalls fand und wohl mit Recht als primitives Sachgeld deutete. Oft wurde Gold auch in Würfel gehackt als Geld benutzt, wie das auch lange Zeit in China der Fall war.

Aus dem babylonischen Gebiet, der Wiege unserer heutigen Allerweltskultur, hatte schon früh ein festes Maß- und Gewichtssystem seinen Weg zu den Völkern unseres „Altertums“ gefunden, und es liegt nahe, daß nun edle Metalle und daraus verfertigte Gegenstände nach Gewicht bewertet und verkauft wurden. Wo also Gold vorhanden oder im Tauschhandel erreichbar war, wurde es „zu Geld gemacht“, und dieselbe Rolle spielten anderwärts Silber und gelegentlich anscheinend auch Kupfer, cuprum, das zuerst in Cypern gefunden war und daher seinen Namen bekommen hatte. In Italien fand man davon eine große Masse barrenartiger Stücke, die wohl als Geld gedient haben.



Drei Spatenmünzen von entarteter Form, China. Die linken etwa um 300 v. Chr., die rechte aus der Zeit von Wang Mang 19 bis 22 n. Chr. (Sammlung Jaekel)

Von solchen edlen Metallstücken zum geprägten Geldstück, zur echten Münze, war nur noch ein Schritt, der dadurch veranlaßt wurde, daß die kleinen Stadtrepubliken oder die früheren Herrscher im Reiche des Krösus um 700 die Geldausgabe monopolisierten und ihr Geld zu diesem Zwecke mit einem Stempel oder einem Abzeichen versahen. So kamen Tierbilder als Stadt- und Dynastie-Symbole auf diese Geldstücke, wie die ältesten uns bisher bekannten Münzen aus Kleinasien und der Insel Ägina bezeugen. Jene ältesten kleinasiatischen Münzen sind übrigens aus einer in der Natur gefundenen Mischung von Gold und Silber hergestellt, die man wie unsern Bernstein als Elektron bezeichnete. Friedensburg gibt an, daß um 450 schon alle größeren Städte und Staatswesen des griechischen Kulturkreises ihre Münzen besaßen, die auch um diese Zeit durch Bilder von Göttern und allegorischen Gestalten künstlerischen Schmuck erhielten.

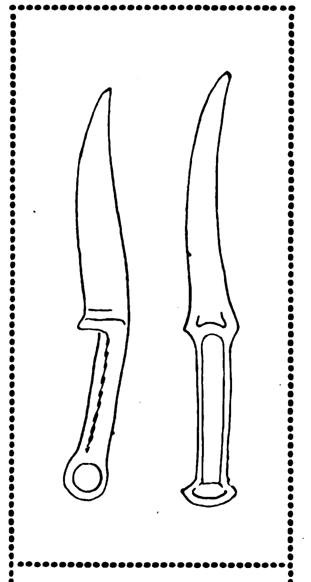
Gold-, Silber- und Kupfermünzen gehen dann meist nebeneinander her, und besonders handliche und dem Handel gut angepaßte Geldstücke haben bisweilen weit über ihr eigentliches Heimatsgebiet Wert und Bedeutung erlangt. War es im Altertum der schon erwähnte Obolus, so wurden es bei uns die Dukaten und vor allem unser Taler, der eigentlich die glänzendste Karriere von allen Münzen gemacht hat. Ursprünglich im Revier des sächsischen Erzgebirges in Joachimstal entstanden, breitete er sich als Joachimstaler aus und wurde kurzweg zum Taler. Als „Maria-Theresientaler“ eroberte er große Teile Afrikas, als Dollar hat er dann die Vereinigten Staaten auf den Schwung gebracht und als mexikanischer Dollar ist er jetzt wieder die Hauptmünze in Ostasien geworden.

Wo Metallgeld hinkam, verdrängte es schnell einheimische Zahlungsmittel. Wir wissen aus unsern Kulturgebieten nur, daß der bekannte Obolus ursprünglich einen „Speer“ oder wohl eine Lanzenspitze bedeutete, die offenbar zunächst wie bei unsern Altvordern in der Bronzezeit mit bestimmtem Gewicht als Sachgeld gedient hatte. Das altrömische Wort ‚pecunia‘ kommt von pecus = Vieh und dieses lebt wieder in England als „Fee“ im Sinne von Geld weiter.

Wir sehen aus alledem, daß wir in unserem europäischen Kulturkreise, zu dem heute ja beinahe die ganze Erde zu rechnen ist, so schnell „zu Gelde gekommen“ sind, daß uns außer den Namen von Pecus und Obolus fast nichts aus der Urgeschichte des eigentlichen Geldes überkommen ist.

Mit dieser im ganzen einfachen Ent-

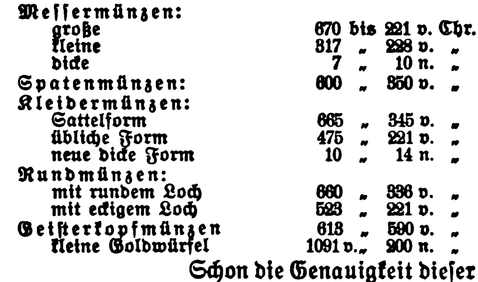
wicklung des Geldes an den Ausgangspunkten der heutigen Weltkultur scheint nun die Entwicklung des Geldes in China auf den ersten Blick unvereinbar. Ich erwähnte schon oben einen Hinweis von Friedensburg auf China, wo das Münzgeld angeblich schon um 2800 entstanden sein soll und wo es scheinbar so abweichende Wege einschlug, daß es uns, wie Friedensburg sagte, für unser Problem der Münzentwicklung „nichts zu geben" habe. — Die Tradition der Chinesen reicht bis in das dritte vorchristliche Jahrtausend zurück und sie meinten sogar, daß ihre ganz wunderbar geformten und reich ornamentierten Bronzegefäße schon im zweiten vorchristlichen Jahrtausend entstanden seien. Das hatten wir ihnen bisher allgemein geglaubt und deshalb gemeint, daß die Chinesen um jene Zeit schon auf einer viel höheren Kulturstufe standen als alle anderen Völker unseres „Altertums". Diese hohe Meinung ließ uns dann auch vieles andere glauben, was uns von ihnen berichtet wurde, zumal wir auch mit ihnen das Alter ihrer alten Schriften weit überschätzten.



Bronzemesser aus den scythischen Grabhügeln der späten Bronzezeit aus Südrußland und Südsibirien (nach Minns)

Ich glaube für die höchsten Blüten ihrer Bronzekultur, die sogenannten Sakralgefäße, den Nachweis erbracht zu haben, daß sie nicht den vorchristlichen Jahrtausenden entstammen konnten, sondern dem ersten nachchristlichen Jahrtausend zugeschrieben werden müssen. In vorchristlicher Zeit gab es überhaupt noch keinen spezifisch-chinesischen Ornamenten-Stil, und die älteren Kunstformen lassen sich auf relativ späte Formen Vorderasiens bzw. der östlichen Mittelmeerkultur zurückführen.

So müssen wir auch die chinesische Tradition über ihr ältestes Geld mit größter Vorsicht aufnehmen. Das ist in dem bekannten Werk von Terrien de Lacouperie auch insofern geschehen, als wohl alle Angaben, die in das zweite und dritte Jahrtausend vor Christi zurückgreifen, in das Reich der Fabel verwiesen sind. Immerhin gibt Lacouperie für die Lebensdauer der bekannten alten Münzformen nach chinesischen Angaben noch folgende Zeiträume an:



Messermünzen:				
große	670	bis	221 v.	Chr.
kleine	317	„	228 v.	„
dicke	7	„	10 n.	„
Spatenmünzen:	600	„	350 v.	„
Kleidermünzen:				
Sattelform	665	„	345 v.	„
übliche Form	475	„	221 v.	„
neue dicke Form	10	„	14 n.	„
Rundmünzen:				
mit rundem Loch	660	„	336 v.	„
mit eckigem Loch	523	„	221 v.	„
Geisterkopfmünzen	613	„	590 v.	„
kleine Goldwürfel	1091 v.	„	200 n.	„

Schon die Genauigkeit dieser Zahlen mußte starkes Befremden erregen, denn wer würde wagen, in unseren Münzgebieten derartig genaue Zahlen für das Auftreten der ältesten Formen anzugeben, zumal diese in China meist nur den Wert und Ort ihrer Geltung angeben. Wer will in dem Riesenreich, das doch fast noch unerforscht ist, sagen, wann eine Form zuerst auftauchte, wie lange sie irgendwo in Geltung blieb. Aber der Chinese hält es für unhöflich, auf eine Frage keine Antwort zu geben, und so ist auch jede Frage nach dem Alter der einzelnen Münzsorten ganz genau beantwortet worden.

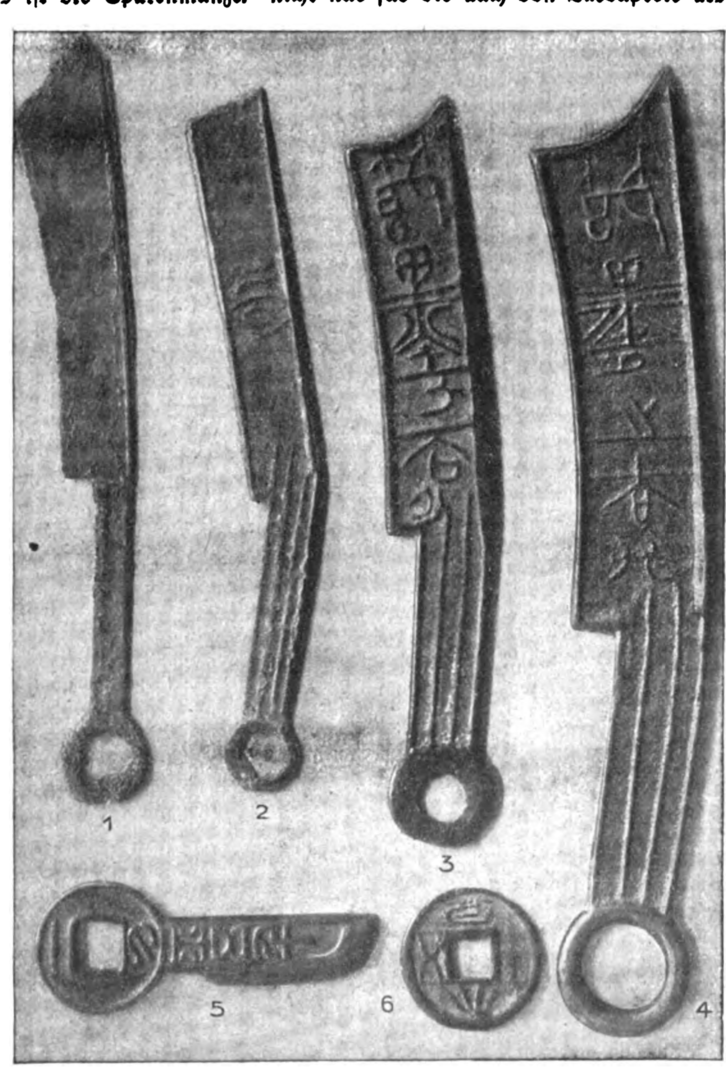
Es gibt aber auch viele sachliche Gründe, die Chronologie dieser alten Münzen zu bezweifeln, so vor allem, daß ihre Aneinanderreihung oft allen Wahrscheinlichkeitsregeln der Entwicklungslehre widerspricht, und daß es sich mehr und mehr zeigt, daß diese auch für China volle Geltung beanspruchen können. Ich kann hier auf Einzelheiten nicht eingehen, glaube aber, die folgenden Tatsachen reden eine so klare Sprache, daß wir sie unbedenklich der chinesischen Auffassung gegenüberstellen können. Ich verweise darauf, daß diese im 10. Jahrhundert entstand und daß die sehr reiche Sammlung chinesischer Münzen im Britischen Museum Münzen, deren Alter mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit vor 400 v. Chr zu datieren wäre, wenigstens nach dem Katalog von Lacouperie, auch nicht besitzt.

Das Wesen dieses alten chinesischen Metallgeldes liegt darin, daß die meisten dieser Münzen unverkennbare Gebrauchsgegenstände waren: Messer, Spaten, kammartige Sägen, Glocken und hufeisenförmige Platten,

deren Entstehung noch nicht geklärt ist. Nur drei Geldsorten machten davon eine Ausnahme, erstens die Goldwürfel, zweitens die sogenannten Geisterkopfmünzen und die runden Münzen, die wohl von vornherein echte Münzen waren. Aber diese sind zunächst so selten, daß sie gegenüber den andern, den Messer-, Spaten- und Kleidermünzen, stark zurücktreten. Das Wesentliche sind also die gemünzten Gebrauchsgegenstände.

Die verbreitetste und typischste Form des altchinesischen Geldes ist die Spatenmünze. Eines der ältesten uns bisher bekanntgewordenen Stücke habe ich abgebildet. Sie ist in ihrer ganzen Form noch ein echter Spaten mit hohlem Schaft und praktisch geformter Schaufel. Sie ist auch noch 14 Zentimeter lang, also etwa so groß wie die Schippen, die unsere Kinder am Badestrand verwenden, aber ihr Schaft ist ziemlich flach, so daß man in die schmale Öffnung kaum noch einen Stiel stecken könnte. Und daß es kein Spaten, sondern eine echte Münze ist, ergibt sich klar aus ihrer Aufschrift. Freilich hat mir noch keiner von unseren Sprachforschern diese alten Schriftzeichen entziffert, aber sie entsprechen in ihrem Habitus so genau den enträtselten Beschriftungen jüngerer Spatenmünzen, daß sie offenbar wie diese auch eine Wertbezeichnung und den Stadtkreis bedeuten, in dem sie Geltung gehabt hat.

Wir kennen einige Stücke, die insofern noch primitiver sind, als sie keinerlei Aufschrift zeigen und doch wohl zum praktischen Gebrauch schon zu klein waren. Sie bilden den Anfang der Umbildung eines allseits nützlichen und deshalb allgemein brauchbaren Gerätes in ein landläufiges Sachgeld. Unser Spaten ist aber bereits unbestreitbares Geld. Es ist klar, daß von diesen Spatenmünzen die am ursprünglichsten sein müssen, die dem Gebrauchsgegenstand, dem Spaten, am ähnlichsten sind, und das gilt nicht nur für die auch von Lacouperie als



Messermünzen aus China. Abb. 1 bis 4 aus vorchristlichen Jahrhunderten, Abb. 1 mit scharfem Schneiderand, ohne Inschrift. Abb. 2 mit verdicktem Schneiderand und dem Zeichen der Stadt Ming in Shantung. Abb. 3 kleine, Abb. 4 große Messermünze von Tsi-moh in Shantung um 300 v. Chr. Abb. 5 gekürzte Messerform mit verdicktem Ring unter Kaiser Wang Mang, 19 bis 22 n. Chr., Abb. 6 Käsch, die übliche Ringmünze bis in unsere Zeit. Etwa 2/3 der natürlichen Größe. (Sammlung Jaekel)

Spatenmünze aufgefaßte Form, sondern auch für die Gewichts- oder Sattelmünzen und die Kleidermünzen. Alle diese sind als Spatenmünzen wohl nur nach dem Grade ihrer Entfernung von dem Urtypus eines Spatens zu ordnen.

Über die Herkunft dieser Münzen, d. h. ihren einstigen Geltungsbereich und wahrscheinlich also auch ihre Herkunft, geben die Aufschriften einigen Aufschluß. Danach stammt Fig. 2 und 4 aus der Provinz Shansi und 3 aus der südlich anstoßenden Provinz Honan. Auch in Shantung finden sich diese Münzen. Die Städte, deren Namen die älteren dieser Münzen tragen, verweisen als Geltungszeit auf das 4. Jahrhundert. Die jüngsten, wie Fig. 5, sollen angeblich durch eine längere zeitliche Lücke von den älteren getrennt und ihre Form später von einem Herrscher Wang Mang wieder hervorgeholt sein. Das scheint wenig glaubhaft, daß so unhandliche Münzen von neuem wieder eingeführt sein sollten, nachdem sie bereits aus dem Verkehr gekommen waren. Dazu waren es doch zu landläufige Dinge, als daß ein Reformator wie Wang Mang zu so unhandlichen Formen zurückgegriffen haben sollte. Trotz mancher Abschaffungsedikte werden also wohl die alten Formen bis zum Erscheinen der letzten im Gebrauch geblieben sein. Bemerkenswert ist es nun, daß diese Spatenform als Münze von Ostasien offenbar über die Behringstraße nach Amerika gelangte und nach Baron v. Nordenskiölds Forschungen im südlichsten Amerika noch tausend Jahre später als Geld im Umlauf gewesen ist. Die Form ist dabei nur insofern abgeändert, als Schaft und Fläche gewöhnlich nicht nur von einem, sondern von zwei Löchern durchbohrt sind.

Das Messergeld ist so typisch in seiner Form als Messer, daß es als solches nie verkannt werden konnte. Aber über den Gang und inneren Zusammenhang seiner Entwicklung scheint mir eine Revision der chinesischen Auffassung nötig. Ich habe die wichtigsten Formen dieses Geldes zusammengestellt, und ein vergleichender Blick auf diese Formen scheint mir klarzustellen, daß der abgebildete große reich beschriftete Typus unmöglich der älteste sein kann.

Wir kennen aus Südrußland bis zum Altai im südlichen Sibirien eigentümliche prähistorische Grabhügel, die oft noch von einer eigenartigen Steinfigur gekrönt sind. In diesen haben sich unter vielerlei andern Dingen der späteren Bronzezeit und einigen der Eisenzeit mehrfach Bronzemesser gefunden, die mit den einfacheren Formen des chinesischen Messergeldes augenfällig übereinstimmen. Meine Figuren bestätigen wohl ohne weiteres diese schon mehrfach geäußerte Ansicht. Die Gesamtform, der Ring, die Knickung lassen darüber keinen Zweifel.

Auch daraus ergibt sich klar, daß die Formen 1 und 2 unserer Abbildung dem realen Ausgangspunkt am nächsten standen. Die einfachste Erwägung lehrt aber auch, daß Messer, deren Schneide wie der Rücken von einem verdickten Rande umzogen sind, von der Urform wesentlich weiter entfernt sind als solche, wo diese noch scharf und gebrauchsfähig ist. Auch die Art, wie die Griffleisten bei den späteren Formen auf die Klinge übertraten, wie die Beschriftung einsetzt und vermehrt wird, zeigt spätere Phasen ihres Entwicklungsganges.

Als letzte dieser Messerformen erscheint der Typus, der sich von den älteren grundsätzlich unterscheidet, weil seine Klinge nur ganz kurz ist und gegenüber dem Ringe zurücktritt. Der letztere ist in verbreiterter Form zur Hauptsache geworden, auch mit Schriftzeichen versehen und von einem viereckigen Loche durchbohrt. Trotzdem es in seiner Gesamtform noch als Messer erscheint, ist es doch wesentlich abgeändert, und der Sinn dieser Änderung scheint mir ohne weiteres verständlich.

Wenn wir erwägen, daß dieses Messergeld immer noch wie einst das Messer am Gürtel um den Leib getragen wurde, ist leicht verständlich, daß die großgewordenen Messer als Geld in größerer Zahl getragen eine recht unbequeme Belastung der Magengegend bildeten, und daß auch dem geduldigen Chinesen nach fünf oder vier Jahrhunderten diese Geldform leid wurde. Das Messer wurde also stark gekürzt, und der Gewichtsverlust durch Verdickung und vor allem durch Vergrößerung des leichter tragbaren Ringes ausgeglichen. Die Erfindungskunst des Chinesen liegt nicht in schneller geistiger Findung des richtigen Prinzipes, sondern in der praktischen Ausgestaltung übernommener Formen. Bei dieser ruhigen, beschaulichen Art entstanden schließlich in vielen Jahrhunderten jene wunderbar abgeklärten Kunstformen, die heute unser Entzücken erwecken und oft auch die praktische Herausarbeitung des Zweckmäßigsten, die uns dann später als neue Erfindungen erschienen.

Es ist aber ein typisches Zeugnis für das konservative Empfinden der Chinesen, daß er seine althergebrachte Messerform des Geldes nach der Erkenntnis ihrer Schwerfälligkeit nicht mit einem Ruck abschaffte, sondern zunächst noch das „Messer“ als solches zu retten suchte. So wurde auch der offenbar sehr naheliegende Übergang zu der

Münzform des Käsch in zwei Sätze zerlegt. — Der Ring des alten Messers ist schon in den kurzen Messern (Abb. 5) jenes Reformators Wang Mang im ersten nachchristlichen Jahrzehnt, das Käsch (englisch Cash), das von da ab, also nun fast zwei Jahrtausende in China geherrscht hat. Wir kennen dieses Käsch in genau gleicher Form auch als freies rundes Geldstück aus dem ersten nachchristlichen Jahrhundert. Indessen war auch seine Form schon anderwärts in runden Münzen herausgearbeitet. Diese waren höchst wahrscheinlich in anderen Teilen des großen und in der Zeit vor 255 von großen Bürgerkriegen zerrütteten Reiches entstanden. Der große Sprung zur runden Münze war also anderwärts früher und wahrscheinlich ohne das Zwischenstadium der gekürzten Messerform erfolgt. Dabei waren die Löcher zunächst rund, dann wohl anderwärts vierseitig, und diese letzte Form tritt uns auch in dem gekürzten Messer Wang Mangs entgegen. Die chinesischen Schriftsteller, die Wang Mang die Wiederaufnahme veralteter Formen des Geldes zuschreiben, mögen also insofern recht haben, als diese Formen in anderen Teilen des Reiches bereits überwunden waren, als er noch in Shantung ein Kompromiß zwischen dem alten und neuen Typus herstellte.



Sogenannte Brückenmünze, meist als Klangplatten gedeutet, vielleicht ursprünglich „Hufeisen" aus Bronze, die als Glückssymbol dienten. 1/2 natürliche Größe

Das Resultat dieser Umformung ist nun aber sehr merkwürdig und besonderer Beachtung wert. Denn was ursprünglich an dem Messer ganz nebensächlich war, seine obere Öse zum Aufhängen am Gürtel, ist nun zur Hauptsache, dem späteren Geldstücke der Chinesen geworden. Ein solcher Umbildungsprozeß dürfte kaum seinesgleichen haben.

Messer und Spaten sind aber nicht die einzigen Geräte, die von den Chinesen zu Geld gemacht wurden. Kleine Glocken aus Bronze, die wohl in den öden Steppen Zentralasiens als belebende Schellengeläute dienten, bilden das Glockengeld. Andere Bronzegeräte, die wohl zum Zersägen der Felle gedient haben mögen, bilden das sogenannte Kammgeld. Beide Typen sind aber offenbar in dem Sachgeld-Stadium steckengeblieben, denn sie haben nie münzmäßige Aufschrift erhalten.

Eine ganz rätselhafte Stellung nimmt das sogenannte Brückengeld ein. Die Bogenform seines Umrisses hat die Chinesen an ihre hochgewölbten Brücken erinnert. Aber den Namen darauf zu gründen, war natürlich völlig sin[illegible] sind dünne Platten, deren konve[illegible]höht ist. Dieser Rand und ein [illegible] Löcher legen den Gedanken nahe, da[illegible] ursprünglich Hufplatten, also „Hufeisen" aus Bronze waren. Solche sind aber bei uns erst aus etwas späterer Zeit bekannt. Es wäre aber natürlich denkbar, daß sie in einem bronzereichen Lande wie dem Altaigebiet früher in Gebrauch kamen. Man hat sie auch als Klangplatten gedeutet. Sie sind später mit einer Öse zum Aufhängen versehen, und eine Anzahl solcher Plättchen könnte ja dann einen klirrenden Brustschmuck gebildet haben. Mir würde aber die Deutung ihres Ursprunges als Hufplatten näherliegen. Auch als Klangplatten oder „Stimmgabeln" müßten sie irgendeine andere erkennbare Urform gehabt haben, denn daß sie direkt für einen solchen Zweck konstruiert worden seien, halte ich in jener Zeit für ausgeschlossen. Damals standen die Realitäten des Lebens zu stark im Vordergrund, besonders in den unwirtlichen Steppen und Bergen Zentralasiens. Ich glaube, daß es nur Symbole waren, die den Toten ins Grab gelegt wurden. Auch bei uns hat das Hufeisen ja noch eine glückbringende Bedeutung.

Eine Geldsorte im alten China steht abseits von dem sonstigen primitiven Bronzegeld. Es sind die sogenannten Geistermünzen, flach ovale oder tropfenförmige Bronzestückchen, die mit einfachen keilschriftartigen Zeichen versehen sind und in der alten chinesischen Schrift Wertbezeichnungen wie eine halbe Unze angeben, oder noch nicht entziffert sind. Mich erinnern diese Formen an die ältesten oval geformten Münzen Kleinasiens, und man könnte sich vorstellen, daß ähnliche Formen von Vorderasien aus nach China gelangt seien. Herr Richard Schlösser in Hannover, wohl unser bester Kenner chinesischer Münzen, machte mich darauf aufmerksam, daß diese kleinen Geldstücke den Toten in die Nasenlöcher gesteckt wurden. Das erinnert daran, daß man in Griechenland dem Toten den Obolus in den Mund



Lydische Goldmünze aus der Zeit des Krösus um 561 bis 546. (Brit. Museum)

steckte. Der Sinn soll der sein, daß die bösen Geister nicht durch die Öffnungen in den Körper des Toten eindringen. Das scheint mir auch viel einleuchtender, als jenen Obolus als Fährgeld für den Charon aufzufassen. Solche Ideen sind spätere Poesien. Die Menschen dachten im Anfang viel naiver, und die Angst vor den bösen Geistern hat die sonderbarsten und durch ihren Realismus verblüffendsten Gegenmittel gezeitigt.

Erwägt man die vielen Beziehungen Vorderasiens zu China und die Tatsache, daß arische Stämme wie die Ainos bis Japan vordrangen, so glaube ich doch das Einstecken der Münzen in die Gesichtsöffnungen auf eine gemeinsame Idee zurückführen zu müssen. Auch in früheren Zeiten des Menschengeschlechts breiten sich die Erfindungen und Ideen über den jeweils erreichbaren Erdenkreis wie Wellen auf einem Teich aus, nur kommen sie an den Grenzen je nach ihrer Weite zu sehr verschiedenen Zeiten an. Ich sehe also in den Geisterkopfmünzen das östliche Gegenstück zu dem griechischen Obolus, und das scheint mir ein Grund mehr, diese Münzen mit den ältesten Münzformen Vorderasiens und Griechenlands in Konnex zu bringen.

Nun drängt sich uns zum Schlusse noch die Frage auf, warum in China die Entstehung des Geldes so wesentlich andere Wege ging als in den Ausgangspunkten unserer Kultur. Ich hob hervor, daß zur normalen Geldbildung seltene Metalle das Ausgangsmaterial bildeten, und daß dieses als Gold, Silber und Kupfer in Vorderasien reichlich vorhanden war. Die Folge davon war, daß Stücke aus edlem Metall, vor allem aus Gold, sehr bald zum universellen Tauschmittel in unserem ganzen Kulturkreis wurden und die primitiveren Tauschmittel schnell verdrängten.

In China scheinen dagegen die edlen Metalle recht selten gewesen zu sein, dagegen versorgte der Altai das Land schon früh mit Edelsteinen, vor allem Halbedelsteinen, deren Bedeutung für die älteste chinesische Kultur Münsterberg in seiner Kunstgeschichte Chinas mit Recht betont hat. Es scheint nun, daß in China auch Kupfer und Zinn zur Bereitung der Bronze lange Zeit recht selten waren; erst nach der Eroberung der Südstaaten in den letzten Jahrhunderten vor Christi kam dieser Segen ins Land. Während der früheren Jahrhunderte scheint nun ein arisches und wohl scythisches Volk aus Südrußland bis zum Altai vorgedrungen zu sein und dort die reichen Schätze an Edelsteinen, Kupfer und Zinn gründlich ausgebeutet zu haben. Dieses Metallvolk, das man vielleicht Metalliten nennen könnte, scheint nun mehrere vorchristliche Jahrhunderte hindurch China mit Bronzegeräten versorgt zu haben. Diese würden danach kaum früher anzusetzen sein als das Alter jener Grabhügel (Kurgane) der La Tène-Periode von Minussinsk, die Minns und andere wissenschaftlich ausgebeutet haben, also etwa 500 v. Chr.

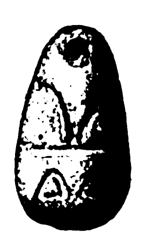
Wie nun in Afrika unsere eisernen Hacken zu Geld wurden, so haben auch in China die massenhaft begehrten Messer und Spaten sowie mancherlei andere nützliche Dinge allmählich Geldwert erlangt und sind dann demgemäß auch nicht mehr in der Gebrauchsform, sondern in vereinfachter Form lediglich als Tauschmittel und Wertmesser hergestellt worden.

Dieses Geld aber wurde zur Münze, sobald es amtlich, d. h. von den Stadtverwaltungen oder einzelnen Herrschern monopolisiert und entsprechend bezeichnet wurde.

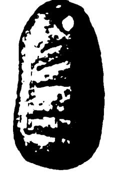
Da man Bronze nicht „schlagen" und prägen kann, so mußte sie auch weiterhin gegossen werden, und während sich in Vorderasien und Griechenland das geprägte Gold-, Silber- und Kupfergeld ausbreitete, blieb in dem konservativen China das alte Sachgeld bis zur Wende unserer Zeitrechnung bestehen.

So können wir wohl aus der Geldentwicklung Chinas die Lücke ausfüllen, die bei uns zwischen dem Sachgeld und der normalen Münze lag, und können nun den geschlossenen Entwicklungsgang des Geldes vom realen Tauschobjekt zur richtigen Münze verfolgen.

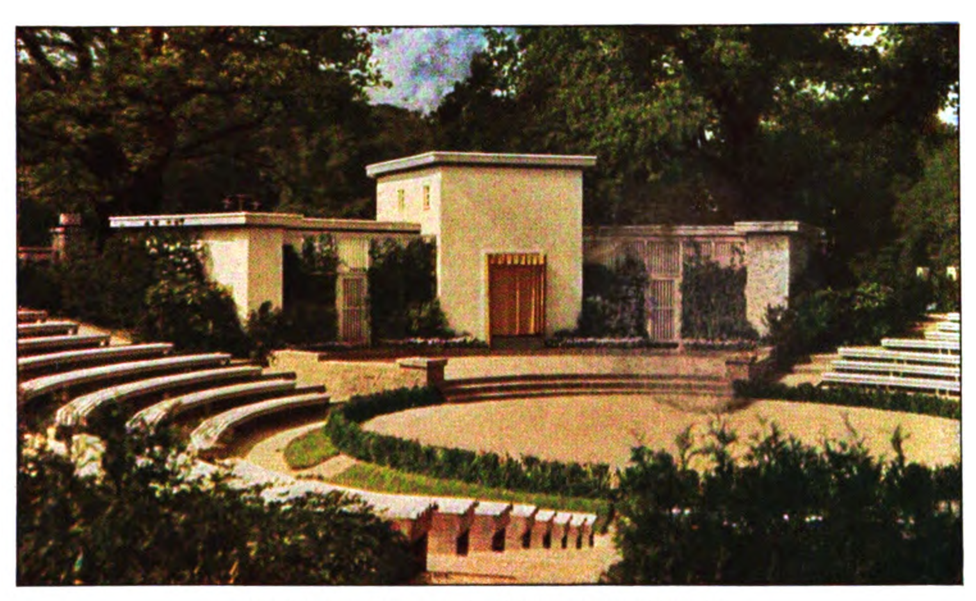








Sogenannte Ameisennasen oder Geisterkopfmünzen aus China mit eingeschlagenem Wertzeichen; die oberen nach chinesischen Abbildungen, die unteren aus der Sammlung Jaekel



Blick in das Parktheater. Entwurf: Gustav Allinger

Wie die Ausstellung wurde

Von Gustav Allinger, gartenkünstlerischem Berater der Jubiläums-Gartenbau-Ausstellung, Dresden 1926

Farbenaufnahmen von Alexander Paul Walther, Dresden-Plauen

Die Geschichte dieser Ausstellung zu erzählen, würde bedeuten, eine Geschichte des deutschen Gartenbaus oder wenigstens seiner Entwicklung seit der letzten Internationalen Gartenbau-Ausstellung Dresden 1907 zu schildern. Georg von der Gabelentz schrieb kürzlich in einer österreichischen Zeitschrift im Hinblick auf die jetzige Dresdner Ausstellung: „Ausstellungen sind seltsame Gleichnisse ihrer



Gladiolenkabinett auf der Sommerblumenschau. Gestaltung: Gustav Allinger
Aussteller: Berthold Grätz, Köln



Frühlingsblumen in der kleinen Schmuckanlage. Entwurf: Gustav Allinger

Epoche, sind Ausdruck ihrer Sehnsucht nach dem Bilde der Schönheit, das die Zeit sich schuf, sind Spuren im Wege, auf dem die Wünsche nach Erfüllung solcher Sehnsucht gingen. Ausstellungen sind Bilder von Träumen, geboren im ruhlosen Tage der Menschheit."

„Wunderbare Form nahmen unsere Träume in der Dresdner Ausstellung an, und doch nicht verwunderliche. In unseren Tagen, da um uns die Distel der Armut gedeiht, die Nessel des Hasses wuchert, wo rings die Dornenhecken der Feindschaft engen und stechen, sehnt sich das deutsche Herz vor allem nach Sonne, nach fröhlichen Farben, nach Rosen."

„Und so schuf die Sehnsucht unter Rauch und Staub der Großstadt sich ein Paradies, schuf es hinein in den sicheren Schutz hundertjähriger Bäume des Großen Gartens, den eines Fürsten freudiger Hochsinn einst dem aufblühenden Städtchen schenkte. Was auch das Auge sich erträumen mag, wenn es bedrückt von der steinernen Enge hoher Häuser, müde vom Hasten der Geschäftsstraßen sich nach seliger Ruhe eines Gartens sehnt, hier findet es seine Erfüllung."

Man wird nicht leugnen können, daß Ausstellungen, die neben dem materiellen Zweck auch rein ideelle und ästhetische Ziele verfolgen, in hohem Maße geeignet sind, den Sinn für Schönheit zu pflegen, insbesondere den Sinn für Schönheit und Lauterkeit der Lösung einer großen Aufgabe. In dieser Beziehung können Ausstellungen Begeisterung entfachen, sie können zu einem hohen Feste werden, an dem das ganze Volk teilhaben darf. Und wer möchte uns das Recht absprechen, Feste zu feiern, die den Menschen im Alltag, in der nackten, nüchternen Wirklichkeit eine Quelle der Freude und der Lebensstärke sind, Feste, die nach Jahren und Jahrzehnten noch in der Erinnerung leuchten wie die Sterne am Firmament aus fernen Zeiten und Welten? So können auch Ausstellungen in die Zukunft wirken, ja sie sollen und werden in dieser oft noch unendlich viel mehr sich auswirken können, weil eben irdische Unvollkommenheiten zurücksinken in die Nacht der Vergangenheit. In diesem Sinne ist die Jubiläums-Gartenbau-Ausstellung Dresden ein hohes und unvergeßliches Fest, eines, in dem Kunst und Natur ihre segensreiche Bindung eingehen und auf dem die Schönheit der Blumen und Blüten überall auf Schritt und Tritt sich zeigen dürfen, um in unermeßlichen, überquellenden Spenden ihre Verbundenheit mit allem, was wir auf unserer Mutter Erde sehen und fühlen, zu offenbaren und zu bezeugen.

Mir fiel das seltene Glück zu, diese Schönheiten in Form und Farbe zu bannen, sie zu sammeln zu großen Gärten, sie in kleinen Gärten, auf Beeten und in Gefäßen zu Gleichnissen zu vereinigen. In weiten Hallen

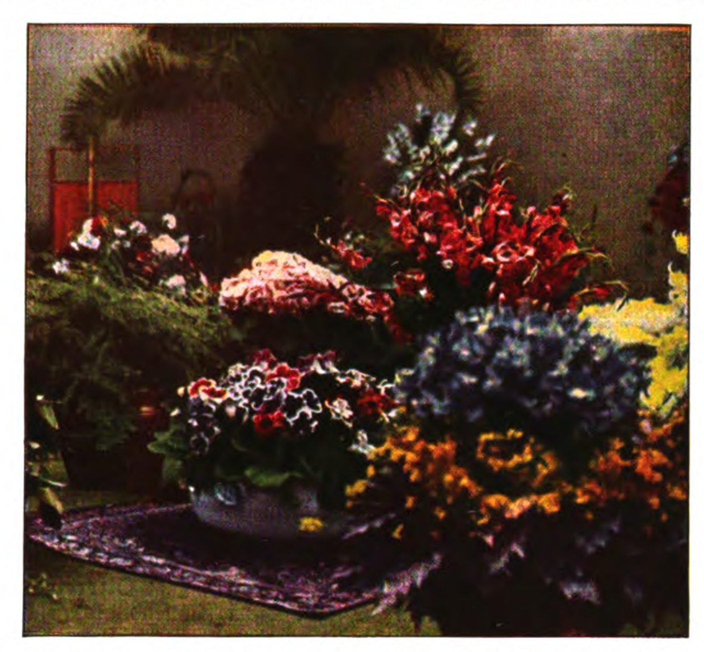
durfte ich Blumenreiche erstehen lassen, die schönsten und seltensten; die bizarrsten Gewächse aus dem Urwald und von der glühend heißen Wüste wurden gebracht; unzählige Hände ließen sich von meinem Willen leiten, hin und her, auf und ab, unermüdlich fragend und geführt von einem Vertrauen zu meinen jungen Kräften. Dies war es auch, was mir die Ausdauer verlieh, ohne Wanken meine Ideen der Gesamtheit als Ziel vorzuhalten — es war das große Vertrauen, das mir die Führer des sächsischen Gartenbaues und das Präsidium der Jahresschau Deutscher Arbeit entgegenbrachten, mir, der kaum dreißig Lebensjahre überschritten hatte. Da bin ich vor allen Dingen zu Danke verpflichtet dem ersten Vorsitzenden des Verwaltungsrates, Stadtrat Ökonomierat Simmgen, und dem Präsidenten der Jahresschau Deutscher Arbeit, Stadtrat Dr. Krüger, die mir für die Durchführung meiner Ideen kraft der von ihnen geschaffenen und geleiteten Organisation viele Hemmnisse aus dem Wege räumten.

Da aber, als es ernstlich an die Verwirklichung der Dinge ging, die bisher nur in Skizzen und Zeichnungen andeutungsweise geboren waren, gab es zuerst doch noch Tage und Nächte, in denen die ungeheure Verantwortung, die ich auf mich genommen hatte, schwer auf mir lastete. Aber bei einiger Überlegung gewannen meine Schaffenskraft und meine oft erprobte Arbeitsenergie doch die Oberhand. Die stete, mehr oder weniger rasche, manchmal auch von künstlerisch unproduktiven Ruhepausen unterbrochene Entwicklung angeborener Talente ist ja schon die Vorbereitung zu kommenden Äußerungen des Gestaltungswillens. Diese Vorbereitung beruht auf fortwährendem Umwälzen und Umformen, Weiterformen von erkannten oder gelösten Dingen, bis endlich eine sichergehende Reife naht, die, im Reifen noch begriffen, schon wieder von dem Drang, von der Suche nach dem Andersformen erfaßt wird. Das fertige Werk ist durch den Werdeprozeß für den Schöpfer erledigt und interessiert ihn kaum mehr, er ist innerlich schon mit neuen, unerklärlichen Dingen gespannt. Und niemand vermag im voraus zu sagen, wann eigentlich die Summe der künstlerischen Produktion von Generationen so zu einer künftigen kulturellen Einheit führt, daß der persönliche Stil unschwer zusammenklingt zum Stil einer Epoche, wie sie uns rückschauend als geschichtliche Tatsachen etwa bekannt sind in den Begriffen der Gotik oder des Barocks.

Ich äußere mich zu diesen Dingen deshalb, weil die Anschauungen über Garten- und Parkgestaltung gegenwärtig leider fast etwas Normiertes in den Augen vieler Leute genommen zu haben scheinen. Die Geschichte der Gartenkunst und deren

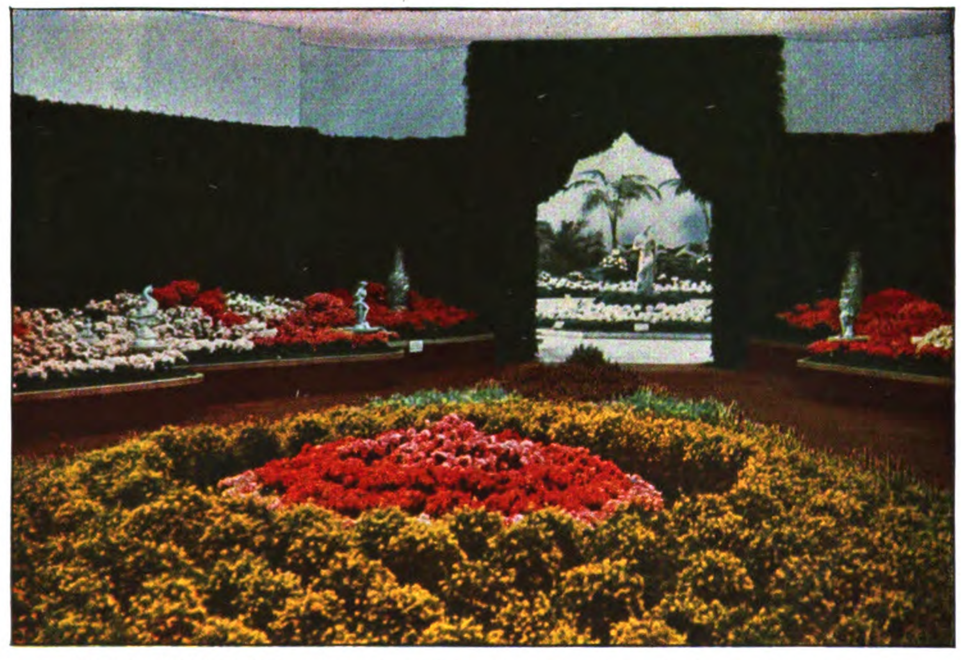


Aus der 2. Sonderschau, Päonien und Iris. Aussteller: Otto Geßner, Dresden

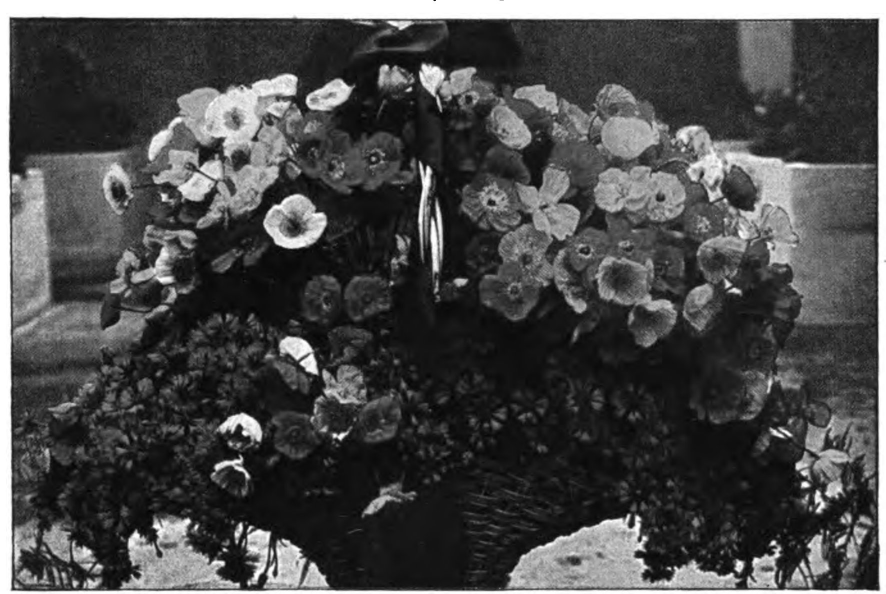


Aus der 2. Sonderschau, Blumenschmuck und Raumkunst. Aussteller: Julius Konrad, Dresden

Bedeutung z. B. in der italienischen Renaissance, im französischen Barock oder in England und Deutschland im 18. und 19. Jahrhundert war ja durch die großen geistigen Strömungen dieser Zeiten beeinflußt und hat vollkommen gegensätzliche Wandlungen durchgemacht. Die kurze Spanne Zeit von 1900 bis 1926 aber verbietet uns, allzu subjektiv Forderungen oder Anschauungen über Gartengestaltung zu vertreten. Je mehr ich



Azaleen, Cytisus und Eriken in der Halle von Max Ziegenbalg. Entwurf: Gustav Allinger



Blumenkorb mit Islandmohn und Kornblumen. Aussteller: Ernst Gaschütz, Dresden

mich vom Standpunkte des Fachmanns freimache und je mehr ich mit Blumen- und Pflanzenliebhabern Fühlung pflege, desto sicherer wird mir die Erkenntnis, daß noch manches im Werden ist. Die Blumen und Pflanzen werden zwar von den Gärtnern und Züchtern gezogen und veredelt, sie werden durch Botaniker und Forscher aus fernen Erdteilen zu uns gebracht. Von Architekten verschiedenster Ausbildung werden sie zu Gärten verwendet. Doch sind mindestens ebenso wichtig wie deren Tätigkeit zwei Dinge für die Zukunft der Gartenkunst: Einmal die kulturelle aus vielen anderen Quellen fließende und schöpfende Geistesschwingung der Nationen; dann die Wünsche zielbewußter Liebhaber, die in höherem Maße Anreger sein können, als viele Fachleute wahrhaben wollen.

Da erinnere ich mich noch deutlich, daß vor vielen Jahren mein hochverehrter Meister, Gartenbaudirektor Fritz Encke in Köln, einmal zu mir sagte: „Passen Sie auf, Sie werden es noch erleben, daß die alte Landschafts-Gartenkunst wieder an Ansehen gewinnt." Diesen Ausspruch eines Kenners und Könners von seltenem Ausmaße, der wertvollste Arbeit geleistet und außerordentlich viele Anlagen geschaffen hat, verstehe ich heute recht wohl. Das ist es ja eben, für die neue Gartenform gilt heute der Kampf gegen den Garten vor der Jahrhundertwende. Aber noch während diese neue Form im Werden ist, wächst auch die Legion der Blumen und Sträucher, die im Garten Einzug halten und die sich das Recht auf den Platz im Garten als Kameraden des Menschen nicht nehmen lassen wollen. Das Problem des pflanzlichen Inhaltes unserer Gärten und Parke wächst für den Gartenfreund über das Problem der Form hinaus. Er will ja doch seinen Garten nicht der Führung der Wege oder der Errichtung von Mauern, Treppen und Spalieren wegen, sondern ihm sind die Blätter, Blumen und Früchte, Zweige und Stämme das Begehrenswerte.

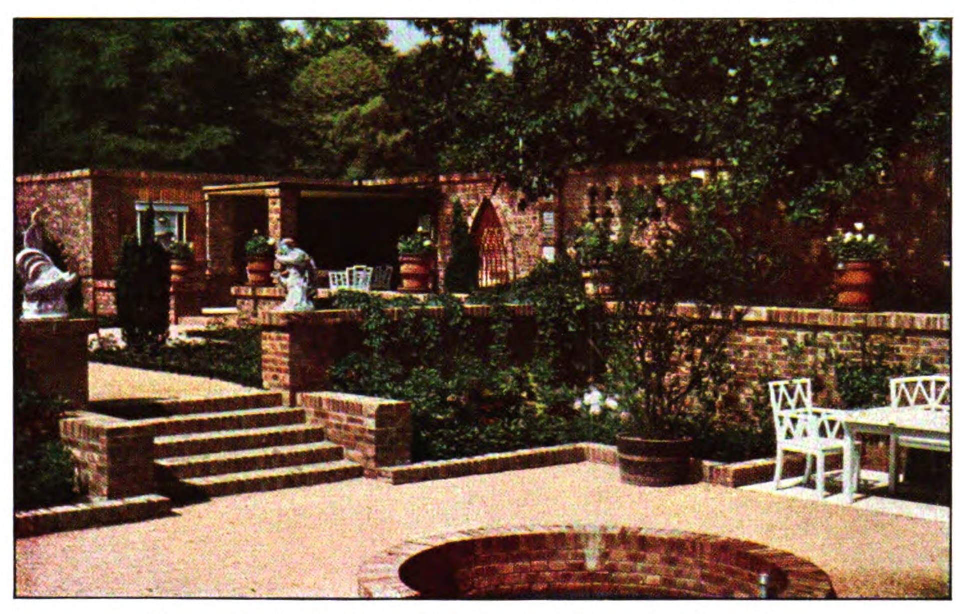
Damit soll nicht gesagt sein, daß der Gartengestalter allen Wünschen der Gartenbesitzer nachgehen dürfe und sich damit der Verantwortung für die Gartenform enthebe. Er muß die Verantwortung dafür tragen, denn er soll ja der Berater sein. Und er ist auch dafür verantwortlich, wenn er einem Gestaltungsprinzip zuliebe die ästhetische Einheit zwischen lebendigem Pflanzenmaterial und dem die Gestaltung wesentlich bestimmenden toten Material nicht zu finden weiß. Ein Beispiel ist die Trockenmauer, die ohne Rücksicht auf benachbarte Architektur überall ohne Bedenken gesetzt wird, wo alpine Polsterstauden gewünscht werden. Genau so falsch ist die „Repräsentation en miniature", die oft mit dem Schlagwort „räumliches Empfinden" verteidigt wird. Die Ausdrücke symmetrisch, axial und asymmetrisch verlieren sofort ihre Bedeutung für den, der jeder einzelnen Aufgabe ohne Prinzipienreiterei nachgeht und die mancherlei Voraussetzungen des Geländes, der Nach-



Rhododendronblüte im „Kommenden Garten". Entwurf: Gustav Allinger
Aussteller: R. Henke, Ebersbach

barschaft, die Wünsche des Besitzers unvoreingenommen im Wesen zu erfassen vermag.

Und wenn es nun gilt, rein ausstellungsmäßig Gartenanregungen zu geben, habe ich als Gestalter nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, alle Register der Gestaltung zu ziehen unter der Voraussetzung, daß die einzelnen organischen Gebilde sich zu einem Gesamtorganismus zusammenschließen. Jeder Einzelgarten soll, wenn man die durch seinen Charakter als Ausstellungsgegenstand bedingten und mit etwaiger Daueranlage nicht im Einklang stehenden Dinge abzieht oder ergänzt, ein Werk sein, das seinem Geiste nach in sich lebt und ruht. Es wird so oft übersehen, wie sehr der Gestalter von dem Pflanzenmaterial abhängig ist, das ihm zur Verfügung gestellt wird, und wie sehr er innerlich darunter leidet, gewisse Ideen einfach nicht verwirklichen zu können, weil die Pflanzen nicht in der erforderlichen Größe und Stärke vorhanden sind und auch in der gegebenen Zeit nicht herangezogen werden können. So ging es mir mit den Schlingrosen und mit den Parkrosen. Wenn Schlingrosen den Zweck erfüllen sollen, Bogen und Lauben reich und verschwenderisch zu begrünen und zu umranken, so müssen sie wenigstens drei bis vier Jahre an Ort und Stelle gepflanzt sein oder ebenso lang in Töpfen, Kästen oder Kübeln verpflanzbar vorbereitet sein. Welche großen Nachteile solche Schwierigkeiten für die gärtnerische Durchbildung eines Rosengartens z. B. im Gefolge haben, kann niemand ermessen, der nicht in solcher Situation gestanden hat. Oder ein anderes schwieriges Kapitel sind die Einjahrsblumen und einjährigen Ranker. Die größte Sorgfalt in der Aussaat und Vorkultur haben es nicht verhindern können, daß Versuche hiermit in großem Ausmaße deshalb nur zum halben Erfolg führten, weil nach der Anpflanzung wochenlanger Regen die Pflanzen nicht hochkommen ließ und sie zum Verderben brachte. Nur wer die Sorge um solche Dinge praktisch erlebt hat und nachfühlen kann, wird nicht anfechten, daß an manchen hervorragenden Stellen, wie z. B. an der großen Schmuckanlage, für die dreimalige Neubepflanzung nur durchaus bewährte Blumen zur Verwendung gelangten, die mit Sicherheit das erstrebte farbenfrohe Bild hergeben konnten. Und doch gab es auch hier Überraschungen. Während Salvia splendens auf anderen Rabatten vorbildlich blühte, versagte sie wochenlang an einer Stelle, wo sie in ihrem eigenen Interesse sich hätte besonders schön schmücken müssen. Es ist nicht wie beim Bauen, wo innerhalb acht Tagen die Ziegelei zehn Waggons Backsteine liefern kann, wenn sie gebraucht werden. Vielmehr



Brunnenplatz im „Garten der Rosenfreundin“. Entwurf: Gustav Allinger

mußten die Blumen schon im zeitigen Frühjahr gesät oder sonst vermehrt werden, welche nach Monaten erst ihrem Platze zugeführt wurden. Alle diese Dispositionen überaus schwieriger Natur auf lange Sicht konnten der Überlastung der Gärtnereien wegen nicht ins Ungemessene getroffen werden, um ja auf alle unvorhergesehenen Fälle vorbereitet zu sein. Wer macht sich eine Vorstellung davon, welche Mengen und Zahlen von Blumen sich da ergeben und wieviel Gärtnereien daran zu kultivieren haben? Auch diese Dinge müssen erwähnt werden, wenn vom Werden der Ausstellung die Rede sein soll.

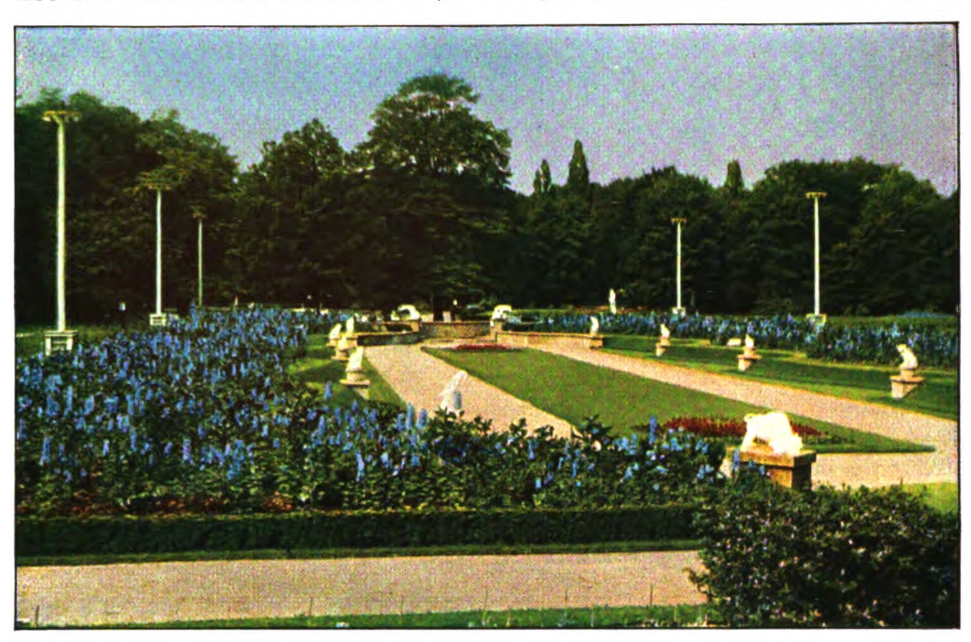
Um aber auf die Gestaltung der Gärten zurückzukommen, so ist es selbstverständlich, daß ein Garten für Rosen andere Voraussetzungen zu erfüllen hat als ein solcher für winterharte mittelhohe Blütenstauden, eine kleine öffentliche Rosenanlage wieder andere als ein Sondergarten für Dahlien. Es läßt sich nicht leugnen, je mehr man sich in das Wesen der verschiedenen Blumen versenkt, desto stärker wird die Erkenntnis, daß die Absicht, bei all diesen verschiedenen Aufgaben auf eine gemeinsame Art der Linienführung zuzukommen, gleichzeitig zum allmählich erstarrenden Schema führen muß. Ein Komponist wird seinen einzelnen Werken auch verschiedenen Rhythmus geben und ein anderes Gefüge, eine Symphonie hat andere Formen als ein Volkslied.

Diese Tendenz zur anregenden Vielseitigkeit wurde noch erweitert durch den Umstand, daß einige Sondergärten der Dresdner Firmen durch andere Gartenarchitekten, Reinold Rose, Wilhelm Röhnick, J. Gabriel, Scheppan, Heinz Wichmann, entworfen wurden. Der Entwurf für die Kleingärten stammt von Diplom-Gartenbauinspektor H. Schüttauf, die Gestaltung des Friedhofes besorgte Wilhelm Röhnick in Gemeinschaft mit Professor O. Hempel.

Wir stehen in der Entwicklung und deshalb haben wir uns das Recht auf eine vielseitige abwechslungsreiche Gestaltung bei einer solchen weitverzweigten Aufgabe nicht nehmen lassen, sondern sind mit voller Absicht darauf losgesteuert.

Überall läßt sich diese Absicht verfolgen, schon bei der Modellierung des Erdbodens wie etwa im „Garten zum blauen Rittersporn“ oder im „Kommenden Garten“; in der Verbindung von Architektur und Pflanzen beim Grünen Dom von Wenzler-Dortmund oder im Teehaus-Garten von Wichmann-Weimar oder im Eichenhof.

Die Verwendung des Steinmaterials für die Anlage von Terrassenmauern usw. wurde in den einzelnen Gärten rein und unvermischt durchgeführt, z. B. im „Garten der Rosenfreundin“ und am Eichenhof, wo gesinterte Klinker vom Tonwerk Buchwäldchen für Mauern und Treppen mit gebrannten Vasen, Wandbrunnen und Wandplatten von Vogler-Velten zu einer Harmonie vereinigt wurden, welcher sich die benachbarten Blumen und Pflanzen anschmiegen.



Der „Garten zum blauen Rittersporn" mit den Meißner Kändlerplastiken. Gestaltung: Gustav Allinger
Aussteller: Karl Foerster, Bornim

Dies alles zusammen zu bekommen war nicht leicht, und manch einer hätte den Plan halben Weges aufgegeben: z. B. die Veltener Steingutfabriken und fast alle deutschen Porzellanmanufakturen haben für diese Stellen besondere Stücke gefertigt. Bis ich aber endlich einen besonderen Wunsch erfüllt sah, nämlich die weibliche Figur in der Mitte meines Parktheater-Gebäudes, die wie der Punkt auf dem i so nötig fehlte, hätte man schon einen ganzen Roman schreiben können. Erst mußte mit Hilfe von Professor Dr. Albiker ein geeigneter Bildhauer mobil gemacht werden; dann gelang es, die Ullersdorfer Werke zu bewegen, die Figur zu brennen, nur die Kostenfrage wollte und



Blühende Zinnien. Aussteller: Martin Trauwitz, Dresden

wollte sich nicht klären lassen. Mit vieler Mühe konnten wir endlich einen Modus finden, um dies Ding fertig zu bekommen. So fuhr nun also Eugen Hoffmann nach Niederullersdorf, schnitt die Figur aus dem Tonklumpen, mit der wochenlangen Sorge im Herzen, ob auch der Brand geraten würde, denn davon hing zum Schluß alles ab. Und es glückte. Die Figur kam herrlich geröstet an und paßte wundervoll zu dem Gemäuer. Doch welch eine Überraschung mußte ich erleben. Eines Tages kam die Schauspielerin Änne Schönstedt, welche die künstlerische Leitung der Spiele im Parktheater übernommen hat und tatkräftig dirigiert, zu mir und bestürmte mich, ich sollte um Himmels willen die Figur wegnehmen. Diese sei entsetzlich und die Leute störten sich wegen der dicken Beine so daran, daß wohl der Besuch des Theaters darunter leiden müsse. Sie mag recht gehabt haben, aber die Figur, unser mit soviel Schmerzen geborenes und zu Stein erhärtetes Mädchen, blieb an ihrem Platze.

So ging es mit unzähligen anderen Dingen, mit Dingen, die heute nur Punkte im Ganzen sind und doch Stück für Stück erkämpft werden mußten. Soll ich vom Schicksal all der Figuren erzählen, deren Meister tieftraurig abzogen, als sie erfahren mußten, daß ihre Aufstellung abgelehnt sei? Als ich eines Morgens in den Sondergärten Plastiken entdeckte, die unter der Hand eingeschmuggelt waren, traf mich fast der Schlag. Da lag das abgelehnte marmorne Dornröschen auf einem Efeuhügel am Waldpfad, und im Giftpflanzengarten thronte ein Posaunenengel mit dem Palmzweig. Dieser ließ sich willig hinaustragen und durch eine gute Eva ersetzen, die sinnbildlich viele Besucher ergötzt. Aber um das Dornröschen entspann sich ein hartnäckiger Kampf, der damit endete, daß es nun im Atelier weiter schläft.

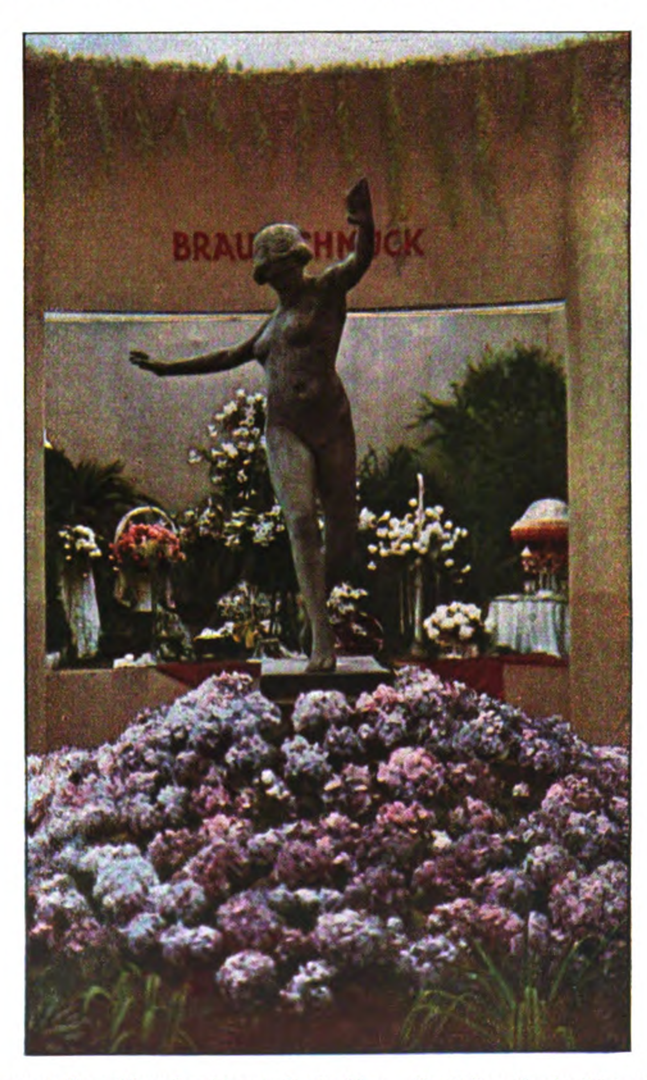
Die hörbare Musik in Garten und Park ist das Wasser und der Wind. Das Wasser ist aber auch der Spiegel für Blume und Blatt. Daß viele Pflanzen noch dazu gar nicht leben können, wenn sie nicht im nassen Element sind, ist ein weiterer Grund dafür, Wasser als Fläche des Teiches, als stolzen Springstrahl oder als kleines Rinnsal, im bescheidenen Wandbrunnen oder im freistehenden Zierbrunnen zu fassen und zu



Schnittrosen in der Rosenschau. Aussteller: Theodor Simmgen, Dresden

zeigen. So ist auch kein Garten ohne Wasser in irgendeiner Form geblieben. Goldfische beleben manches Wasserbecken, das hierdurch vielen Garten- und Tierfreunden noch lieber geworden ist. Die Form aller dieser Dinge, der Pflanzen und Blumen, der Architektur und Plastik ist untrennbar vom Wirkungsvollsten auf einer Gartenbau-Ausstellung, nämlich der Farbe.

Die Palette des Gartengestalters ist unermeßlich reich, so voller unaussprechlicher, unfaßbarer Schönheiten, daß nie ein einzelner Mensch, ja niemals ein Volk von Künstlern sie erschöpfend wird handhaben können. Sie wird noch reicher durch die größte Malerin, die Sonne, die den Blüten am Morgen andere Töne verleiht als am Mittag und Abend. Aber damit noch nicht genug. Die Palette ist wandelbar mit den Jahreszeiten. Es spiegelt sich in den Blütenfarben der Frühling und der Sommer und dann, wenn es gegen den Herbst geht, gibt es noch einmal ein Jauchzen, eine starke und siegreiche Kraft, die vielleicht etwas roher und derber als die vorherige ist, die aber vor dem kalten Winter alles im Erdboden bisher schlummernde Farbenleuchten und Gleißen in die Knospen treibt. Im Herbst, wenn die Dahlien und Sonnenblumen erscheinen, dann ist es, als wenn diese allen Menschen, an denen die Schönheiten des Frühlings und des Sommers spurlos vor-



Hortensien und Brautschmuck auf der 2. Sonderschau. Aussteller: Erwin Wiedow, Dresden
Bildwerk: Ludolf Albrecht, Hamburg



Schlingrosen und Hochstammrosen am Teehausgarten. Gestaltung: Heinz Wichmann
Aussteller: Münch & Haufe, Dresden

übergegangen sind, sagen wollten: Seht her, gerade auch für euch sind wir da, uns müßt ihr doch sehen, uns, die wir doch größer und mächtiger sind als unsere Schwestern.

Vor dem Beginn der Planarbeiten für die Ausstellung war mir vieles selbst kaum so deutlich zum Bewußtsein gekommen, und erst beim Eindringen in die große Aufgabe, anfangs intuitiv, dann immer bewußter zeichnete sich in mir der Weg, den ich beschreiten mußte. So nahm ich zunächst eine Gliederung nach den Hauptblütezeiten vor und in den großen repräsentativen Anlagen ordnete ich ungefähr folgendermaßen. Die Stiefmütterchen der Pirnaer Stiefmütterchenzüchter, Tulpen, Narzissen, Primeln, Tausendschönchen und Vergißmeinnicht machten den Anfang an der großen Schmuckanlage, dann kamen die Rhododendren und Azaleen an dem Weg bis zum Grünen Dom, von hier aus nach Osten folgten die Rosen im „Riesengroßen Rosengarten", nach Südwesten die Blütenstauden mit Kernpunkt des Gartens zum blauen Rittersporn von Karl Förster und daran anschließend die Einjahrsblumen. Auf die Flächen nördlich und südlich der Rosenanlage wurden die Dahlien bestimmt und auf fünf Meter breite Beete gepflanzt.

Innerhalb der größten Hauptflächen nahm ich dann die Verteilung nach den Farben vor. Ähnlich geschah die Farbengliederung der übrigen Blumenkategorien, wofür genaue Sonderpläne gefertigt wurden, um das Programm möglichst klar festgelegt zu haben. Da aber traten schon während dieser Vorarbeiten auch die großen Schwierigkeiten zutage, die zwischen der Ausstellungstechnik als solcher und zwischen den ideellen Gestaltungsabsichten zu einem unüberbrückbaren Konflikte führen konnten. Die Anmeldungen an Rosen und Dahlien überstiegen um das Doppelte die verfügbaren Flächen, während die Sommerblumenfelder an sich ein großes Risiko darstellten, das die Erfurter Firmen, die wohl allein dafür in Frage kamen, nicht ohne weiteres übernehmen wollten.

Die größten Schwierigkeiten bereiteten die Staudenpflanzungen, und das Versagen einiger großer Staudenfirmen ließ sich später nicht mehr gutmachen. Den Bedarf an Rhododendren und Azaleen bestritt beinahe allein Hermann Seidel in Grüngräbchen, was ganz besonders hervorgehoben zu werden verdient.

Eine große Gefahr war die: was geschah, wenn die Rosen aus irgendeinem Grunde nach der ersten Blüte für die zweite Blüte versagten, also die ganze lange Mittelachse fast ohne Blüten dalag? Sollte ich von vornherein eine Vermischung oder Er-

gänzung durch andere Blumengattungen vorschlagen? Dies hätte wiederum den Eindruck zur jeweiligen Hauptblütezeit verwischt. Es gab also nur ein entschiedenes Entweder — oder, und ich entschloß mich für die grundsätzliche Trennung. Mochten nun die Besucher den Teil der Ausstellung aufsuchen, der bestimmte Blütenwirkungen zu gewissen Zeiten konzentrierte.

Diese grundsätzliche Trennung hatte noch etwas Bestechendes an sich, etwas das ebenfalls noch nie so eindringlich betont worden war, nämlich die Farbenverteilung in den in der Natur vorkommenden Stammarten. Organisation geschaffen, die Jahresschau Deutscher Arbeit, die gemeinsam mit der sächsischen Gärtnerschaft den Plan der Jubiläums-Gartenbau-Ausstellung zur Durchführung brachte. Allein schon die Beschaffung der erforderlichen Geldmittel war hierdurch weniger erschwert, wenn auch natürlich die Kosten, die nach vorsichtigen und genauen Berechnungen nötig gewesen wären, nicht zu beschaffen waren. Dies war, wie man zu sagen pflegt, „ein Schlag ins Kontor". Wieder waren Tage gekommen, die meine schönsten Pläne zu Wasser zerrinnen zu lassen drohten. Abstriche auf Abstriche mußten er-



Feldblumen. Aussteller: Hans Jensen, Dresden

Bei den Rosen wie auch bei den Dahlien herrschen die roten Farben bis zum Gelb und Weiß hin. Bei den Stauden und Einjahrsblumen ist das Hinzutreten von blauen und violetten Tönen eine Eigenschaft, die bei diesen beiden Gruppen besonders dadurch unterstrichen wurde, daß ich hinter dem „Garten zum blauen Rittersporn" einen für sich gelegenen Teil der Einjahrsblumenfelder auf blau und weiß stellte.

Die technischen Vorbereitungen für die Ausführung all dieser Absichten waren sehr weitgreifend und erforderten einen großen Aufwand an Geld, Arbeitskraft und Material. Zum Glück hatte die Stadt Dresden in Verbindung mit dem sächsischen Staate schon vor einigen Jahren eine Ausstellungs- folgen, und auch das Parktheater war sozusagen schon erledigt. Wieder hätte manch einer die Flinte ins Korn geworfen. Es waren wohl die schwersten Tage während des Aufbaues, da von keiner Seite ein Lichtblick zu erwarten war. Auch die Beleuchtung des großen Geländes war vollkommen gestrichen. Wieder hieß es für mich Entweder — oder. Ich wußte nur zu gut, was auf dem Spiele stand, und deshalb ließ ich nicht locker.

Eine Reihe von Ausschüssen, bestehend aus den einflußreichsten Vertretern aller Zweige des Erwerbsgartenbaues, denen noch Unterausschüsse für besondere Aufgaben entnommen wurden, traten in Tätigkeit.

Da ist es besonderes Verdienst des Vor-



Aus der Kakteenschau. Raumgestaltung und Leitung: Gustav Allinger
Aussteller: R. Gräßner, Perleberg

standes des Verwaltungsrates, Stadtrats Ökonomierats Simmgen, Gärtnereibesitzers Heinrich Seidel, Gartendirektors v. Uslar, Direktors Walter Dänhardt, Gärtnereibesitzers Rudolf Böhm und Gartenbau-Inspektors Hermann Schüttauf, die vielen Schwierigkeiten geschickt überwunden zu haben, die unausgesetzt im Wege standen.

Die Vorbereitung des Bodens durch zehn- bis zwölfmaliges tiefes Umfräsen, die Verbesserung durch eine zwanzig Zentimeter hohe, weither geholte Mutterbodenschicht, sowie durch Sand, Torf, Kalk und Dünger war eine Sache, die Zehntausende von Kubikmetern Material verschlang und doch nicht umgangen werden konnte. War doch diese Arbeit Grundlage für das Wachstum der Pflanzen. Dazu kam die Wasserleitung, die etwa fünf Kilometer Stränge enthält und viele Entwässerungseinrich-

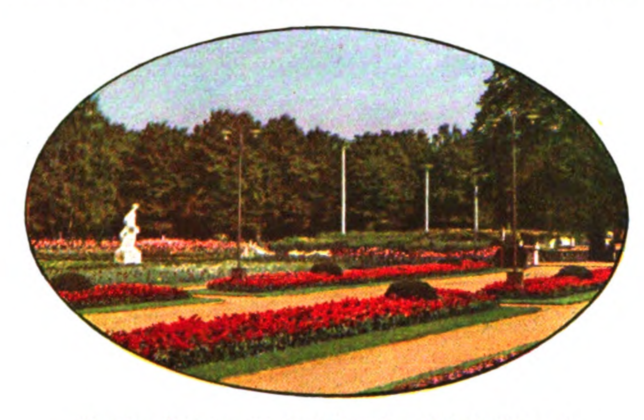


Japanische Gärtchen. Aussteller: Felix Geyer, Dresden

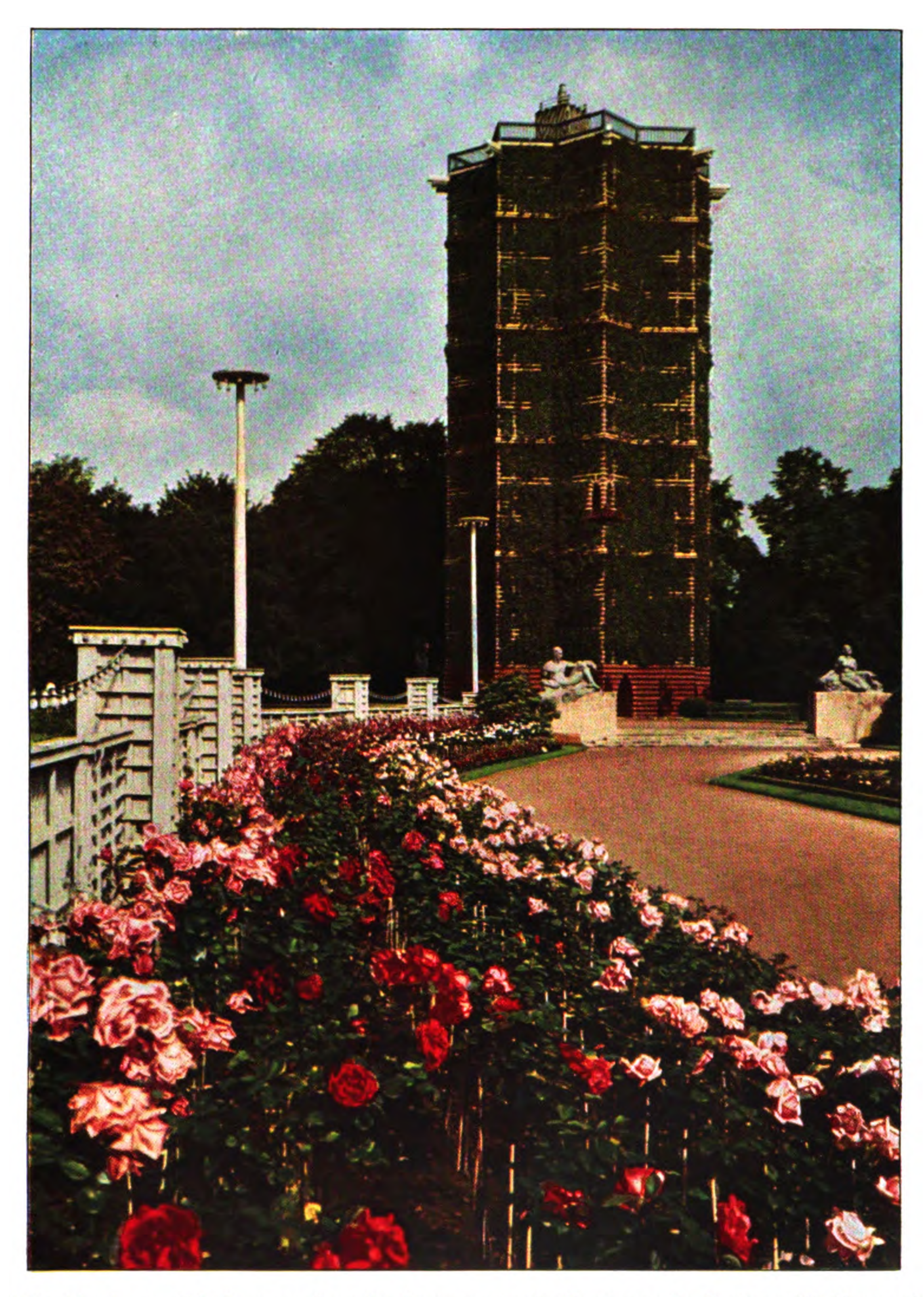
tungen. Mit den praktischen Arbeiten auf dem Gelände zwischen Hauptallee und Zoologischem Garten, also dort, wo die Hauptanlagen sind, konnte erst im August 1925 angefangen werden. Der Zustrom von jungen, strebsamen und tüchtigen Gärtnern von überallher war ungemein stark, und so ergab sich aus den Kolonnen eine Stammmannschaft, die gut arbeitete und überall eingesetzt wurde, wo es besonders dringlich war. So ging der Winter, der verhältnismäßig wenig Frost brachte, vorbei, und am 23. Februar feierte die Flora, die Sächsische Gesellschaft für Gartenbau und Botanik, der zu Ehren ja die Jubiläums-Gartenbau-Ausstellung stattfindet, ihr 100jähriges Bestehen.

Um dieselbe Zeit wurden die Wühlereien im Gelände des Großen Gartens immer auffälliger, und der ganzen, mit dem Schicksal des Großen Gartens verwachsenen Dresdner Bevölkerung bemächtigte sich eine große Erregung. Tag für Tag mehrten sich die Baugerüste, und es sah aus, als wollte es kein Ende nehmen. Es kam die Pflanzzeit für Gehölze und krautartige Gewächse heran, die Neugierigen, angelockt durch die ersten Strahlen des Vorfrühlings, standen am Zaun und steckten ihre Nasen durch die Maschen des Drahtgitters. Im Herbst 1925 waren die meisten Rosen und ein Teil der Stauden, auch die Tulpen und Narzissen gepflanzt worden, alles übrige konnte erst im Frühjahr 1926 kurz vor der Eröffnung in den Boden gebracht werden. Während nun auf der einen Seite es für den Uneingeweihten aussah, als sollten die Arbeiten überhaupt nie fertig werden, fingen die Narzissen bereits drei Wochen zu früh zu blühen an, und das warme Wetter wirkte mächtig auf das Keimen der Tulpen, die nur mit allerlei Kunstgriffen zurückgehalten werden konnten. Immer mehr formte sich das Gesamtbild, und von Tag zu Tag gewannen die Phantasiegebilde greifbarere Gestalt.

Die Mitte des Monats März war bereits überschritten, und noch war am Ausbau der Hallen nicht das geringste geschehen. Es war beängstigend. Die Hallen sollten ja die Plan- und Modell-Ausstellung, die wissenschaftliche Abteilung von Prof. Dr. Tobler und die technische Abteilung aufnehmen, wofür die Verhandlungen schon seit längerer Zeit im Gange waren. In den übrigen zwölf großen Hallen des Städtischen Ausstellungspalastes sollte gleichzeitig mit der Ausstellung im Freien die Frühjahrsblumenschau eröffnet werden. Auch diese Blumenschau harrte noch ganz ihrer Lösung. Alle die Blatt- und Blütenpflanzen, die zu dieser Zeit in den Gewächshäusern fertig waren, Azaleen, Kamelien, Rhododendren, Eriken, Orchideen, Amaryllis und viele andere Topfpflanzen standen in den Gärtnereien bereit. Große nüchterne Hallen mit sichtbaren Eisenkonstruktionen und großen Seitenfenstern, welche die Wandfläche vollkommen auflösen, gähnten mich an. Nicht lange mehr, dann setzte hier eine fieberhafte und doch planmäßige Arbeit ein, und bald war erkennbar, was da werden sollte. Mein Ziel ging dahin, zunächst jede Halle als Raum so zu gestalten, daß er in seinen Proportionen gut wirkte, jeweils mit Vorbedacht auf die Blumen und Pflanzen, die darin ausgestellt werden sollten. Nach Fertigstellung der Raumgestaltung kam dann die eigentliche Aufstellung der Pflanzen, die man gleichsam als eine riesige Dekoration bezeichnen möchte. Hierbei galt es nun



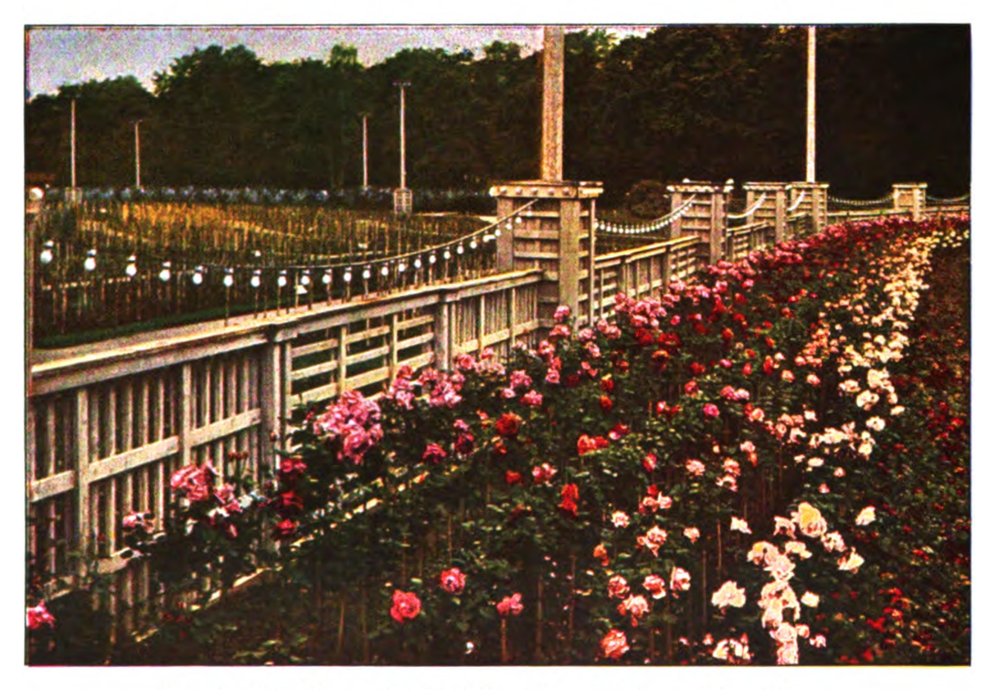
Aus den Erfurter „Farbenfeldern der Einjahrsblumen"
Entwurf: Gustav Allinger



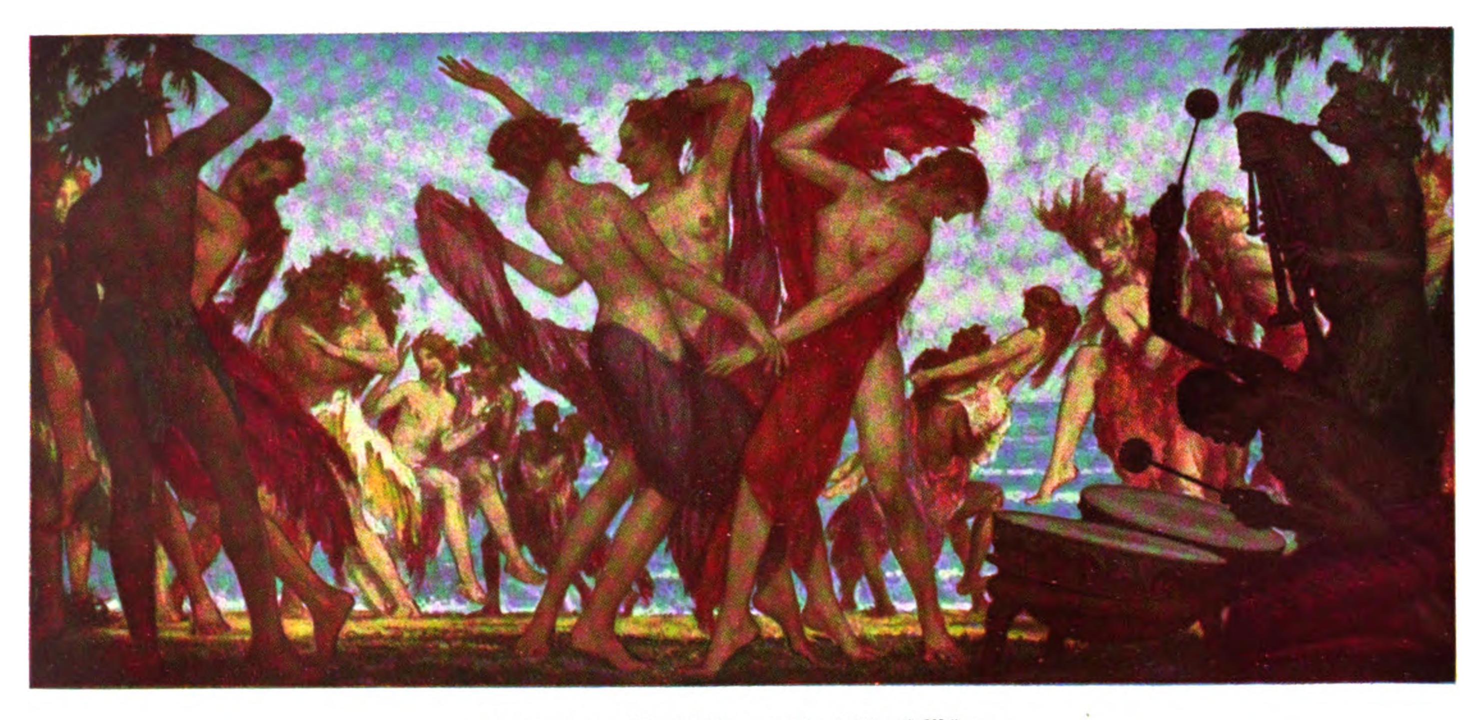
Blick in den „Riesengroßen Rosengarten" (Entwurf: Gustav Allinger)
Der „Grüne Dom" (Entwurf: Josef Wentzler, Dortmund)
Rosenaussteller: Die Dresdner Rosenzüchter

Raum, Form und Farbe so abzuwägen, die Beziehungen der Hallen untereinander so zu finden, daß eine Überraschung die andere ablöste und doch die einheitlich gestaltende Absicht fühlbar blieb. Plastiken, kostbare Vasen, Gemälde vollendeten den Eindruck. Die Seidel-Halle und die Ziegenbalg-Halle dürften am nachhaltigsten in der Erinnerung weiterleben. Diese Hallenschauen fanden ihre Fortsetzung später in der östlichen Hälfte dieses Hallenkomplexes, im Juni Blumenschmuck- und Raumkunst, im Juli Rosenschau, im August Sommerblumen- und Kakteenschau, im September Herbstblumenschau, im Oktober Reichs-Obstschau. Sie sind eine recht wichtige Ergänzung der Ausstellung im Freien. Inzwischen hatte sich auch im Gelände die Arbeit verdichtet, alles mußte daran gesetzt werden, rechtzeitig fertig zu werden. Es wimmelte nur so von Handwerkern aller Arten. Wer rennt dort barhäuptig mit fliegender Goldmähne durch das Gelände? Es ist Professor Rade, dem die Aufgabe wurde, die Farbtöne der Baulichkeiten zu bestimmen und in Harmonie zu bringen. Schon früh um 6 Uhr ohne Frühstück steht er am Bau, prüfend und augenzwinkernd, ob er wohl das Zitronengelb noch gelber oder stumpfer anlegen soll. Mit einer großen Liebe geht er den Dingen nach; er versteht seine Sache und freut sich königlich über jeden neuen Ton. Pressevertreter aus allen Gegenden ziehen durchs Gelände, schimpfen mit Recht über die noch nicht fertigen Wege. Man kann es ihnen nicht übelnehmen. Wer hätte seine besten Stiefel angezogen, wenn er geahnt hätte, daß es in Gartenanlagen auch Erdhaufen und Wasserpfützen gäbe?

Nun galt meine ganze Konzentration dem Zwecke, das Wichtige und Wichtigste herauszugreifen und zu erledigen, das momentan Nebensächliche aber beiseite zu schieben. Jede Minute wurde kostbar, und die Kostbarkeit wuchs mit der Dickköpfigkeit jener Aussteller, die nicht begreifen wollten, daß sie sich mit ihrem Nachbar vertragen müßten. Pflanzen, mit deren Erscheinen bestimmt gerechnet worden war, wurden abgesagt, andere kamen unerwartet an. Nur Beweglichkeit half über diese Überraschung hinweg. Inzwischen hatten auch die anderen Bauten, das Café-Restaurant Rosenhof von Professor Dr. Tessenow, die Brücke von Otto Wilh. Wulle und das Café Palmenterrasse von Max Herfurt große Fortschritte gemacht. Die beiden letzten Tage kamen heran, Tag und Nacht wogte die Arbeit — und siehe da, am Morgen des 23. April war die Ausstellung fix und fertig. Es war mehr als Überraschung: über Nacht waren sogar für die Nächststehenden gleichsam Wunder geschehen.



Rabatte mit Hochstammrosen im Rosengarten. Gestaltung: Gustav Allinger
Aussteller: Victor Teschendorf, Cossebaude bei Dresden



Bacchanale. Wandbild von Prof. Adolf Münzer

Der Prophet von Obering

Novelle von Oskar Baum

Man konnte nicht sagen, daß man den jungen Wirt vom „Halben Horn“ in der Gegend liebte; dazu war er nicht laut und umgänglich genug. Und wenn es auch wohl lächerlich war, zu behaupten, daß man ihn fürchtete, wie es Dr. Plinski tat, so war doch zu bemerken, daß sie alle eine Scheu vor ihm hatten, wie vor einem neuen Pfarrer etwa, den man noch nicht näher kennt.

Das war nun freilich etwas Besonderes bei einem Kind der Gegend und hatte auch seine Gründe.

Bei Gericht aber machte das nicht den Eindruck, den Doktor Plinski sich davon versprochen hatte; zumal der junge Bomas in seiner gesammelten, stillen Art fast nichts zu seiner Verteidigung vorbrachte. „Gesunde Menschen können nicht alles verstehen. Und doch müssen wir versuchen, einen vernünftigen Zusammenhang in den Vorgängen und Anzeichen zu finden,“ sagte er; und das war bei ihm schon eine ganze Rede.

Die Herren vom Gericht hatten durchaus nicht gelacht. Das erzählten sich nur die Gäste beim „Teufelsblut“ am Abend zum Trost. Es war gar nicht zum Lachen gewesen, wenn auch die ungeschlachte, bärenhafte Gestalt mit dem großen, schwer beweglichen Gesicht und der leisen, dünnen, wie gebrochenen Stimme schlecht zu dem Bild des Propheten paßte, das man sich nach der Anzeige von dem Manne machen konnte. Das kleine Mädchen vom Schloßmeier war tot, aber ihm konnte kein Verschulden nachgewiesen werden. Starben nicht auch den Ärzten zuweilen ihre Patienten? Es war auch keiner der vorgeladenen Bauern zu einer Aussage gegen ihn zu bewegen gewesen. Sie erzählten nur von seinen Taten an Mensch und Vieh. Schon als kleiner Junge habe er einem gestürzten Kalb auf der Weide das Bein mit einem Griff eingerichtet, und da habe es sich gezeigt, daß er die gesegneten Hände seiner Mutter geerbt hatte. Die Kräuter im Walde kannte er, ohne daß jemand ihm etwas gesagt hatte, und den Menschen las er die Krankheiten vom Gesicht. Und er hielt es für eine Sünde, mit den Leiden und Prüfungen der andern sein Brot zu verdienen; niemand durfte ihm auch nur das mindeste bringen.

So blieb es wieder nur bei der Verwarnung, die mehr für den Doktor beschämend war, weil sie die geringe Überzeugungskraft seiner Heilerfolge zur unausgesprochenen Grundlage zu haben schien. Der Staat ließ die beiden Männer allein ihren Kampf ausfechten; und darin lag eine gewisse Gerechtigkeit.

Das Lachen vor dem Hause lockte Marliese ans Fenster. Die Leute bogen sich wie vom Wind geschüttelt. Sie vergaß die Unruhe und Sorge, mit der sie auf Bomas wartete. Es war aber auch zu komisch, wie der feiste kleine Mann mit der schweißglänzenden Glatze den steilen Weg heraufstobte und was für einen feierlichen Eindruck der Ernst und die Entschlossenheit auf seinem gutmütigen Gesicht machten. Die schwere graue Schwüle des Abends schien ihn von ihrem Druck auszunehmen. Er lief beinahe die helle Landstraße her und hätte sich wohl nicht gescheut, geradeaus in das Wirtshaus hineinzurasen, aber er vermutete offenbar Bomas unter den Menschen, die vor dem Tore standen. Er schoß in seiner Kurzsichtigkeit auf den langen Schell zu. „Bei dieser Epidemie müssen Sie mit Ihrem Schwindel einpacken!“ schrie er. Der Zwicker zitterte auf seiner Nase und der Hut auf seinen ungeordneten Haaren. Eine vergnügte Stille abgebrochenen Gesprächs umgab ihn, eine höflich gespielte Betretenheit.

„Peppidemie,“ zirpte ein Kind hinter dem Zaun. Und die Heiterkeit löste sich mit einem gewissen gedämpften Respekt.

Erst ganz in der Nähe merkte der Arzt den Irrtum. „Ich kann nicht glauben, daß er gar kein Gewissen hat!“ Seine helle Stimme hallte über den abendlichen Platz; er dachte wohl, Bomas sei zu Hause und höre ihn. „Ich werde nicht ruhen, ich werde nicht ruhen, als bis man es ihm nachweisen kann! Ich lasse nicht die ganze Gegend umkommen!“

Er keifte immer tobsüchtiger, je mehr er merkte, daß dies ja alles vollkommen sinnlos war. Selbst nur der Schatten des Abwesenden stand unter diesen anderen als ihresgleichen und er mit seinem bebrillten, weichen, kleinen Gesicht war der Fremde, gegen den sie in stummer Sicherheit höhnisch geschlossen dastanden. Er überschrie sich, indem er sich zur Flucht wandte — es schmetterte nur so —, daß Bomas sich nicht unterstehe, noch einen der Kranken anzurühren, für die er, der Arzt, die Verantwortung trage. Und er lief.

Nun brachen sie alle los; es dröhnte und quiekte in allen Tonarten beiden Geschlechts. Die Schellin aber war selbst durch den Lärm

hindurchzuhören, als sie ihm nachrief: „Unser Herr Jesus war auch nicht auf der Universität. Wollen Sie ihm vielleicht deshalb hinterher noch die Konzession entziehen für das Lebendigmachen von den Toten und das Sehendmachen von den Blinden?"

‚Hätte ich doch lieber irgendein Handwerk erlernt,' dachte der Doktor, indem er feldein zum „Teufelsblut" ging, ‚etwas Verläßliches, wo man sein Tagewerk verrichtet und seinen festen, guten Grund unter den Füßen hat.' Er wollte nicht mit Wunderleistungen sein tägliches Brot verdienen. So manches Mal konnte man nicht wissen, ob man die Krankheit wirklich erraten hatte und ob man nicht mit seinen Verordnungen den größten Schaden anrichtete. Früher hatte er sich damit beruhigt, daß er tue, was in seinen Kräften stehe; mehr könne niemand von sich verlangen. Man sei eben nur ein Mensch. Da aber begann dieser junge Wirt mit seinem Glauben, wie ihn nur die Unwissenheit haben kann, und nun verfiel diesem die Gegend, und die Macht des Möglichen erschien eitel, leer, ja frevelhaft. Da lachten die Menschen und erzählten sich, daß der Arzt seine eigene Frau dabei ertappt hatte, daß sie Kräutertee trank und seine Medizin nicht einnehmen wollte. Und er ging ins Wirtshaus zu seinen Freunden, zu seiner Partei, um die Nacht bei den Karten zu versitzen, sich als der Beliebte zu fühlen unter denen, die das Saufen nicht lassen konnten und das Schweineschlachten und ihn hochleben ließen, weil er ihnen sagte, daß sie darum die Gescheiteren seien.

Marliese trat vom Fenster; sie dachte, Peter hätte sie gerufen, aber er lag so matt und heiß in seinem Bettchen und hatte genug mit dem Atmen zu tun.

Endlich kam Bomas. Aber ihre Freude und Hoffnung, als sie die Eile des schweren Schritts auf der Treppe hörte, zerrann, als er eintrat. Das fliegende Fieber, das durch die Gegend raste, brachte so harte Arbeit, sagte er. Er sei selbst von Eile und Arbeit fast krank. Aber das war es nicht, o nein, das wußte sie.

Er fragte fast ohne Wort, ob sie alles getan habe. Ganz wie er es angeordnet. „Und es ist nur schlimmer geworden?" Sie antwortete nicht. Sie sah ihm an, daß er nun nichts mehr wußte. Es war eine tiefe Stille im Zimmer, in die das Gelächter der Leute vor dem Hause drunten klang, die sich jetzt verabschiedeten.

*

Nachts durfte auch das Kind eines Gastwirtes krank sein. Um eins schlug unten das letzte Mal die Tür zu, da wackelten und klopften die todernsten, staubgrauen Eichhörnchen oben auf dem Schrank das letzte Mal, und das leise Klirren der Fenster lief nicht mehr durch das Haus.

„Peter?" fragte die Mutter.

Er hörte es gar nicht mehr, so oft fragte sie es den Tag und die Nacht über. Wie sollte er wissen, daß sie nur einen Laut, eine Bewegung von ihm erzwingen wollte, wenn sie es vor Angst schon gar nicht mehr aushielt.

Es dämmerte noch nicht; die ersten verschlafenen Hahnenlaute rührten sich. Bomas dachte, sie wache, und kam, sie abzulösen.

Marlie schlief auf einem Stuhl neben dem Kinde; sie hatte keine Ruhe in einem richtigen Bett oder gar in der Kammer nebenan. Vielleicht auch war sie überhaupt nur gegen ihren Willen eingeschlafen. Der schlanke junge Leib hing zur Seite gesunken am Stuhlrand, der Arm auf der Bettkante, die Wange auf dem Arm. Schön war der leise geöffnete Mund in dem Gesicht, das selbst noch etwas Kindhaftes hatte.

Peter gurgelte leise Laute aus unruhigem Fieberschlaf. Es war, als merke er, daß der Vater sich über ihn beugte. Er lächelte ganz glücklich und dankbar: „Du? Ja du, du bist das?" Und dann warf er wieder den schweren Kopf wie geängstigt und gejagt mit Ächzen hierhin und dorthin auf dem heißen Kissen.

Bomas sah die beiden, und es erschien ihm sonderbar, daß man erwachsen sein konnte und sich vermessen, Entscheidungen zu treffen und dafür einzustehen, daß sie die rechten, die einzig möglichen seien. Die Krankheit, die in diesen Tagen so unheimlich zunahm, blieb ihm verschlossen. Er rang mit ihr, eilte von Weiler zu Weiler, von einem der weit auseinanderliegenden Höfe zum andern. Und nirgends brachte er Hilfe; sie ließ sich von ihm nicht fassen, ihr Wesen blieb unsichtbar. Wie viele Mauern er auch durchbrach, es war immer noch eine, hinter der sie vor ihm verschwand. Er wollte nun wissen, ob es ein Irrtum war, als er sich berufen fühlte, zu helfen, wo er den Weg ahnte, zu lindern, wie er das auf seine Weise vermochte. War es Dünkel gewesen?

Er lehnte am Fenster und horchte auf die ungleichen Atemzüge der beiden Schläfer. Er wollte denken. Aber er war sehr müde, es verschwamm ihm alles.

Er saß seinem Vater auf dem Schoß und trank das gelbe Bittere, das so auf der Zunge prickelte und biß. Da knallte ein tolles Gelächter. Alle Gäste in der Schenkstube platzten zugleich los, als er mit letzter Anstrengung das Gesicht aus dem Glase riß und der Schaum ihm um die Nase hing. Aber der Vater tauchte ihn nochmals ein und das

Gelächter nahm kein Ende, indes er keinen Atem mehr hatte. Bald aber — o er zeigte seinen Stolz gar nicht so sehr — schmeckte ihm das Zeug schon fast wie den Erwachsenen. Und seine größte Freude war es, an den Abenden die Betrunkenen zu beobachten. Ihr Wesen, ihre Gesichter zerbrachen wie Schalen, aus denen etwas ganz Unerwartetes hervorkam. Der Gasthof zum „Halben Horn“ war damals die lauteste Schenke der Gegend. Sein Vater hatte das Geschäft verstanden.

Am rätselhaftesten war es Bomas, wie jene, die oft nicht einmal zur Tür hinaustrafen, doch immer richtig heimkamen. Am nächsten Morgen war wieder alles in Ordnung und niemand suchte den zweiten Menschen, der sich in ihnen versteckte. Später, als er selbst mit seinen Freunden lustige Nächte durchschwärmte, sollte er erfahren, von welcher Art aber zuweilen das Erwachen sein konnte.

Franz Ark war der tollste unter ihnen. Oder nein, das schien nachher nur so. Aber er war ihm der liebste. Freilich, das wußte er erst an jenem Morgen, als Marlie zu ihm gelaufen kam, verstört und ratlos, und er sie lange nicht verstehen konnte, weil sie sich vor dem Klang und der Bedeutung ihrer eigenen Worte fürchtete. Er hatte damals Marlie noch nicht sehr gut gekannt. Es hatte ihm nur immer so gut bei den beiden früh verwaisten Geschwistern gefallen, die ihr Anwesen miteinander bestellten. Ihre Fröhlichkeit bei aller Knappheit und Mühsal, ja richtiger Not zuweilen, war solch ein Gegensatz zu Lärm, Haß und Unfrieden bei üppigem Essensbehagen in seinem Elternhause.

Sie fragte mit scheuer Hast, ob er Franz nicht gesehen hatte. Nur schwer konnte Bomas aus ihr hervorholen, was denn eigentlich geschehen war. Von einer der durchzechten Nächte hatte Franz ein Frauenzimmer mitgebracht, das er wohl erst auf dem Heimweg aufgelesen hatte. Als er morgens erwachte und ein häßliches altes Weib, eine schmutzige, verlauste Zigeunerin neben sich sah, da grauste es ihm dermaßen, daß er wie von Sinnen kam. Er wurde es nicht los; er lief vom Hause fort und war nirgends zu finden. Endlich kam er dann wieder; er hatte ein irres, unstetes Wesen; in seinen gehetzten Augen war es, als sei er eben aus dem Wahnsinn erwacht.

Sie suchten ihn nun zusammen vergeblich im ganzen Dorf und als sie dann nochmals heimgingen, fanden sie ihn in der Dachluke an seinem Gürtel erhängt.

Bomas war von diesem Tage an nicht mehr in der Schenkstube gewesen. Es kam ihn hart an zu denken, was er fühlte, und zu zerkleinern, was zu geschehen hatte. Der Vater, der oft schon kurzen Atem hatte, saß seit langem nur mehr mit seiner Pfeife bei den Gästen und nahm auch am Sonntag nur das Geld. Nun sollte er wieder die steilen Stufen in den Keller hinunter und die Fässer anschlagen und am Sonntag hin und her zwischen Keller, Stube und Küche! Bomas aber legte es sich schwer auf die Brust, wenn er nachts heimkam und nur im Vorbeigehen aus dem Keller den Geruch von verschüttetem Bier roch.

Als er morgens ging, faßte ihn einmal der Vater — er war aus dem Bett in Pantoffeln eilig nachgeschlappt — faßte ihn beim Rock, aber er schüttelte keine Antwort aus ihm heraus. Bomas stand, und sein Gesicht bewegte sich gar nicht, nur an seinen gekrampften Händen hätte man eine bittere Anstrengung merken können. Aber es war wieder wie immer: Seine tiefen traurigen Augen unter den angestrengt zusammengezogenen Brauen sahen den Vater so willig, ergeben und suchend an, daß er losließ und spie und fluchte und ging. Er wich dem Sohn aus und schrie alle Menschen an, die sich wunderten, und verschimpfte das „Frauengeziefer“ auf seine wilde Weise.

Abends ging Bomas mit Marlie in die Wiesen. Zwischen den Liebkosungen ihrer jungen Körper aber gab es viel stumme Sorge und Bangen. Und einmal sagte ihm Marlie, sie würde einen Knecht aufnehmen und — sie konnte es verstehen, daß sein Vater nicht sein Leben lang gerackert haben wollte, damit ein armes Ding ins „Halbe Horn“ käme.

Bomas wußte selbst nicht, wie er es ihr erklären sollte, daß er nicht ihretwegen vom Hause fernblieb oder daß es doch der Vater falsch verstehe, wenn er das denke. Und sie hätte es wohl auch nicht begriffen. Aber sie war schön und lustig; der Kinderübermut saß locker bei ihr, und sie sang im Sprechen vor zu viel Kraft und Leichtigkeit.

Er sprach mit ihr nicht davon; es war ihm zu schwer. Er kämpfte es mit sich allein durch. Er wollte das Wirtshaus nicht. Er würde schon versuchen, sich mit Marlie so durchzubringen, und vielleicht auch konnte er noch ein Handwerk lernen. Es war das schwerste daran, es dem Vater zu sagen. Es war vielleicht unmöglich, aber er mußte es versuchen.

Einmal Sonntag nachts um eins, nachdem er die Kasse nachgezählt und noch in den Keller hinuntergekrochen war, ihn zu schließen, war der Vater nicht mehr zurückgekommen. Früh fand man ihn auf den Stufen tot.

Bomas war nun sein klar gesehener Weg verschüttet. Er war ein reicher Mann auf eigenem Grunde. Dem Toten konnte er nicht viel erklären, er kam an dessen Stelle. Es schien fast, als ob der Vater gestorben sei, um ihn dazu zu zwingen.

Als er mit seinem jungen Weibe zum erstenmal heimging, da sahen sie das Haus auf der Höhe vor sich liegen. Es war ein schöner, heller Mittag. Marlies Augen leuchteten vor Stolz und Freude.

‚Sollte er nun wirklich der Fluch der Gegend sein und reich daran werden?' dachte Bomas. Sollten sich die Leute bei ihm um den Verstand bringen, und das sollte seine gesegnete Arbeit sein? Nein, das wollte er nicht. Und es fiel ihm ein, was er tun müßte, und es erschien ihm gar nichts so Besonderes. Er sagte es Marlie. Es gab ja Cider und andere Säfte, die nicht betrunken machten. Vielleicht würden die Männer nur die erste Zeit darüber lachen, vielleicht freilich — nun sie würden sich auch sonst irgendwie ehrlich fortbringen! Sie umarmte ihn jubelnd; niemand finde wie er immer, und wenn es auch noch so unmöglich scheine, das Rechte. Und sie hing an seinem Halse, die Beine baumelten in der Luft, und sie küßte ihn auf die Zähne, daß er mitten im Wort nicht weiter konnte. Er sah voll Dank in den Glanz ihrer glücklichen Augen, der ihm eben noch etwas ganz anderes bedeutet zu haben schien. Als sie dann wieder auf der Erde stand, sagte sie ernsthaft und ganz leise — sie dachte wohl, er würde sie auslachen — ihr sei es, als ob sie nun erst den richtigen Grabstein für Franz setzten.

Er liebte nicht Feierlichkeit. Taten sie auch ein Gelübde ohne Worte, als sie die Einfahrt durchschritten, fand er es doch recht, daß sie ihren Übermut kaum für den Augenblick dämpfen konnte. Das Lachen und Plaudern ihrer Kinderlustigkeit hatte ihm damals so viel Freude gemacht.

Jetzt aber, da er am Fenster lehnte und den Atem der Schläfer hinter sich hörte, ein trüber, nebliger Morgen langsam heraufdämmerte, jetzt war es ihm, als sehe er in ihre damalige heitere Miene betroffen und voll Sorge; jetzt verfolgte ihn das Bild wie ein Angstgesicht.

Er trat ins Zimmer zurück. Marlie hing noch an der Bettkante. Die Wangen waren ganz rot geschlafen. In dem leise geöffneten weichen Mund blinkten die Zähne. Er weckte sie nicht, als er fort mußte. Er gab unten dem Weib die Aufträge für den Tag.

Die Tage vergingen noch weit langsamer als die Nächte. Peter hatte nicht gesagt, sie solle das Fenster schließen, aber sie sah, wie sein Gesicht zuckte bei jedem Wagen, der vorbeirasselte, bei jeder Stimme, die heraufklang. Er unterschied vielleicht nicht mehr, ob die Störung von außen oder aus ihm selbst kam, dies Zittern und Stoßen, dies Hacken und dann wieder Rauschen im Ohr. Es war eine so große Eile in den Dingen um ihn her, klagte er der Mutter, jedes dachte, es sei das Wichtigste, und sie konnten doch nicht alle zugleich kommen.

Marlie hörte seine Worte kaum; es erregte sie so sehr der Ton, diese schwebende, wie um ihren festen Grund gekommene Stimme des Fiebernden.

Marlie hatte Angst vor ihren Gedanken. Und sie war die vielen langen Stunden allein in dem stillen Zimmer. Wenn Bomas sie manchmal ansah, zitterte sie, weil es ihr beinahe war, als ob er ihre Gedanken sehen könnte. Sie mußte die scheuen, verlegenen Andeutungen der Nachbarinnen hören, wenn sie sie besuchen kamen, von Dr. Plinski und seinem Mittel. Ja, der wüßte diesmal etwas; der wurde mit der Krankheit rasch fertig! Einige der Kinder, die das Fieber gar nicht viel früher als Peter erwischt hatten, gingen schon wieder zur Schule. — Sie dachte ja nicht, daß Bomas sich irren könnte. Sie wußte schon, daß nur das recht war, was er dachte. Aber vielleicht konnte Peter auf die falsche Weise, auf unrechtem Wege gesund gemacht werden, und vielleicht war es auf die rechte Weise nicht möglich? Konnte das nicht sein? Ach, wenn sie nur mit Bomas darüber sprechen könnte! Sie war nicht gewohnt, für sich allein zu denken. Er dachte für sie beide, aber er hing so an seinem Glauben fest, und er würde auch Peter opfern; ja, ja, das würde er, sie wußte es.

So war es einmal wieder Abend geworden. Im Zimmer wenigstens schien es so. Draußen kam es dann Marlie noch gar nicht so dunkel vor. Sie war freilich schon lange nicht mehr auf der Straße gewesen. Sie hatte den Arzt vom Fenster aus gesehen. Die Beleuchtung aus der Wirtsstube war auf den Vorbeigehenden gefallen. Sie hatte nicht nachdenken können; sie war schon unten. Sie hielt das Wolltuch in der Hand, das sie hatte überwerfen wollen.

„Herr Doktor!" — Er hörte nicht — „Herr Doktor!" Sie war schon knapp hinter ihm; er wandte sich nicht um. Nun schrie sie schon beinahe. Sie ging neben ihm; sie sah ihm ins Gesicht. Ihr war es, als bilde sie sich nur ein, ihn gerufen zu haben und ihre Stimme hatte die Klangkraft verloren.

Endlich fragte er, ohne das Gesicht zu wenden oder seinen Schritt zu verlangsamen: „Ihr Mann läßt mich bitten?"

„Mein Mann darf nichts davon erfahren,“ flüsterte sie, „aber er ist jetzt ins Dorf hinunter gegangen, kann vor einer Stunde nicht zurück sein.“

„Er ging wohl zu Kranken, wie?“

„Herr Doktor, das Kind ist unschuldig; es geht ihm ans Leben!“

„Nein, nein, das kann ich nicht, wo denn!“

„Seien Sie barmherzig!“

„Wo werde ich gegen den Willen Ihres Mannes mich in Ihr Haus schleichen?“

„Ich habe doch nichts getan!“

„Ihr Mann ist doch der Große. Was bin ich gegen ihn? Vielleicht beten Sie, wenn seine Wunder nicht ganz sicher wirken! Rufen Sie den Pfarrer, den Bader — aber mich?“

Er ging immer schneller; sie blieb an seiner Seite. Sie hörte nicht, was er sagte. Sie sagte zu allem: Ja. Sie vergaß, daß er vielleicht wirklich nur ein Mensch war und nicht alles wußte. Sie hatte so lange vor diesem schweren Gang gezittert. Was sie tat, war so ungeheuer, daß sie nichts anderes denken konnte, als daß es helfen müsse.

Sie solle ihn nicht aufhalten, sagte er; er hatte auch seine Eile. Es tue ihm leid, aber sie müsse begreifen . . .

Als sie zuletzt doch den Mut verlor und schlaff mit gesenktem Kopf zurückblieb, kehrte er um und ging mit ihr. Er stellte seine Bedingungen: Was ihr Mann verordnete, durfte aber dann nicht ausgeführt werden.

„Ja, ja!“

Was er selbst befahl, daran wurde auch nicht das mindeste geändert.

„Nein, nein!“

Und wenn er dem Kinde half, wenn es gesund wurde, würde er es in seinen medizinischen Zeitschriften veröffentlichen!

„Ja, ja!“

Er übersah es nicht, aber tat nichts dazu, daß es einigen Vorbeigehenden auffiel, als er mit der Frau ins Haus trat.

Das Kind hielt den Kopf gehoben und den Mund offen. Es mochte gerufen haben, indes es allein war. Jetzt bemerkte es die Eintretenden nicht. Seine Augen waren groß und mit Bildern gefüllt, von einem Magnet an der Wand auf und ab und hin und her gezogen.

Der Arzt hob vorsichtig die Decke zur Seite und untersuchte. Der Unterleib war unmäßig aufgetrieben. Marlie wartete auf die Miene, als er sich aufrichtete.

„Hm,“ sagte er. Er sprach nicht gern mit Angehörigen der Patienten. Er holte aus seiner großen Tasche ein Fläschchen hervor. Er würde genau merken, ob die Tropfen verabfolgt würden. Er würde am nächsten Tag wiederkommen und wenn es nicht besser wäre, würde er die Injektion machen.

„Am nächsten Tag?“ fragte sie zaghaft. „Wann?“

Er fuhr wild auf: „Was glauben Sie wohl, ich werde mich wie ein Dieb einschleichen?“

Bomas freute sich sehr über das so rasch gesunkene Fieber, als er kam. Da es aber immer wiederkehrte, und ganz gegen seine Erfahrung stieg und sank, wurde er besorgt und verwirrt.

Eine nie gekannte Unruhe und Unsicherheit erfaßte ihn. Was war es, das vor ihm stand? Warum verschloß sich ihm diese neue Krankheit? War sein Wille nicht mehr rein, sein Herz kraftlos, war es ihm vielleicht schon zu sehr gewohntes Tagewerk geworden, die Menschen in ihrer Schwachheit zu verstehen? War es ein Irrtum gewesen, als er sich gerufen fühlte zu retten, zu lindern? War es Dünkel gewesen? Ein Verbrechen, das sich nun an ihm rächte und an seinem Kinde?

Marlie war nicht vorsichtig genug; sie hätte es vielleicht verhindern können, daß Bomas an diesem Abend zu früh heimkam. Sie hätte ihm hinaus entgegengehen müssen, als sie seinen Schritt auf der Treppe hörte, und hätte ihn unter irgendeinem Vorwand für eine Weile in die Küche, in den Keller oder zu einem Nachbarn führen können. Aber sie saß und rührte sich nicht und hielt das Becken mit dem kochenden Wasser, aus dem der Doktor die Nadel herausfischte. Sie hörte, wie er die Tür öffnete und wie er in der Türe stehenblieb. Sie hob das Gesicht nicht. Das Ärmchen lag nackt auf der Decke, und genau begrenzt schimmerte die Stelle, die eben mit Benzin gereinigt worden war.

Ein Stuhl stürzte, mit einem Satz stand Bomas hinter dem Arzt und hielt ihm die Arme. Es zitterte und klirrte das Zimmer bei dem Sprung des schweren Mannes. Erschrocken riß der Arzt die Arme frei und wandte sich um.

Aber Bomas stand schon zum Bett gekehrt, streifte das Hemd über das Ärmchen hinab und prüfte am Hals die Hitze des Kindes.

Eine tiefe Stille entstand.

Dr. Plinski blickte auf die Frau, die in einer ein wenig lächerlichen Verkrümmung erstarrt, mit unbeweglichen Augen unter zitternden Lidern an das Gesicht des Mannes gebunden war.

‚Ich werde mich nicht aus der Affäre ziehen,‘ fühlte er ergriffen, ‚und sie diesem Menschen überlassen!‘ Er räusperte sich. „Haben Sie meiner Injektion etwas Gleichwertiges entgegenzusetzen, Herr Wirt?“

fragte er. „Hierauf kommt's ja an. Nehmen wir die Angelegenheit doch rein sachlich!"

„Sie müssen kommen, wenn Sie gerufen werden! Ich weiß, es ist Ihre Pflicht," sagte Bomas schwer, „verzeihen Sie meine Heftigkeit." Und seine zu hohe Stimme war noch undeutlicher als sonst.

„Es geht hier nicht um mich. Es handelt sich um das Leben des Kindes! Können Sie mir einen besseren, ja können Sie mir überhaupt einen anderen Weg zeigen, dies Kind zu retten? Ich schlage mich nicht darum, auf die traurigste Weise recht zu behalten. Und diese Gefahr ist sehr drohend!"

Doktor Plinski hatte nicht das mindeste Feierliche in seinem Betragen. Vielleicht, daß ein Kenner eben in seiner Ruhe, in seinem Gleichgewicht etwas von Triumph gemerkt hätte.

„Es kann sich nicht ein jeder vermessen, das Beste zu wissen, das Rechte zu tun. Aber das Falsche nicht zu tun, hat jeder in der Hand."

„Das Falsche." Der Arzt war nicht beleidigt. „Sie haben etwas im Gefühl gegen die Wissenschaft; sagen Sie mir aber einen klaren, stichhaltigen Grund des Verstandes!"

„Haben Sie den kranken Menschen oder das kranke Tier gekannt, dessen Blut Sie dem Kind hier eingeben wollen?" fragte Bomas.

„Da treffen Sie den Kern. Die Wissenschaft ist nicht auf den einzelnen gebaut. Da wirkt die Erfahrung von Hunderttausenden zusammen und nur auf Erfahrung kommt es an!"

„Nur auf Erfahrung?" In Bomas' steinernes, vergrämtes Gesicht kam ein müder Spott.

Der Arzt suchte ihm eifrig zu beweisen, daß der ganze Unterschied zwischen der wissenschaftlichen Arbeit und der seinigen darin bestehe, daß er, Bomas, einzig an die eigene Erfahrung glaube.

Bomas trocknete dem Kinde den Schweiß von der Stirn. Ihn quälte es, daß sie vor Peter so sprechen konnten, als sei er nicht da, daß das mühselige Atmen alle Glieder des kleinen Körpers, selbst die Knie unter der Decke mitbewegte. Welch ein grauenvoller Augenblick der Prüfung: Alles Böse, Harte, Gefährliche sprang an, die Schwachheit zu verlocken, sich als die höhere Macht auszugeben. Krankheit war Schuld, beim Kind: die der Eltern; nicht immer kam sie einfach von Nachlässigkeit, Unmäßigkeit, manchmal von Dingen, die tiefer in uns vorgehen, als unser Wissen reicht. Und er, dieser kleine Mann, der so hinter dem Heller her war und sich sein Schmerbäuchlein angesoffen hatte, er glaubte, die Macht darüber zu haben?

„Wissen Sie etwas Besseres?" klang dringender Plinskis Stimme wie von weiter Ferne in seine Gedanken hinein. „Sie müssen mir das Geheimnis nicht verraten, aber sagen Sie, sind Sie sicher, daß Sie dem Kinde helfen können, daß es nicht wieder so wird wie in jenem anderen Falle?"

„Nein. — Aber vielleicht hat jedes Leben seinen Augenblick, in dem es am besten endet. Wie wollen wir wissen, wann dieser rechte Augenblick ist?"

„Wir haben den Verstand, die Mittel der Natur zu nützen, um das Leben zu verlängern; das ist Gottes Wille!" Dr. Plinski verlor nicht so leicht die Geduld. Er erklärte dem Mann den Fall und was dagegen zu unternehmen war, so gut und so ausführlich es eben einem Menschen ohne Vorbildung gegenüber möglich war.

„Sie haben viel gelernt," sagte Bomas.

„Sie sehen: Nicht ich bin es, der Ihnen helfen kann. Ich habe es mir nicht ausgedacht! Seit Hunderten von Jahren denken die größten Männer darüber nach und einer lernt vom anderen und macht es immer besser —"

„Eine Maschine, ich weiß. Sie sind in allen Schulen gut durchgekommen, Sie haben alle Bücher gut gelernt. Wie aber, wenn in einigen Druckfehler waren und gerade an der Stelle, die diese Krankheit behandelt?"

„Machen Sie keine Scherze! Es ist jetzt nicht Zeit zu streiten! Mit jeder Minute vergeht eine kostbare Möglichkeit, wird die Sicherheit geringer, bis der Kleine gesund sein wird, wollen wir unsere Beweise und Gründe abwiegen und miteinander vergleichen." Der Arzt griff kurz entschlossen nach seinem Instrument und wollte nochmals mit den Vorbereitungen beginnen: „Ich werde Sie nicht viel fragen!"

Bomas zuckte es nur ärgerlich im Gesicht und er hob müde den Arm.

„Das Kind gehört nicht Ihnen allein," sagte der Arzt gereizt. Er wollte nicht unverrichteter Dinge von hier fortgehen. Sähe das nicht so aus, als hätte er nicht helfen *können*? Und es erwachte die Leidenschaft in ihm, nicht untätig zuzusehen. Die Mittel zu helfen stachen und stachelten in seiner Hand. Von seinen Studententagen an hatte er so oft mit rücksichtsloser Gewalt dem Segen seiner Kunst die Wege erzwingen müssen. Er faßte das junge Weib am Arm: „Frau, hören Sie doch! Wir haben nicht viel Zeit zu verlieren, wenn ich hier noch etwas nützen soll!"

Marlie hörte nicht. Sie war am Kopf-

ende des Bettes hingekniet und betete. Sie wollte nicht wissen, worum die beiden stritten. Nun war die Sache von ihr genommen, die beiden Männer mußten sie miteinander ausmachen.

„Mann, lassen Sie mich gewähren! Morgen ist das Kind tot und Sie haben es gemordet! Es ist meine Pflicht — Frau, so hören Sie doch! Haben Sie mich zum Spaß gerufen?“ Er riß sie in die Höhe. „Oder wollen Sie das Kind aus Furcht vor seinen bösen Augen sterben lassen?“ Er hatte sich unauffällig hinter ihr wieder ans Bett gedrängt, die Spritze in den Händen verborgen.

„Sie sind nicht aufrichtig, Herr Doktor,“ sagte Bomas, „Sie glauben doch gar nicht, daß Sie allwissend sind! Ich nehme es Ihnen nicht übel; Sie würden mit der Aufrichtigkeit Ihre Kinder schlecht ernähren — Ihre Kunst ist groß! Die sich von Tierleichen nähren und anderen Giften, die müssen Sie in ihrer Art Leben erhalten, daß sie nicht gleich verfaulen und verstinken; dazu muß eine große Gelehrsamkeit Wunder tun, gegen immer neue Krankheiten immer Neues erfinden und sich nicht mit der Natur gemein machen! — Rühren Sie das Kind nicht an!“

Marlie stand, sie hielt den Kopf tief gebeugt. „Bei den anderen hat es genützt,“ flüsterte sie bebend, „laß ihn, nur das eine, das einzige Mal! Heißt es nicht Gott versuchen, wenn es bei den anderen doch nützte!“

„Marlie,“ sagte Bomas, „du kannst hier nicht mehr bleiben!“

„Laß ihn!“ flehte sie, „denk' doch, wenn es morgen zu spät wäre! Ich will dann fortgehen, wohin du willst! Wann du willst —“

Bomas packte die Hände des Arztes, schleuderte die Spritze zu Boden und zertrat sie. Marlie warf sich dazwischen: „Mein Kind ist es,“ schrie sie, „mein Kind!“

Der Arzt wich entsetzt vor den Fäusten, die rasend nach der Pinzette schlugen, die er vom Tisch genommen hatte.

„Mit Gott oder gegen Gott,“ gellte die überanstrengte dünne Stimme schneidend ins Ohr, „ein drittes hat nicht Raum in der Welt!“ Er faßte Marlie, die sich am Bettrand festklammern wollte. „Mit Gott oder gegen Gott! Dazwischen ist kein Raum!“ Und er schleuderte sie dem Arzt nach, der aus der Tür floh.

Es waren nun einige sonderbare, schwere Tage für die Gegend. Die Leute sagten, weit im Umkreis hätten alle es gefühlt, welche Arbeit sie auch bei Tage eben taten, und bis in den Schlaf der Nacht, daß Bomas bei seinem Kinde saß und mit dem Fieber rang, das er nicht kannte. Wenn in der Dämmerung jemand vorbeikam und das Licht droben im Fenster sah, schauerte es ihn und er tat ein Gelübde. Niemand in den Familien der anderen kranken Kinder, zu denen Bomas nun nicht mehr kam, rief den Arzt. Sie warteten und glaubten, wenn Peter gesund würde, war damit auch allen anderen geholfen.

Und alle wußten es auch, als es zu Ende ging, noch ehe sie die Nachricht hatten.

Nach dem Begräbnis sagte Bomas zum Pfarrer, der ihn mit sich genommen hatte: „Die Welt hat ihren Lauf, es ist wahr; aber können die Gesetze ihres Laufs stärker sein als die Kraft, die sie in Gang gesetzt hat? Der Pfarrer verstand ihn nicht recht. „Kann die Maschine, die Wiederholung mehr sein als die lebendige Wahrheit, die immer von neuem beginnt?“

Der Pfarrer gab sich Mühe, ihn mit seiner Antwort nicht zu kränken. Das sind seine Reden, dachte er, die nun wohl noch sonderbarer würden als früher.

Bomas sah beinahe aus, als sei er selber gestorben. Man sagte auch, er habe mit dem Kinde seine Seele tauschen wollen, und so sei die Krankheit in seine Seele gekommen.

Marlie war nicht mit dem Arzt gegangen, wie er es ihr vorgeschlagen hatte. Sie war im Hause geblieben, schlief drunten mit der alten Therese und hielt sich verborgen.

Aber Bomas jagte sie nicht fort, obgleich man sah, daß es ihn schwer ankam, wenn er an ihr vorbei mußte. Der Verkehr mit ihm war schwer, er merkte nicht auf und sah oft die Dinge und Menschen nicht. Aber seine Pflicht und Arbeit tat er auch weiterhin.

Einmal blieb er bei Marlie stehen und schaute ihr zu, wie sie im Garten jätete. „Hast du mir noch nicht verziehen?“ fragte er plötzlich, „denkst du noch, daß ich unrecht tat?“

„Ich?“ Marlie wurde ganz blaß vor Angst und Freude, als sie den Klang seiner Stimme wieder hörte.

„Sie glauben alle nur, solange man sie bezahlt mit gutem Gelingen und Gedeihen, — das nennen sie Glauben, Marlie,“ sagte er, „wie aber, wenn der Glaube erst dort beginnt, wo man nicht bezahlt wird? Wir beide wollen noch ein wenig zuwarten, auch wenn die Bezahlung aussetzt!“

Der weise Fischer

Wieder stapfte ich durch Moor und Ried,
Grüßte Juro in umschilfter Hütte:
„So verlassen? Wo sind Eure Töchter?"
„Töchter? Laßt den Alten bei den Fischen! —
Doch ich weiß: sie hängen bei mir fest,
Kommen niemals los von diesem Dache,
Kehren aus der Fremdschaft öfter wieder."
„Wohl Euch, seid Ihr dessen so gewiß!"
„Angestammter Zwang ist's unserm Blute.
Seht" — forsch stieß er seine Hängelampe
Nach der Seite, daß sie heftig schwankend
Ihre Tänze um das Tischrund machte —
„Seht: das sind die Töchter: schwirren plötzlich
Wie besessen über enge Grenzen;
Eine schwimmt nach Holland, eine zweite
Klebt im Sommer am Berliner Pflaster,
Und die Jüngste krebst sich just als Stütze
Durch die schönsten Villenstraßen Dresdens.
Aber alle, wie die Lampe festhängt,
Ob sie noch so ungebärdig baumelt,
Ziehen nach den weiten Kreisen klein're,
Nähern sich dem altgewohnten Punkte,
Finden meinen Tisch und lauschen wieder
Ihrer Heimat: wie die Wasser rauschen,
Wie das Röhricht graue Sage lispelt,
Atmen nur bei mir ihr bestes Leben.
Alle kamen, alle kehren wieder,
Sind in meinen Netzen neu gefangen."
„Himmels Segen, Juro! Doch der Herrgott
Schenkte Euch schon achtzig gute Jahre;
Bald — Ihr wißt!" — „Nur keine Angst! Ich lebe
Immerhin noch sieben weit're Jahre.
Also werden meine Wanderfische
Öfter noch von Heimatbrocken zehren."
„Juro der Allwissende!" — „Mit nichten!
Aus dem Walde kam mir solche Botschaft.
Fragte einst im Busch: Wie lange leb' ich,
Kuckuck? — Rief der Kuckuck laut zehn Male.
Neunmal hört' ich ihn im nächsten Maimond,
Abermals im Lenze rief er achtmal,
Gestern klang mir siebenmal sein Kuckuck!"
Listig sprühten Juros treue Augen,
Seine lebensklugen, aus den Runzeln,
Und die Stimme, krähend, halb verrostet,
Hob er kreuzfidel zum Lieblingsliede:

„Ich bin gerade so als wie
Der reichste Mann von Köllen;
Ich trink' mein Gläschen juppheidi
Und laff' es wieder völlen!"

Max Bittrich

Hans Seyfer,
ein neuentdeckter Meister der spätgotischen Plastik

Von Prof. Dr. W. v. Grolman

Die Gotik ist zwar im letzten Jahrzehnt Mode geworden. aber das ästhetische Grundgefühl des modernen Menschen wurzelt doch auch heute noch zum größten Teil in dem Formenideal der Renaissance; nicht nur weil eine 400jährige Erziehung in diesem so leicht nicht abgestreift werden kann, sondern auch weil damals in Italien zuerst das Ideal des modernen Gesellschaftsmenschen aufgestellt und das Urbild des

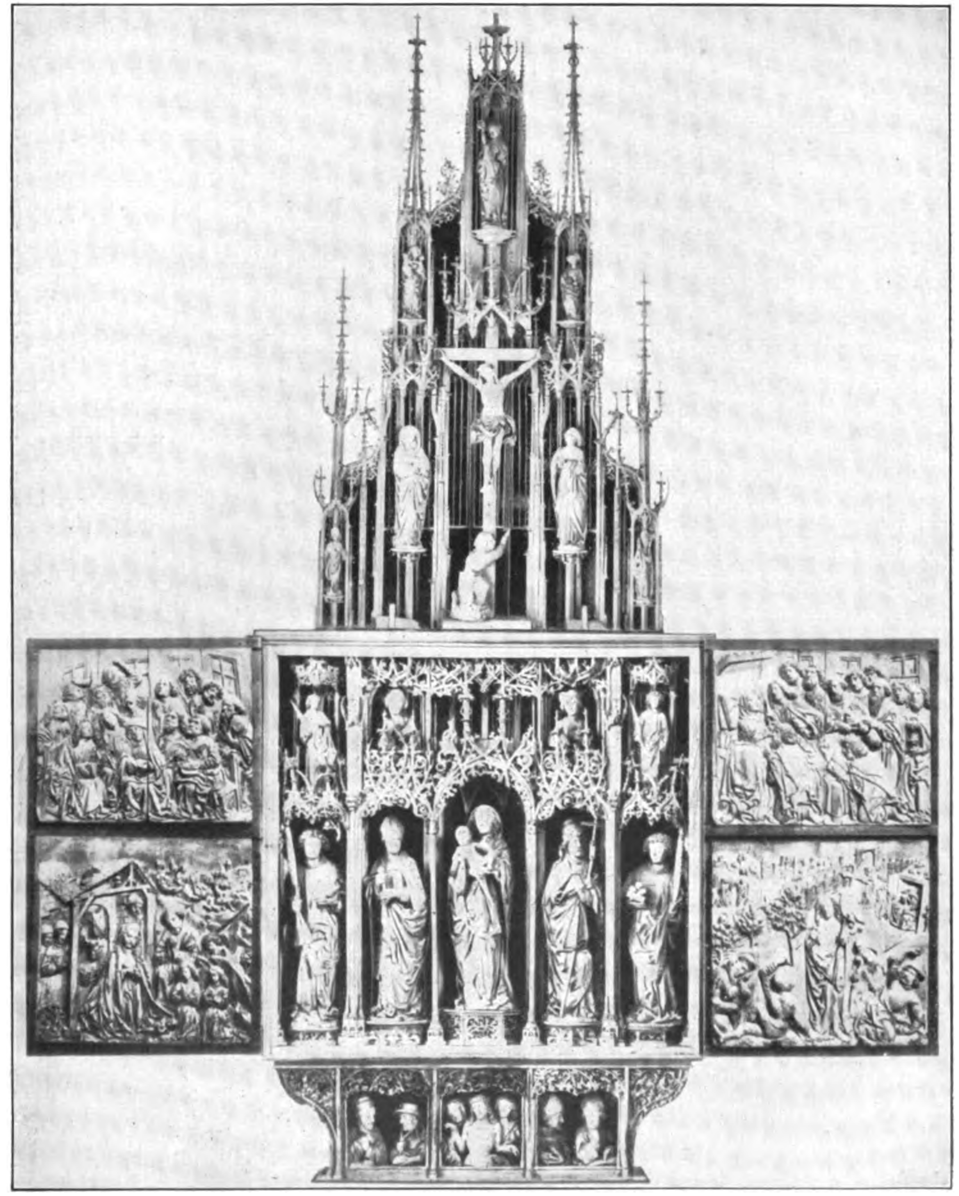


Abb. 1. Der Kiliansaltar in Heilbronn vom Jahre 1498 (Höhe 13 m Breite 7,5 m)

Gentleman geboren wurde. Anderseits ist auch der spätgotische Stil, wie Pinder, der um die Erforschung der deutschen Plastik so hoch verdiente Leipziger Gelehrte bemerkt, keine Formlosigkeit, sondern nur eine andere Art von Form, wie jene der Mittelmeerkulturen. Vergleichen wir nun die nordische Form mit der südlichen, so fällt uns vor allem folgendes auf: dort strebt selbst die Natur — dank den geringeren Widerständen, die das einzelne Individuum in seinem Lebenskampfe zu bestehen hat — in einer für jeden erkennbaren Weise nach Klarheit und Einfachheit der Form. Man denke an die Zypresse, die Pinie und die klassische Schönheit, namentlich der italienischen Frau. Der Norden hat diese gefällige Anmut nicht, aber die nordische Eiche, die im Kampf mit den rauhen Winden groß geworden ist, repräsentiert trotz der geringeren Übersichtlichkeit ihrer Form, trotz der Knorrigkeit ihrer Gestalt doch vielleicht die höhere, geistigere Schönheit oder mindestens die ausdrucksreichere. Und ebenso prägt der Norden Charakterköpfe und Gestalten, denen der Süden kaum Gleichwertiges an die Seite zu stellen hat.

Dieses Überwiegen des Geistigen tritt zum erstenmal in der Gotik als dem nordischen Stil kat' exochen zutage, nicht so sehr in den berühmten Werken des 13. Jahrhunderts, die in Frankreich aufs stärkste, in Deutschland zwar weniger aber immer noch deutlich genug von antikem Geiste berührt sind, als in den Werken des 14. und 15. Jahrhunderts. Mit dem Beginn des ersteren setzt jene mittelalterliche mystisch-asketische Form der Lebensanschauung ein, die zunächst zu einer so einseitigen Vorherrschaft des Geistes und solcher Verachtung des Fleisches führt, wie wir sie aus den erschütternden aber freilich auch formlosen Kruzifixen und Vesperbildern aus dem Beginn dieses Jahrhunderts kennen. Dann folgt nochmals eine kurze Periode höfischer Kultur, die sich als anmutige Mischung Seuse'scher, weiblich gefärbter Mystik und weltlichen Schönheitsbedürfnisses präsentiert. Endlich übernehmen die geistige Führung die Städte, in denen gleichzeitig die Zünfte vielfach den Patriziern die Herrschaft entreißen. So kommt die um die Mitte des 15. Jahrhunderts einsetzende späteſt-gotische Kunst mit ihrem zunftmäßigen kleinbürgerlichen Charakter, aber auch der handwerklichen Vollendung zustande.

Zugleich aber ist unser Jahrhundert das der erwachenden Individualität, das heißt, der einzelne fängt an, selbständig zu beobachten und kritisch der Tradition gegenüber zu treten. Das gab auch der Kunst die naturalistische Wendung. Zum Teil aus der gleichen Wurzel entspringen die religiösen Wirren, die rasch das ganze Volk in die geistige Erregung hereinzogen, zumal die gleichzeitige Erfindung des Buchdrucks und des Holzschnitts die neuen Gedanken überallhin verbreitete. — Endlich kam hinzu, daß der gotische Stil nach drei Jahrhunderte langer Herrschaft wie alle Spätstile aus rein formalen Gründen zu immer bewegteren, aufgelösten, kurz zu malerischen Formen drängte. In dieser Beziehung ist die Spätgotik eine Vorwegnahme des Barock, weshalb man jetzt auch von einem spätgotischen Barock zu sprechen sich gewöhnt hat. Auch in der Neigung zum Zierlichen, hier und da sogar Gezierten gleicht sie diesem.

Alle diese Elemente wirkten bei der Entstehung der spätgotischen Kunst zusammen, die so zum Gegensatz des Phidiasisch-Raffaelischen Ideals werden mußte.

Die Grundstimmung aber blieb — wenigstens in Deutschland, das hierdurch eine Sonderstellung der übrigen Welt gegenüber einnimmt — bis zuletzt, d. h. noch wesentlich über die Jahrhundertwende hinaus bei aller naturalistischen Schärfe der Beobachtung jenseitig-transzendental, entsprechend der tief religiösen Anlage des deutschen Volkes, und gerade dies ist es, was namentlich den Gipfelleistungen der bis zur Zeit Dürers hinführenden Plastik ihren einzigartigen Wert verleiht; aber freilich, ihre Werke gleichen den herbstschweren Blüten glühender Chrysanthemen, die den kommenden Winter verkünden; denn sie bilden den Schlußgesang einer großen, nun vor ihrem nahen Ende stehenden Kulturperiode der europäischen Menschheit.

In dem Werke des Künstlers freilich, der uns heute beschäftigen soll, sehen wir die Ansätze einer neuen Entwicklungsstufe.

*

Etwa anderthalb Jahrzehnte sind es her, daß in den Monatsheften für Kunstwissenschaft ein Aufsatz aus der Feder des Heilbronner Historikers Moriz von Rauch erschien, der uns mit dem vollen Namen des Künstlers bekannt machte, dem diese Zeilen gewidmet sind, dessen Hauptwerk, der ehemalige Hochaltar der Kiliankirche in Heilbronn, das Datum 1498 trägt. Dem gleichen Forscher ist es kürzlich gelungen, Heidelberg als Geburtsstätte unseres Künstlers mindestens einigermaßen wahrscheinlich zu machen. Dieser Nachweis ist von größerer Bedeutung, als man zunächst vermuten sollte, da das Werk des Hans Seyfer nicht recht in die Weichheit und Friedsamkeit der schwäbischen Kunst sich einfügen will.

Soviel man sich übrigens in der letzten Zeit mit Hans Seyfer beschäftigt hat, so wenig war die Kenntnis seiner Kunst selbst in Fachkreisen noch vor einem bis anderthalb Jahrzehnten verbreitet. Erlebte ich doch damals mehrmals, daß meine Aufnahmen der Predella-Gruppen des Heilbronner Altars selbst hochangesehene Fachmänner in Verlegenheit setzten, weil sie nicht wußten, wo sie hingehörten, und noch kürzlich mußte sich Wilhelm Pinder in seinem wunder-

vollen Werk über die Plastik des 15. Jahrhunderts mit zwei ganz ungenügenden Aufnahmen aus unserem Altar begnügen; ja selbst unter den fünfzehn prächtigen Abbildungen, die Julius Baum kürzlich in seiner „Niederschwäbischen Plastik“ dem Meister widmete, fehlen noch die Kirchenväter der Predella und eine Anzahl der köstlichen Plastiken aus dem Gespreng, die daher hier zum erstenmal zur Veröffentlichung kommen.



Abb. 2. Madonna des Kiliansaltars zu Heilbronn

Bei Beurteilung unserer Aufnahmen dürfen wir übrigens nicht vergessen, daß der Altar, angeblich zum Schutz gegen Wurmfraß, abscheulich dick und plump mit Ölfarbe überstrichen wurde. Selbst auf den Photographien kann man leicht erkennen, wie die dick aufgetragene Farbenkruste erbarmungslos die Feinheiten der Arbeit des Schnitzmessers verdeckt; anderseits kommt vielleicht so die plastische Einheit der Form für unser modernes Auge wenigstens auf der Photographie deutlicher zur Erscheinung, als wenn das Werk noch in der alten Farben- und Goldpracht etwa des Blaubeuerner Hochaltars erstrahlte.

In den Altären aus den letzten Jahrzehnten der mittelalterlichen Kirche, wie sie namentlich die oberdeutsche Kunst ausgebildet hat, fand der himmelstürmende Bewegungsdrang des gotischen Stils, sowie seine Neigung, Architektur, Plastik und Malerei in den Dienst eines Gesamtkunstwerkes zu stellen, noch einmal letzte glänzende Versinnlichung; nachdem zwei Jahrhunderte früher die Gotik den Boden von ganz Westeuropa einschließlich Englands mit einem Wald figurenüberzogener und in der Farbenglut ihrer Glasfenster erstrahlender Kathedralen bedeckt hatte. Zugleich eröffnet uns die alles übersteigende, meist auf frommen Stiftungen beruhende Massenproduktion im letzten Menschenalter vor der Reformation einen Blick in die krankhaft überreizte Religiosität dieser aufgeregten, denkwürdigen Zeit. Wie der Kiliansaltar, so sind fast alle jene Riesenwerke — wie beispielsweise der Krakauer Altar des Veit Stoß, der Pacher-Altar in St. Wolfgang, oder der Breisacher Hochaltar — in diesem kurzen Zeitraum entstanden. Selbst in den winzigsten Dorfkirchlein hat man so großartige, den kleinen Chorraum fast sprengende Werke wie den Kefermarkter Altar usw. entdeckt; die großen Kirchen aber besaßen vor der Bilderstürmerei 20 bis 30 Altäre; dazu kamen die Ölberg- und Golgathaszenen, die fast nirgend fehlten. Und selbst die schwindelnde Höhe gotischer Kirchenarchitektur reichte oft für unsere Künstler nicht aus, so daß die oberste Spitze der Altäre zuweilen

noch umgebogen mit den Gewölberippen bis zum höchsten Scheitelpunkt des Raumes hinaufeilt. Der Heilbronner Altar steigt bis zu einer Höhe von 13 Metern empor, und mißt bei geöffneten Flügeln siebeneinhalb Meter in der Breite. Die Hauptfiguren haben etwas über Lebensgröße. Wie unsere Gesamtansicht zeigt (Abb. 1), steht nach schwäbischer Sitte jede Gestalt auf einem



Abb. 3. Der heilige Laurenzius vom Kiliansaltar zu Heilbronn

Postament in besonderer Nische; die Anordnung im einzelnen zeugt von großem Feinsinn; ist doch die Madonna, obwohl an Gestalt nicht größer als die übrigen Figuren, nur durch das höhere Postament und eine größere Nische für das Auge eindrucksvoll aus ihrer Begleiterschaft herausgehoben; alle anderen Figuren treten dagegen zurück. Die Sockel der beiden äußersten sind nochmals niedriger als die ihrer Nachbarn, so daß sich die obere Begrenzungslinie des Kapellenkranzes in sanfter Bogenform nach den Seiten hin senkt. In diesem reichen Schnitzwerk stehen noch mancherlei kleine, zum Teil sehr reizvolle Figürchen. (Abb. 8 u. 10.)

Das Mittelstück, der Schrein, führt seinen Namen daher, daß es an gewöhnlichen Tagen wie ein Juwelenschrein oder -schrank durch „Flügel" oder Flügeltüren verschlossen ist und nur an Sonn- und Feiertagen geöffnet wird. Die Flügel tragen an der Außenseite meist Gemälde. Die Innenseiten schmücken in der Regel Reliefs, in späterer Zeit auch Gemälde. Der Schrein steht auf dem Sarg oder der Predella, die meist Halbfiguren enthält, und ist gekrönt von dem Gespreng oder dem Aufsatz, dessen Fialenwerk nochmals von Figuren — in der Mitte meist einer Kreuzigungsgruppe oder Marienkrönung — belebt wird.

Nicht nur durch ihre Stellung und die Hervorhebung mittels der größeren Nische und des höheren Postaments, auch in künstlerischer Hinsicht bildet die auf dem Halbmond stehende, als Himmelskönigin charakterisierte Madonna mit dem Kind den Höhepunkt des Altars, wenn schon an geistiger und seelischer Kraft die kleinen Predella-Figuren ihr sicher nicht nachstehen. Majestätisch ist die Gesamterscheinung, königlich das Haupt, in dem sich „vergegenwärtigende Nähe" mit schönstem Adel der Form vereinigt! Kein größerer Gegensatz ist denkbar, als diese fest im Irdischen gründende Gestalt und die unwirklichen, fleischlosen, jenseitigen Gebilde eines Riemenschneider mit ihren überlangen, schmächtigen Fingern, Mündchen und Näschen, und doch sind beide Meister früher öfters miteinander zusammengeworfen worden. (Abb. 2.)

Mit einem stillen Ernst und mit einer gewissen Feierlichkeit, zugleich voll durchaus selbstbewußter Würde, die sowohl im Antlitz wie in der stolzen Haltung sich kundgibt, hebt die Madonna mit der prachtvoll durchgefühlten Linken das Händchen des Jesusknaben, damit dieser die Gemeinde der Gläubigen segne. Dem Knaben fehlt nun freilich noch wie allen nordischen Kindern seiner Zeit die engelhafte Grazie und Gesundheit der italienischen Bambini; in dem etwas ältlichen Köpfchen spiegelt sich eben noch die asketische Auffassung von dem nur zum Leid geborenen Erlöser. Aber dennoch gewinnt er sofort auch unsere Sympathie durch den schelmischen Zug und die glücklich erfaßte Lebhaftigkeit, mit der er auf die



Abb. 4. Kopf des heiligen Stephanus vom Kiliansaltar zu Heilbronn

Gemeinde herabblickt und sich anschickt, seine erste Amtshandlung zu vollziehen; hier ist wieder durchaus eigene Beobachtung und ein frischer Griff ins unmittelbare Leben.

Unter den vier Begleitfiguren des Schreins scheinen mir die jugendlichen Gestalten des Laurenzius (Abb. 3) und Stephanus (Abb. 4) ganz besonders zu näherer Betrachtung einzuladen. Wenn schon anscheinend beide nach demselben Modell gearbeitet sind, stehen sie doch durch den Ausdruck der Köpfe wieder in stärkstem Gegensatz. Laurenzius hält in der Rechten den abgebrochenen Stiel seines Attributes, des Rostes, der leider fälschlich durch einen Palmwedel ergänzt wurde. In dem lebensvollen jugendlichen Antlitz, das fast porträtmäßigen Charakter trägt — trotz der für den Meister charakteristischen geschweiften Mundbildung — waltet der Ausdruck religiöser Schwärmerei nicht ohne Beimengung eines strengen Zuges, um nicht zu sagen, eines fanatischen Glaubenseifers, der namentlich in den festgeschlossenen, stark geschürzten Lippen und den leicht zusammengezogenen Brauen sich äußert. Bei Stephanus — charakterisiert durch die drei Steine auf dem Buch — finden wir dieselben Gesichtszüge, aber alles Strenge und Herbe im Ausdruck des Laurenzius ist ins Milde und Weiche umgebogen. Die Lippen sind nicht mehr schmal und aufeinander gepreßt, sondern von einer sinnlichen Fülle, fast lächelnd. Die Betonung des Kiefers fehlt, der Blick ist träumerisch in das Weite gerichtet. (Die Aufnahme gibt den Laurenzius leider etwas verwaschen wieder, das gleiche gilt von der Erbärmdegruppe.)

Auch in der Mittelgruppe der Predella, jenem unvergleichlichen „Erbärmde"-Bild, einem Juwel unserer alten Kunst — tritt uns der Meister noch als durchaus mittelalterlicher Mensch und Künstler in Form und Fühlen entgegen (Abb. 5). Die seelische Stimmung ist noch ganz die schmerzvoll elegische vom Ende des deutschen 15. Jahrhunderts Nur aus der tiefreligiösen Seele eines deutschen Spätgotikers konnte dieses Werk geboren werden. Mit höchster künstlerischer Weisheit wußte der Meister schon durch die großartige Geschlossenheit der Gruppe das enge Beieinandersein und die seelenhafte Verbundenheit der drei Personen zu versinnlichen. Technisch hat er dies dadurch erreicht, daß er Maria und Johannes ein wenig zurückschob, wodurch er die drei Körper zu einer formalen Einheit zusammenschloß und die Köpfe möglichst nahe aneinander brachte, während zugleich die Stützung der Arme und Hände Christi durch die Begleitfiguren diese Einheit noch innerhalb der Silhouette — auch rein optisch — weiter zu steigern weiß. Dabei ist die Bewegung, mit der Maria die Hand des Sohnes zum Munde führt — oder ist sie nur in den Anblick des Wundenmals versunken? — samt der Neigung des von gehaltenem Schmerz erfüllten und bei aller Lebensnähe dennoch edel stilisierten Antlitzes gleich köstlich durch formale wie seelische Schönheit. Christus aber erscheint als die Verkörperung der Reinheit und Sanftmut, der schon deshalb dem aus Neid geborenen Haß einer von Haus aus schlechten Welt zum Opfer fallen mußte, während in dem Antlitz seines Lieblingsjüngers sich jugendlich-schwärmerische Inbrunst und Zuneigung malt.

Diese dreifigurige Mittelgruppe wird — eine feine künstlerische Berechnung — beiderseits von den Büsten je zweier Halbfiguren in den seitlichen Nischen eingerahmt. Zugleich verwandelt sich der müde Elegiker einer sterbenden Welt hier plötz-

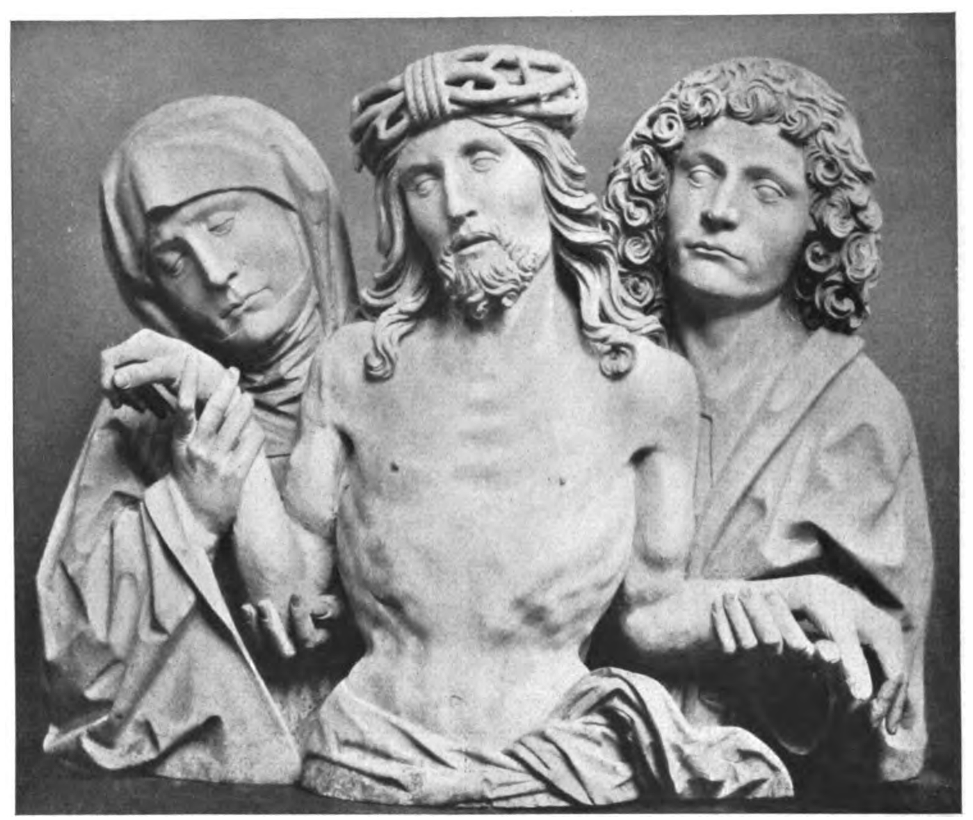


Abb. 5. Die Beweinung. Mittelstück der Predella des Kiliansaltars

lich in einen Dramatiker von Shakespeare'scher Kraft.

Beide Gruppen sind von höchster Geistigkeit: Die Kirchenväter, je zwei und zwei einander gegenübergestellt, sind offenbar mit ganzer Seele in einen Disput über die richtige Auslegung wichtiger Schriftstellen vertieft. In dem Antlitz des durch die dreifache Krone als Papst gekennzeichneten Gregor (Abb. 6) ringen Klugheit und Willensstärke um den Sieg: Das gedankenschwere Haupt mit den energisch zusammengepreßten und dennoch reich bewegten Lippen in die Faust gestützt, hat er mit gespannter Aufmerksamkeit den Worten seines Gegenübers gelauscht und steht im Begriff, ihm zu erwidern.

In der Gruppe rechts (Abb. 7) hat offenbar Ambrosius, der Lehrer des Augustin und deshalb als der ältere gekennzeichnet, seinem Nachbar eben ein wichtiges Argument vorgelegt, das er dem Buch in seiner Hand entnahm. Nun klappt er dieses zu, wobei in seinen Zügen zu lesen ist, daß er das Vorgetragene nochmals prüfend überdenkt. Augustin aber ist gerade beim Aufsuchen einer Schriftstelle von seinem Nachbar unterbrochen worden, dem er jetzt fragend die weitgeöffneten Augen zuwendet, während er mechanisch die Blätter des Buches hält, um die Seite nicht zu verlieren. Die vorgeschobenen Lippen verstärken noch den prüfenden und fragenden Ausdruck des herrlichen jugendlichen Denkerkopfes, der auch aus anderen Gründen unsere Aufmerksamkeit verdient.

Noch der Hieronymus, der Widerpart Gregors, ist, wie auch die Figuren der Pietà, eine ganz mittelalterliche Gestalt, asketisch und — charakteristisch für die zweite Hälfte des Jahrhunderts — von kleinbürgerlichem Aussehen; ja selbst in dem Ambrosius tritt noch der Körper zugunsten des Geistes entschieden zurück, aber in dem Herrscherkopf des Gregor wird plötzlich die ganze italienische Frührenaissance lebendig — nicht in dem Sinne irgendwelcher künstlerischen Anlehnung, aber in dem neuen Geist, der hier gewaltig und fast brutal gegen die jahrhundertelange Knechtung des Fleisches sich durchsetzt. Noch sind die Züge etwas bäurisch-derb, genau wie bei vielen der berühmten italienischen Quattrocentobüsten. Doch fehlt dem Kopf nicht der spezifisch deutsche Zug: nichts von der Tücke und Raubgier machiavellistischer Helden wohnt in den scharfgemeißelten Zügen dieser Kraftnatur, deutlich erkennbar ist vielmehr ein

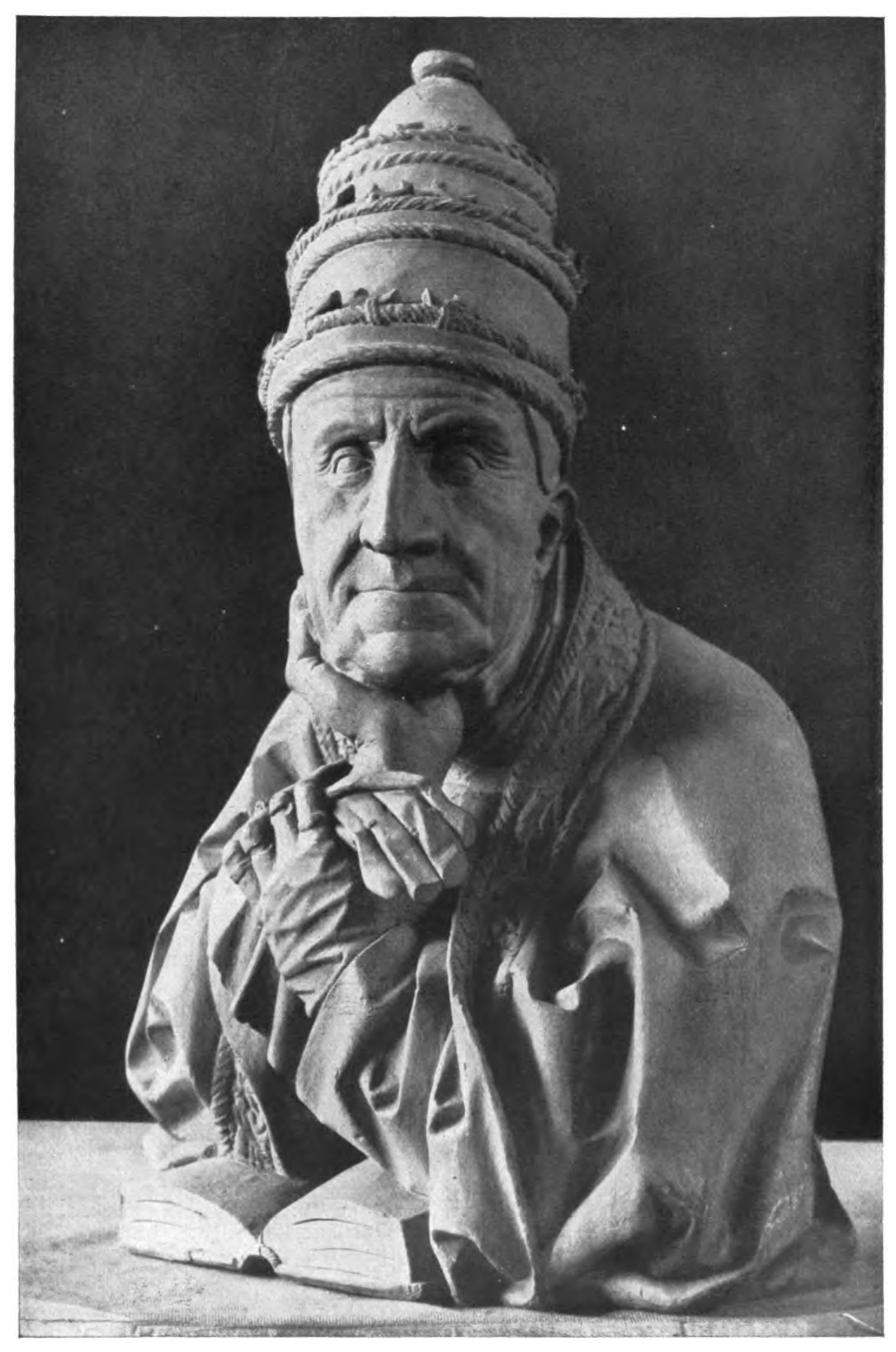


Abb. 6. Gregor (aus der Predella des Kiliansaltars)



Abb. 7. Der heilige Ambrosius und der heilige Augustin vom Kiliansaltar zu Heilbronn

Zusatz deutscher Gutmütigkeit, die uns vertrauend ihm gegenübertreten läßt.

Im Augustinus endlich ist die volle Freiheit des Künstlers über den Stoff errungen, ohne daß die Frische der Auffassung irgendwie gelitten hat, ohne daß der scharfe Naheblick durch verallgemeinerndes Fernsehen ersetzt wurde (Abb. 7, rechts). Das sind die kurzen glücklichen Momente der Kunst, in denen Form und Inhalt gleichberechtigt und ohne sich gegenseitig Abbruch zu tun in dem allseitig vollendeten Kunstwerk zu Worte kommen. In diesem jugendlichen Kirchenvater lebt schon etwas von dem Geist jener Zeit, dem wenige Jahre später Ulrich von Hutten in den bekannten Worten Ausdruck verlieh: „Es ist eine Lust zu leben.“ — —

Den alten Meistern war es eigen, daß sie nicht selten aus Ehrfurcht vor dem Stoff ihre volle Kraft auch da einsetzten, wo hohe oder dunkle Aufstellung die nähere Betrachtung ausschlossen. Von dem Gekreuzigten mit dem robusten renaissancemäßigen Körper des Heilbronner Altars gilt dies freilich weniger. Was die Magdalena am Fuße des Kreuzes anlangt, so sei hier bemerkt, daß deren theatralische Geste nur durch eine der so häufigen Verschiebungen und falschen Aufstellungen bedingt ist, die im Laufe der Jahrhunderte an den Kunstwerken zustande kamen — und nur selten von den Photographen erkannt werden. Sie hatte natürlich — wie in vielen ähnlichen Fällen — ursprünglich das Kreuz mit der Rechten umklammert, statt sie jetzt pathetisch in die Luft zu strecken. Nur Schularbeit von geringer Bedeutung ist der Gekreuzigte im Aufsatz nebst der Maria Magdalena. Um so eindrucksvoller aber ist die Gruppe der Maria und des Johannes unter dem Kreuz; letzterer (Abb. 9) ein Abbild vollster Verzweiflung in Haltung, Geste und Gesichtsausdruck — immer noch ein Enkel des berühmten Naumburger Ahnen — aber er verliert dabei nicht, wie so oft in der Spätgotik, ja wie schon ein wenig der genannte Vorfahre irgendwie an seelischer Würde oder auch nur an jugendlicher Anmut. Und von welcher künstlerischen Frische sind die kecken Kerlchen der beiden Heiligenfigürchen, die seitlich rechts und links im Aufsatz unter kapellenartigen Nischen stehen (Abb. 10).

Offensichtlich von ganz anderer Hand, wohl von einem selbständigen Werkstattgenossen, stammen die vier Flügel, mit ihrer inhaltlich bedeutungsvollen Anordnung: Oben Geburt und Auferstehung Christi, unten Ausgießung des Heiligen Geistes und Tod Mariä. Mindestens die beiden ersten ganz in jenem rein naturalistischen genre-



Abb. 8. Kopf eines Heiligen vom Altarschrein



Abb. 9. Kopf des Johannes vom Aufsatz des Kiliansaltars

mäßigen — kleinbürgerlichen Stil gehalten, der, von den Niederlanden herkommend, im letzten Drittel des Jahrhunderts sich bekanntlich der deutschen Malerei und häufig auch des Reliefstils, nur selten aber — glücklicherweise — der eigentlichen Vollfigur bemächtigte. Die anmutige, bürgerlich-frauliche Erscheinung Mariä, eine gewisse scheue Ehrfurcht bei Joseph, die niedlichen Engel, die humoristischen Beigaben bei der Zuschauergruppe — im Verein mit der trefflich geschlossenen Komposition machen aus dem Ganzen jedenfalls ein Genrebild von liebenswürdiger und wohltuend intimer Wirkung. Über das Hüttchen sei noch eine Bemerkung gestattet, es ist natürlich wie auf fast allen Bildern vor dem Bekanntwerden der wissenschaftlichen Perspektive in Größe und Verkürzung unmöglich; aber gerade dadurch, daß die Alten, noch unbeirrt von rationalistischer Auffassung der Natur, diese nebensächlichen Dinge in beliebigem Maßstabe als andeutende Kulisse behandeln konnten, erreichen sie es, den Hauptgestalten auch bei kleinem Bildformat eine ausdrucksvolle Größe geben zu können und trotz allem Detailreichtum das Nebensächliche auch optisch als solches zu charakterisieren.

Die beiden unteren Flügel scheiden sich nochmals von dem oberen durch. Stil und Auffassung, man wird hier viel weniger an die Niederländer erinnert. Die Arbeit ist weit derber, dafür entschädigt sie durch einige fast visionäre Köpfe namentlich auf dem Pfingstfest.

★

Noch ein zweites bedeutendes Werk muß Heilbronn besessen haben. Beim Abbruch eines Hauses im Jahre 1908 wurde aus dem Zement, in den er verbaut war, ein Christuskopf gefunden, der nach den Worten seines ersten Beschreibers „zu den ergreifendsten und formal ausgereiftesten Skulpturen der deutschen Spätgotik gehört", was wohl jedem ein einziger Blick auf die Abbildung (Abb. 12) bestätigt. Man beachte namentlich wieder die klare und strenge Stilisierung neben der gewaltig erschütternden Tiefe des Ausdrucks; das Material ist hier grauer Sandstein. Die Löcher in der Krone rühren von den ausgefallenen Dornen her, die öfters in Metall eingesetzt wurden.

Unser Fragment gehört jedenfalls zu einem Calvarienberg, den wir uns ähnlich wie die große Stuttgarter Kreuzigungsgruppe von 1501 vorstellen mögen; auch die Entstehungszeit dürfte die gleiche sein. In Stuttgart hat die Christusfigur weit über Lebensgröße, nämlich ein Gesamtmaß von zweieinhalb Meter. Das Werk stand jahrhundertelang draußen am Chor der Leonhardskirche, wurde aber dann zum Schutz gegen weitere Verwitterung vor einigen Jahren



Abb. 10. Ausschnitt mit einem Heiligenfigurchen aus dem Altaraufsatz

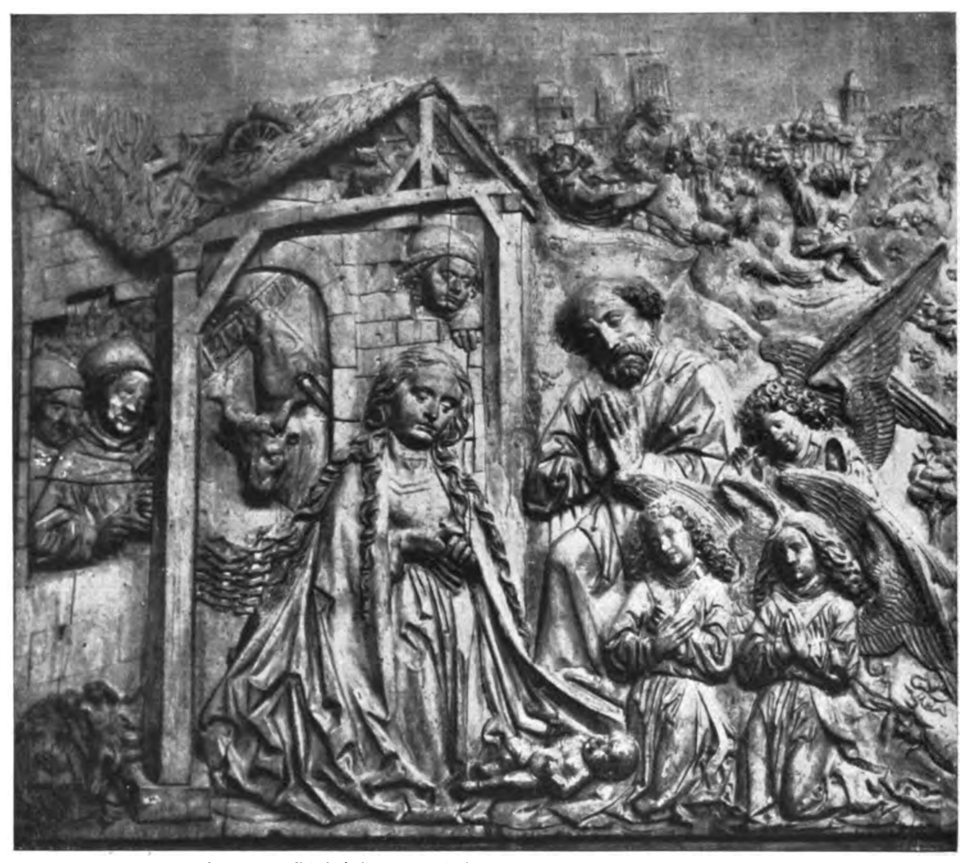


Abb. 11. Christi Geburt. Heilbronn, Kiliansaltar, Flügelrelief

in die Spitalkirche gebracht. — Wenn wir oben versuchten, an dem Heilbronner Altar eine Entwicklung des Meisters vom Spätgotiker zum Renaissancekünstler aufzuzeigen, so bietet die Stuttgarter Kreuzigung und, wie wir gleich hinzufügen wollen, auch der traurige Rest des noch späteren Speierer Ölbergs für diese Auffassung einige Schwierigkeiten, denn ein weiteres Fortschreiten in der angedeuteten Richtung ist hier jedenfalls nicht zu bemerken. Die Gewandung ist in Stuttgart sogar noch „spätgotischer", noch krauser und unruhiger; anderseits verrät die stolze Haltung der Maria wiederum die Nähe der neuen Zeit. Unter allen Umständen bleibt die Tatsache, daß unser Meister, gleichsam mit einem Janus-Antlitz an der Scheide zweier Kunstauffassungen stehend, uns in jeder von beiden Meisterwerke höchsten Ranges hinterlassen hat.

Der Christus speziell hat wieder die überlange Proportion, die Magerkeit und die eingeschnürte Taille der Gotik; auch flattert das Lendentuch aufgeregt im Winde, übrigens ganz in der Art, wie wir es auch noch an dem neuerdings umstrittenen kleinen Dürerbildchen der Dresdner Galerie beobachten. Dieser Christus mit den unendlich schmerzlichen und dennoch zugleich friedvollen Zügen gehört zu jenen, in der Welt einzig dastehenden Schöpfungen, wie sie nur ein Volk hervorbringen konnte, das mit der Hartnäckigkeit der Deutschen zwei Jahrhunderte, vom Beginn der franziskanischen Bewegung und der deutschen Mystik bis herab zu Luther, sich in das Mysterium vom Opfertod des Erlösers versenkte. In dieser langen Reihe von Schöpfungen, die mit dem Baden-Badener Kruzifixus des Gerhard von Leyden beginnt, hat die deutsche Kunst ihr Bestes, von allem fremden Einfluß Unberührtes gegeben, dem keine der übrigen Nationen etwas von gleicher Kraft und Tiefe der Empfindung entgegenzustellen wußte. Und wie wäre dies auch möglich gewesen: Gaben doch zu gleicher Zeit, als der durch Kasteiungen und Glaubenskämpfe abgezehrte Wittenberger Mönch sich einer ausgelebten Welt entgegenwarf, in Rom der üppige Renaissancehof Leo X., in Frankreich der gelehrige Schüler jener frivolen Welt, Franz I. und seine dichtende, mehr wie freie Schwester den Ton an, und malte Raffael

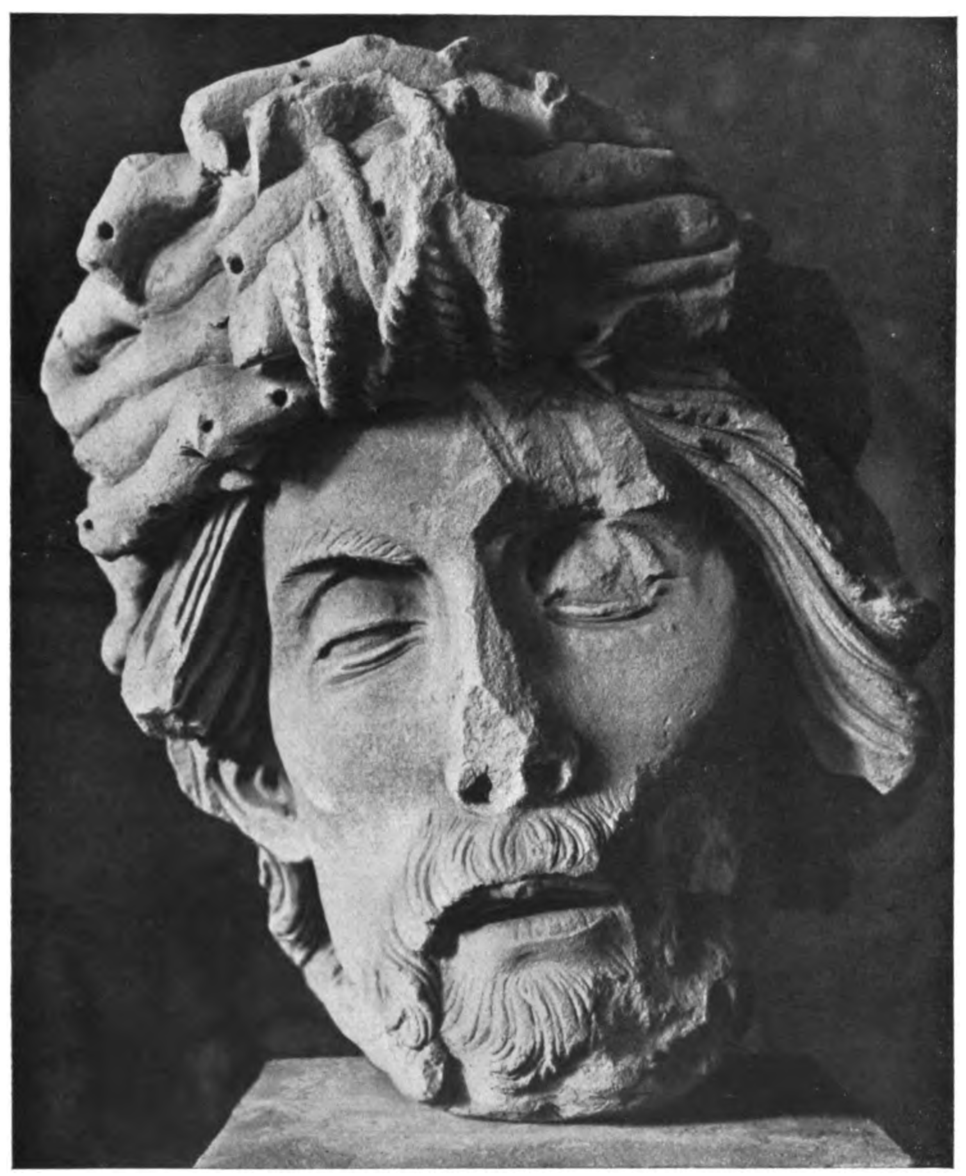


Abb. 12. Kopf Christi. Heilbronn, Museum

den Empfangssaal des Papstes mit der „Schule von Athen" und ihrem prächtigen Gegenstück, der „Versammlung philosophierender Kirchengelehrter", dem Parnaß, der „Poesie" und anderen schönen Dingen aus, während Michelangelo die sixtinische Kapelle mit seinem heidnischen Weltgericht schmückte. In Deutschland aber versenkte sich Dürer immer wieder in die Passion seines Heilands und setzte Matthias Grünewald, der letzte der Gotiker mit dem furchtbaren Aufschrei des gequälten Herzens, den Schlußstein auf die mittelalterliche Kunst!

Nur wenige Worte seien noch dem einst berühmtesten Werk des Meisters, dem Speierer Ölberg gewidmet, der die Mitte des Kreuzganghofes am Dom schmückte und 1506 begonnen, erst nach dem Tode des Meisters 1511 ganz vollendet wurde. Leider ist von ihm so gut wie nichts erhalten. Die Abgesandten des „Allerchristlichen Königs", die ja auch die Kaisergräber in der schmählichsten Weise schändeten und, glücklicherweise vergeblich, den ganzen Dom zu sprengen suchten, schlugen allen Figuren Köpfe, Hände und Füße ab. Wie das Ganze un=

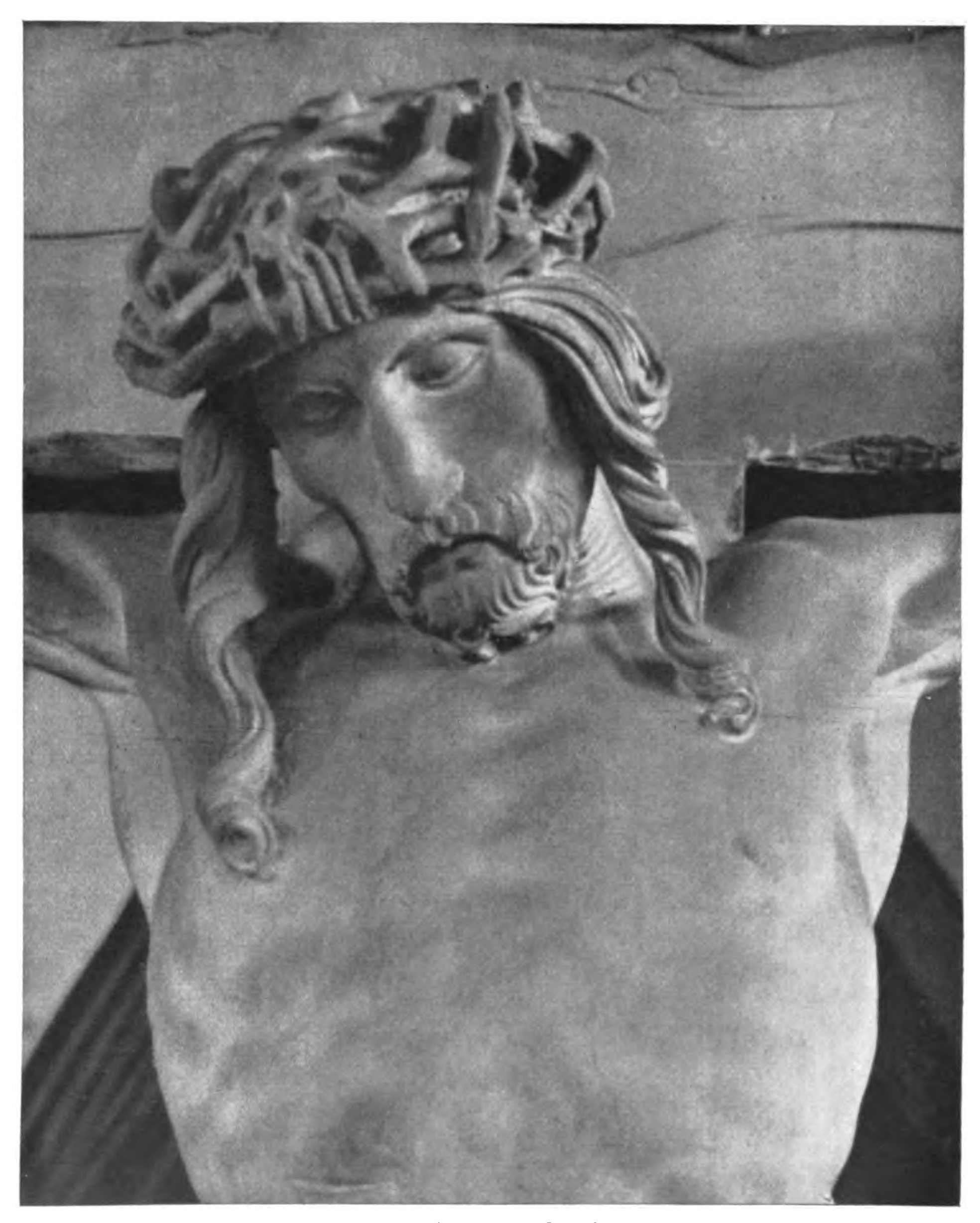
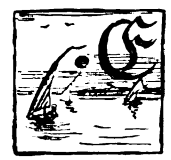


Abb. 13. Christus aus der Stuttgarter Kreuzigungsgruppe von 1501

gefähr ausgesehen hat, zeigt eine kurz vor der Zerstörung, freilich mit dem Unverständnis der Barockzeit für die Gotik aufgenommene Zeichnung, die wir dem auch sonst lehrreichen, zum erstenmal 1751 erschienenen Werkchen des Konrektors am Speierer Gymnasium, Konrad Lizel, entnehmen. Man sieht oben auf dem sehr ungeschickt gezeichneten Berge Christus auf den Knien, rechts und links die schlafenden Jünger, während die Häscher im langen Zug den Berg hinaufschleichen. Von all dem blieben nur noch die Stümpfe der vier Pfeiler sowie der Steinhaufen des ehemaligen Berges übrig. Auch der Kreuzgang, der damals seinem Schicksal entging, wurde, wie Lizel weiter erzählt, von den Freiheitshelden der „Großen Revolution" 1794 so ruiniert, daß er 1819 abgebrochen werden mußte. Jetzt steht dort eine Art moderner Kopie, die aber keinerlei Ähnlichkeit mit dem alten Werk besitzt.

Die Augen der Göttin Sachmet

Novelle von Wolf Dietmar



Es ist die Stunde vor Sonnenuntergang, die Stunde der Rückkehr der Boote. Auf der großen Terrasse des Winter-Palace-Hotels in Luxor ist die elegante Welt wieder zur Teezeit versammelt. Hellgekleidete Gestalten sitzen an den kleinen Korbtischen. Dazwischen eilen die dienenden Araber umher in ihren weißen, kaftanartigen Gewändern.

Es ist die Stunde der Rückkehr der Boote. Grauweiß schimmert der Nil, lautlos zieht er vorbei. Seine Ränder färben sich schon violett. Drüben an den Wüstenbergen werden die Schatten länger. Die Sonnenscheibe steht blutrot am Horizont des Wüstenmeeres. Blutrot leuchten die lateinischen Segel und spiegeln sich in der Wasserfläche.

Vorn am Kai liegt die große Dahabije des Lords Hatfield. Verträumt schaukelt sie im Abendwind. Niemand an Bord, nur zwei Fellachenboys hocken hinten auf Deck und starren ins Wasser.

Weiter unten legt ein Cookdampfer an. Schwärme von Reisenden strömen an Land, müde und abgespannt oder voll lärmender Begeisterung. Ganz selten kommt einer wie getragen von innerem Erleben noch mit dem Glanz der geschauten Wunder in den Augen. Arvid Holmborg ist einer von diesen. Er schreitet wie im Traum die Stufen hinan, als ob ein Pharaonenpalast oben sich vor ihm auftun sollte. Nun bleibt er stehen, besinnt sich und wartet auf einen sonnenverbrannten, hageren Mann, der mit allerhand seltenen Fundstücken aus dem Boote steigt.

„Sie kommen doch heute abend mit nach Karnak zum Heiligen See, Mister Ballymore? Wir haben Vollmond. Um zehn Uhr wollte ich reiten. Wo treffen wir uns?“

„Heute leider nicht, lieber Arvid. Ich habe noch die halbe Nacht zu arbeiten, an meinem Thutmosis-Artikel. Er muß unbedingt morgen mit dem Zuge nach Kairo.“

„Aber heute nacht gerade, Mister Ballymore! Ich muß die Sachmetstatuen endlich einmal bei Vollmond sehen! Ich muß sie heute sehen!“

„Schon wieder so leidenschaftlich, Arvid? Lassen Sie doch die alten Löwengöttinnen! Leben Sie mit den Lebendigen! Heute ist Kammermusikabend im Hotel. Die kleine Ellen erwartet Sie gewiß dazu. Und vergessen Sie nicht unsere Verabredung für morgen vormittag zu den Königsgräbern mit Lord Hatfield, der Lady und Miß Ellen. Die Esel sind bestellt, halb neun Uhr drüben. Auf Wiedersehen morgen früh!“

„Schade, dann muß ich allein reiten heute nacht! Auf Wiedersehen.“

Kopfschüttelnd und besorgt sieht Ballymore dem jungen Freunde nach.

*

Gelächelt hatte Ballymore einst, als ein Inder ihm prophezeite: „Du wirst einen Sohn haben, aber nicht vom Blute. Dem wird der Stein zum Blut und das Blut zum Geiste.“ Gelächelt hatte er damals über den sinnverwirrenden Spruch, die Worte aber waren ihm haften geblieben.

In einem schlichten Hause von arabischer Bauart führt Ballymore seit langem ein stilles Gelehrtenleben. Von Geburt Ire, war er mit einer englischen Ausgrabungsgesellschaft vor etwa fünfzehn Jahren nach Luxor gekommen. Die Liebe zu den alten Kultstätten hatte ihn dort festgehalten. Mehr und mehr verwuchs er mit dem Lande und seinen Bewohnern. Sitten und Gebräuche waren ihm eigen geworden. Freundschaftlich verkehrte er mit Kopten und Fellachen. Er sah in ihnen lebendige, wiedererstandene Bilder aus der alten Pharaonenzeit. Die Hunderte von oberflächlichen Fremden, die alljährlich nach Luxor kamen, würdigte er kaum eines Blickes. So wurde Ballymore von Jahr zu Jahr einsamer inmitten seiner Sammlungen von alten Steinwaffen und Gräberfunden.

Da trat Arvid in sein Leben, vor einigen Monaten. Ballymore war damals gerade bei den Gräbern der Königinnen tätig. Es war noch früh am Tage. Stille lag über der Landschaft. Die Gräber waren noch nicht durch den Lärm des Fremdenstromes entweiht. Ballymore trat in die Grabkammer des kleinen Prinzen Chamweset, des frühgestorbenen Sohnes Ramses' III. Er wollte zu einer Abhandlung über die altägyptische Malerei noch einmal die vorzüglich erhaltenen Farben der bunten Reliefs untersuchen. Wieder bewegte ihn die tiefe Symbolik, mit der die Ägypter den Todesweg der Seele zur Unterwelt schildern. In diesem Kindergrabe ist die bildliche Darstellung der starr rituellen Gebräuche fast zum zarten Märchen umgewandelt: Der kleine Knabe mit der Königslocke soll den düsteren Pfad zum Beherrscher des Totenreiches leicht und

ohne Bangen gehen. An der Pforte zur Unterwelt übergibt ihn sein Vater, der König, mit liebevoller Gebärde dem hundsköpfigen Totenführer Anubis. Der reicht ihm freundlich die Hand und führt ihn anderen Göttern und Göttinnen zu. Alle schauen gütig. Das drücken die Bilder durch die Farbe aus. Grün ist die Farbe der Freundlichkeit. So sind die Gesichter der gütigen Götter hier grün. Weiter leiten sie ihn sorgsam von Hand zu Hand. Nur der grause Seelenrichter mit dem breiten Schwert berührt ihn nicht. Er wendet sein Gesicht ab und läßt ihn vorbeischreiten. Er fand nichts Böses an dem Knaben.

In Ballymores Versunkenheit dringen aus der inneren Grabkammer vereinzelte Worte: „Sehen Sie nur, Mylord ... Isis ... wie sie den kleinen Prinzen ansieht ... vor dem strengen Osiris wie eine liebe, besorgte Mutter ..." Er horcht auf. Wer weiß um diese Deutung, die nur ihm bisher bekannt war?

In der letzten Grabkammer sieht er einen jungen Menschen im Gespräch mit einem älteren auf das Schlußbild deuten. Woher kannte denn dieser Fremde die traditionswidrige Idee des alten Künstlers, der dem toten Knaben auch vor dem Thron des Osiris alles Grauen nehmen wollte und darum der Isis das liebe Gesicht seiner Mutter, der Königin, gab? Vor kurzem erst hatte Ballymore selbst diese Entdeckung durch Vergleichung mit Abbildungen der Königin gemacht.

Er tritt näher und erkennt in dem Älteren den Lord Hatfield, der ihm einst auf dem Ägyptologen-Kongreß in London nach seinem Vortrage so angeregt entgegenkam. Auch Lord Hatfield erinnert sich der Begegnung.

„Und hören Sie nur, mein lieber Mister Ballymore, welch tiefsinnige Erklärung mein junger Freund Holmborg mir hier eben für diese ungewöhnliche Darstellung der Göttin Isis gibt."

„Ich verstand es aus einzelnen Worten, Mylord, und bin erstaunt. Woher wissen Sie das, Mister Holmborg?"

„So sah ich es; ich empfand, es müßte so sein, Sir."

„Gewiß haben Sie sich schon lange mit ägyptischer Kunst beschäftigt."

„Leider nur wenig daheim in Schweden. Auf Wunsch meines Vaters studierte ich Jura in Stockholm. Aber meine glühendste Sehnsucht war immer Ägypten. Erst vor wenigen Wochen kam ich mit Lord Hatfield hierher."

„Ja, es war nicht leicht, meinem alten Freunde Holmborg seinen Jungen für diese Reise abzuringen."

Seitdem waren sie Freunde geworden, Ballymore und Holmborg, der menschenscheue, fast zum Fellachen gewordene irische Archäologe und der junge blonde Nordländer. Fast täglich ritten sie zu den alten Fundstätten und durchstreiften, von zwei kundigen Arabern begleitet, auch entlegene Gegenden weitab vom Zuge der Masse. Zu den ältesten Hockergräbern führte sie ihr Weg und zu den von Patina schwarz überzogenen Halden der verlassenen paläolithischen Werkstätten. Schauer der Ehrfurcht empfanden beide, wenn sie eine solche Stelle betraten, die deutlich die Spuren menschlicher Arbeit trug und über 20 000 Jahre unberührt gelegen hatte. Abfallstücke, fortgeworfene, mißglückte Steinmesser und Lanzenspitzen lagen im Kreise um einzelne Steinsitze herum. So unmittelbar lebte hier noch das Bild von der Tätigkeit der Steinzeitmenschen, als ob die Arbeiter erst gestern ihre Plätze verlassen hätten. Schweigsam, fast ohne zu atmen, schritten die beiden dann die Stätte ab und wagten kaum, eines der Stücke aufzunehmen.

Mit fast übernatürlicher Intuition fühlte sich Arvid unmittelbar in des Iren tiefsten Pläne und Ideen ein. Es war, als ob dieser nordische Mensch erst hier unter der Tropensonne seiner innersten Bestimmung entgegenwüchse. Oft wurde die Glut, mit der Arvid sich in den Götterkult der alten Ägypter versenkte, so groß, daß dem Alten bange wurde vor der Kraft seiner Phantasie. Fast krankhaft erschien es Ballymore, wenn Arvid Stunden um Stunden über den eigenartigen Kult der löwenköpfigen Göttin Sachmet grübelte, der Liebesgöttin und Kriegsdämonin zugleich. Arvid glaubte, das Lebens- und Todesrätsel in diesem Doppelkult zu finden. In seiner visionären Leidenschaft verwischte sich ihm jeder Zeitunterschied. Die Göttin erschien ihm wie ein lebendes, gegenwärtiges Wesen. „Dem wird der Stein zum Blut ..." Dann schlich manchmal ein Schatten Sorge in Ballymores Herz wie um einen Sohn.

Warum ließ er ihn nur heute allein reiten? —

★

Langsam reitet Arvid im Mondenschein die Straße zur Trümmerstätte von Karnak. Weit dehnt sich der Weg. Gespenstisch weiß leuchten die uralten Steinbilder zu beiden Seiten: Widdersphinxe wie Alleen starr ausgerichtet, unabsehbar, alle in gleichen Abständen, das eine immer wiederkehrende Bild: der ruhende Widder, das Symbol der

Seele, mit der Königsmumie zwischen den Knien. Wieviel Pharaonen zogen einst diesen Weg! Wieviel Königinnen in Sänften! Wieviel Priester! Wieviel Volk in Festzügen! Wieviel Schlachttiere! Wieviel Gefangene zur Opferung! Und Arvid träumt, und er sieht das Gewühl die Straße entlang. Waffen blitzen und goldene Ketten, Wagen und weiße Rosse. Hoch auf dem Tragsessel sitzt der König, auf dem Haupt die Doppelkrone der beiden Ägypten. Zur Seite eilen Läufer. Sklaven schwenken die Wedel ...

Und immer wieder die Widder zu beiden Seiten, ewig gleich seit Jahrtausenden.

Tief in Sinnen reitet Arvid durch den Widderweg, reitet und reitet gerade in die Unendlichkeit hinein. Zeit ist aufgelöst, Raum ist Weg geworden.

Von ferne Hundegebell. Gebell der Schakale antwortet. Ruderschlag vom Nil her. Arabergesang, langgezogen, melancholisch ...

Der Mond liegt silberblank auf einer glatten Fläche. Und Arvid steht an den Wassern des Heiligen Sees. Dort sitzen sie, steinerne Göttinnen, stumm und aufrecht, die Hände auf den Knien, alle gleich ... Sie haben schlanke Mädchenleiber. Auf den schmalen Schultern sitzt ein Löwenhaupt, unerbittlich, schicksalhaft. Alle starren ins Wasser, spiegeln sich im Heiligen See. Lächeln sie?

Er schaut von einer zur anderen. Immer derselbe Blick, grauenvoll, unergründlich. Immer dasselbe grausame Lächeln. Und er fragt: „Ist es wahr, daß ihr des Nachts auf Menschen ausgeht und ihr Blut trinkt?" Sie lächeln und schweigen ...

„Euer Schweigen ist wie fernes Kriegsgedröhn, wie der Ruf zum Sturm, dumpf wie das Fallen todwunder Leiber. Sachmet! Göttin des Krieges, der Gewalt, warum trägst du kein Schwert? Warum trägst du den Schlüssel des Lebens in der Rechten, da du doch Tod bringst? Warum trägst du die Sonnenscheibe des Lebens auf dem Haupt, da du doch Leben zerstörst? Sachmet! Göttin der Liebe auch, warum schaffst du Leben aus deinem ewig jungfräulichen Schoß, wenn du doch grausam es ausrottest? Läßt du Leben werden zum Sterben? Tötest du zum Leben? Rätselhaftes Symbol, mystische Einheit von Liebe und Haß, Zeugung und Vernichtung zugleich. Antworte mir, du Unergründliche!"

Sie lächeln. Sie schweigen. Sie starren ihn an ...

Da weiß er: schon einmal sah er diesen Blick der Löwengöttin, diesen entsetzlichen, kalten Blick, vor Jahrtausenden ... Als Priester fuhr er mit der Göttin über den Heiligen See. Da wollte seine Liebesglut das Steinbild zum Leben erwecken. Starb er damals an ihrem Blick? ...

★

„Aber, Arvid! Sie liegen ja noch im Bett, und Lord Hatfield erwartet Sie seit einer halben Stunde unten beim Frühstück. Die Damen werden gleich fertig zur Überfahrt sein."

Verstört fährt Arvid auf. „Gut, daß Sie kommen, lieber Mister Ballymore! Raubtieraugen lagen über mir, grausam wie der Tod, die ganze Nacht, ich kam nicht wieder los. O, Mister Ballymore, es war so seltsam!"

„Die Göttin hat sich gerächt, mein lieber Junge. Ich hätte Sie gestern nicht allein reiten lassen sollen. Aber nun verscheuchen Sie nur die Nachtgespenster und stehen Sie rasch auf."

★

Leise gleitet das Nilboot über den Silberfluß. Taktmäßig zum Rudern singen die Araber. Noch ist der Morgen kühl. Leuchtend steht die Sonne im Osten.

Von Arvid ist die Schwermut abgefallen. Die Sonne durchglüht ihn, macht ihn froh. Alles ist goldener Tag. Still gibt er sich den äußeren Eindrücken hin. Das über Nilregulierung geführte Gespräch von Lord Hatfield und Mr. Ballymore regt ihn an. Ellen zwitschert wie ein Vögelchen dazwischen mit altklugen Bemerkungen und Fragen. Nur die Lady hat die Augen kaum geöffnet. Apathisch lehnt sie zurück, eine Kälte geht von ihr aus. Die anderen scheinen es nicht zu bemerken. Niemand redet sie an. Alle wissen, sie lebt ihr eigenes Leben, unbewegt von den Gefühlen der anderen.

Arvid grübelt: ‚Was denkt diese merkwürdige Frau? Was fühlt sie? Fühlt sie überhaupt etwas? Schön ist sie ohne Maßen. Ihr Gesicht regelmäßig, fast starr. Die Haut durchsichtig wie Marmor. Das rötliche Haar ringelt sich wie kleine Schlänglein um Schläfen und Nacken. Und die schweren Augenlider, die sich fast nie auftun ...' Doch er weiß, sie hat helle Augen, gelbliche Augen, Augen, die sich nur im Zorn — oder in Liebe öffnen ...

„Donkey! Donkey! Good donkey! Telegraph-donkey! Kitchener-donkey!" schallt es durcheinander aus vielen Araberkehlen in mißtönenden Gutturallauten. Das Boot legt am anderen Ufer an. Das wirre Geschrei der Eseljungen geht weiter, bis sie enttäuscht sehen, daß die Fremden ihre bestellten Esel besteigen und den Weg zu den Königsgräbern nehmen.

Vorn reitet die Lady auf einem weißen Esel. Ihr langer hellblauer Schleier weht im Sonnenlicht. Dann folgen der Lord und Ballymore, noch immer im eifrigen Gespräch, und schließlich Arvid und Ellen. Ellen aber bleibt nicht an seiner Seite. Bald jagt sie zur Mutter, bald stört sie die alten Herren in ihrer Unterhaltung. Arvid ist es recht. So kann er seinen Gedanken nachgehen. Die ägyptische Landschaft macht ihn immer stumm.

Sie reiten zuerst durch das Fruchtland in nördlicher Richtung auf einem festen Damme am Fadilije-Kanal entlang. Rechts der breite Nilstrom mit seinen Sandinseln, und zur Linken zwischen einem grünen Streifen Ackerland und der Kette des Wüstengebirges die Totenstadt Theben mit den ungezählten Gräbern und Tempeln des Totenkults. Weithin als ihre Wahrzeichen ragen einsam die Memnonkolosse, letzte Reste eines großen Amenophistempels.

Und der Tag ist so golden. Alles ist Farbe, Klang, Bewegung. Ganz nahe fliegen smaragdgrüne Honigvögelchen über den Weg. Ungezählte Lerchen steigen aus der blaugrünen Saat auf. Summen und Vogelruf überall. Dicht über dem Wasser der Gräben huschen blauschillernde Eisvögel hin und her. Wie Bronzebilder stehen Männer, fast nackt, an der Böschung des Kanals. Sie ziehen die Hebebäume des Schadufs herunter, füllen die Schöpfeimer, lassen sie wieder hochschnellen und sich in die Rinnen ergießen. Jede Bewegung Rhythmus und Kraft.

Entgegen kommt ein Mann in langem Kaftan, ein Lamm um den Hals gelegt. Ein alttestamentarisches Bild vom guten Hirten. Ein nackter Knirps hält einen Riesenbüffel am Schwanzende und lenkt ihn vor sich her. Das gutmütige Tier folgt dem Willen des winzigen Menschleins. Von fern dringt der langgezogene Ton eines Sakijebrunnens herüber, ohne den eine ägyptische Landschaft kaum denkbar ist. Bald ist das Fellachendorf Kurna erreicht. Wildes Gekläff kündet es an. Auf den Nilschlamm-Mauern sitzen die Hunde, springen herab, beschnüffeln die Fremden, knurren, laufen die senkrechten Mauern wieder hoch, zurück an ihren sicheren Platz. Die Jahrtausende haben hier keine Veränderung gebracht: Mit ihren spitzen Schakalköpfen und ihren Stehohren haben die schwarzen Tiere den gleichen Gesichtsschnitt wie der hundsköpfige Gott Anubis auf den alten Reliefs.

Näher kommt der klagende Ton der Sakije. Unter schattigen Sykomoren liegt der Schöpfbrunnen. Das große Wasserrad mit Schöpfgefäßen aus Nilschlamm dreht sich ganz langsam. Ein Kamel treibt das Göpelwerk. Das Tier geht Schritt für Schritt im Kreise. Auf dem Querbaum sitzt ein kleiner Fellahjunge mit einem Stecken. Die hölzerne Radachse stöhnt und knarrt immer in gleichen Zwischenräumen. Und der Junge singt monoton und traurig, abgestimmt zu den Lauten der Sakije, sein Naturlied.

Die Reiter wenden dem Nil mit seinem Fruchtlande den Rücken und biegen in ein schmales Wüstental. Schluchtartig liegt es vor ihnen, zu beiden Seiten Schutthalden von der Sonne zermürbt, Steine ragen wie gebleichte Schädel daraus hervor. Dahinter schroffe Felswände. Mit jedem Schritt wird der Weg farbloser, öder. Langsamer trotten die Esel im tiefen Sande.

An einer Felswand hält die Lady. Über allen liegt eine Spannung. Das Gespräch ist verstummt. Selbst Ballymore ist verändert.

„Wir sind auf dem Wege des Todes. Hier wurden die Pharaonen zur letzten Ruhe geleitet."

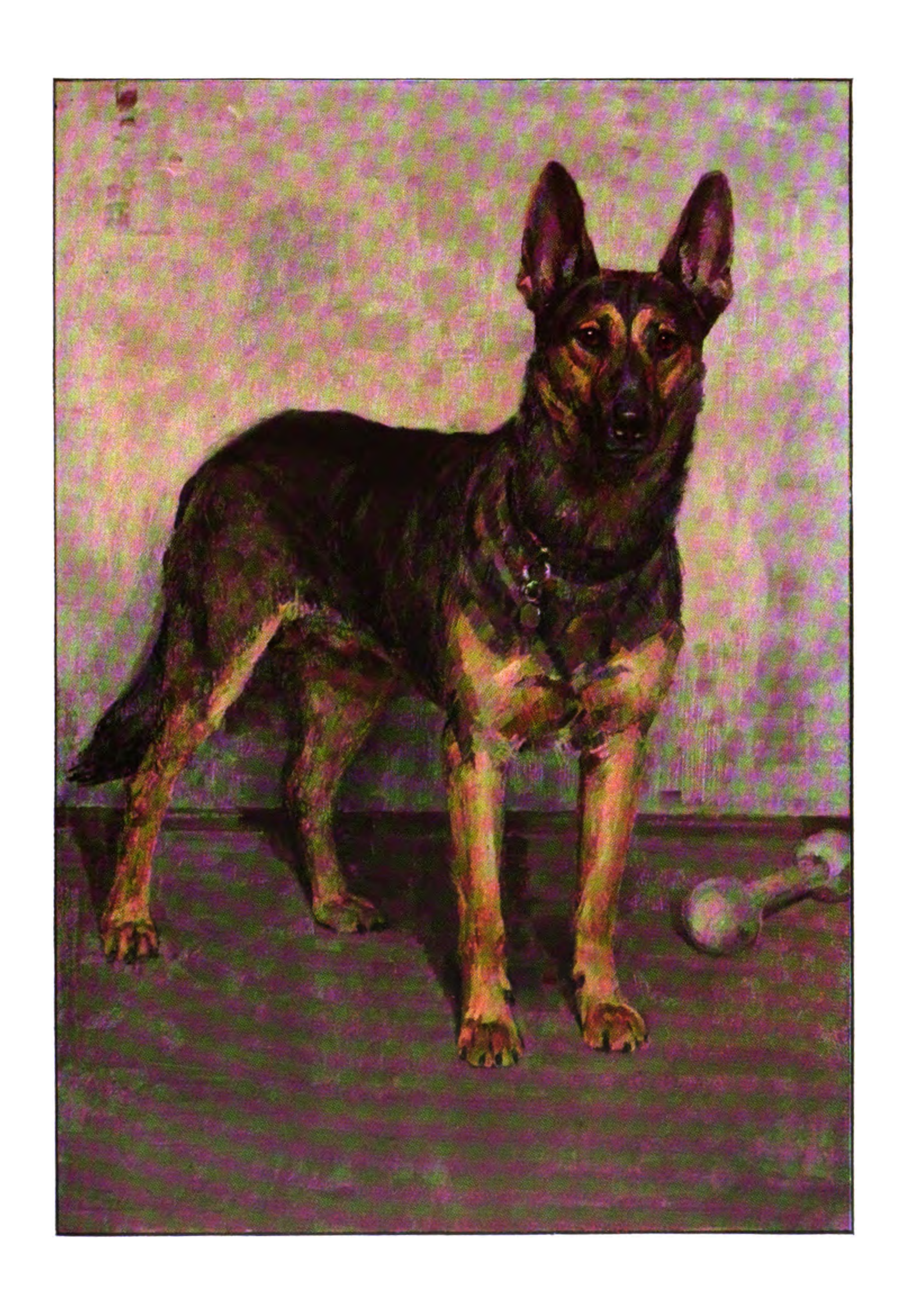
Dann schweigen sie wieder. Und die Sonne steigt höher. Sengender werden ihre Strahlen. Die Schatten schrumpfen zusammen. Sand und Steine werfen die Glut zurück.

Arvid denkt: ‚Daheim kommt die Sonne doch immer als Freund. Hier ist sie Freund und Feind. Sie belebt und kann töten, wie die Sachmet,' denkt er, ‚Schicksal wie sie. Echnaton ließ in Tell Amarna die Sonnenstrahlen mit Händen darstellen, die sollten die Menschen streicheln und ihnen wohltun. Und im großen Amonshymnus heißt es von Amon Re, dem Sonnengott: Du, der seine Arme dem reicht, den er liebt, doch seinen Feind überweist er der Flamme.'

Und das Tal wird enger. Die Felsen schieben sich zusammen. Wilder werden die Abhänge der Schlucht. Alles Leben ist erstorben. Keine Pflanze mehr, kein Vogel. Eine ungeheure Trauer liegt über der Natur. Erhaben die Einsamkeit und furchtbar.

Schweigend reiten sie weiter. Kaum hört man das Trotten der Esel. Immer tiefer schlingt sich der Weg in das Steinmeer hinein, als wollte er kein Ende nehmen.

Endlich öffnen sich zwei Riesenfelsen zum Tor, und vor ihnen liegt ein runder Talkessel, umschlossen von gigantischen Felswänden. Sandsteintrommeln rissig, kerzengerade an den Steilhängen wie abgebrochene Lotossäulen, wie Hüter der Gräber. Sonne und Tod haben sich hier eingefressen



Deutscher Schäferhund. Gemälde von Emil W. Herz

in die Felsen. Und das Gestein strömt Glutwellen wie Todesgedanken seit Jahrtausenden wieder aus. Schwarze Löcher in den Bergwänden ohne Zahl: Grabhöhle an Grabhöhle öffnet ihre düstere Pforte.

Stumm vor Erwartung steigen die fünf schräg in die Felsen hinab den langen Gang zur Grabstätte Sethos' I. Säle, Gänge und wieder Säle tun sich auf, künstlich erleuchtet. Bilder aus dem Totenreiche nach den Aufzeichnungen der Totenbücher rings in bunten Farben: langsam fährt die Sonnenbarke mit dem Sonnengott und dem toten Könige durch die Gewässer der Unterwelt. Der König mit dem dreiteiligen Lendenschurz und der Krone von Ober- und Unterägypten steht vorn auf der Barke. Der Sonnengott ihm gegenüber in riesiger Gestalt hält in gebogenen Armen Zepter und Peitsche, unbeweglich streng in Gebärde und Haltung. Das Boot, von der Schlange behütet, wird von kleinen Göttern gezogen. Anubis, der Seelenführer, Isis, Sachmet und die kuhköpfige Hathor geleiten es, schützen es vor den bösen Dämonen der Tiefe. Weiter geht der Zug. In jeder Nachtstunde wird die Barke von anderen Göttern begleitet. Immer wieder muß sich der König vor neuen Göttern rechtfertigen. Immer wilder wird die Phantasie des Totenbuches, immer düsterer: Schlangen mit Menschenköpfen und Flügeln, zweiköpfige Gottheiten, Geister, die an Stelle des Kopfes die Sonnenscheibe tragen. An der gestirnten Decke die Riesengestalt der Himmelsgöttin. Ihre langen Glieder sind im Viereck um den Himmelsraum geschlungen, der Erdgott stützt ihren Leib. Verdammte schwimmen im unterirdischen Gewässer, schreckliche Dämonen strecken die Köpfe aus der Flut. Eine Göttin trägt die Augäpfel des Horus auf der flachen Hand. Dann die Qualen der Verdammten: In kastenförmigen Öfen werden die Feinde des Sonnengottes verbrannt, feuerspeiende Göttinnen stehen daneben. Zum Schluß die große Gerichtsszene: Der König verantwortet sich vor Osiris und den zweiundvierzig Totenrichtern. Sein Herz wird von Thout durch Gerechtigkeit gewogen. Osiris' Ausdruck wird milder: der König hat die Mysterien erfüllt. Die Götter neigen sich vor ihm, die Gestirne gehen vor ihm auf und unter. Jahre und Tage ziehen an ihm vorüber: der König ist Gott geworden.

Mi. wachsender Begeisterung hat Ballymore die einzelnen Reliefs von Saal zu Saal erklärt. Der Lord und Arvid sind ganz in seinem Bann. Die Lady ist dem Vortrage mit unerwarteter Anteilnahme gefolgt. Sie steht noch vor einem der letzten Bilder im Nebensaal und betrachtet mit fast grausamer Spannung die Enthauptung der Feinde des Osiris durch einen löwenköpfigen Gott. Ellen hat Arvid scheu an der Hand gefaßt.

„Aber warum haben die Ägypter dann noch die Mumie aufbewahrt, mein lieber Ballymore, wenn der Pharao zum Gotte wurde?"

„Damit sein Ka in eben der Form erscheinen kann, die der König während des Lebens auf der Erde trug, Mylord."

„Ja, das leuchtet ein. Dann ist nach Ihrer Meinung der Ka etwa das, was wir heute Astralleib nennen?"

„Nahezu trifft das den Sinn des Ka, wenn auch nicht ganz. Sie kennen doch die Darstellungen, auf denen der Gott den in die Geburt tretenden Menschen aus Ton bildet? Dabei formt er auf der Töpferscheibe stets zwei gleiche Gestalten: die eine ist der sichtbare leibhaftige Mensch, die andere das unsichtbare Parallelwesen, das sich in Gedanken und Träumen offenbart, das ist der Ka. Es gibt noch allerhand andere Theorien, nüchterne und phantastische. Arvid meinte neulich... Arvid!"

Gebannt steht Arvid an der Tür zum Nebenraum, die Augen starr auf einen Punkt gerichtet. Noch immer hält er Ellen an der Hand. Sie zittert.

„Arvid!"

Wie aus tiefem Traume wacht er auf: Ganz deutlich hatte er eine Gestalt gesehen, in ägyptischer Tracht, mit einem Lotosstengel in der Hand. Neben der Lady ging sie wie ihr Doppelgänger. Sie glich ihr in Wuchs und Bewegungen. Auch den herrischen Nacken hatte sie, die schmalen Schultern und die schlanken Glieder. Über dem Gesicht nur lag es wie ein Nebel, er konnte es nicht genau erkennen, aber ein grauser Reiz ging davon aus.

„Der Ka der Lady!" stöhnt er. „Der Ka der Lady — Sachmet!" Und mit weit aufgerissenen Augen taumelt er zurück.

„Arvid, was ist Ihnen? Sie sind krank. Die dumpfe Luft. Die Bilder. Kommen Sie zu sich! Wir wollen zurück."

⋆

Arvid liegt auf Deck der Dahabije. Er fühlt sich müde, der Kopf ist ihm schwer. Ein dumpfes Gefühl von Traurigkeit lastet irgendwo in seinem Innern. Aber er kann es nicht verscheuchen. Kann sich nicht freimachen. Ausgestreckt liegt er und sieht in den blauen Himmel. Langsam kämpft sich die Dahabije stromaufwärts. Langsam wechseln an den Ufern üppige Vegetation und einspringender Wüstensand. Arvid fängt an

über die letzten Tage in Luxor nachzudenken. Sonderbare Erlebnisse waren es doch! Aber die Bilder wollen sich nicht klar zusammenordnen. Nur ein bitterer Schmerz ist zurückgeblieben und das Weh einer großen Trennung von allem, was ihm lieb wurde.

Vorn am Bug sieht er die kleine Ellen. Sie unterhält sich damit, ein Chamäleon auf die Blätter einer Topfpalme zu setzen. Kaum hat sich das Tierchen grün gefärbt, so nimmt sie es wieder auf die graue Erde, um das Wunder der Verfärbung noch einmal zu erleben. Arvid lacht leise vor sich hin. Da kommt sie gelaufen und sieht ihn mit ihren Kinderaugen treuherzig an.

„Nun lachen Sie doch wenigstens wieder, Arvid. Gestern habe ich mich vor Ihnen gefürchtet, wie Sie mich an der Hand hielten und so große Augen machten. Mutter sagte nachher, Sie wären mit den Nerven nicht in Ordnung und müßten nach Kairo ins Sanatorium. Aber Vater und Mister Ballymore und ich haben nicht nachgelassen. Und nun haben wir Sie auf dem Schiffe. Und in Assuan können wir Tennis spielen. Und in alte Gräber gehe ich überhaupt nicht mehr."

„Wie lieb, daß Sie mich mithaben wollten, kleine Ellen." Wie immer wirkt ihr Stimmchen befreiend auf ihn. „Aber wissen Sie auch, daß es für das Tierchen eine Anstrengung ist, wenn Sie es dauernd zwingen, die Farbe zu wechseln?"

„Nein. Aber ich langweilte mich so. Nun will ich es aber nicht mehr tun. Sie sorgen sich um jedes Tierlein! Das habe ich neulich gesehen, als Sie dem Araberjungen die am Füßchen gefesselte Lerche aus der Hand nahmen und fliegen ließen. Vater tut das auch öfter. Mutter nennt das Phantastereien. Sie sagt, in der Natur ist alles Kampf und Vernichtung, und der einzelne kann nichts dagegen tun."

„So? Sagt Ihre Mutter das?" ‚Ihr Ka ist ja auch eine Sachmet,' denkt er.

„Sie haben mir doch neulich eine Geschichte versprochen, Arvid."

„Gut, ich will Ihnen erzählen, was ich kürzlich auf einem alten Papyrus fand: Der König fuhr in seinem goldenen Wagen durch das Land. Seine weißen Rosse trugen Federbüsche und goldenes Zaumzeug. Er ließ sich huldigen, wohin er kam, an jedem Ort und in jedem Gau. Und er kam auf seiner Fahrt nach Memphis, und er rastete in dem Hause seines hohen Beamten Harmin. Der stand in großen Gnaden bei dem Könige, weil er nie einen Fehler am königlichen Hofe begangen hatte. Und bei Sonnenuntergang trat der König heraus. Und das Volk jubelte ihm zu und brachte ihm viele Geschenke. An der Spitze der Leute, die mit Gaben beladen waren, schritt ein wunderschönes Mädchen. Und ihre Gestalt war geschmeidig wie die einer Pantherkatze, ihre Füße aber schritten wie Gazellenfüße. Und der König fand Gefallen an ihr und sprach: ‚Komm und weile bei mir! Verbringe den Tag heut schön bei mir und morgen und übermorgen, drei Tage lang, und sitze mit mir im Schatten der Sykomore. Alles, was ich habe, sei dein, meine Freundin. Du machst mich trunken, ehe ich noch getrunken habe. Komm, meine Arme sind ausgebreitet.' Sie aber sprach: ‚Ich werde tun, was mein Herr sagt. Siehe, er macht mich zum ersten der Mädchen und kränkt nicht mein Herz. Er wird mir erfüllen jeden Wunsch, den ich ihm anvertraue.' — ‚Wünsche, meine Freundin. Wünschest du Silber und Gold? Wünschest du Wohlgerüche aus Punt oder feines Leinen?' — ‚Ich wünsche das Haupt deines Hilfstruppenobersten, bevor die Sonne ganz untergegangen ist.'"

Arvid fühlt Augen auf sich gerichtet, groß, glühend, aber er sieht nicht auf.

„Und der König tat ihr Begehr. Aber einen Tag danach saß sie traurig. Und der König ließ Märchenerzähler und Gaukler kommen. Sie aber blieb traurig. ‚Was willst du von mir; sage, wie ich dich froh mache?' — ‚Ich will das Haupt deines zweiten Offiziers, noch ehe die Sonnenbarke ganz heruntergesunken ist.' Und der König tat, wie sie gewünscht, und seufzte. Und an jedem Abend verlangte sie ein Haupt. Und sie verbrachten allda zehn Tage. Und am elften Tage verlangte sie das Haupt des Harmin. Da floh der König mit seinem Gefolge nach Süden. Und am Ende des ersten Tages der Reise um die Abendzeit da stand sie vor dem königlichen Wagen, und niemand wußte, woher sie gekommen war."

Wieder die Augen, die Arvid verwirren. ‚Die Augen der Göttin?' denkt er und muß aufschauen. Die Lady steht neben Ellen und sieht ihn groß an: „Weiter, Herr Holmborg, erzählen Sie weiter . . ."

„Und der König erschrak und wollte vorüberfahren. Sie aber sprach: ‚Schicke deine Sklaven fort, versehen mit ihren Geräten. Ich will allein mit dir reden.' Die Leute warnten den König: ‚Hüte dich, Pharao, sie ist eine Zauberin.' Der König aber stieg von seinem Wagen und sandte seine Knechte von dannen. Sie lag im Sande vor ihm und streichelte seine Füße. ‚Mein Herz ist traurig um dich. Du erfülltest mir nicht dein Gelübde.' Und der König berührte ihre Stirn und hob sie auf. Da war sein

Herz wieder trunken von ihr, und er sagte: ‚Ich kann von deiner Liebe nicht lassen. Verlange von mir, was du willst.' — ‚Komm mit mir, mein Herr und Fürst, und fürchte dich nicht. Komme herauf, komme ins Nordland, komme allein. Dann soll dein Herz satt werden von Freude.' Da stieg der König mit ihr auf seinen Wagen und fuhr gen Norden. Und ihre Hand lag auf seiner Hand, da er die Zügel hielt. Die Leute aber in der Ferne schauten ihm nach voll Grauen, wie er dahinfuhr. ‚Sie ist eine Göttin. Sie wird ihn betören.' Und als der letzte Sonnenstrahl über die Wüste strich, sprach sie zu ihm: ‚Halte die Rosse an. Wir wollen nun ruhen.' Und der König tat, wie sie gewünscht. Und sie trat in den Sand und sprach: ‚Komm, sieh mich an, die Stunde ist da.' Und wie er auf sie zuschritt und sein Herz in Liebe frohlockte, da stand eine Löwin vor ihm, hoch aufgerichtet, die Pranken erhoben, der Dunst ihres Rachens schlug ihm entgegen ... Der König ist nie heimgekehrt . . . Aber Ellen, warum weinen Sie denn? Es ist doch nur ein Märchen."

Die Lady steht unbeweglich noch immer an derselben Stelle. Einen Augenblick huscht es wie Triumph über ihr Gesicht. Die Geschichte hat mich tief bewegt, Herr Holmborg. Das Leben rächt zu leidenschaftliche Hingabe."

„Und doch, Mylady! Ganze Hingabe an einen einzigen Menschen, einen Gott, eine Idee, das ist der höchste Sinn des Lebens! Der König erfuhr es, als er sich in Liebe ganz der Göttin unterwarf. Die Riesenhafte erdrückte ihn. So starb er im Übermaß der Seligkeit."

„Sie mögen recht haben, daß ein solcher Tod höchstes Glück sein kann . . ." Und es jubelt in ihm: Sie versteht ihn, sie, die Unnahbare, versteht ihn!

Von jetzt ab sind die Tage der Nilfahrt für Arvid darauf eingestellt, ob sich etwas hinter der grünen Glaswand bewegt. Nur einmal noch ihre Augen sehen wie damals. Jeder andere Wunsch tritt dagegen zurück, selbst die Sehnsucht nach Luxor.

*

An einem Abend geht die Dahabije bei Edfu vor Anker. Aus dem Gluthimmel tauchen in der Ferne schwarz und gewaltig die Pylonen des Horus-Tempels auf. Arvid fühlt sich seltsam angezogen. Trunken umfassen seine Augen das gigantische Bild. Schon einmal sah er die bizarr hochaufragende Silhouette dieses einzigen Tempels. Aber noch nie war er in Edfu. War es auch irgendeine unerklärliche Erinnerung wie so vieles hier im Sonnenlande?

Gern wäre er sofort hinübergeeilt. Aber erst gegen Ende der Nacht soll der Ritt unternommen werden. Den Sonnenaufgang wollen sie alle auf dem Pylon erwarten. So bestimmten es Ballymore und der Lord.

Der Tag war schwül gewesen. Alle haben sich in ihre Kabinen zurückgezogen. Alle sind müde, entnervt von der Hitze. Ruhig liegt die Dahabije im Mondschein. Die Luft ist voll von Duft und Geräuschen. Fern aus der Wüste der Schrei einer Hyäne und ganz nahe Moskitosingen und der Nachtvögel fast lautloser Flug. Arvids Sinne sind wach, angespannt aufs äußerste. Heut würde er die Sprache der Göttin verstehen.

Hinten auf Deck bewegt sich etwas, etwas Dunkles, Hohes, verschwindet wieder. Da, ein leises Geräusch, fast wie ein Gleiten nur: Eine dunkle Gestalt schreitet, steht, schreitet wieder, kommt auf ihn zu. Der Schatten des Mastes geht über sie hin. Nun naht sie im vollen Licht, steinern, ohne Bewegung. Er sieht schmale Schultern, schlanke Glieder, stumm und aufrecht ein stolzes Haupt. Der Mond scheint in starre, gelbe Augen, Augen unergründlich, schicksalhaft... Lächelt sie? Was hält ihre rechte Hand? Ist es der Schlüssel des Lebens? Trägt sie in der Linken einen Lotosstab vor sich her? Träumt er? Gaukeln ihm seine Sinne ein Trugbild vor? Nein! Es ist die Göttin, seine Göttin!

Leise plätschert das Wasser an die Schiffswände. In Wolkenschatten verschwimmen die Ufer. Alles verschwimmt ins Ungewisse, nur er und die Göttin, Auge in Auge, fahren in der Barke über den Heiligen See, wieder wie vor Jahrtausenden. In zeitlosem Wandel zerrinnen Leben und Tod. Aber die Geschehnisse kehren immer wieder, immer wieder kehrt die gleiche Sehnsucht. Arvid fühlt: heute ist ihm die Göttin wohlgesinnt. Sie ist nur Liebesgöttin heute für ihn. Weich erscheinen ihm ihre Züge, ohne Grausamkeit.

Vom Strahl ihrer Augen angezogen, schreitet er mit vorgestreckten Armen suchend, tastend auf sie zu . . . Da tritt ein wilder Raubtierausdruck in die starren Züge. Die Gestalt richtet sich hoch auf, wendet sich und schreitet langsam ihren Weg zurück. Arvid folgt ihr willenlos. Sie verschwindet hinten im Schiff.

Verschwand sie nicht in der Kabine der Lady? War es doch nicht die Göttin? War es der Ka der Lady? Oder war es die Lady selbst? Ist die Göttin in der Lady

wieder ins Leben getreten? Grauenvolle Wirrnisse!

Hastig irrt er zurück nach der Stelle, wo die Göttin stand . . . Nichts!

Ruhig plätschert das Wasser am Bug. Fern in der Wüste schreit die Hyäne.

*

Drei Wochen sind sie nun schon in Assuan. Das Cataract-Hotel ist überfüllt von Fremden. Viele Kranke sind dort, viele Erholungsbedürftige, viele Untätige. Untätigkeit ist der Stempel, den Assuan trägt im Gegensatz zu Luxor. Hier fehlen die Kultstätten fast gänzlich. Die wenigen Gräber stammen zwar aus früher Zeit, bieten aber kunsthistorisch wenig Bedeutsames. Es bleiben nur Ritte zu den Zeltlagern der Wüstenstämme und zu alten Steinbrüchen mit noch unvollendeten Obelisken aus der Pharaonenzeit. Nur einmal fuhren sie gemeinsam zur Insel Philae und auf dem Rückwege zum Staudamm.

In der schon vorgeschrittenen Jahreszeit erlaubte die Glut der Sonne wenig Bewegung im Freien. Nur in den Morgen- und Abendstunden gingen die Damen häufig zur inneren Stadt und kauften in den einheimischen Basaren Halbedelsteine von ungewöhnlicher Größe, Silberschals und getriebene Arbeiten. Am Spätnachmittage nahm man wohl auch den Tee gemeinsam auf der Insel Elephantine.

Arvid freute sich dieser Ruhe. Er arbeitete an einer Übertragung ägyptischer Märchen und Hymnen nach Photographien alter Papyri. In den stillen Stunden der Arbeit konnte er immer an die Lady denken. Sie war ihm die lebendig gewordene Himmelsgöttin, die Isis, die Sachmet, die Hathor der alten Geschichten. In seiner Phantasie verschmolz ihre Wesenheit völlig mit diesen Göttinnen. Dann war sie ihm nahe und vertraut, näher, als wenn sie körperlich ihm gegenübersaß und von ihrer Gegenwart nur Kälte und Unnahbarkeit ausging.

*

Sonnenglut liegt weiß und flimmernd über Assuan. In ihrem kühlen Zimmer im Cataract-Hotel sitzt Lady Evelyne Hatfield. Sie ist tief in Gedanken. Ihre Züge sind seltsam verändert. Der steinerne Ausdruck ist von ihrem Gesicht gewichen.

Sie sitzt am Fenster und schaut in die hellbeleuchtete Landschaft hinaus. Der Nil zwängt sich zwischen braunschwarzen Granitblöcken hindurch, die überspülten Felsen glänzen in der Sonne wie poliert. Dort unten liegt die Insel Elephantine, das grüne Palmeneiland, und drüben steigen langsam die Wüstenberge auf.

Alles das sieht Lady Evelyne und sieht es auch nicht. Ihre Augen schweifen über das bunte Farbenspiel hinweg in die Ferne. Dort hinten in der flimmernden Sonne da hockt etwas Namenloses, etwas Dunkles. Es regt sich, kommt näher wie eine Welle. Sie fühlt es, bald hat es sie erreicht, der Schemen ihres Geschickes, ihres vergangenen Lebens. Wie es wieder rauscht und flüstert, sich naht und vorüberzieht! Landschaften tauchen auf und verschwinden. Menschen erscheinen und vergehen in flüchtigen Gebilden, bekannte und unbekannte. Erlebtes und nie Gesehenes drängt sich heran.

Die Tage sind wieder da, die Tage ihres Schicksals. Jahr um Jahr zur Zeit der Frühlingsnachtgleiche kommt diese Welle erhöhten Lebens über sie. Dann fällt die Starre von ihr ab. Alles arbeitet gewaltsam in ihr und fieberhaft. Alles ist greifbar, was sonst wie im Traum um sie lag. Dann fühlt sie sich tief verwachsen mit dem Wesen der Natur, von Ewigkeiten her. Dann versteht sie, warum die Rosen so duften, dann kennt sie den Flug des Vogels, das Wachsen der Pflanzen und fühlt die Wonne des Fisches im Wasser. Dann weiß sie, warum das Raubtier sich nach Blut sehnt...

‚Ganze Hingabe an einen einzigen Menschen, einen Gott, eine Idee . . .' Sagte Arvid nicht so? Hatte er die andere Seite ihres Wesens empfunden? O, sie hatte diese Hingabe gekannt, diese grenzenlose, leidenschaftliche Hingabe. Aber immer war eine dunkle Hand gekommen, hatte sie zurückgestoßen von ihrem Glück und das Geliebte vor ihren Augen vernichtet. Und dann jedesmal diese rätselvolle Verwandlung in ihr: Unter Schmerz und mitfühlender Qual ein fremdes, grauenvolles Gelüste, eine wilde Freude über das Todesopfer. Und mit dieser grausigen Freude war immer das Bild eines glühenden Sonnenuntergangs gekommen, rot über einer kahlen, gelben Landschaft, und zugleich überschlich sie das Gefühl einer namenlosen Verlassenheit. Schon als kleines Kind hatte sie beim Sonnenuntergange oft Furcht vor etwas Entsetzlichem, längst Vergangenem empfunden, das sie nicht nennen konnte.

Und die Bilder verdichten sich drohend, grauenvoll: Ja, damals fing es an. Ein Tag mit Frühlingssonne. Alles war so schön. Als kleines Mädchen spielte sie mit einem weißen Kätzchen. Das hatte sie nach sehnsüchtigen Wünschen von den Eltern geschenkt bekommen. Sie liebte es mit der ganzen Inbrunst ihres Kinderherzens, und

es war eben in diesen Tagen. Ein Bändchen von roter Seide band sie dem geliebten Tierchen um den Hals. Und am anderen Morgen hatte es sich daran erwürgt. Und sie weinte und konnte nicht verstehen, daß sie doch einen Augenblick Freude darüber empfand.

Und Jahre später, an ihrem elften Geburtstage, da schloß sie mit Mabel Preston einen Bund fürs Leben. Sie wollte die Freundin ganz für sich allein besitzen. Freundschaft bis an den Tod nannten sie es. Sie schnitten Herzen aus rotem Papier und tauschten sie aus. Das sollte das Symbol der Liebe sein. Beim Abschied an der Gartenpforte wehte der Wind Mabel das rote Herz aus der Hand. „O, schnell, Mabel, mein Herz, mein Herz wird überfahren!" Mabel selbst kam unter das Auto, und als sie, das Herz fest in der Hand, blutüberströmt hervorgezogen wurde, mußte Evelyne grell auflachen, und sie erschrak vor sich selbst. Und es war wieder um dieselbe Zeit im Jahre.

Immer neue Gesichte steigen aus ihrer Erinnerung auf. Jetzt der trotzige Blondkopf von Percy Blackwood. Mit vierzehn Jahren liebte sie Percy, den Schüler des Eton College. Und Percy, der große Junge, tat alles, was sie wollte. Einmal, es war ein Frühlingstag wie damals, wollte sie mit ihm im Hydepark spazieren reiten. Percy war sonst immer bereit. Heut mochte er nicht und sträubte sich fast angstvoll. Aber sie wollte ihn ganz zu ihrem Willen zwingen und versprach ihm eine Locke ihres rötlichen Haares. Nun ritt Percy. Als sie aufsitzen wollten, gab er ihr eine rote Rose, und seine Hand zitterte, aber sein Mund lachte. Dann hat er sie angesehen mit einem seltsamen Blick, selig versunken, wie für immer bezwungen. Nie wieder hat sie in Percys Augen gesehen. Sein Pferd scheute, Percy stürzte und blieb im Bügel hängen. Und als sein Kopf auf den Straßen Londons geschleift wurde, stand Evelyne wieder mitten zwischen Grausen und Lust . . .

Von diesem Tage an war die Erstarrung über sie gekommen wie eine dunkle Warnung, kein Wesen mehr zu lieben. Abgestorben war sie gegen alles Leben um sie her. Die Liebe und Sorge der Eltern konnte sie aus diesem Dämmern nicht wieder erwecken. In der Nacht wandelte sie oft im Schlaf umher, ruhelos und suchend. Nur einmal alljährlich um die Nachtgleiche, die Zeit, in der die dunklen Mächte in ihr Dasein griffen, kommt das warme Leben zurück und wühlt in Schmerzen, Erinnerung und Sehnsucht wie heute. Das sind die Tage der Besinnung und der Selbstanklage. Das sind die Tage des Grübelns über ihr Geschick.

In Erstarrung ihrer Gefühle hatte sie Morton Hatfield die Hand gereicht, ohne Liebe, ohne Verständnis für die Liebe des reifen Mannes. Morton war immer gütig gewesen. Mit stets freundlichem Gleichmut ertrug er ihre Eigenart. Oft hatte sie gewünscht, ihm ihr Herz öffnen zu können. Immer hatte eine unerklärliche Scheu sie zurückgehalten. Dann kam Ellen, und ihr Mutterherz erwachte und verlangte danach, das Kind mit ihrer Liebe zu umschließen. Aber Angst, entsetzliche Angst drängte immer wieder ihre Gefühle zurück. In den Tagen, wenn die Welle des Lebens über sie kam, steigerte sich diese Qual, dem eigenen Kinde keine Liebe geben zu können, bis zur Unerträglichkeit. Einmal wieder einen Menschen lieben dürfen! Einmal wieder sein dürfen wie die anderen und die Vergangenheit vergessen!

Und wieder taucht Percys bleiches Haupt vor ihr auf. Ähnelte er nicht Arvid? Unerklärliches hatte sie bei der ersten Begegnung mit Arvid empfunden. Er war ihr nie fremd gewesen. Bei der Erzählung des Märchens aber kam es wie ein Erkennen über sie: Schon von jeher war sie mit ihm verbunden, unlöslich. Er war in allem, was sie je geliebt. Und sie weiß, irgendwann hat er ihr einmal ganz gehört. Starb er damals um sie? Nun muß sie immer an ihn denken. Deutlich sieht sie ihn jetzt wieder vor sich. Sah sie ihn so nicht vor kurzem im Traum? In tiefer Nacht im Mondlicht steht er auf ruhendem Schiff, und sie muß ihm entgegenschreiten wie unter einem fremden Willen. Als er aber die Arme ausbreitet nach ihr, ist er der Pharao, dessen Leben der Sachmet verfiel, und sie wendet sich von ihm ab und schaudert.

Lady Evelyne schaut wieder hinüber auf die Kette der Wüstenberge. Langsam sinkt in roter Glut der feurige Sonnenball. Und dort hinten im schwindenden Licht sieht sie etwas Furchtbares. Aus merkwürdigen Formen löst es sich heraus, aus geflügelten Sonnenscheiben und Schlangenwindungen: Ein bleicher, toter Mann mit zerbissener Kehle unten am Hange der Berge, die rote Krone von Unterägypten auf dem Haupt, und daneben steht ein seltsames Wesen, Tier oder Mensch, sie kann es nicht erkennen, das starrt ihn an, befriedigt und doch in stummer Trauer.

Entsetzen erfaßt Evelyne: So war auch ihr zumute, als Mabel umkam, als Percy starb. Und nun erkennt sie: Dort hinten

steht die Löwengöttin vor ihrem Opfer. Und sie fühlt sich ihr tief verwandt. Bin ich selbst eine Sachmet? Muß ich alles morden, was ich liebe? Nein! Arvid nicht! Du sollst nie wissen, wie es in mir aussieht. Lieber in Einsamkeit vergehen, als dich hinunterreißen in mein düsteres Geschick!'

Und langsam kommt die Starre wieder über sie. Sie fühlt, wie eine dunkle Hand ihr Gesicht berührt. Leben und Leidenschaft schwinden wie ein Traum. Unbeweglich, kühl wie Marmor sitzt sie wieder und schaut regungslos über die Wasser des Nil.

Ellen kommt herein mit einem bunten Gewirr von Fächern, Schals und Bändern auf dem Arm.

„Mutter, wir waren im Basar, Arvid und ich. Sieh nur, was ich alles mitgebracht habe! Und wie schwer die Silberschals sind! Arvid hat sie mir tragen müssen. Ach, Mutter, ich bin heute so glücklich, ich kann dir gar nicht sagen wie!"

Lady Evelyne lächelt schmerzlich. „Du hast aber auch wirklich schön gekauft, Ellen."

„Ach, darum doch gar nicht. Denk' dir nur, Arvid ist heute endlich mit seiner Märchensammlung fertig geworden. Nun will er sie bald drucken lassen. Und weißt du auch, wem er das Buch gewidmet hat?"

„Nun, Mister Ballymore wahrscheinlich, der ihn das alles lehrte."

„Nein, dir, Mutter, dir, und darüber freue ich mich doch so."

„Da hätte er es doch lieber dir zueignen sollen, Kind. Du warst doch immer seine treuste Zuhörerin."

Eine leise Röte steigt in Ellens Wangen auf. „Ach laß, Mutter, laß. Arvid versteht nicht, daß ich bald erwachsen bin. Er behandelt mich immer noch als Kind, und das mag ich nicht."

„Ich glaube, Ellen, Arvid hat dich doch ein bißchen lieb."

„Dich hat er aber noch lieber, Mutter. Er will dir selbst die Märchen bringen, jetzt gleich. Darf er kommen?"

„Lieber wäre ich noch etwas allein geblieben, mein Kind. Aber nein, laß ihn nur kommen."

„Ich schicke ihn dir. Er ist bei Vater und Ballymore. Dann will ich Vater gleich meine Einkäufe zeigen. Ich habe auch ein arabisches Messer für ihn."

Ellen rafft ihre Basarherrlichkeiten zusammen und eilt fort.

Lady Evelyne ist aufgestanden. Sie steht mit dem Rücken zum Fenster. Ihr Körper ist angespannt, stark beherrscht, ihr Ausdruck wieder undurchdringlich. Fern hinter dem Höhenzuge tauchte die Sonnenbarke schon unter. Schwarz steht die Wand der Berge, aber der ganze Himmel strahlt noch in feurigem Rot und Gelb.

Die Lady steht aufrecht, starr wie eine dunkle Bildsäule gegen die Abendglut. Arvid ist überwältigt von der Erscheinung. Er sucht nach Worten und stammelt endlich: „Ihnen zuerst, Mylady, möchte ich — ich habe die Märchen vollendet — Ihnen gehören sie — Sie halfen mir, denn Sie waren meine Göttin — seit der Märchenerzählung damals auf der Dahabije."

Lady Hatfield nimmt mechanisch das kleine weiße Heft. Es liegen drei rote Rosen darauf. Arvids Hand zittert.

Eine wehe Erinnerung steigt in Evelyne auf . . . Sie öffnet und liest: „Lady Evelyne Hatfield in Anbetung gewidmet. ‚Du lebst noch, Sachmet, wurdest wieder Fleisch und Blut!'"

Heftig stößt sie das Buch zurück: „Nein! Nicht mir! Ich will nicht Sachmet sein! Nehmen Sie, Mister Holmborg, nehmen Sie! Ich kann nicht. Ich danke Ihnen!"

Arvid starrt entsetzt die Lady an und weiß nicht, was nun werden soll.

Die kalten, fast geschlossenen Augen sagen ihm: Geh! — Stumm gehorcht er.

*

Wieder in Luxor. Mit der Bahn kamen sie zurück. Drei Tage schon tobt Sandsturm, heiß von der Wüste her. Der Himmel ist düster. Die Sonne fehlt. Alle sind müde und schlaff und verstimmt.

Arvid sitzt auf seinem Zimmer und brütet vor sich hin. Es kam alles so anders, als er gehofft hatte. Ballymore war froh gewesen, als er ihm die Märchensammlung zeigte, so froh, wie er ihn seit dem Besuche der Königsgräber nicht mehr gesehen hatte. Auf die Schulter hatte er ihm geklopft. „Aus Ihnen wird doch noch ein rechter Forscher." Aber alle Freude war in ihm zerbrochen. Das Leben schien ihm für immer verdunkelt. Warum nur hatte Lady Hatfield ihn so hart zurückgestoßen? Mit ein paar kurzen Worten hatte sie ihm alle Begeisterung, allen Mut genommen.

Warum lockte ihn denn der Blick dieser kalten Frau so sehr? Warum sehnte er sich so nach ihrer Nähe, daß er seine Göttin darüber fast vergaß, seine große Göttin? Wie kam es nur, daß er diese Frau in der Gestalt der Sachmet sah? Warum kann er sich nicht lösen aus ihrem Bann? Immer gehen seine Gedanken wieder zu ihr dieselbe Bahn . . .

Er sieht nach der Uhr. Gerade erst halb sieben! Eine Stunde noch bis zum gemein-

samen Essen, eine lange Stunde! Langsam sucht er seinen Abendanzug zusammen und fängt an, sich umzukleiden.

Es klopft. Ballymore tritt ein. Arvid geht unruhig auf und ab.

„Ruhe, mein Junge, Ruhe! Ich weiß, Sandsturm macht nervös. Morgen wird alles vorüber sein, dann können wir unsere alten Studien wieder aufnehmen. Ich freue mich so darauf. Der stille Aufenthalt in Assuan hat Sie weiter gefördert, als ich erwartete. Ihre allzu heftige Schwärmerei für die Mysterien hat sich in ruhige Arbeit umgesetzt. Wir wollen Ihre hübschen Märchen drucken lassen. Schon lange gehe ich mit dem Gedanken um, mit einem Freunde in London zusammen eine ägyptologische Zeitschrift zu begründen. Zu der wollen wir beide dann von hier aus ständig Artikel senden. Sie sollen, wenn Sie mögen, bei mir wohnen, Arvid, wie mein Sohn. Dann werden schöne Zeiten kommen."

„Ja, lieber Herr Ballymore, ja, von Herzen gern. Ich weiß nicht, ich bin heute so verwirrt. Ja, ich komme zu Ihnen. Aber ich kann heute gar nicht recht nachdenken."

„Das macht die Glut, mein alter Arvid. Morgen wird alles wieder gut sein. Morgen können wir wieder nach Karnak reiten. Ich will noch einmal zum Lord hinübergehen, ich muß noch etwas mit ihm besprechen. Wir werden übrigens heute nur zu dreien beim Essen sein, die Damen fühlen sich krank vom Sturm. Kommen Sie pünktlich!" —

Enttäuscht wirft Arvid sich in einen Sessel. „Also heute den ganzen Tag sie nicht ein einziges Mal sehen! Ach, hätte doch das alles ein Ende!"

★

Es ist Nacht. Und der Sandsturm tobt von der Wüste her. Er rüttelt an Fenstern und Türen. Durch alle Ritzen dringt Schwüle und Sand. Arvid kann nicht schlafen. Halbwache Bilder ziehen an ihm vorbei. Er sieht Ballymore auf der Tempelmauer stehen. Der winkt ihm, aber dazwischen fließt der Nil und dahinter das Meer. Die Göttin Nuth schreitet aus der Wand heraus. Sie hält ihm mit der stilisierten Bewegung die Augäpfel des Horus hin . . . nein, es sind die der Lady, die starren ihn an . . . Und der Ramsestempel tut sich auf. Und da ist ein Standbild der Sachmet errichtet, riesengroß, wie er noch keines sah. Und die Augen der Löwengöttin zürnen ihm. Dann sieht er Ellen von einem Krokodil bedroht, und er darf nicht zu Hilfe eilen, weil die Augen der Göttin auf ihm liegen . . . Er sieht seinen Ka neben sich sitzen, der hält das Tau der Sonnenbarke in der Hand, traurig wie zur Abfahrt. Aber nun ist er in der Heimat, vor ihm das elterliche Schloß, umgeben von Park und Fichtenwald, und der Vater auf der Freitreppe. Und über allem die Augen der Göttin, groß und grauenhaft . . .

„Ich bin krank, ich habe das Fieber," sagt er halblaut, „das sind keine Träume, das sind greifbare Gestalten."

Und nun wieder der Ramsestempel. Und der Kult beginnt. Eine ungezählte Volksmenge, Männer und Frauen, alle wie die eingeritzten Bilder auf den Tempelwänden, drängen sich um das Standbild der Sachmet. Sie erheben beschwörend und opfernd die Arme. Sie wollen Versöhnung erbitten. Die Göttin zürnt. Die Frauen schwingen das Sistrum und tanzen zu einer dumpfen Musik. Unter ihnen tanzt die Lady. Ihre roten Haare flattern um ihr bleiches Gesicht. Schmiegsam folgen ihre Glieder jedem Ton. Sie biegt und windet sich im düsteren Rhythmus. Ihr ganzes Wesen ist aufgelöst, wie trunken in Begeisterung. Jetzt tanzt sie ganz allein um das Götterbild. Alle anderen sind verschwunden. Ihre Bewegungen werden wilder, bacchantischer, lockender . . . Und nun öffnet sie die Augen groß, starr, suchend nach ihm. Er will ihr entgegenstürzen. Da bohren sich wie zwei glühende Strahlen die Sachmetaugen in ihn hinein, und die gewaltige Stimme der Göttin dröhnt, daß die Riesensäulen erzittern: „Zurück! Wehe dem Untreuen! Gericht dem Verräter!"

★

Über Nacht hat der Sturm nachgelassen. Der Morgen bringt Kühlung. Die Natur atmet auf. Ruhiger Glanz wieder auf dem Nil. Und die Sonne bricht hervor wie alle Tage. Von Arvid weicht die Spannung. Die Traumwirren rücken ins Unwirkliche. Er begreift nicht, daß sie ihn so schrecken konnten. Heute ist er ruhig, ganz ruhig. Ballymores gute Worte klingen ihm tröstend nach. Ja, es könnte bald alles gut werden. Die gemeinsame Arbeit würde ihn befreien. Merkwürdig gehoben fühlt er sich heute. Das Glück, wieder in Luxor zu sein, überwältigt ihn fast. Gemeinsam wollten sie heute wieder nach Karnak, aber die Lady hatte abgesagt, wie so häufig in letzter Zeit. So reitet er denn am Nachmittag allein, fast beglückt, daß er die Weihestunde des Wiedersehens mit seinen Lieblingsstätten ungestört genießen kann.

Auf der Widderallee liegt die Nachmittagssonne wie flutendes Gold. Zuletzt ritt er im Mondschein hier, damals, als die

Göttinnen ihm Leben wurden ... Heute reitet er durch das große Pylonentor. Seltsam feierlich ist ihm zumute. Und er steht in der großen Ramseshalle im Ammonstempel, wo er im Traum das Standbild der Göttin sah. Und er begrüßt den Hatschepsut-Obelisken, den Thutmosis- und Osiristempel. Er steigt auf den hohen Pylon und schaut von der schwindelnden Höhe weit über das fruchtbare Niltal bis hinüber zur Wüste. Ihm ist, als müßte er alle Schönheiten tief in sich einsaugen, um sie für immer auf dem Grunde der Seele zu bewahren.

Von ferne klingen dünne Kinderstimmen. Eine Schar Fellachenkinder räumt mit kleinen Körben den Schutt der Tempelreste auf. Gewiß war es schon ebenso zur Zeit der Pharaonen, bei den Pyramiden, bei den Tempelbauten: Ein seit Jahrtausenden geknechtetes Volk singt zur Arbeit sein eintöniges Lied im Sonnenbrande, ergeben in sein Geschick.

Dort hinten liegt irgendwo der kleine See, an dem die Göttinnen sitzen. Arvid meidet ihn heute. Er scheut das grelle Tageslicht, den Feind der Träume.

Weiter wandert er durch das Trümmerfeld. Plötzlich steht er vor dem kleinen Heiligtum des Ptah. Kaum Ruine ist dieser Tempel. Vollständig erhalten stehen die Wände, bedeckt vom Dach. Noch nie war er drinnen. Merkwürdig, Ballymore hatte ihm nie davon gesprochen.

Verwundert tritt Arvid in die Cella. Er ist allein. Dämmerndes Dunkel umfängt ihn. Seine Augen sind geblendet von der Wüstensonne. Zu lange tranken sie das goldene Licht. Nun wie erloschen tasten sie an den Mauern. Tasten im Raum, im grauen Raum. Und die Schauer des Schweigens hängen von den Wänden. Und das Grauen des Schattenreiches lauert aus der Dunkelheit. Und ist kein Laut, kein Hauch, und er lauscht und zaudert.

Von oben bricht ein feiner Lichtstrahl herein. Und von der Wand löst sich eine Riesengestalt: Hoch aufgerichtet ein nackter Frauenleib, schlank wie der Lotosstengel in ihrer Hand und die Füße wie vorwärtsschreitend. Und Staunen ist in ihm. Und er steht wie im Traum. Seine Augen schauen hinauf an ihr, tasten, gleiten über die schlanken Arme, die zarten Brüste hinan, voll Sehnsucht aufwärts und suchen das Antlitz ... Ein Löwenhaupt starrt ihn an. Zwei gelbe Augen durchdringen ihn bis ins Innere. Wie ein Kristall durchsichtig fühlt er sich von diesem Blick durchlichtet bis in die Tiefe. Er will entrinnen. Die Augen halten ihn, ziehen ihn magnetisch an — immer näher. Flehend erhebt er die Hände. Auf den Knien kriecht er näher.

„Sachmet, seit du mich wiedererwecktest am Heiligen See aus jahrtausendlangem Schlaf, war mein Sehnen immer nur bei dir. Überall sah ich dich, immer sah ich die Augen, deine Augen, bei Tage und bei Nacht! Und ich weiß es seit jener Stunde: du, Göttin, verlangst nach mir. Darum muß ich dich suchen immer und immer, auch in den Augen der fremden Frau. Dir muß ich folgen, wohin du rufst, wohin du mich führst, muß tun, was du befiehlst, bin dein eigen, immer und immer, bin dir verfallen ... Und noch eines weiß ich seit jener Nacht: du bist kein Stein, du bist Blut und Leben! Du mächtige Göttin! Ich fühle dein heißes Blut! Jetzt, jetzt umtobt es mich!" Ein Taumel erfaßt ihn. „Jungfrau und Raubtier, erhöre mich! Laß mich einmal dich umschlingen, einmal das Geheimnis deines steinernen, heißglühenden Leibes fühlen! Einmal im Mysterium von Haß und Liebe vergehen ... Dann schlage deine Raubtierzähne in mein Fleisch, trinke mein Leben, grausame Göttin, liebend zerstöre mich, erdrücke mich in Stein und Blut ..."

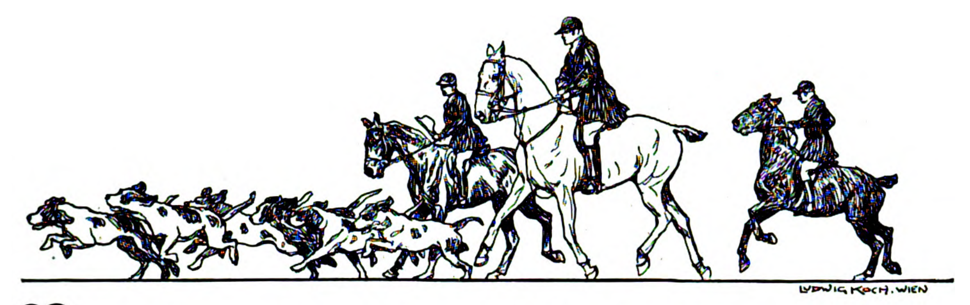
Und er breitet seine Arme aus, atemlos ... Sein Blick hängt an ihr. Unheimlich sieht er ihr gelbes Auge leuchten, es dräut ihn zurück, es zieht ihn zu ihr hin ... Und langsam bewegt sich das Riesenbild schreitend auf ihn zu. Scheu streckt er seine Hand aus, berührt ihren Fuß. Er fühlt ihre kühlen Glieder. Fest drängt er sich an sie und reißt sie an seine Brust ...

Ein dumpfer Fall ... ‚Kriegsgedröhn?' denkt er. Ihm schwinden die Sinne. Alles versinkt in Blut und Rausch.

★

Am Morgen wurde Arvid von Ballymore im Tempel des Ptah aufgefunden: Neben seiner Leiche kniete die Lady ... Sie spricht irre Worte. Ihre Augen haften unbeweglich auf dem umgestürzten Götterbild, das ihn erschlug.





Reitjagd. Von Wilhelm Müseler

Mit elf Wiedergaben nach Arbeiten von Ludwig Koch-Wien

Herbststimmung. — Wind fegt die Blätter. Weinrot das Laub. Der Nebel steigt. Und wie die Sonne durchbricht, zittern und blitzen die Tropfen im Grase und an den bunten Sträuchern der Heide hinter der Großstadt.

Ausritt zur Jagd

Das Jagdhorn erschallt: „Hepp — hepp hepp hepp — Horrido!“ —

„Heut geht's auf den Keiler!“ —

Der Master hat schon das Zeichen gegeben und besteigt seinen mächtigen Schimmel. —

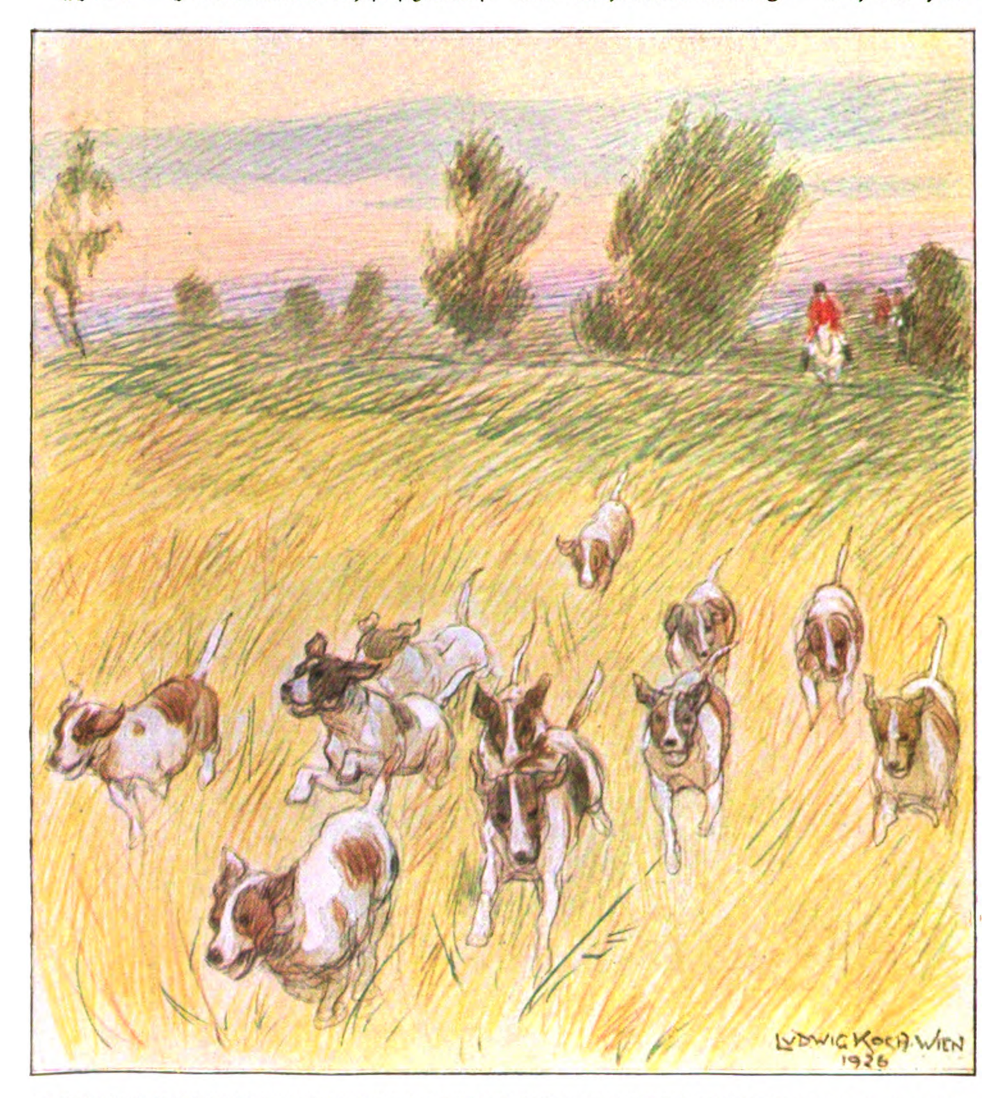
Der Huntsman öffnet der Meute das Tor; 20 Koppeln weiß, braun und schwarz gefleckt, streng im Gehorsam, auf Zuruf und Wink erzogen; nur die zitternden Ruten verraten Erregung.

Jetzt hebt er die Peitsche, im dichten Rudel traben sie an, lautlos und eng aneinandergedrängt.

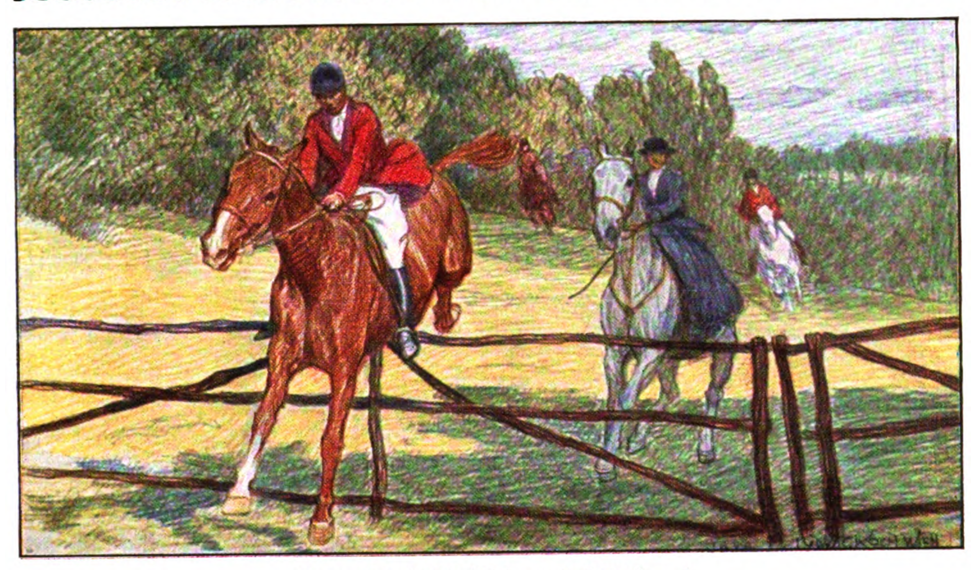
„Halt!“ — Huntsman und Whips sitzen auf.

Rings harrt schon im Kreise die Jagdgesellschaft. Die Herren in rotem Rock, die Damen in dunklem Kleid, und folgen gespannt und erwartungsvoll jeder Bewegung. — Ob der Rappe gut springt? — — — Wird die Stute heute leichter zu halten sein? Auf keinen Fall darf sie heute wieder am Master vorbei! „Vorsorglich habe ich ihr heute die starke Trense eingelegt, weil sie sich so leicht auf der Kandare festbeißt!“

Der Master hebt jetzt den Arm und — unter Vorantritt der Meute mit Huntsman und Whips, dann der Master und dann im Rudel das ganze Feld, so geht es die alte Buchenallee entlang — noch ein halb-



Erstes Anreiten



„Dort geht's in die Wiesen und Koppeln ...“

stündiger Anritt, ein kurzer Trab und dann — — —

Hier am Waldrand sind wir zur Stelle. Dort an dem Busch beginnt die Fährte, welche der Schlepper (ein Mann zu Pferde) gelegt hat. Vor einer halben Stunde ist er hier abgeritten, den Korb mit dem von Losung durchtränkten Schwamm hinter sich herschleifend. Heute bei dem diesigen Wetter, da hält sich die Fährte gut, nur starker Wind und zuviel Sonne können sie stören.

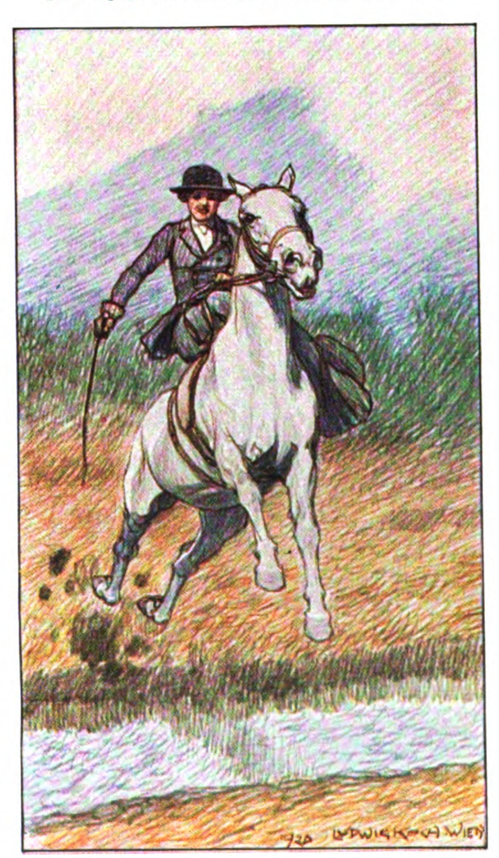
Jeder hat seine Zäumung und Sattelung noch einmal geprüft, hier eine Schnalle festgezogen oder den Gurt gelockert, die Hunde werden entkoppelt; und jetzt blasen Huntsman und Whips auf dem runden Jagdhorn die Jagd an. — —

... Jagdruf im Herbst: — — „hepp — hepp hepp hepp — Horrido!“ — —

Und wie er verklingt, da schießt die Meute mit lautem Geläut auf die Spur, ein Wettlauf, ein Stürmen und Jagen, ein Hasten ist es; jeder will der schnellste, jeder der erste sein. Die Kopfhunde sind schon am Graben und hinüber und weiter.

Huntsman und Whips haben die Hörner umgelegt und jagen hinterher, und dann der Master auf seinem mächtigen Schimmel und das Feld — und schon ist alles in flotter Fahrt, in frischem Galopp, horrido — horrido! . . .

Jetzt kannst du zeigen, ob du sattelfest bist, dort am Graben; die Ränder sind fest und steil,



„Jetzt kannst du zeigen, ob du sattelfest bist, dort am Graben ...“

nur fliegend ist da zu springen. Gib deinem mächtigen Fuchs die Zügel hin, er wird es schon machen, dort wo der Master hinübersprang, gleich neben der Birke! — — Stürzt da nicht einer? — — Was tut es? . . . Nur weiter, er steht ja schon wieder und sitzt wieder auf, nur vorwärts und weiter — horrido — horrido!

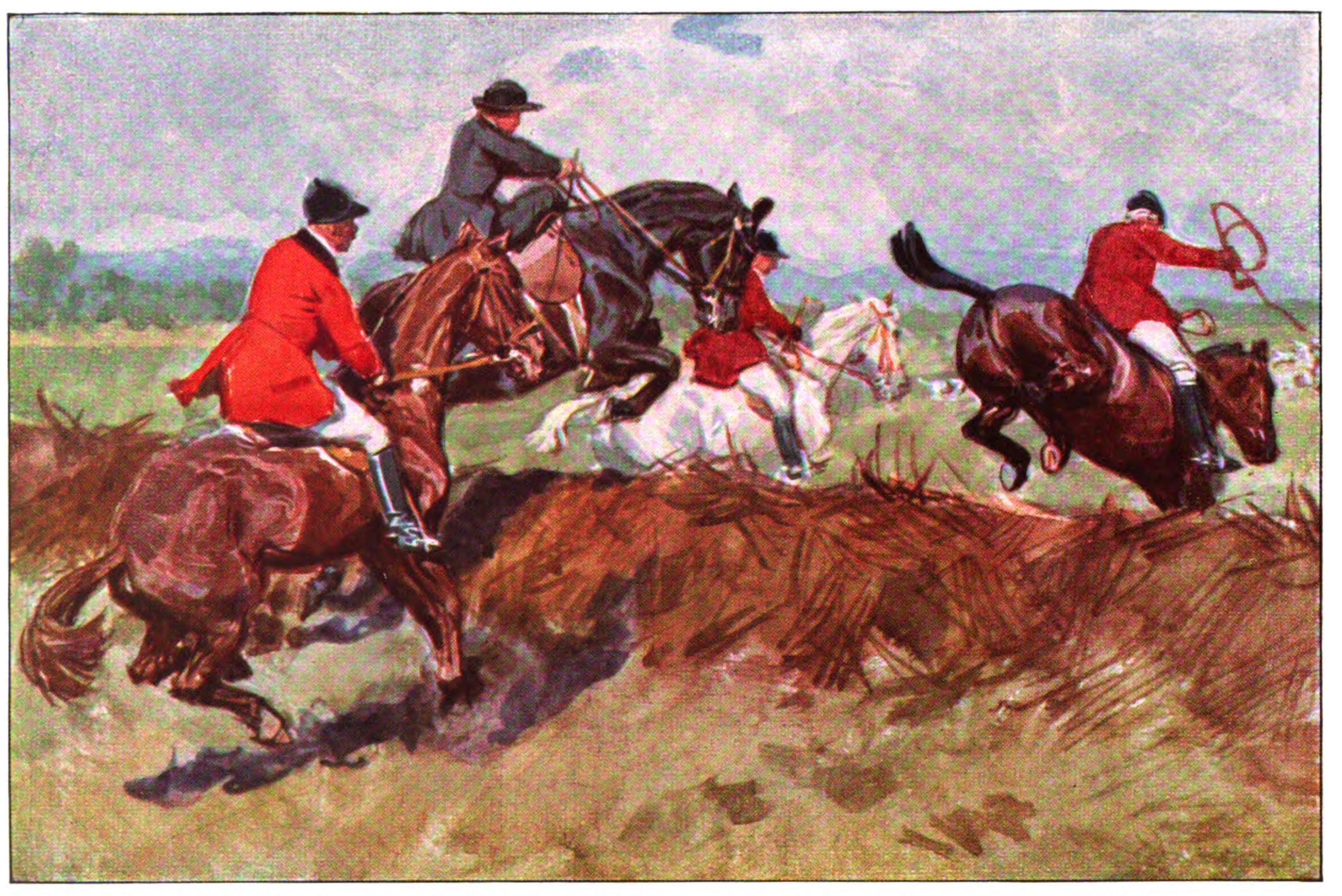
Die Hunde sind flink, und die Jagd ist schnell über Stoppeln und Wiesen — unverhofft einer Kiefer zu nah', Schienbeine und Knie vertragen solchen Zusammenstoß schlecht . . . Vorwärts, Rappe, und weiter! Fühlst du die Schenkel? Die anderen sind schneller als du, und wir dürfen nicht fehlen! Jetzt über die Lichtung und die Schneise entlang — gottlob, mein Rappe, wir haben den Anschluß wieder erreicht. Dort geht's in die Wiesen und Koppeln, da heißt es springen! Die Meute hat sich lang auseinandergezogen. Die Kopfhunde jagen noch immer in windender Fahrt, und alles folgt, jeder so flott wie er kann. — —



Über Ricks und Zäune hinweg . . .

Galopp, Galopp . . . Zwei, drei Gräben sind im Fluge genommen, die Hunde gehen heute wie der Wind. — So schnell war die Fahrt schon lange nicht mehr. — Da sind sie am Wald, jetzt heißt es heranhalten, um nicht den Anschluß zu verlieren, beim Halali muß jeder zur Stelle sein. — — Ehrensache! — — Leicht ist es nicht im flotten Galopp so quer durch den Wald, nur ungefähr zeig' deinem Rappen die Richtung! Zwischen den Bäumen sucht er sich selbst schon den Weg. Die Bäume sind hart und weichen nicht aus, das weiß auch der Rappe, und es schmerzt wohl gewaltig, kommt man

Gibt's dort einen Stopp? Der Master sieht sich wie suchend um! — — Ach, dort der Kasten! — Dahinter der Wagen! — Jetzt wird es erst richtig, dort hat man den Keiler ausgesetzt. Von nun an hinter lebendem Wild — —!! — Die Hunde haben die richtige Spur schon, sie stürzen noch eiliger vorwärts, im großen Bogen über die Wiesen, so wie der Keiler gelaufen ist; da kürzen wir ab und sind wieder dicht hinterher, und jetzt geht's den Hang an den Kusseln hinauf —



„Das iſt ein Sport! Jetzt weißt du, weshalb du reiten gelernt haſt!“



Im großen Bogen über die Wiesen . . .

horrido — horrido! Das heißt eine Jagd! — Halt dich fest am Halse, du rutschst sonst zurück, dein Pferd ist zu lose gegurtet!

Weiter geht es in flotter Fahrt, ängstlich werden Löcher gemieden, die Karnickel sich bauten. In eiligem Lauf kreuzt ein Hase die Spur, seiner achtet die Meute nicht, einer der Hunde nur fühlt die Peitsche des Whip, ein schmerzliches Heulen, und weiter geht es und vorwärts . . .

. . . Die Meute verschwindet im dichten Gebüsch einer niedrigen Schonung, das helle Geläut nur zeigt uns den Weg. Vorwärts, hindurch, es bleibt keine Wahl! — Die Äste der niedrigen Kiefern schlagen dir ins Gesicht. Was macht's? Die Kappe sitzt fest und immer nur ein Gedanke, vorwärts und weiter! — — Galopp, Galopp!

. . . Da öffnet die Schonung sich, vor uns ein kurzer Hang, eine Wiese, dahinter der Teltow-Kanal mit gemauerten Rändern. Drüben, da schütteln die vordersten Hunde sich schon das Wasser vom Fell ab, die meisten streben schwimmend mit mächtigen Stößen noch eilends zum anderen Ufer. Hier kommen die Pferde nicht durch, der gemauerte Rand macht's unmöglich. Schon sprengt der Master nach links, sein Schimmel fühlt plötzlich die Sporen. Hei, wie fliegt er dahin, zum Dorf, dort ist eine Brücke. Hinüber und auf dem anderen Ufer zurück, — — — grad' sehn wir die letzten Hunde über die Höhe verschwinden. — —

Blutrot färbt sich der Himmel über der weiten Ebene da vorn; die eilenden Hunde, ihr lautes Gebell, die jagenden Pferde, die Braunen, die Schwarzen und Füchse, dazwischen die Schimmel und die roten Röcke der Reiter im herbstlichen Laub, ein Schmaus der Augen und Tempo und fliegende Pulse und blitzende Augen — das ist ein Sport! Jetzt weißt du, weshalb du reiten gelernt hast, wozu du dir mühsam dein Pferd gedrillt! Vorwärts und weiter — hepp — hepp hepp hepp — Horrido!

Früher, da gab's noch die Jagden des Kaisers und an militärischen Schulen in München, Hannover, in Bruchsal und Bremen. Heute hat der Berliner Parforcejagd-Club die stärkste Meute in Deutschland. 20 Koppeln, im vorigen Jahre aus England geholt . . . Und vorwärts und weiter — hepp — hepp hepp hepp — Horrido!

Über Ricks und Zäune hinweg, eine Mauer am Graben wird manchem zum Schicksal — er reibt sich den Rücken, schaut traurig dem Braunen noch nach — —, der eilt hurtig davon, froh, die lästige Bürde des Reiters nicht mehr zu fühlen.

Und wieder im Walde, — mit dichtem Unterholz, — wieder heißt es sich heranhalten, die Hunde jagten schon über den letzten Acker mit erhobener Nase, also wohl mit den Augen. Ist der Keiler in Sicht?

Da, wütendes Heulen, Bellen, Gekläff und Knacken von Ästen und Zweigen, — — ein Kampf auf Leben und Tod!

Jetzt haben sie ihn — — aber der schwarze Junge kämpft wie ein Löwe — — in hohem Bogen flogen die ersten Hunde zur Seite, aber für jeden, den er abschlägt, fassen zwei andere zu, und jetzt sind sie alle zur Stelle.



Gestellt

Halali

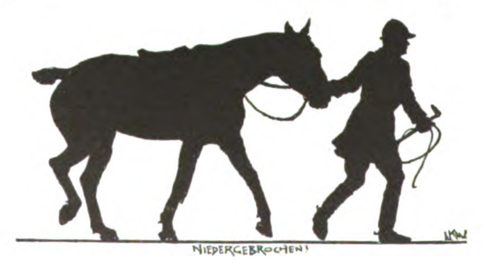
. . . Es sind ihrer zu viele, und sie verstehen ihr Geschäft und packen fest an . . .

Schnell herunter vom Pferde! Schon hat einer der Reiter den linken Hinterlauf ergriffen, ausgehoben — —. Der Master kommt langsam herbei, fast feierlich gibt er den Fang! — — Halali — Halali! — —

Ein jeder empfängt vom Master den Bruch, den Eichenzweig, zur Erinnerung. Die Hunde erhalten zum Lohn das Küree — im Augenblick ist es verschlungen.

Die Sonne versinkt, und der Nebel fällt, und Regen rinnt leise hernieder. Wie fröstеln alle beim Heimritt, Reiter und Pferde und Hunde. „Ein Grog oder Kognak, und frisches Stroh und ordentlich trocken gerieben!“ — —

Und sitzest du einstens als alter Mann und schaukelst die Enkel und sie betteln dich, du möchtest von früher erzählen, dann berichtest du vom Herbst und den Jagden, von rotem Laub, von Hundegeläut und von Pferden.



Metzelsuppe

Eine kleine Geschichte von Hanns Johst

Es regnet.

Ich weiß nicht, wieviel Tage lang es regnet, aber langsam und unabwendbar besinnt man sich, wie sich Noah seinerzeit beholfen haben mag.

Ich gehe heute nicht in den Wald. Es riecht jetzt nach der Anatomie, nach Wasserstoff und Schimmel.

Ich kann die Stämme nicht mehr sehen, diese gequälten, stummen Zeugen des unheimlichen Ringens unter der Erde, im Bereiche der Wurzeln, diese schmalen, leidenden Stämme, die sich dicht beieinander mit nur allzu geringen Lungen nach Licht sehnen. Einer stellt den andern in den Schatten, in den Verfall.

Übrigens haben auch die Rehe, die einen aufschrecken, ein elendes Gestell, und lieber als ihr nervöses Gespringe ist mir der schäbigste Foxtrott. Die Amseln mögen gehen, diese kleinen Beerdigungsangestellten, mit ihrer servilen Behendigkeit.

Ich denke auch nicht daran, heute in das Moor zu gehen...

Kein Mensch grüßt einen.

Die Arbeiter stehen bis in die Knie im Morast. Ihr Spaten ist dreimal so schwer wie sonst, die Stiche werden nach dem Tausend bezahlt, woher sollten sie die Freude zu einem Gruß nehmen? Im Sommer ist es etwas anderes. Da nicken die weißen und roten Kopftücher von weitem herüber, der Spaten fliegt lustig von der Hand. Die Berge schauen blau und verwegen zu.

Heute sieht man kaum die Birken, diese verkrüppelten und verkommenen Kreaturen, die auf Inseln von Land stehen, das sie trägt, bis sie schwerer und schwerer werden und auch sie einsinken in das gefräßige, gurgelnde Moor.

Die Birken dienen den verworrensten, gespenstigen Wolkengesichtern zu Zahnstochern. Ich werde mich hüten, in das Moor hinter das Dorf zu waten.

Ich denke auch nicht daran, die Distriktsstraße abzuklappern. Ja, wenn ein Frühlingstag wäre, die Sonne sich auf ein paar puderweiße Wolken stützt und so behaglich wie eine Henne auf ihrem Nest einem auf dem Buckel brütet. Ja, wenn die erneuerte Chaussee schön blank zwischen frischen und bunten Wiesen, zwischen bestellten Feldern läge, wenn dann die hitzigen Autos wie Libellen an einem vorüberschnurren und man den dicken und aufgeblasenen Bäuchen die Zugluft gönnt, ja dann.

Aber heute, oh, ich kenne es seit sieben Jahren, ist die Straße aufgeweicht wie ein Schwamm, in den ein verprügeltes Schulkind alle seine Tränen sammelte, weil es sein Schnupftuch vergaß.

Die Bauern fahren Mist.

Die Krähen höhnen und prophezeien von triefenden Telegraphendrähten, die alles zum Zuchthaus vergittern, Lungenentzündung. Und die Autos! Ich rate jedem höflichen und gebildeten, dabei muskulösen und normalen Menschen, sich einmal bei Regenwetter auf eine offene, viel befahrene Landstraße zu stellen. Die Dreckspritzer verkleistern Nase, Augen, Ohren, dazu hat man das Gefühl, man bekommt die komplette Landstraße serviert wie eine Creme, man muß immer schlucken, sonst droht einem der Schlund vermauert zu werden.

Nein, liebe Natur, ich habe viel für dich übrig, aber im Herbst versagst du!

Du belieferst einen sozusagen zu ergiebig, wie bei einem katastrophalen Riesenausverkauf, mit Trübsal, Valetstimmung, Sterbegedanken, Influenza, Melancholie, Zahnschmerzen und Hexenschuß.

Immer hat man, als ob man an einem offenen Grabe stünde und nicht niesen dürfe, obwohl es juckt, kalte Füße und einen drohenden Tropfen unter der Nase.

„Nein, natürlich, alte Liebe," sage ich heute, „ich danke! Ich packe mein Köfferchen und suche deine Konkurrenz auf, das steinerne Meer, wie die irrsinnigen Lyriker sagen, oder kurz und schlecht die Statistiker: die Stadt!"

Ich muß ein wenig eilen, aber ich werde ihn erreichen, den letzten Dampfer, der mich, zwischen einem roten und einem grünen Licht, mit breiten Räderschaufeln hinüber nach Starnberg schwankeln wird.

Haha! Dann mag sich der Sturm die Nacht über an meinem Ziegeldach erproben!

Die Käuzchen sollen schreien. Die guten Nachbarn sollen sich in ihren schweren Betten quälen, hinaushorchen in die tragische Nacht.

Ich werde im Hotel liegen. Einen Stoß Zeitungen aus allen Lieblingsstädten aller Welt auf der Bettdecke. Wiener Klatsch, Berliner Sensation, römische Bagatellen und Pariser Bonmots werden sich zu lustigen Träumen bei der Hand nehmen.

Von der Straße her, deren Asphalt wie Speckschwarte glänzt, werden Elektrische behaglich gurren und Menschenbrüder, über-

füllt von dem lieblichen Bockbier, werden heitere Weisen zwischen den hallenden Häuserfassaden fortpflanzen.

Oh, Stadt!

Aber vorher? Was werde ich vorher anstellen?

Ich bin am See.

Es wird schon dunkel.

Wie ein nasses Tuch glänzt die Fläche an dem Ufer und klatscht im Winde.

Ekelhaft!

Wasser von oben und unten!

Wohin werde ich also gehen? Varieté? Bar? Kino? Theater?

Nein, nur kein Theater! Man denkt immer, aus Versehen, mitten im abgedroschensten Stück, man hätte es selber geschrieben, neben einem säßen lauter Kritiker, die aufgebracht wären, enttäuscht, die sich vor seelischem Schmerz über unfaßliche Impotenz krümmten. Man liest zwischen den begabtesten Schauspielerbeinen schon sämtliche Verrisse von der nächsten Frühe... Nein, nein, kein Theater!

Kintopp?... Kintopp! Wenn man dann auf die Straße tritt, flimmert die ganze Welt im verlängerten Film gratis weiter...

Auf dem Dampfer wird man die ersten Menschen wieder sehen, nach immerhin einigen Wochen.

Manchmal sehen sie zwar alle aus, als ob sie aus der Sammelmappe des „Simplicissimus" ausgerissen, manchmal aber auch, als ob sie nur den „Fliegenden Blättern" verloren gegangen wären.

Heute werde ich sie zärtlich ansehen, alle. Mit der Liebe alter, Nürnberger Meister werde ich ihnen Charaktere verleihen, Bedeutung und menschlichen Inhalt.

Ich werde meinen Hut leidenschaftlich höflich ziehen und jedem Einzelnen viel Angenehmes sagen.

Vielleicht wird eine schöne Frau mitfahren?

„Hihi!" sage ich zu meiner Seele.

Aber die schönen Frauen sind selten, beruhige ich die weltstädtischen Vorstellungen meiner bedrohten Innenarchitektur. Zumal bei Regenwetter, da sind die Damen vom Land so arg praktisch angezogen.

Das ist im Kino etwas anderes...

Die letzte Wegkrümmung, ja, ja, es ist so — selbst der Weg krümmt sich in der Trostlosigkeit dieser verregneten, abendlichen Landschaft...

Zum Teufel, was ist das?

Der Stegwart kommt mir entgegen.

„Grad ist er hinaus!" torkelt es aus seinem schadenfrohen Gesicht.

Ich hasse Dampfer, die mit breiter Rußfahne in Nacht und Nebel verschwinden!! Und von denen man nur das Nachsehen hat.

Der Wald ist schwarz, der Weg ist schwarz, meine Gedanken treten alle als Mohren auf die Schwelle des Bewußtseins.

Ich weiß nicht, wie ich nach Häuse gefunden habe.

Ich reiße fast die Klinke ab, wie Bismarck in großen Momenten.

Da, da... es riecht nach Thymian, nach Majoran, nach Lorbeer, nach Nelken, nach Pfeffer, nach frisch gekochtem Schweinefleisch, nach Wurstfett, kurz nach Metzelsuppe.

Metzelsuppe!

Die Griechen sollen, als sie, ich weiß nicht warum, das Meer entdeckten: „Trallala, Trallala" geschrien haben. Wie leer dieser Enthusiasmus.

Ich schreie: „Metzelsuppe!"

Ich stürze in die Küche.

Das strahlende Gesicht der Köchin dampft über dem Herde.

Der Nachbar hat geschlachtet!

Ich höre, wie der Wirt ein frisches Faß anzapft.

Ich setze mich an den Tisch, binde mir mit der Serviette den Kopf fest an den Hals, sonst möchte er mir wie ein Kinderballon vor Aufregung an die Decke schweben. Ich starre mit dem Messer in der Faust auf die kommenden Genüsse.

Plötzlich geht die Tür lautlos auf.

Ich springe vom Stuhl.

Drei Herren treten ein, mir vertraut und doch persönlich unbekannt.

„Was verschafft mir die Ehre?"

Der eine schnuppert mit beiden Nasenflügeln in der Luft herum.

Diese sächsische Nase sollt' ich doch kennen! Dieses altfränkische Haar, diese Stirn und diese Augen, in denen tausend und aber tausend plauderselige Idyllen einander umranken. Der Vatermörder ist von der quecksilberigen Beweglichkeit des Kopfes ramponiert. Die Hände, vom Berühren unheimlich zarter und zärtlicher Dinge schmal geworden und weiß, rückten sich einen Stuhl zurecht.

Der andere poliert mit einem roten Schnupftuch die rundliche Schwabennase. Ein Bratenrock umspannt den behaglichen Bauch.

Auf einmal wußte ich, wen ich zu Gaste hatte.

Ich zitterte in den Knien.

Ich lud die Herren lautlos ein, sich zu setzen. Meine Stimme versagte völlig.

Zuerst setzte sich Ludwig Richter, dann Schwind, zuletzt Mörike.

„Hier in der Nähe war ich schon," sagte

ganz alltäglich Schwind mit einer Stimme, die wie reinstes Aquarell klang.

„Bei meinem Nachbar, da drunten —" ich wies devot in der Richtung, in der ich das alte Schloß des Grafen Pocci wußte.

„Was verschafft mir die Ehre?" wiederholte ich hilflos meine Frage von vorher, um die Stille klein zu kriegen, und verbeugte mich hinter ihr her wie ein Ladenjüngling, der seinen Chef bedient.

Mörike riß seine Augen auf, daß die polierte, eirunde Stirn in lauter Falten und Scherben zerschlug: „Die Metzelsuppe, lieber Collega!"

„Collega!" hatte er gesagt! Mir rauscht noch jetzt alles Blut in den Ohren.

Ich mußte es der Köchin sagen, daß wir Gäste hatten. — Ich sprang in das Treppenhaus. Da trat sie mir entgegen, das sachliche Gesicht umdampft vom Brodem der Schüssel, die sie in beiden Händen trug.

„Ich komme ja schon!" strahlte sie, „ich komme ja schon!" und setzte die volle Schüssel auf den leeren Tisch, um den drei Stühle wie erloschen standen.

„Gesegnete Mahlzeit!" sagte sie und verschwand, ebenso wie Ludwig Richter, Schwind und Mörike.

Jedoch die Metzelsuppe, die stand wahr und wahrhaftig dampfend auf dem Tisch und blieb stehen.

Nein, auch sie verschwand spurlos, jedoch ... das ist eine andere Geschichte ...

Erinnerung. Von Walter Gerhard

War damals nicht,
will ich meinen,
alles erhellt?
Unser Kindergesicht
von dem Scheinen
des Tages umstellt?

Die Augen — im Licht
von Mären
und Sagen erstaunt?
Das Herz — vom Gedicht
ihrer Lehren
heimlich durchraunt?

Und war alles voll
von Güte
und liebenden Händen.
Kein Muß und kein Soll;
alles blühte
in unseren Geländen.

Wo war das nur?
Ist uns das Wissen
um jenes Land entschwunden?
Führt eine Spur
aus den Finsternissen
unserer Stunden?

Wie war das doch?
Wir suchen und schreiten
zurück und klimmen —
Fern in den Weiten
sehn wir ein Lichtlein glimmen:
Weißt du noch?

So soll es sein. Von Arthur Meltzer

Dies eine bitt' ich dich, nun wir nach Jahren
Uns wiedersehen wollen,
Nun ich so viel des unruhvollen
Leid's meiner Sehnsucht hab' erfahren
Und eine große Einsamkeit:
Es sei in einer fremden Stadt und um die Abendzeit —
Laternen brennen schon mit trübem Schein
Und nur der Wind gibt uns Geleit —
So soll es sein ...
In einer fremden Stadt und um die Abendzeit —

An einem Kindergrab. Von Th. Birt

Du unruhvoller
Kleiner Toller,
Ob laut, ob sacht,
Du kleiner Lacher
Und Lärmenmacher

Bei Tag und Nacht,
Des Plappermündchen
Zu keinem Stündchen
An Ruh' gedacht:
Wohin, ach, die Stimme?

Der Tod, der grimme,
Deckte dich zu.
Nun ist kein stummerer
Schlummerer
Als du.

Neues vom Büchertisch

Romane und Novellen. Von Karl Strecker

Hans Grimm: Volk ohne Raum (München 1926, Albert Langen) — **Gorch Fock: Sämtliche Werke** (Hamburg 1926, M. Glogau) — **Frank Thieß: Das Tor zur Welt** (Stuttgart 1926, J. Engelhorns Nachfolger) — **Karl Federn: Hundert Novellen** (Berlin 1926, Gebrüder Paetel) — **Ernst Zahn: Schritte ins Dunkel** (Berlin 1926, Vaterländische Verlags- und Kunstanstalt) — **Johanna Wolff: Der Liebe Gott auf Urlaub** (München 1926, Georg Müller) — **Friedrich Bethge: Pierre und Jeanette** (Schlawe 1926, Nationale Verlagsgesellschaft) — **Hans Richter: Turmstadt** (Berlin 1926, Ernst Keils Nachfl. Scherl)

Daß die Miene des deutschen Schicksals heute kaum weniger ernst ist als kurz nach dem Zusammenbruch, scheint in unserer verhetzten und verjazzten Gegenwart nur noch wenigen ganz zum Bewußtsein zu kommen. Um so nachdrücklicher muß auf Bücher hingewiesen werden, die den werten Zeitgenossen rütteln und zur Besinnung bringen, zumal wenn sie nicht streiten, nicht politische Parteiweisheiten und abgezogene Lehren zum besten geben, sondern Tatsachen und Erlebnisse sprechen lassen. Ein solches Werk liegt in Hans Grimms Roman Volk ohne Raum auf dem Tisch der Bücher und verweist ein paar Dutzend andere Neuerscheinungen in den Schatten. Das ist zunächst wörtlich gemeint, denn dieser zweibändige Koloß zählt nicht weniger als 1356 ziemlich klein gedruckte Seiten. Es ist ein hohes Lob für den ja freilich schon durch seine „Südafrikanischen Novellen", den „Gang durch den Sand" und die „Olewagen-Saga" vorteilhaft bekannten Erzähler Grimm, wenn ich zugestehen muß, daß der Wälzer, in den fast zehn Tagen, die ich an ihm las, mich kaum einen Augenblick ermüdet hat. Wohl aber erquickt, gespannt, nachdenklich gemacht und schließlich — mit dem Verfasser — empört.

Die Hauptperson, man kann in diesem Fall auch wirklich sagen: der Held, ist Cornelius Friebott, aus des Dichters Heimat, dem Weserland, in der Gegend von Lippoldsberg. Er stammt aus einer alteingesessenen Familie, seine Vorfahren waren Lehrer und Pfarrer, sein Vater Kleinbauer, für ihn selbst ist bald kein Raum mehr in der Heimat, wo er sich den Unzufriedenen zugesellt hat und für eine aufrührerische Rede drei Monate Gefängnis erhält. Aber der Dichter entläßt ihn nicht aus der Heimat, ohne vorher um sein herbes Schicksal hier ein Liebesidyll von beglückender Lieblichkeit und keuscher Zartheit, gleich einer blühenden Rosenranke, gewoben zu haben. Melsene — so ihr klingender Name — und „Nelius" lieben sich wie Vrenchen und Sali in Kellers Meisternovelle, aber sie vereint nicht der Tod, sie trennt das Leben ... Die Oberförsterstochter wird von der Mutter für zu gut befunden, diesem behafteten Kleinbauerssohn zu gehören, wird an einen wohlhabenden Verwandten verheiratet, während Cornelius seine vier Jahre bei der Marine abdient. Das erleichtert ihm den Abschied von der Heimat. Er geht nach Südafrika, und nun beginnt ein wechselvolles, abenteuerliches Leben, dessen Fülle und Mannigfaltigkeit hier nur angedeutet werden kann. Ursprünglich Modelltischler, wird er Arbeiter auf einer Burenfarm, Soldat, Diamantschürfer, Farmer; durch Wüsten und Schlachtfelder, schließlich durch englisch-afrikanische und portugiesische Kerker führt sein mühevoller Zickzackweg — und immer spürt er (vor dem Kriege noch) einen stillen, zähen Widerstand gegen das Deutschtum. Fast alle europäischen Völker findet er dort vertreten, der Engländer sitzt immer vorne, an den maßgebenden und einträglichsten Stellen, aber auch die anderen lassen die Deutschen nicht gern an die Krippe, schon weil sie meistens die bestgeschulten und fleißigsten Arbeiter sind. Am empfindlichsten und unter unsäglichen Schikanen spürt Cornelius dies während des Weltkrieges, wo die englischen Beamten nicht eher ruhen, als bis sie ihm die Todesstrafe zudiktieren können. Zu zehnjährigem Zuchthaus „begnadigt", gelingt es Cornelius wie durch ein Wunder zu entfliehen. Unter furchtbaren Mühen, Leiden und Gefahren schleicht er, steckbrieflich verfolgt, ein halbes Jahr durch Öden, Wüsten und Plantagen, bis er endlich bei einem Schweizer Missionar kurze Erholung findet. Er kommt auf portugiesisches Gebiet, wo er, verhaftet, in schmutzigen Gefängnissen sitzen muß, bis er endlich mit Hilfe eines wohlwollenden portugiesischen Offiziers und der spanischen Gesandtschaft nach Hause gelangt. Dort empfängt ihn die Nachkriegszeit mit ihren Leiden und das Übelwollen der einstigen Parteigenossen, deren Lehren er draußen in der Fremde als falsch und verderblich erkannt hat. Tiefdurchdrungen von der Notwendigkeit, das Volk aus seiner Verirrung herauszureißen, wird er Wanderredner und endigt durch den Steinwurf eines ehemaligen Genossen. Aber vorher lächelt ihm

noch einmal das Glück der Liebe, ein Absenker aus jener „Rosenranke" seiner frühen Jugend. Melsene ist wiedererstanden. Eine Tochter, die der Mutter Namen trägt und ihr aufs Haar gleicht, schenkt ihm ihre Liebe, schenkt ihm Heimatglück und ein Söhnchen. Von dessen Schicksal spricht die Mutter, die ganz in der Ideenwelt ihres gefallenen Mannes lebt, das trübe Wort: „Und das ist gewißlich wahr: deutsche Kinder werden immer kürzer lachen, noch schwerer als wir . . . ohne deutschen Raum."

Hans Grimm ist kein Eiferer, kein Parteipolitiker, kein Doktrinär. Wenn er spricht, meint man das Leben selber raunen zu hören und seine Deutung zu verstehen. Seine Sprache ist ernst und felsig, fast in Sagenform gemeißelt und erhält eine eigene Wucht mittels stilistischer Eigenarten, wie das Staffeln einer Meinungsäußerung durch ein nach bestimmten Absätzen immer wieder anhebendes: „Er (oder sie) sagt:". Deutsche aller Parteien sollten Grimm hören — und nicht nur Deutsche, denn es handelt sich hier um europäische, um weltpolitische Fragen von größter Bedeutung, um die Frage der weißen Rasse, obwohl und gerade weil hier unverkennbar ein deutsches Herz in Not und Sorge pocht, eine deutsche Stimme spricht. Sie spricht klar, ruhig und — überzeugend.

Mit Bedacht setzen wir gleich hinter diesen Hinweis die Anzeige von der Gesamtausgabe der Werke Gorch Focks, die ein wenig spät, aber doch nicht zu spät, in fünf schmucken Bänden erschienen ist. Denn wie Grimm im Sand, hat Fock auf dem Wasser als Mann seine Tüchtigkeit bewährt und jene nachhaltige, allem Schein abgewandte Kraft bewiesen, die den besten Deutschen eignet, und die auch ein Volk ohne Raum und ohne Glück, wenn sie ihm treu bleibt, vor schmählichem Untergang bewahren wird.

Wenn man nach langer Zeit Focks bedeutendsten Roman „Seefahrt ist Not" noch einmal vornimmt, erstaunt man, wie alles wieder frisch und lebendig wird. Dem Leser ist, als stände er an der Reling, von frischer Nordseebrise umweht, und mit dem Schwinden des Landes dahinten fiele die letzte Kette ab —: voraus aber fliegt der Blick, voraus das Herz mit den Möwenschwingen, die über der rauschenden Weite aufblitzen. Da glaubt man Klaus Mewes ragende Gestalt oben am Steuer zu sehen, der im Sturme singt und mit lachendem Auge noch in den Tod geht, da den kleinen Klaus Störtebecker neben ihm, dem Seefahrt allein not ist, und der zu dem Vater mit hellen Augen aufblickt: „Bang bün ick ne, Vadder!" ruft er noch, wenn die Sturzwelle über ihn hinbricht. Der alte Hansageist lebt in diesem Finkenwärder Jungen, wenn er auch nur ein kleiner Ewerführer ist, seine freie Stirn, seine lachenden blauen Augen zeugen von frischem Seemannsgeist, von heißer Liebe zur Heimat, vor allem aber zum Meer und fröhlichem Seilen (Segeln). Indessen hinter diesem Frohsinn des kleinen Klaus Störtebecker und seines Dichters (die eine Person sind) barg sich kein Leichtsinn, keine ziellose Schwärmerei. Von dem jungen Gorch Fock stammt das Wort: „Du kannst dein Leben nicht verlängern, noch verbreitern: nur vertiefen, Freund."

Im Skagerrak, wo Klaus Mewes mit der Hand winkend versank — denn er sah in der hereinbrechenden Todesnacht noch den kleinen Störtebecker von weitem und rief ihm zu: „Fahr glücklich, mien Jung', sieh zu, daß du dein fröhliches Herz behältst!" — ist bekanntlich auch Gorch Fock gefallen in der großen Seeschlacht, die nach dem Skagerrak ihren unvergänglichen Namen hat. Vorher, als der Krieg ausbrach, hatte er noch in sein Tagebuch geschrieben: „Komme, was kommen mag: ich halte mehr in Händen, als ich zu halten glaubte, und kann doch sterben, wenn Deutschland sterben soll! Deutschlands Schicksal ist auch mein Schicksal! . . . Aber auch dann, wenn viele Deutsche wieder in ihren Alltag zurücksinken, wenn sie das schöne Gleichgewicht wieder verlieren sollten, so wollen wir, will ich doch festhalten, will gerade dann und deshalb treu sein und bleiben. Die Saat dieser Zeit soll mir niemand vertreten und kein Unkraut soll mir dazwischen kommen."

Ist es nicht, als hörte man eine Stimme aus einer anderen Welt? Und doch sollte diese Stimme auch uns klingen und mahnen an das „schöne Gleichgewicht", das für immer verloren scheint. In diesen fünf Bänden klingt sie hell und freudig, so hört man lange noch mit innerem Ohr das Lachen des Seemanns, der im Sturme singt und die Stimme des kleinen Klaus: „Bang bün ick ne, Vadder!"

Auch an dieser Jugend wird Frank Thieß nicht vorübergehen dürfen, wenn er sich jetzt das große Ziel gesteckt hat, den Weg unserer heutigen Jugend in vier Büchern zu zeichnen. Er veröffentlicht jetzt den zweiten Band: Das Tor zur Welt, dem als dritter „Der Leibhaftige" und als vierter „Die Feuersäule" folgen werden. Der erste Band „Abschied vom Paradies" kommt als Buch erst im Frühjahr 1927 heraus. Weshalb? Unseren Lesern sei das Geheimnis verraten: dieser Roman, wie alle vier in sich abgeschlossen, wird vorher in unseren Monatsheften erscheinen, und zwar im Dezember und Januar. Aus diesem Grunde enthalte ich mich vorläufig auch noch eines näheren Eingehens auf „Das Tor zur Welt". Der Leser wird eine Besprechung besser verstehen und mit größerem Anteil verfolgen, wenn er die Voraussetzungen kennt, wenn sein Interesse durch den ersten Band geweckt ist. Denn immerhin hängen die vier Bücher geistig und auch zum Teil durch die Wiederkehr der gleichen Personen eng zusammen. Nur soviel sei heute schon gesagt, daß dieser

vorliegende zweite Band Frank Thieß auf der Höhe seiner längst anerkannten und von uns wiederholt gewürdigten Erzählungskunst steht. Es ist eine Gymnasiastengeschichte voll Gärung und Drang, alle die Rätsel und Widersprüche, die Empörungen, der Jubel und die Schwermut des Jünglings, die dunklen Triebe in des Mädchens Reifezeit zur Liebe sind hier mit schonungsloser Wahrheitsliebe gestaltet. Sobald der erste Band erschienen ist, werden wir auch auf diesen zweiten zurückkommen.

Frank Thieß steht nicht allein mit seinem Hang und Drang zur Büchereihe. Karl Federn hat auch eine Flucht von mehreren Bänden vorgesehen mit seinen Hundert Novellen. Man erschrickt bei dieser Zahl und findet sein Gleichgewicht erst wieder, wenn man beim Aufblättern findet, daß der bisher erschienene erste Band ihrer nur dreißig enthält und darunter einige wohlbekannte, so „Die beiden Edelleute", die vor drei Lustren etwa in diesen Monatsheften zuerst sich befehdeten und versöhnten. Alle Novellen Federns zeichnen sich durch ihre Kürze aus und — was noch anerkennenswerter ist — durch eine außerordentliche Kunst, in knappster Form die Geschehnisse zusammenzufassen. Es ist wirklich eine Art Decamerone, und sicherlich hat Federn mit der Zahl hundert die Erinnerung an Boccaccio wecken wollen. Auch er behandelt, wie der große italienische Dichter, alle möglichen Menschenklassen und Persönlichkeiten, tragische und komische, wunderbare und rührende (wenn auch nicht so schlüpfrige) Stoffe. Darum wollen wir Federn noch lange nicht mit Boccaccio vergleichen; dieser Brauch, immer sogleich mit der Parallele einer Berühmtheit aus der Weltliteratur bei der Hand zu sein — bei Verlegern auf den Reklamezetteln allenfalls verständlich, wenn auch nicht entschuldbar — degradiert nachgerade die deutsche Buchkritik. Hundertmal hat man schon Dichter wie Kleist, Keller, Storm, Maupassant, Dickens in Buchbesprechungen wiederauftauchen gesehen, wenn sie auch meistens nach einigen Jahren wieder versunken und vergessen waren. Nein, „sans comparaison" aber mit unverkürzter Anerkennung sei Federn der Preis eines ausgezeichneten Novellisten zugestanden, der die Fülle seiner Gesichte und Geschichten, die Mannigfaltigkeit seiner Seelenregungen und Bilder mit gelassener Sicherheit und doch, wo es der Stoff erfordert, warmem Gefühl zu Lebensausschnitten formt. Ich las zuerst in der Absicht, ein paar der besten Novellen hervorzuheben, hatte mir auch schon „Der Flibustier", „Jean Bouche der Lakai", „Bürger Tassendieu", „Die beiden Edelleute" und andere notiert, aber schließlich erwiesen auch viele der anderen ihre besonderen Vorzüge, so daß der rund 400 Seiten starke Band als Ganzes empfohlen sei.

Auch Ernst Zahn wartet diesmal mit einer Novellensammlung auf, freilich bescheidenerer Art. Es sind nur vier kleine Erzählungen, die er unter dem Deckblatt Schritte ins Dunkel der Novellenreihe „Unsere deutschen Erzähler" (von Walter Hamberger herausgegeben) überlassen hat. Aber die verinnerlichte Erzählungskunst Zahns, seine echte und schlichte Art, den Leser mitzunehmen, übt er auch in diesen kleinen Gaben wohltuend aus. Seine innige Liebe zur heimatlichen Alpenwelt und seine Kunst, deren einfache Menschen treu und wahr darzustellen, zeichnet die Geschichte des Bergführers Lori aus, dessen Ende im Schneesturm eine epische Meisterleistung ist. Hier, wie in der zweiten Novelle „Der Sieger" bildet die heimatliche Liebe wortkarger und bescheidener Menschen, die doch einen stillen Sonntag in sich tragen, den eigentlichen Gehalt, während die dritte, „Sommervogel", mit gesundem Humor den ehrsamen Schuhmacher Gottfried Aeschlimann in seinen Nöten und Sorgen gegenüber dem heißen Wunsch seiner Tochter Linette, zur Bühne zu gehen, belauscht. Schließlich gibt er nach, er läßt seinen „Sommervogel" ausfliegen; er hätte ihn ja doch nicht behalten können, sagt er sich zum Trost, aber dabei zittern seine Lippen im Barte, als hätte der Mund hart an etwas zu beißen . . .

*

Wie schon eine erkleckliche Anzahl anderer Schriftsteller, führt Johanna Wolff uns in ihren Erzählungen Der Liebe Gott auf Urlaub mit verheißendem Lächeln in das Himmelreich und zeigt uns den lieben Gott als freundlichen Großpapa und Petrus als knurrig-gutmütigen Himmelspförtner, dem der Herrgott es förmlich abtrotzen muß, daß er einmal einen kleinen Erdenbummel machen will. „Ich kann mich hier zu wenig betätigen," meint er und will seinen alten braunen Rock anziehen, aber dem fehlen die Knöpfe. Da bringen die Engelein zwölf Funkelsterne, die Petrus an den Rock näht, so daß sich der Herrgott jetzt sehen lassen kann unter den Menschen, wenn leider sein Rock auch recht unmodern geworden ist. In diesem Ton ist die Einrahmung des Ganzen, betitelt „Im Himmelreich", gehalten. Es folgen nun auf Erden vierzehn Begegnungen Gottes, der als „der Mann im braunen Rock" erscheint, mit allerhand Typen der Menschheit und sogar der Tierwelt, die er in ihrer Not tröstet durch einen seiner Sternknöpfe oder durch einen großen roten Himmelsapfel, die er in der Tasche mitgebracht hat. Diese Erzählungen sind im Stil, im Tonfall, ja selbst in einzelnen Worten so von „Also sprach Zarathustra", namentlich vom vierten Teil beeinflußt, daß ein Mißverhältnis zwischen der Form und dem oft etwas verbrauchten und schal gewordenen Inhalt entsteht. Vieles liest man mit innerer Freude, sogar mehr als die Hälfte, weil

man in allem ein gütiges Herz verspürt, einen Verstand, der, um zu helfen, auf das Gute zusteuert, und eine behutsam formende Hand — aber als Ganzes enttäuscht das Buch, zumal wenn man (S. 234) den lieben Gott sich über seine Zwecke äußern hört, die vor denen eines Almosengebers oder eines verständigen Pfarrers im engen Wirkungskreise kaum etwas voraushaben. Wer sich an ein so schwieriges Thema wagt, sollte wenigstens von seinen Vorgängern hierin gelernt, zum mindesten sollte er sie kennengelernt haben. Was die humoristische Fassung anbelangt, so hat sich einer der größten deutschen Humoristen, John Brinckmann, jahrelang mit seinem „Uns Herrgott up Reisen" gequält, ohne etwas Bedeutendes fertigzubringen, mit ernsterer Absicht ist noch kürzlich Ricarda Huch ähnliche Wege gegangen. Mit beiden ist das vorliegende Buch, so nahe es einem manchmal rein gefühlsmäßig kommt, nicht zu vergleichen; es ist dem Stoff in keiner Weise gewachsen.

... Aus Schlawe kommt ein Büchlein mit Ostwind auf den Tisch geflogen: der Verfasser Friedrich Bethge hat sich schon durch Gedichte, Dramen und verständige Theaterkritiken bekannt gemacht, und die zwei novellistischen Versuche, die er hier vorlegt, zeugen von seiner Begabung auch auf diesem Felde, namentlich die Erzählung, nach der er das Heftchen benannt hat: Pierre und Jeanette. Ein belgisches Dorf im Kriege. Der Tagelöhner Mélard, ein großer, roher Gewaltmensch, hat in schwerer Hungerszeit zu Beginn des Krieges sein zartes und einziges Töchterchen veranlaßt, sich mit den Preußen abzugeben, so übersteht er die mageren Jahre ohne große Beschwerde. Aber der Chauvinismus und die Roheit jenes belgischen Bauernvolkes heischen furchtbare Sühne: Jeanette wird schwer mißhandelt, und man drückt ihr, als der Feind abgezogen ist, das glühende Eisen der Schande als bleibendes Mal auf die Stirn. Als ihr Bräutigam Pierre, ein junger Schmied, der von alledem nichts weiß, aus dem Kriege zurückkommt, in dem er sich sehr ausgezeichnet hat, ist sein Entsetzen groß, aber die Liebe ist größer, er heiratet Jeanette trotzdem und kümmert sich wenig darum, daß die Hochzeitsgäste fehlen. Doch glimmt die Wut und Rachsucht des Volkes heimlich fort, und als das verfemte Paar zur Einweihung des Kriegerdenkmals zu erscheinen wagt, kommt es zu einer Schlägerei, in der Pierre erstochen und Jeanette so schwer verletzt wird, daß auch sie bald abscheidet, nicht ohne vorher mit ihren matten Händen ein Lichtlein der Versöhnung in dem heimgesuchten Dorf entzündet zu haben. Die andere Erzählung „Waska" behandelt das bekannte Enoch Arden-Motiv mit einigen Abweichungen, sie ist nicht so ausgereift und innerlich ins Gleichgewicht gebracht wie diese, auch gibt es da einige Unklarheiten und Unwahrscheinlichkeiten, die mir freilich beabsichtigt scheinen, sie sollen dem Ganzen eine geheimnisvolle Deutung im kleistischen Sinne geben, wie denn das große Vorbild Kleist unverkennbar bei Bethge ist. Gewiß zeugt das von wählerischem Geschmack, aber wie alle Großen, ist auch Kleist ein gefährliches Vorbild: vieles von dem, was diese Genien an bleibenden Werten schufen, ist schon auf anderen Wegen und Leitröhren in unser Schrifttum übergegangen, manches aber läßt sich nicht mehr so, wie es früher an seiner Stelle stand, in die Gegenwart herübernehmen.

Aber im ganzen betrachtet, ist Bethge, der zu den Jungen gehört, ohne sich durch Mätzchen, Cliquenwirtschaft und parteipolitische Weisheitsspenden um den künstlerischen Kredit zu bringen, eine Begabung, mit ernstem Künstlerwillen, dem Zug ins Große und sehr beachtenswertem Können.

Schwer zu ertragen sind nachgerade die zahllosen phantastischen Zukunftsromane, die in Wundern der Technik, der Erfindungen und Entdeckungen schwelgen, Wahn-, Trug-, Traum-, Schein-, Schreck-, Schatten- und Luftgebilde, Gaukelspiele vertrackter Hirngespinste vor uns aufsteigen lassen, wie eine Wolke von bunten Seifenblasen. Es kommt ja doch anders, ihr Herren, die Wirklichkeit bleibt immer originell und anziehender als eure Fabelflugzeuge, die einander gleichen, wie ein Windei dem anderen.

Unter diesem Gesichtspunkt ist es doppelt anerkennenswert, daß Hans Richter seine Turmstadt mit Geschmack und unter weiser Abmessung der Tragfähigkeiten eines so schwanken Grundes gebaut hat. Der Roman behandelt die einleuchtende Möglichkeit der großen Vertrustungen. Turmstadt ist die Leitstelle und Machtzentrale eines neuen Europas. Der Ingenieur Northen, ein genialer, hochstrebender Mann, der selbstlos seine Kraft an die große Sache hinschenkt, will dem despotischen Ungeheuer mechanischer Vollendung Sinn und Seele geben, aber dem widerstreben der Generaldirektor und seine Leute mit aller Macht — und die ist groß. Intrigen werden gesponnen, und an alle schwierigen Posten wird Northen gestellt. So schicken sie ihn, als die Kohle auszugehen droht, nach dem Balkan, um eine dortige Wasserquelle auszunutzen, aber dieser ehrgeizige Mann findet auf seiner Expedition eine andere Kraftquelle, die freilich schließlich nur für ihn und ein Geschlecht ausreicht, das der Turmstadt, diesem Abgott und Dämon, entschlossen den Rücken wendet und in nordischen Ländern ein neues Glück und eine neue Heimat sucht. Die symbolische Handlung ist klar und folgerichtig aufgebaut, die Sprache voll schlichter Kraft und die Zeichnung der Gestalten, namentlich auch der beiden Frauen, die um Northen ringen und dieser selbst, folgt bester Überlieferung.

René Fülöp-Miller: Geist und Gesicht des Bolschewismus

Von Prof. Dr. Erich Obst

Wenn man jahrelang dem russischen Problem nachgegangen, vom Eismeer bis hinunter zum Kaukasus gepilgert ist, um die russische Sphinx kennen zu lernen, so greift man begierig nach jedem Werk, das sich mit diesem großen Rätselland beschäftigt. Selten nur findet man wahrhafte Befriedigung, denn die Gefahr, dem Schein und dem Schlagwort zu verfallen, ist wohl nirgend größer als in Sowjet-Rußland. Und dazu sind die Dinge im moskowitischen Ostreich derartig im Fluß, daß es wirklich außerordentlich schwer ist, Wesentliches vom Unwesentlichen zu unterscheiden.

Das vorliegende Werk des Amalthea-Verlags (Zürich, Leipzig, Wien) — monumental schon im primitiven Sinne des Umfangs und über die Maßen glänzend ausgestattet — ist ein Erlebnis. Auf ein umfassendes Wissen gestützt, hat uns René Fülöp-Miller eine ebenso tiefgründige wie formvollendete Analyse der modernen russischen Kultur beschert, das Werk über das kulturelle Leben in Sowjet-Rußland. In der gesamten Weltliteratur finden wir nichts Ebenbürtiges. Mit einer einzigartigen Einfühlungsgabe hat er das Wesen der russischen Kultur erfaßt, mit bewundernswerter Schärfe, erstaunlichem Weitblick schweißt er tausenderlei Einzelheiten zu einem großen Ganzen zusammen, mit wahrhaft künstlerischer Fertigkeit formt er aus allen seinen Feststellungen ein grandioses Gemälde des kulturellen Lebens, wie es dem Sowjet-Staat eigen ist. Wer den Bolschewismus als schicksalschweres Problem unserer gesamten Kultur begreifen lernen will, der vertraue sich dem hervorragenden Werk Fülöp-Millers an.

Fülöp-Miller behandelt zunächst die grundlegenden soziologischen und philosophischen Vorstellungen des Bolschewismus. Der „kollektive Mensch“ wird hier in allen seinen Wesenszügen skizziert. Nicht etwa die Entwicklung der Seele, so sagt der Bolschewist, kann zu einer wahren Wiedergeburt der Menschheit führen, das Heil ist vielmehr allein aus der mechanischen und äußeren, rein additiven Verbindung aller einzelnen durch die Organisation zu erzielen. Weg darum mit dem „seelenbehafteten“ Einzelmenschen, dem üblen Relikt einer fluchbeladenen individualistischen Vorzeit. Alles nur für die Masse und durch die Masse, die Bahn frei für die Entwicklung eines neuen Menschentyps, des „Kollektivmenschen“. Das Individuum hat im allgemeinen keine Existenzberechtigung; nur die Gesamtheit des Volkes, diese Kraft, die alle materiellen Dinge hervorbringt, ist zugleich die Quelle alles Geistigen. — Wohin dieses „überpersönliche“ Ideal der Bolschewisten naturnotwendig führen muß, hebt Fülöp-Miller knapp und klar hervor: „In Rußland ist eine Welt im Entstehen ohne persönliche Freude am Leben, mit Bildern ohne Farbe, mit Musik ohne Wohlklang, Weltanschauung ohne innere Stütze des Geistes, eine mechanisierte Welt, in der es nur mehr seelenlose Maschinen geben wird.“

Dieser Versuch, die Menschheit in einen ungeheuren Automaten zu verwandeln, beruht natürlich auf einem verhängnisvollen Nichtverstehen des Marxismus. Was im Marxismus bloß als wirtschaftliche Voraussetzung des eigentlichen ideellen Zieles gemeint gewesen war, wurde in den Augen der Bolschewiken zum Ziele selbst. Ihre Sehnsucht nach einem irdischen Reiche der Seligkeit führte sie dahin, daß sie den ökonomischen Kollektivismus selbst als die Erlösung der Menschheit von allem Übel betrachteten und zum alleinigen Inhalt ihrer Heilslehre machten. Anderseits war gerade diese Hoffnung auf ein Reich der völligen geistigen Unverantwortlichkeit des einzelnen vielleicht eine der stärksten Triebfedern, welche die russischen Massen zu der bolschewistischen Theorie hindrängte und dieser einen so raschen Erfolg sicherte.

Masse, Maschine! Wie heißt es doch in einem der bezeichnenden Aufrufe Gastjeffs: „Nehmen wir den Sturm der Revolution in Sowjet-Rußland, vereinigen wir ihn mit dem Puls des amerikanischen Lebens und tun wir unsere Arbeit wie ein Chronometer!“ Nur die einzigartig faszinierende Führerpersönlichkeit eines Lenin konnte imstande sein, sich mit einem solchen Motto in einem Lande durchzusetzen und zu behaupten, dessen Bevölkerung zu acht Zehnteln aus unwissenden, weltabgewandten Bauern besteht.

Als höchstes Ziel der zu schaffenden neuen proletarischen Kultur gilt es seit 1917/18, einen möglichst imposanten und machtvollen Ausdruck für das Reich der Masse zu finden. Mit einer Art revolutionärer Siegesallee begann die neue Kunst. Riesendenkmäler von Raditscheff, Schewstenko, Herzen, Marx, Engels, Lenin und andern mehr „schmückten“ die Straßen und Plätze, Riesenplakate „zierten“ die Häuserfassaden, die Eisenbahnwagen usw. Durch übertriebene Vergrößerung der althergebrachten Formen wollte man das Monumentale betonen und ausdrücken. Dann versuchte man eigene neue Formen zu finden, schuf kubo-futuristische Denkmäler, um bald darauf einzusehen, daß auch dieser Weg nicht zum Ziel führte, weil man eben nicht der inneren Stimme des Künstlers folgte (wie Einzelgänger, z. B. der Maler Jurji Annenkoff), sondern sich



Bildnis. Gemälde von B. Straßer

zum Büttel politischer Agitation degradiert hatte. Zudem verherrlichte jede noch so radikale kubo-futuristische Siegesallee im Grunde den individuellen Heroismus und verleugnete damit die Ergebnisse proletarischer Historik. So kam man mählich zum „Monument der Maschine", zur „dynamischen Maschinenmonumentalkunst" unter Verwendung lediglich der „revolutionären Baustoffe" Eisen, Beton und Glas. „Bauet Bewegung," so lautete jetzt die Losung, „verherrlicht die unpersönliche Masse in grandioser, technischer Architektur" usw. Pläne über Pläne, Proklamationen und Projekte! Aber die Taten blieben bei diesen Träumern der Technik aus. Inmitten der erbitterten Fehden der einzelnen Schulen und Richtungen wirkte es wie ein befreiendes Wort, wenn Trotzki sogar offen bezweifelte, ob es eine proletarische Kunst überhaupt gäbe.

Unorganisch, unkünstlerisch letzten Endes auch die Umgestaltung des russischen Theaters durch Stanislawski, Mayerhold und Wachtangoff. Alle drei gewiß echte Künstlernaturen, aber kaum einer von ihnen frei von der Neigung, die Bühne in den Dienst der politischen Agitation zu stellen, sie zum Forum politischer Kampfreden zu machen und ihr die Verhöhnung des bürgerlichen Gegners als wesentliche Aufgabe zuzuweisen. Die Bühne soll die Masse kollektiv organisieren helfen, sie hat an die Stelle des Individuums die Massenpsyche zu setzen und damit der revolutionären Idee zu dienen. „Das neue Theater," sagt Mayerhold, „verneint und verwirft alles, was nur schmückt oder nicht unmittelbar praktisch fördert; es kommt nicht aus dem Leben, sondern soll in das Leben wirken, deshalb dürfen in seinem Rahmen auch die technischen Schöpfungen der Gegenwart, Maschinen allerart, Automobile und Kanonen, nicht fehlen, um so weniger als diese Gegenstände auch die Dynamik des Vorstellungslebens verstärken." Noch toller treibt es Eisenstein mit seiner „Proletkultbühne" oder der Leiter des „Projektionstheaters". Dynamik über alles! Die Aufführung findet in der Mitte des Saales statt, das „Stück" ist nichts anderes als ein dreistündiges Turnen, Springen, Hin- und Herlaufen. Wehmütig, aber treffend bemerkt Fülöp-Miller: „Somit ist die russische Bühnenkunst bei akrobatischen Darbietungen angelangt, bei Salto mortale, Riesenwelle und Seiltanzen, bei Jonglieren und höherer Equilibristik, also bei den Hilfsmitteln der Jahrmarkt-Dramaturgie. Von hier aus soll, wenigstens nach dem Dekret jener Männer, denen das Wohl und Wehe des Theaters anvertraut ist, der Weg zu wirklicher und wahrer „sozialistischer" Kunst führen! Dem Europäer bleibt nichts übrig, als zu hören, zu schauen, zu staunen und sich immer wieder klarzumachen, daß alles, was in Rußland geschieht, in allen seinen Äußerungen von unseren Traditionen und unserem Empfinden grundsätzlich verschieden ist." — Von der Mechanisierung der modernen russischen Dichtkunst, von den „Leistungen" etwa der revolutionären „Volksbarden" Bednji, Majakowski und Marienhof braucht hier nicht ausführlich berichtet zu werden. Es genügt, als Beispiel eine Stelle aus Majakowskis „150 Millionen" zu zittieren:

„Nieder mit der Welt der Romantik!
Nieder mit den defaitistischen Klagepsaltern!
Dem pessimistischen Väterglauben!
Nieder mit dem Besitzwahn, in welcher Gestalt auch!...
Athletisch kühn sein, die Muskeln gestrafft,
Voll von der Religion der Aktivität!
Deine Seele:
Dampf, Preßluft, Elektrizität!!!...
Den Almosenspendern, Nabelbeschauern,
Die Axt ihnen über die Glatze tanzen lassen!
Erschlagen! Erschlagen!
Bravo: und Schädelschalen sind gut zu Aschenbechern.
Knall' die Faust dem frackgedrechselten Wohltätigkeitsherren dort in die Fresse!
Den Schlagring aufs Nasenbein!
Tabula rasa!
Schleif dein Gebiß,
Beiß ein dich in die Zeit,
Durchnage das Gitter!...
Neue Antlitze!
— — — — — — — — — — — — — —
An alle, die da die Brust sich schlagen,
Bekennen:
„Lange genug gefüttert mit Verwesungsgestank!
Wie lange noch!
Satt! Satt!
Genug! Genug!
Schluß! Schluß!
Wir wollen,
Wir können nicht mehr ..."
Sammelt euch!
Tretet heraus aus der Jahrtausende Dunkel!
Gleichschritt! Marsch!
(Hier deine Unterschrift, Kamerad,
Wenn du mir zustimmst...)
Rache ist der Zeremonienmeister.
Hunger der Ordner.
Bajonett. Browning. Bombe...
Vorwärts! Tempo!"

Sollen wir weiter berichten, was Fülöp-Miller über die bolschewikische Musik, über die sozialen Probleme, über die religiösen Strömungen im neuen Rußland oder über das Schulwesen, die Gerichtsbarkeit, die Moral des Bolschewismus usw. ausführt? Vergebliches Bemühen! Ein solches Werk kann und darf man nicht aus einem notgedrungen dürftigen Referat kennenlernen, man muß es vielmehr selbst lesen. Jeder aber, der unbefangen den Darlegungen Fülöp-Millers folgt, wird dem Verfasser rechtgeben, wenn er seine Erlebnisse mit den folgenden Worten zusammenfaßt: „Der Bolschewismus zielt auf mehr als auf die Konfiskation des Privateigentums: er will die Menschenwürde überhaupt konfiszieren, um alle freien Vernunftwesen schließlich in eine Horde willenloser Sklaven zu verwandeln. Welche maßlose Mißachtung des Menschen liegt doch darin, in dieser allgemeinen Unterdrückung den Weg zum Heile sehen zu wollen! Es ist dieselbe Sprache, mit der Dostojewskis nihilistischer Sozialist Schigaleff in dem Roman ‚Die Dämonen' und später, in einer vergeistigten Steigerung in den ‚Brüdern Karamasoff', der jesuitische ‚Großinquisitor' für die Beglückung der Welt durch die organisierte Tyrannis eintritt."

Illustrierte Rundschau

Ein neuentdecktes Lutherbildnis — Neue Innenkunst von Prof. E. Fahrenkamp — Moderne Keramiken aus Dresden und Kiel — Die Lichtbildkünstlerin Gertrud Munckel — Der Goldschmied Clemens Dahmen — Schmuck von Rudolf Feldmann — Zu unsern Bildern

Cranach hat, oft von seinen Schülern unterstützt, die Züge des Reformators auch nach dessen Tode noch häufig festgehalten. War es doch der Wunsch vieler Gemeinden und Fürstlichkeiten, ein Bild des starken Gottesstreiters zu besitzen. Das hier wiedergegebene Porträt gehört zu den besten, die der alte Cranach geschaffen hat. Luther wirkt hier nicht ganz so vierschrötig wie auf manchem, als besonders ähnlich gerühmten Porträt. Seine Züge sind durchgeistigt und haben trotzdem etwas von dem Bauerntrotz, der sich gegen eine feindliche Welt durchzusetzen vermochte.

★

Ähnlich wie vor einem Menschenalter der Jugendstil hat sich auch der Expressionismus als unfähig zur Schöpfung eines neuen kunstgewerblichen und architektonischen Stils gezeigt. Aber genau wie damals erweisen



Martin Luther. Ein neuentdecktes Gemälde von Lucas Cranach (53.6×34.8 cm)
Mit Erlaubnis der neuen Kunstzeitschrift „Der Sammler“, Kopenhagen. (Aus dänischem Privatbesitz)



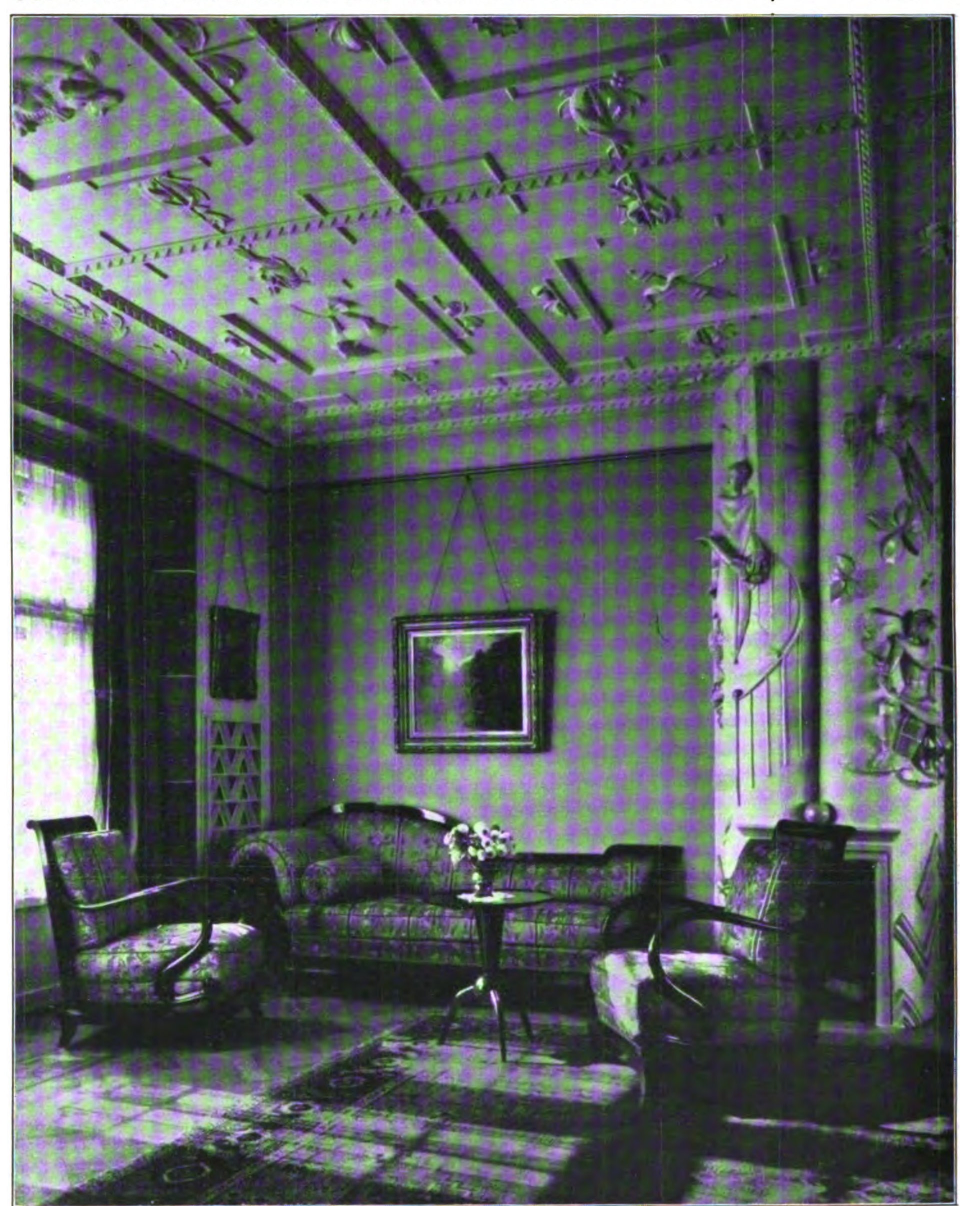
Kinderschlafzimmer. Entwurf von Prof. E. Fahrenkamp

sich einzelne seiner Anregungen überraschend fruchtbar, nachdem er selbst längst verblichen ist.

In dem Haus, das Professor E. Fahrenkamp mit sorgfältiger Liebe und reicher Phantasie in Barmen ausgestattet hat, wird ein altmodischer Besucher nichts finden, was sein künstlerisches Gefühl beirrt. Und dennoch begegnet er auf Schritt und Tritt Kühnheiten in der Ornamentierung der Wände und Decken wie der Gestaltung der Möbel, Formen, die noch vor einem Jahrzehnt den meisten verwegen erschienen wären und deren Schönheit heute sich jedem Auge mühelos und wie selbstverständlich erschließt. Fahrenkamp gehört zu den Architekten, die an dem Gelingen der Düsseldorfer Ausstellungsbauten auf der Gesolei hervorragenden Anteil haben.

★

Auf Seite 349 bringen wir einige Bilder von der Tanzschule in Laxenburg bei Wien. Hier werden die Hellerauer Bestrebungen, die den Auftakt zu einer in un-

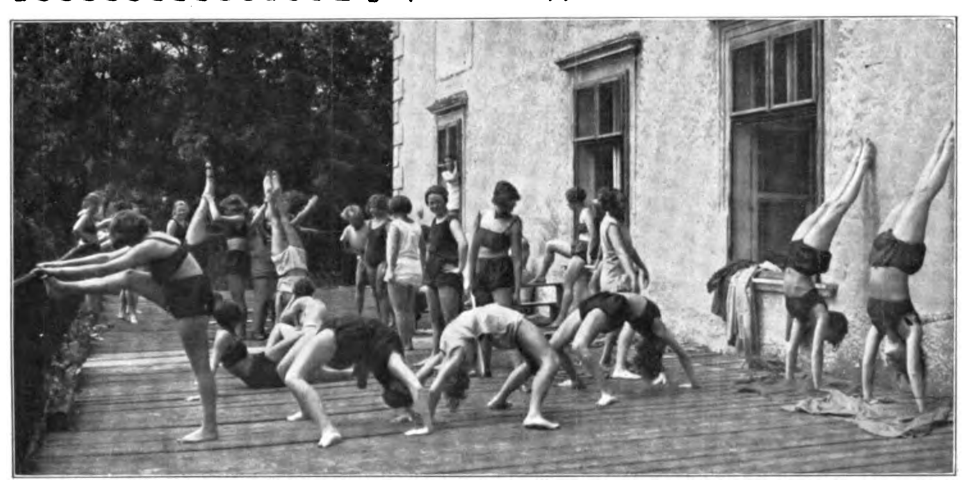


Wohn- und Musikzimmer. Entwurf von Prof. E. Fahrenkamp

übersehbare Breite gegangenen Bewegung gebildet haben, gepflegt. Das ist ja das Eigentümliche all der vielen modernen Tanzschulen, daß sie mehr sein wollen als Lehranstalten für eine Technik. Überall schwingt der Wille zu einer Lebensreform mit, die man aus dem Geiste der Musik, des Rhythmus, des Tanzes erhofft und die ihre wesentliche Stärke aus dem neugewonnenen Gefühl von dem Segen körperlicher Zucht und Selbstbeherrschung gewinnt. Dieser Gemeinschaftsgedanke kommt auf dem Bilde, das die Übungen der jungen Menschen zeigt, besonders klar zum Ausdruck.

★

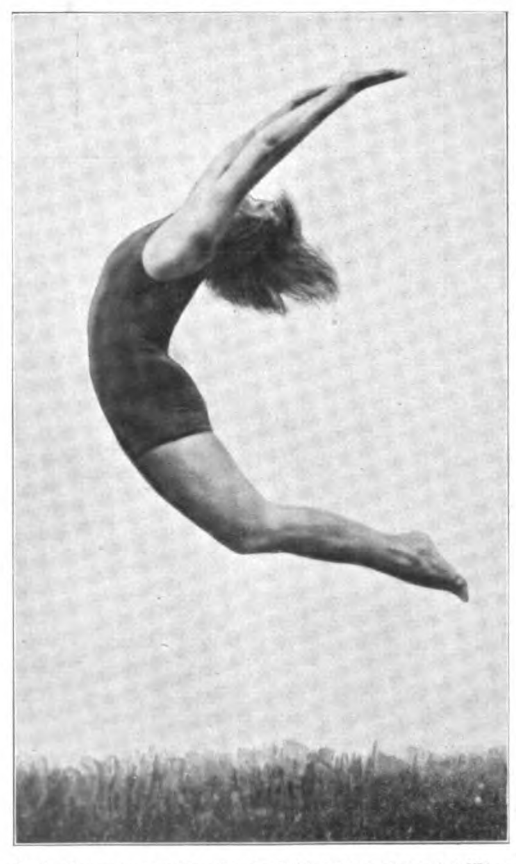
Die nächste Seite vereinigt Keramiken aus Dresden und Kiel. In Dresden hat der Landschaftsmaler Max Schleinitz Töpfereien geschaffen, die in Anlehnung an alte Vorbilder dem Käufer die Freude an einfachen und gefälligen Formen und stilgerechter Ornamentik erneuern wollen. Grade auf dem Gebiet der Töpferei finden wir noch viele billige und teure Erzeugnisse, die mit eitlem



Aufnahmen in der Tanzschule Schloß Laxenburg bei Wien. Photographie Brühlmann

„Dekor" Käufer und Beschauer blenden wollen. Gegen diesen Schund wenden sich die Schleinitz-Keramiken, deren schöne tiefblaue Stücke bereits museumsreif geworden sind.

Ähnliches strebt man in Kiel an. Unter Beteiligung der Stadt wurde eine Gesellschaft gegründet, die die Überlieferungen der altberühmten Kellinghuser Keramik in neuzeitlichem Sinne fortführt. Zum Leiter wurde der ehemalige Karlsruher Direktor Karl Danner berufen, der eine Anzahl guter Künstler um sich versammelte. Unter ihnen ragen zwei Künstlerinnen Marquardt und Kaiser durch glückliche und eigentümliche Entwürfe auf dem Gebiet der Bau- und Kunstkeramik hervor. Es ist den Werkstätten gelungen, Werke zu schaffen, die im Adel der Form und im Glanz der Glasuren den Vergleich mit den alteinheimischen Erzeugnissen nicht zu scheuen brauchen.



Aufnahmen in der Tanzschule Schloß Laxenburg bei Wien
Photographie Brühlmann

Mit Vergnügen werden unsre Leser die Bildnisphotographie von Gertrud Munckel betrachten. Ist es doch für alle, die selbst photographieren, immer wieder ein anspornender Reiz zu sehen, welcher Wirkungen die Kunst der Kamera fähig ist, sobald man sie mit seelischem Verständnis und mit handwerklicher Fertigkeit ausübt.

★

Der Rennpreis aus der Werkstatt des Hofjuweliers Clemens Dahmen in Köln beweist, daß die alten Formen noch lange nicht so abgebraucht sind, wie die grundsätzlichen Anhänger alles Neuen verkünden. Diese silberne Blumenschale bietet in der Form nichts Neues. Sie ist barock, aber ein tüchtiger Künstler hat sie entworfen und eine kunstfertige Hand hat sie ausgeführt. Die Arbeit ist meisterhaft gelungen, und der Prunk, den sie entfaltet, steht dem reiterlichen Sport,



läßt sich auch nicht hinter den Edelsteinen, die es schmücken, verstecken. Es ist in einem scharf betonten Sinne ehrliche und darum auch eindrucksvolle Arbeit, die hier geleistet wurde.

★

Unter den Kunstbeilagen bedarf vor andern das Titelblatt einer knappen Einführung. Sein Schöpfer,





den sie gekrönt hat, nicht übel an.

★

Neue Wege schlägt der Bielefelder Goldschmied Rudolf Feldmann mit seinen Schmuckstücken ein. Er ist ein phantasievoller Former, der sich jeder verwickelten Technik enthält, weil er sich in die echte Schmiedetechnik verliebt hat. Er formt, wie uns ein Kenner seiner Arbeitsweise berichtet, kleine Silberstücke, biegt sie, setzt sie zueinander in Beziehung, hämmert, lötet. Man sieht diesen Arbeiten den Hammerschlag an. Das Handwerk



Oben: Arbeiten der Werkstätte Kieler Kunst-Keramik
Unten: Bemalte Töpfereien von Max Schleinitz, Dresden



Bildnisphotographie aus der Werkstätte von Gertrud Munckel, Berlin W

der Düsseldorfer Werner Heuser, gehört zu den elf Künstlern, die das Planetarium der Gesolei mit Gemälden geschmückt haben. Wer sich mit Schlagworten zufrieden gibt, wird ihn der neuen Sachlichkeit einordnen. Wir sind sicher, daß sein „Bibliotheksraum" manchem Widerspruch begegnen wird. Man kann mühelos sehen, daß die räumliche Vorstellung unklar, die Farbe reizlos ist, sobald man ältere Maßstäbe anlegt. Trotzdem glauben wir uns den Dank der Leser zu verdienen, daß wir sie erneut mit einer hoffnungsvollen Leistung der jüngsten Kunst bekannt machen, und wem es gelingt, das Bild vorurteilslos zu betrachten, wird erkennen, daß der ungewöhnlich gestaltete Raum die Blicke mächtig an sich zieht und daß die harten und trockenen



Farben einen neuen Reiz ausstrahlen, den der Bestimmtheit, den wir noch vor wenigen Jahren nirgendgenießen konnten. — Groß in der Form ist der Bergführer des Schweizers Maximilian Schels (zw. S. 248 u. 249). Aus seiner lichtdurchfluteten Einsamkeit führt uns Walter Miehe in den flimmernden Glanz großstädtischer Vergnügungen (zw. S. 256 u. 257). Arthur Kampfs „Venus und Adonis" (zw. S. 264 u. 265) ist ein Genuß für jeden, der die Herrlichkeit klassischer Linienführung nachempfinden kann. Adolf Münzers „Bacchanale" (zw. S. 296 u. 297) zeigt, wie temperamentvoll der Düsseldorfer Meister ein vielfiguriges und reichbewegtes Bild zu komponieren versteht. Der „Schäferhund" von Emil W. Herz (zw. S. 320 u. 321) ist ein Stück naturalistisch gesehener Wirklichkeit und ausgezeichneter Malerei. Die Eleganz des Damenbildnisses von Benjamin Strasser (zw. S. 344 u. 345) läßt uns ahnen, woher der Künstler kommt: aus Wien. Er hat sich viel umgetan in der Welt, vor dem Kriege war er in Paris und in Holland, danach hielt er sich in Berlin, Leipzig und Hamburg auf, sogar nach Portugal riefen ihn Aufträge. Seinen Wohnsitz hat Benjamin Strasser seit dem Jahre 1912 in München. Wahrscheinlich ist er jetzt in Neuyork. Er will als Porträtist die Welt kennen lernen und hat seine Freude daran, wie verschieden die Menschen sind, die echte Freude des Bildnismalers. Die Bilder zu dem Aufsatz über die Schnitzeljagd hat Prof. Ludwig Koch in Wien geschaffen. Wie kaum ein zweiter lebender Künstler beherrscht er das Pferd, dem immer ein großer Teil seines Studiums, seiner Liebe gegolten hat.







★

Im nächsten Heft beginnt ein Roman von Frank Thieß, einem der wenigen jungen Erzähler, denen es gelungen ist, mit ihren Werken über den engen Kreis der Literaturkenner hinaus in ein breites Publikum erfolgreich zu dringen. P. W.

Oben: Silberne Blumenschale. Entwurf und Ausführung von Clemens Dahmen, Köln a. Rh.
Unten: Silberne Anhänger aus der Werkstatt Rudolf Feldmann, Bielefeld





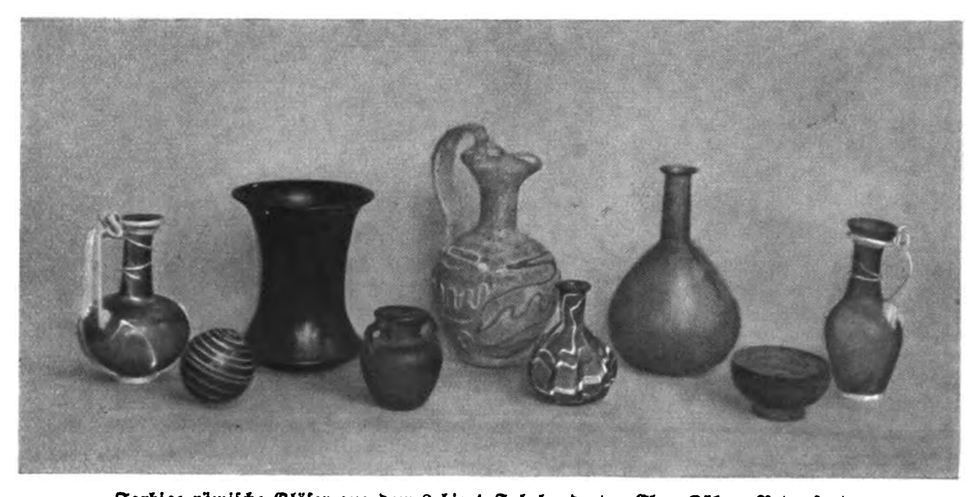
onna … r Wickenblüt … Mittelt … nes klei … ugelaltar
410—14



Das Wallraf-Richartz-Museum zu Köln

I. Von Museumsdirektor Prof. Dr. Karl Schaefer

Am 12. März 1924 konnten die Kölner Museen ihr hundertjähriges Bestehen feiern. Es war der Erinnerungstag an den Tod des Kanonikus Prof. Franz Ferdinand Wallraf, der als Professor und letzter Rektor der alten, 1797 von den französischen Eindringlingen aufgehobenen Universität in einem langen entbehrungsreichen Gelehrtenleben in vier Jahrzehnten die Schätze zusammengetragen hatte, die heute noch den breiten Grundstock der Kölner Sammlungen bilden. Er war ein Polyhistor, wie die Goethezeit sie eben hervorgebracht hat, sammelte völkerkundliche und naturgeschichtliche Kuriosa mit demselben Eifer wie Bücher, Kupferstiche oder Gemälde. Gerade die lehrhafte Vielseitigkeit seiner Sammlung, die er von vornherein seiner Vaterstadt zu hinterlassen gewillt war, sollte zugunsten Kölns ins Gewicht fallen, als zwischen Bonn und Köln der Streit um die Wiederherstellung der rheinischen Universität entstand. Von Friedrich Schlegel, der seit 1804 vier Jahre lang in Köln tätig war und in seiner vielgelesenen Zeitschrift „Europa" als erster begeistert und eindrucksvoll den Ruhm des mittelalterlichen Köln verkündet, und von den Brüdern Boisserée erst hat Wallraf die Bedeutung der alten Kölner Malerschule kennengelernt. Sein geistliches Amt, sein Ansehen als allseits verehrter Mensch haben ihm das Sammeln leichtgemacht zu einer Zeit, als durch die Aufhebung so vieler Klöster und Kirchen aus dem übervollen Vorrat des alten heiligen Köln fast alles in Bewegung geriet und herrenlos wurde, was die Jahrhunderte an frommen Stiftungen zusammengetragen



Farbige römische Gläser aus dem 2. bis 4. Jahrhundert n. Chr. Kölner Bodenfunde



Anbetung. Vom linken Flügel des Triptychons aus dem Claraklofter Köln um 1330

seumsgebäudes zur Verfügung stellte. — Trotzdem im Lauf der Jahrzehnte seit der Errichtung des Wallraf-Richartz-Museums beträchtliche Teile aus dem Gesamterbe ausgeschieden worden sind — sie wurden bei der Gründung des Kunstgewerbe-Museums und des Historischen Museums diesen als Grundstock überwiesen, nachdem schon zuvor der Bibliothek und den naturhistorischen Sammlungen aus Wallrafs Nachlaß das ihrige übergeben worden war — ist im wesentlichen dem Gebäude sein alter Inhalt verblieben: „Das römische Kabinett," die Sammlung von Sarkophagen, Grabmälern, Altarsteinen, von Gläsern, Tongefäßen der mannigfachsten Art, von Bronzen, Münzen und anderen Kleinfunden aus dem römischen Köln, von Mosaikbildern vom Schmuck des Fußbodens römischer Bauten, füllen den alten Kreuzgang und die darübergelegene Galerie. Die Archäologen haben festgestellt, daß es einheimische Werkstätten waren, in denen die meisten dieser keramischen Erzeugnisse und die Gläser in der schnell aufgeblühten Colonia Agrippina hergestellt worden sind. Unvergleichlich an Umfang und Reichtum, an Schönheit und technischer Vollendung ist besonders die Sammlung der

hatten. Nicht weniger als 1616 Gemälde zählte man im Nachlaß Wallrafs, als nach seinem Tode die Stadt dieses unvergleichliche Erbe übernahm und das erste Verzeichnis aufstellen ließ. Wenn darunter auch nur etwa 250 der Blütezeit der Kölner Malerei angehörten, das übrige künstlerisch nicht immer bedeutende Werke des 17. und 18. Jahrhunderts, besonders Bildnisse waren, so bildete das Ganze doch ein einzigartiges, schier unübersehbares Geschenk, für das noch späte Geschlechter dem unvergleichlichen Stifter danken werden.

Die Sorge um die würdige Unterbringung des kostbaren Erbes hat dann Jahrzehnte hindurch Beratungen und unausgeführte Pläne hervorgerufen, bis 1854 der Kaufmann J. H. Richartz sich entschloß, den unfruchtbaren Überlegungen ein Ende zu machen, indem er der Stadt die Mittel zur Errichtung des heute noch bestehenden Mu-



Madonna in der Rosenlaube
Gemälde von Stephan Lochner



Maria mit dem Kind im Grünen. Köln um 1410

Glasgefäße, die nirgends sonst in solcher Zahl unbeschädigt aus den Steinbehältern der Gräber zutage gekommen sind.

Außer dieser Abteilung enthält das Museum die Sammlung der Handzeichnungen, Kupferstiche und Holzschnitte im Seitenflügel des Erdgeschosses. Die oberen Geschosse, meist hohe Oberlichtsäle, sind den Gemälden und Skulpturen gewidmet. Unter diesen werden allezeit die Werke der Kölner Malerschule den wesentlichen Kern des ganzen Museums bilden.



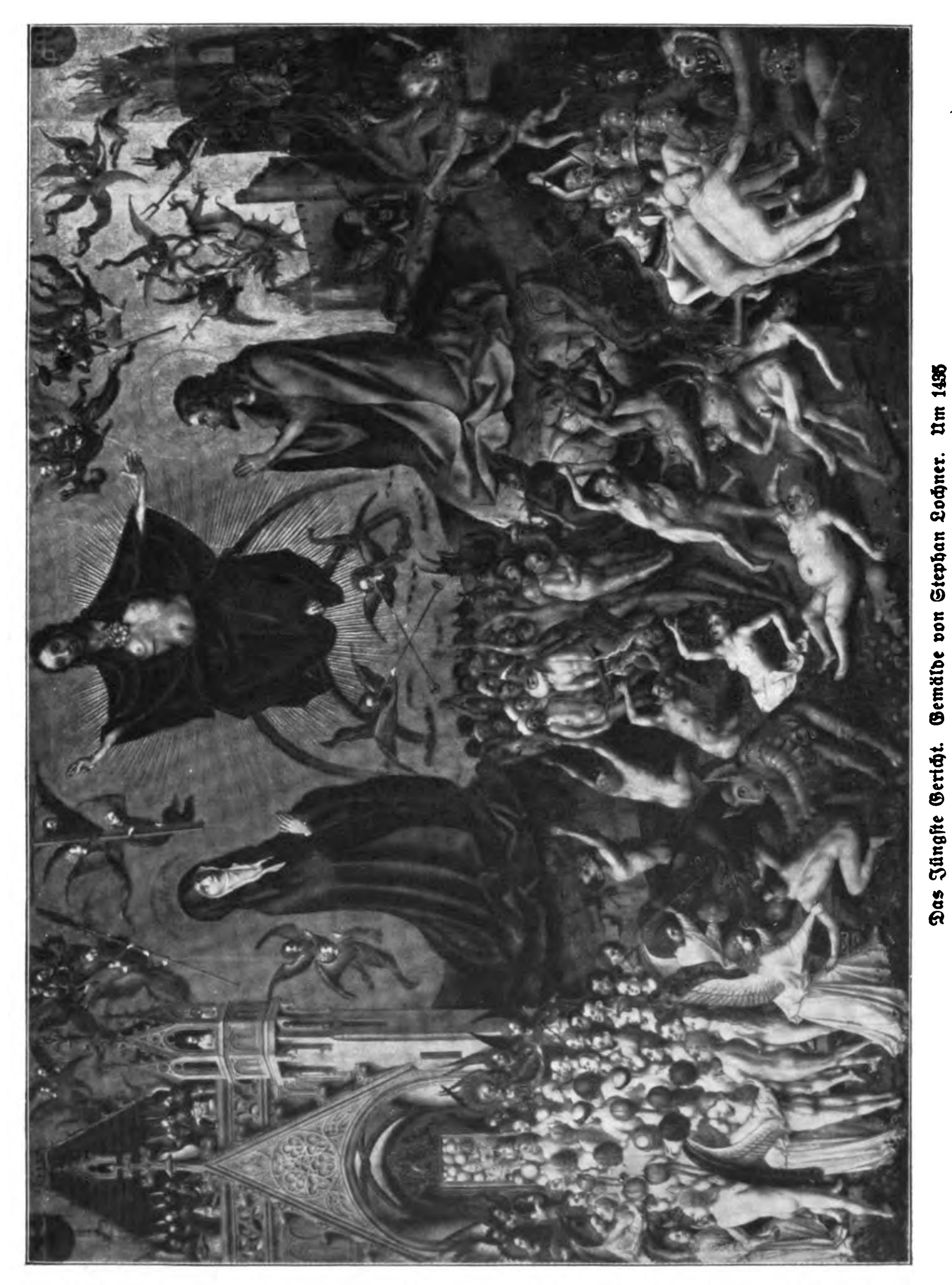
Ausschnitt vom l. Flügel des Kreuzaltars vom Meister des Bartholomäus-Altars. Köln um 1500



Johannes und Maria des Kruzifixus vom Meister des Marienlebens

Die Kölner Malerschule und ihr Zusammenhang mit der übrigen deutschen Kunst einerseits und mit den so nahe benachbarten Niederlanden anderseits — das ist die Hauptaufgabe für die Galerie alter Meister in Köln. Zwei Jahrhunderte hindurch hat diese Schule geblüht; sie hat trotz der natürlichen Einflüsse, die von Westen her Frankreich und Burgund, vom Norden die Niederlande, vom Süden die oberrheinische Kunst ihr wiederholt zugeführt haben, ihre Eigenart durch die Geschlechter hin behauptet und selbst starke Persönlichkeiten wie Lochner gefangengenommen. Nur das

eine war ihr versagt: als am Ende des Mittelalters die große schöpferische Generation der Zeitgenossen Dürers aus den



Das Jüngste Gericht. Gemälde von Stephan Lochner. Um 1435

malerischen Erfahrungen der Spätgotik den Weg zu der Freiheit und Reife persönlichsten Stils fanden, die deutsche Kunst zu ihrer höchsten Vollendung führend, da fehlte in Köln der Mann, dem gleiches hätte gelingen können; die eigene Kraft versagte. — Aus der breiten Menge der Gemälde von der Mitte des 14. Jahrhunderts bis zum Renaissancezeitalter, wie sie sich in geschichtlicher Folge geordnet in den Sälen der Galerie darbieten, liest der Beschauer anschaulich und sehr bequem den Verlauf der großen Entwicklung ab: Am Anfang

herrschte jener flächige dekorative Stil, der zwischen Wandgemälde, Glasmalerei und Tafelbild keinen Unterschied kennt; der geboren ist unter der Herrschaft des gotischen Kirchenbaus, monumental in seiner Liniensprache, aber körperlos, raumlos flächenhaft, mehr ein Symbol als eine Wiedergabe der Natur. Die Kreuzigung aus dem Claraklöster, wertvoll schon als eines der frühsten Werke deutscher Tafelmalerei überhaupt, ein ausgezeichnet erhaltenes Triptychon, das um 1330 entstanden sein wird, zeigt diesen Stil der Hochgotik noch in reiner Unvermischtheit: Der Goldgrund läßt nicht die mindeste Vorstellung aufkommen von dem Raum, in dem die Handlung vor sich geht; wie vor einem Vorhang drängen sich die Gestalten vor ihm; sie stehen schattenlos mit ihren Füßen auf dem unteren Rand der Bildtafel. Selbst die thematisch so notwendige Scheune bei der Geburt des Christkindes in dem einen Flügelbild fehlt ganz. Der Maler bescheidet sich, weil ihm die Vertiefung der Szene durch das Dach und das Pfostenwerk der Architektur die Fläche seines Bildes zerstört hätte. Eine lineare Abbreviatur der Wirklichkeit genügt ihm.



Engel vom Thomas-Altar des Meisters vom Bartholomäus-Altar. 1501

Langsam runden sich in den folgenden Jahrzehnten die Körper, Licht und Schatten beginnt man anzuwenden. Ansätze von Fliesenfußböden helfen dazu, den Raum anzudeuten, oder primitiv abgekürzte Bäume heben sich als Andeutung des Landschaftshintergrundes vom Golde des Grundes ab; der Rasen, aus einzelnen Büscheln und Blumen dargestellt, ist gegen 1400 schon geläufig in den Kölner Werkstätten.

Das ist die Epoche, in der sich jenes Ideal herausbildet, das die Romantiker einst so begeisterte, und das auch uns heute noch als Ausdruck jener mystisch hingegebenen Gottseligkeit und Demut ergreift. Die Maria mit der Wickenblüte, die aus Wallrafs Besitz in das Museum kam, also 1824 schon in öffentlichen Händen und ganz fraglos ein wohlerhaltenes Werk der Zeit um 1410, ist von jeher als das Werk angesehen worden, in dem das Wesen der Kölner Malerei sich besonders deutlich ausprägt: Der kindlich unschuldsvolle Körper, schmalbrüstig mit abfallenden Schultern, der große Kopf mit der hohen Stirn und die Zierlichkeit von Mund und Kinn, die matte Eleganz der hilflosen Hände, die Blume in spitzen Fingern gehalten, das freundliche Spiel des Kindes, das ergibt jenen der stillen Lyrik sienesischer Kunst verwandten Eindruck holdseliger, gottergebener Anmut und überzarter Lieblichkeit. Wie die Kölner Theologen für die Poesie der Mystik den starken Anstoß gegeben haben, so hat die Kölner Malerei in ihren Themen die Madonna im Paradiesgarten, von Engeln oder von heiligen Frauen umgeben, lieber und feiner als andere deutsche Schulen geschildert, und der ungewöhnliche Sinn für wohlklingende, fein getönte Farbenharmonien steigert diese Werke zu erlesenen Blüten gotischer Kunst.

Die Jahrzehnte bis 1430 dienten der Eroberung der Wirklichkeit, der Sammlung von Erfahrungen in der Perspektive, Beweglichkeit der Figuren, lebendigen Verteilung der Gestalten im Raum. Zahlreiche Meister, von denen wir weder Namen noch Lebensdaten kennen, sind mit Entdeckereifer am Werk, durch solche Neuerungen den Vorrat künstlerischer Möglichkeiten zu mehren. Da tritt in ihren Kreis der Mann, der alle diese Errungenschaften zusammenfassend die Kölner Kunst zur reifsten Höhe führt, deren diese Jahrzehnte diesseits der Alpen fähig waren, Stephan Lochner.

Er war um die Wende des Jahrhunderts in Meersburg am Bodensee geboren. Daß wir seinen Namen kennen, verdanken wir jener kurzen Eintragung in Albrecht Dürers Reisetagebuch, der sich im Herbst 1520 eigens für zwei Weißpfennige die Tafel des Meisters Stephan aufsperren ließ, die in der Ratskapelle stand, das heutige Dom-



Abendmahl. Aus der Lyversberger Passion. Köln um 1475

bild. In diesem monumentalsten Werk, das der deutschen Tafelmalerei je gelungen ist, vollendet sich der Idealstil der Kölner Malerei in großartigster Reife. Wirklich und naturnahe genug, um die schemenhaften Erscheinungen des 14. Jahrhunderts gänzlich vergessen zu lassen, aber unrealistisch großartig in der festlichen Majestät ihrer Gestalten und Gebärden sind die Figuren auf Lochners Dombild in der Tat eine himmlische Schar von nie übertroffener Idealität, die wir als Offenbarung deut-



Madonna mit St. Bernhard. Vom Meister des Marienlebens. Köln um 1460—1490

schen Geistes getrost neben Fra Angelicos Geschöpfe setzen dürfen. Wahrscheinlich sein frühestes Kölner Werk ist Lochners Jüngstes Gericht in der Galerie des Museums. Es muß in seiner naiven Anschaulichkeit auf Zeitgenossen und Nachwelt starken Eindruck gemacht haben. Noch mehr als 30 Jahre nach seinem Entstehen hat Memling, der sich in Köln aufgehalten haben muß, die liebenswürdige und an feinen seelischen Einzelerfindungen reiche Szene vom Einzug der Seligen in die Himmelspforte in freier Abwandlung auf seinem Danziger Triptychon wiederholt. Ein überreiches gotisches Kirchenportal, auf dessen Zinnenkranz Engelein musizieren, öffnet seine Pforte zu dem in größter Helle strahlenden Himmelssaal. St. Peter, der mit seinem großen Schlüssel die Tür geöffnet hat, ist zum Empfang der feierlich schreitenden seligen Scharen hin-



Madonna mit der Nuß
Gemälde vom Meister des Bartholomäus-Altars. Um 1500



Die heilige Barbara und die heilige Dorothea
Mittelstück eines Triptychons des Meisters der heiligen Sippe. Köln 1510

ausgetreten und mit ihm einige langgewandete Engel, die Ankommenden zu begrüßen. In der gegenüberliegenden Ecke zieht der höchste der Teufel Vertreter aller Stände in sein Reich, während in der Mitte in einer räumlich kühn gesehenen Massenwirkung die Menge der Auferstandenen nach vorn drängt zum Gericht. Über diesen drei Szenen und den drastischen Einzelgruppen des Vordergrundes thronen festlich groß in den Umrissen und in der tiefen Klarheit der Farben Maria und Johannes zu seiten des Richters. Als Flügel gehören zu dieser Altartafel die kleinfigurigen Bilder mit dem Martyrium der Apostel, die heute im Staedel in Frankfurt aufbewahrt werden.

Wie sehr Lochner sich in Stimmung und Art der Kölner Malerschule eingelebt hat, zeigt am schönsten das kleine, in jeder Hinsicht köstliche Bild der Maria in der Rosenlaube, eine der strahlendsten Perlen der Kölner Galerie. Geschmeidehaft erglänzen die heiteren Farben, lieblich und voller Poesie ist die Erfindung, die Engelschar, der sich öffnende Vorhang, durch den man das himmlische Idyll erblickt, die Majestät und kindliche Anmut zugleich der Gottesmutter. Mit der gesteigerten Naturkenntnis und der sehr überlegten Komposition wirksamen Aufbaus bereichert und vollendet er, was ein Menschenalter zuvor die Kölner begannen.

In wenigen Schnellzugsstunden legt der Reisende heute den Weg von Köln nach Gent und Brügge zurück; und in den Zeiten der Hanse trug der verkehrsreiche Rheinstrom täglich befrachtete Kähne auf dem Niederrhein denselben Weg hinauf und hinab; niederländische Schiffer waren die Unternehmer, die von Köln z. B. die Menge der Steinzeugkrüge in regelmäßigen Fahrten in die Niederlande und weiter nach den Ufern der Nordsee verluden. Daß trotzdem in Lochners Tagen die Kölner Maler nichts von den unerhörten, großartigen Erfolgen zu wissen scheinen, die in den Niederlanden zu der Erneuerung der europäischen Kunst geführt haben, bleibt verwunderlich. Erst



Die heiligen Christina und Gudula empfehlen die Stifterinnen Christine Hackeney und ihre Tochter
Flügel des Triptychons vom Tode Mariae. Gemälde von Joos van Cleve. 1515

nach 1450, nach Stephan Lochners Tode, tritt der Umschwung ein, der nun mit einem Male die Kölner Maler völlig zu Hörigen der großen Niederländer macht. Weniger die Eycks als Rogier van der Weyden in Brüssel und namentlich Dirk Bouts in Löwen werden als Führer verehrt, bei denen die Kölner Malergesellen ihre Lehrjahre verbringen. Was sie da Neues lernen, das ist der klare, scharfsichtige Wirklichkeitssinn, der den Goldgrund zu verschmähen beginnt, die Landschaft mit ihrer Raumtiefe liebt, die in duftigem Blau sich verfärbt, Gewänder mit ihren Stoffmustern, die Tracht und den Kopfputz in modischem Schnitt, Waffen und Gerät mit greifbarer Deutlichkeit aller Zierate und Einzelformen abbildet und schließlich aus jedem Kopf ein Bildnis macht. Dieser Realismus und das brüchige Faltengeknitter der Gewänder, das zugleich im Drang nach reichster Bewegung entsteht, zerstören jene klassische, festliche Ruhe und Größe, die Lochner als letzter Erbe der monumentalen Gotik sich gewahrt hatte. Damit beginnt zugleich eine Verweltlichung des einst so überirdisch gottseligen Wesens der alten Kölner Malerei, eine anfangs nur leise Störung der Harmonie gefühlvollen Überschwangs innerlich erschauter Schönheit.

Der Meister des Marienlebens — vielleicht war sein Name Hans von Düren — ungemein fruchtbar und bahnbrechend in seiner langen Tätigkeit von 1460 bis gegen 1490, ist der Führer des neuen Geschlechts. Eine Reihe von großen Altären und kleinen Andachtsbildern seiner Hand besitzt das Museum. Und wahrscheinlich sind auch die acht Tafeln aus der Leidensgeschichte Christi in seiner Werkstatt entstanden, die nach ihrem früheren Besitzer die Lyrersbergische Passion genannt werden. Wie die Naturbeobachtung verfeinernd und bereichernd die Ausdrucksmittel des Malers gesteigert hat, verraten Köpfe und Hände am schönsten: unvergleichlich im Ausdruck sind die Hände des heiligen Bernhard, der, ein stiller Gottesmann, väterlich und doch



Himmelfahrt der S. Maria Egyptiaca. Gemälde von Hans Baldung-Grien. (Ein durchgehender Streifen von etwa 20 cm am linken Rande des Bildes ist um 1600 erneuert)

Buch hält, in dem er zuvor studiert hat. In solchen Kabinettstücken kleinen Umfangs spricht das Können dieser verfeinerten Kunst sich oft stärker und freier aus als in den großen Altartafeln. Nicht weniger fruchtbar wie dieser, dem Ideal der Renaissance schon näher und darum nicht mehr so dünn und eckig in der Zeichnung, nicht mehr so gehemmt in den Bewegungen ist der bis nach 1510 tätige Meister der hl. Sippe; er dankt seinen Namen dem großen kostbaren Triptychon, das er 1505 für den reichen Finanzmann und Kriegszahlmeister Kaiser Maximilians, Nicasius Hackeney, gemalt hat, und in dessen Mittelbild die damals so beliebte Darstellung der Verwandtschaft des Christkinds dargestellt ist: Maria und Anna und die Frauen und Männer der Sippe mit ihren Kindern in freundlich sonntäglicher Versammlung. Auf den Flügeln sieht man vor einer Rheinlandschaft, in der ich die Formen des Siebengebirges zu erkennen meine, die Stifter des Gemäldes kniend mit ihren Patronen, die sie den himmlischen Herrschaften auf dem Mittelbilde empfehlen. Reicher Aufwand an Brokat und Gold, gewählte Pracht der Gewänder und der Architektur, festliches Gedränge als Motiv der Komposition lassen die dekorative Begabung des Meisters erkennen, dem bezeichnenderweise auch jene vortrefflichen Glasgemälde im Nordschiff

ein wenig scheu und behutsam dem Christkind seine Rechte liebkosend auf die Beinchen legt, während die Linke geruhsam das

des Kölner Doms zu verdanken sind, die zwischen 1506 und 1510 entstanden.

Aber die stärkste Persönlichkeit in dieser

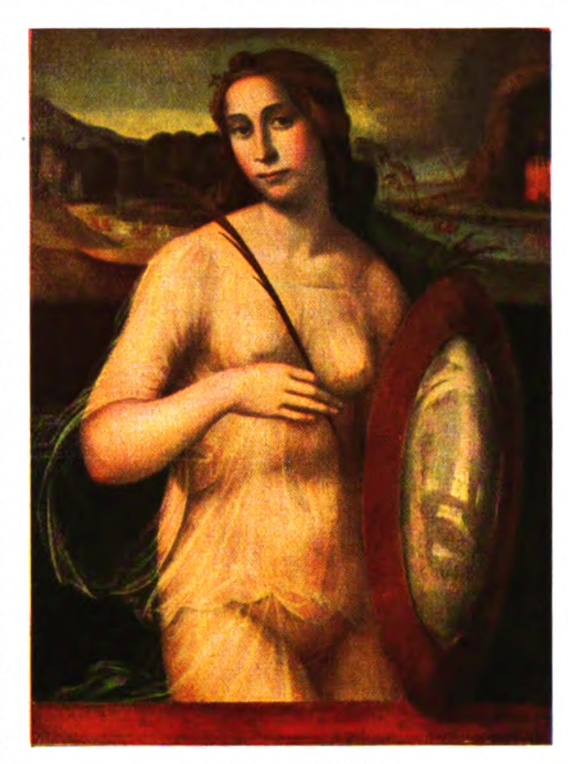
Generation ist der Meister des Bartholomäusaltars, von dem das Museum drei Meisterwerke besitzt: zwei Flügelaltäre, die 1500—1501 für den Lettner der Kölner Kartause gestiftet wurden und das kleine Marienbild, das wir hier abgebildet haben. Schon in der Erfindung seiner Bilder sträubt er sich gegen Typus und Schablone; seine Zeichnung ist von einer schongauerhaft zierlichen Schärfe und Lebendigkeit, goldschmiedehaft preziös; und das strahlende Email seiner hellen blumigen Farben ist unvergleichlich; ein Meister, der wohl wenig mehr Anteil hat an dem frommen Stimmungsgehalt seiner heiligen Motive, dessen einzige Leidenschaft das Malen ist. Fast könnte man von Virtuosität sprechen, wenn diese Malerei nicht von so unerhört solidem Handwerk wäre. Die Hautfarbe der Rothaarigen, der unschöne, drollige Kinderkörper eines zufälligen Modells, die meisterhaft gemalte Walnuß auf der Fensterbank, sind Kennzeichen dieser Wesensart des Meisters, dem das himmlische Blau des Marienmantels und die köstlichen kleinen Landschaftsausschnitte ebenso gelingen, wie der scheinbar aus Silber getriebene Baldachinbogen über der Maria und der schummerig weiche Brokat des Thronhintergrundes. —

Mit diesem großen Unbekannten, der noch einmal die überlieferte Schönheit der alten Kölner mit neuem Zeitgeist belebt hat, ist die innere zusammenhängende Entwicklung der Schule zu Ende. Der Meister von S. Severin und seine Schüler bringen aus holländischen Quellen fremde, fruchtbare Neuerungen und schlagen mit einem harten Realismus der Zeichnung und einer Vorliebe für starke Betonung von Licht und Schatten andere Wege ein, während in Süddeutschland die große Zeit der deutschen Malerei angebrochen ist, in der die großen in Köln fehlenden Malercharaktere von stärkster persönlicher Prägung das Erbe der Gotik zur höchsten Reife bringen. Von Albrecht Dürer ein Gemälde zu besitzen, das schon mehr als 200 Jahre in Köln seine Heimat hat, ist der Stolz des Museums: es ist die eine Hälfte des Jabbachaltars, der um 1503 entstanden sein wird; das Gegenstück, das mit dieser Tafel ein Diptychon bildet, wird im Städel-



Pfeifer und Trommler. Gemälde von Albrecht Dürer. Um 1503

schen Institut in Frankfurt aufbewahrt. Es stellt den am Boden kauernden Hiob dar, dem seine Frau einen Scheffel Wasser überschüttet; von dem roten Gewand dieser Frauengestalt ist ein Stück noch auf unsrer Tafel sichtbar. Trommler und Pfeifer, die Dürer mit wohlerwogenem dramatischen Geschick so zusammengestellt hat, daß die führende Gestalt schlank in wellig bewegtem, sehr lebendigem Umriß, farbig akzentuiert, sich abhebt von dem breit und ruhig dahinter stehenden Begleiter, sind also die Musikanten, die Hiobs Gemüt erheitern sollen.



Allegorie der Keuschheit.
Gemälde von Giacomo Francia (1486—1557)

Sehr wahrscheinlich besitzt das Museum auch ein Werk von Dürers Jugendgenossen und Freund Hans Baldung. In einer deutschen Waldlandschaft von üppigem Grün kommt der Kardinal von Alexandrien in die Einöde, um die Heilige zu besuchen, die dort 40 Jahre ohne Kleidung und Nahrung als Büßerin gelebt hat; da sieht er grade, wie die Engel sie in den Himmel entführen. Ein dritter unter den großen



Verkündigung aus der Folge der Ursulabilder des Meisters von S. Severin



Venus mit Amor als Honigdieb. (Er hält eine Honigwabe in der Hand und wird von Bienen verfolgt)
Gemälde von Lukas Cranach d. Ä. 1531

Meistern der deutschen Renaissance, der Wittenberger Lukas Cranach, ist mit drei Werken vertreten: er hat das neue Zeitalter des Humanismus am stärksten erlebt; und wie er der Reformation mit offenem Sinne zugetan war, so hat er auch aus dem „heid-

nischen" Wesen der Gelehrten am sächsischen Hofe Anregungen gewonnen für die Stoffe seiner Gemälde. Wie er als unbeirrter Gotiker Frau Venus zu einem zierlich schreitenden schlanken deutschen Mädchen macht, mit Kopfputz, Halsschmuck und Schleiertüchlein, gehört zu den köstlichsten und persönlichsten Erfindungen deutscher Maler.

Nicht eigene Italienfahrten oder andere unmittelbare Berührung mit italienischer Kunst haben in den Kölner Werkstätten die Renaissance bekannt gemacht; den Anstoß zu dem Umschwung gaben vielmehr die Niederlande. Joos van Cleve aus Antwerpen führt um 1515 für jenen Bankier Hackeney die beiden Gemälde vom Tode Mariae aus, von denen das eine in München, das andere in der Kölner Galerie aufbewahrt wird. Auf den Flügeln des Triptychons in ruhiger weiter Landschaft knien die Stifter und Stifterinnen, von ihren Namenspatronen empfohlen, als vollendete Renaissancebildnisse. Derartige Werke waren es, in denen Architektur und Kostüm, Gebärden und Posen des neuen Stils in Köln zuerst bekannt wurden.

Während der Einfluß der Antwerpener Manieristen im Figurenbild jene überzeugende ausdrucksvolle Innigkeit der Gotik gründlich zerstört, blüht dafür das Bildnis unter den Händen des geschickten und produktiven Bartel Bruyn in seltener Vielseitigkeit auf. Mit seinen Söhnen endigt die Blütezeit der Kölner Malerei.

Wie der übrige Besitz an alter Malerei im Kölner Museum größtenteils bodenwüchsige eigene Kunst ist, so ist die kleine Gruppe von italienischen Werken des 15. und 16. Jahrhunderts, die einen Saal der Galerie füllen, mehr zufälliger Art: Einige Sienesen der Frühzeit, einige große Altartafeln von repräsentativer Haltung, ein reicher Paris Bordone mit prunkender Renaissancearchitektur im Hintergrund versammelt um ein Altarrelief der Robbiawerkstatt geben wenigstens einen Begriff von dem Wesen italienischer Malerei, so wie anderseits die Niederländer von Bosch und Scorel bis Hemskerk und die Vlamen durch eine Anzahl charakteristischer Werke vertreten sind.

In einem zweiten Aufsatz wird Prof. Dr. H. F. Secker die nachmittelalterliche Malerei des Wallraf-Richartz-Museums bis zur Gegenwart behandeln.



Bildnis der Frau Helena Salsburg
Gemälde von Bartholomäus Bruyn. 1549

Abschied vom Paradies

Ein Roman unter Kindern / Von Frank Thieß

Für den Sommer des Jahres 19 . . prophezeiten alle Zeitungen schlechtes Wetter. Besonders der Juli sollte kalt und regnerisch werden. Die Bauern wurden bedauert und gewarnt, indem man sie auf die Gefahren überraschenden Hagelschlags aufmerksam machte. Freilich ließen sich die Bauern und Landwirte nicht zu sehr davon beeindrucken. Größeren Einfluß hatten diese ungünstigen Voraussagungen auf die Städter. Jedenfalls beschloß Architekt Brassen, die Schulferien seines Sohnes, des Gymnasiasten Wolf, heuer nicht in der Schweiz oder in Oberbayern zu verbringen. Er wählte vielmehr einen kleinen Ort an der Südostecke des Harzes, Leinefelde genannt, zum gemeinsamen Sommeraufenthalt.

Dieses Leinefelde lag lieblich an einem Flüßchen, dessen Bedeutung in der Geographie nicht übermäßig unterstrichen zu werden pflegte. Jenseits zeigte zwischen Pappeln, Buchen und Fliederbüschen eine Niederlassung ihre Ziegel- und Strohdächer, während diesseits, tiefer im freundlichen Wiesental, die Mühle lag, eine Art Hotel, das der ehemalige Hofgärtner Bitterfeld gekauft und umgebaut hatte.

Wolf Brassen, dem vierzehnjährigen Sohne, war es nicht recht, daß die Eltern in einen obskuren Ort, den niemand kannte, reisen wollten. In seiner Klasse pflegte der Lateinlehrer vor Beginn der Sommerferien alle Schüler auszufragen, wohin sie dies Jahr führen. Die, welche lange Reisen unternahmen, wurden ersucht, ihm Ansichtspostkarten zu schicken, die andern hingegen oder gar die, welche zu Hause blieben, mit gleichgültigem Nicken abgespeist. Als Wolf Brassen nun auf die an ihn gerichtete Frage seines Lateinlehrers „Leinefelde“ antwortete, fragte dieser: „Wo liegt denn das?“, und als er sagte: „Am Harz“, nickte der Lehrer und wandte sich an den nächsten. Der fuhr natürlich nicht nach Leinefelde, sondern nach Venedig. Der Lateinlehrer rief: „Ah, Venedig!“ und setzte hinzu: „Ich hoffe, von dir eine hübsche Ansichtspostkarte zu erhalten.“

Dies war die Ursache, warum Wolf Brassen ungern nach Leinefelde reiste.

Außerdem schien die Prophezeiung der Redakteure sich erfüllen zu wollen. Der Tag, an dem Architekt Brassen mit Frau und Sohn den Zug bestieg, ließ sich übel an. Der Himmel hing voller Wolken; es begann zu regnen. Wolf schaute mißgelaunt und stumm aus dem Fenster. Als sie dann gegen Nachmittag mit dem Wagen von der Station abgeholt wurden und die fruchtbare Landschaft im vollen Grün des Juli, erfrischt von der Feuchtigkeit, ihnen entgegen atmete, ging ein frohes Schauern über sein Herz. Sogar der Vater, dessen Gesicht in bösen Falten lag, schaute erstaunt auf den großen Fleck blauen Himmels, in den sie mitten hineinfuhren.

„Nun, siehst du,“ sagte Frau Brassen zu ihrem Mann, „warum hast du die ganze Reise über das Wetter geklagt? Es wird schön, die Sonne kommt heraus.“

„Warte nur ab,“ antwortete Brassen düster. „Wolf, zieht es nicht dort? Setz' dich lieber hierher.“

Wolf schüttelte den Kopf. Was, ziehen! Ein Mann fürchtet nicht gleich etwas Wind im Nacken. Aber der Vater hatte natürlich vor allem Angst.

Inzwischen ging es lustig über die Felder, die Pferde rochen gut nach Pferd, das Leder knarrte, der Kutscher schnalzte, immer heller wurde die Natur. Frau Brassen, die aus allen Dingen das Tröpflein Honig zu saugen verstand, sah mit ihren klugen blauen Augen heiter in die wogende Landschaft. Es war die Gegend, in der Bürger seine „Lenore“ gedichtet, sich gehärmt und geschwärmt hatte. „Welch tiefes, deutsches Land,“ sagte sie leise. Doch Wolf nahm dieses Wort als eine Äußerung des Patriotismus und mißbilligte es, obwohl er seine Mutter sehr liebte und ihrer Stimmung gegenüber der pessimistischen des Vaters den Vorzug gab.

Um die Teestunde langten sie in der Pension an. Frau Bitterfeld empfing sie an der Pforte des alten Hauses. Man bezog die Zimmer, öffnete die Koffer und nahm in der Veranda den Tee ein. Jetzt stellte sich auch Herr Bitterfeld, der Eigentümer der Mühle, ein, machte eine Verbeugung und postierte sich in devoter Haltung neben einen Stuhl, dessen Lehne seine rechte Hand umklammerte. Er sah unbedeutend aus, war eingebrannt, glatzköpfig und richtete seine ausdruckslosen, hellblauen Augen bald auf Herrn Brassen, bald auf seine Frau. Er hatte früher einmal einen Sonnenstich bekommen und zeigte seitdem schlechte Gesundheit. Die Hauptarbeit im Hause lag

auf den Schultern seiner betriebsamen Gattin. Er selbst schrieb mit ungelenker Hand Briefe, Rechnungen und Akzepte. Während die Familie Brassen Tee trank, erzählte er, daß sie nicht die einzigen Gäste im Haus seien; o nein, es wohnten schon einige in der Mühle. Beispielsweise Frau Bankdirektor Mirtiz mit Tochter, ferner eine Oberlehrerin am Lyzeum in Halle (er sagte: Lizeum), sie heiße Fräulein Säuberlich, und endlich ihre Freundin, eine verwitwete Frau Hauptmann Küster aus Berlin. Jedes Jahr käme Frau Kaufmann Gray aus Annenstedt herüber, begleitet von ihrem fünfzehnjährigen Sohne.

„Vielleicht ein Spielgefährte für unseren Wolf?" meinte Frau Brassen.

„Gewiß," bestätigte Bitterfeld.

„Nun, und das Wetter?" fragte der Architekt, „was wird mit dem Wetter? Die Zeitungen haben Hagelschlag prophezeit."

„Ich glaube, es wird sich aufklären," erwiderte der Wirt, „die Bauern sind zuversichtlich."

„Siehst du," wandte sich Frau Brassen an ihren Mann.

„Wart' nur ab," sagte er, „das Barometer steht nicht gut. Haben Sie ein Barometer im Hause?"

„Jawohl, gleich am Eingang zum Speisesaal." Damit empfahl sich Herr Bitterfeld. Auch Wolf stand auf, um ins Freie zu gehen.

„Lauf nur nicht zu weit, es kann regnen!" rief ihm der Vater nach.

„Nein doch," brummte Wolf böse. „Ich werd' schon nicht krepieren." O, er haßte des Vaters Angst um seine Gesundheit. Alle sagten, er sei zart, weil er keinen Zentner wog, sondern schmal und ein wenig blaß war. Doch er fühlte sich gesund, lebenshungrig und begierig nach Abenteuern, denen er lieber in den Pampas von Südamerika als im sanften Laubwald des Einetales nachgegangen wäre. Hier gab es ja nicht einmal Schlangen, geschweige denn wilde Affen oder Ureinwohner, vor denen man sich in acht zu nehmen hatte. Deutschland war in dieser Hinsicht ein spießiges Land, in dem kein Heldenstück mehr vollbracht werden konnte.

Fürs erste beschloß Wolf, die Gegend zu rekognoszieren und dies möglichst unbeobachtet zu tun. Ein Blick zum Himmel belehrte ihn, daß seines Vaters Unkenrufe lächerlicher Einbildung entsprungen waren. Die Sonne schien hell über den Wiesenweg, dessen Rain sich mit vielen bunten Blumen bestickt hatte. Wolf bog nach wenigen Schritten seitlich zum Walde ab, stieg quer durch Gehölz und Tannenpflanzungen bergauf und gelangte zu einer Lichtung, von der sich ein weiter Blick ins Flußtal öffnete. Jenseits des Ufers wogten gelbe Roggenfelder, darüber hinaus hob sich die Landschaft sanft zu bewaldetem Höhenzuge empor. Dunstig standen am Horizont, halb im Gewölk verborgen, die Harzberge. Als er sich umsah, bemerkte er keine zehn Meter entfernt eine Bank, auf der die Worte Juliusruh zu lesen waren. Die Bank verstimmte ihn. Nein, in Deutschland gab es nichts Wildes mehr. Trotzdem nahm er auf der Bank Platz, doch so, daß seine Füße auf dem Sitz standen, während er selbst die Lehne als Bank erwählte.

Kaum hatte er es sich auf diese Weise unbequem gemacht, als er Stimmen vernahm, die den Weg zur Juliusruh heraufkamen. Er sprang von der Lehne und versteckte sich im Gebüsch.

Durch die Zweige eines dichten, verwilderten Holunderbusches erkannte Wolf in dem langen, dünnen Menschen, der vielgeschwätzig mit einem andern voran ging, den Neffen des Herrn Bitterfeld, dem sie begegnet waren, als sie ihre Zimmer verließen. Sein Begleiter sah klug und schweigsam aus. Er trug sein Blondhaar etwas effektvoll zurückgekämmt und hielt in der Rechten ein Buch. Hinter ihm gingen zwei Mädchen, von denen die eine, schlank und braun, ein feines Dirndlkostüm trug. Die jüngere glich der Illustration zu einem Märchenbuch. Sie hatte zwei lange hellblonde Zöpfe, wasserblaue Augen und jenen Ausdruck ahnungslosen Nichtwissens, der nur in Kindesgesichtern liegt, in denen noch nichts erwacht ist.

Als die vier vor der Bank standen, nahmen drei sofort Platz. Der junge Mensch mit dem Buch aber trat vor die Halde und schaute ins Tal hinunter.

Wolf rührte sich nicht. Die Zöpfe der kleinen Blonden waren so nah, daß er sie mit einem Stöckchen hätte berühren können. Es zwackte ihn der Wunsch, dies zu tun.

„Vorlesen, Dietrich!" rief jetzt das braune Mädchen in dem Dirndlkleid. „Etwas recht Trauriges!"

Der Neffe des Herrn Bitterfeld legte den Arm um das blonde Kind und rief mit gemachter Wehmut: „Etwas zum Weinen, ja? Huhuhu."

Die Kleine lachte. Doch das braune Mädchen verwies es ihm.

Dietrich drehte sich von der Landschaft ab und sagte: „Also Susanne will etwas Trauriges, Ewald will weinen, und was willst du, Zis?"

Die Kleine lachte. „Bonbons!“ rief sie.

Wolf erschrak. Weiß Gott, er trug in seiner Tasche Bonbons noch von Berlin her. Wundervolle saure Drops in einer weißen Tüte. Wenn er jetzt dem Kinde diese Bonbons zuwürfe —

„Haben wir nicht, du Freßsack!“ rief Ewald, der Dünne, und zeigte zum Beweis seine leeren Hosentaschen. Aus der linken fielen ein großer Nagel, eine Schnur und ein paar hübsche Kiesel.

Dietrich hob entschuldigend sein Buch: „Liebes Zischen, wenn ich zaubern könnte, dann hättest du jetzt eine volle Tüte.“

Indem flog vom Gebüsch her ein harter Gegenstand in weißem, etwas fleckigem Papier an den blonden Zöpfen der Kleinen vorüber auf die Erde. Die drei auf der Bank schrien auf, sprangen hoch und stürzten sich auf die Tüte, welche etwa ein Dutzend völlig verklebter, bereits weich gewordener Drops enthielt. Ein Wunder war geschehen.

Nein, es war kein Wunder geschehen, denn die Zweige hinter dem Holunderbaum knackten, man konnte deutlich eilige Schritte hören, die sich schleunigst entfernten. Dietrich und Ewald nahmen die Verfolgung auf. Wolf Brassen, des Weges unkundig, wurde vor einer Tannenschonung erwischt und den Mädchen gezeigt.

„Hurra!“ rief Ewald. „Haben ihn!“

„Wo hast du denn die Bonbons her?“ fragte Dietrich.

„Vom Baum gepflückt,“ sagte Wolf und versuchte, sich zu wehren. Doch als er vor den Mädchen stand, ließen sie ihn frei.

Die kleine Blonde trat lutschend vor ihn hin, knickste und sagte: „Danke schön.“

„Es sind Drops,“ versetzte Wolf verlegen.

Susanne betrachtete ihn aufmerksam. Sie bemerkte, indem sie die Hände auf den Rücken legte: „Deine Bonbons waren aber ganz zusammengeklebt.“

„Ich hatte sie in meiner Hosentasche gehabt,“ verteidigte sich Wolf.

„In seiner warmen Hosentasche,“ erläuterte Dietrich lächelnd.

„Na, ich danke,“ sagte Susanne und ging zur Bank.

Wolf bemerkte, daß Franziskas Appetit durch diese Entdeckung nicht vermindert worden war. Sie zerknackte krachend einen neuen Bonbon und bot ihm selber vom Rest an. Er lehnte ab. Auch Susanne lehnte ab, wobei sie ihre kleine Hand leicht abwehrend emporhob. Ewald und Dietrich griffen zu.

Wolf war es nicht ganz gemütlich. Er sagte „adjüs,“ wollte gehen. Doch die Kinder ließen es nicht zu, und Franziska hängte sich sogar an seinen rechten Arm.

„Bleib doch,“ bat sie.

Da blieb er.

Susanne sagte: „Nun hat ja Zischen ihre Bonbons bekommen, und wir können ans Lesen gehen. Los, Dietrich, lies jetzt mal was vor, oder sind deine Seiten auch verklebt?“

Dietrich verneinte und fragte, ob denn der neue Gast, dessen Namen sie noch nicht einmal wüßten, nichts dagegen hätte.

„Mir ist's egal,“ sagte Wolf. „Ach so: ich heiße Wolf Brassen.“

„Ich bin Dietrich Gray.“

„Ich Ewald Dümmler, und das da ist meine Kusine, die kleine Zis, und jene junge Dame ist Fräulein Mirtiz.“

Alle lachten. Susanne zeigte Ewald einen Vogel an ihrer Stirn, indem sie dazu „rrrrr“ machte.

„S u s a n n e Mirtiz,“ sagte er.

Wolf fühlte sich verpflichtet, nach dieser Vorstellung allen die Hand zu reichen. Als er Franziskas Hand in der seinen hielt, klebte sie, Susanne aber nahm eine hochmütige Haltung ein und beobachtete ihn scharf, während er ihre kleine braune Hand zaghaft drückte.

„Also los jetzt!“ rief Ewald und knipste mit den Fingern.

Franziska nahm noch rasch einen Bonbon. Dietrich trat vor die Landschaft, schlug das Buch auf und las:

„Lieblich war die Maiennacht,
Silberwölklein flogen —“

„Ach nö, das nicht,“ unterbrach ihn Susanne, „das haben wir gerade in der Schule auswendig gelernt. Hat er nicht sonst noch was geschrieben?“

„Es soll doch traurig sein?“

„Nein, meinethalben auch lustig.“

„Du wolltest vorhin etwas Trauriges lesen,“ sagte Ewald.

Dietrich blätterte und hub an:

„Stimme des Regens

Die Lüfte rasten auf der weiten Heide,
Die Disteln sind so regungslos zu schauen,
So starr, als wären sie aus Stein gehauen,
Bis sie der Wandrer streift mit seinem Kleide.

Und Erd' und Himmel haben keine Scheide,
In eins gefallen sind die nebelgrauen,
Zwei Freunden gleich, die sich ihr Leid vertrauen,
Und Mein und Dein vergessen traurig beide.

Und plötzlich wankt die Distel hin und wider,
Und heftig rauschend bricht der Regen nieder,
Wie laute Antwort auf ein stummes Fragen.

Der Wandrer hört den Regen niederbrausen,
Er hört die windgepeitschte Distel sausen,
Und eine Wehmut fühlt er, nicht zu sagen.“

Das Gedicht fand allgemeinen Beifall. Susanne wollte noch mehrere hören, womöglich solche, in denen ein Sonnenuntergang geschildert würde, doch Franziska widersprach, auch Ewalds Bedarf an Poesie war gedeckt, und man einigte sich auf ein Pfänderspiel, in dem Wolf mithalten mußte.

Die Zeit schritt voran, die Kinder wurden warm und schlossen Freundschaften. Wolf hielt einmal mit lautem Trara die beiden strohblonden Zöpfe Franziskas in seinen Händen und fühlte, als er ihr erhitztes Gesicht sah, große Hingegebenheit zu den reinen Zügen. Auch benutzte er einen stilleren Augenblick, um seinen Arm über ihre Schultern zu legen. Es sah dies niemand außer Susanne, die sich rasch abwandte.

Die Sonne sank tiefer, ein ruhiger Juliabend machte sich daran, das Tal in warmen Dunst zu hüllen. Von Leinefelde her begann ein Glöcklein zu läuten.

„Horcht," sagte Dietrich und hielt inne.

Alle lauschten. „Welch feierliche Stille! Hört ihr das Abendgeläut?"

Ja, alle hörten es. Sie drängten sich vor den Blick ins Tal und schauten hinüber zu den fernen Harzbergen. Wolf sah Franziska an.

„Wie alt bist du?" fragte er sie leise.

„Ich werde zehn," antwortete sie.

„Ich bin vierzehn," sagte er.

Dietrich deklamierte:

„Drüben will die Sonne scheiden,
Und der müde Tag entschlief,
Niederhangen hier die Weiden
In den Teich so still, so tief..."

Susanne drehte sich um, streifte Franziska mit dem Ellenbogen, daß sie „au" rief, und sagte: „Ich geh' heim!"

Damit machten sich alle auf und gingen ins Tal. Die zwei Mädchen voran, die drei Knaben hinterdrein.

Abends lernte Wolf jenes Fräulein Säuberlich kennen, von dem Herr Bitterfeld berichtet hatte. Er fand sie alt und abgeschmackt: ein üppiges Fräulein zwischen dreißig und vierzig mit aufgebauschter Frisur und viel unnötigen Bewegungen. Als sie Dietrich sah, rief sie: „Herr Gray!" und übergab ihm ein Buch, um das sie dieser angeblich gebeten hatte. Es war „Mozarts Reise nach Prag", und Fräulein Säuberlich fand die Novelle „meisterlich". Dietrich versprach, sie zu lesen. Er hatte eine verschlossene und ruhige Haltung, die Wolf gefiel. Sein blondes zurückgestrichenes Haar glänzte messingfarben.

Jetzt nahm auch Frau Hauptmann Küster am Tische Platz und zog ein falsches Lächeln auf, als sie Dietrich Gray im Gespräch mit ihrer Freundin sah. Wolf wandte sich verächtlich ab und hörte stirnrunzelnd, wie sein Vater die Suppe schlürfte.

Architekt Brassen, ein bereits grauhaariger, nervöser und überarbeiteter Herr, hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, das ihm vorgelegte Essen in größter Geschwindigkeit zu verzehren. Er nahm auf gute Formen keinen Bedacht, da er meistens verstimmt war oder an etwas anderes dachte. Alles Flüssige schlürfte er mit einem der Charybdis würdigen Geräusch. Seine Frau runzelte die Stirn, hob die schwachen Augenbrauen und sagte schließlich: „Warum so hastig, Wilhelm, es geht ja auch mit geringerem Dampf. Sieh, jetzt hast du die ganze Suppe schon heruntergegessen, obwohl sie so heiß war."

„Nun, laß mich schon essen, wie ich esse," versetzte er gereizt.

„Aber du weißt nicht, welchen Lärm du dabei gemacht hast," meinte sie lächelnd mit leisem Vorwurf.

Er schob den Teller fort. „Natürlich, immer i ch, immer i ch!" gab er gekränkt zurück und schaute böse aus dem Fenster in den Garten.

„Ich mache dir ja gar keinen Vorwurf," versetzte Frau Brassen müde.

Er schwieg. Plötzlich zog er sein Taschentuch und schnaubte sich unter lauter Detonation die Nase.

Wolf blickte brennend beiseite, doch niemand beachtete ihren Tisch. Unweit saßen Frau Bankdirektor Mirtiz und Susanne, die ein rotes Kleidchen trug. Frau Bankdirektor Mirtiz war weißhaarig und schön, wie vornehme alte Damen sind. Sie sprach wenig und nur leise. Man konnte nichts verstehen. Susannes Nacken war eingebrannt, sie hatte ihr Haar zu einem Knoten aufgesteckt, benahm sich sehr erwachsen. ‚Ich finde das lächerlich,' dachte Wolf.

Draußen lief mit eingeknickten Knien und schlechter Brusthaltung der lange Ewald Dümmler vorüber. Er stieß einen mißtönigen Indianerlaut, ähnlich „ahuahu", aus und verschwand im Pferdestall.

Nach Tisch spazierte Wolf durch Garten und Wiesen bis an die kleine Brücke, welche über die Eine führte. Der gelblich überhauchte Abendhimmel glänzte im Wasser des Flüßchens wider. Eine ruhige Stunde glitt über die Landschaft.

Wolf hatte bestimmte Pläne; er hoffte Franziska zu treffen. Sollte er sie nicht treffen, wollte er sehen, wie er über eine

Furt ans andere Ufer käme, wollte drüben die Stelle bezeichnen, an der er den Fluß passiert hatte, und dann vorsichtig gegen Leinefelde zu schleichen. An der Brücke wurde er aber von Dietrich Gray gefaßt und in ein Gespräch verwickelt, das gemeinsamen Schulerlebnissen galt. Darüber vergaß er sein Vorhaben. Erst als es dunkelte und eine Pause im Gespräch eintrat, fragte er mit scheuer Bewegung den anderen, ob er Franziska schön finde. Gewiß, antwortete Dietrich, es sei ein Dornröschen, und er möge sich nur nicht den Finger am Dorn ritzen.

„Ich kann eigentlich die Weiber nicht leiden, aber die Kleine gefällt mir," versetzte Wolf nachdenklich, und indem er das sagte, fühlte er, wie ihm heiß wurde.

„Ja, ja," erwiderte Dietrich, „man soll lieber die Finger davon lassen."

„Wo — olf, wo bist du?" vernahmen sie die Stimme des Architekten vom Hause her.

„Natürlich, mein Vater hat Angst um mich, ich könnte in den Bach gefallen sein," begehrte Wolf ärgerlich auf.

„Gehn wir," schlug Dietrich vor, „die Macht ist einstweilen noch bei den Alten. Einmal wird auch das anders werden." Es klang wie eine Drohung, und Wolf gab ihm aus überzeugtem Herzen recht.

Am folgenden Morgen, der mit blauem Himmel in die Welt sprang, war Wolf früh auf. Der Kaffee wurde in mühsam zurückgedrängter Hast eingenommen. Er hatte eine Schaukel und Turngerüste entdeckt, an denen er sich trotz des väterlichen Verbotes üben wollte.

Nachdem er am Barren einige Grätschen und am Reck mehrere Kniewellen ausgeführt hatte, erblickte er Franziska, die aus dem Gemüsegarten kam und ein Körbchen mit Erdbeeren trug. Sie blieb stehen und sah ihm zu. Da entschloß er sich, eine Bauchwelle zu riskieren. Sie gelang. Auch eine zweite gelang. Bei der dritten hatte er nicht mehr Kraft genug. Er sprang ab und rief: „Das Holz ist feucht geworden."

„Kannst du aber gut turnen," bewunderte ihn Franziska.

„Es geht," gab Wolf bescheiden zurück. „Das muß noch besser werden. Kannst du die Riesenwelle?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich kann sie auch noch nicht, aber ich werde sie können. Mein Bruder kann sie glänzend. Sogar ein paarmal hintereinander. Wieviel Klimmzüge kannst du machen?"

„Ich weiß nicht," sagte Franziska.

„Na, schließlich bist du ja ein Mädchen und brauchst sie nicht zu können, aber sie sind ganz leicht. Willst du sie mal probieren?"

Sie stellte das Körbchen mit den Erdbeeren hin und sah ihn an.

„Ach so, du kommst nicht da rauf, du bist zu klein. Komm, ich will dich hochheben."

„Nein, nein," sagte Franziska zurückweichend.

„Du brauchst keine Angst zu haben, ich tu' dir nichts. Hast du Angst vor mir?"

„Nein."

„Du brauchst auch keine Angst zu haben. Ich schütze dich, wenn dir jemand was tun will. Komm, los!" Damit faßte er sie entschlossen um die Taille und hob sie zum Reck hinauf. Franzska schrie leicht und breitete die Hände aus. Er belehrte sie, wie die Stange zu fassen sei und wie sie, wenn sie hing, sich emporzuziehen habe. Doch die Belehrungen blieben ohne Erfolg. Die Kleine schwankte hin und her, zu einem Klimmzug kam es nicht. Da umfaßte sie Wolf wieder vorsichtig und setzte sie auf den Boden.

„Du bist man bloß aus Porzellan," sagte er bedauernd und beglückt darüber, daß es ihr nicht gelungen war. Sie lächelte verschämt, er wollte ihr etwas Besonderes sagen, wußte aber nichts, was ihm würdig schien gesagt zu werden, also sprang er ans Reck und machte mehrere Klimmzüge hintereinander. Dann stellte er sich vor sie hin und fragte: „Sind das eure Erdbeeren?"

Sie nickte.

„Kriegen wir die heute zu Mittag?"

„Ja." Sie lachte. Viele weiße Zähnchen lachten mit. Ach Gott, wie märchenhaft sie war.

Plötzlich fragte Wolf: „Bist du schon versprochen?" Sie wurde rot und antwortete nicht.

„Hast du schon einmal jemand einen Kuß gegeben?"

„Gewiß," lachte sie verlegen. Und dann griff sie zum Erdbeerkörbchen und entschuldigte ihr Fortgehen damit, daß die Mutter auf sie warte.

Wolf wurde nachdenklich. Er ging zum Eineufer, ohne eigentlich zu wissen, was er wollte. Da fand er in einer schattigen Stelle des Gartens seine Mutter lesend in der Hängematte. Sie erkannte ihn gleich und nickte ihm zu. Er kam, setzte sich ins Gras. „Die kleine Zis ist aber hübsch, Mutti."

Frau Brassen dachte einen Augenblick nach, um den Zusammenhang zu finden, dann versetzte sie: „Ein liebes Kind, schade nur, daß sie etwas schielt."

Erschreckt fragte Wolf: „Sie schielt?“

„Hast du das noch nicht bemerkt?“

„Nein, ich glaube, du irrst dich, Mutti.“

„Du hast sie wohl noch nicht scharf angesehen. Übrigens tut das doch gar nichts. Es kommt nicht darauf an, wie die Augen stehen, sondern ob das Herz auf dem rechten Fleck ist.“

Wolf antwortete nichts.

Nach einer Weile erhob er sich, sagte, daß er ein wenig ins Dorf hinüber gehen wolle, und verließ seine Mutter.

An der Brücke schnitt er sich mit dem Taschenmesser einen Erlenzweig ab, säuberte ihn vorsichtig von seinen Blättern bis auf die grüne Spitze und schwenkte ihn ein paarmal durch die Luft. Am Geländer stand er und sah ins Wasser. Ein Gedanke ging in ihm auf, wuchs und nahm Besitz von seinem Herzen. Es erschien ihm absurd, daß Franziska schielen sollte, er hatte es ja nicht bemerkt, nur die Erwachsenen, welche immer Dinge sahen, von denen die Kinder nichts wußten und die sie am Ende erst dadurch in die Welt brachten, daß sie sie sahen. Hier galt es, einen Entschluß zu fassen, der ihm allein gehörte. Kurzerhand ließ er die Rute ins Wasser fallen, wandte sich ziemlich gleichgültig zum anderen Geländer, um festzustellen, ob die Strömung sie davonführe, drehte dann nach Hause um und holte aus seiner Kommode einen kleinen Beutel, den er im Blusenausschnitt seines Matrosenanzuges verbarg. Dann nahm er abermals den Weg zur Brücke, blieb nur einen Augenblick am Geländer stehen, spuckte hinein, sah der Fahrt dieses Produktes flüchtig interessiert nach und machte sich ins Dorf auf.

Ein Stück hinter der Brücke, dort wo der Fußweg die Landstraße kreuzte, begegnete ihm ein Revierjäger mit geschulterter Büchse. Ein schmucker Mann, dessen Schnurrbartenden leicht angehoben waren. Er schaute den Knaben mit seinen etwas melancholischen schwarzen Augen gedankenlos an und ging vorüber. Nach einigen Schritten blieb er stehen und zündete sich eine Zigarette an.

‚Das wäre auch ein Beruf für mich,‘ dachte Wolf, ‚vielleicht der einzig anständige in Deutschland für einen Mann. Er belauert die Tiere des Waldes und schießt auf Wilderer, die wiederum ihrerseits auf ihn schießen. Er befindet sich in ständiger Lebensgefahr, jeden Augenblick kann eine Kugel angeflogen kommen. Schade nur, daß es keine Raubtiere mehr in diesem Lande gibt, Löwen, Hyänen und Krokodile. Da hätte man als Förster Aufgaben, die denen der Präriejäger in Amerika nicht nachstünden.‘

Doch wurden diese Vorstellungen bald von lieblicheren abgelöst. Er befand sich vor den ersten Häusern des Dorfes und mußte zusehen, daß er einen Laden fand, der die Ware feilhielt, welche er suchte. Schließlich entdeckte er einen Krämer, der in einem schmalen Fensterchen allerlei Zeug, wie Leinewand, Gummikragen, Chemisettes, Nähgarn und Durchziehband ausgelegt hatte. Auch Schokolade führte er und kleine Fläschchen, aus denen rote und grüne Limonade vermittelst eines Lutschers gesogen werden konnte.

Wolf betrachtete zunächst eingehend das Schaufenster. Es gefiel ihm, es war bäuerlich simpel und hatte nichts von der verschwenderischen Fülle großstädtischer Auslagen. Auch Schreibpapier und Tinte gab es hier zu kaufen, Hosenträger und kleine bunte Bälle, die neben Samentüten lagen. Entschlossen zog Wolf seinen Geldbeutel aus dem Blusenausschnitt, öffnete das von Körperwärme angeheizte Ledertäschchen und prüfte die Barschaft. Es befand sich, zu seiner Befriedigung stellte er es fest, noch ein guter Teil des monatlichen Taschengeldes darin, fünfundachtzig Pfennige, außerdem ein Perlmutterknopf und eine Telephonmarke, die man schlimmstenfalls auch in Zahlung geben konnte. ‚Also gut, gehen wir hinein,‘ rief er sich zu. Die Tür öffnete sich mit gellendem Geklingel. Eine jüngere Frau erschien und fragte nach seinem Wunsch.

„Ich möchte Zopfbänder haben,“ sagte er.

„In Seide?“ fragte die Frau.

Er erschrak. Diese Frage hatte er sich noch nicht gestellt. Mein Gott, ein Zopfband muß natürlich aus Seide sein, zumal wenn man es verschenken will. Aber mit fünfundachtzig Pfennigen Zopfbänder aus Seide kaufen, das kam ihm selbst undurchführbar vor. Immerhin ließ er sich einstweilen nichts von seiner Besorgnis merken und nickte.

„Welche Farbe?“ fragte die Frau.

Auch dies war zu überlegen. Es gibt rote, grüne, blaue, lila Zopfbänder, alle möglichen Farben gibt es. Man muß die Farbe wählen, welche dem Zopf am besten steht. Er schloß halb die Augen und vergegenwärtigte sich das Flachsblond der kleinen Zis. Blau mußte schön darauf aussehen. Auch grün. Vielleicht könnte man auch ein gesprenkeltes oder in Quadrate eingeteiltes Band erhalten, in dem mehrere Farben beisammen waren.

Nein, ein solches Band gab es nicht.

Doch hübsche moireeseidene grüne, rote und hellblaue Zopfbänder.

„Wieviel soll's denn sein?" fragte die Bäuerin.

„Für zwei lange Zöpfe," erwiderte er.

„Na, auf die Länge kommt's wohl nicht an," meinte sie lachend, „ist wohl die kleine Schwester, was?"

Wolf nickte.

„Auch so blond wie du?"

„Viel blonder. Ganz helles Haar hat sie."

„Da würde ich rot oder grün nehmen, was?"

Sie rollte das rote Seidenband von der Spule und faltete es zu einer hübschen Schleife, die steif und glänzend wie ein großer Schmetterling auf ihren groben Fingern saß.

Wolf fragte bebend nach dem Preis der Ware und erschrak. Zwei Zopfbänder, die nach Meinung der Bäuerin gut ein Dreiviertelmeter Länge haben müßten, kosteten mehr, als er im Beutel trug. Auch die Telephonmarke rettete ihn nicht.

„Und das blaue?" fragte er.

„Das blaue ist auch hübsch," sagte die Frau, „kostet dasselbe."

Das blaue Band war wundervoll, ganz hell wie Märzhimmel, dabei breit und glänzend. Es mußte dem hellblonden Haar des Mädchens herrlich stehen, hatte sie doch auch ganz dieselben Augen, lichtes Frühlingsblau. Ach Gott, ihre armen Augen. Ihm fiel das entsetzliche Urteil der Mutter ein, Kümmernis beschlich ihn.

„Ich nehme," sagte er unter erleuchtetem Einfall, „nur einen halben Meter. Das reicht dann für einen Zopf, kann aber schlimmstenfalls oben auf dem Kopf angeheftet werden. Meine Schwester trägt manchmal solche Schleifen oben auf dem Kopf."

Die Frau war zufrieden und ergriff eine Schere.

„Hat das Schwesterchen denn Geburtstag?" fragte sie.

„Ja, ja," antwortete Wolf.

Auf der Gasse steckte er Lederbeutel und Zopfband in den Blusenausschnitt und lief, ganz taumelig vor Glück, eilig heim. Er wollte das Geschenk sofort Franziska überreichen.

Um die Mittagszeit wußten es alle, daß Wolf Brassen der kleinen Franziska Bitterfeld ein seidenes Zopfband geschenkt hatte. Vor Tisch erwischten die Kinder ihn am Flußufer und stellten ihn sofort.

„Du bist ein vornehmer Kavalier," lobte Dietrich onkelhaft.

Susanne sah ihn an und schwieg. Zu Dietrich meinte sie geringschätzig: „Das Band ist schön, aber die Zis ist ja viel zu dumm dazu. Die versteht ja gar nicht, was sie damit hat."

Franziska trug das Zopfband als Schleife am Hinterkopf, so wie es sich Wolf gedacht hatte. Sie lachte, strahlte und war lustig wie alle Tage. Susanne mochte recht haben mit ihrer Behauptung, daß sie von diesem Geschenk nichts verstünde.

Ewald Dümmler aber, der Neffe des Wirtes, sagte zu Wolf: „Au Wetter, da wird der Herr Karsten ein Gesicht machen!"

„Pfui!" rief Susanne.

Auf Wolfs fragenden Blick fuhr er schadenfroh fort: „Der Revierjäger heißt Karsten. Das ist Zischens Bräutigam."

„Ist ja nicht wahr," rief Franziska verlegen und drehte sich auf dem Absatz um.

„Ist doch wahr!" schrie Ewald. „Hat er nicht neulich gesagt: ‚Dich heirat' ich mal, wenn du groß bist?' Also mach' dir man keine Hoffnungen, Wolf, die kriegst du doch nicht."

Diese Erklärung hatte peinliche Stille zur Folge. Wolf wußte nichts zu sagen, fühlte nur Wut gegen Ewald Dümmler, der diesen Satz laut, grob und mit proletarischer Handbewegung vorgebracht hatte. Doch auch die Wut erschien ihm nebensächlich angesichts der großen Enttäuschung und der großen Beschämung, die über ihn kam. Natürlich, der Revierjäger! Ahnte er es nicht, als er ihn heute vormittag traf? Ach nein, nichts hatte er geahnt. Er war ins Dorf gelaufen und hatte von seinem Taschengeld für die Braut eines Fremden ein himmelblaues Zopfband gekauft.

„Es macht nichts," versetzte er beherrscht, „mit diesem Zopfband komme ich dem Förster nicht ins Revier. Aber, du verstehst das natürlich nicht."

Damit wandte er sich ab und ging auf das Haus zu.

Beim Mittagessen hatte er, da es seinem Vater am Fenster zog, das Pech, so zu sitzen, daß er gerade auf Fräulein Säuberlich schauen mußte. Sie lächelte ihm widerwärtig zu, hob den Zeigefinger und drohte, als wollte sie sagen: Schlaumeier! oder: du bist mir der Richtige! Wolf tat kurzsichtig und zeigte ein verschlossenes Gesicht.

Nach Tisch setzte er sich auf die Schaukel. Er dachte an das Unglück, welches ihm widerfahren, und wie er als Mann darüber hinwegkäme. Es war beschämend für ihn, vor allen Leuten als der hoffnungslose Werber um eines dummen Mädchens Gunst dazustehen. Gegen den Revierjäger kam er

nicht an. Wie sagte Dietrich? ‚Die Erwachsenen haben einstweilen noch die Macht. Einmal wird auch das anders werden.‘ Dietrich hatte recht: sollte er sich vielleicht mit dem Revierjäger Karsten schießen? Karsten würde ihn auslachen und davongehen. Es gab nur einen Weg, und diesen wollte er beschreiten.

Indessen trat Susanne wie zufällig in das Rondell, näherte sich ihm und meinte leichthin: „Der Ewald ist ein ungebildeter Mensch. Du solltest dir nichts daraus machen.“

Wolf blickte etwas erstaunt auf das braune Mädchen, das ihm bisher nur ablehnend begegnet war.

„Ach du lieber Himmel,“ rief er, „den habe ich längst vergessen!“

Susanne schwieg und kratzte nachdenklich mit ihrem Nagel an einem Splitter der hölzernen Schaukelstange.

„Liebst du Franziska sehr?“ fragte sie kratzend.

„Nein. Außerdem schielt sie.“

„So? Ich weiß nicht. Jedenfalls steht es keiner. Sie ist hübsch, aber noch eine dumme Göre. Sie versteht von allem nichts.“

Wolf schwieg. Auch Susanne hörte mit der Bearbeitung der Holzstange auf, legte die Arme auf den Rücken und sah ihn mit ihren graublauen Augen traurig an.

„Kannst du gut schaukeln?“ fragte Wolf das Mädchen. „Ich meine: hoch?“

„Gewiß, ich habe eine Eins im Turnen.“

Er sprang vom Sitz ab: „Schaukle mal,“ forderte er sie auf.

Susanne setzte sich und begann erst langsam, dann immer stärker und leidenschaftlicher hin und her zu schaukeln. Schließlich sauste sie durch die Luft, daß ihr Röckchen bis an den Hals flog.

„Es ist gut,“ sagte Wolf und drehte sich, plötzlich rot geworden, um.

Sofort ließ Susanne die Schaukel ruhiger gehen. Sie sprang ab.

„Kannst du auch Klimmzüge machen?“ fragte sie.

„Ja.“

„Wieviel?“

„Es kommt darauf an. Nach Tisch nicht soviel wie vor Tisch.“

„Das kann ich mir denken,“ lachte Susanne, „du ißt wohl mächtig viel, was? Jungens müssen viel mehr essen als Mädchen, sie verbrauchen mehr.“

Wolf nickte zerstreut.

Schritte näherten sich. Wolf sah seinen Vater im Gespräch mit einem Herrn, der, wie ihn Susanne belehrte, Dietrichs Papa, der Konservenfabrikant Gray, war. Übrigens ein lauter und ungebärdiger Mann. Er war gerade mit dem Wagen aus Annenstedt angekommen und schalt auf die schlechten Wege.

Architekt Brassen rief seinen Sohn heran. Es kam zu einer langweiligen Vorstellung, bei der Herr Gray ihn nach seinen Erfolgen in der Schule fragte.

Susanne war davongelaufen.

Nachmittags machte Wolf einen Spaziergang mit Dietrich, der den Vorfall nicht berührte. Sie erzählten sich allerlei und sprachen von den Hoffnungen der deutschen Literatur. Wolf liebte Gedichte und gestand, daß er schon einige Balladen verfaßt habe.

Ob er sie auswendig könne?

Nein.

Wovon sie handelten?

Eine handelte von der Prärie. Ein Waldläufer durchreite die Prärie, verfolgt von einem Indianerstamm. Er komme in große Lebensgefahr und rette sich nur dadurch, daß er die halbe Nacht auf einer hohen Kiefer sitze. Doch die Indianer entdeckten ihn schließlich auf der Kiefer und beschlössen, den Baum abzuhauen. Er aber spränge lautlos von dieser Kiefer auf eine andere und fliehe davon. Wie nun morgens der Baum fällt — ist er verschwunden. Außerdem habe er noch aus der nordischen Sage Stoff zu zwei Balladen entnommen, die kürzer seien. Dann habe er eine Reihe Aphorismen und Gedankensplitter geschrieben. Dietrich interessierten diese Angaben sehr. Er hoffte, so sagte er in seinem etwas gönnerhaften Stil, in ihm einen jungen Goethe entdecken zu können. Wolf möge ihm nur die Manuskripte zusenden, er wolle sie gewissenhaft kritisieren.

Übrigens habe er, Dietrich, gestern abend ein Poem in Hexametern erhalten, in dem er aufgefordert werde, ebenfalls in klassischen Versmaßen zu antworten. Ob er raten könne, von wem dieses Poem sei.

Von Susanne?

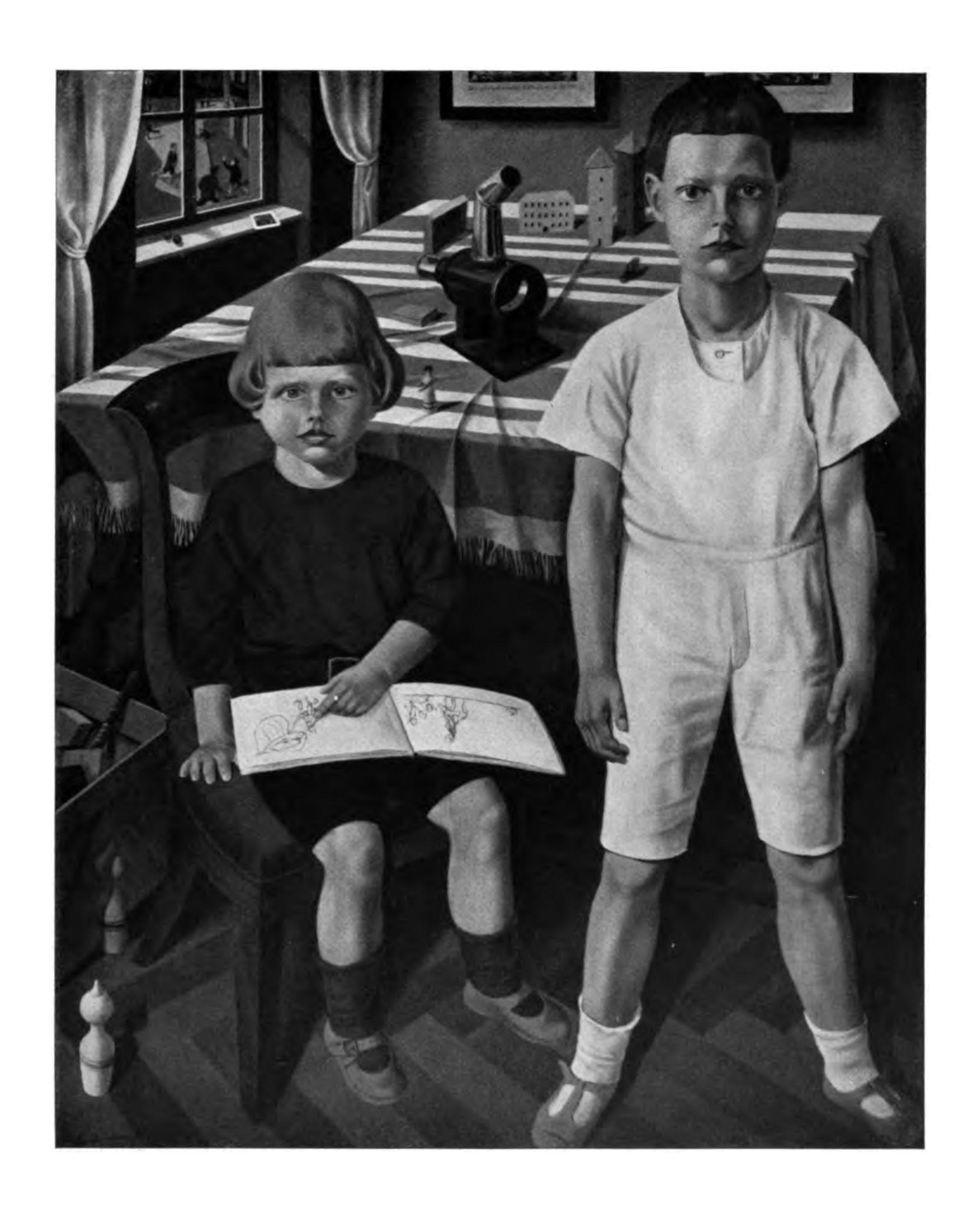
Du lieber Gott, nein, von keinem der Spielgefährten, sondern von Fräulein Säuberlich. Else Säuberlich, Oberlehrerin an einem Lyzeum in Halle.

Wolf heuchelte Interesse.

„Immerhin,“ sagte Dietrich, „sie hat es nicht übel gemacht. Die Versmaße sind richtig, wenn auch nicht homerisch. ‚Andra moi ennepe, musa, polytropon . . .‘ Ihr habt doch schon Griechisch?“

„Selbstredend.“

„Die Verse sind richtig, doch es fehlt der Kuß der Muse. Sie sagt zum Beispiel:



Bildnis. Gemälde von Prof. Wilhelm Schnarrenberger
(Mannheim, Ausstellung „Neue Sachlichkeit")

Stürmend durcheilte mein Fuß des Harzes grünende Wälder,
Nirgends fand ich die Ruh', welch' meine Seele begehrt."

„Abscheulich," bemerkte Wolf. „Alte Frauen sollten sich nicht mehr in durchsichtige griechische Gewänder stecken."

„Ich bin ähnlicher Ansicht und will sie in meiner Antwort die ‚Sappho von Leinefelde' nennen. Vielleicht merkt sie was."

Wolf winkte gelangweilt ab. ‚Was wird die schon merken?' dachte er.

Indessen hatte sie der Weg an eine von Gebüsch und Waldung locker umrahmte Wiese geführt, die sich zur Eine abwärts senkte. Die Landschaft verlor den weiteren Blick auf Hügel und Harzberge und verengte sich zu blühendem Idyll. Der Himmel war tiefblau, und weil er so blau war, wußte auch das Wasser des Flüßchens nichts anderes anzufangen und war ebenfalls blau. In diese blaue Stille stiegen die Lerchen und trillerten ihre zuckende Lust in den Raum.

Die beiden blieben stehen und überlegten, welche Richtung sie wählen sollten. Da schlug Dietrich vor, sich ans Wasser zu legen und in den blauen Himmel zu schauen. Sie liefen über die Wiese und versuchten Rad zu schlagen, was keinem von ihnen gelang. Doch Dietrich konnte einen leidlichen Handstand zu Wege bringen.

Plötzlich rief er: „Du, ob wir baden?"

Wolf dachte an seinen Vater, der bei diesem Vorschlag in Schreie des Entsetzens ausgebrochen wäre, und stimmte begeistert zu. „Mein Vater sagt, man darf nachmittags nie baden. Der ist ja zu pimplig. Ekelhaft."

„Du brauchst es doch deinem Vater nicht zu erzählen," riet ihm Dietrich, der schon Rock und Stiefel ausgezogen hatte.

„Auch noch," spottete Wolf. „Was geht das wohl die Väter an, was wir tun! Fällt mir nicht ein. Überhaupt, wenn der wüßte, was ich alles tue!"

„Du bist gewiß ein gefährlicher Verbrecher," lächelte Dietrich gutmütig.

Wolf gab darauf keine Antwort, sondern dachte dazu, daß er sich jetzt seine Hosen ausziehen müsse. Er fühlte darüber ungewisse Scham und schob diesen Akt, soweit es ging, hinaus.

Dietrich stand schon im Hemd. Jetzt fragte er: „Ob hier junge Damen gucken?" Gleich darauf warf er das Hemd zu den übrigen Kleidungsstücken, die ein kleines Bündel im Grase bildeten. Dann stieß er einen wilden, sehr jungenhaften Juchzer aus und lief zum Wasser. Sogleich hatte auch Wolf seine wenigen Kleider vom Körper gezogen. Einen Augenblick blieb er stehen und verglich seine Figur mit der des Kameraden. Dietrich war von kräftigerem Knochenbau und gebräunter als er, dessen helle Haut das Stadtkind verriet.

Die Sonne hatte noch die volle Kraft des Hochsommers. Er fühlte ihre Wärme wie einen durchsichtigen Mantel über seinem Leibe. Plötzlich überkam ihn eine unbekannte Lust. Es war, als ob alle Störungen, alle Erlebnisse, die der Tag gebracht, wesenlos wie Schatten bei den Kleidern lägen und nichts mehr von ihnen in ihm selbst zurückgeblieben sei. Er selbst aber war ein anderer und doch erst ganz er selbst. Er war sein Ich in gereinigter Form. Ach, es war herrlich, nackend über die grüne Wiese zu rennen und mit einem Sprunge Dietrich auf dem Nacken zu sitzen.

Der suchte ihn abzuschütteln, doch weil Wolfs Schenkel und Arme ihn fest umklammerten, lief er kurz entschlossen in das klare Wasser des Flüßchens und legte sich mit samt seiner Last hinein. Wolf schrie auf, und Dietrich lachte, und dann lachte Wolf, und Dietrich schrie und lachte noch mehr, denn ein ungeheures Spritzen hub an, bei dem sich Wolf in einen Wasserschlauch verwandelte, dessen Nähe zu meiden war. Nach einer Minute waren beide so gründlich und ausreichend naß, daß selbst ein Untertauchen im Flusse nichts mehr an ihnen verändert haben würde.

„Ob man hier schwimmen kann?" fragte Dietrich.

„Ich kann nicht schwimmen," sagte Wolf traurig.

„Lernst du in einer Stunde. Komm mal her."

Wolf kam, Dietrich ging mit ihm tiefer in den Fluß, faßte ihn um die Hüfte, legte ihn horizontal. Wolf zappelte, versuchte indessen gehorsam die vorgeschriebenen Bewegungen zu machen. Doch als jener ihn probeweise fallen ließ, lag er auch unmittelbar darauf im Wasser und schnappte saufend nach Luft. Um sich zu rächen, griff er nun Dietrich ans Bein, der, völlig überrascht von diesem Angriff, sich sofort mit platschendem Knall hinsetzte und gleich Wolf wassersaufend nach Luft schnappte. Dieser hatte inzwischen die Flucht ergriffen, Dietrich raste hinterher, eine wilde Jagd über die Wiese begann. Die längeren Beine des Älteren siegten. In der nun folgenden Rauferei lag Wolf trotz tapferster Gegenwehr nach kurzem auf dem Rücken. Er mußte sich als überwunden erklären und tat es, umsichbeißend, aber lachend und prustend vor Seligkeit.

„Mensch, ist mir heiß!" rief er aufstehend und sein Sitzfleisch befühlend, „du Schwein hast mich auf eine Distel gelegt."

Dietrich schlug ein Höllengelächter an.

„Meterlange Stacheln sitzen in meinem Podex," schimpfte Wolf.

„Komm, ich zieh' sie dir 'raus!"

„Jawoll," erwiderte Wolf und faßte ihn, als er sich näherte, mit voller Kraft um die Hüfte, entschlossen, die Niederlage von vorhin durch einen Sieg, bei dem der andere in den Disteln saß, wettzumachen. Dietrich wehrte sich und hätte Wolf zum zweitenmal niedergerungen, wenn er nicht plötzlich anderen Sinnes geworden wäre. Er gab vorsichtig nach, stürzte und rollte nun seinerseits übers Gras. „Au, au!" schrie er, „Hund! Mensch!" Stieß Wolf fort und faßte sich mit beiden Händen an den Rücken.

„Ist ja Schwindel," sagte jener mißtrauisch. „Du hast ja gar nicht drauf gelegen."

Und plötzlich brachen beide in helles Gelächter aus.

Ein Wölkchen legte sich vor die Sonne, die Farben der Wiese verblaßten. Die Knaben faßten sich unter, gingen zum Ufer zurück und sahen den Forellen zu, die schwerelos durch das helle Wasser blitzten. Danach liefen sie noch einmal in den Fluß, um Strömung und Tiefe zu untersuchen. Sie stellten fest, daß die Eine wirklich kein Fluß sei, sondern ein Bach, sagen wir ein größerer Bach. An einer Stelle konnte man zum Beispiel durchwaten. Sie wateten auch durch, bestiegen aber nicht das andere Ufer, weil es in dichten Nesselstauden wucherte. Indessen konnten sie von hier aus Mägde sehen, die auf dem Felde arbeiteten. „Huhuju!" schrien sie ihnen wild zu und duckten sich gleich darauf.

Als sie wieder auf ihrer Wiese lagen und ihre feuchten Körper in der Sonne reckten, fragte Wolf: „Machst du dir was aus Mädchen?"

Dietrich dachte nach, schob die Unterlippe ein wenig vor und schüttelte den Kopf.

„Ich auch nicht," versetzte Wolf nachdenklich, „sie sind mir ganz egal."

„Aber du hast doch der kleinen Zis heute ein Zopfband geschenkt?" Er lächelte vieldeutig.

„Ach Gott! Dies Zopfband! Man kann doch mal einem Kinde was schenken. Die begreift ja außerdem gar nichts."

Dietrich schwieg.

„Ich glaube überhaupt nicht, daß Mädchen was begreifen."

Und nach einer Weile: „Hast du viel Freunde, Dietrich?"

„Nein, warum fragst du?"

„Man kann nicht viele Freunde haben, höchstens einen, zwei; allerhöchstens drei. Bei den alten Griechen hatte jeder Held auch immer nur einen. Der Achill den Patroklos oder der Kastor den Pollux."

Dietrich blickte in den Himmel. Er hatte ein Bein aufgestützt und das andere darüber geschlagen. Wolf lag der Länge nach ausgestreckt auf dem Bauche und rupfte Gras. So ging der Nachmittag vorüber, ruhig, besonnt vom Juli. Die Vögel zwitscherten in den Büschen am Ufer. Sie waren eilfertig dabei, Nahrung für ihre Kleinen zu holen. In glücklich bewegter Stille atmete die Natur.

„Ich glaube," hub Wolf nach einer Weile an, „daß von zwei Freunden der eine immer etwas älter als der andere sein muß, auch ein bißchen stärker als der andere. Sie dürfen nicht ganz gleich sein wie Zwillinge."

„Ja," sagte Dietrich, wandte aber nicht den Blick vom Himmel ab.

Wolf schwieg, drehte sich um und schaute ebenfalls in den Raum, der ohne Ende ins Blaue flog.

„Ach Gott," seufzte er auf.

Dietrich wandte ihm langsam sein braunes Antlitz zu und sah ihn mit den hellen, durchdringenden Augen an.

Wolf fühlte, wie er glühendrot wurde. Er sagte nichts mehr, sondern starrte ins Gras. Dietrich nahm seinen Kopf in beide Hände, küßte ihn auf die Stirn und erhob sich ruhig, um sich zu seinen Kleidern zu begeben.

Der Jüngere blieb bewegungslos liegen. Als er aufstand, war sein Freund schon angezogen. Doch er schämte sich nicht seiner Nacktheit, sondern lächelte und fühlte sich erfüllt von wunderbarem Beben.

Susanne Mirtiz stand in der Frühe am offenen Fenster und bürstete ihre Haare, bürstete sie sorgfältig und gleichmäßig. Die Morgensonne, welche ins Zimmer flutete, färbte sie kupferrot, und sie bauschten sich, gelockert vom gleichmäßigen Strich, wellig auf. Von diesem Fenster aus hatte man einen weiten Blick, bis über die Dächer von Leinefelde hinaus, ja fernhin bis zu den blauen Harzbergen konnte man das sommerliche Land umfassen. Es mochte um die achte Stunde sein, taufrisch und besonnt glänzten die Gewächse des Gartens.

Indessen war es Susanne ersichtlich nicht um den Rundblick zu tun, wenn sie häufiger in ihrer Tätigkeit innehielt, sondern mehr und heftiger ward ihr dies ein Kummer, daß ihre Haare nicht recht wachsen wollten.

Sie waren nicht kurz, aber lang waren sie erst recht nicht. Die Franziska zum Beispiel hatte, obwohl sie vier Jahre jünger war, zwei lange, bis zum Gürtel reichende Zöpfe. Mit einem Haar aber, wie sie, die Susanne, es hatte, war nichts Rechtes anzufangen. Das wußte natürlich der dumme Wolf und darum sah er geflissentlich an ihr vorüber oder war verlegen, wenn sie zu ihm sprach.

Frau Bankdirektor Mirtiz, die inzwischen ihre feinen weißen Hände in Salmiakwasser getaucht und dann sorgfältig mit hübschen Feilen und Scherchen behandelt hatte, unterbrach die Tätigkeit ihrer Tochter mit dem sanften Befehl, Bürste und Kamm endlich beiseite zu legen, den Zopf zu flechten und ihn, so wie es sich gehörte, überm Kopf festzustecken.

„Ach, Mama, was mache ich nur, daß sie länger werden?" fragte Susanne weinerlich. „Man kann ja so gar nicht herumlaufen, ohne sich jeden Augenblick dem Vorwurf der Lächerlichkeit auszusetzen."

Die Mutter blieb ernst, obwohl es sie nach dem Gegenteil gelüstete. Sie erkundigte sich also, woher denn seit einiger Zeit diese Ungeduld komme. Jedes Wachsen von Wert ginge langsam vor sich, nur die Fliegen und die Regenwürmer wüchsen schnell, aber was wären das auch für dürftige Kreaturen.

„Ach Gott, Mammi," sagte Susanne. Sie fühlte sich von der mütterlichen Beweisführung nicht überzeugt.

Nach einer Weile fragte sie: „Findest du blond schöner als braun, — oder auch als schwarz?" setzte sie noch rasch hinzu.

„Ich entdecke an meiner Tochter Anzeichen einer Eitelkeit, die mir bisher unbekannt gewesen ist. Doch um deine Frage zu beantworten: keine Haarfarbe ist schöner als die andere, nicht blond, nicht braun und nicht schwarz. Es kommt auf den Menschen an, der sie trägt. Der liebe Gott hat dir braunes Haar gegeben und andern hat er blondes Haar gegeben. Du darfst darüber ruhig sein, daß er genau weiß, warum er es tat. Und nun putz' dir die Zähne gleich und nicht erst, wenn du dein Kleid angezogen hast, sonst gibt es wieder Spritzer auf der Bluse. Und drücke keine so lange Wurst aus der Tube, ein Drittel davon genügt vollauf."

Susanne schwieg. Es dünkte sie besser, zu schweigen, da bei einer Unterhaltung mit der Mama heute für sie doch nur Belehrungen herausgekommen wären. Indessen beunruhigte sie darum ihre Angelegenheit nicht weniger. Wolfs Verhalten erschien seit einigen Tagen auffällig. Dabei war es ersichtlich, daß er sich auch um Franziska nicht mehr kümmerte. Gewiß hing dieses Verhalten mit der unglücklichen Kürze ihrer Haare zusammen. Am besten wär's schon, man schnitte sich die paar Fransen ganz ab und trüge einen Pagenkopf wie die Rotraut oder die Sigune oder gar die Thea, deren Haare überhaupt geschoren waren. Da konnte keiner mehr sagen: ‚Deine wachsen aber nicht.' Da hieß es denn einfach: ‚Die geht modern, die geht hygienisch.' Doch mit Mama war ja nicht zu reden, und der Papa, welcher sie bestimmt verstanden hätte, war schon lange tot.

Indessen unterbrach sie ihre Meditationen, sich selbst überraschend, durch einen Freudenschrei: „Hurra, ich habe meinen Ring wieder!"

„Wo lag er denn?"

„In der Schublade, ganz hinten! So weit hinten gibt's ja gar nicht, wie der sich verkrochen hat."

Zärtlich nahm sie das silberne Ringlein mit den in Herzform angeordneten kleinen Türkisen, steckte ihn an ihren schmalen Finger und betrachtete die Hand, indem sie sie weit abhielt, zärtlich. Ein reizender Ring; übrigens etwas angeschwärzt. Sie ergriff ihn, entließ aus ihrem Mund eine große Speichelflocke, und begann sie mit dem Taschentuch auf dem Ringe zu verreiben.

„Aber Susanne, so reinigt man kein Silber! Gib ihn her. Ganz vollgespuckt hast du ihn. Trockne ihn erst einmal ab. Manchmal hast du Manieren, die mich für deine Entwicklung das Schlimmste befürchten lassen."

Susanne dachte nur ‚Aha' und ‚Da krieg' ich's schon wieder,' sagte indessen nichts, sondern sah zu, wie ihre Mutter das Ringlein mit Silberseife, die sie einer kleinen Zelluloidbüchse entnahm, putzte und es ihr dann mit den Worten zurückgab: „So, da hast du ihn. Nun verliere ihn nicht wieder." Doch überraschend setzte sie noch hinzu: „Wie sehen denn deine Nägel aus? Das nennst du Pflege? Das sind ja Laubsägen, aber keine gefeilten Nägel. Und die Ecken schwärzlich wie bei Kohlenträgern. Jetzt setz' dich einmal hierher, ich werde deine Hände fürs erste in flüchtige Reparatur nehmen. Sie werden nunmehr jeden Morgen von mir kontrolliert. Seh' ich sie noch einmal in diesem vernachlässigten Zustand, setzt es was, mein Kindchen."

‚Ein wahrhaft süßer Morgen,' dachte Susanne. ‚Mama ist in heroischer Stimmung.' Widerwillig ließ sie die Hände der mütterlichen Maniküre.

Nach einer kleinen Zeit geduldigen Ausharrens sagte sie: „Ich weiß nicht, warum du dich so um meine Fingerspitzen sorgst. Du willst mich wohl verheiraten?“

„Nein, aber in eine Erziehungsanstalt stecken, wenn du noch weiter ins Kraut schießest.“ Susanne seufzte auf.

Darüber vergingen noch einige Minuten. Die Feile schabte und die Schere stach. Am Ende schien es für heute in Ordnung zu sein. Frau Mirtiz gab ihrer Tochter einen Kuß und entließ sie. Susanne tobte ab. Die Mutter hörte das donnernde Geräusch ihrer Sprünge eine Treppe tiefer mit einem Metalltablett zusammenstoßen, das Frau Bitterfelds Mädchen an die Wand gelehnt hatte.

„Dafür kann ich nichts!“ schrie Susanne entschuldigend nach oben. „Das hat mir im Wege gestanden!“

Von diesem göttlichen Gepolter erwachte Wolf Brassen aus unruhigem Traum. Er hatte die Nacht schlecht geschlafen, gegen Morgen eine Zeit wach gelegen und dann von Dietrich geträumt. In diesem Traum war Dietrich mit Susanne verlobt oder gar verheiratet. Sie gingen eng umschlungen und hatten viele Geheimnisse vor ihm. Susanne war überdies blond, nicht braun und trug Zöpfe wie das Gretchen in dem illustrierten Faust, der in des Vaters Bücherregal stand. Auch auf der Schaukel sah er sie sitzen und furchterregend schaukeln. Sie flog durch die Luft, die Röcke wehten. Es war grauenvoll, weil er um sie Angst hatte. Und es war süß, sie so zu sehen. Und dann kam sein Lateinlehrer Schiche, richtete den Zeigefinger auf ihn und krächzte: „Weiter, Brassen! Nun? Inde ubi.“ Und er begann wie wahnsinnig zu schnurren: „Ind' ubi clára dedit sonitúm tuba finibus.„ „Falsch! Setzen! Die Fünf steht schon in meinem Notizbuch,“ krächzte Lateinlehrer Schiche. In dem Augenblick fiel Susanne mit entsetzlichem Gepolter von der Schaukel. Wolf erwachte und war über die Maßen schlechter Laune.

Nachdem er gefrühstückt, heiterte sich seine Laune wieder auf, obwohl er gehört hatte, daß Dietrich schon in der Frühe nach Annenstedt gewandert sei, von wo er erst am folgenden Tage mit seinem Ponygespann zurückkehren werde.

So beschloß Wolf, auch seinerseits bis Mittag eine Wanderung zu unternehmen. Vielleicht erlebte er ein Abenteuer, vielleicht hatte er Gelegenheit, Mut und Geistesgegenwart zu erproben. Er wollte eigentlich hinter Leinefelde ins Hügelland hinauf, doch als er über die Brücke spaziert war, sah er einen Mann, dessen Gebaren ihn sofort fesselte. Es war Revierjäger Karsten, der mit geschulterter Büchse rasch auf dem Fußpfad aus dem Einegehölz heraus ins Freie trat, sich umblickte, und dann ebenso schnell wie vordem weiterging.

Dieses Sichumblicken erregte Wolfs Verdacht. Er warf seinen Vorsatz um und beschloß, Karsten ungesehen zu verfolgen. Da der Revierjäger auf einen Knaben kaum achtete, war es leicht, an ihn heranzukommen. Wolf hörte, daß Karsten vor sich hin sang. Doch dies erschien ihm als bewußter Täuschungsversuch des Jägers, der unschuldig tun wollte. Immerhin galt es, auf der Hut zu sein. Der Pfad führte wieder zum Flüßchen, an ihm entlang, lief zwischen Gebüsch und Erlenpflanzungen quer über eine Wiese. Am Ende der Wiese aber duckte sich ein einsames Haus mit rotem Dach. An diesem Haus zog die Landstraße, welche Leinefelde durchquerte, vorbei. Wolf stellte mit zufriedenem Kopfnicken fest, daß Karsten nicht die Landstraße, sondern den verborgenen Fußpfad benutzt hatte. Sollte das nichts zu bedeuten haben? Man durfte ihn nicht aus den Augen lassen. Vielleicht stand er in Verschwörung mit Wilderern, und diese Wilderer erwarteten ihn in dem Hause. Wolf duckte sich also hinter ein Gebüsch. Hielt den Atem an. Beobachtete den Jäger. Karsten ging... wirklich er ging auf das Haus zu, pfiff und betrat es durch eine Gattertür des Gemüsegartens.

Wolf wartete in Hockstellung, doch nichts geschah. Karsten befand sich im Hause.

Vortrefflich. Nun mußte festgestellt werden, mit wem er drinnen Verschwörung abhielt. Wolf schlug einen Haken und pirschte sich dann unbemerkt an die Gartenseite. Auf einer Leine hingen Wäschestücke, die er als weibliche ansah. Jedenfalls trugen seines Wissens Männer so etwas nicht. Er schlich um das Gärtchen, konnte aber nichts Verdächtiges bemerken. Auch erkannte er in dem ausgetretenen Wege nicht mehr, wieviel Männer hier ihre Fußspuren eingedrückt hatten. Als er sich indessen zum Haupteingang begab und durch die Scheiben der Flurtür schaute, sah er im Vorraum einen Schlapphut, eine Windjacke und ein Jagdgewehr hängen. Leider fand er keinen Namen an der Tür des Hauses, aber vor den Stufen zum Eingang lag ein leerer, bereits beschmutzter Briefumschlag. Auf ihm stand nichts weiter als „An Herrn Friedrich —“, und das war durchgestrichen. Da kam Wolf ein Gedanke. Er suchte in seinen Taschen, fand zwischen einer Fülle von anderen Gegenständen auch die Reste eines Bleistiftes

und schrieb auf den Briefumschlag mit verstellter Handschrift: „Hütet euch!"

Warum er das eigentlich schrieb, wußte er nicht. Schließlich wollte er die Wilderer, falls es solche waren, ja nicht festnehmen, sondern beunruhigen, in Schrecken setzen. Den Umschlag heftete er mit einer Sicherheitsnadel an die Tür. Dann eilte er fort, kauerte sich hinter das Flußgebüsch und wartete.

Verdammt langweilig dieses Warten, doch man mußte schon eine angefangene Aufgabe durchführen, war sie auch noch so schwer. Darüber mochte vielleicht eine Stunde vergangen sein, als abermals Revierjäger Karsten aus dem Hause trat. Und abermals verließ er das Haus durch die Gartentür. Er ging über die Wiese, aber langsam, gemächlich, keineswegs so schnell wie vordem. Er schien keine Eile, kein Ziel zu haben. Wolf erhob sich, verließ seinen Posten, schlich unter Schwierigkeiten am feuchten Ufer der Eine entlang, lief dann mit langen Sätzen auf den Fußpfad zu. Er war entschlossen, dem Revierjäger zu begegnen.

Und er begegnete ihm. Karsten sah geradeaus. Den grünen Hut hatte er in den Nacken gesetzt. Sein Auge ging durch den Knaben hindurch. Er bemerkte Wolf nicht.

Da blieb Wolf unter plötzlichem Einfall stehen und sagte mit aufspringendem Herzklopfen: „Guten Tag, Herr Karsten! Sie kommen wohl von Franziska?"

Er erschrak über sich selbst. Denn noch eine Sekunde vorher war es ihm verborgen, daß er eine solche Frage an den Jäger richten wollte.

Karsten hielt inne. Sein Auge fand sich vor einem etwas blassen Jungen, der ihm soeben die Frage vorgelegt hatte, ob er —

Er starrte Wolf an. Wolf biß die Zähne aufeinander, zum Äußersten entschlossen.

Auf einmal lachte der Jäger laut auf, fuhr dem Jungen flüchtig über die Haare, schüttelte den Kopf, ging davon.

Nach drei Schritten drehte er sich noch einmal um. Sein Gesicht sah traurig und verquält aus.

„Wie heißt du denn?" fragte er und lächelte spöttisch.

„Das möchten Sie wohl wissen!" gab Wolf hochmütig zurück. Machte kehrt und verließ ihn.

Wieder lachte der Jäger auf. Dann rückte er die Büchse zurecht und nahm seinen Weg flußabwärts in die Richtung, aus der er vordem gekommen.

Nachmittags fand Wolf sich mit Susanne zusammen. Sie hatte nichts vor, auch er hatte gerade nichts zu tun, sie mußten sehen, wie sie sich unterhielten. Er fühlte seit einigen Tagen ihr gegenüber eine Scheu, die ihn veranlaßte, ihr auszuweichen. Heute war er, vielleicht unter dem Einfluß seines Traumes, in nachgiebiger Stimmung. Er betrachtete Susanne von der Seite. Sie trug das Dirndlkostüm, welches er kannte und hübsch fand. Gott, sie war nur ein Mädchen, doch als Mädchen etwas Besseres als die anderen. Im Turnen hatte sie beispielsweise eine Eins. Im Betragen nicht, und das gefiel Wolf. Mädchen, die ein löbliches Betragen hatten und ihren Lehrern zur Ehre gereichten, verachtete er.

Flüchtig dachte er: ‚Ob ich ihr das Abenteuer mit dem Revierjäger erzähle?' Doch schien es ihm geraten, einstweilen darüber zu schweigen. Es war eine Männersache, obwohl seine letzte Bemerkung mit der Franziska bereits... Immerhin, man muß schweigen können.

„Weißt du wohl, wer in dem Hause dort drüben wohnt?" Er beschrieb das Haus mit dem roten Dach, dessen Einwohner er heute gewarnt hatte, genau.

„Nein," sagte Susanne. Warum er denn frage.

Ach nur so. Es erschien ihm da etwas verdächtig in dem Hause.

„Gehen wir einmal hin!" schlug sie vor.

Wolf war über ihren Mut erstaunt. Er erwähnte die Gefahr. Er kalkuliere, daß dort ein Wilderer mit seinen Komplizen wohne.

Susanne interessierte sich sehr dafür. Ob er es genau wisse?

„Nö, genau nicht. Aber — na, Schluß!"

Was denn? Eine gewaltige Neugierde schoß ihr ins Blut.

Er dürfe eigentlich nicht darüber sprechen, bis er alles festgestellt habe, doch weil sie Mut und Entschlossenheit zeige, wolle er ihr sagen, daß Revierjäger Karsten dort hineingeschlichen sei, nachdem er sich vorsichtig umgeguckt habe.

Wirklich?

„Effektiv," sagte Wolf. „Hingeschlichen, über den Zaun gestiegen, im Hause verschwunden."

„Und dann?"

Ja dann — nichts. Er, Wolf, habe das Haus umlauert und mancherlei Verdächtiges feststellen können. Ein anderer Mann mit Schlapphut und Büchse sei ebenfalls dort gewesen.

„Glaubst du, daß das ein Wilderer war?"

Wolf zögerte. „Ich glaubte es," sagte er.

„Jetzt bin ich nicht sicher. Man muß Karsten weiter beobachten."

Susanne stand nachdenklich da. Ihre Arme hatte sie auf dem Rücken verschränkt. Die lustigen blaugrauen Augen blickten kühn in die Richtung, welche Wolf bezeichnete.

„Warum bist du jetzt nicht mehr sicher, daß es ein Wilderer war?"

Wolf sah ein, daß er um den Bericht der ganzen Geschichte nicht mehr herum kam, und erzählte seinen Dialog mit dem Jäger. Freilich schmückte er ihn leicht aus. Er sagte, er wäre dem Revierjäger entgegengetreten, hätte ihm halt geboten und dann Rede stehen lassen. Karsten sei erbleicht.

Susanne schwieg. Plötzlich sagte sie: „Wir müssen heraus kriegen, wer in dem Hause wohnt. Komm!"

Wolf war's zufrieden, mit ihr ein gemeinsames Ziel zu haben. Er führte sie über die Brücke und wollte ebenfalls den Pfad von heute morgen wählen, als sie beide fast mit Franziska zusammenliefen, die, ihr Körbchen am Arm, aus Leinefelde kam.

„Halt!" rief Susanne, „weißt du, wer in dem Hause dort wohnt?"

Die Kleine war zunächst etwas erschrocken, dann faßte sie sich, ließ sich das Haus beschreiben und sagte: „Frau Dußka."

„Frau Dußka? Wer noch?" erkundigte sich Wolf.

„Niemand sonst," sagte Zis.

„Niemand sonst? Wo ist Herr Dußka?"

„Der ist doch tot," sagte Zis.

„Seit wann?" fragte Wolf. „Ist er vielleicht totgeschlagen oder gar erschossen worden?"

Franziska bekam etwas Furcht, doch Wolf beruhigte sie, Susanne und er seien in Eile, sie hätten etwas Wichtiges herauszukriegen. Also seit wann sei das mit Herrn Dußka passiert?

„Der ist doch schon voriges Jahr begraben worden," antwortete sie.

„Totgeschossen?"

„Nein, ganz gewöhnlich gestorben."

Wolf dachte nach. „Gut," sagte er, „kannst gehen." Dabei zog er unter „Klingling" an ihren blonden Zöpfen. Sie lief davon.

Die beiden sahen ein, daß ein Besuch des geheimnisvollen Hauses fürs erste unterbleiben konnte, doch um das Bedeutende des Vorgangs nicht verwelken zu lassen, forderte Wolf Susanne auf, niemand in der weiten Welt davon auch nur ein Sterbenswort zu sagen.

„Gewiß nicht!" versprach Susanne.

„Schwöre!"

„Nein, nein."

„Doch, du mußt schwören, Susanne!"

Susanne schwor, daß die Geschichte ein Geheimnis von ihr und Wolf bleiben solle. Sie schwor es bei Gott und tat es, weniger um der Geschichte willen, als weil es ihr schön erschien, mit Wolf zusammen ein beschworenes Geheimnis zu hüten.

Nach dieser etwas feierlichen Minute schlug Wolf vor, sie sollten zum Turnplatz gehen und einige Übungen machen. Susanne war einverstanden.

„Ich habe heute von dir geträumt," erzählte er.

„Von mir?" lachte sie.

„Ja, du warst mit Dietrich verlobt —"

„Hoho," schrie sie auf, „mit dem!"

„Ja, verlobt und sahst eigentlich gar nicht richtig so aus, wie du aussiehst. Du hattest zum Beispiel zwei lange blonde Zöpfe."

Susanne sagte darauf kein Wort.

Wolf berichtete Einzelheiten des Traumes, doch sie schwieg hartnäckig.

Als sie am Turnplatz standen, fragte sie, geradeaus blickend: „Du liebst wohl langes, blondes Haar?"

„Warum?"

„Und kannst wohl kurzes nicht leiden?"

„Ach, du meinst deinetwegen? Hast du denn kein langes Haar? Du trägst doch deinen Zopf aufgesteckt?"

Sie hatte die Augen voller Tränen.

„Na, darum würde ich mir kein Bein ausreißen," tröstete Wolf. „Das Klingling vorhin hab' ich auch nur zum Spaß gemacht."

„Aber bei mir kannst du nicht Klingling machen," antwortete sie leise. „Ich habe kein langes Haar."

Wolf verstand sie nicht. „Schade," sagte er, „doch laß nur, das wird gewiß noch wachsen."

Da drehte sich Susanne um und lief mit brennenden Augen nach Hause. Flog die Treppen empor, öffnete ihr Zimmer, nahm die Nadeln aus dem Schopfe, ergriff eine Schere und schnitt rechts und links und hinten und unterhalb der Ohren ihre Zöpfe ab. Wie es am Nacken aussah, wußte sie nicht, da sie nicht wagte, den Handspiegel zu erheben und die Frisur zu betrachten. Es war auch schon alles gleichgültig. Was konnte noch viel kommen! Sie warf sich, wie sie stand, auf ihr Bett und schluchzte, einen Teil der abgeschnittenen Haare fest mit der Hand umklammernd, ihren Schmerz in die Kissen.

Dietrich Gray kam aus Annenstedt mit dem Ponywagen. Das Pony hieß Aute, es erregte sofort die helle Begeisterung aller Anwesenden. Aute hatte einen sehr steilen, dicken Hals mit bürstenartiger

Mähne, einen großen Kopf und dunkelblaue Augen. Der Leib war klein und glänzend, die Füße kurz, sehr kurz. Man achtete im Pony Aute die selbstherrliche Persönlichkeit eines Pferdes, welches nur seinem eigenen Willen untertan war. Spazierfahrten standen unter wechselndem Stern, und es hing von Aute ab, wohin sie führen und wie lange sie währen sollten. Aute blieb stehen, wenn sein Geist ihn dazu trieb, kehrte um, wenn er es für nötig hielt, und gehorchte, solange es ihm angemessen schien, sich in dienender Haltung zu bewegen. Wie Dietrich mit diesem Ponywagen, Aute voran, von Annenstedt nach Leinefelde, anderthalb Stunden weit, hatte fahren können, blieb ein Rätsel.

Fräulein Säuberlich, die sonst vor Pferden eine ungewisse Furcht empfand, beklopfte mit zaghaften Fingerspitzen den glänzenden Rücken Autes wohlwollend und pries ihn. Frau Hauptmann Küster trat heran, grüßte herablassend, sagte: „Ein liebes Tierchen" und: „Wie alt ist es denn?" Nachdem Dietrich höflich geantwortet, erzählte sie von dem Reitpferd ihres verstorbenen Mannes, einer Stute, die man Laura rief.

Natürlich gruppierten sich auch die Kinder um den Wagen und taten das ihrige, um diese Ankunft als Ereignis zu feiern.

Wolf hatte Zucker gestohlen und fütterte Aute, der mit fletschendem Gebiß die weißen Stückchen ergriff und dumpf knirschend zerkaute.

„Pfui, wozu denn!" ertönte die vorwurfsvolle Stimme des Architekten Brassen, „was gehst du denn so nah an das Pferd, Wolf! Du kannst nicht wissen, ob es beißt."

„Aute beißt gar nicht," beruhigte ihn Dietrich.

„Nun, vielleicht schlägt er aus. Tritt lieber zur Seite."

Wolf warf das letzte Stück Zucker erbost in den Sand. Er gehorchte, aber er schämte sich seines Vaters und dachte, daß er diesen läppischen Mann längst getötet hätte, wenn es nicht sein Vater gewesen wäre.

Um Wolf zu trösten, lud ihn Dietrich für morgen vormittag zu einer Fahrt in den Wald ein. „Soweit Aute damit einverstanden ist," setzte er hinzu.

„Können Sie denn kutschieren?" fragte Architekt Brassen mißtrauisch.

„Na, er ist doch ebend von Annenstedt hierher kutschiert!" rief der lange Ewald. Er sagte „ebend", weil er die Grammatik nicht beherrschte. Daneben imponierte es ihm, daß Herr Brassen den Dietrich mit Sie anredete. Vermutlich wegen seiner langen Hosen.

Herr Brassen quälte sich ein Lächeln ab. „Nachher kommt ihr nicht zurück, das Tier reißt aus und weiß der Kuckuck, was noch alles geschehen kann."

Wolf bebte. „Und im Walde frißt uns Aute auf. Laß schon, ich lege mich wieder in meine Kinderwiege, dann kannst du mich schaukeln."

Fräulein Säuberlich lachte hellauf, aber Frau Hauptmann Küster erwartete eine strenge Rüge des Vaters. Sie blieb aus. Vielmehr ging Herr Brassen um den Wagen, untersuchte ihn und entdeckte, daß eine Radspeiche beschädigt war.

„Kann dies Rad nicht brechen?" fragte er.

„Ach so!" sagte Dietrich. „Das bricht nicht, Herr Brassen."

„Na, und wenn schon," meinte der lange Ewald Dümmler, „dann wird heim geritten. Hopphopp." Er ahmte, indem er sein Hinterteil herausstreckte, einen Reiter nach. Danach schlug er eine Lache an..

Die kleine Franziska war in den Wagen geklettert, während Dietrich das Pony ausschirrte und in den Stall führte. Frau Mirtiz trat herzu und begrüßte ebenfalls die Ankömmlinge.

„Wo ist denn Susanne?" fragte Franziska.

„Sie hat Stubenarrest," antwortete Frau Mirtiz.

„Warum denn?"

„Das wirst du schon merken, wenn du sie morgen wiedersiehst," gab die alte Dame zurück. Auch Ewald und Wolf waren neugierig, doch Frau Mirtiz hüllte das Verbrechen ihrer Tochter einstweilen in ein Geheimnis. Den Damen aber sagte sie, als sich alle zur Veranda zurückbegaben: „Susanne hat sich sage und schreibe ihre Haare abgeschnitten."

Ein Aufschrei Fräulein Säuberlichs.

„Aus welchem Grunde, mein Gott?" erkundigte sich Frau Hauptmann Küster.

„Ach, liebes Herz, da fragen Sie eine Mutter zuviel. Aus Sensation, aus Eitelkeit, vielleicht aus mißgeleitetem Spieltrieb, sie ist ja noch das reine Kind, und man muß bei ihr stets mit dummen Streichen rechnen."

„Ratzekahl abgeschnitten?" fragte Fräulein Säuberlich.

„Nein, à la Pique-Bube. Der Schaden läßt sich soweit reparieren, daß sie nicht wie eine Kranke aussieht. Ich habe beschlossen, sie angesichts ihrer Missetat und eines Spiegels auf unserem Zimmer einzuriegeln,

morgen aber mit Hilfe von Schere und Brenneisen notgedrungen der kurzen Mode anzupassen, die zu meinem Mißvergnügen jetzt unter der Schuljugend mehr und mehr grassiert. Susanne hat Freundinnen, die à tout prix einen Bubenkopf tragen sollen. Die Eltern wollen es so."

„Nun," rief Frau Küster, „dann ist es der schlechte Einfluß dieser Freundinnen gewesen, der Ihre Susanne bestimmt hat, sich die Haare abzuschneiden."

„Die hübschen langen Haare!" klagte Fräulein Säuberlich. „Sie sah so possierlich mit dem Dutt auf dem Kopfe aus!"

Frau Brassen hatte sich inzwischen bei ihrem Tee und einem Wollschal, an dem sie mit klappernden Elfenbeinnadeln häkelte, in der Veranda aufgehalten. Als sie Susannens Streich erfuhr, lachte sie und meinte: „Was schadet es schon, Frau Bankdirektor! Sie hätte sich ja auch die Nase abschneiden können. In ihren Jahren wachsen die paar Zoddelchen dreimal nach."

Wie nun beim Abendtisch Wolf von seiner Mutter hörte, was Susanne getan, fiel ihm das Gespräch ein, welches sie miteinander bei den Turngeräten geführt hatten. Er begriff die Tat nicht; denn was sich Susanne gewünscht, waren ja lange Haare gewesen. Er erzählte seiner Mutter von diesem Gespräch. Sie nickte und sah lächelnd in Wolfs helles Gesicht. Eine Antwort gab sie ihm nicht. Er erwartete sie auch kaum, sondern empfand lediglich Neugier, das Mädchen mit dem abgeschnittenen Zopfe zu sehen.

Als Susanne am folgenden Tage verwirrten Blickes im Speisesaal erschien, erlebte sie, daß aus Tadel Entzücken wurde. Sie ertrug unfroh Fräulein Säuberlichs Umarmung, sah flimmernden Auges an Wolf vorüber und ließ es mit dumpfer Scham geschehen, daß die Mutter ihr noch einmal mit einem weißen Kämmchen am Nacken den nunmehr sauber geschnittenen Schopf glättete.

Ewald machte einen Luftsprung, der bei seiner schlechten Haltung und den langen Beinen unwürdig wirkte. „Bravissimo!" rief er und schlug mit den Nägeln der beiden Daumen aufeinander. Franziska umhüpfte lachend die ältere Freundin.

Susannes scheues Gesicht bekam einen abwehrenden Zug, als sie den unerwarteten Effekt ihrer Tat, deren Motive sie selbst nur dunkel ahnte, sah. Es war für sie mehr geschehen, als die Erwachsenen wußten. Sie hätte es nicht erklären können, was geschehen war. Als aber Wolf vor sie hintrat und in leidlich geordneter Verlegenheit seine Meinung ausdrücken wollte, lief sie mit jäher Drehung davon, ehe er noch den Satz beendet.

In der Tür zum Gemüsegarten traf sie Dietrich, der sie begrüßte und nach ein paar freundlichen Worten wohlwollend feststellte, daß sie unter die Jungens gegangen sei. Als er ihr Erröten sah, nahm er sie bei der Hand und führte sie in den Stall, wo Aute langsam seinen großen Kopf nach den Gästen drehte. Ja, Aute, das Pony, war gut. Susanne umarmte den dicken Hals; sie fühlte eine große Liebe zu dem schweigsamen Tier, das sie nicht quälte mit Fragen und nicht verletzte mit Komplimenten.

„Aute," flüsterte sie, „da bist du ja wieder. Lieber Aute, fahren wir zusammen aus, ja?"

„Gewiß," antwortete Dietrich. „Wenn sich das Wetter aufhellt, schon am Nachmittag. Aute liebt nicht bewölkten Himmel."

„Du liebst nicht bewölkten Himmel? Denkst du, daß es dir auf deine Bürste regnet? Wart' nur, bald ist die Sonne wieder da."

Dietrich lehnte sich an einen Stallpfosten und betrachtete die beiden. Er zeigte sein väterliches Lächeln und fragte vorsichtig: „Darf Wolf mitfahren?"

Susanne ließ den Pferdekopf los. Drehte sich ab.

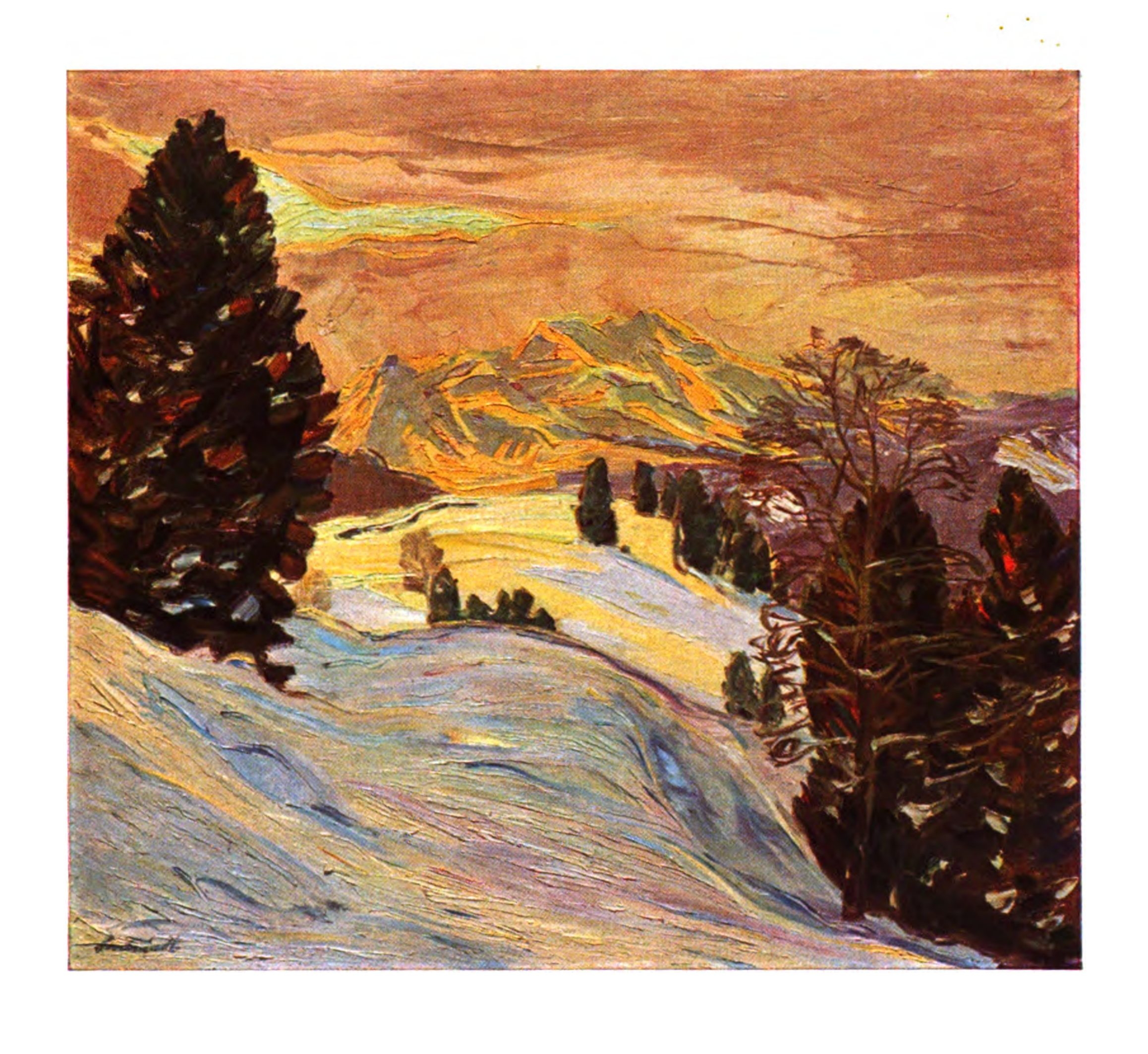
„Ich hab' ja nichts zu erlauben."

„Gut, dann fahren wir allein."

Susanne ging schweigend zur Tür, blickte in den Himmel hinauf, dessen Wolken sich im Westen aufhellten.

„Von mir aus," sagte sie im Gehen, „soll er mitkommen. Ich fresse nicht kleine Jungens."

Den ganzen Tag hat es geregnet. Die Stimmung der Gäste in der Leinefelder Mühle ist schlecht. Die Damen sitzen zusammen und sticken oder häkeln, sie wissen sich noch zu helfen. Doch Architekt Brassen geht alle Augenblicke zum Barometer, das an der Tür zum Speisesaal hängt, und klopft mit dem Zeigefinger ans Glas. Der schwarze Zeiger rückt ein wenig nach rechts, doch, wenn man noch mehr klopft, rückt er wieder nach links. Schließlich erscheint ihm beides als Sinnestäuschung, der Zeiger rückt weder nach rechts, noch nach links, er zuckt nur gehorsam, wenn der Zeigefinger Herrn Brassens ans Glas schlägt, und steht weiterhin wie ein Soldat zwei Strich über Veränderlich. Gerade dieser Umstand beunruhigt den Architekten. Er versteht das Barometer nicht, das seiner Meinung nach auf Regen und Wind stehen müßte. Darum



Wintertag. Gemälde von Otto Bauriedl

geht er zu Herrn Bitterfeld, winkt und fragt: „Ist Ihr Barometer entzwei?"

„Nein," sagt Bitterfeld. „Warum?"

„Es steht über 760. Das ist doch Unsinn. Es ist doch unmöglich, daß das Barometer gut steht, während es draußen gießt."

„Lassen Sie man, Herr Bauinspektor," tröstet Bitterfeld, „das weiß schon, wo's zu stehen hat. Wird ja bald wieder gut werden."

„Ja, das sagen Sie. Ich sage, wir kriegen Landregen."

„Ach, woher denn, Herr Architekt! Warten Sie man ab, die Sonne kommt heute noch heraus."

Herr Brassen stößt verächtlich die Luft durch die Nase und erwidert: „Sagen Sie, was Sie wollen. Ich sage Ihnen, wir bekommen Landregen. Die Zeitungen haben für den Juli sogar Hagelschlag prophezeit. Passen Sie auf, es kommt, so wie ich sage, wir müssen den ganzen Tag auf unseren Zimmern hocken."

Bitterfeld schüttelt müde den Kopf. Man muß abwarten, daß die Natur selbst die Sache in die Hand nimmt.

Architekt Brassen aber begibt sich wieder zu seinen Zeitungen, die er kennt, steinalten Zeitungen, sehr zerlesen und unhygienisch. „Scheußlich," seufzt er. „Außerdem ist es empfindlich kalt. Kann man denn hier überhaupt heizen?"

Fräulein Säuberlich, in deren Nähe dieser Ausspruch gefallen, verneint bedauernd. Nein, weiß der liebe Himmel, man könne nicht heizen. Auch sie fröstle ein wenig, habe schon einen kleinen Schudder gehabt.

„Frieren Sie, Fräulein Säuberlich?" fragt Frau Hauptmann Küster.

„Ja, ein bißchen," antwortet sie klagend, „der Herr Architekt friert auch."

„Scheußlich kalt," sagt Brassen.

„Ein naßkaltes Wetter," bestätigt Frau Küster.

„Was sagt denn das Barometer?" fragt Frau Mirtiz.

Der Architekt winkt ärgerlich ab: „Ist kaputt! Bitterfeld hätte es längst reparieren lassen sollen."

„Hier wird nichts repariert. In meinem Zimmer ist noch nicht einmal die Klingel repariert," klagt Frau Küster. „Ich muß jedesmal die Tür aufmachen und rufen, wenn ich warmes Wasser haben will."

Frau Brassen schweigt, hört dem Gespräch zu und häkelt an ihrem weißen Wollschal. Die Elfenbeinnadeln klappern. Von Zeit zu Zeit breitet sie den Schal aus und betrachtet das Muster.

„Gott, wie weit Sie schon sind, Frau Brassen!" ruft Fräulein Säuberlich.

Auch die andern Damen heben den Kopf.

Inzwischen hat sich draußen unbemerkt der Regen verdünnt, ein feuchter Dunst liegt in der Luft.

Dietrich und Wolf, die an der Stalltür stehen, beschließen auf diese Veränderung ein paar Schritte hinauf zur Juliusruh zu wagen. Die Luft ist reingewaschen, sie duftet nach Gras, Tannen und nassem Holz. Wie sie aber in den Wald treten, quillt ihnen mit den fallenden Tropfen der scharfe Hauch durchregneten Nadelwaldes entgegen.

„Bleib einmal stehen," sagt Dietrich, „und atme tief die Luft ein."

Wolf tut es gehorsam. „Ja, alle Wetter," lobt er, „das ist fein nach dem Regen."

„Tief ausatmen und tief einatmen," rät Dietrich. „Alle schlechte Luft raus aus der Lunge und dann die gute rein. Ja, das ist schon der Harz, was? So marschierte auch Goethe durch die Wälder."

Ein freier Blick öffnet sich aufs Tal. Fern tauchen die Berge bläulich aus dem Gewölk.

> „Weit, hoch, herrlich der Blick
> Rings ins Leben hinein,
> Vom Gebirg zum Gebirg
> Schwebet der ewige Geist,
> Ewigen Lebens ahndevoll ..."

deklamiert Dietrich mit leichtem Pathos. „Liebst du Goethe?"

„Ja."

„Kennst du den Werther?"

„Teilweise."

„Lies den Werther, mein Junge, das ist ein Buch für uns. Das ist unsere Liebe da drinnen, von der wissen die Eltern und Erzieher nichts."

„Unsere Liebe?" fragt Wolf leise.

Dietrich nickt. „Es gibt eine Liebe, die nur uns gehört und von der die andern nichts verstehen. Sie ist ohne Verrat und ohne Zwecke, ganz rein, wie die Berührung der sich öffnenden Knospe mit dem Tautropfen, verstehst du den Vergleich? Ich meine, sie ist wie die der Blumen zueinander oder der ersten Menschen, ehe Gott sie aus dem Paradiese trieb."

Wolf fühlte sich durch diese Worte sehr betroffen. Er blickt starr in den heller werdenden Horizont, nickt ein paarmal mit dem Kopfe. Sagen kann er nichts.

„Wir wissen nicht, von wannen sie kommt und wohin sie geht. Wir sind die Schiffe, auf denen sie fährt. Das Steuer aber hält Gott in der Hand."

„Und später, meinst du, hält ein anderer das Steuer?" fragt Wolf.

„Ja, Der Mensch selbst oder auch niemand, glaub' ich. Wenn sie dann untergehen, schimpfen sie, daß Gott das Steuer verlassen hat."

„Ja, und warum hat er es denn verlassen?"

„Er hat es nicht verlassen, ehe nicht der Mensch ihn verließ."

Wolf denkt nach. „Schlägt dich dein Vater?" erkundigt er sich zaghaft.

„Ach nein, so nicht," antwortet Dietrich verschlossen.

„Ich weiß, was du mit dem Verlassen Gottes meinst," sagt er verstohlen. „Aber ausdrücken könnte ich es nicht. Dietrich, sage mir, bitte, sind wir Freunde?"

Der Ältere sieht in die erschreckten Augen des Jüngeren. „Ja, das sind wir," nickt er und faßt seine Hand, die kalt und feucht ist.

„Ich hielte das Leben nicht aus, wenn es keine Freundschaft gäbe. Mein Vater versteht mich nicht. Die Lehrer sind Schufte, nur Mama ist gut zu mir."

Dietrich sieht ins Tal. „Die Väter sind immer unsere Feinde, aber die wenigsten führen einen anständigen Krieg. Mein Alter schmeißt mit Gegenständen nach mir."

„Und deine Mutter?"

„Schreit ‚huch' dazu."

Dietrich hat das ‚huch' gellend mit Fistelstimme herausgeschmettert. Wolf hört es und muß darüber sehr lachen. Und weil er so hellauf lacht, fängt auch Dietrich an, ihn zu akkompagnieren. Das Gelächter der beiden trompetet durch den Wald. Zwei Mädchen, die den Weg heraufkommen, hören es. Sie erkennen die Stimmen, laufen zu und werfen die Knaben mit Tannenzapfen.

Nach kurzem Gefecht steigen alle vier zur Juliusruh hinauf, doch die Bank ist noch naß. Nur die Jungen können sich setzen. Sie tun es, stehen aber bald wieder auf, mit den Händen ihr Gesäß berührend. Feucht.

Wolf sieht immer Susanne an. Er findet sie wunderschön. Sie hat etwas Knabenhaftes, Fremdes. Außerdem ist sie ernster geworden, was ihn seltsam anmutet. Er wünscht, zärtlich zu ihr sein zu können, findet aber keine Worte. Darum dreht er ihr den Rücken zu und albert mit Franziska.

Plötzlich wendet sich Susanne an Wolf und fragt: „Weißt du, wer Frau Dußka ist?"

Wolf erschrickt. Er sieht sie an.

„Ich weiß es. Soll ich es sagen?"

„Ja."

Sie blinzelt ein wenig: „Die Braut des Herrn Revierjägers Karsten. Da hast du es."

„So?"

„Ja. Deswegen und so weiter. Haha." Sie lacht, faßt Dietrich unterm Arm, zieht ihn fort: „Wir wollen die beiden allein lassen. Franziska ist ja jetzt frei."

Wolf weiß gut, daß Susanne ihm die Nachricht von der Dußka nicht darum gebracht hat, damit er sich nun mit Franziska verloben könne. Franziska ist ihm gleichgültig, sie ist ein Kind, das sich über ein geschenktes Zopfband gefreut hat und dieses Zopfband sonntags trägt. Er aber ist kein Kind mehr, und wenn er sich mit dem Revierjäger geirrt haben sollte, so wäre das nur menschlich, weil Irren menschlich ist. Aber Susanne hat ihn kränken wollen, und das ist unmenschlich. Vielleicht ist sogar alles Schwindel, und der Karsten ist gar nicht der Bräutigam von Frau Dußka. Man wird der Sache auf den Grund gehen müssen. Aber nicht mit Susanne zusammen, sondern mit einem Manne, mit Dietrich.

Er läßt sich indessen nichts merken, daß Susanne ihn verletzt hat. Nur beim Pfänderspiel, wo er ihr einen Kuß geben soll, sagt er: „Ich mache mir nichts aus Küssen, legst du Wert darauf?"

„Nee," erklärt Susanne.

Wolf beißt die Zähne zusammen. ‚Ich denke nicht daran, dich jemals zu küssen, obwohl du hübsch bist. Wenn du kein Mädchen wärst, würde ich mich rächen und dann hättest du nichts zu lachen.' Dies sagt er zu sich voller Ingrimm, während er nach außen freundlich tut.

Indessen hält das gemeinsame Spiel nicht mehr lange an. Sie werden gestört. Fräulein Säuberlich erscheint und fragt, ob sie mitspielen dürfe. Die Kinder sind befangen. Dietrich rettet die Situation, indem er erklärt, daß bereits die Paare vergeben und somit einstweilen nichts mehr zu erreichen sei.

„Wem sind Sie denn vergeben, Dietrich?" fragt Fräulein Säuberlich erheitert.

„Ich? Franziska Bitterfeld."

„Haha," lacht das Fräulein. „Küsterchen," ruft sie, „hier werden Verlobungen gestiftet." Langsam nähert sich Frau Hauptmann Küster mit Architekt Brassen, der gegen die von den Bäumen fallenden Tropfen seinen Regenschirm aufgespannt hat.

Wie Wolf den Regenschirm sieht, verschwindet er. Es ist ihm unmöglich, im Augenblick die Ratschläge seines Vaters entgegenzunehmen.

Tiefer im Walde, macht er einen Bogen nach dem Hange zu, klettert durch das feuchte Gras abwärts und läuft zur Eine, die, vom Regen angeschwollen, eifriger dahinströmt. Er fühlt seine nassen Füße und freut sich darüber, daß sie naß sind.

Am folgenden Morgen geht die Sonne in zartem Dunste auf. Das Tal dampft, die Nebel steigen, ein herrlicher Sommertag bricht an.

Dietrich schirrt Aute an, der Wagen wird geputzt und gebürstet. Es soll eine Spazierfahrt in den Wald unternommen werden. Es scheint, daß Aute mit den Plänen Dietrichs einverstanden ist. Er wiehert kurz und scharrt mit den kleinen, glänzenden Hufen.

Dietrich fordert Wolf und Susanne auf, mitzufahren.

„Gern," sagt Susanne, doch Wolf werde ja wohl keine Zeit haben, setzt sie hinzu. Der Revierjäger Karsten sei soeben in Richtung auf Frau Dußkas Haus am Hotel vorbeigegangen. Wenn er ihm folgen wolle, müsse er sich beeilen.

Wolf fühlte tiefe Schamröte ins Gesicht treten. Er wendet sich ab und schweigt. Er weiß, daß Dietrich alles anstellen würde, ihn mitzubekommen, falls er sich jetzt weigern sollte, die Fahrt zu unternehmen. Darum benutzt er einen Augenblick, in dem Dietrich den Stall aufsucht, und läuft fort. Vor der Veranda trifft er die kleine Zis.

„Hör', Franziska," sagt er, „fahr doch statt meiner auf dem Ponywagen spazieren. Ein Platz ist noch frei. Ich habe keine Lust, ich geh' spazieren."

Franziska sieht ihn erstaunt an, dann saust sie spornstracks fort, ihre Mutter um Erlaubnis zu fragen.

‚Gut so.' Wolf nickt und dreht zur Eine um. ‚Jetzt können sie mich suchen.'

Er schlägt einen kurzen Dauerlauf an, nimmt den Weg über die Wiese und sucht rasch am Flüßchen entlang zu kommen. Er hat kein Ziel, er will nur fort, nur nichts mehr von Susanne sehen. ‚Mögen sie suchen, sie werden mich nicht finden. Dietrich wird ein bißchen traurig sein, aber um Franziskas Freude willen schließlich das Suchen aufstecken.'

Es fällt ihm ein, daß Susanne ihm geschworen hatte, die Sache mit der Frau Dußka als Geheimnis im Herzen zu bewahren. So hütet man kein Geheimnis. Gut, sie hat den Schwur nicht gebrochen, doch gehalten hat sie ihn auch nicht. Sie hat etwas begangen, was er nicht begreift, etwas Böses, Grausames. Er versteht nicht, was er ihr getan hat. O, er bereut tief, ihr jenes Geheimnis anvertraut zu haben. Was ist es ihm nun noch wert! Ein Geheimnis, über das der andere lacht, hat seinen Wert verloren. Schließlich — es kommt ihm nicht aufs Geheimnis an, sondern auf die Beleidigung, welche ihm zuteil geworden. Wenn sie ein Junge wäre! Bei allen Göttern, glühende Rache wäre gewiß. Doch sie ist ein schwaches Mädchen — er kann nichts tun, als schweigend ihr den Rücken drehen.

Indessen ist die grüne Landschaft so erfüllt von Glanz, daß es nicht angeht, länger von ihr abzusehen und den eigenen Groll zu pflegen. Wolf mußte sich gestehen, daß er unter normalen Verhältnissen jetzt Frau Dußkas Haus umschleichen und die Wirkung seiner Warnung beobachten würde. Nun war es mit der Lust an diesem Abenteuer vorbei, es erschien ihm fade, ja dumm. Mochte es gefährlich sein, er begehrte es nicht. Der Ausspruch eines törichten Mädchens hatte ihm die männliche Abenteurerlust genommen, seine Schwingen gelähmt.

Die Stimmung, in der er sich befand, blieb, obschon vergoldet durch das gute Wetter, melancholisch gedämpft. Eine Unruhe saß da, gekränkter Stolz, mehr als dies, etwas Unbekanntes und Bedrückendes.

Wie er aber über diesen Meditationen den Weg erkannte, ward er mit Vergnügen sich bewußt, daß er zu jener Wiese führte, auf der sie vor acht Tagen nackt herumgesprungen, er und Dietrich. Und Dietrich hatte ihn zwar im Ringkampf überwältigt, doch nicht verlacht, vielmehr waren danach wunderbare Dinge geschehen, die ihn auch jetzt wieder mit Beglückung erfüllten. Noch wußte er nicht, was es mit alledem auf sich hatte und warum er bisweilen nachts oder vor dem Einschlafen sich gerade diese Szene vorstellte, sie ausmalte und in seiner Phantasie fortführte, er wußte nur, daß er einen Freund besaß, dem er sich in allen Nöten anvertrauen konnte. Dietrich war sehr klug, war wissend und hatte viel gelesen. Dietrich würde ihm verschiedenes erklären können, das er noch nicht verstand, obwohl es ihn bereits mit Scham anfiel und das Blut in alle Poren strömen ließ.

Wolf nahm sich vor, die Wiese aufzusuchen und auch heute im Flusse zu baden, wie er mit Dietrich gebadet hatte; dann sich unter einen Strauch, unter eine blühende Hecke, irgendwohin, kurzum, nackt an den Busen der Natur zu legen. Er hatte diesen Ausdruck einmal gelesen, er gefiel ihm und er fand, daß es passend war, ihn anzuwenden.

Jenseits der Eine waren Bauern dabei, ihr Getreide zu schneiden. In der blauen Luft standen wie schwirrende, zitternde Punkte selige Lerchen. Nein, sie standen nicht, sondern stiegen höher und höher. Und je höher sie stiegen, um so durchsonnter wurde ihr Gesang. Wolf hielt an und sah ihnen zu. Als er den Kopf wieder senkte, flim-

merten ihm die Augen vor lauter Glanz. Ach, es war schön, durch die Natur zu gehen, und er wünschte, ein Wanderbursche zu sein, den nichts mehr bände, nichts in Fesseln schlüge, der frei ausschreiten könnte, neuen und abenteuerlichen Zielen zu.

Da war die Wiese. Die Schatten lagen anders als neulich, denn die Sonne stand hoch und hellte sogar die dunklen Gebüsche am Ufer auf.

Er lief, um nicht bemerkt zu werden, seitlich am Rande des Gehölzes entlang zum Flusse, sah sich um und fand sich allein. Auch das Feld drüben, auf dem damals die Mädchen gearbeitet, schien leer zu sein. Er konnte ohne Furcht seine Kleider ablegen und diese Welt als die seine betrachten.

Während er sich auszog, sah er sich im Geiste auf glühender Savanne. Er wollte sich einbilden, nicht im Herzen Deutschlands, sondern irgendwo in Südamerika oder Kalifornien zu sein, etwa dort, wo einer der Helden Sealsfields auf seinem Mustang durch die Prärie am Jacinto geritten, in jener paradiesischen, leuchtenden, von prangenden Bauminseln gesegneten Landschaft. Er spürte es deutlich: dort hätte es Aufgaben gegeben, die seiner wert waren, hier in Deutschland mußte er täglich unbrauchbare väterliche Ratschläge einstecken und sich mit einem Mädchen herumquälen, das seine Verachtung verdiente.

Wieder tauchte ihr Bild vor seinem Auge auf, sogar auf dieser Wiese, die doch ihm und Dietrich gehörte. Er konnte es nicht hindern, daß er daran denken mußte, wie sie nun auf dem Ponywagen durch den Wald fuhr, schlank und braun und ein wenig hochmütig, weil sie abgeschnittene Haare trug. Er sah ihr feines Gesicht mit den blanken Augen, den knabenhaften Pagenkopf; auch das Dirndlkleidchen sah er und auf ihrem Finger einen silbernen Ring mit hellblauem Herz.

Wolf legte seine Kleider sorgfältig zusammen, hängte das Hemd an einen Ast und tat die Strümpfe in die Sandalen, in jede Sandale den dazugehörigen Strumpf. Danach trat er aus dem Schatten des Baumes ins Licht. Herrlich war es, die Wärme der Julisonne auf der Haut zu spüren. Er fuhr mit der Hand über seine Glieder, betrachtete seine Beine und bog den Arm, um die Muskeln zu prüfen. Dann machte er einige Klimmzüge an einem Erlenast, stemmte mehrere Male einen schweren Stein und lief ins Wasser des Baches, der ihm auch jetzt nicht würdig schien, Fluß genannt zu werden.

Als er gebadet, gelaufen und müde von Bad und Lauf sich ins fette Gras gelegt hatte, fiel ihm abermals Susanne ein. Er legte sich die Frage vor, was er tun würde, wenn sie überraschend hier auftauchte. Würde er sich schämen? Zu den Kleidern stürzen? Ihr entgegen gehen? Oder sie nicht beachten, tun, als sähe er sie nicht? Das letzte schien ihm die angemessenste Haltung zu sein. Susanne würde ihn nicht erkennen, würde blumenpflückend über die Wiese schlendern und plötzlich vor ihm stehen. Er würde sie ruhig anlächeln, denn schließlich brauchte er sich ja nicht zu schämen, war *sie* doch zu ihm gekommen. Sie würden vielleicht miteinander sprechen und er sie auffordern, auch zu baden. Zuerst würde sie zögern, doch wenn er ihr erst erklärt hätte, daß nichts dabei wäre und niemand auf die Wiese käme, würde sie sich ebenfalls entkleiden und gleich ihm ins Wasser gehen. Er vergegenwärtigte sich diesen Augenblick und sah deutlich die schmale, nackte Susanne mit ängstlichen Füßchen über die Steine am Ufer gehen. Ihr weißer Körper glänzte wider im klaren Wasser. Hell hob er sich vom dunklen Gebüsch ab. Ein zierlicher, porzellanfarbener Leib, knabenhaft und doch wieder anders, geheimnisvoll, unbekannt und eigentlich fremd, ja feindlich.

Wenn Susanne dann aus dem Wasser käme, würde er ihr raten, herumzulaufen; beide würden über die Wiese springen und die Sonne ihre Leiber umkränzen. Dann aber würde er ihr sagen, daß sie ihn tief beleidigt habe und daß sie ihn um Verzeihung bitten müsse. Sie aber würde trotzig den Kopf schütteln, ihr kurzgeschnittenes Haar würde um- und herumfliegen und sie würde ihm vielleicht einen Stoß vor die Brust versetzen. Dann könnte er sie umschlingen, sie niederringen und, da er der Stärkere sei, sie auf beide Schultern legen. Doch weil sie kein Junge, sondern nur ein Mädchen wäre, würde er dies bei aller notwendigen Kraft zart und vorsichtig ausführen müssen, damit ihr kein Leid geschähe und sie sich kein Glied bräche. Und wenn sie dann auf dem Rücken läge, würde er sich auf sie setzen und Abbitte verlangen. Und wenn sie keine Abbitte leistete, trotzig schwiege oder gar seine Hände zu beißen und seine Schenkel zu zerkratzen versuchte, dann würde er sie mit eherner Gewalt auf den Boden drücken, sich unerbittlich über sie beugen und geradeswegs auf den Mund küssen.

Wolf hob den Kopf. Eine dumme Träumerei. Unwürdig eines Mannes. Genug!

Aber die Wiese war darum doch leer und blieb leer, und in diese Leere klopfte ungewiß der Schlag seines Herzens.

Wieder legte er sich zurück, schloß die Augen und gab sich dem Gefühl hin, ganz der mütterlichen Erde anzugehören, an ihrem Busen zu ruhen, wie er es hingebungsvoll nannte. Dieses Gefühl war gut und warm, wohlig war es, vielleicht sogar süß wie Südwein. Er gedachte des Riesen Antäus, dem im Kampfe mit Herkules nur dann Kraft zuströmte, wenn er sich in Berührung mit der Erde befand. Auch Wolf fühlte diese Kraft, sie erfüllte ihn tief und durchdrang seine nackte Haut bis ins Blut. Das Blut stieg auf und stieg zum Herzen und wogte auf und ab, bis es wieder wundersam unterhalb des Leibes in eine unbekannte Tiefe stürzte und dort erregend zu kochen begann.

Er sprang auf. Nein, dies alles war falsch. Er war gewiß, daß diese Träume nicht gut genannt werden durften. Es ergab sich die Forderung, gegenteilig zu handeln. Gegenteil war Kampf und Sammlung aller Kräfte auf eine Leistung. Träumen gehört den Mädchen, der Mann hat eine Tat zu tun. Doch wie er nach dieser Tat fragte, fand er sich abermals in beengter Gegebenheit gefangen. Er wollte sich in Tapferkeit und List bewähren, beweisen, daß er nicht der verzogene Sprößling eines ängstlichen Vaters war, doch überall wichen die Widerstände. Ein liebliches Land breitete sich aus, es gab Spiel und Spazierfahrt, Wanderschaft und Gespräche, kurzum, immer wieder nur weiche Dinge, welche ihn heftiger anzuwidern begannen, wenn er überlegte, wie groß die Welt war und wieviel herrliche Gefahren es in ihr gab. So beschloß er in dieser Stunde, der marklosen Seßhaftigkeit des Daseins, die sich in der Existenz all der Erwachsenen und Würdigen rings um ihn ausdrückte, abzuschwören und mit der Stunde seiner Freiheit ein Wanderer zu werden, der die Größe der Welt an der Kraft seines Armes maß. Und er beschloß, den Mädchen nicht anzuhängen und nachzulaufen, um ihretwillen keinen Tag zu verlieren, vielmehr in Stunden der Not und Lebensgefahr sich eines Freundes zu erinnern, beispielsweise Dietrichs, der sein Herz mit gleichem Wohllaut erfüllen konnte, ja mit tieferem, denn er war nicht sein Feind und quälte ihn nicht, obwohl er stärker war. Doch Susanne quälte ihn und war seine Feindin, obwohl sie schwächer war als er.

Mitten in diesem Tanz der Gedanken erschrak er heftig: ein Mann tauchte links hinter ihm auf. Der Mann mußte sich lautlos übers Moos geschlichen haben. Er aber konnte seiner schon darum nicht gewahr werden, weil er an einem Baumstamm lehnte und geradeaus über die Wiese schaute. Jetzt hatte er nicht aufgepaßt, man hatte ihn überrascht, es konnte etwas geben.

Und plötzlich erschrak er abermals. Er erkannte den Mann, es war der Revierjäger Karsten in seiner grünen Uniform mit der geschulterten Büchse.

Karsten blieb vor Wolf stehen, überflog ihn und fragte: „Hast du gebadet?"

„Ja," sagte Wolf.

„Die Wiese gehört dem Bauern Nülle, wenn der das sieht, macht er Krach."

Wolf, der einen Augenblick im Zweifel war, ob er sich nicht anziehen sollte, diesen Gedanken aber verwarf, weil der Revierjäger seinen Abgang als Flucht hätte ansehen können, antwortete mit einem Achselzucken.

„Hast du keine Furcht?"

„Nee. Was kann er mir schon tun!"

„Das ist ein rabiater Kerl, der geht auf dich mit der Sense los."

„Dann stelle ich ihm ein Bein. Vor den Rabiaten haben nur Mädchen Angst."

Karsten lachte. Das sei nicht dumm, gab er zur Antwort. Ja, die Mädchen, die hätten wohl am meisten vor den Rabiaten Angst. Die Ruhigen, das sei nichts für die Weiber.

Wolf nickte.

Karsten blickte über das besonnte Feld und schien nachdenklich zu werden. Plötzlich drehte er den Kopf wieder zu Wolf. Wolf sah ihn an. Sein Gesicht war braun, hübsch mit dunklen Augen und einem schwarzen Bärtchen.

„Haben wir uns nicht schon gesehen?" fragte der Jäger.

„Ja," antwortete Wolf.

Der andere dachte nach. „Ich erinnere mich," sagte er lächelnd, „du warst der Junge, welcher mir die Frage nach Franziska stellte. Aha. Willst du mir nicht erzählen, warum du mich das fragtest?"

Wolf wußte, daß er noch vor acht Tagen geantwortet hätte: ‚Weil Sie mit Zischen versprochen sind,' doch wie er diesen Gedanken streifte, erschien er ihm kindlich, dumm. Das war Unsinn. Revierjäger Karsten war nicht mit Franziska verlobt. Doch schien es ihm, als ob er auch schon damals, als er die bewußte Frage an ihn richtete, daran nicht mehr geglaubt und etwas anderes gemeint hätte. Doch was dies andere gewesen und was er eigentlich gemeint, das wußte er nicht.

Karsten sah ihn immer noch an. „Nun?"

„Es ist mein Geheimnis," antwortete Wolf.

„Kann ich es dir nicht abkaufen? Hier, du darfst mal mit der Büchse schießen.“

Wolf trat zurück. Er hätte leidenschaftlich gern mit Revierjäger Karstens Büchse geschossen, doch ein Geheimnis verkauft man nicht. Übrigens war es gar kein Geheimnis, es war eine Ausrede, also gar nichts.

„Nein,“ antwortete er nach kurzer Überlegung, „aber ich sage es Ihnen, wenn Sie mir erzählen, was Sie im Hause von Frau Dußka tun.“

Der Jäger glotzte ihn an. Einen Augenblick schien es, als ob der Mann da sich in einer unbegreiflichen Erregung befände. Wolf sah seinen Verdacht wachsen, aber er fühlte dumpf, daß es nicht gut wäre, jenen zu reizen. Also drehte er entschlossen bei und versetzte leichthin: „Man erzählt, daß Sie mit Frau Dußka verlobt seien . . .“

Der Revierjäger starrte auf Wolf. Auch Wolf begegnete seinem Blick ruhig, denn er wußte, daß alles darauf ankam, ein ruhiges Auge zu behalten. Auch Löwen zähmte man mit dem Auge.

Indessen geschah nichts weiter. Karsten betrachtete ihn, warf seine Büchse über und sagte: „Du bist ein hübscher Junge, aber deine Beine sind zu dünn.“

Und nachdem er das gesagt hatte, ging er, ohne sich umzublicken, geradeswegs in den Wald hinein.

Wolf errötete vor Zorn und Scham, ballte die Fäuste, lief zu seinen Sachen, kleidete sich an. Dies Wort wollte er ihm nicht vergessen. Alles, aber dies nicht.

In der Mühle sind neue Gäste angekommen. Gäste, die mit Ansprüchen auftreten und beachtet sein wollen.

Da ist zunächst Kammersänger Lesman-Hofer von der Dresdner Oper, Heldentenor, der aus Überarbeitung einige Zeit inkognito, still, ungestört auf dem Lande zubringen will. Er hat eine Saison hinter sich, man weiß, was das heißt. Sein glattrasiertes, etwas fahles Gesicht ist leicht gedunsen. Mühsam gebändigtes Kraushaar fällt gelegentlich auf seine breite Stirn. Die Augen sind blau, sie starren sein jeweiliges Gegenüber scharf an, es ist kein Ausweichen vor diesem Blick. Trotzdem gewinnt man nach kurzer Zeit den Eindruck, daß dieser majestätische Blick einen mehr dekorativen Charakter hat. Er pflegt alles so anzusehen, auch das Kaffeegeschirr.

Kammersänger Lesman-Hofer ist groß, breit, mit gewölbtem Embonpoint. Sein Alter? Unbestimmt. Übrigens hat er eine Dame mitgebracht. Es ist seine Frau. Sie ist sehr klein, fast zerbrechlich, lieber Himmel, neben ihm das reine Nichts. Schwarzhaarig, mandeläugig. Ihre Lippen sind purpurrot, eine Tatsache, die Fräulein Säuberlich zu kritischen Randbemerkungen Anlaß gibt. Dabei ist Fräulein Säuberlich keineswegs von vornherein gegen das Ehepaar Lesman-Hofer. Sie versteht nur nicht, daß ein ersichtlich bedeutender Mann wie der Kammersänger eine so unbedeutende kleine Frau, die sich obendrein schminkt, heiraten konnte. Schließlich, sie erinnert sich, daß es ja eigentlich stets die eindrucksvollen und klugen Frauen sind, welche nicht geheiratet werden, daß die Törichten und Nichtigen dagegen große Männer bekommen. Man denke an Goethe und Christiane. Man denke an diese und jene. Sie erzählt ihre Gedanken der Frau Hauptmann Küster, und Frau Hauptmann Küster gibt ihr in gewissem Sinne recht.

Einen Tag nach Lesman-Hofers Ankunft erschien ein Redakteur aus Halle, namens Lippich. Er hatte eilige Bewegungen, sprach schnell und trug einen Klemmer mit schwarzem Hornrand. Kaum war er in der Mühle angelangt, fragte er schon, ob man von ihr aus ein Ferngespräch anmelden könne. Ein Ferngespräch nach Halle. Herr Bitterfeld führte ihn in sein Privatkontor, wo Briefe, Rechnungen und Akzepte ziemlich wild durcheinander lagen, zeigte ihm den Telephonapparat und stellte die Verbindung mit dem Amte her. Währenddessen sah Redakteur Lippich den Anmeldezettel des Ehepaars Lesman-Hofer auf Bitterfelds Tische liegen.

„Lesman-Hofer?“ fragte er.

„Ja, ein Kammersänger aus Dresden mit seiner Frau Gemahlin.“

Lippich sah Bitterfeld durch seinen Hornklemmer nachdenklich an: „Ja, ja, kenne ich. Ist mir bekannt, der Herr. Lesman-Hofer, Dresden. Gewiß, gewiß. Kammersänger? Kammersänger? Hm, hm, soso. Ist mir weniger bekannt.“

„Hier steht aber Kammersänger. Ich kann es Ihnen auch aus seinem Brief zeigen.“

Redakteur Lippich, der das Arrangement durchschaute, hielt Bitterfeld am Ärmel fest. „Geschenkt,“ sagte er.

Unterdessen hörte man von oben eine sonore Tenorstimme Skalen schmettern.

„Organ hat er,“ meinte Lippich. „Singt er auch nachts?“

„Nein.“

„Nachts pflege ich nämlich zu schlafen.“

„Nein, er singt heute zum erstenmal ein bißchen.“

„Sie meinen, er übt. Na, lassen wir ihm

sein Vergnügen. Also wenn Halle kommt, rufen Sie mich. Ich sitze im Speisesaal und lese Zeitungen. Übrigens, was Sie da an Blättern haben, ist ja reineweg von Anno dunnemals, hören Sie. Man bleibt ja völlig unorientiert."

Herr Bitterfeld versprach, Zeitungen aus Halle und Annenstedt abonnieren zu wollen.

Auf die Kinder machten die Neuankömmlinge geringen Eindruck. Allerdings blieb auch hier Kammersänger Lesman-Hofer nicht ohne Wirkung. Jedenfalls war Ewald Dümmler überzeugt, in ihm einen der größten Männer unserer Zeit zu sehen. Er hob rechtwinklig den Arm in Schulterhöhe, wedelte mit der Hand hin und her und sagte feuchten Mundes zu Dietrich: „Hast du den singen gehört? Mensch, hat der 'ne Stimme! Und die Kraft, wenn der so dasteht, was?"

„Ein Held der Ilias," bestätigte Dietrich ironisch.

„Die Frau geht angetuscht," ergänzte Wolf.

„Wo denn?" fragte Ewald wütend.

„Im Gesicht."

Susanne und Franziska standen dabei und lachten. Hurra, großartig.

Und weil auch Susanne lachte, setzte Wolf noch hinzu: „Außerdem muß sie in einen Parfümerieladen geplumpst sein. Wenn die vorbeigeht, hältst du dir die Nase zu."

Ewald, der die Gäste seines Onkels nicht beleidigt sehen wollte, näherte sich Wolf und sagte: „Was du schon davon verstehst. Eine gebildete Frau riecht ebend gut." Wieder sagte er ‚ebend'.

„Na, ich kann's nicht leiden," bemerkte Wolf reserviert. „Soll sie sich doch ordentlich waschen, dann braucht sie nicht zu riechen."

Auch hierüber lachten die andern mit Ausnahme von Ewald. Wolf war glücklich, denn obwohl er nicht hinsah, spürte er Susannes Augen auf sich gerichtet.

Die Sonne kam heraus, die Kinder beschlossen, an die Eine zu gehen. Ewald blieb zurück. Er mußte zu Hause helfen.

„Wollen wir baden?" fragte Wolf.

„Au ja!" rief Franziska.

„In der Pfütze kann man doch nicht baden," entgegnete Susanne.

Wolf antwortete nicht.

„Kannst du schwimmen?" fragte Dietrich Susanne.

„Selbstredend. Aber wer kann denn hier schwimmen!"

Wolf zögerte, von seiner Sonnenwiese zu erzählen. ‚Vielleicht,' dachte er, ‚fängt Dietrich davon an,' Doch Dietrich schwieg.

Am Flüßchen stießen sie zu ihrer Überraschung auf zwei Hängematten, in denen das Ehepaar Lesman-Hofer lag.

„Halt, kleines Gemüse!" rief der Sänger. „Un moment! Wer von euch ist ein Engel und holt mir eine Zitronenlimonade?"

Die Kinder blieben verdutzt stehen. Dietrich lächelte mokant. Wolf stellte sich schwerhörig. „Geh, Zischen, und bring's ihm schon," sagte Susanne.

Franziska senkte ihren Blondkopf und ging sichtlich mißgestimmt ab.

„Ich denke," riet Dietrich, „wir verduften, sonst kommen wir mit Zigarren an die Reihe."

Ohne sich umzusehen, verließen alle drei mit entschlossener Drehung das Ufer. Im Garten trafen sie Frau Brassen und Frau Mirtiz. Die Damen saßen auf einer Bank. Frau Mirtiz hatte ihren hellgrünen Sonnenschirm aufgespannt.

„Susanne," rief sie, „auf einen Augenblick!"

Susanne lief ab. Wolf sah ihr nach. Sie war sehr schlank, ihr kurzes Haar flog beim raschen Lauf. Sie trug keine Strümpfe, doch ihre Beine waren von der Sonne so gebräunt, daß es aussah, als seien sie bestrumpft. Wolf stellte dies nachdenklich fest. Er bemerkte auch, daß die Kniekehlen weiß und zart waren wie die Innenseite ihrer Arme.

Er und Dietrich gingen langsam weiter. Susanne schien keine große Eile zu haben, ihnen zu folgen. Natürlich nicht. Wolf wunderte sich nicht mehr darüber.

„Komm," bat er, „gehen wir auf den Berg und lassen wir die Weiber."

Trotzdem sah er sich nach hundert Schritten verstohlen um. Susanne saß auf der Bank. Ihr Blick folgte ihnen, doch als er sich umdrehte, blickte sie weg.

„Ob wir nicht doch warten?" fragte Wolf.

Dietrich lächelte, blieb stehen. „Susanne? Kommst du noch?" rief er.

Wolf hielt den Kopf gesenkt.

„Geht nur!" winkte Susanne zurück.

Die Freunde haben einen sonnigen Wiesenhang gefunden, der rücklings vom Hochwald begrenzt ist. Heidenelke, wilder Lattich und Graslilie flechten im ungemähten Gras bunte Muster in den sommerlichen Teppich. Der blühende Hang senkt sich sanft zu einem alten, überwucherten Steinbruch ab. Unten ragt ein Birken- und Tannenstand mit seinen Wipfeln in den weiten Blick hinein, der das Einetal umschließt.

Dietrich wirft sich ins Gras. Wolf schlägt einen Purzelbaum und liegt neben ihm.

„Hier ist's schön, was?"

Wolf nickt. Er denkt, daß auch Susanne dieser Platz sehr gefallen hätte. Seine Augen suchen das Tal ab. Linker Hand entdeckt er das rote Dach der Mühle. Die großen, schweren Wipfel der Kastanien schatten es ein. Der Garten sieht in der Verkürzung unbedeutend aus. Auf dem Mittelwege gehen zwei Herren. Wolf taxiert auf seinen Vater und den neu angekommenen Redakteur.

Susanne ist nicht zu sehen.

Ringsum Stille.

Eine Frage quält ihn lange. Er überwindet sich und spricht sie aus, starr in die Ferne blickend: „Dietrich, glaubst du, daß Mädchen treu sind?"

„Überhaupt? Meinst du: alle?"

„Nein. Doch. Ich meine im allgemeinen."

Dietrich denkt nach. „Ja," antwortet er, „das kommt wohl auf dich an."

Wolf versteht ihn nicht.

„Ich meine," sagte Dietrich, „es kommt gar nicht darauf an, daß sie treu sind."

„Worauf denn?"

„Auf dich selbst. Auf dein eigenes Gefühl. Wenn ich ein Mädchen liebe, frage ich nicht, ob sie treu ist. Ich frage nach meiner Liebe."

Dieser Gedanke erscheint Wolf wunderbar und unbegreiflich. Ein unsinniger Gedanke. Dietrich versteht ihn nicht, redet von etwas anderem. Es hat keinen Zweck, darüber zu sprechen. Trotzdem fängt er nach kurzer Zeit von neuem an.

„Du bist doch . . . wie soll ich das nennen? Du weißt doch über alles Bescheid?"

„Über alles?"

„Ja, über Geburt und so weiter."

Dietrich nickt.

„Ich weiß es natürlich auch. Ich habe es teils von Schulkameraden, teils aus Büchern. Es interessiert mich wenig, und ich finde es ekelhaft. Glaubst du, daß es auch Susanne weiß?"

Dietrich zuckt die Achseln.

„Ich glaube es nicht. Ich habe Susanne beobachtet. Das ist das Herrliche an ihr, daß sie ganz rein ist. Sie weiß natürlich, daß die Kinder nicht vom Storch kommen, und daß, wenn zwei sich heiraten, Babies geboren werden. Doch das Drum und Dran weiß sie nicht."

„Mag sein."

„Ich glaub's sicher."

Dietrich nimmt Wolfs Hand. Er will ihn anscheinend etwas fragen, doch nein, er ist still.

Darüber vergeht eine kleine Zeit.

„Sage mal, Wolf, könntest du Susanne nicht lieben, wenn sie das ‚Drum und Dran' wüßte?"

Wolf schüttelt den Kopf. „Nein, dann könnte ich sie nicht lieben."

„Liebst du sie sehr?"

Wolf antwortet nicht. Seine Augen füllen sich mit Wasser. Die Spitzen der Birken und Tannen verschwimmen.

Stille.

„Sieh die Lerchen!" sagt er. „Daß die nicht müde werden, so zu flattern, was?"

Dietrich schaut in den blauen Sommerhimmel. Auch Wolf läßt seinen hilflosen Blick auf dem zarten, weißen Gewölk ruhen, das die Bläue des Tages mit damastenen Streifen durchwirkt. Die Stunde ist zeitlos und ohne Pendelschlag. Ein zaghafter Windhauch weht bisweilen den süßen Duft von Klee und Ackerwinde her.

Jenseits am anderen Eineufer werden Garben geschichtet. Die Knaben hören den Ruf der Stimmen bis in ihre Höhe. Weiterhin fliegen Felder und Wiesen zum fernen Walde, der blau und dunstig seine Hügel krönt.

Wolf spürt das Flimmern der Luft durch seine Haut treten. Eine süße Müdigkeit tastet ihn ab. Es tut gut, so zu liegen und dem Freunde alles zu sagen. Er fühlt die Notwendigkeit, sein Herz zu enthüllen. Doch hier stockt das Wort. Die Knospe ist fest geschlossen, nicht einmal seinem eigenen Blick ist es gegeben, in den Kelch zu schauen.

„Hast du schon mal ein Mädchen geküßt, Dietrich?"

Der andere legt den Kopf ins Gras: „Zum Scherze. Mag sein."

„Ich habe das Küssen verachtet. Ich fand es unsauber."

„Und jetzt?"

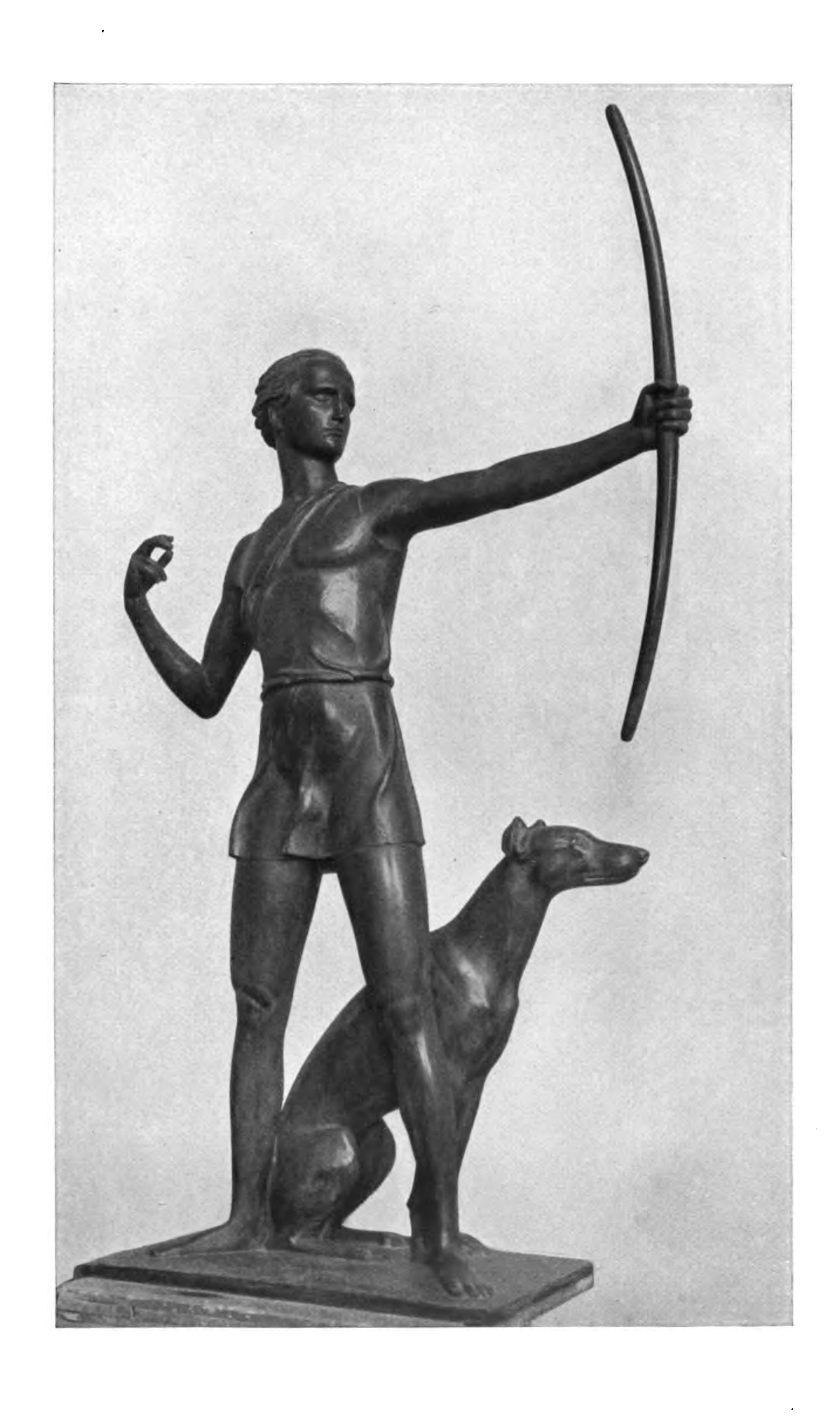
„Gott, es kommt auf den Mund an."

Dietrich lacht leise. „Ja, das ist es, mein Söhnchen, es kommt immer auf den Mund an. Es gibt kein Gesetz."

„Heute nacht," fährt Wolf nach einer Weile fort, „habe ich von Susanne geträumt. Ein Traum, ich weiß nicht, ich schäme mich, daß man so etwas träumen kann. Dabei war es eigentlich blödsinnig schön, ich weiß nicht, wie ich das nennen soll . . ."

Indessen stieg die Sonne höher. Die Freunde legten sich in den Schatten der Haselnußsträucher. Müdigkeit tropfte aus den silbern umrandeten Wolken auf das übersonnte Tal. Mitten in einem Nachdenken merkte Wolf, daß ihm die Fäden aus den Händen glitten. Er schloß die Augen.

Dietrich sah, daß er eingeschlafen war, blickte ihm mit seinen hellen Augen in das offene Gesicht, das keinen Zug von Unruhe



Bogenschütze. Bildwerk von Prof. Selmar Werner

trug, strich ihm leis über Stirn und Haar und legte sich ebenfalls tief ins Gras. Zuerst ließ ihm das Geigen und Schwirren der Insekten keine Ruhe, auch Wolfs Beichte zog noch einmal durch seinen Sinn. Doch dann hörte er einen sanften Laut, der ihn mit großer Friedfertigkeit erfüllte. Es war das Rauschen einer nahen Pappel, die noch jung, ein wenig oberhalb ihres Lagerplatzes stand. Der linde Mittagswind spielte in ihren Blättern. Süß war der Duft der Blüten. Die Gräser raschelten, und die Bienen summten ihr Schlummerlied dazu.

(Fortsetzung des Romans folgt)

Ballade vom geretteten Knaben

Von Karla Höcker

Niemand wußte, wie es geschehen war.
Die Nacht war dunkel, Winde tobten ums Haus —
Plötzlich löschten die flackernden Lichter aus,
Und alle spürten: irgendwo droht Gefahr.
Niemand dachte
An den Knaben, der sicher längst schon schlief.
Erst als draußen die Mutter nach ihm rief,
Immer ängstlicher rief, weinte und lachte —
Da sprang die Gefahr wie ein Funken mitten in alle.
Türen wurden geöffnet, man fragte und lief —
Einer stand wie erstarrt in der Mitte der Halle,
Eine Kerze umklammernd — — —

Und dann kamen die Schritte, ruhige Schritte,
Beinah schwebend durch das nächtliche Graun.
Keiner der Wartenden wagte aufzuschaun —
Nicht aus Angst vor dem Schrecken (es war nichts geschehn),
Nur weil jeder fühlte: ein Gott ist im Haus — — —

Draußen hatte es aufgehört zu wehn,
Und es klang wie Musik, verzückt, um das Haus.
Langsam ließ ihn die Mutter zu Boden gleiten;
Wasser tropfte noch lange von Stirne und Haar.

Wer wagt zu fragen, wer sein Erretter war?
Wer wagt zu sagen, Engel sind es gewesen,
Liebestrahlend niedergestürzt in das Meer?
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
Nicht nur aus Sternen, die wir allnächtlich lesen,
Kommt die ewige Botschaft her!

Weihnachten im Erzgebirge

Von Kurt Melzer

Die erzgebirgischen Spielsachen kennt jedermann, und es sind nicht bloß die Kinder, die daran ihre Freude haben. Es gibt erwachsene und verständige Menschen, die sie sammeln, die Häuser und Bäume, die Wagen und Marktbuden, die Tiere und Menschen, und wenn sie einmal, vielleicht in den Weihnachtstagen, einen müßigen Nachmittag haben, dann bauen sie sich die kleine Stadt auf, die seit Jahr und Tag in einer Riesenschachtel schlummerte. Die Milchwagen mit den blanken Kannen fahren zum Dorf hinaus, und die Holzwagen ächzen aus dem Walde. Die Kinder fahren Karussell und drängen sich vor dem Kasperletheater. Der Hirt hütet seine Herde, und dem billigen Jakob kaufen die Frauen seine Herrlichkeiten ab. Vor der Kirche aber steht der Pfarrer und nimmt ein Brautpaar in Empfang. In einer wunderbaren Schimmelkutsche kommt es gefahren. Alt und jung staunt über soviel Glanz. Die Hunde bellen, und an der Ecke stehen Wandermusikanten und blasen: „Dies ist der Tag des Herrn."

So schön ist eine erzgebirgische Spielzeugstadt, und sie paßt zu dem Christbaum, unter dem sie steht, genau so gut wie die Lichter tragende Engelprozession, die zu dem Christkindchen wallt, um dessen Krippe sich konzertierende Bambinos versammelt haben, mit Beckenschlag und Paukenkrach, mit Flötentönen und Geigenjubel. Wie fröhlich ist das alles und wie anspruchslos, und dennoch: in dieser bescheidenen Kunst lebt mehr als handwerkliche Fertigkeit, mehr auch als Treue zur überlieferten Form. Die Dinge wären längst tot, wenn sie nichts als Form wären, und sie leben, weil Menschen hinter ihnen stehen, aus ihnen sprechen, die sich trotz Not und Sorge die Freude an Tand und Spiel erhalten haben, die Kinder und deshalb Künstler sind.

Die Anfertigung von Spielwaren aus Holz setzt den größten Teil der eigentlichen Gebirgsbewohner in Nahrung. Es ist ein spärliches Brot, das sie finden, und es ist gut, daß wir den kleinen Figuren, wenn sie blitzsauber im Laden und lustig auf dem Weihnachtstisch stehen, nicht anmerken, wieviel Kummer an ihnen hängt. Aber wenn

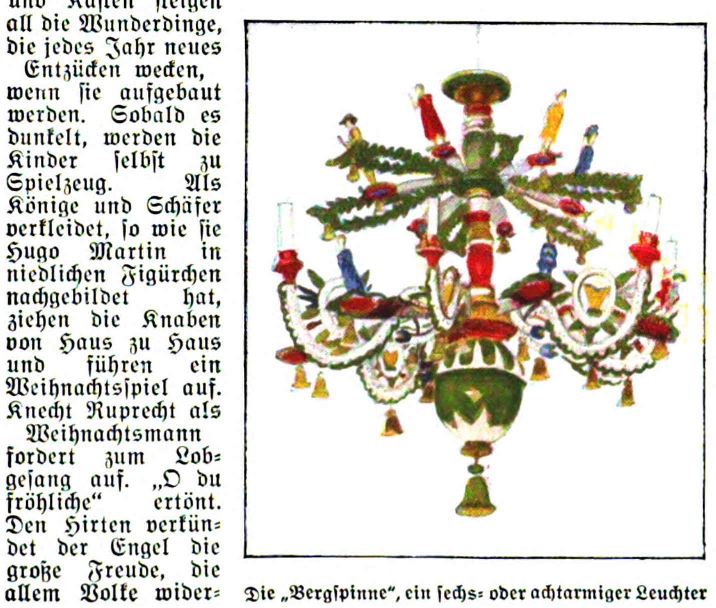


Figuren für eine Weihnachtskrippe von Studienrat Hugo Martin, Grünhainichen



Die Weihnachtskrippe

das Christfest naht und die bunten holzverschalten Häuser sich in den Schnee bergen, der ihre tief herabgezogenen Dächer monatelang bedeckt, dann zieht die Vorfreude in die engen Stuben. Die Frauen halten Großreinemachen. Die Männer basteln am „Weihnachtszeug“ herum, und die Kinder machen große Augen, denn aus Schachteln und Kästen steigen all die Wunderdinge, die jedes Jahr neues Entzücken wecken, wenn sie aufgebaut werden. Sobald es dunkelt, werden die Kinder selbst zu Spielzeug. Als Könige und Schäfer verkleidet, so wie sie Hugo Martin in niedlichen Figürchen nachgebildet hat, ziehen die Knaben von Haus zu Haus und führen ein Weihnachtsspiel auf. Knecht Ruprecht als Weihnachtsmann fordert zum Lobgesang auf. „O du fröhliche“ ertönt. Den Hirten verkündet der Engel die große Freude, die allem Volke widerfahren wird. Es jubelt der himmlische Lobgesang. Der schwarze König grüßt den Heiland der Welt, und dieser selbst mit Petrus verkündet, daß der Himmel offen steht. Ruprecht verteilt an die Kinder seine Gaben, und weiter wandert der festliche Zug zum nächsten Haus, wo fromme Kinder sind.



Die „Bergspinne“, ein sechs- oder achtarmiger Leuchter

Die Glocken läuten. Die Kinder treten vor die Tür, um die heiligen Klänge mit ins Haus zu nehmen. Dann endlich wird „abgebrannt“, und nirgend leuchten soviel Kerzen auf wie hier. Das ganze Jahr hat man gespart, um diesen Abend hell zu haben. Kein Vorhang schließt das Fenster ab. Jeder soll teil an der Freude des Nachbarn haben. Der Hausvater hat die „Permätl“, die Pyramide, gerichtet, einen Drehleuchter von drei bis sieben Stockwerken. In jedem Stockwerk dreht sich eine mit bunten Figuren besetzte Scheibe. Unten marschieren die heiligen drei Könige mit

ihrem Troß. Hirsche, Rehe, Hasen retten sich eilig vor dem Jäger. Wiederum ein Stockwerk höher ist die Bergparade stattlich aufgebaut. Glückauf den Wackern in weißen Hosen, schwarzen Kutten und grünen Hüten! Reiter stürmen kriegerisch dahin. Eine friedliche Schafherde weidet, von Hirten und Hunden betreut. Ganz oben aber schwebt der Engelschor. Wenn die Kerzen der Pyramide brennen, beginnt sie sich zu drehen, und die bunte Schau läuft im Kreise mit.

Ihr Glanz ist nicht der einzige, der die niedre Stube erfüllt. Selbstverständlich fehlt der Christbaum nicht. Er ist reich mit Äpfeln, Nüssen und Pfefferkuchen behängt, damit „das Leben recht süß" werde. Alt und jung können es brauchen, daß der Aberglaube Wahrheit wird. Er strahlt, doch unser neugieriger Blick gilt einem sechs- oder achtarmigen Kronleuchter aus Holz, dessen Lichte der älteste Junge der Familie angezündet hat. Es ist die „Bergspinne", die früher aus dem Zinn gefertigt wurde, das man namentlich in Altenberg so reichlich fand. Ich habe noch so ein altes Stück. Es ist wohl 70 Jahre alt, und mein Haus hat es heilig gehalten. Mit Lebensgefahr hat es mein Großvater aus einem Brande gerettet.

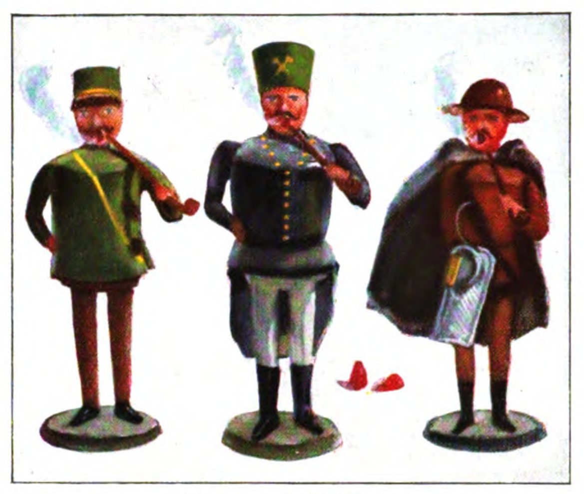


Engel mit Lichterbogen

Die hölzerne Bergspinne ist ungemein farbenfroh. Aus einer grün-weiß-rot bemalten Spindel winden sich Schlangenarme, die an den obern Enden rote Kerzenhalter tragen. Blumen und Figuren schmücken die Arme, klingelnde Glöckchen hängen daran.


Die „Permätl", die Weihnachtspyramide

Aber ist nicht die Krippe noch schöner als Pyramide und Bergspinne? In alten Familien haben Vater, Großvater und Ahnherr daran gearbeitet, und noch jetzt kommen alljährlich neue Figuren zu den Hundert hinzu. Der Hintergrund ist meist gemalt. Wir sehen Bethlehem, die kleine Stadt, aus der das große Heil gekommen ist. Vorn ist der Stall aufgebaut, über dem die Engel schweben, um den sich Hirten und Könige drängen. Kaum jemals haben wir so tief gefühlt wie hier am erzgebirgischen heiligen Abend, daß das göttliche Wunder der Christnacht den Armen vor den andern offenbart worden ist. Mit wieviel Liebe und Kunst haben diese einfachen Künstler verstanden, den Märchenglanz dieser einzigen Nacht in ihrer Welt zu spiegeln! Und wie fest halten sie sich dabei an die Wirklichkeit! Ein Hirt ist wie erstarrt vor der Erscheinung des himmlischen Herolds, ein andrer wendet sich erschrocken ab, ein dritter schützt sein Antlitz vor dem Glanz aus der Höhe. Selbst

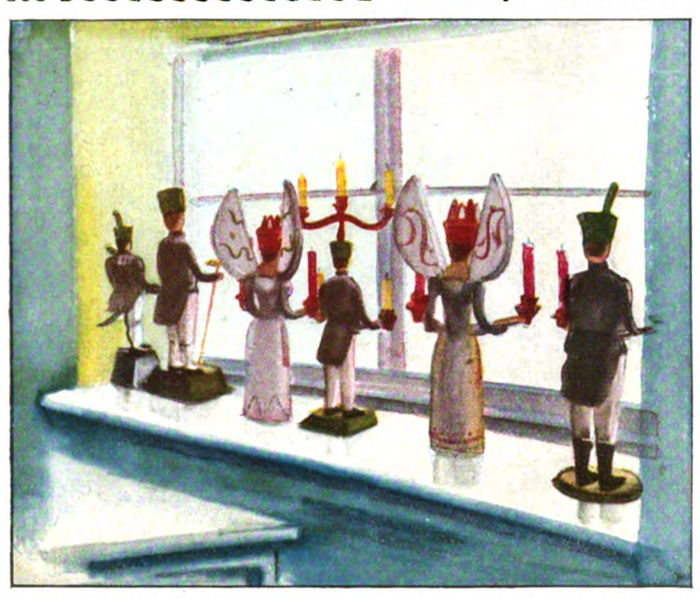

Figuren von Bergleuten

Schafe und Widder ducken sich vor der Offenbarung der Glorie des Herrgottes.

Der Herrlichkeiten ist aber noch längst kein Ende. In den Fenstern stehen Bergleute und Engel als Kerzenträger. Jeder Junge muß zu Weihnachten einen Bergmann, jedes Mädchen einen Engel haben. Wer die Leuchter zählt, kennt den Kindersegen des Hauses. Die Bergleute gab es früher auch aus Zinn, jetzt sind diese sehr selten geworden, und die holzgeschnitzten und bunt bemalten sind eigentlich auch viel vergnüglicher. Da stehen sie in ihrer knappen Tracht und halten sich stramm gerade, und die Engel tun es ihnen gleich mit den enggeschnürten und höchst unmodernen Kleidern. Diese Figuren haben Stil. Sie sind fast Ornament geworden und hängen trotzdem noch mit dem Leben eng zusammen.

Manchmal steht ein besonders schön ausgeführter Bergmann auf einem Ehrenplatz in der Stube. Er hat Festgala angelegt. Von der grünen Kappe weht der hohe Federbusch. Das weiße Nackentuch ist betreßt, die schwarze Kutte reich besetzt.

Weihnachtsabend im Hause. Auf dem Tisch das „Heiligabendlicht"



Engel- und Bergmannsfiguren mit aufgesteckten Lichtern am Fenster

berockte Türke, von dem man nicht recht weiß, ob er zum Gefolge der heiligen Könige gehört oder ein Zeuge jener Zeiten ist, als der Großherr noch der Schrecken des Abendlandes war und mit seinen Janitscharen die Stadt mit dem Stefansdom berannte. Vielleicht ist er weder das eine noch das andre, sondern bloß eine Märchengestalt, im fernen Osten daheim, wo das Licht aufgeleuchtet ist, das in dunkeln Wintertagen auch die Stube des Erzgebirglers erhellt.

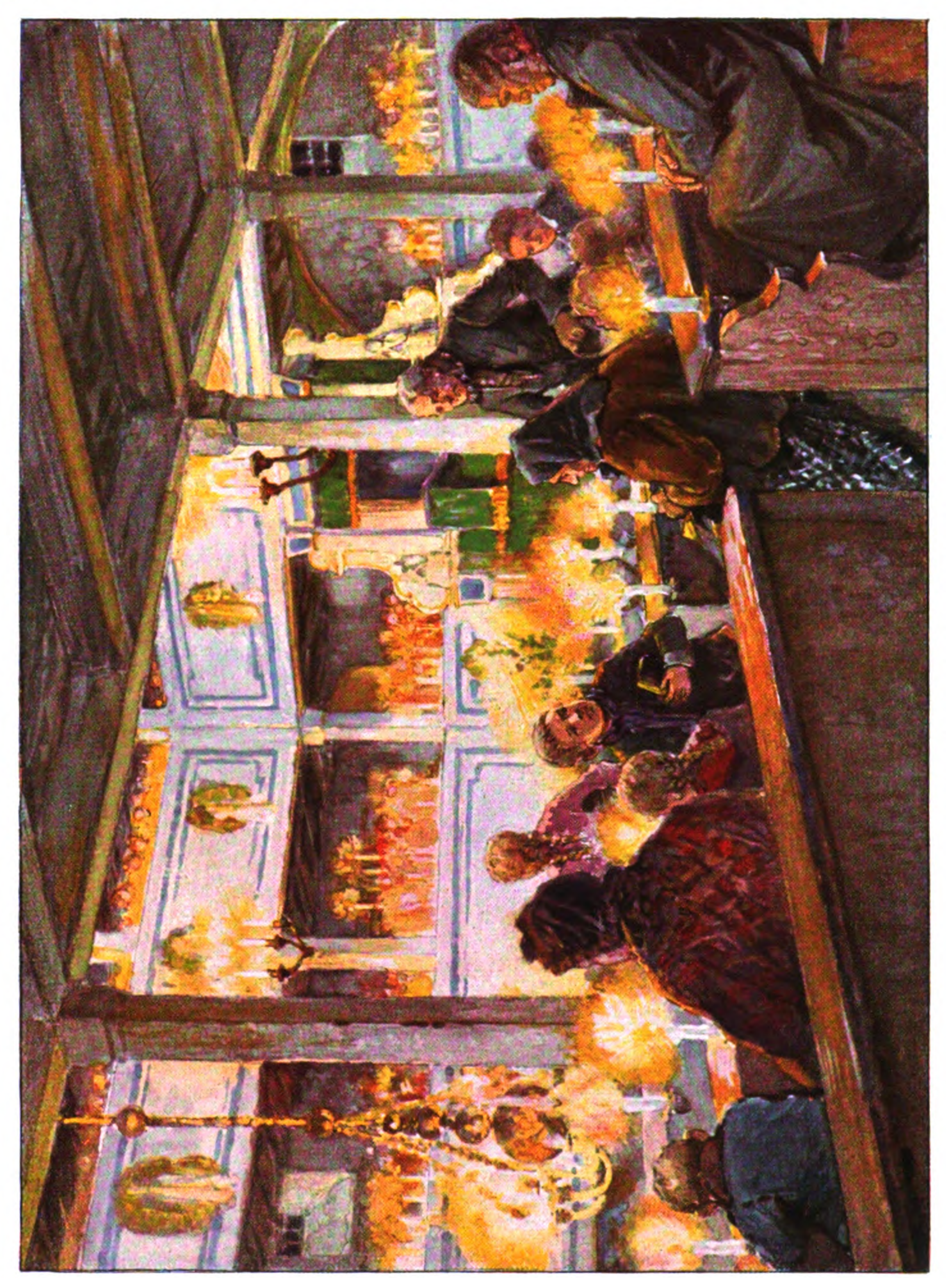
Der Tisch ist gedeckt. Von einem Zinnleuchter strahlt das schönbemalte Heiligabendlicht. Es bleibt auch nach dem Essen stehen samt Salz und Brot, damit in der Nacht die armen Seelen eine Erquickung finden. Für die Lebenden gibt es neunerlei und jedes Gericht

An dem goldgestickten Gurt hängt die Zscherpertasche. Stattlich steht der Herr Obersteiger da, das Steigerhäckchen in der Rechten und in der vorgestreckten Linken eine Kerzendelle. — Dem alten Bergmannsgruß „Glückauf!“ antwortet die lichterfüllte Christnacht mit dem Ruf: Empor zum Licht! Große Engel tragen Bogen, die mit Kerzen in heiliger Siebenzahl besteckt sind. Auf dem strahlenden Bogen stehen die mahnenden und verheißenden Worte: Friede auf Erden! Dem Duft der Kerzen und des Tannengrüns darf kirchlicher Weihrauchdunst nicht fehlen. Ein Bergmann oder ein Jäger ist das „Racherkerzelmah“, aus dessen offnem Mund der Rauch in langen Schwaden qualmt. Neben den vertrauten Gestalten der geliebten Heimat kommen Fremde herbei: der Slowakenrastelbinder, der einst als Topfeinstricker und Mausefallenhändler oft das Gebirg durchzog, stellt sich ein und neben ihm der lang-



Figuren für die Verkündigung der Weihnachtskrippe

hat seinen Segen: zunächst Semmelmilch, damit die Nase nicht tropfe im neuen Jahr; Knödel und Linsen, auf daß weder großes noch kleines Geld fehle; Bratwurst mit Sauerkraut, um Kraft und Herzhaftigkeit zu erhalten; Schöpsenfleisch mit Weißkraut, damit das neue Jahr nicht sauer werde; Pilze, um das Glück zu bannen, und endlich Apfelsalat mit Heringen, um sich des Lebens zu freuen. Üppig geht es zu! Aber auch das liebe Vieh wird nicht vergessen. Jedem Stück strahlt eine Kerze im Stall und Brot mit Salz wird als besondrer Leckerbissen gereicht. Liebe tut sich noch immer nicht genug. Sie geht in den Garten und schmückt jeden Baum mit einem Seil aus Stroh. Sie füttert den Zeisig im Bauer mit Pfefferkuchen. Sie vergißt das Wild im



In der Christmesse am Morgen des Weihnachtstages

Walde nicht und tut die doppelte Portion duftigen Heus in die Raufen.

Lustig geht es nach dem Essen zu. Die Mädchen klopfen an den Hühnerstall und fragen:

„Kräht dr Hoh, kriegt se än Mah;
Gackert de Henn, kriegt se känn;
Gackert weder Henn noch Hoh,
Wird se bald zu Grab getroh."

Oder sie werfen den Pantoffel hinter sich und fragen: „Schukel aus, Schukel ei, wo werd' ich übers Jahr wöhl sei?" Liegt der Pantoffel mit der Spitze nach der Stube zu, so erscheint im neuen Jahr der Erwartete und die Spitze zeigt nach der Gegend, von wo er kommt. Ruprecht tritt ein, und die Kinder beten:

„Du lieber heil'ger frommer Christ,
Daß de mich sei net vergißt!
Ich will dr ah mol sogn,
Was mei Mogn ka noch vertrogn:
Äppel, Karpen, Butterstollen,
Niss, die in dein Sack rinrollen.
Meine Strimp sei oh zerrissn,
Die Stiefeln hohn die Meis zerbissn,
In mein Husn is a Loch,
Un ah Handsching fahln mr noch."

Sind die Kinder zu Bett, so gehen die Alten noch ein wenig „hutzen": sie besuchen die Nachbarn, um zu sehen, wie der Hennerlieb den neuen Leuchter angepinselt oder der Hansjakob seine Krippe geschnitzt hat. Das junge Volk singt und lacht beim Rummelfried. Da wird Blei gegossen, und an fromme Lieder schließen sich scherzhafte an:



Türke mit Friedenspfeife

„Un heiling Omd um Mitternacht,
Da läfft statt Wasser Wei.
Wenn ich mich när net färchten tät,
Ich holt mer än Topp vull rei."

Diese Nacht hat kein Ende. Denn früh um fünf wallt alles zur Frühmette in die Kirche. Im tollsten Schneegestöber finden sie den Weg in das strahlende Gotteshaus. In feierlichem Zuge mit Gesang wandern Engel, Hirten und Weise durch die Nacht. Es sind die Konfirmanden. In der Kirche drängen sich die Menschen. Vor jedem Platz steht eine Kerze. Vorm Altar wird das alte Hirtenspiel gesprochen, es endet mit dem seligen Friedenssang dieser heiligen Nacht. Dann erst, wenn der Gottesdienst vorbei ist und alle wieder daheim sind, wenn sie Kaffee getrunken und „Butterstolln", lang wie die Ofenbank, gegessen haben, beginnt die Bescherung. Das „Bohmkindel" meint es gut, auch mit den Armen, denn der Glanz dieser winterlichen Stunden, er strahlt durchs ganze lange, mühselige Jahr. Er heiligt die Arbeit und krönt sie mit Freude.



Engelfigur und zwei Obersteiger mit Lichtern



Die Christnacht. Aquarell von Ludwig Richter
(Dresden, Kupferstich=Kabinett)

Schöne Formen / Von Wilhelm Ostwald

Das Gefühl für schöne und unschöne Formen ist im allgemeinen gut entwickelt, fast ebensogut wie das für wohl- und übelklingende Tonharmonien. Zwar schien es in den letzten Jahren zuweilen, als sei es verschwunden oder unterdrückt, da der Öffentlichkeit Formen als schön angeboten wurden, die das Gefühl nicht billigte. Aber das hat sich als eine vorübergehende Welle erwiesen, als ein bald mißglückter Versuch, die Naturgesetze der Formenschönheit zu mißachten oder zu vergewaltigen.

Naturgesetze der Formenschönheit? Gibt es denn wirklich solche? Dann müßte man ja durch Beobachtung dieser Gesetze gewissermaßen „künstlich" schöne Formen schaffen können! Das ist doch grundsätzlich unmöglich! Denn schöne Formen schafft doch nur der Künstler, der gottbegnadete!

Gemach! Von der allerhöchsten Kunstleistung führt eine ununterbrochene Stufenleiter herab bis zu den einfachen Gestalten der unbelebten Welt, den Kristallen. Wer zweifelt daran, daß die Kristalle schön sind? Und zwar alle. Es gibt überhaupt keine häßlichen Kristalle. Zwar ist der Grad ihrer Schönheit verschieden, aber Häßlichkeit kommt bei ihnen nicht vor. Selbst wenn ihre Formgestaltung vielfach gestört ist, wie etwa bei den Eisblumen auf der befrorenen Fensterscheibe, entzückt uns doch das Walten der natürlichen Formgesetze, das wir auch dort empfinden, wo wir erkennen, daß die Grundlinien des Gebildes von den Strichen mit dem Wischtuch gebildet werden, das vorher über die Glasscheibe geführt worden war. Woher rührt die ausnahmelose Schönheit der Kristalle? Niemand ist im Zweifel darüber, daß es die geometrische Gesetzlichkeit ihrer Formen ist, auf denen ihre Schönheit beruht. Selbst bei der vielfach gestörten Kristallisation der Eisblumen ist diese Gesetzlichkeit immer erkennbar und bedingt ihre Wohlgefälligkeit. Denn jedes Spitzchen ohne Ausnahme ist nach dem Gesetz gebildet, welches zwischen den kleinsten Teilchen des Eises waltet und die Gestalt ihres Nebeneinander bestimmt. Gerade diese restlose Betätigung des Formgesetzes des Kristalls bedingt seine Schönheit. Versucht man künstlich durch Schleifen die Schönheit der Kristalle zu erhöhen, wie das bei den Edelsteinen geschieht, so kennen wir dafür nur den einen Weg: die Form unter Wahrung der Gesetzlichkeit tunlichst reich und mannigfaltig zu gestalten. Ungesetzliche Formen würden das Kleinod sofort wertlos, weil unschön, machen.

Hält man sich diese wohlbekannten Tatsachen vor Augen, so sieht man sich zu dem Schlusse geführt, daß die Schönheit dieser Gebilde auf der Gesetzlichkeit ihrer Formen beruht. Man fühlt sich bei diesem Ausspruch ein wenig überrascht, da man sich vielfach gewöhnt hat, zwischen Gesetz und Schönheit einen Gegensatz zu empfinden. So sei betont, daß es sich hier nur um die ganz elementaren und primitiven Schönheitsgefühle handelt und handeln kann, um eine Ästhetik „von unten", wie sie schon vor einem halben Jahrhundert G. T. Fechner, der geniale Begründer der Psychophysik, gefordert hat. Was bei höheren und höchsten Kunstwerken noch hinzukommt, ist eine Angelegenheit besonderer Art, die eine besondere Untersuchung erfordert. Sie ist hier nur erwähnt worden, damit der Gedanke an sie nicht die einfachen Betrachtungen stört, auf die wir uns hier bewußt beschränken wollen.

Wenn wir nun den Satz aussprechen: Gesetzlichkeit bewirkt Schönheit, den wir rein erfahrungsmäßig gefunden haben, so entsteht sofort die Frage, ob er allgemein gilt. Bewirkt jede Gesetzlichkeit Schönheit? Bewirkt Gesetzlichkeit immer Schönheit? Gibt es ohne Gesetzlichkeit keine Schönheit?

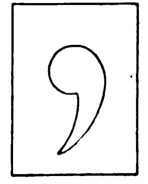
So allgemein kommt uns die Bejahung dieser Fragen sehr bedenklich vor. Immerhin können wir doch die Erfahrung fragen, ob und wieweit sie zutreffend ist.

Die Erfahrung lehrt nun, daß wirklich alle diese Fragen bejaht werden können und müssen. Jede Gesetzlichkeit bewirkt Schönheit, und immer, und keine Schönheit besteht ohne Gesetzlichkeit.

Wie verfährt die Wissenschaft, um solche allgemeine Sätze zu prüfen? Man kann doch unmöglich alle Fälle untersuchen, weil ihre Zahl unendlich ist.

Sie verfährt so, daß sie willkürlich einige Fälle untersucht, tunlichst solche, bei denen die Geltung des Satzes unwahrscheinlich aussieht. Trifft dann der Satz jedesmal zu, so wird der Schluß gezogen, daß er wohl allgemein zutrifft. Dabei besteht immer der Vorbehalt, daß vielleicht doch künftig einmal ein Gegenfall gefunden werden könnte. Dann wird dieser besonders sorgfältig untersucht und führt früher oder später zu einer geeignet abgeänderten Gestalt jenes allgemeinen Gesetzes, die sowohl die vielen zutreffenden wie die wenigen abweichenden Fälle umfaßt.

Wir stellen also den Versuch an und wählen irgendeine beliebige Form, z. B. die eines Komma (Abb. 1), der Deutlichkeit wegen etwas groß. Was können wir Gesetzliches damit anfangen?


Abb. 1

Die Antwort ist: es wiederholen. Denn alles Gesetz bestimmt eine Gleichartigkeit des Seins oder Ge-

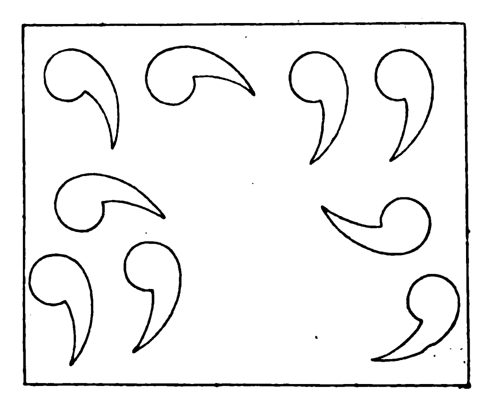


Abb. 2

schehens, d. h. eine Wiederholung, nämlich jene, welche das Gesetz angibt.

Wir wiederholen also das Komma, etwa indem wir es mit einem Stempel oder einer Schablone irgendwie in einem Felde anbringen. Das Ergebnis (Abb. 2), ist sicherlich nicht schön zu nennen. Der Satz scheint widerlegt. Die bloße Wiederholung tut es nicht.

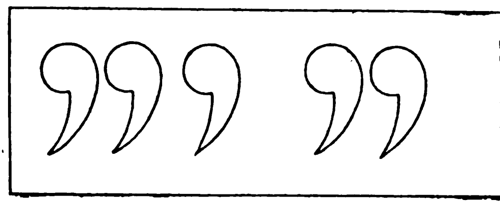


Abb. 3

Warum nicht? Weil sie nicht gesetzlich genug ist. Die Ordnung und Verteilung der gleichen Form war willkürlich, also ungesetzlich. Wir setzen also die gleichen Formen parallel längs einer geraden Linie aus (Abb. 3). Das Ergebnis ist noch immer nicht gut, aber wir sehen schon deutlich, warum. Es sind die willkürlichen Abstände, welche unschön sind. Sobald wir auch die Abstände gesetzlich, d. h. gleich gemacht haben (Abb. 4), ist alsbald die Schönheit da. Zwar eine sehr bescheidene und schlichte, aber doch unverkennbare Schönheit. Wie ist dies alles zu deuten?

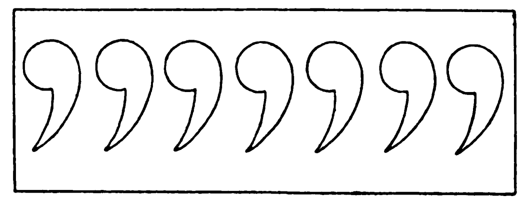


Abb. 4

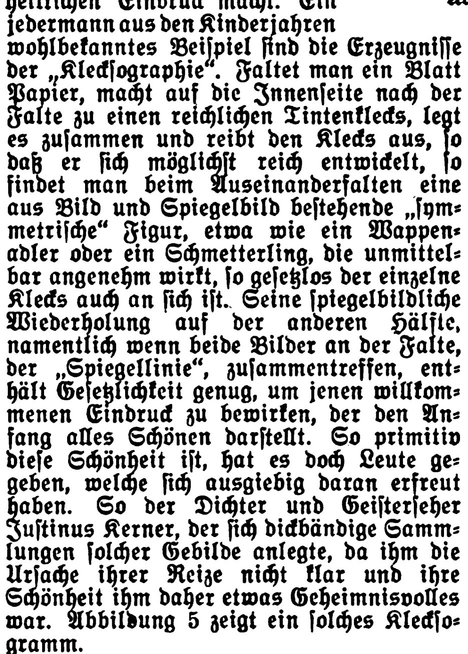
In allen früheren Wiederholungen des Kommas waren zwar gewisse Gesetzlichkeiten zur Geltung gekommen, wie die gleiche Größe, der Parallelismus, aber es war immer auch ein ungesetzlicher oder willkürlicher Anteil vorhanden geblieben. Dieser hatte die Entstehung der Schönheit verhindert. Erst als alle Bestimmungen gesetzlich geregelt waren, erschien plötzlich die Schönheit, wie eine Blume, die sich erst entfaltet, nachdem alle Bedingungen ihrer Bildung erfüllt sind. Somit erweist sich die Willkür als der tödliche Feind der Schönheit. Dies ist ein Ergebnis von größter Wichtigkeit, dessen Bedeutung für Kunstwerke höherer Art seinerzeit eingehend untersucht werden soll. Für das hier untersuchte Gebiet hat es die Bedeutung, daß die Gesetzlichkeit, welche als Bedingung der Schönheit wirken soll, eine so vollständige sein muß, daß für die Willkür kein Raum gelassen wird. Wir werden später die Voraussetzungen kennenlernen, unter denen diese Forderung eingeschränkt oder bedingt werden kann. Das Ergebnis mag schon hier angedeutet werden: je einfacher die Art der Schönheit ist, um so einfacher und eindeutiger muß die Art der Gesetzlichkeit sein, auf der sie beruht.

Was wir hier beobachtet haben, läßt uns die Entstehung des Ornaments erkennen. Das einfachste technische Verfahren, eine Fläche zu schmücken, sei es eine Matte, eine Wand, der Deckel eines Kastens, beruht auf der Anwendung eines Druckstempels oder einer Schablone, welche beide ohne weiteres Zutun die erste Bedingung erfüllen, nämlich lauter gleiche Formen zu ergeben; sie müssen nur in gerader Linie und gleichabständig angesetzt werden, damit auch den anderen Bedingungen Genüge geschieht. Das Muster, welches so entsteht, ist ein Bandmuster, das eine gewisse Breite hat, der Länge nach aber beliebig ausgedehnt werden kann. Indem man die nötige Anzahl Bänder quer zu ihrer Richtung nebeneinander legt, kann man so jede beliebige Fläche bedecken. Meist führt man aber das Band nur als Rahmen um die Fläche herum, deren inneres Feld man dann entweder leer lassen, oder mit einem besonderen Schmuck ausfüllen kann, je nach der Beschaffenheit des Gegenstandes.

Die Arbeitsweise der Wissenschaft fordert zunächst, das beschriebene Verfahren der Wiederholung mit einem bestimmten Namen zu bezeichnen. Wir nennen es Schiebung. Sodann zu fragen: ist die Schiebung die einzige Art der Wiederholung oder gibt es noch andere? Die Antwort auf diese Frage ist: es gibt noch zwei andere Arten der Wiederholung, nämlich die Spiegelung und die Drehung.

Die Erscheinung der Spiegelung ist jedermann bekannt. Der Spiegel wiederholt den

Gegenstand zwar auch, wie die Schiebung, aber in umgekehrter Ordnung, so daß Gegenstand und Spiegelbild im allgemeinen sich nicht überdecken lassen, wie die nebeneinander liegenden Formen bei der Schiebung, sondern sich verhalten, wie die rechte Hand zur linken. Deshalb läßt sich mit dem gleichen Druckstock das Spiegelbild nicht drucken. Mit der Schablone geht es; doch muß sie umgewendet und von der anderen Seite bemalt werden, um das Spiegelbild zu ergeben.



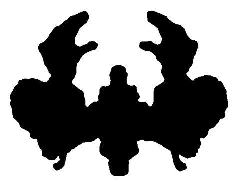


Abb. 5

Diese etwas verwickeltere Beziehung zwischen der Form und ihrem Spiegelbild bewirkt, daß bereits eine Verbindung von beiden ohne weitere Wiederholung einen primitiven schönheitlichen Eindruck macht. Ein jedermann aus den Kinderjahren wohlbekanntes Beispiel sind die Erzeugnisse der „Klecksographie“. Faltet man ein Blatt Papier, macht auf die Innenseite nach der Falte zu einen reichlichen Tintenklecks, legt es zusammen und reibt den Klecks aus, so daß er sich möglichst reich entwickelt, so findet man beim Auseinanderfalten eine aus Bild und Spiegelbild bestehende „symmetrische“ Figur, etwa wie ein Wappenadler oder ein Schmetterling, die unmittelbar angenehm wirkt, so gesetzlos der einzelne Klecks auch an sich ist. Seine spiegelbildliche Wiederholung auf der anderen Hälfte, namentlich wenn beide Bilder an der Falte, der „Spiegellinie“, zusammentreffen, enthält Gesetzlichkeit genug, um jenen willkommenen Eindruck zu bewirken, der den Anfang alles Schönen darstellt. So primitiv diese Schönheit ist, hat es doch Leute gegeben, welche sich ausgiebig daran erfreut haben. So der Dichter und Geisterseher Justinus Kerner, der sich dickbändige Sammlungen solcher Gebilde anlegte, da ihm die Ursache ihrer Reize nicht klar und ihre Schönheit ihm daher etwas Geheimnisvolles war. Abbildung 5 zeigt ein solches Klecksogramm.

Höhere Grade der Schönheit werden erreicht, wenn man die gespiegelte Form nicht willkürlich oder zufällig nimmt, sondern ihrerseits nach einem gewählten Gesetz gestaltet. Naturbeispiele für diese Art Schönheit bieten die Schmetterlinge dar. Man betrachte nacheinander nur die eine Seite eines aufgespannten Schmetterlings unter Zudecken der anderen Seite, und dann den ganzen Schmetterling, der um die Körperlinie spiegelbildlich oder symmetrisch gebildet ist. Obwohl in der Verteilung der Farben und Formen schon auf der einen Seite die organische Gesetzlichkeit ihrer Bildung leicht erkennbar ist, wird die schönheitliche Wirkung nicht nur verdoppelt, sondern um ein Großes vervielfacht, wenn man das ganze Gebilde aufdeckt.

Eine sehr bedeutende Steigerung der Schönheit wird erzielt, wenn die Spiegelung mehrfach wiederholt wird. Man bewirkt dies, indem man zwei Spiegel unter einem Winkel zusammentreffen läßt, der ein ganzer Bruchteil des „gestreckten“ Winkels von zwei Rechten ist. Während der Gewinn bei der Teilung ½ (Winkel der beiden Spiegel 90°) nur mäßig ist, wird er bei $^1/_3$ (Winkel 60°) und $^1/_4$ (Winkel 45°) schon sehr erheblich. In dem bekannten optischen Spielzeug Kaleidoskop, das auf solcher mehrfacher Spiegelung beruht, ist von dieser Wirkung Gebrauch gemacht, und es ist bekannt, daß ganz zufällige Grundformen: Federn, bunte Glasstückchen, Gewebflicken usw. so zu den hübschesten Gebilden verbunden werden. Da den Grundformen gar kein Schönheitswert zukommt, beruht die Wirkung ausschließlich auf der gesetzlichen Wiederholung der gleichen, an sich eindruckslosen Form, die in gleichen Winkelabständen um den Mittelpunkt geordnet ist.

Auch hier kann man durch Vermehrung der gesetzlichen Beziehungen stark gesteigerte Wirkungen erhalten. Wenn man beispielsweise die bunten Glasstückchen so wählt, daß ihre Farben untereinander harmonisch sind, kann man eine Fülle der entzückendsten „Rosen“ erzeugen.

Die Technik bedient sich längst dieses Hilfsmittels zur Gewinnung von Mustern vermittelst des Winkelspiegels, zweier Spiegelplatten, die durch ein Scharnier verbunden sind und leicht auf den gewünschten Winkel eingestellt werden können. Stellt man ihn auf irgendein Gebilde, so bilden dessen gesetzliche Wiederholungen ein sternförmiges Muster, das durch Verschieben die mannigfaltigsten Umbildungen erfährt, so daß man eine unbegrenzte Auswahl von Vorlagen sieht. Auch hier wird man bald die Wahrnehmung machen, daß solche Muster die schöneren sind, bei welchen sich noch eine besondere, gleichsam überflüssige Gesetzlichkeit geltend macht. Abbildung 6 zeigt das Komma im Winkelspiel $^1/_3$.

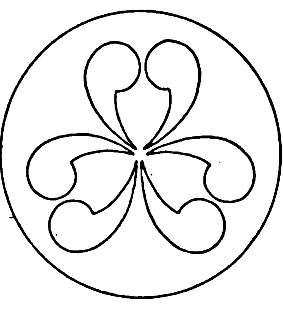


Abb. 6

Diese Art der Ordnung ist nun keine einfache Spiegelung mehr, sondern ein Fall jener dritten Art der Wiederholung, die oben als Drehung erwähnt worden war. Die Drehung besteht darin, daß man zu der gewählten Grundform einen Punkt, den Drehpunkt, bestimmt und um diesen die Form wiederholt, nachdem man sie einen gan-

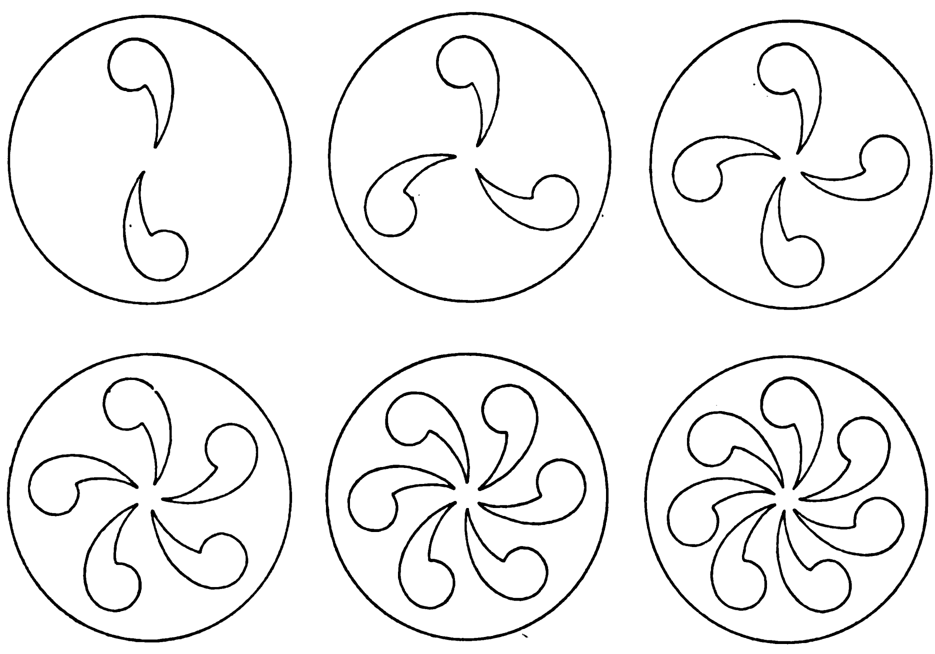
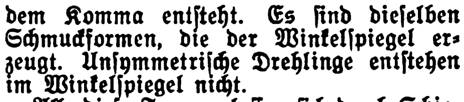


Abb. 7a bis 7f

zen Bruchteil des Kreises gedreht hat. Je nachdem man die Bruchteile $1/2$, $1/3$, $1/4$, $1/5$, $1/6$, $1/7$, $1/8$ usw. wählt, erhält man zwei-, drei-, vier-, fünf-, sechs-, sieben-, achtzählige Drehlinge. Während im Abendlande fast nur vier- und achtzählige Drehlinge in Ornamenten verwendet worden waren, finden sich drei-, fünf- und siebenzählige in den Ornamenten des nahen und fernen Ostens. Insbesondere bedient sich die chinesische Schmuckkunst gern und oft der siebenzähligen Drehlinge. Für die Kunst der Mauren sind zwölf- und sechzehnzählige Drehlinge kennzeichnend.

Abbildung 7, a bis f, zeigt zwei- bis achtzählige Drehlinge, wie sie aus unserer vielbenutzten Grundform, dem Komma, entstehen. Jeder Drehling hat im allgemeinen einen bestimmten Drehsinn, der sich umkehrt, wenn man statt der Grundform ihr Spiegelbild benutzt, oder den ganzen Drehling spiegelt. Spiegelt man diese zweite Form, so entsteht wieder die erste, wie bei allen Spiegelungen. Ist aber die Grundform selbst symmetrisch und liegt der Drehpunkt in der Spiegellinie, so gibt es nur eine Form des Drehlings ohne Drehsinn, die von ihrem Spiegelbild nicht verschieden ist, und auch gleich ist dem Muster, das sich durch geeignete Anwendung des Winkelspiegels ergibt. Abbildung 8 zeigt einen solchen symmetrischen Drehling, wie er aus dem Komma entsteht. Es sind dieselben Schmuckformen, die der Winkelspiegel erzeugt. Unsymmetrische Drehlinge entstehen im Winkelspiegel nicht.



Alle diese Formen lassen sich durch Schiebung zu endlosen Bändern und durch Schiebung der Bänder nach einer anderen Richtung zu unbegrenzten Flächenmustern entwickeln, wobei je nach Wahl der Abstände und der Richtung die verschiedenartigsten Gebilde entstehen, bei denen man mannigfaltige Nebengesetze zur Geltung bringen kann. Alle diese Muster sind schön, ohne jede Ausnahme. Allerdings in verschiedenem Maße, das von den gewählten Sondergesetzen abhängt. Aber doch so unzweifelhaft, daß wir sicher sind, hier die Quelle der ornamentalen Schönheit aufgedeckt zu haben. Denn die ausgesprochenen Grundsätze finden sich in aller Schmuckkunst angewendet, von der um Jahrtausende zurückliegenden, sehr früh entwickelten der Ägypter bis zu den wildesten Auswüchsen des Expressionismus von heute, oder vielmehr von gestern.

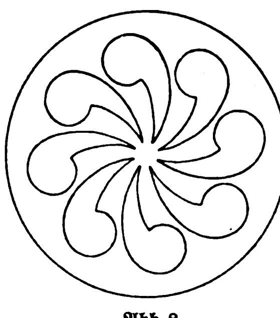


Abb. 8

Allerdings decken die dargelegten Bildungsgesetze noch nicht das ganze Gebiet der Ornamentik. Wir haben bisher die Flächenmuster aus den Bandmustern durch Querverschiebung entstehen lassen. Eine andere, unmittelbarere Art der Flächenmusterung entsteht durch restlose Teilung der Ebene. Die Geometrie lehrt uns, daß von allen

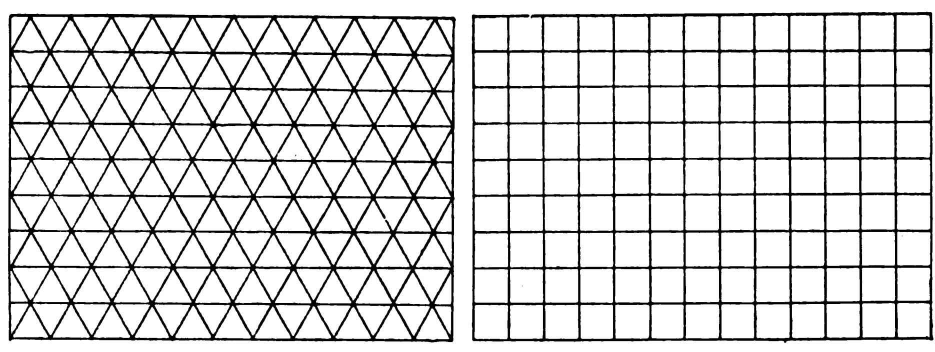
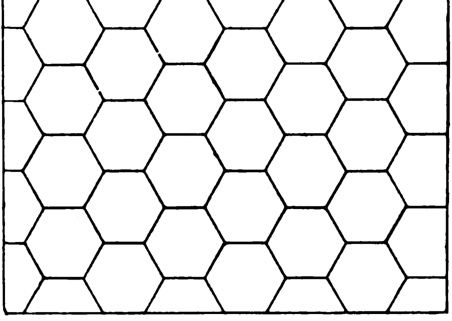


Abb. 9a Abb. 9b

regelmäßigen Vielecken nur die Dreiecke, Vierecke und Sechsecke die Fähigkeit haben, die Ebene lückenlos zu bedecken; Abbildung 9, a bis c, zeigt die entsprechenden „Netze". Indem man unter Wahrung der zugehörigen Symmetriegesetze wohlgeordnete Linien zwischen den Netzpunkten zieht, erhält man eine gewaltige Fülle schönster Flächenmuster, von denen nur ein ganz kleiner Teil durch die bisherige Schmuckkunst entdeckt worden war; die wissenschaftliche Bearbeitung öffnet uns den ganzen Schatz. Um zu zeigen, um was es sich handelt, sei ein Beispiel aus tausenden durchgeführt.



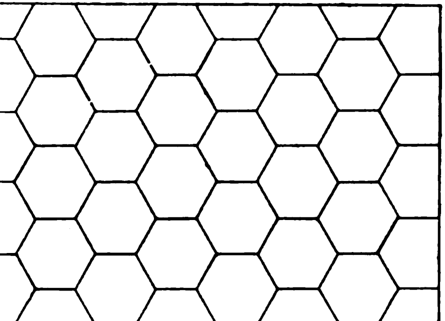


Abb. 9c

Wir gehen von den Punkten des Dreiecknetzes (Abb. 9a) aus und bemerken, daß um jeden Punkt sich je sechs gleiche Dreiecke durch Drehung versammelt finden. Das ist das Grundgesetz der Dreieckmuster. Ferner finden sich in jedem Dreieck drei Spiegellinien, die aus jeder Ecke nach der Mitte der Gegenseite führen und das Dreieck in symmetrische Hälften teilen. Das sind hier die obwaltenden Formgesetze. — Wir legen uns nun selbst das Gesetz auf, daß unser Muster als „Thema" nur Linien enthalten soll, die zwischen zwei Netzpunkten verlaufen. Hierfür ist es nötig, eine Anzahl von elementaren Netzdreiecken zu größeren Dreiecken zusammenzufassen, innerhalb deren sich freie Netzpunkte finden, zwischen denen eine Themalinie gezogen werden kann; wir wählen das Dreieck, dessen Seite vier Maschen enthält; es ist aus 4 × 4 = 16 Grunddreiecken zusammengesetzt.

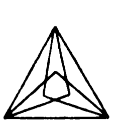


Abb. 10a und 10b

In Abbildung 10a ist ein solches Dreieck mit seinen Netzpunkten und seinen drei gestrichelten Spiegellinien dargestellt. Als Thema wählen wir die Linie a b, die eine Ecke und einen inneren Knotenpunkt verbindet. Wegen der drei Spiegellinien vervielfältigt sich das Thema, indem insgesamt sechs solche Linien entstehen. Abbildung 10b zeigt diese sechs Linien innerhalb des Dreiecks, die sich zu einem Stern mit drei Spitzen ordnen. Stellt man solche Dreiecke unbegrenzt zusammen unter Fortlassung der Dreieckseiten, die ja nicht zum Muster gehören, so entsteht das wunderschöne Muster Abbildung 10c. Es ist meines Wissens neu; denn es ist mir nicht gelungen, es in den umfassenden Werken von O. Jones, Racinet oder Bossert aufzufinden. Man staunt über die Schöpferkraft der Wissenschaft, der es mit einfachsten Mitteln möglich ist, zu schaffen, was die gesamte Künstlerschaft aller Zeiten und Völker nicht gefunden hat. Und dies Muster ist nur eines von tausenden, die sich bei methodischer Durcharbeitung des Grundgedankens ergeben.

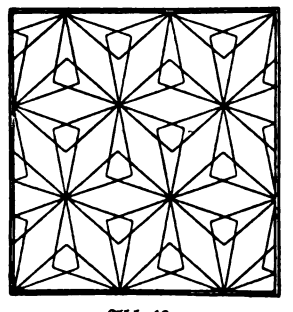


Abb. 10c

Natürlich ist mit dieser nüchternen Ausführung des Grundgedankens seine Fruchtbarkeit noch bei weitem nicht erschöpft; sie ist vielmehr überhaupt noch nicht in Anspruch genommen worden. Man kann ja statt der geraden Linie zwischen den Endpunkten a b irgendeine andere, irgendwie gestaltete

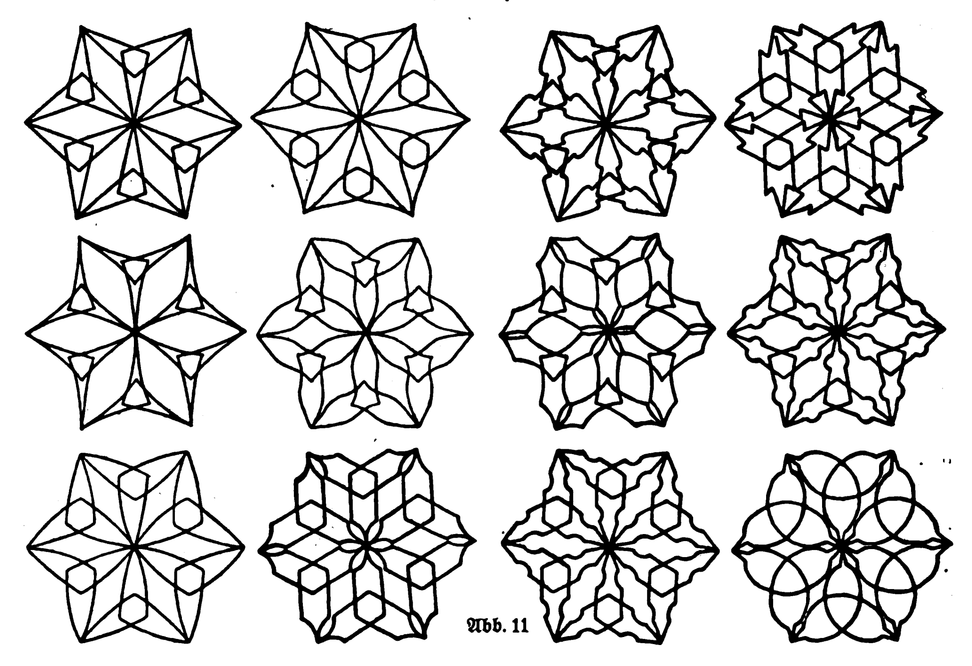


Abb. 11

Linie als Thema einführen und unter Berücksichtigung der Spiegelverhältnisse mit ihr das Muster ausarbeiten, und bekommt jedesmal ein neues, schönes Gebilde, dessen starke Wirkung darauf beruht, daß alle seine mannigfaltigen Formen aus jener einzigen Themalinie abgeleitet sind. Statt aller Worte weise ich auf Abbildung 11 hin, deren zwölf Formen in der angegebenen Weise aus der ersten entstanden sind. Diese ist das gleiche Muster, welches in Abbildung 10 als unbegrenztes Flächenmuster entwickelt wurde, nur eingeschränkt auf die sechs Dreiecke, die um jeden Eckpunkt herum liegen. Jeder kann nach dieser Anleitung entsprechende Muster in beliebiger Anzahl entwickeln und wird erstaunen über den ungehemmten Reichtum an Schönheit, der ihm aus dieser einen Quelle entgegensprudelt. Und solcher Quellen gibt es tausende.

Von den Werken der Kleinkunst wenden wir uns zu denen, wo die Kunst die größten Massen zu gestalten hat, der Architektur. An Reichtum und Schönheit der Formen übertrifft die Gotik alle anderen Baustile. Dabei sind ihre Meisterschöpfungen trotz ihrer unabsehbaren Mannigfaltigkeit von einer Einheitlichkeit der Gestaltung, welche um so stärkere Bewunderung erregt, je tiefer wir uns in sie versenken. Bekanntlich handelt es sich bei den großen Domen um Sammelschöpfungen, zu denen in den Bauhütten zahlreiche Künstler in mehreren Generationen organisiert waren. Wie kam trotzdem die ungeheure Einheitlichkeit jener Schöpfungen zustande?

Durch die strenge Durchführung eines Grundgesetzes aller Abmessungen.

Man denke sich eine lange wagerechte Linie gezogen und von ihrem linken Ende unter dem Winkel von 45° (einem halben Rechten) eine zweite Gerade erhoben. Beide Linien seien so lang gezogen, daß man die ganze Höhe des Gebäudes, etwa eines Domes bis zur Turmspitze, in den Winkel so hineinstellen kann, daß der andere Schenkel durch diese Spitze geht. Dann wird vom Fuß des Turms, genau senkrecht unter dem Berührungspunkt, eine Senkrechte auf den zweiten Schenkel gezogen. Von dem Punkt, wo dieser getroffen wird, fällt man wieder eine Senkrechte auf den ersten Schenkel, von deren Fußpunkt eine Senkrechte auf den zweiten Schenkel und so fort, bis die so entstehenden Maße auf ein Millimeter herunter gegangen sind.

Allerdings kann man diese Zeichnung nicht in natürlicher Größe ausführen. Man macht das größte Stück in einem stark verjüngten Maßstabe, etwa 100 : 1, und geht an geeigneter Stelle zu 10 : 1, und dann zu 1 : 1 über. Abbildung 12 gibt eine Vorstellung von dem Aufbau dieses Maßstabes. — Für die Ausführung des ganzen Werkes ergaben nun die so erhaltenen Strecken die Maße, die sorgsam eingehalten wurden. So waren alle Einzel-

Abb. 12

formen untereinander und mit dem ganzen Werk durch ein strenges Gesetz verbunden, das ihre Zusammengehörigkeit sicherte, so frei und mannigfaltig auch die Einzelheiten behandelt wurden. Man gibt sich beim Beschauen des Gesamtwerkes nicht bewußt Rechenschaft von dem Walten des Gesetzes, fühlt aber unterbewußt die große Einheit des Ganzen und empfängt den entsprechenden starken Schönheitseindruck.

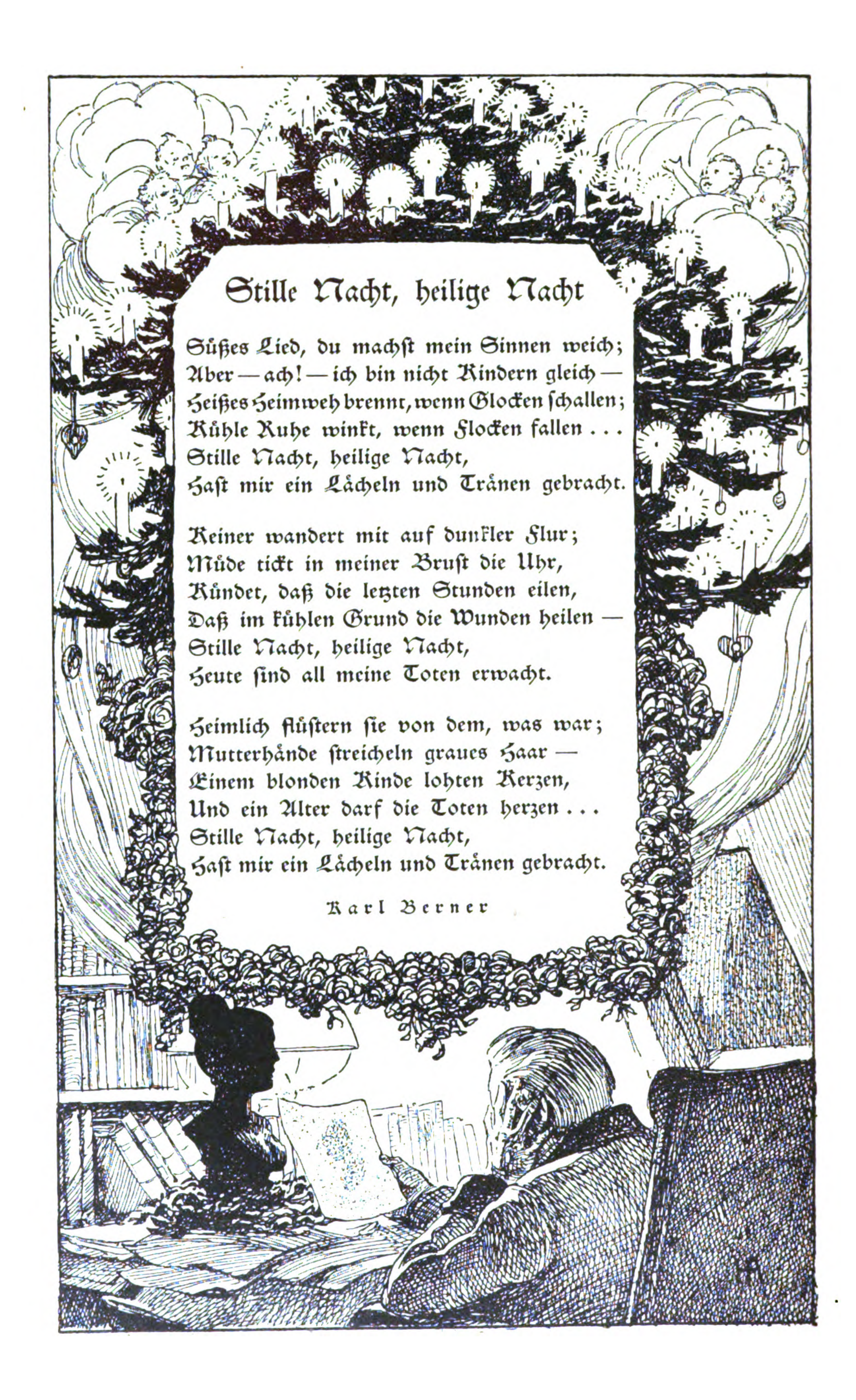
Was den genaueren Ausdruck dieses sich gesetzmäßig verjüngenden Maßstabes anlangt, so lehrt eine einfache geometrische Betrachtung, daß jedes dritte Maß die Hälfte des ersten Maßes ist, während zwischen zwei aufeinanderfolgenden Maßen das Verhältnis besteht, wie zwischen den Längen der Diagonale und der einer Seite eines Quadrats, zahlenmäßig rund 7 : 10. Hiernach kann man von jeder gegebenen Hauptlänge die kürzeren Maße durch folgeweise Hälftung und Einschaltung der Zwischenwerte im Verhältnis 10 : 7 · 07 berechnen.

Um dem Laien eine Anschauung zu geben, sind in Abbildung 13 die nebeneinanderstehenden senkrechten Linien in der beschriebenen Weise abgestuft. Man fühlt alsbald die schöne Gesetzlichkeit der Reihe.

Abb. 13

Aus den mitgeteilten Beispielen — denn es sind nur Beispiele aus einem breit entwickelten System, welches alle Formgebung bis zur freiesten Naturwiedergabe umfaßt — kann man die Tragweite der Gleichung Gesetzlichkeit = Schönheit abschätzen: sie ist unübersehbar weit. Es erhebt sich alsbald die Frage: welche Gesetzlichkeit? Und die Antwort lautet: jede. In der Unterrichtsstunde über praktische Dichtkunst, welche der erfahrene und tüchtige Poet Hans Sachs dem eigenwilligen Junker Walter in Wagners Meistersingern erteilt, werden diese Verhältnisse mit Klarheit dargelegt. Auch dort fragt der Junker, woher denn die Regel stamme, nach der er sein Gedicht einrichten soll. Und die Antwort lautet: Ihr stellt sie selbst, und folgt ihr dann. Der Gesetze, nach denen ein Gedicht, ein Bild, eine Schmuckform gestaltet werden kann, gibt es in jedem Falle eine große, wenn auch abzählbare Menge. Je nach dem Gefühl oder der Stimmung, die zum Ausdruck gebracht werden soll, wird der Künstler die eine oder die andere wählen, und er wird um so sicherer die ausdrucksvollste finden, je vollständiger sein Überblick über die vorhandenen Möglichkeiten ist. Das ist seine Freiheit. Hat er aber das Gesetz seiner Form einmal gewählt, so ist nun seine Aufgabe, es so rein und fehlerlos wie möglich durchzuführen. Denn dadurch unterscheidet sich der Dilettant vom Künstler, daß jener überall mit dem Gesetz in Konflikt gerät, weil er nicht die Mittel kennt, ihm zu genügen, während der Künstler sich frei innerhalb der selbstgewählten Formen bewegt, die ihn kleiden, wie ein schönes und zweckmäßiges Gewand, während sie dem Dilettanten Ketten sind, die bei jeder Bewegung drücken und klirren.

Das Bemerkenswerteste an diesen Betrachtungen ist, daß sie ermöglicht haben, von dem Urgeheimnis der Schönheit einen Zipfel zu lüften. Es ist zwar nur ein bescheidenes und primitives Gebiet, zu welchem wir Zutritt gefunden haben. Aber um ein so mannigfaltiges und vielverzweigtes Problem zu lösen, darf man nicht mit seinen höchsten und verwickeltsten Erscheinungsformen beginnen, sondern muß umgekehrt mit seinen einfachsten, verbreitetsten und daher zugänglichsten anfangen. Denn ein Gebäude kann man nicht von der Spitze abwärts errichten, sondern man muß mit der Legung haltbarer Fundamente beginnen. In solchem Sinne, im Sinne der von G. Th. Fechner geforderten „Ästhetik von unten“, die ich lieber Kalik nennen möchte (vom griechischen kalos, schön), um sie grundsätzlich von der „Ästhetik von oben“ zu unterscheiden, sind die vorstehenden Betrachtungen angestellt worden.



Stille Nacht, heilige Nacht

Süßes Lied, du machst mein Sinnen weich;
Aber — ach! — ich bin nicht Kindern gleich —
Heißes Heimweh brennt, wenn Glocken schallen;
Kühle Ruhe winkt, wenn Flocken fallen . . .
Stille Nacht, heilige Nacht,
Hast mir ein Lächeln und Tränen gebracht.

Keiner wandert mit auf dunkler Flur;
Müde tickt in meiner Brust die Uhr,
Kündet, daß die letzten Stunden eilen,
Daß im kühlen Grund die Wunden heilen —
Stille Nacht, heilige Nacht,
Heute sind all meine Toten erwacht.

Heimlich flüstern sie von dem, was war;
Mutterhände streicheln graues Haar —
Einem blonden Kinde lohten Kerzen,
Und ein Alter darf die Toten herzen . . .
Stille Nacht, heilige Nacht,
Hast mir ein Lächeln und Tränen gebracht.

Karl Berner

Eine Geschichte von Sachen allein, mit einem Hund und einer Kinderstimme am Schluß

Von Ina Seidel

Das Zimmer war sehr klein, aber es hatte angenehme Verhältnisse und war nicht zu schmal für seine Länge. Seine Wände waren vor kurzem graublau gestrichen und dort, wo die rein geweißte Decke begann, zog sich eine schmale Goldleiste herum. Tür und Fenster waren in vernünftigen Maßen eingeschnitten; aus dem Fenster sah man zwischen gelblichen Leinenvorhängen hindurch auf den Hof hinaus. Hier stand ein Kastanienbaum, und die hohe Brandmauer gegenüber war von wildem Wein berankt. In dem Zimmer wohnten einige anständige, aber durchaus nicht sehr neue Möbel. Schräg gestellt vor die Ecke rechts neben dem Fenster stand der eichene Tisch mit dem Stuhl davor. Auf dem Tisch stand die elektrische Lampe mit der grünen Glaskuppel. Der andere Stuhl befand sich am Fußende des Diwans, der die gegenüberliegende Wand zum größten Teil einnahm. Er war eine Sprungfedermatratze auf vier Füßen mit Auflage und einer Decke von blauem Kochelleinen darüber. Da, wo er aufhörte, stand eine Waschkommode aus Mahagoni, die war das älteste Stück im Zimmer. Wurde sie aufgeklappt, so fand sich eine viereckige Höhlung, in der das Waschgeschirr wohnte; es war aus Steingut und hatte eine blaue Mäanderverzierung und geheime Beschädigungen, die seinen Preis herabgedrückt hatten. Für gewöhnlich war die Höhle zu. Unter ihr hatte die Kommode ein Schränkchen für Schuhe. Es war ein altes Möbel, aber praktisch. Doch roch es leider seltsam. Der Ofen darf nicht vergessen werden, er hätte eher erwähnt werden müssen: ein hoher weißer Kachelofen, gegenüber der Kommode in der entsprechenden Ecke, und zwischen ihnen war die Tür, die nach außen schlug. Zwischen dem Ofen aber und dem Schrank — dem Kleiderschrank an der Wand gegenüber dem Diwan — da hing ein ovaler Spiegel. Sein Rahmen war mit geblümter Kretonne überzogen, und in seinem Glas war so gut wie gar nichts zu sehen, denn er bekam zu wenig Licht. Der Kleiderschrank war neu und ganz hübsch. Wo nun der Schrank aufhörte, fing nach einem halben Meter der Schreibtisch an, und somit wären wir herum. Jedoch lag ein kleiner Teppich zwischen Diwan und Schrank auf dem Fußboden, Wollplüsch oder dergleichen, moosgrün mit roten Arabesken und nur ganz wenig abgenutzt. Dafür war das Ziegenfell unter dem Tisch ziemlich kläglich daran, es hatte geradezu kahle Stellen, wo das Leder zutage trat. Doch fiel das dort ja wirklich wenig auf. Im Schrank waren rotbezogene Kissen und Deckbetten, auch eine Kamelhaardecke. In der Schieblade des Schreibtisches war eine alte, tintenbeschmutzte Stahlfeder.

Jetzt aber frage ich: um Gottes willen, was geht von den Möbeln aus, die keinem dienen? Ist ein unbewohntes Zimmer weniger geheimnisvoll als die Grabkammer eines Pharao? Die blinden Dinge, die vor sich hinstarren ...

Die Tür bewegte sich jeden Tag auf und zu, es kamen Stiefel und Schuhe ins Zimmer, und mit ihnen Strümpfe, Kleider, Anzüge, Mäntel, Hüte ... Jedesmal kam ein Paar ausgetretener Hausschuhe mit und ein Schlafrock — grauer Flanell, ganz weich und alt, mit Rändchen von Kaninchenfell um beide Ärmel. Jeden Tag gingen die Stiefel und Schuhe schnell wieder hinaus mit allem, was dabei war, und nie kamen die gleichen wieder. (Bis auf die alten, die ausgetretenen mit dem Schlafrock, nicht wahr! Zu ihnen gehörte noch einiges, — mancherlei, — ein Witwenring zum Beispiel, eine stahlgefaßte Brille, eine Leibbinde, unsichtbar, auch Flanell ... Und manchmal liefen zwei rote Kinderschuhchen nebenher, die jedesmal schnell wieder verscheucht wurden.) Aber eines Tages kamen ein Paar schwarze Rindslederhalbschuhe, fest, jedoch nicht unelegant gearbeitet, mit halbhohen Absätzen, Damenschuhe, wie ersichtlich. Sie brachten lange, graue Strümpfe mit, die an einem Gurt befestigt waren, der zu unterst aller der übrigen Kleider saß, und direkt über ihm hatte ein Höschen seine wohlbefestigte Position und über diesen Sachen ein Hemd. Beides war nicht das, was man feine Wäsche nennt, war aber aus sehr gutem Stoff, vorzüglich gearbeitet und geschmackvoll verziert. Darüber war eine kurze weiße Bluse gezogen mit weiten Ärmeln, sie war aus einem rauhen, körnigen Zeug, Krepp genannt, wie ich glaube, und die weiten Ärmel der Bluse schlüpften durch die Armlöcher eines grau und schwarz gestreiften Kittelkleides, das über den Schultern breiter geschnitten war als über den Hüften. Es war aus Frottierstoff, und der herbstliche braune Mantel dar-

über war weit, nicht zugeknöpft, sondern mit einem Riemen zusammengehalten. Kleid und Mantel hörten mindestens vierzig Zentimeter über den erwähnten Halbschuhen auf, ließen also ein gut Teil Strumpf sehen. Schließlich kam ein großer, schwarzer Filzhut mit, ein wahrer Pilgerhut, und eine Handvoll großer, gewellter Haarnadeln — ja, und eine silberne Doppelnadel mit runden Knöpfen, vorn in der Bluse, und ein silberner Ring mit einem flachen grauen Stein, der aussah wie ein geschliffener Bachkiesel, vielleicht auch einer war.

Diese Halbschuhe also mit diesem Drum und Dran machten drei oder vier lange Schritte durch das ganze Zimmer, blieben am Fenster stehen, blieben am Schreibtisch stehen. Es war noch etwas mit ihnen gekommen: ein ledernes Täschchen. Es ging auf, es enthielt einen Brief, ein Taschentuch, ein silbernes Döschen. Das Döschen, gezwungen, das Täschchen zu verlassen, entließ seinerseits ein rosa Puderquästchen zum Dienst: ein schattenhaftes, bewegtes Puderquästchen im Spiegel — ein Duft nach Origan in der Luft ...

Die ausgetretenen Hausschuhe samt dem Schlafrock schlurften hinaus. Die schwarzen Halbschuhe taten schöne Schritte hinaus. Tür ging zu. Sachen wieder allein. —

Die schwarzen Halbschuhe kamen am gleichen Tage noch wieder. Sie waren von einem Koffer begleitet — von zwei Koffern, einem großen aus Rohrplatten, einem kleinen aus abgeschabtem braunen Leder. Nichts verändert die Atmosphäre eines Zimmers mehr als der Eintritt von Koffern! Welche Erinnerungen rufen sie auf, wie stempeln sie den Raum als Reisestation, als Durchgangsort fließenden Schicksals! Zudem trug der kleine Koffer, der abgeschabte, wunderschöne bunte Hotelmarken, Namen, wie „Le Lion blanc“ hier, und „Aquila Nera“ dort, und dergleichen mehr. Demnach war er schon in vieler Herren Ländern gewesen und hatte sich mit den Härten und Ecken fremden Bodens herumgeschlagen. Der andere, der große, war neu, es war deutlich zu sehen. Die Kürze seiner Dienstzeit schied ihn scharf von seinem Bruder, sowie von den meisten der eingeborenen Möbel. Es kamen auch aus ihm nur Kleider und Wäschestücke heraus, ein paar langweilige Bücher, „Leitfaden der Geschichte der Philosophie“ und dergleichen, Kolleghefte, ein Spirituskocher, ein samtenes Hütchen, modefarben und schon mehr ein Barett als ein Hut, elegant, aber ein klein wenig schäbig. Endlich mindestens drei Paar Schuhe, alle vom Ausmaß jener ersten, die dauernd im Zimmer umherliefen. Eins davon war braun und eins ausgeschnitten und hatte silberne Schnallen. Die Schuhe bezogen das Schränkchen in der Waschkommode zusammen mit dem Spirituskocher; die Wäsche kam in die Schublade darunter. Das Bettzeug aus dem Schrank kam in den leeren Koffer, in dem es von nun an die Tage verbrachte: nachts aber bildete es ein Bett auf dem Diwan. Die Kleider schließlich, die nicht einzeln genannt werden können, kamen in den Schrank, und die langweiligen Bücher und Hefte auf den Schreibtisch. Nun aber, nachdem der große Koffer seinen Platz in der freien Ecke am Kopfende des Diwans gefunden hatte, tat der kleine Koffer sich auf: da war ein rotirdener chinesischer Teetopf drin und drei hellblaue Teeschalen ohne Henkel; fünf Apfelsinen, und das Buch eines toten jungen Dichters; die Büste einer ägyptischen Prinzessin und eine dreiarmige Florentiner Lampe aus Bronze; ein Haufe von Briefen, mit Spagat zusammengebunden, aber auch eine kleine, grüne Ledermappe mit einer Anzahl von Briefen für sich, alle in derselben Handschrift. Es waren bunte Zigarettenschachteln darin und ein kupfernes Weihwasserkesselchen, ein versteinertes Ammonshorn, eine silberne Damenuhr ohne Kette. Eine Okarina aus weißblauem Porzellan kam heraus, viele beschriebene Blätter, ein Puderdöschen (Origan de Coty), viele Sachen, die zur Pflege des menschlichen Körpers dienen, wie Schrämme, Seife, Bürsten, Kämme und verschiedene Flaschen mit kräftigen Essenzen. Endlich ein schwarzer Badetrikot, ganz geschlechtslos, ein Kimono aus leichtem weißen Stoff mit schwarzen fliegenden Reihern bedruckt, ein Paar blauer Saffianpantoffeln, ein Rosenkranz aus silbernen Filigranperlen mit einem Amethystkreuz daran und gewiß noch viel mehr. Wenn in der Folge etwas erwähnt wird, was nicht in den Rahmen des großen Koffers paßt, so stammt es eben aus dem kleinen. Als der kleine ausgepackt war, roch es im ganzen Zimmer unbeschreiblich anders als zuvor, aber besser. Er wurde dann auf den Deckel des großen gestellt, der kleine, und hinfort diente er angetragener Wäsche zum Aufenthalt, angetragener, sage ich ganz bewußt, denn schmutzig war sie noch nie, wenn sie hineinkam. Unter der Wäsche aber lag ein Briefumschlag mit Geldscheinen darin. Waren sie klein, so waren's eine ganze Menge, waren sie groß, so waren's ihrer gewöhnlich zwei zu Anfang des Monats, die dann bald fortgingen und kleineren Platz machten. Im letzten Drittel des Monats war der Briefumschlag immer leer.

Es ist nun nicht einfach, es ist fast unmöglich, die Geschichte von so vielen Sachen zu erzählen, es könnte leicht alles bunt durcheinandergehen. Ich will aber versuchen, eine gewisse Ordnung hineinzubringen, indem ich sie, die Sachen, nach den einzelnen Möbeln einteile, denen sie zugeordnet wurden. Die Möbel erlebten manches, dem sie bis dahin nicht beigewohnt hatten. Die Waschkommode zum Beispiel hatte nie einen derartig großen Schwamm und eine so breite, feste Haarbürste beherbergt, von den übrigen Dingen zu schweigen; auch hatte bis jetzt nie die Annäherung einer Gummibadewanne an sie bestanden, wie sie nun jeden Morgen geschah. Ebenso kannte der Wasserkrug mit dem blauen Mäandermuster und den geheimen Schäden eine solche Inanspruchnahme seines Inhaltes nicht, wie sie täglich Tatsache wurde. Alle die Gegenstände im obersten Fach der Waschkommode konnten nicht von verfehltem Beruf sagen. Schwamm, Frottierlappen und Nagelbürste wurden nicht trocken, die Seife (englische Badeseife) schmolz dahin wie der abnehmende Mond und verjüngte sich wieder, die kräftigen Essenzen hatten keine Ruhe in ihren Flaschen. Die Gummibadewanne ergoß sich alle vierundzwanzig Stunden in den grauen Emailleeimer, und nachdem Kamm und Bürste ihre Arbeit getan hatten, schwamm oben auf dem Seifenwasser regelmäßig ein blondes Haarlöckchen mit silbrigem Schein.

Die Schuhe im zweiten Fach mußten sich täglich alle bereit halten, es war nie vorauszusehen, welches Paar Dienst haben würde. Zuweilen standen sie am Abend alle vier in erschöpften und verzweifelten Stellungen im Zimmer herum. Der Spirituskocher konnte zwar auch nie voraussehen, wann er gebraucht werden würde, jedoch hatte er es ungleich ruhiger als seine Mitbewohner. Auch die Wäsche im untersten Fach mußte immer auf dem Quivive sein. Von geregeltem Dienst keine Rede, manchmal täglich, manchmal alle zehn Tage, aber wie gesagt, schmutzig, das, was man so richtig schmutzig nennt, wurde sie nie; das kannte sie nicht. Ein Wort noch über Strümpfe. Sie waren aus dem Koffer zunächst in die unterste Schieblade der Kommode übergesiedelt, hielten sich dort aber nicht lange auf, sondern befanden sich bereits in den nächsten vierzehn Tagen an den verschiedensten Orten verstreut, gleichsam in der Diaspora lebend, paarweise zusammengeknotet oder in kleinen Rudeln und Häufchen einzelner Exemplare durcheinandergeringelt und vielfach beschädigt, denn sie waren alle sehr zarter Natur. Dort, wo Schäden gewesen waren, hatten die Strümpfe später oft entstellende Narben. Sie waren dann in flüchtige Berührung mit einer von den Nadeln und mit Fäden des seidenen Stopfgarns gekommen, die ein unauffälliges Dasein in einer Rolle von grünem Seidenstoff führten, zusammen mit einer Schere, einigen Nähröllchen und sogar einem Zentimetermaß. Diese Rolle lag oben im Kleiderschrank bei den beiden Hüten und den Handschuhpaaren aus festem, aber abgenutztem Leder. Hier stand auch die Büste der ägyptischen Prinzessin, ganz im Dunkeln.

Es hing da der Mantel, den wir schon kennen, und ein zweiter Mantel, maulwurfsfarben, aus schwerem Tuch, aber von flottem Schnitt und auch äußerst kurz. Es hing da ein Kleidchen mit Pelzbesatz an den langen Ärmeln und an dem sehr hohen, vorne bis tief auf die Brust geöffneten Kragen, es hingen da noch ein Gesellschaftskleidchen aus schwarzer weicher Seide mit einem erstaunlichen weißen Kragen, ein bastseidenes Kleidchen und viele dieser kurzen, weitärmeligen weißen Blusen zu den knabenhaften, enthaltsamen Kittelkutten, von denen es zwei oder drei gab. Es läßt sich keine Norm dafür aufstellen, was der Schrank noch aufnahm, denn es wechselte ja beständig: Strümpfe aber in den oben beschriebenen Ansammlungen waren meistens darin. Es kam vor, daß er Schokolade und Büchschen mit Appetitsild zur Aufbewahrung bekam. Die Gummibadewanne suchte zuweilen Zuflucht in ihm, zusammen mit den freizügigen Schuhen und was sich gerade eben sonst noch auf Diwan oder Stühlen herumgetrieben hatte. Dies geschah wohl meist, ehe fremde Schuhe mit Zubehör das Zimmer besuchsweise betraten. Kurz, für den Kleiderschrank gab es keinen festen Index. Ebensowenig für die Schreibtischschieblade. In ihr war alles, was wir beim Auspacken der Koffer genannt haben und was nicht in Kommode und Schrank untergekommen war, bis auf den roten, irdenen Teetopf, die Teeschalen, die Florentiner Lampe, das Buch des verstorbenen Dichters, die Zigarettenschachteln, die Okarina, das Weihwasserkesselchen und den „Leitfaden der Geschichte der Philosophie“ nebst anderen ähnlichen Büchern. Diese Dinge standen auf der Tischplatte. So war es. Für einen Schreibtisch war der Tisch von Anfang an recht vielseitig beansprucht. Ein Blumentopf mit einem runden Kaktus darin kam auch noch dazu. Wenn der Füllfederhalter, der ebenfalls irgendwo darauf lag, arbeiten wollte, mußte ihm erst ein Betätigungsfeld freigelegt werden.

Wir sind herum. So hatten sich die neuen

Sachen eingerichtet, nicht anders. Noch eins! Die Wände des Zimmers waren ohne Bilder gewesen. Reißnägel befestigten am nächsten Tag zwei Blätter an der blau übertünchten Tapete: ein langes, schmales, aus japanischem Seidenpapier, wagerecht — es waren ein paar Wasserpflanzen mit roten Blüten darauf gepinselt. Das andere, rechteckige — senkrecht — zeigte einen Kristall aus Schatten und Licht, nichts als Linien, Kanten, Flächen. Die ausgetretenen Hausschuhe, die allmorgendlich, wenn die Halbschuhe ausgegangen waren, in Begleitung von Besen, Schrubber und Staubtuch hereinkamen, blieben oft vor diesem Blatt stehen, und die wenigen glatten Haarnadeln nebst der Stahlbrille, die immer dabei waren, wurden in eine sanfte, kurz hin und her schwingende Bewegung versetzt. — Aber zur Sache.

Diese Gegenstände, zusammengeführt und zusammengehalten durch ein Gesetz, das sie selber nicht kannten, lebten nicht glücklich miteinander, darüber müssen wir uns nun klar werden. Um mich gelehrt auszudrücken: sie lebten in einer nicht untereinander bedingten, in einer ungerechtfertigten und unorganischen Symbiose. Es gab keine Rangordnung, es gab keine Zeiteinteilung für sie: gleiches Recht für alle und ein Ende mit Schrecken.

Im Anfang wurde noch Rücksicht auf die ihnen angewiesenen Plätze genommen. Aber es dauerte nicht lange, so war es vorbei damit. Von Schuhen und Strümpfen sprach ich schon, und diese Freizügigkeit griff auf alle Kleidungsstücke über. Blusen hingen über Stühlen, Hüte hatten ihren Wechsel auf dem Diwan, Handschuhe waren meistens auf dem Fußboden, am liebsten unter etwas, unter dem Schrank, unter dem Diwan. Gürtel, diese langen schwarzen Riemen, schlängelten sich hinter die Kommode. Es war ja nicht viel Platz im Zimmer, das weiß der Himmel, aber immerhin ... Jedenfalls ein Schein von Ordnung hätte sich mit Hilfe der Hohlräume in den Möbeln wahren lassen müssen. Auf dem sogenannten Schreibtisch sah es am bösesten aus. Daß außer dem ernsten (aber langweiligen) Leitfaden und dem Buch des gestorbenen Dichters die Florentiner Lampe, der Weihwasserkessel und die Zigarettenschachteln dort Platz gefunden hatten, es mochte nicht mehr als natürlich sein. Daß das runde, silberne Tablettchen mit dem Teetopf und den Teeschalen darauf unter den einmal herrschenden Umständen ebenfalls eine Ecke angewiesen bekam, es mußte hingehen. Nun aber kamen zu den Urbüchern sehr bald eine Reihe windiger Heftchen, Inhalt: Theaterstücke zumeist, nein, immer Theaterstücke. Haarnadeln wurden zugezogen, sie aufzuschneiden: auf diese Weise bekamen die Haarnadeln eine Art Bürgerrecht auf dem Schreibtisch. Da blieb der Kamm auch nicht lange mehr fern, ein kleiner Stehspiegel kam unter dem Vorwand kurzen Verweilens und ging nie wieder weg, er brachte die Puderdose mit sich. Das nannte sich aber immer noch Schreibtisch, ja, als nicht lange darauf die ganze Fläche nur noch ein Stapelplatz aller kleiner Gegenstände unserer unseligen Symbiose war, als dort Parfümflaschen, Orangen, Eier, Streichholzschachteln, Tüten mit Tee, Tüten mit Zucker, Tüten mit doppeltkohlensaurem Natron das Feld in der Hauptsache erobert hatten, als der Rosenkranz und die silbernen Nadeln und Glasröhrchen mit Adalin, mit der Zeit auch Schminkstifte und Brauenschwärzer sich dazwischen herumtrieben, von Orangen- und Eierschalen, verschüttetem Salz, Puder und Zigarettenasche ganz zu schweigen — ja, da nannte sich das immer noch Schreibtisch! Es entblödete sich nicht — und schließlich — wenn geschrieben werden mußte, wo hätte auch geschrieben werden sollen! Und, so erstaunlich es ist, je weniger Platz dazu da war, desto mehr wurde an dem Tische geschrieben, freilich nicht in die Kollegheft, wie im Anfang zuweilen, aber auf die hellblauen Bogen eines Blocks Briefpapier, für den zu allen Tageszeiten herrisch Platz geschafft wurde. Jeden Tag verließen vom Ende des ersten Monats an mehrere solche Bogen, auf denen der Füllfederhalter wie rasend hin und her getrippelt war, in einem blauen Umschlag vereint das Zimmer mit den Schuhen und Kleidern zusammen, die Ausgang hatten.

Briefe also verließen das Zimmer und Briefe kamen von außen in das Zimmer; es kamen gelegentlich neue Sachen, und zwar kamen am häufigsten neue Strümpfe, aber gelegentlich auch neue Wäschestücke von auffallend anderer, sozusagen unsoliderer Qualität als die ursprünglich eingezogenen. Es kamen, wie gesagt, die Heftchen mit den Theaterstücken, um sich von Haarnadeln mißhandeln und mit dem Bleistift verunzieren zu lassen. Es kamen und gingen fremde Schuhe und Kleider besuchsweise, es kam und ging das tägliche Waschwasser, der tägliche Staub, den der Besen mit wegnahm, und Grün Wollplüsch und Schäbig Ziegenfell hingen allmorgendlich zum Fenster hinaus, als Feldzeichen geordneter häuslicher Zeiteinteilung. Bei innerem Verfall also noch ein geregelter Verkehr mit der Außen-

welt, die Hoffnung anscheinend, darüber hinwegzukommen, nach der Erfahrung vielleicht, daß solche Verwirrungen (unter den Sachen) schon oft überstanden worden waren, daß ein neuer Lebensanfang schon mehr als einmal gescheitert war, und daß trotzdem ...

Aber es rissen unhaltbare Zustände ein. Die Sachen, sie waren es ja gewöhnt, sie waren es nun einmal gewöhnt und an sich hätten sie es wahrscheinlich wirklich überstanden. Sie wären damit fertig geworden, daß eine so verzweifelte Unruhe in die Schuhe fuhr, daß sie vormittags wegliefen, abends wiederkamen, dann nirgends Ruhe hielten, unaufhörlich die drei, vier Schritte durch das Zimmer machten und plötzlich wieder wegliefen, um erst wiederzukommen, Gott weiß wann, jedenfalls war Mitternacht lange vorbei. Dann kam meist noch die Reihe der Unruhe an die blauen Pantoffeln und den Kimono, sie huschten umher, Zigaretten verbrannten zu Rauch, der Weihwasserkessel füllte sich mit Asche, die Blätter der Theaterbüchlein knisterten aufgeregt. Aber zuweilen, gerade des Nachts, erging ein Appell zur Ordnung an alle Sachen, sie fanden sich an ihre Plätze zurück, ein Strumpf wischte Staub auf dem Schreibtisch, aufgeschlagen wurde der Leitfaden, die Kolleghefte wurden durchblättert. Aber wie lange dauerte das? Vierundzwanzig Stunden, dann bereitete sich das Chaos wieder vor. Mit der Zeit begannen auch die Bettstücke teilzunehmen, sie sahen des Morgens entsetzlich zerquält aus, — was sage ich — des Morgens — es wurde jetzt meistens Mittag, ehe sie dienstfrei wurden. Die kleine silberne Uhr ohne Kette wußte freilich die Stunde nicht. Sie wurde schon lange nicht mehr aufgezogen und lag, leer gegen die Decke starrend, auf dem Tisch. — Hing es mit gewissen Briefen zusammen, die seltener und seltener kamen, jenen Briefen, die sich in der kleinen, grünen Saffianmappe zu versammeln hatten? Sie hatten große Bogen aus starkem weißen Papier, und auf ihnen hatte keine Feder getrippelt und getanzt, auf ihnen war eine Feder auf und nieder gestrichen, sehr ruhig und mit langen, festen Zügen, wie ein sicherer Läufer mit scharfem Stahlschuh auf Eis. — Hing es mit den Besuchen eines gewissen Stiefelpaares — Herrenstiefel — zusammen, das ein paar Tage jeden Nachmittag kam? Es war rotbraun, solide mit breit vorspringenden Sohlen, aber elegant, aber wunderbar gepflegt! Alle Sachen, die es mit sich zog, entsprachen ihm so ganz, daß es sich erübrigt, sie zu beschreiben. Oh, wie stachen sie von jenen Besuchsschuhen ab, die sonst täglich kamen, ich meine von jenem einen Paar Herrenschuhe, die wohl auch eine anständige Form hatten, deren Leder jedoch brüchig, deren Sohlen beschädigt waren. In den Tagen des Besuchs der Rotbraunen blieben die Brüchigen völlig aus, indessen hatten die Rotbraunen ganz ähnliche Beziehungen zu gewissen Sachen im Zimmer wie jene, nur mit umgekehrten Vorzeichen. Es handelte sich beispielsweise um den silbernen Ring mit dem grauen Stein und die Theaterbüchlein. Die letzteren erfreuten sich einer bevorzugten Inanspruchnahme, wenn die Brüchigen da waren; während des Besuches der Rotbraunen aber geschah es, daß sie einmal — allesamt — zu Boden geschleudert wurden, daß es klatschte. Sachen vertragen viel, sie sind ja geduldig. Sie müssen so oft ihre Lage wechseln, es ist dies ihr Schicksal. Dennoch glaube ich nicht, daß es belanglos ist, ob hart oder sanft mit ihnen verfahren wird. Was den Ring betrifft, so wurde er in jenen Tagen mit Gewalt veranlaßt, den Zusammenhang mit den zimmerbewohnenden Halbschuhen aufzugeben, deren beständiger Begleiter er gewesen war. Er kam in eine dunkle Westentasche, die zu den Rotbraunen gehörte. Was weiter mit ihm geschah, können wir hier nicht verfolgen.

Nach jenem Besuch der Rotbraunen begannen die großen ordentlichen Briefe zwar wieder einzutreffen, dafür blieben die brüchigen Schuhe auch fernerhin aus und es zog ein Dutzend kleiner Batisttaschentücher zu, da es sich herausgestellt hatte, daß die bereits vorhandenen gesteigerten Anforderungen nicht genügten.

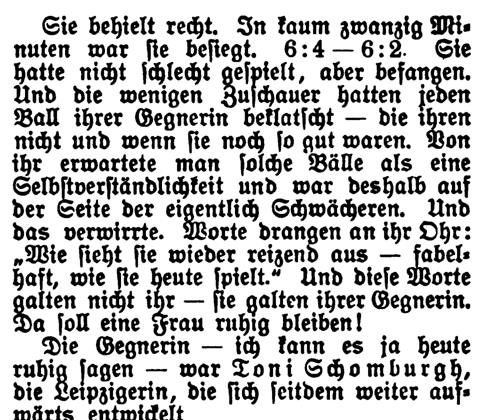
Acht, ja vierzehn Tage lang herrschte nun ein gewisses System unter den Sachen, ein Schein von System. Sie wurden ihrer Bestimmung gemäß beansprucht. Überstunden und Nachtschicht hatten nur die eben erwähnten Taschentücher und merkwürdigerweise der Rosenkranz, der bisher rein dekorative Aufgaben gehabt hatte. Ob er nun seiner ursprünglichen sakralen Berufung wieder zugeführt wurde, oder ob er nur die Vertretung jenes Ringes übernommen hatte — er war nämlich, wie vordem jener, Tag und Nacht entweder in Berührung mit einem der Kleider und von den Schuhen umherbewegt, oder er ruhte im engen Anschluß an eins der Nachthemden zwischen den Bettstücken, wie ja der Ring es ähnlich gehalten hatte — das zu entscheiden ist nicht einfach; die Wahrheit wird wohl in der Mitte liegen. Trotz des während dieser kurzen Periode regelmäßigen Einhaltens der Tageszeiten, trotz der wohltätigen Ordnung, die auf einmal im Zimmer herrschte, lag in der Atmo-

sphäre etwas Unnatürliches. Es war eine Spannung vorhanden, die alle Sachen gleichsam noch einmal vibrierend mit ihrem gemeinsamen Zentrum verband. Diese Spannung ließ nach und entsetzlich schnell begann der völlige Verfall eines winzigen Kosmos.

Denn auf einmal, eines Tages, waren die brüchigen Schuhe wieder da, sie waren stürmend hereingekommen mit den üblichen unfrischen Kleidungsstücken, die sie immer begleiteten, und dann nahmen sie eine sonderbare Position ein, standen ganz auf den Spitzen, zeigten unbedacht ihre jetzt nicht mehr nur beschädigten, ihre durchlöcherten Sohlen, während das zu ihnen gehörige graue Beinkleid vom Knie bis zum Knöchel ebenfalls in heftige Berührung mit dem Fußboden kam, unmittelbar vor den zimmerbewohnenden Halbschuhen. Der übrige Teil der weder soliden, noch eleganten Herrensachen war einer jener grauen Kittelkutten und dem baumelnden Rosenkranz so nah, wie Sachen sich nur kommen können. Und dabei blieb es für diesen Abend, ja, obgleich die Stellung sowohl der Schuhe als der Kleider mehrfach verändert wurde: bei der großen Nähe blieb es, und die Brüchigen verweilten bis tief in die Nacht. In der Folge herrschte unter allen Sachen etwas wie Panikstimmung, Flucht durchs ganze Zimmer von einem Ort zum anderen, Sturm auf den Schreibtisch, Chaos in allen Behältern wie nie zuvor. Einzelheiten sind kaum noch darstellbar. Zu bemerken wäre vielleicht, daß Füllfederhalter und Gummiwanne kaum mehr herangezogen, daß die Betten nie mehr vor Mittag dienstfrei wurden. Daß die niedergetretenen Hausschuhe mit dem Stampfen der Verachtung durch das Zimmer trabten, Besen und Schrubber ihre Arbeit lässig taten, und das Staubtuch vor der Schreibtischplatte völlig streikte, was schließlich zu verstehen war. Was in dieser letzten Zeit neu hinzukam, waren die Briefe, immer wieder die großen, harten, weißen Briefe, aber sie öffneten sich nicht mehr: so, wie sie ankamen, bezogen sie das grüne Saffiantäschchen, und, gewiß, das war nicht gut — dies war das Schlimmste! Schlimmer war es als dies, daß mit jedem Besuch der brüchigen Schuhe Flaschen das Zimmer betraten und daß diese sich öffneten und leerten, — Flaschen aller Gestalt, lange, runde und eckige! Ja, schlimm, sehr schlimm, daß Worte gefangen blieben, Papier um Wort geschlossen blieb, Sache Gewalt behielt über Geist! Sah es so aus, ja, hatte es den Anschein, als würden die Sachen mißhandelt, um Recht und Ordnung gebracht, ans Chaos verraten, an die ungeformte Materie? Aber wie tief, wie grauenvoll wurde die Macht der Sachen da unterschätzt! Regiert und eingeteilt, in Grenzen gehalten und sorglich gepflegt, waren sie dienstbar, gefahrlos. Jetzt verwahrlost, mißhandelt, Masse geworden, quoll es dämonisch durch sie herein in das Reich, dem sie sonst dienten. Ich sage nichts als eins: die Grenzen verwischten sich. Wo hörte Kleidung auf, wo begann Körper? Als eines Tages die zimmerbewohnenden Halbschuhe mit einem der grauen Kleidchen, mit der armen, braven Wäsche, die auch in dieser letzten Zeit nie das gewesen war, was man mit Fug schmutzig hätte nennen können — als so mit ihrem gewohnten Drum und Dran vereinigt die Schuhe das Zimmer in sausender Flucht durchs Fenster verließen und nicht durch die Tür — Tragödie: da nahmen sie etwas Gewichtiges mit, das ihnen gehörte — das, dem sie ursprünglich gedient hatten — über das sie nun triumphierten. Da unten im Hofe lagen dann Kleider und Schuhe und — Etwas — ja, Etwas, das nicht mehr zu brauchen war ...

Es ist nichts mehr zu sagen, nein. Oben im Zimmer standen noch zwei, drei Tage lang die Sachen und feierten ihren öden, blindstarrenden Sieg. In diesen Tagen trippelten einmal die kleinen, roten Kinderschuhe herein, die zuweilen die niedergetretenen Hausschuhe begleitet hatten. Mit ihnen kam etwas, das in dem Zimmer auch nicht fremd war, doch ist es bisher nie erwähnt worden, da es keine Sache war und nicht einmal von Sachen begleitet. Ich erwähne es jetzt im vollen Bewußtsein, ein fremdes Element in meine traurige Erzählung hineinzubringen: es war ein Hund, ein lebendiger Hund in Haut und Haar, schwarzweiß, mit Stummelschwanz und gestutzten Ohren, ein Foxterrier, ein sympathisches Tier ohne Halsband. Er beschnüffelte alles, was im Zimmer umherlag, stieß an die leeren Flaschen in der Ofenecke unterm Spiegel, daß sie zusammenstießen und leise klirrten, und schließlich sprang er mit zwei Sätzen über den Stuhl auf die Fensterbank, wo er sitzen blieb und hinaussah. Die roten Schuhchen, begleitet von einem blauen Samtkittel und verschiedenen winzigen Gegenständen, waren ihm gefolgt und standen am Fenster still. Nun klangen Worte in der Luft, die eine kleine Stimme langsam formte und die wir sehen, wie auf ein Spruchband geschrieben:

„Fall' nicht hinaus, Fox, sonst bist du tot. Und dann gehört dir nichts mehr, was dir gehört, — dann sind das alles nur noch Andenken!" —



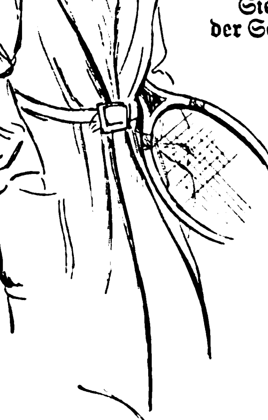
Rund um die deutschen Sportmeister 1926

Von Hans-Caspar von Zobeltitz

Rekorde wurden aufgestellt und schnell wieder gebrochen. Meisterschaften wurden erobert und schnell wieder verloren. Namen waren in aller Mund und wurden schnell wieder vergessen. Nichts war beständig, nur der Wechsel. Wie kommt das?

Es sind eben auch nur Menschen, die um jene Rekorde und Meisterschaften gekämpft haben, Menschen mit allen Stärken und allen Schwächen, Menschen mit Nerven, Menschen, den Zufällen unterworfen wie alle anderen, Menschen voll Stolz und Ehrgeiz, und doch auch gequält vom Lampenfieber und von Schlaflosigkeit, Menschen mit hämmernden Herzen und schlagenden Pulsen. Und auch die liebe Eitelkeit fehlt ihnen nicht.

Ein paar Jährchen ist es her, da ging ich mit einer unserer ganz großen Tennisspielerinnen zwischen den hohen Fangnetzen eines Klubplatzes zu einem Kampfspiel. Sie trug ihre Meisterschaft fast ein Jahrzehnt, und das Spiel, das vor ihr lag, mußte ein leichter Sieg für sie werden, an ihrer und der Gegnerin „Form" gemessen. Es war kein großes Ringen in einem großen Turnier, es war nur ein kleines Wettspiel zwischen zwei Klubs, dem wenige Zuschauer und nur einige Presseleute beiwohnten. Eine Bagatelle also. Und doch: die Meisterin erschien mir auf dem kurzen Wege vom Klubhaus zum Platz seltsam unruhig.



Cilly Außem-Köln

„Nun, gnädige Frau, das wird heute ein schnelles Ende geben," sagte ich.

Sie sah mich von der Seite an, ihr Blick flackerte.

„Sie mögen recht haben — ich werde schnell geschlagen sein."

„Sie geschlagen?"

„Ja — ich! Sie dürfen nicht vergessen: meine Gegnerin hat die Jugend und die Anmut für sich. Da bin ich schwer gehandikapt."

Sie behielt recht. In kaum zwanzig Minuten war sie besiegt. 6:4 — 6:2. Sie hatte nicht schlecht gespielt, aber befangen. Und die wenigen Zuschauer hatten jeden Ball ihrer Gegnerin beklatscht — die ihren nicht und wenn sie noch so gut waren. Von ihr erwartete man solche Bälle als eine Selbstverständlichkeit und war deshalb auf der Seite der eigentlich Schwächeren. Und das verwirrte. Worte drangen an ihr Ohr: „Wie sieht sie wieder reizend aus — fabelhaft, wie sie heute spielt." Und diese Worte galten nicht ihr — sie galten ihrer Gegnerin. Da soll eine Frau ruhig bleiben!

Die Gegnerin — ich kann es ja heute ruhig sagen — war Toni Schomburgh, die Leipzigerin, die sich seitdem weiter aufwärts entwickelt hat, mit Heinrich Schomburgh, ihrem Mann, zu den besten Paaren im Gemischten Doppelspiel zählt. Sie ist immer die Vertreterin der Grazie und Anmut auf den Tennisplätzen gewesen, und Grazie und Anmut zu vertreten, ist nicht ganz leicht, wenn man in Schuhen ohne Absatz einen Kampf durchfechten muß.



„Schöner macht der Sport die Frauen nicht," sagen die Feinde aller weiblichen Sportbetätigung, und sie sagen weiter: „Der Sport macht unweiblich." Aber darin haben sie unrecht. Denn wenn sie die Vorkämpferinnen kennen lernten, dann würden sie bald wissen, daß sie alle echte und rechte Weiblein sind, stolz darauf, daß sie als Frauen diese sportlichen Leistungen vollbringen.

An den Kampf Toni Schomburghs damals mußte ich denken, als in diesem Jahr Fräulein Cilly Außem, die junge Kölnerin, Frau Friedleben, die deutsche Meisterin, beim herbstlichen Turnier auf den Plätzen des Berliner Tennis-Turnier-Klubs (rot-



weiß) schlug. Auch Frau Friedleben war gehandikapt. Die kleine Cilly — schlank, rank und siebzehnjährig — war schnell der erklärte Liebling der Zuschauer geworden. Der Beifall ging mit ihr. Und gerade im Tennis ist das eine gefährliche Sache, dem sich auch der Nervenstärkste nur schwer entziehen kann, denn der Kampf erfordert hier nicht einen Sieg, er fordert viele: jeder Ball will erstritten sein, jeder Ball bedingt neue Überlegung, neue Kraft, frische Nerven. Und dann: was applaudiert die Zuschauermenge? Was ihr gerade paßt. Zehn der besten Bälle läßt sie stumm vorbeigehen, um bei einem Zufall, der nett aussieht, plötzlich die Hände zu rühren.

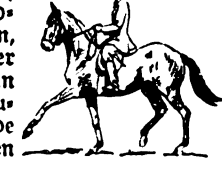
Das Handikap soll Cilly Außem den Sieg nicht schmälern. Denn sie spielte wirklich gut, hervorragend sogar. Sie wird später noch besser spielen, sie hat ja noch soviel Jugendjahre vor sich und gehört zu den Kindern des Glücks. Man munkelt, daß ihr die Mutter ein eignes Auto versprochen hat, für den Fall, daß sie den Sieg erränge, man munkelt aber auch, daß die kleine Cilly 1927 nicht auf den Turnieren erscheinen wird, weil sie erst einmal in der Schweiz oder in England ein Pensionat absolvieren soll. Sie ist ja noch so jung. Sie ist Juniorin und hat zwei Jahre zu warten, ehe sie in die großen Gefechte eintreten kann. Dabei hat sie aber heute schon einen klaren Kopf, sie spielte gegen Frau Friedleben auf „Warten“, sie hütete sich, die starke Gegnerin anzugreifen, sie zermürbte sie mit immer wieder zurückgegebenen Bällen — sie hatte ja die jugendliche Ausdauer auf ihrer Seite.

Es gehört Ruhe und viel Kopf zum Tennisspiel. Nicht körperliche Gewandtheit und





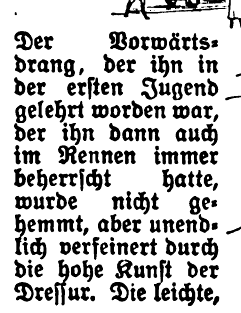
vollendetes technisches Können allein führen hier zu großen Leistungen, die Siege werden zum guten Teil durch Taktik erfochten; die Schwächen des Gegners schnell zu erkennen und zu fassen, ist die Kunst. Lange hat es Deutschland am Messen mit der internationalen Klasse der Tennisgrößen gefehlt, in diesem Jahre traten sie unsern Meistern seit dem Kriege zum erstenmal wieder gegenüber. Ehrlich gesagt: wir erwarteten eine glatte Niederlage — und erfochten Siege. Den größten Anteil an diesem Siege hatte Dr. Heinz Landmann, den sie den Philosophen auf dem Tennisplatz nennen. Er ist ein richtiger Kopfspieler, der jeden Ball mit scharfer Überlegung über das Netz schickt. Dem Hessenland entstammt er, spielt seit seinem dreizehnten Lebensjahre Tennis, von Jahr zu Jahr besser werdend. Er gehört zu den Menschen, die jede Aufgabe, vor die sie gestellt werden, mit besonderem Ernste anfassen. Als gelernter Jurist ist er in einer unserer größten industriellen Unternehmungen angestellt, in seinem Berliner Arbeitszimmer lasten die Akten auf dem Schreibtische schwerer als die silbernen Preise, die er sich auf den Plätzen erstritt. „Gewiß,“ sagte er, „die Kämpfe mit den Amerikanern, mit Vincent Richards und Howard Kinsey waren die schönsten, die ich auszutragen hatte, schon weil der Reiz des Spiels gegen in der ganzen Welt anerkannte Größen da war.“ — „War es auch Ihr schwerster Kampf?“ Er zögerte. „Ich glaube — nein. Aber das ist nicht so einfach klarzustellen, weil man es nicht leicht abmessen kann, da es Mensch gegen Mensch, Stimmung gegen Stimmung geht. Mit Froitzheim war wohl mancher Kampf schwerer.“ Dr. Landmann wehrt sich dagegen, daß die Zeitungen immer schreiben, daß ihn sein Beruf vom Tennis zurückhalte, daß es schade sei, daß man ihn so selten





auf den Turnierplätzen sähe. „Ich würde auch nicht mehr Tennis spielen, wenn ich ungebunden wäre, jedes Spiel ist eine Leistung, die Kraft und Nerven erfordert, volle, letzte Anspannung. Es kommt nicht auf das Wieviel, sondern allein auf das Wie an."

Aber natürlich: Sport und Beruf schlagen sich immer etwas — besonders bei den Männern. Der Sport kostet Zeit — nicht die Wettkämpfe allein sind es, zu denen man reisen muß, bei denen man oft tagelang verharren muß, bis die Reihe wieder an einen kommt; die Vorbereitungen, das Training erfordern fast tägliche Arbeit, geistige und körperliche, denn man muß in Form bleiben. Am glücklichsten ist daher der, bei dem sich Beruf und Sport decken. Bei unserm besten deutschen Turnierreiter, dem Major a. D. Bürkner, ist dies der Fall. Den alten Kavallerieoffizier und Reitlehrer sieht jeder Tag im Sattel. Seine Kunst erfordert Arbeit und wieder Arbeit an sich selbst und an den Pferden, die er zu der unvergleichlichen Höhe der Dressur bringt. Er selbst sagt: „Lust und Liebe zum Pferde, allergrößte Passion zum Reiten von frühester Jugend an, vielleicht auch Anlage und Vererbung dieser Passion seit Generationen haben mir die Reiterei zur zweiten Natur werden lassen." Früh hat er begonnen, mit zwölf Jahren erhielt er den ersten Reitunterricht und ist dann nicht wieder aus dem Sattel gekommen — stets ein Zulernender. Vom Rennreiten kam er dank der Schulung auf dem unvergeßlichen, berühmten Militär-Reitinstitut in Hannover zum Turnierreiten.

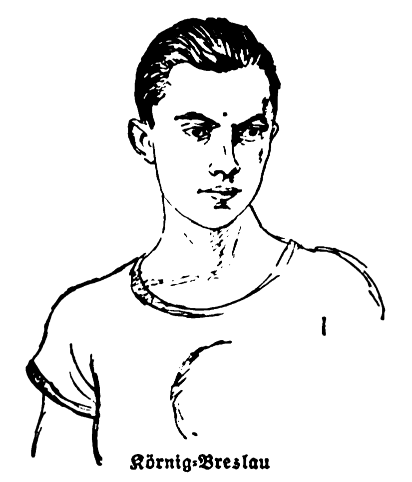


Thea Rascher

Der Vorwärtsdrang, der ihn in der ersten Jugend gelehrt worden war, der ihn dann auch im Rennen immer beherrscht hatte, wurde nicht gehemmt, aber unendlich verfeinert durch die hohe Kunst der Dressur. Die leichte, weiche Hand paarte sich nun mit dem Treiben; so erzielte er jenen gewaltigen Mitteltrab seiner Pferde, der ihm oft den jubelnden Beifall der Zuschauer eintrug. Vor dem Kriege erstritt und erritt er sich nicht weniger als sechs Kaiserpreise; soweit es sich feststellen ließ, errang er in über neunzig Dressurprüfungen den ersten Platz und war mehr als dreißigmal Zweiter, meist auf einem zweiten Pferde hinter dem von ihm gerittenen Sieger. Das Jahreschampionat hat er dreimal in Reiterprüfungen, siebenmal in Dressurprüfungen errungen und stets durch Siege auf den größten Plätzen gegen die stärksten Gegner. Gegen internationale Klasse war er in Stockholm und Malmö erfolgreich. Heute steht er mit Oskar M. Stensbeck, Freiherrn von Langen, Herrn von Platen und dem Prinzen Friedrich Sigismund von Preußen in der vordersten Linie der Vertreter deutscher Reitkunst. Wer Major Bürkner zu Fuß sieht, wird kaum auf den Gedanken kommen, hier einen großen Reiter vor sich zu haben, denn er hat nicht das, was man eine Reiterfigur nennt, das fast Überschlanke, Drahtige. Um den Sportsmann in ihm zu erfühlen, muß man ihm in die markanten, etwas eckigen Züge und in die leuchtenden Augen sehen. Um die Größe seines Könnens und seiner Kunst zu erfassen, muß man ihn, ganz mit seinem Pferde verwachsen, im Sattel sehen, muß beobachten, wie er ohne merkliche Anstrengung dem Pferde seinen Willen aufzwingt und es doch wieder nicht zwingt, sondern an seinen Willen heranführt.



Bei Bürkner kommt wieder das Begreifen, daß Sport eben auch Kunst ist. Das ist, was zu Frau Brockhöft, unserer besten deutschen Eisläuferin, überleitet. Kunstlaufen ist es, was ihr die Siege eingetragen hat. Sie ist vielleicht die erste internationale aller deutschen Sportgrößen, denn auf den Plätzen, wo ihre Kämpfe ausgefochten werden, ist auch stets das Ausland vertreten. Davos ist ihr liebster Platz, St. Moritz, Oslo, Stockholm stehen daneben. Und sie ringt hier um die Weltmeisterschaft. Noch hat sie sie nicht erobert, aber sie wird sie erobern; sie will, das steht in ihr fest. Sie sagt es, und dabei plaudert sie aus, was fast unfaßlich er-

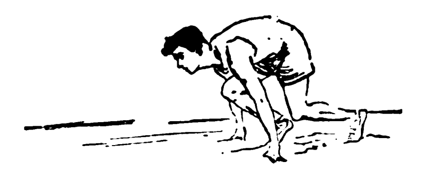


Körnig-Breslau

scheint, sie hatte eine Schwäche: sie friert leicht, sie, die Meisterin auf dem Eise. Und auch beim Eislauf heißt es oft lange warten. Die „Pflicht“ muß absolviert werden mit ihren vielen einzelnen fest vorgeschriebenen Figuren — eine nach der anderen von allen Konkurrenten gelaufen. Auch an der Tücke des Objekts fehlt es nicht: jede Bahn hat ein anderes Eis und auf ihm ist ein anderes Gleiten, da zerschellt manchmal die Kunst an Kleinigkeiten, man muß sein ganzes Herz zusammennehmen, um den Zufall zu besiegen.

Daß Herz und Mut den Frauen im Sport nicht fehlen, hat uns im letzten Jahr Thea Rascher bewiesen. Die Hamburgerin hat sich wie Nelly Boese als Dame dem Flugsport zugewandt und bewiesen, daß sie nicht hinter den Männern zurücksteht. Auch Hanni Köhler betreibt einen völlig männlichen Sport: das Motorradfahren und das Motorradrennen. Bei ihr heißt es in den Berichten stets: „Als einzige Dame am Start und am Ziel . . .“ Jawohl, auch am Ziel, denn gerade bei den Motorradrennen scheiden auf den langen Fahrten stets viele der Konkurrenten aus. Hanni Köhler — wir wollen für sie sagen: „unberufen“ — noch nie. Sie ist das rechte Sportmädel, äußerlich und innerlich: der Körper fast überschlank, fast übertrainiert, der dunkle Bubenkopf wehend, das Auge klar und lachend, mutig und verwegen dreinschauend. „Ich kenne die Gefahren meines Sports,“ sagt sie ruhig, „ein Stein im Weg kann das Genick kosten, aber ich fürchte die Gefahren nicht.“ Und man muß ihr glauben, daß sie die Furcht nicht kennt. Sie schwimmt,

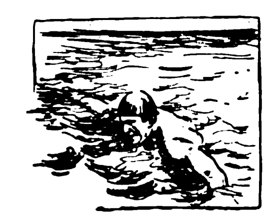
Vierkötter-Köln



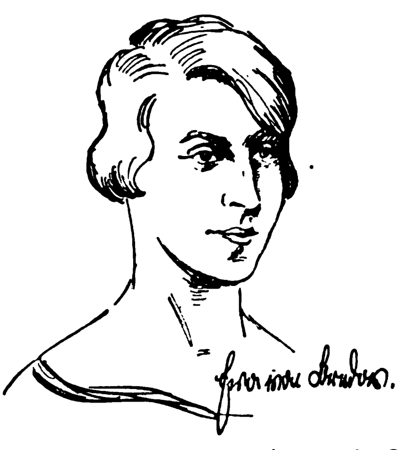
sie läuft, sie spielt Tennis und Hockey, sie hat sogar einmal ein Pferderennen bei einem Wohltätigkeitsfest in Hoppegarten gewonnen, sie ist natürlich Inhaberin des Sportabzeichens, sie kann die Lanze werfen und den Diskus und holt sich ihr Motorrad aus dem Schuppen, wenn sie Besorgungen machen will. „Im Winter werde ich wieder Schlittschuh laufen,“ ist ihre Antwort, als ich sie nach ihrem Wintertraining frage, auch das kann sie — natürlich. „Hanni kann alles“, das ist der Eindruck, den man von ihr hat, und der Eindruck bleibt haften, weil er echt ist. Sport ist ihr Lebensbedürfnis, der Lederanzug und die Kappe sind ihr Kleid, eine Ballrobe würde sie fremd erscheinen lassen. Ihr Ruf als Motorradfahrerin geht schon über Deutschlands Grenzen hinaus.

Nach internationalen Erfolgen strebt ja heute der Sport. Wir Deutschen haben zum großen Teil noch nicht den Sinn dafür. Wir schütteln noch verwundert und halb belustigt den Kopf, wenn wir hören, daß Gertrud Ederle, die Deutschamerikanerin, in Neuyork nach ihrem Kanalsiege wie eine Fürstin empfangen wurde, daß man ihr in offizieller Rede sagte: „Cäsar gelang es, den Rubikon zu überschreiten, unser großer Washington überschritt einst den Delaware, dir aber, Miß Ederle, gelang es, den Kanal zu überwinden.“ Zuviel Worte, zu große Worte. Aber doch: gerade unsere Sportsiege im Auslande haben uns selbst erst unserem eigenen Sport nähergebracht. Wir haben aufhorchen gelernt, als plötzlich die Welt von den Deutschen Peltzer, Körnig, Rademacher, Vierkötter zu sprechen begann.

Körnig, der Kurzstreckenmeister, ist Schlesier. Jung ist er noch, Student. Als Schüler hat er einst in Glogau kleine Siege im Laufen errungen, ein schmächtiger Junge damals, der in seiner Kindheit viel mit Krankheiten gekämpft hatte. Es drängte ihn gar nicht zu großen Siegen, und nur das immer und



immer wiederholte Bitten seiner Kameraden bewog ihn, zu einem offiziellen Sportereignis zu fahren. In Forst in der Lausitz betrat er zum erstenmal die Aschenbahn, und siegte — siegte leicht und in hervorragender Zeit. Sieg und Zeit gaben dann den Anstoß zu weiteren Versuchen, und plötzlich war auch die Passion da. Und nun nahmen ihn die Altmeister der Laufkunst in die Lehre, zeigten dem Begabten die so unentbehrliche Technik, machten den kurzen, so windend schnellen Schritt länger, holten aus dem Körper den Bruchteil der Sekunde mehr heraus, der schließlich den Weltrekord erzielte. Körnig erzählt es voll Dankbarkeit gegen seine Lehrmeister, er fühlt sich noch nicht am Ende seiner Leistung, er weiß, es steckt noch mehr in seinem Körper, noch ein Sekundenbruchteil mehr. Gewiß, er siegte in Paris, aber die Zeit genügte ihm nicht, sie war gut, aber er hatte ein wenig Gegenwind, sie kann noch besser werden. Er trainiert nicht viel, nur die Zeit, die ihm sein Studium freiläßt, schenkt er dem Sport. Wenig und gründlich ist sein Prinzip. Und den Körper in Ordnung halten, nicht über die Stränge schlagen, das wirft um Wochen zurück. „Nur an den Abenden vor den Wettkämpfen bleibe ich länger auf, bis zwölf, wohl auch bis eins. Damit ich dann wirklich müde ins Bett sinke und sofort einschlafe. Sonst grüble ich wach oder im Halbschlaf noch stundenlang, wie ich es am nächsten Tage am besten anfange, und dann bin ich unfrisch. Und die Stimmung vor dem Start? Ich muß mich geärgert haben oder irgendwelchen kindischen Unsinn gemacht, dann geht es gut, nur nicht lasch und gleichgültig darf die Umwelt sein.“ Frischeste Jugend spricht aus ihm.



Dr. Peltzer ist anders. Er, der Langstreckenmeister, der Weltrekordler, der einen Nurmi schlug, ist ruhig und überlegt. Er ist erst verhältnismäßig spät zum Sport gekommen. Auch er war ein schwächliches Kind, war viel krank, seine Eltern haben wohl am letzten geglaubt, daß sein Name einmal als Sieger in Wettläufen durch alle Welt gehen würde. Er schloß sich in Stettin der Jugendwanderbewegung an und kam durch diese zum Laufen. Er entdeckte seine Fähigkeiten und bildete sie systematisch durch. Er hat Nerven, ist leicht erregt, aber er meistert sich und seinen Kampf ganz mit dem Kopf. Der Sport und seine Weltgeltung sind für ihn Lebensziel geworden und Lebensinhalt. Sein Londoner Sieg, sein Weltrekord sind ihm deutsche Siege, sind ihm ein Stück Aufbauarbeit für das Vaterland, das er innigst liebt. Sein persönlicher Ehrgeiz ist immer mit dem Ehrgeiz für Deutschland gepaart.



Erich Rademacher-Magdeburg

In Amerika, dem Lande des Übersports, erfocht der Magdeburger Rademacher unsern Farben den Sieg — auch er ein Weltrekordler in der kurzen Schwimmstrecke. Die Gestalt mächtig und wuchtig, die Arme fast überlang, die Beine schlank und sehnig — eine Figur, die das Ideal einer Schwimmergestalt darstellt. Von Temperament forsch, draufgängerisch, froh. Man sieht den lachenden Augen an, daß sie Freude an den errungenen Erfolgen haben, daß sie aber nach besseren, noch höheren Leistungen streben. Sein Schwimmkamerad Vierkötter, der Kölner, der rheinische Jung', der deutsche Strommeister, der Kanalbezwinger, ist ruhiger. Die breite Brust kennzeichnet ihn, eine schwere Muskellast trägt er. Bei ihm scheint alles



gedämpft und überlegen. Es gibt da eine Parallele: Kurze und lange Strecke im Lauf, kurze und lange Strecke im Schwimmen — der, der in wenigen Atemzügen den Sieg erringt, muß ein anderes Temperament an den Start bringen wie der, dem ein langes Kämpfen bevorsteht. Sport ist eben nicht nur Muskelsache, er ist auch Sache des Herzens, des Geistes und des Kopfes.

Auch unsere Frauen errangen im feindlichen Paris Siege. Acht Damen fuhren an die Seine, unter ihnen Eva von Bredow, die den Rekord im Hochsprung hält. Auch ein Kampf um Millimeter, ein Kampf, der nicht in einem Siege besteht, sondern in einer Folge von Leistungen, der immer höher gestellten Stange folgend. Die letzte Leistung muß aber die beste sein. Da kommt es auf das Durchhalten an. So sagt die jugendliche Eva von Bredow: „Mein Können ist sicher besser, als auf dem Papier steht. Aber was nützt es, wenn der dritte Sprung hoch über die Stange hinausgeht, weit höher als sie im entscheidenden sechsten oder achten Sprung liegt — die letzten Millimeter zählen ja nur." Wie Hanni Köhler ist auch sie in jedem Sport gerecht, schwimmt, läuft, spielt Tennis, ist auf dem Eis zu Hause. Aber der übrige Sport ist ihr nur Training für das letzte: den Hochsprung. Man sieht ihr an, daß sie Springerin ist: ihr schlanker Körper federt im Gang in den Fesseln.

Noch einmal zu Pferd. Auf die Rennbahn. Ein Gebiet, das vor dem Kriege bei uns grundsätzlich von Engländern und Amerikanern siegreich behauptet wurde, hat nach dem Kriege Otto Schmidt sich erobert und gegen den neuen Ansturm ausländischer Invasion gehalten: das Championat auf der Flachen. Es stand so unwiderruflich fest, daß nur die englischen und amerikanischen Jockeis es zur höchsten Meisterschaft bringen könnten, daß diese These unumstürzlich schien. Da kam Otto Schmidt aus einer Berliner Handwerkerfamilie, die nichts mit dem Rennsport zu tun hatte, zufällig als Lehrling nach Hoppegarten und warf die These um. „Minister werden gemacht, Jockeis werden geboren," hat der alte Weinberg einmal zu ihm gesagt. Und er ist solch ein geborener Reiter. Mit einhundertdreiundvierzig Siegen in einer Rennsaison stellte er 1923 einen Rekord auf, der wohl nie wieder gebrochen werden wird. Auch in diesem Jahr überschritt er die Hundert bei weitem und in Summa steuert er seinem tausendsten Siege zu. Als Lehrling noch konnte er 1916 das Derby gewinnen. „Ich dachte, die ganze Bahn gehörte mir," das war sein Gefühl, als er damals vom Pferde stieg. Worin liegt seine Kunst? Einmal im steten Streben nach vorwärts, unbeirrt, dann aber in dem feinen Gefühl für das, was das Pferd unter ihm haben will. Er überlegt nicht vorher: so und so werde ich heute reiten, sondern das Wie ergibt sich während des Rittes instinktiv, er fühlt das richtige Führen des edlen Blutes unter ihm fast unbewußt heraus. Und das macht den feinen, überlegenen Reiter aus ihm. Klein, schlank, das Gesicht fast zart geschnitten, weich im Ausdruck, leicht lächelnd — so ist er. Eine kleine Villa in Hoppegarten nennt er sein eigen — erritten hat er sie sich und freut sich ihres Besitzes, zwei blonde Kinder spielen lachend um ihn herum, ein Junge dabei, dreijährig, den er gern im Spiel auf ein Holzpferdchen setzt: „So, nun reite du auch!"

Otto Schmidt

Die kommende Generation. Ob die Kinder unserer Sportmeister auch Größen des Sports werden? Wer weiß es. Unsere Spoitmeister sind eine neue Generation. Ihre Eltern wußten noch nichts oder sehr wenig vom Sport. Mancher, auf dessen klingenden Namen Vater und Mutter heute stolz sind, hat sich die erste Erlaubnis zur sportlichen Betätigung schwer erkämpfen müssen. Die neue Zeit hob eine neue Macht zu ungeahnter Geltung empor, schlug mit ihr Brücken zwischen den Völkern, baute ihr Seiten in der alles beherrschenden Presse aus, sicherte ihr Einfluß selbst auf Politik und Wirtschaft. Diese neue Macht ist noch im Werden; man darf nicht an ihr vorübergehen, sich ihr verschließen, dieser neuen Macht — dem Sport.



Zeichnungen von W. Wellenstein

Herberge zur halben Hoffnung

Novelle von L. Schwenger-Cords

Wer von der breiten Geschäftsstraße der großen Stadt abbiegt, dort, wo sie sich zu einem kleinen, wenig beleuchteten Platz ausbuchtet, wird auf diesen seitab vom starken Verkehr gelegenen Platz drei Gassen einmünden sehen, alle drei dunkel und trostlos wie Gassen, die aus dem vollen, üppigen Leben in die Öde der Verzweiflung führen. Jedenfalls führen sie in die Armut, denn nicht weit von dem reichen, strahlenden Lebenskern der Stadt ducken sich alte, kümmerlich verfallene Häuserviertel. Die breiteste der drei Gassen weist immerhin noch einige stattliche Häuser auf, sogar solche von guter, alter Art, wie sie in der Stadt, die durch neuzeitlichen schlechten Geschmack verunschönt ist, selten zu finden sind. Dort wo die Gasse sich biegt, einem dunklen, unheimlich anmutenden Ende zu, erhebt sich in breiter Front ein schöner, alter Patrizierhof, dem ein aufmerksames Auge trotz des Verfalls seinen Adel in jeder Linie ansieht. Über dem weiten Torbogen kräuselt sich launisches Rokoko, und in der Mitte darüber dunkelt eine Nische in der Mauer. Aus dem Dunkel der Wölbung springt in heller, weiß gekalkter Verzückung eine Heiligengestalt hervor in faltenreichem, schwungvollem Gewand, das der Pinsel des Malers in sattes italienisches Blau tauchte. Das Haupt, von dem üppige Locken wallen, hat die Heilige andächtig schmerzvollen Blickes erhoben. Zwischen dem Rokokogekräusel und der Heiligennische steht über dem Halbbogen in breiten, schwarzen, nicht allzu gewöhnlichen Buchstaben gemalt: „Herberge zur halben Hoffnung".

Es wird wohl kaum jemanden geben, den diese Aufschrift nicht zum Nachsinnen bewegte. „Zur halben Hoffnung" — Hoffnung ist das Holdeste, Unsterblichste, was wir haben, und auch eine halbe Hoffnung ist immer noch um die Hälfte mehr als das öde Nichts. Und in einer halben Hoffnung zu herbergen, die müden Glieder zur Ruhe auszustrecken, mag immer noch dem Labsal eines schlichten Lagers gleichkommen. Man möchte nun geneigt sein, die halbe Hoffnung auf die Heiligengestalt zu beziehen, aber da verbände sich wohl der Wunsch mit dem Gedanken. Einer kühlen, klaren Abwägung kann nicht verborgen bleiben, daß die Heilige im üppigen Lockenschmuck und fliegenden blauen Mantel für eine halbe Hoffnung zu vollblütig verzückt ist, und sie kann, da sie nun einmal Krönung der Aufschrift ist, höchstens als ideale Vollendung der fehlenden Hoffnungshälfte ihre Bedeutung finden.

Mehr als einen Zögernden wird dieser Gedankenzwiespalt dazu verführen, in den geheimnisvoll dunkelnden Torbogen einzutreten. Seine Decke ist niedrig und drückt ein wenig auf die Stirn, die just noch die frische Luft des Wintertags umspielte. Aber der Druck hebt sich, da die Augen ein in zierlichen Linien spielendes Stuckmuster an der Decke wahrnehmen. Durch den Torgang gelangt man in einen hohen, viereckigen Hof, um den sich die Fenster von vier Stockwerken ziehen, und wiederum erfreuen das Auge feine, vornehme Gesimse. Hinter jenen Fenstern ließe sich's wohnen, doch das alles ist noch nicht die „halbe Hoffnung". Sie tritt uns erst jetzt in schmuckloser Kahlheit entgegen.

Auf der weiß gekalkten Wand des Hinterhauses über einer trübschimmernden Glastür stehen noch einmal die kündenden, schwarzen Schriftzeichen: „Herberge zur halben Hoffnung". Und wir wissen es nun wirklich, daß wir vor ihrem eigentlichen Eingang stehen, und gegen unseren Willen schrumpft die halbe Hoffnung auf ein Bruchteil zusammen. Aber so schlimm ist es nicht. Die Tür führt in einen großen Wirtschaftsraum von sorgloser Ungepflegtheit und menschenfreundlicher Buntheit. Eine Anzahl Tische stehen umher, einige kahl, andere mit verfärbten, geflickten Tüchern bedeckt. In der Mitte des Raumes steht ein ungeheurer, eiserner Ofen, ein formloses Urtier, von dem das lange, schiefe Ofenrohr wie ein Rüssel durch den Raum greift. Die Wände sind zur Hälfte in einem Rot gestrichen, das zu schmutzig ist, um pompejanisch genannt zu werden, und darüber sind sie gekalkt. Aber der Kalk ist an vielen Stellen abgebröckelt, und große, feuchte Flecken grinsen von der Mauer, die den Gedanken an Schwamm und Fäulnis aufkommen lassen. Die schönste, tröstlichste Ecke ist aber dort, wo hinter einer häßlichen, breiten Wirtschaftstheke, auf der unter Glasglocken Brot, Wurst und Käse bereit stehen, sich drei große Fässer, nebeneinander lagernd, aufbauen. Der erstaunte Blick, der diese Fässer umfaßt, läßt die halbe Hoffnung sich blähen und ausdehnen, um so mehr, als vor den Fässern eine Gestalt geschäftig ist, die in ihrem Umfang eine beruhigende Ähnlichkeit mit ihnen aufweist und von einem lustigen, beweglichen Kugel-

kopf gekrönt wird. Kohlschwarz stehen die kurz geschnittenen Haare, funkeln die lebhaften Äuglein in dem runden, vollwangigen Gesicht, dessen Rundheit eine römische Nasenlinie seltsam durchschneidet. Ein schwarzes Bärtchen führt ein anspruchsloses Dasein über den breiten, vollen Lippen, hinter denen, dem starken Gebiß eines Tieres gleich, unverwüstliche Zähne blitzen.

Ulisse Heberle, der Wirt zur halben Hoffnung! Sein Vater war ein Deutscher, der sich, wikinghaft, nach Sizilien verlor, seine Mutter, schwarzhaarig, fast blauschwarz, eine Sizilianerin aus der alten Sarazenenstadt Cefalù. Es ist nicht zu verwundern, daß Ulisse, obwohl er seit Jahren der deutschen Sprache mächtig ist, es verschmäht, seinem Namen den eigenartigen, romanischen Klangreiz zu nehmen. Und so verhaucht das H zugunsten eines voll klingenden Anlautes. Ulisse Eberle! — Ulysses — der Vielgereiste, über die Meere Schweifende, mit allen Schicksalen Vertraute, mit allen göttlichen und menschlichen Listen Gegerbte. Daß ein Mann von der Art des Wirtes zur halben Hoffnung mit allen menschlichen Listen vertraut ist, darf nicht weiter wundernehmen: die Vertrautheit mit den listigen Feinheiten der Götter gewann er aus der himmlischen Gabe des Rebensafts, mit dem er frühzeitig Handel trieb. Die schweren, süßen Weine des Südens waren es, deren Wanderfahrten über die Meere er folgte, um zuletzt — nicht in Ithaka — doch in einem norddeutschen Hafen zu landen. Von hier aus bohrte sich der findige schwäbische Sizilianer weiter ins Innere des Landes vor, bis er in einer der großen Städte der Niederung festen Fuß faßte. Der Bedarf der Bevölkerung an süditalienischen und spanischen Weinen schien ihm unzweifelhaft, und um ihm abzuhelfen, eröffnete er eine Schenke. Dazu pachtete er einen kleinen Wirtschaftsraum im Erdgeschoß jenes alten Patrizierhofes, dessen untere Räume an kleine Ladeninhaber vermietet waren. Neben seiner Schenke betrieb ein galizischer Jude einen Althandel, und Ulisse verschwatzte manche Stunde in dem Kram des alten Ruben, der, gleich ihm, viel von der Welt gesehen hatte und sich seine eigenen Gedanken über Menschen und Dasein machte. Zudem war die Ware des Juden unterhaltsam anzusehen. Was kam dort alles zusammen an schicksalreichem Gerümpel! Ulisse — darin ein echtes kindliches Kind des Südens — liebte es leidenschaftlich, bunte, glitzernde Steine, Ketten, Ringe und alle Art Schmuck, Porzellane und alte Bilder durch seine Finger gleiten zu lassen. Und Ruben, innig befriedigt von solcher Vorliebe, ließ ihn gewähren. Hin und wieder schenkte er ihm auch wohl ein Stück und erhielt als Gegengabe stärkenden, süßen Rebensaft. So entdeckte Ulisse unter dem Reichtum seines Freundes eines Tages eine zierliche Porzellandame, der leider die Beine und eines der feinen Ärmchen fehlten. Aber mit dem anderen schwang sie noch einen Bandstreifen über dem schmalen, frisierten Köpfchen, und auf dem Streifen stand zu lesen: „Espérance“, Hoffnung. Ulisse als Feinschmecker verliebte sich in die rassige, kleine Person, die etwas von einer Kunstreiterin an sich hatte, und er drang in Ruben, sie ihm zu schenken. Der Jude sah keinen Grund, der Bitte nicht zu willfahren. Und so nahm Ulisse die porzellanene Geliebte mit vorsichtigen Fingern und bewahrte sie wie einen Talisman.

Inzwischen hatte sich die Besucherzahl seiner Schenke so gesteigert, daß er sich genötigt sah, nach einem größeren Schankraum Ausschau zu halten.

Da traf es sich, daß der große Raum des Hinterhauses frei wurde. Einige ein Stockwerk höher gelegene Stuben gehörten dazu. Und Ulisse, von vulkanischem Antrieb, wo es galt, eine Erkenntnis in die Tat umzusetzen, sicherte sich diese Gelegenheit und erweiterte seine einfache Schenke zur Herberge. Und auf der Suche nach einem Namen dachte er seines Talismans, seiner verkrüppelten „Espérance“, und nannte — in einem krausen, doch erleuchteten Einfall — seine Herberge zur „halben Hoffnung“.

Diejenigen, die etwa die Heilige draußen über dem Torbogen mit dieser Benennung in Verbindung brachten, ahnten nichts von ihrer zerbrechlichen, feingliedrigen Nebenbuhlerin im geheimen Verwahr des Schankwirts, die so bestimmend in seinen Unternehmungen mitwirkte.

Das hintere Haus des Patrizierhofes stieß an den Kanal, der, vom Fluß abgeleitet, die Stadt durchfloß. Hinter dem Schankraum lag eine schmale, dunkle Küche und vor dieser ein freier, kleiner Hof, der bis an das Wasser reichte. Dort standen Kisten voller Flaschen gestapelt, und vor einer roh gezimmerten Hundehütte lag eine Art Wolfsspitz mit Fledermausohren. Ulisse, den sein Vater schon mit dem Lied des Homer bekannt gemacht, nannte diesen Hund Telemach. Das Tier war ihm einmal zugelaufen und hatte sich nicht mehr von ihm getrennt. Und da Ulisse einsam und kinderlos war — seine Frau starb ihm nach kurzer Ehe —, hängte sich sein Herz an dieses Tier, und er taufte ihn nach dem Sohn seines berühmten Paten. Telemach dankte

ihm diese Anerkennung durch unwandelbare Treue.

Das Wasser des Kanals hatte jenen weichen braunen Glanz, wie er den Gewässern der Ebene eigen ist, die stellenweise durch Moorerde ihren Lauf nehmen. Es war kein unschönes Wasser, jedoch — wie alle städtischen Kanäle — bot es bei grauem Wetter ein Bild schleichenden Trübsinns. Die wenigen Herbergsgäste, die in der „halben Hoffnung“ Unterkunft suchten und fanden, sahen aus den Fenstern ihrer Stuben auf den Kanal hinunter.

Ulisse schenkte eine sizilianische Traube aus und einen schweren, dunkelroten, dickflüssigen Tropfen, der von den Hängen des Vesuvs stammen sollte und jene kindlich-gefühlsselige Benennung „Tränen Christi“ trug. Eine mit der reifen Süße sich mischende, dunkle Herbheit mochte ihm diesen Namen gegeben haben.

*

Es waren einige unter den Kunden Ulisses, die nur um dieses Weines willen seine Schenke aufsuchten, unter ihnen eine Frau, eine unentwegte und aus Veranlagung unglückliche Malerin, die behauptete, daß dieser Wein durchaus nach Lava schmecke. Es blieb dabei unaufgeklärt, ob sie einmal ein Stück Lava auf der Zunge gehabt habe; immerhin war sie in glücklicheren Zeiten an den Hängen des Vesuvs umhergestreift, und ihren offenen, glutvollen Sinnen war in Dingen des Geschmacks zu trauen.

Julia Scholz-Beninga — ihre Voreltern waren Friesen und ihrer ganzen Veranlagung nach vermutlich Seeräuber — Julia Beninga zeichnete und malte die Arbeit, die Kraftauslösung in jeder Form. Der Rhythmus kraftvoller Bewegung vor allem vermochte sie zur künstlerischen Darstellung hinzureißen. Besonders ihre graphischen Schöpfungen hatten ihr einen gewissen Ruf gesichert, ohne daß sie selbst jemals von ihren Leistungen befriedigt gewesen wäre. Sie war an einen sehr tätigen und verständigen Mann verheiratet, litt aber trotz eines großzügigen Einverständnisses unter dem Einerlei der ehelichen Gemeinschaft. Obwohl diese von zwei sich eigenartig entwickelnden Söhnen, die das alte, verjüngte Seeräuberblut nicht verleugneten, belebt war, fühlte sie ihr Künstlertum doch zu stark, um nicht immer wieder den Wunsch zu hegen, sich in sich selbst zu flüchten. Und so gönnte sie sich täglich eine Stunde zur Dämmerung, schloß die Augen und glaubte sich in einer Osteria am Golf von Neapel. Wieder jung, ohne Lebensgrenze, ohne eng vorgezeichnetes Ziel. Und meistens — nach den ersten Schlücken — zog sie Papier und Stift hervor und begann zu skizzieren, oder sie zeichnete ihre kritischen Gedanken über die Ehe auf. Von solchen Blättern hatte sie schon eine ganze Mappe beisammen. Sie begannen mit der Betrachtung: „Die Ehe ist eine Einrichtung für Unmündige.“ Ulisse, der Wirt, stand sich gut mit der Künstlerin. Sie hatte in ihrer Mädchenzeit geläufig Italienisch gesprochen, und sogar mit dem sizilianischen Dialekt Ulissens war sie leicht vertraut, der das offene o wie ein weiches u auf die Farbentafel hintuscht. Signora Julia Beninga — Ulisse sprach ihren Namen mit unnachahmlichem Schmelz aus. Die Malerin hatte sein schwäbisches Sizilianergesicht auf manchem Skizzenblatt festgehalten.

Der älteste und treueste Gast des Wirtes zur „halben Hoffnung“ war ein Mann von seltsam verwüstetem und doch kindlich freiem und edlem Aussehen. Die struppige, ungepflegte Tracht seines strohgrauen Haares ließ keine genaue Bestimmung seines Alters zu. Das immer noch reiche Haar fiel auf der rechten Seite in lockigen Strähnen in die Stirn, das Auge fast beschattend. Dieses Auge war trüb, seines Lichtes beraubt und schien erblindet. Dagegen funkelte das linke, gesunde Auge in feuriger Eindringlichkeit. Der ganze Kopf gewann bei längerem Anschauen. Ja, der beobachtende Blick entdeckte sogar, daß die Züge groß und kühn geschnitten waren, daß sie nur unter einer grollenden Trübung wie unter einem Schleier lebten.

Dieser sonderbare Mann, der die „halbe Hoffnung“ nie anders betrat als in weitem Mantel und schwarzem Schlapphut, war der Doktor Emmerich Hövelmann, Privatgelehrter. In Julia Beningas Skizzenheft geisterten die Linien seines einäugigen Antlitzes auf einer der ersten Seiten, und darunter hatte die Malerin, im engen Zusammenhang mit dem Namen ihres Wirtes, vermerkt: Polyphem. Aber das ging nur auf die Einäugigkeit, denn die Wildheit täuschte, und nur im Geistigen trat ein menschenfresserischer Grimm zutage.

Emmerich Hövelmann war einer jener deutschen Menschen, die wie im Traum über den Boden der Gegenwart wandeln, ihr gegenwärtiges Leben dagegen ganz in einer geliebten Vergangenheit aufgehen lassen. In den Jahren seiner lebhaftesten, empfänglichsten Jugend hatte Hövelmann in London die Bildwerke des Parthenon gesehen und war ihrer göttlich dämonischen Wirkung verfallen. Er beschloß damals mit dem ganzen Feuer der Jugend, Kunstgelehr-

ter zu werden. Da ihm von väterlicher Seite Mittel zur Verfügung standen, machte er ausgedehnte Reisen nach Italien und Griechenland. Und er nannte das erste Buch seiner kritischen und dichterischen Ausführungen „Moira“. Die göttlichen Gestalten der Schicksalsschwestern aus dem Giebel des Parthenon spendeten ihren Segen. Das Buch sprach für ihn, sein Name wurde bekannt. Angefeuert, stürzte er sich in Wesensuntersuchungen der griechischen Bildhauer und verfocht für die Kunstwissenschaft neue Entdeckungen.

Aber die Kreise, die das kleine Sonnensystem seiner Gedankenwelt lichtdurstig in sich aufnahmen, waren nur vereinzelt, und die Zeit, geladen mit Gärungsstoff, neigte neuen, lebendigeren Problemen zu. Hövelmann fühlte es: er ging auf einsamem Bergpfad, auf dem ihm die Gesamtheit nicht folgen mochte.

Da riß den bewußt Einsamen der große Krieg aus seiner luftklaren Höhe in das blutige Chaos. Er wurde eingezogen und kämpfte als Landwehrmann in der Front. Jetzt erst wurde der Geistige Mensch, — aus der erlebten Tragödie heraus begriff er die Größe seiner Griechen erst ganz. Aber er opferte dem Vaterlande sein Bestes, seine Gesundheit. Die Schlacht bei Arras brachte ihm zwar keine körperliche Verwundung, aber eine Nervenzerrüttung, von der er nur langsam genas.

Nach dem Kriege nahm er, behutsam und tastend, sein Werk wieder auf und, nur horchend auf den beglückenden Klang, der leise wieder auflebte, überhörte er das Getöse des Tages und erwachte eines Morgens, vielen Leidensgenossen gleich, ein Verarmter. Langsam nur vermochte er sich aus dem Wirbel dieser Erkenntnis zu retten. Doch dann, klar gesammelt, freilich auch schmerzlich ernüchtert, richtete er seinen Lebensrahmen nach den neuen, verringerten Möglichkeiten. Er bezog zwei einfache Zimmer, die fast erstickt wurden von der Fülle der Bücher, die er ringsum an ihren Wänden aufbaute. Und da bei der allgemeinen Verarmung seine Werke kaum mehr eine Einnahme bildeten, sah er sich genötigt, für Zeitschriften zu schreiben und einen kunstwissenschaftlichen Kursus für fortgeschrittene Schüler einzurichten.

Zu Anfang dieser Umstellung litt er maßlos. Aber allmählich erwachten ihm aus dem Umgang mit den jungen, wißbegierigen Menschen doch kleine Freuden. Angeregt durch den Unterricht, wuchs in ihm der Plan eines Lehrbuches, das in Form freundschaftlicher Unterhaltungen junge Menschen in das Wesen der griechischen Kunst einführen sollte.

Aber trotz dieses kleinen Aufschwungs verfiel Hövelmann noch oft in graue, ödeste Entmutigung. Er hatte Tage, an denen seine geschwächten Nerven völlig versagten.

Durch einen Einkauf bei dem alten Ruben geriet er auf die Spur der Herberge zur halben Hoffnung. Und nun rettete er sich täglich zur Dämmerstunde in die Halle des Ulisses. Schon der Vorname des Wirtes zog ihn unwiderstehlich an. Und als er die „Tränen Christi“ gekostet, umspielte seine gequälte Stirn die heitere, verklärte Bläue südlicher Breiten. Die „halbe Hoffnung“ rettete ihn hinüber in glückliche Vergangenheit.

War es Zufall oder war es Schicksal, daß Julia Beninga eines Abends ihr Skizzenbuch in der „halben Hoffnung“ vergaß? — Ulisse, der Wirt, nahm es in Verwahr. Mit der ihm eigenen Sorgfalt und kindlichen Andacht blätterte er das Heft durch und fand zu seiner spitzbübischen Freude sich selbst und den Kreis seiner Kunden in bunter, vielfältiger Eintracht beisammen. „Polyphem“ aber erregte ihm eine weidliche innere Belustigung. Er nahm das kostbare Büchlein in getreue Hut, widerstand sogar der Versuchung, es dem alten Ruben zu geheimer Ergötzung zu zeigen, konnte es sich aber nicht versagen, Emmerich Hövelmann den Polyphem unauffällig zuzuschieben.

Hövelmann — in einer grauen, unglückseligen Novemberlaune — unbefriedigter und weltübersättigter denn je, starrte wie abwesend auf das geheimnisvolle Blatt. Er war zuerst geneigt, es für den Entwurf eines Wahlplakats zu halten. Als er aber seine eigenen, außergewöhnlich lebhaft erfaßten Züge erkannte, in denen die Einäugigkeit gleichsam als geistvolles Merkmal gegeben war, hellte sich sein Gesicht zu kindlichem Staunen auf. Durch die Nebelschleier des Trübsinns brach eine freudige, fröhliche Sonne. Und als er vollends den Feinsinn der Zeichnung erkannte, löste sich urplötzlich aus ihm mit befreiender Wucht ein wahrhaft homerisches Lachen.

Ulisse war über die Wirkung seines Wagnisses erstaunt, ja, er empfand fast ein leises Unbehagen über die starke Gemütsbewegung. Und gerade, als Hövelmann fragen wollte, wer denn der Zeichner sei, erspähte der Wirt hinter der Glastür den bekannten Schatten Julia Beningas. Hastig nahm er das Blatt, fügte es in das Heft und, Hövelmann zuraunend: „Da kommt sie!“ — trat er der Malerin entgegen, die er mit fröhlicher Verneigung begrüßte, während er ihr das verlorene Heft in die Hände legte.



Durchbrechende Sauen. Gemälde von Alfred Weczerzick

Julia Beninga dankte kurz und freudig und schritt zu ihrem gewohnten Platz.

Als der Wirt ihr den süßen Lavatropfen brachte, fragte sie mit leisem Spott: „Nun, haben Sie hineingesehen, Ulisse?“

Er legte beteuernd seine beiden kleinen, fleischigen Hände auf die Brust und zog ein biederes Gesicht. „Nur ganz flüchtig, Signora!“ Sie drohte ihm mit dem Finger: „Amico, amico!“

„Ich habe ein Herz für die Kunst, Signora Beninga,“ beteuerte er, und sie glaubte es ihm.

Aber das Ungeheuerliche begab sich noch an diesem Abend: nach dem zweiten Glase erhob sich Dr. Emmerich Hövelmann und ging auf die Malerin zu.

Er machte eine ganz linkische Verbeugung, die aussah, als sei er jeder Höflichkeit abhold. Dazu murmelte er verwischt, doch so, daß ihr scharfes Ohr es noch hören konnte: „Polyphem.“

Julia Beninga blickte überrascht auf. Lachen wetterleuchtete über ihre freien, gesunden Züge. „Bitte!“ sagte sie, mit entschlossener Handbewegung auf einen Stuhl neben sich weisend. Dabei zuckten ihre Brauen zu dem Wirt hinüber: Ulisse — der Schlingel!

Hövelmann wußte selbst nicht recht, wie er den Mut fand, sich zu setzen. Aber da saß er nun und schaute mit seinem gesunden, schönen Auge die Malerin offen an.

„Das haben Sie ausgezeichnet gemacht!“ polterten die Worte über seine Lippen.

„Finden Sie?“ lachte Julia Beninga und schlug vergleichend die Skizze auf. Und dann setzte sie hinzu: „Das freut mich.“ —

Es gibt Menschen, die sich mitten in einsamer Wüste treffen, die sich, wenn sie sich aus weiter Entfernung erspähen, wie Feinde vorkommen mögen, und in denen doch beim ersten wahrhaften Anblick ein Erkennen flammengleich emporschlägt, das von der Gewalt einer Weltschöpfung getragen wird.

Bebend und von dieser Erkenntnis durchdrungen, fühlten die Künstlerin und der einsame, kindliche Schwärmer Worte über ihre Lippen fließen, die, gleichsam lange vorbereitet, im Kerne ihres Wesens schlummerten. Monatelang hatten sie sich jeden Abend gesehen, ohne sich wirklich zu sehen. Bis das bildhafte Erfassen des Einsamen durch Julias Gestaltung den Funken zündete.

Ulisse sah zwischen seinen Fässern hervor mit der ganzen, von der Weisheit der Götter genährten List des Weltumsegelers die Wirkung dessen, was er angerichtet. „Santissima!“ murmelte er mit weinfeuchten Lippen. Das hatte er nicht erwartet.

Und er streichelte die hölzerne Rundung des großen Fasses, in dem die süß-herbe Fülle der Tränen Christi schwamm.

★

Um die Mitte des Januar zog in die Herberge zur halben Hoffnung ein stiller, sonderlicher Gast. Er war ein Mensch von etwa zweiunddreißig Jahren, dessen flächiges, von Leidenschaften durchzucktes Gesicht gefährlich verbittert aussah. Er kam, den Schlapphut in der Stirn, mit einem schmalen Koffer aus Segeltuch und verlangte ein Zimmer. Ulisse, der dem Gast trotz seiner abgerissenen Kleidung ein heimliches Herrentum ansah, gab ihm den besten Raum, den er zur Verfügung hatte, will sagen, denjenigen, in den am meisten Licht und Sonne fiel. Denn die Einrichtung war in allen Stuben ohne besonderen Aufwand und unterschied sich nur durch ein buntes Bild oder einen mit freudigem Glanz gerahmten Spiegel, mit dem Ulisses farbenfroher Sinn das Düster zu beleben trachtete.

Der neue Mieter nahm das Zimmer, ohne sich lang darin umzusehen. Er rückte nur sofort eifrig den kleinen Tisch, der in der Mitte stand, an das Fenster und setzte sich daran, wie um das Licht auszuproben. Dann stand er befriedigt wieder auf und begann, seinen Koffer auszupacken. Ein paar abgegriffene Bücher und ein Stoß beschriebener und unbeschriebener Blätter kamen zum Vorschein. Ulisse spähte, ob wohl auch noch andere Werte auf dem Grund des bescheidenen Gepäckstücks verborgen wären, konnte aber außer wenigen Kleidungs- und Wäschestücken keine Reichtümer entdecken.

Er reichte dem Gast den Schreibblock hin, damit er seinen Namen eintrage.

Flüchtig und mürrischen Gesichts kritzelte der Ankömmling einige Züge, aus denen Ulisses findiger Blick „Anselm Brandt“ entzifferte.

Einen kurzen Augenblick stutzte er nachdenklich. Ihm war, als habe er den Namen irgendwann schon einmal gehört oder gelesen. War da nicht ein Zeitungsbericht — irgend etwas Aufregendes, ganz Ungewöhnliches? Er entsann sich nicht genau. Doch der forschende Blick seiner liebenswürdigen Äuglein flog noch einmal rasch über das wetterverhangene Gesicht des Fremden. Man konnte diesen Zügen eine Gewalttat aus Verzweiflung zutrauen, aber kein gemeines Verbrechen. Ach nein, kein Verbrechen! Es war sogar ein versteckter, gütiger Zug in diesem Gesicht, der sich unter äußerer Rauheit verbarg. Und Ulisse dienerte höflich vor seinem Gast und empfahl ihm die Köstlichkeiten seiner Küche, nicht ohne die innere Ge-

wißheit, daß dieser Mann schon manchen Abend hungrig zu Bett gegangen war.

Im Hausgang sprang ihm der Hund, freudig wedelnd, entgegen.

„Telemach," sagte Ulisse, dem Hund das Nackenfell krauend, „Telemach, horch: Anselm Brandt! Kannst du mich nicht auf die Spur bringen?"

Aber Telemach bellte und wedelte. Er war noch zu jung, um zu grübeln.

Für Ulisse wäre es nun ein leichtes gewesen, bei seinen übrigen Gästen Umfrage zu halten, was für Bewandtnis es mit Anselm Brandt habe, aber solche Offenheit vermied er peinlich. Sein Gast, wer es auch sein mochte, war ihm heilig, solange er sich nicht als gänzlich zahlungsunfähig oder für die menschliche Gesellschaft schädlich erwiesen hatte. Da aber die Erinnerung an einen Zeitungsbericht nicht aus seinen Gedanken wegzuwischen war, beschloß er zunächst einmal, einen Stoß alter Zeitungen durchzublättern, die er mit genauester Sorgfalt aufzubewahren pflegte. Denn in Dingen der Ordnung war er Pedant, gleich als ob seine bewegliche Einbildungskraft einer gut verankerten Stütze bedurft hätte.

Zu Mittag kam Herr Brandt hinunter und aß seine Suppe mit Nudeln, die Ulisse in der Sprache seines Landes als „minestra" anzupreisen pflegte. Der Gast aß mit gutem Hunger und ließ keinen Rest im Teller, jedoch dankte er für weitere Leckerbissen und vermied auch den Wein. Große Summen waren nicht mit ihm umzusetzen, das sah Ulisse voraus. Dennoch empfand er für diesen Fremden, der unter seinem Dach Wohnung genommen, eine ihm selbst unerklärliche Zärtlichkeit, deren Grund vielleicht in der völligen Verschiedenheit ihrer beiden Naturen zu suchen war. Denn gegen den rundlichen Wirt zur halben Hoffnung, der jeden Augenblick bereit war, das Leben von der leichten, freudigen Seite zu nehmen, wirkte Brandt wie ein von schlangenumzüngelten Furien Verfolgter.

Als sein Gast den Mantel umgeworfen und mit kurzem Gruß die Schenke verlassen hatte, blieb Ulisse einen Augenblick regungslos stehen. Er legte den Kopf auf die Seite und dachte nach. Für einen Wirt gehörte es sich nun einmal, sich über seine Gäste im klaren zu sein. Und er nahm eilends den Schritt in das obere Stockwerk.

Die Tür zu Brandts Zimmer war nicht abgeschlossen. Ulisse trat ein.

Auf dem Tisch am Fenster lag eine abgescheuerte Ledermappe, dicht voll gepackt mit beschriebenen Papieren. Auf einer Tischecke türmten sich Bücher.

Ulisse las die Titel. Ein Band Strindberg, die Dramen des Euripides, Byrons Don Juan in Englisch und — der Sizilianer verneigte sich fast — Dante: Divina Commedia. Er schlug das Buch auf — in der Ursprache, Altitalienisch. Beinahe hätte Ulisse sich bekreuzt. Anselm Brandt stieg vor seinem Geist zu beachtenswerter Höhe.

In einer Ecke standen zwei Paar abgetretene Stiefel und ein derber Knotenstock. Über dem Bett hing hinter dem Bilde des pfeilgespickten heiligen Sebastian, dem Ulisse dort einen Ehrenplatz verliehen, eine Reitpeitsche, deren Ende völlig zerfranst war. Ein heftiger und etwas gewalttätiger Herr schien Anselm Brandt, wie sein Gesicht es schon verhieß. Aber trotz des Knotenstocks und der Reitpeitsche, der drohenden Strafwerkzeuge, wagte Ulisse, behutsam den Kleiderschrank zu öffnen. Traurig vereinsamt hingen zwei Anzüge, die nicht ohne Schicksale waren, und auf dem Querbrett lag ein Bündel zerknitterter Wäsche. Schon wollte Ulisse, um jede Überraschung geprellt, den Schrank wieder schließen, als er auf seiner inneren Tür, mit Reißnägeln angeheftet, zwei Zeitungsausschnitte sah. Es mochte ein Fahrplan oder Posttarif sein. Als er aber näher zuschaute, ging ein jähes, gespanntes Staunen in dem freundlichen Schelmengesicht auf. Da las er, fein säuberlich ausgeschnitten und angeheftet, das, was er suchte. Unter den Vermischten Nachrichten stand: „Der Schauspieler und Dramatiker Anselm Brandt drang in die Wohnung des Kritikers Emanuel Scheele vom ‚Tageblatt' ein und mißhandelte diesen, von dem er sich durch eine schlechte Kritik beleidigt glaubte, mit einer Reitpeitsche derart, daß Scheele das Bett hüten muß."

Die letzten Worte waren freudig rot unterstrichen. Und auf dem zweiten Ausschnitt stand aus dem „Gerichtssaal": „In dem Prozeß des Kritikers Emanuel Scheele gegen den Schauspieler und Dramatiker Anselm Brandt wurde dieser wegen Hausfriedensbruch und beleidigender Körperverletzung zu sechs Wochen Gefängnis verurteilt."

Auch hier war der letzte Teil des Satzes rot unterstrichen. Langsam und nachdenklich schloß Ulisse den Schrank. Er ließ sich auf den einzigen Stuhl im Zimmer fallen. Also darum hauste solche Verwüstung in den Zügen seines Gastes! Er hatte Gefängnisluft geatmet. Warum? — Weil er einem albernen Federfuchser, der ihm seine Kunst verunglimpfen wollte, ein wenig das Fell gegerbt!

Ulisses Zärtlichkeitsempfinden für Brandt strömte nur um so wärmer, und er hätte

Herrn Emanuel Scheele noch einmal eigenhändig züchtigen mögen.

Der brave Sizilianer hatte gleich vielen seiner Landsleute eine natürliche Ehrfurcht vor allem, was Kunst hieß und Kunst zu schaffen fähig war. Und er beschloß, über das unglückselige Geschick des Dramatikers Schweigen zu bewahren, um so mehr, als es nicht zu vermeiden war, daß seine Gegenwart bald genug die Neugierde seiner anderen Gäste erregen würde.

Aber der erste Abend verlief, ohne daß sich eine Seele um Anselm Brandt kümmerte. Der Dichter saß einsam in einer Ecke der Schenke, hastig essend und unablässig lesend. Am anderen Ende des langen Tisches würfelten einige Arbeiter.

Ulisse näherte sich seinem stillen Gast. Vorsichtig zwischen den Fingern hielt er ein kleines Glas, gefüllt mit dem dunkelroten, vulkanischen Tropfen. „Versuchen Sie!“ ermunterte er Brandt, „versuchen Sie!“ Und er setzte den heilig-wehmütigen Namen des Weines hinzu.

Brandt lächelte. Die kindliche, herzliche Güte des Wirtes rührte ihn. Er dankte und setzte das Glas an die Lippen. Und er fühlte, wie der Wein beglückend sein Blut belebte. Ulisse hatte gewonnen. Der Gast forderte mehr. Brandt, von seinem Buch gefesselt, schenkte seiner Umgebung keine Achtung. Sonst hätte er kaum Julia Beningas breitzügiges, leuchtendes Frauengesicht übersehen, das neben Emmerich Hövelmanns wilder Silhouette auftauchte. Der Gelehrte hatte sein Buch „Moira“ mitgebracht, und die Malerin blätterte darin. Das Heft, in dem sie die Ehe sezierte, ruhte, doch hin und wieder fuhr ihr Zeichenstift über ein Blatt, sei es, daß sie die Linien der Wiedergaben im Buche nachzeichnete oder Eindrücke um sich her festhielt. Schon hatten ihre lebhaften Augen den starken „Ich“-Ausdruck im Gesicht des Dichters gestreift, aber Brandt beugte sich im Lesen zu tief.

Hövelmanns einäugiger Blick ruhte mit wahrer Andacht auf der Frau neben ihm. Er hatte ein einziges Mal in seinem Leben geliebt, ein griechisches Mädchen, Charis. Und er fiel der Wut ihrer Brüder zum Opfer. Seine Liebe kostete ihn das Licht eines Auges. Nun, da ihm diese fremde Frau in ihrer starken, göttinnengleichen Gesundheit, in ihrer blutdurchpulsten Geistigkeit aufging, glaubte er blind zu werden vor beseligtem Staunen. Die Flamme ergriff ihn wie ausgedörrtes Stroh. Er entbrannte, zuckte auf und verging.

„Wenn ich Sie meinen Schülern vorführen könnte, würden sie besser begreifen, was eine Göttin ist!“ Er sagte es so rauh, als beabsichtigte er eine Grobheit. Die Malerin lachte. „Ihr armen Schüler!“ spottete sie. Und dann erkundigte sie sich nach dem Unterricht, den er erteilte.

„Da müssen meine Jungen mitmachen!“ sprühte sie auf. „Ich schicke sie Ihnen. Rudolf und Werner, Raufbolde, Seeräuber, und doch wieder seelenzart und empfindlich wie Mädchen.“

Er starrte sie an, als habe er sich übersonnen. „Sie sind —“ stammelte er.

„Verheiratet, freilich! Ich sehe gar nicht so aus. Mein einziger Trost!“ Sie lachte übermütig. „Ich habe den besten Mann der Welt und wäre doch fähig, als Wanderprediger von Pol zu Pol zu ziehen, um die Ehe zu bekämpfen. Die Ehe ist etwas Entsetzliches, lieber Freund! Sie machen sich keinen Begriff. Die Ehe ist mörderisch, im höchsten Grade unsittlich. Eine Erfindung von Maklern und Irrenärzten!“ Sie trommelte mit den großen, gut geformten Fingern auf den Tisch und blitzte ihn wütend an. „Aber so sagen Sie doch etwas!“ unterbrach sie sein starres Schweigen.

„Sie sind unglücklich?“ entfuhr es ihm.

Sie lachte gesund auf.

„Unglücklich? — Pah! Wir sind alle unglücklich. Es ist geradezu unser Glück, unglücklich zu sein! — Lieber Freund, möchten Sie sich von dieser Mehlsuppe nähren, die gemeinhin Glück genannt wird? — Die Erlebnisse, die uns unglücklich machen, sind wahre Speckwürfel in der Daseinsspeise.“

Und sie nahm einen heftigen Schluck der Tränen Christi, als ob sie die Speckwürfel hinunterspülen wolle.

Hövelmann wurde um so hilfloser, je mehr sie ihr eigen bewußtes Wesen entwickelte. Er starrte sie an wie eine Erscheinung. Und er rettete seine Ergriffenheit wieder hinüber in seine eigene Gedankenwelt.

„Sie — Sie haben —“ stotterte er, „das gleiche wissende Lächeln wie jene archaische Göttin. Ich glaube, sie steht in Berlin. Warten Sie —“ Und er begann hastig in dem Buch zu blättern.

Aber ehe er noch seine Göttin fand, lenkte ein eintretendes Paar Julias immer sprungbereite Aufmerksamkeit ab.

Ein etwa sechzigjähriger, großer, breitschultriger Mann, der Schultern und Nacken eines Stiers hatte und wie ein früh vom Schlage Getroffener vornüber geneigt ging, wurde von einem jungen Mädchen, das kaum die Zwanzig erreicht haben mochte, geführt. Man sah, daß das Paar Vater und Tochter war.

Und doch waren die Züge des Mädchens

eine fast unirdische Wiederholunng derjenigen des Vaters, die irdische Unzulänglichkeit mit trauriger Zerstörung gestempelt hatte.

Ulisse sah diese Gäste nicht zum erstenmal in seiner Schenke. Er eilte herzu, begrüßte den Alten, der seine blaue Kapitänsmütze abnahm, mit Händeschütteln und verneigte sich fast ehrerbietig vor dem Mädchen. Sie hatte ein Lächeln, das halb das eines Kindes, halb das einer Mutter war, und zwang jeden Blick in den Bann ihrer Anmut.

Sie half dem Alten, der augenscheinlich gelähmt war, sich setzen und ließ sich scheu und sittsam neben ihm nieder.

Ulisse brachte mit strahlendem Lächeln seinen feurigen Tropfen und setzte sich dem Paar gegenüber.

Kapitän Lukas Bents war ein Anwohner der dunklen Gasse. Ulisse kannte ihn und Modesta, seine liebliche Tochter, schon lange. Ja, als der Alte einmal an einer schweren Lungenentzündung krank lag, zählte Ulisse Heberle zu seinen treuen Besuchern. Dem blumenhaften, stillen Mädchen gegenüber empfand er eine Scheu und zugleich ein grenzenloses, überströmendes Vertrauen, wie es der Südländer vor seinen schönen Madonnen empfinden mag. Er sah sie schalten und sich bewegen wie einen unwirklichen Traum und sah ihr so lange zu, bis jeder ihrer Züge in sein Herz übergegangen war. Der gute Ulisse wurde sich dessen erst spät bewußt, ja, so ganz im Bewußtsein ging ihm die selige Gebundenheit überhaupt nicht auf. Fortan liebkoste er jedoch neben der porzellanenen halben Hoffnung ein traumhaftes Madonnenbild.

Kapitän Lukas Bents war eine glücklose Natur, und es bedurfte der ganzen innigen Unerschütterlichkeit seiner Tochter, ihn zu ertragen und ihm den Rest seiner Tage erträglich zu machen.

Zeitlebens hatte Lukas Bents das Unglück verfolgt. Zwei Schiffe und damit sein ganzes Vermögen verlor er im Skagerrak. Dann machte er als Angestellter einer Gesellschaft langweilige Pendelfahrten in der Ostsee, und als es seiner Seemannssehnsucht endlich gelang, eine Fahrt nach Südafrika zu erhalten, überfiel ein Orkan das Schiff in der Biscaya und warf es schwer beschädigt an die spanische Küste. Dieses Unheil raubte ihm die Ruhe seines Gemüts. Er kehrte an die Ostseeküste zurück, begrub seine Sehnsucht und leistete Frondienste, um sich und die Seinen durchzubringen. Doch was ihm die Wirklichkeit vorenthalten, gestaltete sich als Erlebnis in seiner krankhaft schweifenden Phantasie. Zuzeiten kam ein Rausch des Erzählens über ihn, und er berichtete von seinen Fahrten in tropischen Breiten, von seinen Abenteuern auf nie befahrenen Meeren und weltverlorenen Inseln. Diejenigen, die ihm zuhörten, belustigte die bunte, feurige Art seiner Schilderungen. Dennoch nannten sie — was freilich kaum zu beanstanden war — seine Träume Lügengeschichten.

Doch Modesta, die Tochter, ging mütterlich liebevoll auf seine Ausschweifungen, die sie Gedankenfieber nannte, ein. Ja, sie brachte ihn sogar durch kluge, geschickte Fragen aus der dichtesten Traumwirrnis einer möglichen Wahrheit näher. Während der Kapitän das brach liegende Gemüt mit den Tränen Christi tränkte, und auch Modesta zu Ulisses Freude an ihrem Gläschen nippte, hatte Julia Beninga in raschen Zügen den abenteuerlichen Kopf des Kapitäns festgehalten und begann, die zarten Züge der Tochter ihm gegenüber zu setzen.

Hövelmann, unzufrieden mit der Ablenkung, blätterte verlorenen Blicks in seinem Buch, bis die Malerin das Skizzenheft zusammenschlug, den letzten Schluck aus dem Glas nahm und aufstand. Da hüllte auch er sich in den Wettermantel und begleitete sie.

Am wenigsten berührte das, was sich im Schankraum abspielte, den lesenden Dichter. Er sog den schweren, süßen Tropfen in sich hinein, und als der Abschnitt, der ihn fesselte, zu Ende und das Glas geleert war, winkte er dem Wirt. Ulisse näherte sich ihm eilfertig und sah zu seinem Staunen, daß der Gast zu zahlen wünschte. Solch pünktliche Erledigung war für einen Schauspieler und Dichter sehr ungewöhnlich. Von liebenswürdigen Versicherungen und Gutenachtwünschen Ulisses begleitet, suchte er seine Schlafstube auf.

Er trat an das geöffnete Fenster. Es war eine laue Januarnacht, durch die schon eine Ahnung des Vorfrühlings bebte. Der halbe Mond stand hinter leichten, ruhigen Wolken und warf sein Licht auf das spiegelnd dahingleitende Wasser des Kanals. Jenseits des Wassers stand eine hohe, dunkle Häuserreihe.

Anselm Brandt lehnte sich hinaus und atmete in tiefen Zügen die wohltuende Luft ein. Dann warf er seinen Mantel um die Schultern, entzündete eine Kerze, setzte sich bei geöffnetem Fenster an den Tisch und schlug einen Band des Euripides auf. Phädras Liebesklage! — Er las die Worte unsterblichen Liebesverlangens. Er las von der Keuschheit des Hippolyt, der sich in den Schutz der jungfräulichen Göttin flüchtet.

Sinnend legte er das Buch hin und stand auf. Er entnahm seinem Koffer einen Brief. Und er las — er wußte nicht, wie oft:

„Hören Sie mich, Brandt. Hören Sie mich und verzeihen Sie mir. Ich habe gegen Sie, gegen mich selbst, gegen unser besseres Sein gewütet. Verzeihen Sie, teilen Sie mir mit, wo ich Sie sprechen kann. Ich muß Sie wiedersehen, Brandt, — und sei es als Büßende. Leonore."

Brandts Augen bohrten sich in die Zeilen des Briefs, suchten jede Linie der Schriftzüge zu enträtseln. Seine schmalen, entschlossenen Lippen preßten sich scharf aufeinander. Dann näherte er sich wieder dem Tisch. Seine Hand liebkoste den Euripides. Und mit jäher, fast haßerfüllter Bewegung zerknitterte er den Brief und hielt die dünne Papierkugel in die Kerzenflamme. Sie lohte auf und zerfiel, glutzerfressen, in Asche.

Der Dichter entkleidete sich und warf sich auf das Bett, über dem der pfeilzermarterte, schöne Sebastian des Sodoma in der halben Helle des Mondes geisterte. Und tief und ruhig schlummerte Anselm Brandt die erste Nacht unter dem Dach der halben Hoffnung.

*

Friedrich Scholz, der Gatte der Malerin, war eine gemäßigte Herrennatur. Aus einer alten Familie begüterter, einflußreicher Kaufleute stammend, wurde auch er ein Kaufherr von Ansehen. Er trat überhaupt in die Fußstapfen seiner Vorfahren, nur in der Wahl seiner Ehefrau tat er einen eigenwilligen Griff, den die Familie nie verstand und nie verzieh.

Julia Beninga studierte an der Kunstakademie seiner Heimatstadt.

Ihre herbe, gesunde Anmut, ihr ausgesprochener Wille, ihr feuriges, von Hingabe durchdrungenes Talent fesselten ihn mit einer Gewalt, die die Wahrheit selbst zu verkörpern schien. Er warb mit unerschütterlicher Treue und Zähigkeit und überwand endlich siegreich einen zweijährigen, spröden Widerstand. Es bedurfte einer wahren, kunstvollen Zähmung, die Eigenwillige zum gemeinsamen Ehewollen zu bringen, und es gab trotz liebender Gemeinsamkeit immer wieder trostlose und verzweifelte Abkehr.

Als der erste Sohn geboren wurde, war das Glück der Eltern vollkommen. Doch schon als der kleine Rudolf ein Jahr alt war, begann in Julia die Künstlerin heftiger zu erwachen und verlangte, zum mindesten so deutlich wie die Mutter gehört zu werden. Doch die Geburt des zweiten Kindes warf die Aufbegehrende wieder in die Fesselung der Natur zurück. Als aber dieses Kind der dringendsten Mutterpflege entwachsen war, vollzog sich in der reifenden Frau die vulkanische Umwälzung. Sie ergriff eines Tages regelrecht die Flucht. Doch nun trat — zu seinem und ihrem Glück — Friedrich Scholz zum erstenmal aus seiner ruhigen Mäßigung heraus. Er fand sie und brachte sie unverzüglich wieder an den häuslichen Herd zurück. Wie ihm das gelang, darüber flocht der Stadtklatsch seine verschiedensten, kraus geschüttelten Meinungen — immerhin, es gelang. Julia Beninga blieb, wenn auch keine einfache, so doch allem Anschein nach eine gehorsame Ehefrau, während ihr Gebieter darauf bedacht war, ihrer künstlerischen Entwicklung die nötige Muße zu verschaffen. Und sie errang in wenigen Jahren eine eigene Kraft des Ausdrucks, die ihr den Weg bereitete.

Die schwere Krise der Dreißigerin brach freilich vollends mit der Heftigkeit eines Vulkans aus und drohte, die Ehe von Grund auf zu erschüttern. Es versteht sich, daß eine in ihren Instinkten gleich gelagerte, überlegene Künstlernatur die Ursache war. Ein Bildhauer von Ruf, dem es keineswegs so tief um das Ganze ging wie der hingerissenen Frau. Julia war ein zu anständiger Kamerad, eine zu sittenreine Mutter, um ihren Mann belügen zu können. Sie schlug eine ehrliche Scheidung vor, obwohl sie wußte, daß es Mord an seiner Seele war. Aber da regte sich in Scholz wieder die alte Condottierenatur, die seine Vorfahren über die Meere schweifen und ihr Handelsreich begründen ließ. Sein Wille panzerte sich zur eisernen Faust. Er schüttelte alle Mäßigung, gleich einer falschen Hülle, von sich ab und machte sein nacktes Besitzerrecht geltend. Monatelang stand der Tod zwischen ihnen. Sie wußte, daß eine tatsächliche Untreue sie — und nicht nur sie — das Leben kosten würde. Manchmal — in den Augenblicken seligsten Wahnsinns — dachte sie daran, sich selbst zu töten. Aber sei es, daß sie plötzlich die Stimmen ihrer Söhne hörte, daß sie das zuckende Herz ihres Mannes pochen fühlte — die zerstörende Tat blieb ungetan. Julia entschloß sich zu leben, und der Strom der Leidenschaften ergoß sich rauschend in ihre Kunst. Ihr Mann und sie waren nun nicht weniger ehrlich verbunden, als zwei Freunde es sind, die einander zu Lebensrettern wurden. Und sie hatten jeder für sich und den anderen den gesunden Spott rücksichtsloser Selbsterkenntnis. Dabei wußte Friedrich Scholz ganz genau: mochte seine kluge Frau noch so scharfe Feststellungen über die Ehe im allgemeinen machen, in der Ehe im besonderen war sie trotz aller Auflehnung von waffenumstarrter Treue.

Rudolf und Werner, die Seeräuber, gehorchten willig der Zähmung durch Hövelmanns Unterricht. Emmerich Hövelmann

sah und liebte in ihnen die Mutter, ja, er machte in seinem überschwenglichen Herzen junge Götterknaben aus ihnen, die zu lehren und leiten er ehrfürchtig beseligt war. Aber wie vermochte auch dieser Lehrer zu lehren! Er beschwor ein pochendes, vielfarbiges Lebensbild vergangener Zeit herauf und las mit den Knaben Homer und Pindar, so daß sie die griechische Seele blutvoll in sich schlagen fühlten, ehe sie den Tempel der Kunst betraten. Bald waren die Seeräuber auf Kreta, in Mykene, in den Tempeln der Akropolis besser zu Hause als in den Schlupfwinkeln ihrer Räuberspiele. Das feurige Erfassen der Mutter, der starke, klar bewußte Geist des Vaters lebte in beiden. Und die Eltern vermochten sich vor ihrer jungen Wissenschaft kaum mehr zu retten. Mit der Unbekümmertheit der Jugend verachteten sie alles, was in den schimmernden Gedankenkreis ihrer neu eroberten Welt nicht hineinpaßte. Ihre Begeisterung rannte einen atemlosen Siegeslauf und errang den Ölzweig zu Olympia, den Lorbeer zu Delphi und den Fichtenzweig zu Korinth.

Hin und wieder war es, als ob Emmerich Hövelmann vom Wetter der Jahre mitgenommen und etwas gebrechlich, aber immerhin noch ein Beherrscher der Palästra, auf dem Siegeswagen stände und die beiden jungen Rosse zu zügeln und lenken bestrebt gewesen wäre. Aber es kam vor, daß sie mit ihm durchgingen.

„Du mußt mir deinen Polyphem bringen," lachte Friedrich Scholz, als er das lebendig aufgestöberte Wesen seiner Knaben sah. „Diesen Volksverführer muß ich kennen lernen."

Julia gelang es, den Gelehrten eines Abends aus der Halle des Ulyß in ihr Heim zu entführen. Sonderlich, schüchtern und ungeschickt, faßte er doch zu Friedrich Scholz ein quellenreines, unbedingtes Vertrauen. Und er wurde ein gern gesehener Gast im Hause seiner Göttin.

*

Viele Menschen kamen zu dem alten Ruben, viele, die schattengleich durch das Leben huschten oder sich kaum mehr aus ihren Wohnungen wagten. Andere auch, die es verstanden hatten, sich einen guten, festen Platz zu erobern und von dieser Festung aus, kleinen, fürstlichen Tyrannen gleich, sich alle Genüsse dienstbar zu machen. Auch solche kamen, die auf schwankender Scholle trieben und mit dem Griff der Verzweiflung die seltenen Köstlichkeiten in ihren Besitz zu bringen trachteten.

In den letzten Januartagen aber — die Witterung war wieder winterlich geworden, und schmutziger Schnee lag in den Straßen — betrat eine Frau den Kramladen des alten Juden, deren Miene so abwesend, so bleich und verloren war, daß sie selbst den menschenerfahrenen Alten erschreckte. Er bot der Dame, die schlichte, gute Kleidung trug, einen Stuhl an und fragte nach ihren Wünschen. Sie sah ihn mit leerem Blick an, als wisse sie selbst nicht, warum sie gekommen, dann aber richtete sie sich mit Anstrengung auf und streifte ihren Handschuh von der linken Hand. Ein schöner, altertümlich gefaßter Brillant blitzte auf.

„Ich möchte diesen Ring verkaufen," sagte sie matt, doch entschlossen und reichte den Ring dem Althändler hin.

Ruben rückte an der Brille und nahm das Schmuckstück vorsichtig mit zwei Fingern.

„Das ist ein sehr schöner Ring," sagte er und legte ihn auf eine Glasplatte vor sich. Dann nahm er die Lupe.

Die Frau — sie mochte kaum die Mitte der Zwanzig überschritten haben — saß, teilnahmlos vor sich hinstarrend. Ihr weiches, leidgezeichnetes Gesicht war von namenloser Trauer überschattet.

„Der Ring ist kostbar," sagte Ruben nachdenklich, „und ich muß Ihnen sagen, daß ich augenblicklich nicht in der Lage bin, ihn zu kaufen. Vielleicht —" Er hielt inne, denn er sah, daß die Frau sich nach dem Herzen griff und schwer atmete. „Mein Gott," stammelte sie, „ich kann unmöglich noch weiter — —" Sie sank zur Seite. Ruben konnte sie eben noch auffangen. Da hielt er nun eine Ohnmächtige in seinen alten, gichtgepeinigten Armen. Er blickte sich hilflos um. Im Raum stand nur ein schmales, zierliches Sofa aus der Zeit des Empire. Da es das einzige Lager war, ließ er die Ohnmächtige darauf niedergleiten. Er schob ein altes Kissen aus gepreßtem Leder, auch ein Stück seines Warenbestandes, unter ihren Kopf, um den das dunkelblonde Haar wie ein weicher Schimmer stand. Dann schlurfte er eilig zur Tür und rief heiser erregt: „Sami! Sami!"

Die steile Holztreppe polterten Schritte herunter. Samuel, der sechzehnjährige Gehilfe und Laufbursche des Alten, streckte neugierig den struppigen Schwarzkopf vor.

„Lauf zum Heberle!" befahl Ruben hastig. „Er soll dir Wein geben, ein Glas — schnell, schnell! Hier ist eine Kranke!"

Samuel hätte gar zu gern einen Blick auf die Kranke geworfen, aber sein Herr unterstützte seinen Befehl durch einen gelinden Stoß, der den Jungen sich eiligst hinausbewegen ließ.

Ruben nahm fürsorglich den Ring der Ohnmächtigen und streifte ihn wieder über ihren linken Ringfinger. Mit zarter Sorgfalt hielt er die weiße, kleine Hand, die von guter, fester Bildung war. Und kopfschüttelnd ließ er seine kleinen, gelblichen Augen auf dem todblassen Antlitz ruhen, das die Ohnmacht verschleierte.

Ulisse, von Samuel herbeigerufen, kam eilig in begreiflicher Aufregung. Er trug ein Becherglas voll Wein. Als er die anmutige Frau in ihrer Ohnmacht sah, rief er ein leises, ergriffenes: „Misericordia!"

Vorsichtig mit der weichen, sicheren Bewegung eines Krankenpflegers legte er den Arm unten den Nacken der Frau und richtete sie ein wenig empor.

Ruben reichte ihm den Wein zu, und es gelang Ulisse ohne allzu große Mühe, der Kranken etwas davon einzuflößen. Dann ließ er sie wieder niedersinken, und wirklich schien es nach einigen Minuten, als belebe sich die bleiche Farbe der Wangen. Auch die Lippen regten sich, und Ulisse, redlich beglückt, wiederholte seinen Belebungsversuch.

Dann rief er Sami heran und hieß ihn, sich in aller Eile zu Kapitän Bents zu begeben: das Fräulein Modesta möge die Güte haben, mit ihm zu gehen, um einer Kranken Beistand zu leisten.

Samuel, der Wichtigkeit des Auftrages bewußt und stets bereit, dem menschenfreundlichen Wirt einen Dienst zu leisten, schoß bolzengerade die Gasse hinab. Ruben und Ulisse bemühten sich indes um die Frau, die neue Zeichen zurückkehrenden Lebens gab. Ihre Lippen regten sich und flüsterten, aber Worte waren nicht zu verstehen.

Die Männer betrachteten sie. „Eine feine Frau," flüsterte der alte Jude, „eine feine Frau," und er strich sich nachdenklich den Bart.

Ulisse nickte mitfühlend. „Eine müde Seele," meinte er, und der Jude wiederholte: „Eine müde Seele."

Da trat schon Samuel mit Modesta Bents in den Hausgang.

Das Mädchen hatte ein dunkles Wolltuch um den Kopf geschlungen, und ihr Gesicht sah darunter hervor wie das der Gottesmutter.

Ulisse vermochte trotz der Traurigkeit des Anlasses das Strahlen seiner Augen nicht zurückzuhalten.

„Fräulein Modesta," sagte er, mit Inbrunst ihre Hand ergreifend, „hier wartet man Ihrer Hilfe."

Und er führte sie zu der Fremden, mit kurzen Worten berichtend, was geschehen war. Modesta legte ihr Tuch ab und beugte sich zu der Frau nieder. Dann bat sie die Männer, sie mit der Kranken allein zu lassen.

Und Ulisse und Ruben zogen sich zurück.

Modesta lockerte die Kleidung der Ohnmächtigen und rieb ihr kundig und behutsam Schultern und Brust. Dann richtete sie sie in ihrem Arm auf wie die Mutter das Kind. Und als die Frau wirklich leise die Augen öffnete, freilich um die Lider sofort wieder zufallen zu lassen, nahm Modesta den Becher und flößte ihr noch einmal von den wohltätigen Tränen Christi ein. Auch rieb sie ihr mit Melissengeist, den sie vorsorglich mitgebracht, die Schläfen.

Und es dauerte nicht lange, so schlug die Fremde die Augen wieder auf. Fragend hing ihr müder, unbewußter Blick an dem Mädchen.

Modesta lächelte ihr zu. „Ist es besser?" fragte sie freundlich.

„Ja, viel besser," nickte die Kranke und legte ihren Kopf an die Brust des Mädchens.

Modesta löste den seidenen, kleinen Hut aus dem schönen Haar und zog mit der freien Hand einen Biedermeiersessel heran.

„Setzen Sie sich," ermunterte sie die Fremde. „Sie kommen bald wieder zu Kräften." Die Frau gehorchte, und es schien wirklich, als habe Modesta das Richtige getroffen, denn in der gut gestützten, sitzenden Haltung schien sich die Entkräftete wohler zu fühlen und wieder Gewalt über sich zu gewinnen.

Als sie endlich die Augen wieder voll und bewußt aufschlug war ihre erste Frage: „Sagen Sie mir, wo ich bin, liebes Fräulein!"

„Sie sind bei Silas Ruben, dem Althändler, gnädige Frau," entgegnete das Mädchen mit weicher Stimme. Die Fremde strich sich über die Stirn. Langsam schien ein Erinnern in ihr wach zu werden. „Der Ring!" rief sie dann und blickte auf ihre Hand. „Der Ring!" wiederholte sie leise, als sie ihn dort sah — und schloß wieder die Augen.

Modesta ordnete ihre Kleidung und berichtete den draußen harrenden Männern, daß die Kranke sich erhole, nur noch einige Zeit der Ruhe bedürfe. Und sie ging wieder hinein und setzte sich neben die Frau.

„Wohnen Sie hier, liebes Fräulein?" fragte diese nach einigen Augenblicken des Schweigens.

„Nein, ich wohne in der Nähe. Man hat mich gerufen," gab Modesta ihr Auskunft.

„Man hat Sie gerufen," nickte die Fremde und setzte leise, wie zu sich selbst sprechend, hinzu: „Es wäre vielleicht besser gewesen, ich wäre nicht wieder erwacht."

„Sagen Sie das nicht, gnädige Frau," tröstete Modesta, — „Gott hilft immer, wenn die Dinge am schlimmsten stehen."

Die Frau schüttelte den Kopf. „Mir hilft Gott nicht," sagte sie gepreßt, und während ihre Lippen schmal aufeinander lagen, flossen zwei schwere Tränen aus ihren Augen. Und es war, als ob durch die Tränen ihrem Leib und ihrer Seele Befreiung käme, denn sie atmete leichter auf und richtete sich empor. Sie sah durch das Fenster auf die Straße.

„Hier bin ich nie gewesen," sagte sie sinnend. „Hier ist es wie abseits von der Welt."

„Ja, wir hier in den Gassen leben abseits," bestätigte Modesta, „aber wir leben darum nicht unglücklich."

„Sicherlich nicht," nickte die Fremde und drückte dem Mädchen schwesterlich die Hand.

So saß sie still, ruhiger und freier atmend und schien sich, während sie ihren Blick ziellos durch das Fenster schweifen ließ, sichtlich zu erholen. Wenige Vorübergehende bogen aus der belebten Verkehrsstraße in die stille Gasse ab. Hin und wieder nur bewegte sich draußen in der beginnenden Dämmerung ein vorüberschwindender Schatten.

Die schwarze Gestalt eines Mannes zögerte einen Augenblick lang vor der Auslage des Althändlers. Modesta erkannte in ihm den einsamen, lesenden Gast aus Ulisses Halle. Und während noch dieses Erkennen durch ihre Gedanken huschte, sah sie erschreckt, daß die Fremde aufgesprungen war, Hut und Mantel ergriff und sich mit zitternder Hast ankleidete.

„Ich muß fort!" sagte sie, „ich muß fort!"

Hastig drückte sie dem Mädchen die Hand, stammelte einen Dank und eilte hinaus.

Ruben und Ulisse, die im Hintergrund des Hausgangs beschäftigt waren, sahen zu ihrem starren Staunen die Kranke auf die Straße stieben. Als sie ihr nachschauten, konnten sie sie nur noch fern verschwindend in der Dämmerung der Gasse erspähen.

Modesta, fassungslos, vermochte ihnen nur zu erklären, daß die Fremde beim Anblick eines Vorübergehenden aufgefahren sei. Sie glaube, es sei der einsame, lesende Herr aus Ulisses Herberge gewesen.

„Brandt," überlegte Ulisse, „Brandt —," und unruhige Gedankenverbindungen tanzten einen Reigen in seinem lebhaften Hirn. Brandt war für ihn eine Bestätigung des Außergewöhnlichen.

Und während er sich vor Modesta ritterlich verneigte und sie mit der Anmut des Südländers bat, ihren Vater zu grüßen, ging er kopfschüttelnd in seine „halbe Hoffnung" zurück. Brandt! — Brandt — —

Der Gast war nicht in der Halle, mußte also, da er zurückgekehrt, in seinem Zimmer sein.

Die Fremde indessen, die Brandts Erscheinung derart aufgestört hatte, wankte von Haus zu Haus in die graue Tiefe der Gasse hinab.

Wo war er? — Sie hatte ihn doch gesehen, es konnte doch nicht nur sein Schatten sein. War er in einem Hause verschwunden — wohnte er in dieser trostlosen Öde?

Dann wieder glaubte sie, ihn vor sich zu sehen, und atemlos verdoppelte sie ihre Schritte.

Aber wenn sie der Gestalt näher kam, blickte ein Fremder verwundert oder dreist in ihre großen, angstvollen Augen.

Die Gasse mündete am Kanal, an dem entlang sie als schmaler, gepflasterter Streifen weiterging. Die Frau wankte vorwärts in fast bewußtloser Schwäche. Sie fand nicht den, den sie suchte, nach dem ihre Seele schrie. Warum überließ er sie dem Schicksal, sie, die eine Ertrinkende war in der Sturmflut? Warum strafte er ihren Stolz, der sich in unbegreiflicher Verblendung gegen ihn auflehnen zu können glaubte, mit tyrannischer Abkehr? —

Warum antwortete er ihr nicht? —

Sie war nur ein Mensch, und die Last des Leids, die sie zu tragen hatte, begann, sie zu erdrücken.

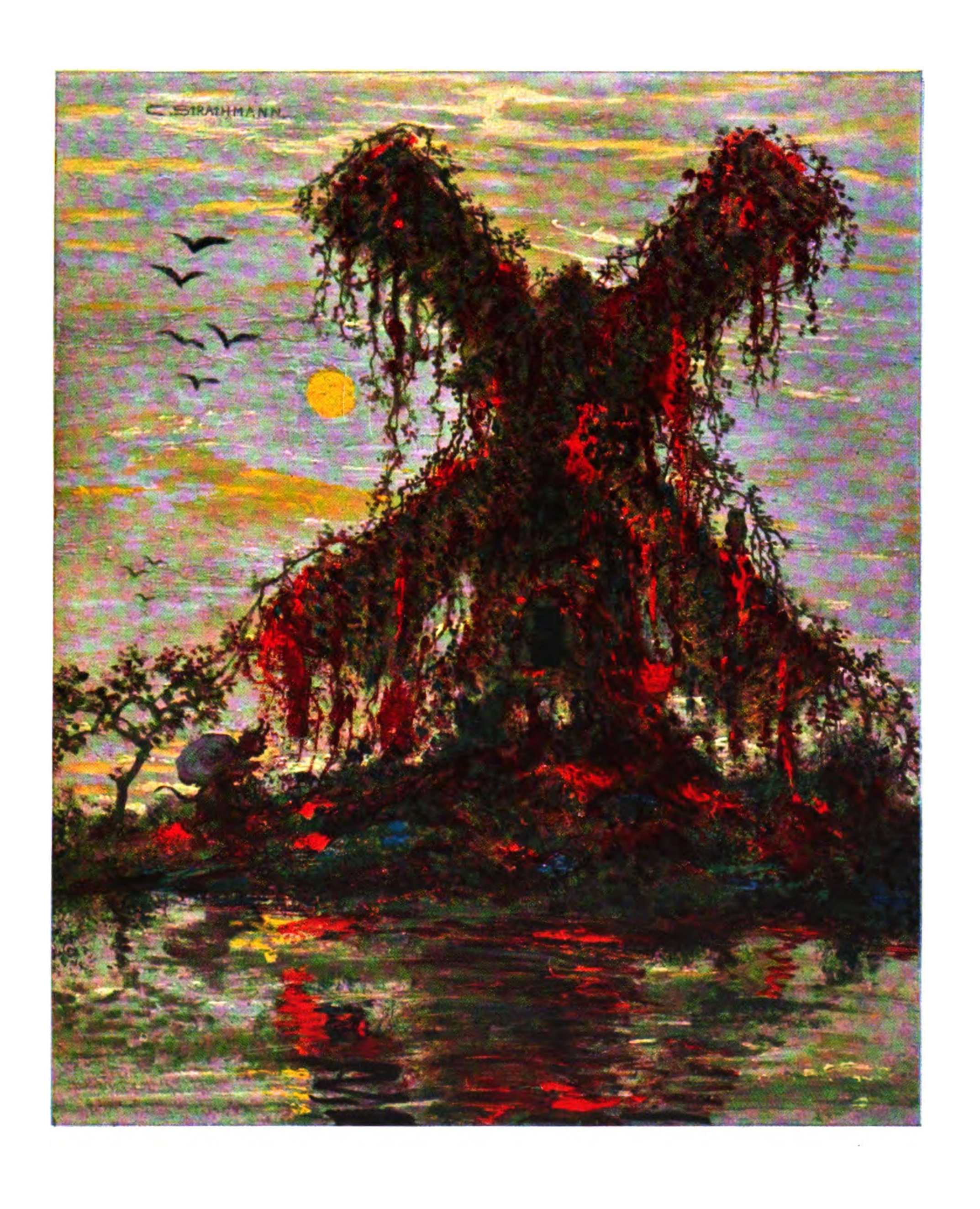
Sie lehnte an dem niedrigen Gitter und starrte hinunter in das stille, weiche, moorbraune Wasser. Vor ihren Augen begann die Feuchte zu flimmern.

Wie sie atmete, wie sie schwoll und sich teilte, wie sie neue, spiegelnde Schichten nach oben trieb. Ach, da unten war eine Welt, eine weiche, milde, mütterliche Welt, in der sich ruhen ließ. Sonne war dort unten, Sonne und Blühen und der Glanz eines liebenden Herzens.

Die Lichter im Wasser tanzten und flimmerten und begannen zu kreisen, die Wellen wogten auf wie verborgene Quellen, stiegen höher und höher wie Arme, die greifen und liebkosen wollen — —

Von der anderen Seite der Gasse kam schnellen und kräftigen Schrittes Julia Beninga. Sie streifte oft durch diese Gegend, zeichnete die Gestalten des Volks und fühlte sich in ihr Leben ein. Ihren Eindrücken nachhängend, genoß sie die weiche, fließende Dämmerung.

Aber jäh riß eine Beobachtung sie empor. Sie stürzte vorwärts, warf ihre Mappe zur Erde und fing die Frauengestalt auf, die, tief über das Gitter geneigt, das Gleichgewicht zu verlieren drohte.



Verzauberte Mühle. Gemälde von Prof. Carl Strathmann

(München, Galerie Caspari)

„Vorsicht! Um des Himmels willen, — Sie stürzen!“ schrie sie auf.

Da merkte sie, daß sie eine Entkräftete in den Armen hielt, und als sie den blassen Kopf zurückbog, erkannte sie die Schauspielerin Lenore Walser, die ihr in ihrer Studienzeit befreundet gewesen.

„Sie hätten mich nicht zurückhalten sollen, Julia Beninga,“ sagte Lenore leise. „Ich war auf dem Wege zur Erlösung.“

Julia, erschüttert, lächelte sie dennoch an.

„Kommen Sie, Lenore, kommen Sie, Kind,“ sagte sie ermunternd zu der Jüngeren. „Sie sind müde, blaß, übernächtigt, haben sich überanstrengt. Kommen Sie mit mir nach Hause. Wir wollen es wieder halten wie als Studentinnen. Wie oft hat die eine die andere beherbergt, wenn sie zu müde war, ihr eigenes Heim aufzusuchen. Kommen Sie, liebe Lenore!“ drängte sie und nahm stützend Lenores Arm. Sie fühlte, daß es hier zu handeln galt, daß mehr als ein Leben, daß eine Seele auf dem Spiel stand.

Und Leonore sagte, indem sie sich führen ließ: „Sie sind gütig, Julia Beninga, stark und gütig — wie Ihr Werk. Man muß Ihnen gehorchen.“

Julia vergaß die „halbe Hoffnung“ und fachte ihr Herz mit innersten Lebensgluten an. Hier galt es, Sonne auszustrahlen, Wärme zu geben. Und was ihre eigene Herbheit, der unbezwingbare Wahrheitsdrang, ihr oft vorenthielt, vermochte sie an andere, die ihrer bedurften, in unerschöpflicher Fülle auszuteilen.

In ihrem Hause bettete sie die Schauspielerin auf ein Lager, brachte ihr heißen Tee, in den sie ein Beruhigungspulver geschüttet, und setzte sich neben sie, ihre Hand haltend und leise ihre Stirn streichend.

„Ich muß Ihnen sagen, Julia —“ begann die Leidende.

„Zwingen Sie sich zu nichts, Kind,“ entgegnete Julia. „Sie sind müde. Schlafen wäre das Beste für Sie.“

„Schlafen — schlafen,“ lächelte Lenore, „schlafen, hundert Jahre schlafen!“

Und sie schloß die Augen und begann, unter der sicheren, milden Hand der Malerin tiefberuhigt zu atmen.

Noch einmal regte sie sich, wie aufgestört. Ihre Hände krampften sich in die Decke. „Ach!“ stöhnte sie, und dann murmelten ihre Lippen Worte, die Julia nicht verstand.

Wieder legte sie ihre Hand auf die Stirn der Gequälten. Da lächelte Lenore und wendete den Kopf schlummernd zur Seite.

Julia schlug ihr Nachtlager im Zimmer der Freundin auf und hatte die Genugtuung, die Erschöpfte einem tiefen Schlummer überlassen zu sehen.

Doch wenn auch der Schlummer Erquickung wirkte, so stand immer noch eine hilflose Gehetztheit in den Augen Lenores, ja, oft vermochte sie kaum, Julias Blick zu ertragen, und als Julia einmal unvermutet ins Zimmer kam, sah sie Lenore still vor sich hin weinen.

Nun setzte sie sich wieder an ihr Bett und ergriff ihre Hand.

„Sprechen Sie sich aus, Lenore,“ sagte sie.

„Mir ist nicht zu helfen, Julia,“ sagte Lenore leise. „Ich habe mein Glück selbst zerschlagen.“

„Wer weiß, ob es ein Glück gewesen wäre, was in Ihrer Vorstellung als Glück lebt,“ suchte Julia sie zu ermuntern.

„Glück oder Unglück — mag es selbst Vernichtung sein,“ flüsterte die Kranke. Und wieder kamen ihr die Tränen und flossen heftiger als zuvor.

„Sprechen Sie sich aus! Nur das wird Sie befreien,“ redete Julia ihr zu.

„Julia,“ sagte Lenore, ruhiger werdend, „Sie werden mich verachten. — Ich liebe, ich liebe aus ganzer Seele, ach, ich liebe weit über meine Seele hinaus und habe — in einem Trotz, der mir ewig unbegreiflich bleiben wird — mich einem Manne verlobt, der mir gleichgültig ist.“

„Und dieses Verlöbnis können Sie nicht lösen?“ fragte Julia still.

„Ich habe es gelöst,“ entgegnete Lenore leise, „denn die Unwahrheit des Zustandes wurde mir unerträglich.“

„Und dennoch sagen Sie, Ihnen sei nicht zu helfen?“

Lenore wendete das Gesicht nach der Wand.

„Mir ist nicht zu helfen, Julia,“ sagte sie müde. „Denn der Mann, den ich liebe, hat sich von mir abgekehrt.“

„Trotzdem er früher um Ihre Liebe warb?“ fragte die Malerin.

„Ja — wie sollte er auch meine wahnsinnige Handlungsweise begreifen? — Ich begriff mich ja selber nicht!“ rief sie verzweifelt aus, die Hände vor das Gesicht schlagend.

„Wissen Sie, daß er Sie nicht mehr liebt?“ fragte Julia.

„Nein, das weiß ich nicht,“ entgegnete die Leidende dumpf, „ich weiß nur, daß er schweigt.“

„Schweigen kann tiefste Liebe bedeuten.“

„Kann — ich glaube meiner Hoffnung nicht mehr.“

„Wie kamen Sie nur zu dieser unglückseligen Tat wider Ihr besseres Wissen?“

Lenore erhob sich halb, mit dem Tuch die brennenden Augen betupfend.

„Eine Meinungsverschiedenheit in künstlerischen Dingen. — Wir sind beide von heftiger Art. Es erschien mir, als wolle er mir seinen Willen aufzwingen, meine künstlerische Persönlichkeit ersticken. Das warf uns auseinander, und jeder verharrte im Trotz. Wir hatten es uns nicht einmal gesagt, daß wir uns liebten, wenn nicht unsere Augen es sich unbezwingbar verraten hätten. — Und da kam dieser Mann, ein reicher Großindustrieller, der in Kunst dilettiert, kam und vernarrte sich in mich, wollte mich um jeden Preis zu seiner Frau machen."

Lenores Wangen röteten sich. Sie haschte erregt nach der Hand der Freundin. „Julia, — welcher Teufel treibt uns nur, gegen unser tiefste Einsicht zu handeln? — Ich war schamlos, schamlos wie eine Dirne. Sehen Sie —" sie hob ihre Hand und wies auf den kostbaren Ring — „sehen Sie, diesen Ring ließ ich mir von dem reichen Manne schenken, weil der, den ich liebte, ihn schön fand. Meine ganze Liebe lebt in diesem edlen Ring. Und als ich meine Verlobung löste und versuchte, ihn zurückzugeben, wurde er mir am anderen Tage als mein Eigentum wieder zugesandt. Gegen den Fels anständiger Gesinnung und männlichen Bewußtseins stürme ich an wie eine Woge, die vor dem Widerstand zu Schaum zerfließt. Und da ich mittellos bin — ich löste meinen Kontrakt, um — Wahnsinn über Wahnsinn — den so sehr Geliebten nicht mehr sehen zu müssen — da ich mittellos bin, versuchte ich heute, diesen Ring, das Sinnbild meiner Liebe, in Geld umzusetzen."

Wieder schossen der Unglücklichen die Tränen in die Augen.

Julia strich ihr tröstend über das Haar.

„Seitdem ich die eine große Lüge getan," fuhr Lenore fort, „grinst mich das ganze Leben wie ein grauenhaftes Schicksal an. — Bei dem Althändler faßte mich eine Schwäche, eine plötzliche Ohnmacht, und kaum war ich wieder zum Bewußtsein erwacht, sah ich —" Sie hielt die Hand auf das Herz und legte den Kopf an Julias Schulter — „sah ich draußen auf der Straße, vorbeihuschend wie ein Schatten, einen Mann. Er war es. Er muß es gewesen sein! Ich stürzte hinaus, ihm nach, ich wollte, mußte ihn sprechen, aber er war verschwunden — wie ein Hauch, wie ein Luftbild. — Das war in der Gasse beim Kanal, und dann taumelte ich bewußtlos weiter hinab zum Wasser."

Sie ließ sich wieder in das Kissen fallen.

Julia betrachtete nachdenklich ihre leidenden Züge. „Ist der Mann, den Sie lieben, nicht mehr dort zu finden, wo Sie ihn vermeiden wollten, im Schauspielhause?"

„Nein," Lenore schüttelte den Kopf. „Ein Zwischenfall — Sie werden davon gelesen haben — ach, der Ärmste!" flüsterte sie in die Kissen hinein.

„Glauben Sie mir, Lenore," sagte nun Julia mit frischerer Stimme, „wir werden ihn finden. Ich will Ihnen suchen helfen. Seien Sie guten Mutes. Und nun lenken Sie Ihre wehen, verstörten Gedanken ab. Sehen Sie, hier sind Hefte, Zeichnungen. Da haben Sie das Leben, den Kampf, das Leid. — Sie sind nicht allein, Lenore," setzte sie hinzu. Und sie reichte der Schauspielerin eine Anzahl Hefte hin, darunter auch ihr eigenes Skizzenbuch. „Ich fasse und gestalte das Leben, wo es mir begegnet, Kind, und nur darum — vermag ich zu leben," sagte sie zögernd, bekennend.

Lenore dankte lächelnd und schlug die Seiten des Buches auf.

Ulisse Heberle blinkte ihr entgegen in südlich-schwäbischer Munterkeit.

„Polyphem —," Lenore, schnell erfassend, lachte leise. „Lebt dieser Polyphem wirklich?"

„Er lebt," sagte Julia, und ein mütterliches, weiches Lächeln glitt über ihre Züge. Lenore wendete das Blatt. Da sah sie den Kopf des alten Ruben, groß und scharf umrissen.

„O!" sagte sie, wie unter leisem Schmerz, „das — das ist der Althändler, bei dem ich — —"

„Bei Silas Ruben waren Sie?" fragte Julia lebhaft. „Er hat einen prächtigen Kopf. Sehen Sie hier —" und sie schlug einige Blätter weiter auf.

Aber da griff Lenorens Hand über die ihrige hinweg und hielt eine Seite fest. Mit bewußtlosem Ausdruck starrten ihre Augen auf einen flüchtig skizzierten Kopf. „Wo — haben Sie —" fragte sie stammelnd, und die Worte wollten ihr kaum von den Lippen, — „wo haben Sie diesen Mann — —?"

Angstgehetzt sah sie Julia in die Augen.

„In der Herberge zur halben Hoffnung, aus der alle diese Skizzen stammen," entgegnete die Malerin.

„Es ist Brandt," Lenore lächelte beglückt und schloß die Augen, „es ist Brandt."

„Brandt, der Dramatiker?" fragte Julia, aufhorchend.

„Brandt, der Schauspieler und Dramatiker." Es war, als hätte ihr der Anblick der Skizze neue Kraft gegeben.

Sie sah Julia schwesterlich in die Augen. „Er ist es!"

Julia löste das Blatt aus dem Heft und reichte es der Freundin. „Behalten Sie es," sagte sie, „nun werden wir schon unseren Weg finden."

Am Abend ging Julia, wie gewohnt, in die „halbe Hoffnung".

Sie traf Emmerich Hövelmann, glücklich darüber, sie wiederzusehen, doch von seltsamer, fast krankhafter Erregung. Sein Auge hatte fiebrigen Glanz.

„Wie gut, daß Sie da sind," sagte er.

Julia hätte sein verändertes Wesen bemerken müssen, wäre nicht ihre Aufmerksamkeit auf Brandt gerichtet gewesen.

Der Dichter saß an seinem gewohnten Platz, essend und lesend. Er blickte kaum auf. Als sie sah, daß er die Börse zog, um zu zahlen, stand Julia auf, entschuldigte sich kurz bei Hövelmann und ging mit entschlossenem Schritt zu Brandt hinüber.

„Verzeihen Sie," sagte sie kurz, eine Einleitung vermeidend, „es handelt sich um das Leben einer Frau, die auf Ihre Antwort wartet."

Brandt erhob sich. In seinem Gesicht kämpfte Abwehr mit Ergriffenheit. „Handelt es sich wirklich um das Leben?" fragte er verhalten.

„Sie tun nicht mehr als Menschenpflicht, wenn Sie diese Frage aus eigener Anschauung beurteilen," entgegnete Julia herb. Sie nannte ihren Namen. „Lenore Walser ist bei mir," erklärte sie. „Ein gnädiger Zufall trieb mich ihr in den Weg, ehe es zu spät war."

Brandts Augen blitzten auf, um sich bald darauf mit trüberem Blick wieder zu senken. „Es ist nicht möglich," murmelte er.

„Es ist möglich," bekräftigte Julia Beninga. „Wollen Sie mir folgen?"

In Brandts Zügen arbeiteten Zweifel, Hohn und überströmende Zärtlichkeit. Er neigte stumm zustimmend den Kopf.

Julia kam zu Hövelmann zurück, um ihm mitzuteilen, daß sie früher nach Hause müsse, da eine Freundin bei ihr zu Gast sei.

Sie sah im Gesicht ihres Freundes einen hilflosen Ausdruck.

„Kommen Sie morgen?" fragte er.

„Ich hoffe," sagte sie herzlich. „Und wenn es nicht gelingt, so kehren Sie doch bei uns ein."

Sie ging, und Brandt folgte ihr.

Hövelmann sank in sich zusammen.

„Noch ein Gläschen, Herr Doktor?" fragte Ulisse, sich seinem Gast nähernd. Hövelmann hörte gar nicht. Er murmelte in sich hinein. Als er aber aufblickte und des Wirtes ansichtig wurde, lachte er unvermittelt auf und klopfte Ulisse auf die Schulter.

„Ulisse Eberle, Liebling der Götter und Menschen!" rief er lallend, so daß sich dem braven Wirt die Meinung aufdrängte, der redliche Doktor habe an den Tränen Christi des Guten zu viel getan.

Ulisse schaute sich betrübt in der leergewordenen Schenke um.

Nachdem auch Hövelmann gegangen, saßen nur noch einige spielende und trinkende Arbeiter an den Tischen.

Da regte sich Telemach, der beim Ofen lag. Er spitzte die Ohren, und die Fahne seines braun-weißen Schweifes schwenkte leise, freudig hin und her.

Hinter der Schenkentür bewegten sich zwei Schatten, und schon traten Kapitän Bents und Modesta in die Stube. Beide glitzerten von weißen Schneeflocken. Denn draußen fegte ein scharfer Wind schneeschwere Wolken vor sich her. Telemach sprang freudig an dem Mädchen hoch, und auch sein Herr vermochte nicht, seine Freude zurückzudämmen. Ja, sie schoß in wahren Strahlen aus seinen kindlichen, schwarzen Augen, und er streckte dem Alten und seiner Tochter beide Hände entgegen.

Modesta schälte ihren blütenfeinen Kopf aus der braunen, glitzernden Umhüllung und lächelte dem warmen Willkomm Ulisses freundlich zu. Schon lange empfand sie die herzliche, liebestrahlende Fürsorge des Wirtes wie eine Wohltat, deren sie nicht mehr entbehren mochte. Trotz aller schlichten Bescheidenheit nahm sie diese Fürsorge mit der hoheitsvollen Haltung einer kleinen Fürstin entgegen.

Der Kapitän, dessen Gesicht von der scharfen Schneeluft hochgerötet war, ließ sich, von Modesta unterstützt, schwerfällig auf seinen Stuhl fallen.

Er schlürfte gierig das erste Glas des süßen, schweren Weines, das Ulisse ihm unaufgefordert brachte. Und sichtlich belebt, lehnte er sich zurück und schloß die schweren Lider über den kranken, trüben Augen.

Ulisse fragte höflich nach seinem Befinden.

„Der Vater befindet sich gar nicht so wohl," klagte Modesta. „Ich wollte ihn bitten, sich zu Bett zu legen, aber er war voller Unruhe und drängte immer wieder zu Ihrer ‚halben Hoffnung' hin, Herr Heberle."

Ulisse nickte und betrachtete den Kapitän, der noch die Augen müde geschlossen hielt.

„Sie haben Sorge, Fräulein Modesta?" fragte er teilnehmend.

Sie lächelte wehmütig. „Wenn er nur einmal besser werden wollte!" klagte sie

leise. „Aber es ist, als ob er mit Gewalt ein Ende machen wolle. Jeden Abend trinkt und wütet er."

Ulisse sah voll brennenden Mitleids in ihr blasses, duldendes Gesicht.

„Sie sollten einen Arzt rufen," riet er.

„Er will keinen Arzt. Er hat zu niemand Vertrauen als zu mir und auch zu Ihnen, Herr Heberle."

Und sie lächelte ihn so gütig-fraulich an, daß er nicht mehr wußte, ob sie lebe oder ein Madonnenbild sei, vor dem er auf die Knie sinken müsse.

Mit einer Beglücktheit, die er sich selbst nicht erklären konnte, begann er, mit Modesta von ihren häuslichen Sorgen und Geschäften zu sprechen, und unwillkürlich floß in seine Rede eine Klage ein über seine Einsamkeit. Wie wohltätig, ordnend und segnend wirke doch in einem Hauswesen eine frauliche Hand!

„Sehen Sie, Fräulein Modesta," sagte er, „da ist nur die Magd, die ihre Sache ja nicht schlecht macht. Aber wenn ich einmal eine Herzenszwiesprache halten will, so habe ich nur den Telemach."

Und er kraute dem Hund, der sich wedelnd an ihn schmiegte, den Nacken.

Modesta war leicht errötet und vermochte nichts zu antworten.

Inzwischen hatte Kapitän Bents auch das zweite Glas geleert. Er klopfte dem Wirt auf die Schulter.

„Noch eins, lieber Freund — weil's draußen Schneesturm ist." Und er stützte den Kopf in die Hand. „Solch ein Sturm war es, als mir die ‚Euridice' im Skagerrak vor die Hunde ging."

Modesta sah ihn besorgt an. Sie beobachtete in seinen Augen das beginnende Flackern. Wie die ersten Anzeichen eines Gewittersturmes zuckten die beginnenden Phantasien in seinem unsteten Blick auf. Und es währte nicht lang, so begann er: „Am tollsten aber war es bei den Falklandinseln — —"

Modesta und Ulisse wechselten einen Blick. Nun begann wieder die gehetzte Jagd der unbefriedigten Sehnsüchte, der schmerzgepeitschten Enttäuschungen. Und sie hörten ihm stillergeben zu, als lauschten sie dem schweren Fieberatem eines Kranken.

Als er aber immer noch mehr Wein verlangte, erhob sich Modesta und sagte fest: „Es ist spät, Vater. Wir müssen nach Hause. Komm, der Schneesturm läßt nach. Es wird Zeit, daß ich im Ofen Holz nachlege, wenn wir nicht morgen früh frieren wollen."

Aber der Alte tat, als hörte er sie gar nicht. Er befand sich auf der Flucht vor australischen Kopfjägern und schilderte ihre Bräuche auf die anschaulichste Weise.

„Zu wissen, daß Ihr Schädel einmal zusammenschrumpfen wird zu der Größe einer Birne, daß Ihr Gesicht diesen braunen oder schwarzen Hund, der Sie ermordet hat, in seinen lebendigen Zügen getreu, nur verkleinert, wie ein Nußknacker, angrinsen wird, wenn es ihn gelüstet, Sie zu betrachten — —" Und er winkte vielsagend mit der großen, schweren Hand und kicherte kopfschüttelnd in sich hinein.

Modesta warf Ulisse einen flehenden Blick zu.

Da fand die Liebe des Listenreichen den richtigen Weg.

„Haben Sie denn keine Erinnerungen von Ihren Fahrten mitgebracht, Kapitän?" fragte er angelegentlich. „Haben Sie nicht solch einen eingeschrumpften Menschenkopf von der Größe einer Frühzwetschge — oder einen vergifteten Pfeil oder einen Nasenpflock? — Könnten Sie mir nicht einmal Ihre Kuriositäten zeigen?"

Er hatte das Richtige getroffen, denn er wußte, daß Kapitän Bents einige exotische Seltsamkeiten bewahrte, die er in irgendeinem Hafen erhandelt haben mochte.

Der Kapitän horchte auf wie von einem Alarm geweckt.

„Aber gewiß, Ulisse, gewiß! Kommen Sie, kommen Sie sofort! Modesta braut uns zu Hause einen steifen Grog, und ich zeige Ihnen — — Ah, Sie werden staunen! Es sind Dinge dabei — — Sie haben keine Ahnung von den Sitten dieser Polynesier —" Und schon stand er schwankend, und während seine Lippen lüstern schnalzten, blinzelte er Ulisse zu. „Wir schicken das Kind zu Bett, Ulisse, und dann werden Sie Geschichten hören — —"

Mit Mühe halfen Modesta und Ulisse ihm in den Mantel.

Schnell warf Ulisse noch einen Blick in die Schenke, die ungewöhnlich leer war, gab der Magd, die hinter der Theke stand, einen Auftrag, und dann hüllte auch er sich in einen Überwurf.

Modesta rechts, Ulisse links, der schwankende Kapitän in der Mitte und Telemach treulich folgend — so verließen sie die Schenke.

Der Sturm hatte nachgelassen, aber die Flocken trieben immer noch dicht. Modesta und Ulisse hatten es schwer, den Schwankenden in dem feuchten Wirbel über die glatte Straße vorwärts zu bewegen. Bei einem Übergang glitt er aus und wäre fast gestürzt. Und als sie das Haus erreicht hatten, machten ihm die Stufen der Treppe zu

schaffen. Sein Körper hing mit lastender Schwere an den Armen der beiden ihn Stützenden.

In der Wohnstube machte er den Gastgeber und bot, kaum fähig, sich selbst aufrecht zu halten, Ulisse einen Stuhl an.

Doch der Wirt dankte, denn es war seine Absicht, Modesta nach Möglichkeit zu helfen und den Alten am erneuten Trinken zu hindern.

„Und Ihre Seltenheiten, Kapitän, wo sind sie?" fragte er ablenkend.

Kapitän Bents schwankte zu einem Wandschrank hin, dem er einige sonderbare, abgegriffene Gegenstände entnahm. Geschnitzte Pfeifen mit Darstellungen, die ein europäisches Auge beschämten, aber doch eines derben Humors nicht entbehrten.

„Neu-Guinea!" sagte Bents und hielt solch ein wunderbares Ding zwischen Daumen und Zeigefinger in die Höhe, Ulisse verschmitzt zublinzelnd.

Der Sizilianer befand sich in Verwirrung. Er fürchtete für Modesta, in deren Gegenwart er um keinen Preis diese Dinge ausgestellt sehen mochte.

Aber Modesta hatte sich aus der nämlichen Angst in die Küche zurückgezogen.

Um Bents einen Gefallen zu tun, brach Ulisse in helles Lachen aus und beantwortete das Blinzeln des Kapitäns mit listigem Verständnis.

Dann nahm er wie von ungefähr den Arm des Alten und zog ihn in die nebenan liegende Schlafstube.

„Kommen Sie, Kapitän, es ist kalt im Zimmer. Das Feuer muß ausgegangen sein. Kommen Sie, ich helfe Ihnen in die Federn. — Aber ein Schelm sind Sie — ein Schelm!"

Und er hielt, höchst belustigt, wieder eine der Pfeifen zwischen den Fingern. Bents sah ihn von der Seite an und prustete dann in einem unvermittelten Lachen los. Dabei fiel er vornüber auf das weiche Deckbett. Der feurige Wein hatte sein Gehirn schwer umwölkt.

Ulisse — mit dem geschwinden Geschick eines Taschenspielers — vermochte es, ihn, ohne daß er sich widersetzen konnte, zu entkleiden. Der Alte brummte einen schwachen Widerstand, aber im Grunde meinte er es nicht ernst damit und war froh, als er sich zwischen den Federbetten fühlte.

„Modesta soll den Grog —" murmelte er.

Das kluge Mädchen stand schon in der Tür und hielt ein dampfendes Glas. Sie brachte den Schlaftrunk, den der Alte willig nahm, um dann, noch einmal auflachend, in die Kissen zu sinken. Bald atmete er im schweren, röchelnden Schlaf des Trunkenen. Ulisse erhob sich, nahm die Neu-Guinea-Schnitzereien und schloß sie wieder in den Wandschrank. Dann lächelte er dankend und glücklich Modesta zu, die auch ihm ein dampfendes Glas brachte.

„Wie dankbar bin ich Ihnen, Herr Heberle!" sagte sie leise.

Er sah ihr in die Augen, stellte das Glas auf den Tisch und ergriff ihre beiden Hände.

„Fräulein Modesta — liebes Fräulein Modesta — —" stammelte er.

„Gute Nacht, lieber Herr Heberle!" flüsterte sie und entzog sich ihm.

Und so ging er denn, nicht ohne das Mädchen und die ganze Stube noch einmal mit seinen Blicken zu liebkosen. Telemach trottete hinter ihm her.

*

Julia Beninga, von Brandt begleitet, legte den Weg nach ihrem Hause in Eile zurück. Sie fühlte sich als Werkzeug, durch dessen Vermittlung sich ein Schicksal erfüllte. Sie vermochte kaum zu sprechen, war auch gesonnen, jedes überflüssige Wort zu vermeiden.

Sie kannte Brandts Dichtungen und besaß eine hohe Meinung von seinem Geist. Es war gar nicht anders möglich, als daß er in Lenore, dieser weiblichsten aller Frauen, die doch zugleich ihm geistig ebenbürtig war, die Gefährtin ersehnte und unter ihrer rätselhaften Handlungsweise tief gelitten hatte.

Einmal fragte Brandt nur, kurz, abgerissen: „Ist es wahr, daß sie sich das Leben nehmen wollte?"

In Julia bäumte sich die Empörung für die leidende Schwester. „Glauben Sie, daß ich lüge?" fragte sie herb.

Er schwieg wie ein gescholtener Knabe — und empfand eine kleine, leise Freude über diese tapfere Frau, deren mutiges Eintreten für Lenore ein erster Sonnenstrahl war, durch das finstre Gewölk seiner Schwermut brechend.

Im Hause bat Julia ihn zu warten, da sie Lenore verständigen wolle.

Sie fand die Schauspielerin ruhend, Brandts Bildnis auf den Knien.

„Lenore," sagte Julia leise, über das schöne Haar der Freundin streichend, „ich habe Brandt gefunden. Wollen Sie ihn sehen? — Er wartet unten."

Lenore war aufgesprungen. Sie sah die Freundin traumverloren an.

„Er wartet unten — sagen Sie mir das noch einmal — er wartet unten? —"

Julia nickte. „Er hat mich begleitet, um Sie wiederzufinden."

Da umklammerte Lenore Julias Arm. „O, ich habe solche Angst, ich habe solche Angst! — Ich glaube mein Herz wird versagen!"

„Still, Kind," beruhigte Julia und reichte ihr eine Essenz. „Kühlen Sie die Schläfen ein wenig. Ich werde Brandt nebenan in meine Werkstatt führen. Dort stört Sie niemand."

Nach wenigen Minuten schlug nebenan eine Tür.

Lenore raffte sich auf, fast unfähig, ihre Bewegung zu meistern.

Sie öffnete die Verbindungstür, tat ein paar Schritte vorwärts und lehnte sich dann, haltsuchend, an die Wand.

Brandt stand vor ihr.

Wortlos sank sie ihm entgegen.

*

Julia Beninga machte sich in den unteren Räumen zu schaffen. Eine starke Erregung arbeitete in ihr. Eigenes Erleben wurde wach und bäumte sich auf. Da trat ihr Mann ins Zimmer. Die Winterluft brannte auf seinen Wangen, sein klarer, kluger Blick, seine ganze Persönlichkeit strömte gesundes Gleichgewicht aus.

Mit kurzen Worten erklärte Julia ihm, was sich oben ereignete.

Er sah ihr ihre Erregung und Zerrissenheit an. Er nahm ihre Hand und küßte sie, strich über ihren dunklen Scheitel.

Da legte sie beschämt und schutzbedürftig wie ein Kind ihren Kopf an seine Brust.

Und sie fühlte: auch er litt, litt an der Hoffnung, die sich ihm nie voll erfüllte.

In das Haus, in dessen Schutz den Irrenden, Gequälten endliche Glückserkenntnis geworden, brachten Rudolf und Werner, die Knaben, am anderen Tage eine böse Kunde.

Als sie bei Emmerich Hövelmann zur gewohnten Stunde zum Unterricht antraten, erklärte ihnen die Wirtschafterin, der Herr Doktor liege seit dem gestrigen Abend krank zu Bett. Er sei mit hohem Fieber nach Hause zurückgekehrt, und der Arzt, den sie aus eigenem Antrieb herbeigerufen, mache ein sorgenvolles Gesicht. Lungenentzündung — das Herz sei sehr geschwächt.

Julia hatte kaum das Unheilvolle gehört, als sie schon bereit war, dem kranken Freund zur Hilfe zu eilen.

Sie fand ihn in einem Zustand großer Schwäche und Qual.

Obwohl sein Hirn von den Phantasien der Krankheit durchschattet war, erkannte er sie, und das Glück, das seine Augen spiegelten, zerschnitt der Malerin das Herz.

Sie blieb an seinem Lager und pflegte ihn, bis der Arzt eine kundige Pflegerin sandte. Aber auch sie konnte ihm nur noch die letzte Erleichterung bringen. Am Abend des folgenden Tages war er ein Sterbender. Seine Gedanken rangen mit den dunklen Erlebnissen des Krieges. Meldungen stieß er hervor, Antworten auf Befehle, und dann war es, als ob er der Kameraden gedächte, und er nannte verworrene Namen.

Aber als Julia sich über ihn beugte, seinen Blick suchend, klärten sich seine Züge, die der Auflösung entgegengingen, zu milder Ruhe auf. „Moira!" flüsterte er, „Moira!"

Julia stürzten die Tränen aus den Augen, sie sank an seinem Lager in die Knie. Sie eilte dem sterbenden Glanz seiner Seele voraus.

„Inseln in Licht und blauer Flut," flüsterte sie, als wolle sie ihm den Weg weisen.

Er sah sie an, als verstände er sie, und ergriff ihre Hand.

„Freundin," murmelte er, „morgen — zur halben Hoffnung — —"

Er lächelte — das erlösende Geheimnis des Todes breitete sich über ihn.

*

Die Knaben traf der erste, tiefe Schmerz ihres Lebens.

Sie hatten ihren Lehrer, der es verstanden hatte, sich zu ihrem Kameraden zu machen, vergöttert. Zum erstenmal wurden die durch nichts zu erschreckenden, jungen Seeräuber still.

Rudolf, der Weichere, weinte. Werner ging mit nach innen gerichteten Augen und schrieb eine Ode des Abschieds.

Die Schüler schlossen sich zusammen und trugen den Ruheschrein des geliebten Lehrers wie den eines Heros auf ihren Schultern.

Und Julia Beninga begann nach einigen Wochen wieder die stillen, wein- und schaubelebten Abende in der „halben Hoffnung".

Oft spürte sie Hövelmann neben sich und redete in Gedanken mit ihm. Sie arbeitete viel, und die, die ihre Kunst kannten, behaupteten, ihre Darstellung vertiefe sich und gewinne eine andeutende Zartheit, die ihr bis dahin nicht eigen gewesen.

Ulisse war das Herz schwer. Ihm war es, wie es dem Weltenwanderer gewesen sein mag, dessen Namen er trug, als er, ein Fremder, den Fuß auf seine Heimatinsel setzte: er fand sich nicht mehr zurecht in seiner „halben Hoffnung". Die vertrauten Gäste blieben aus, gleichgültige Gesichter stierten blöde in den Raum. Erst als die Malerin wiederkam, belebten sich seine Mienen. Aber auch Julia war nicht

mehr die gleiche. Stumme Trauer beschattete ihre Züge. Und Ulisse trauerte mit ihr gemeinsam um Polyphem, den Einäugigen. Am tiefsten aber quälte ihn, ohne daß er es sich gestehen wollte, Modestas Abwesenheit.

Denn seit jenem Abend, als er den trunkenen Kapitän nach Hause geleitete, war es mit Bents' Gesundheit rasch abwärts gegangen. Die Lähmung nahm zu, und es war nur allzu wahrscheinlich, daß der Frühling, der mit ersten, lauen Lüften sich anzeigte, Kapitän Bents' letzter Frühling sein würde.

Ulisse ging wohl des öfteren hin, um sich nach seinem kranken Freund zu erkundigen, aber Modesta war so sehr um den Kranken bemüht, zeigte solch ein mildes, abwehrendes Lächeln, daß es ihm nicht noch einmal gelang, ihre Seele in ihren Augen herauf zu beschwören, wie an jenem Abend, als sie ihn „lieber Herr Heberle" genannt.

Ja, Ulisse magerte ab. Sein Wein schmeckte ihm nicht mehr, und er nahm die Speise ohne sonderliche Freude, ein Zustand, der ihm ungewohnt und unbehaglich war. Er saß oft im Laden bei dem alten Ruben, und sie konnten sich nicht genug tun in immer wiederholtem Staunen über die höchst seltsame Aufklärung, die die plötzliche Flucht der Ohnmächtigen gefunden hatte.

Brandt und Lenore hatten bald, nachdem sie sich gefunden, die Stadt verlassen. Ulisse gedachte des Dichters mit Zärtlichkeit, und er und Ruben woben um die fraulich-verführerische Erscheinung Lenores sanfte Träume.

Als die Blumenverkäufer in den Straßen Schneeglöckchen und erste Märzveilchen anboten, hielt es Ulisse nicht mehr.

Er kaufte ein Blütenbüschel, füllte einen Krug mit den „Tränen Christi" und stieg, gefolgt von Telemach, die Stufen zu Kapitän Bents' Wohnung hinauf. Er traf Modesta nähend in der Wohnstube.

Als sie aufblickte, lag auf ihrem Gesicht der Widerschein der Frühlingssonne. Da schlug sein Herz schneller.

Er stellte den Krug auf den Tisch und reichte ihr die Blumen dar. In seinen Augen flehte und sang die Liebe.

Sie war schüchtern, still-überwältigt, wußte nicht, wohin sie die Blicke wenden sollte und streichelte den Hund.

„Kommen Sie zu mir, Modesta!" flehte Ulisse, „ich bin so allein."

Sie nickte ihm still wissend und beglückt zu. „Wenn der Vater mich nicht mehr braucht," sagte sie leise.

★

Kapitän Bents brauchte sein Kind nicht mehr lange.

Im Mai trat er die große Fahrt in den Ozean an nach den weltverlorenen Inseln, um die sein armes, vom Leben müde gehetztes Gehirn bunte, abenteuerliche Träume gesponnen.

„Lügengeschichten" hatten die Klugen sie genannt. Lügengeschichten! Als ob Törichte oder Kluge irgend etwas davon wüßten!

Und Ulisse, um Jahre verjüngt, hob sein Madonnenbild aus der geweihten Andachtsnische und trug es mitten in die „halbe Hoffnung" hinein.

Modesta wurde eine Wirtin, die, der Madonna gleich, einen Stall in einen Königspalast zu verwandeln fähig war.

Und Ulisse, dessen Lebensschifflein mit windgeschwellten Segeln fuhr, sagte eines Tages: „Herberge zur ‚halben Hoffnung'? — Sollen wir nicht das ‚halbe' übermalen lassen und unsre Herberge ‚Zur Hoffnung' nennen?"

Aber Modesta lächelte fein mit entzückender Frauenklugheit.

„Lassen wir es bei der halben Hoffnung, Lieber," sagte sie. „In ihrem Zeichen haben wir uns gefunden, in ihrem Zeichen wollen wir weiter leben. Die Hälfte, die in den Wolken schwebt, wollen wir Gott überlassen."

Winter. Von Gustav von Festenberg

Die Schimmel ziehn den Schlitten in die Ferne.
Die Flocken wehen, drehen ihre Schleier.
Ein Baum, ein Haus, ein schwerverschneiter Weiher.
Wie freundlich ist die Fahrt zum Wintersterne.

Ein Schwan mit Silberglocken ist der Schlitten.
Wir lehnen in dem weißen Flaumgefieder.
Und weißes Flaumgefieder sinkt hernieder.
Die Schimmel sind schon fern, davon, entglitten.

Bald wird der Schwan die weißen Flügel breiten.
Die Flocken drehen, wehen ihre Schleier.
Wir gleiten über Wälder, über Weiher.
Die Welt verweht. Wir schweben in die Weiten.

Hafenbilder

Amsterdam. Von Berend de Vries

O Morgenruf der Händler auf den Straßen
Und Glockensingen dächerhin verschwimmend!
An den Alleen die ersten, müden, blassen
Herbstlichen Blätter gelb im Laube glimmend.

Des Himmels Klarheit ist heut kaum zu fassen;
Aus Grachtendunkel, gestern trübe flimmend,
Gleißt es an Häuserwände, Kais, in Gassen,
Macht Brückenbogen sonnenkringelflimmend.

Auf Markt und Straßen braust das bunte Leben;
Wohin du blickst, gibt es sich südlich frei.
Obstkarren leuchten früchterotes Beben.

Meerhungrig grollt des Dampfers dumpfer Schrei...
Bog in die Bree-Straat Meister Rembrandt eben?
Du siehst dich um, als ob es wohl so sei.

Die alte Zille. Von Friedrich Wischmann

Krank und rank die breiten Zillen lagen.
Eine mochte kaum der Fluß noch tragen.
Regen, Sturm
Zehrten an der Planke und der Wurm.
Diese alte hob ein dürres Klagen:

„Daß wir stets uns nur geduldeu müssen,
Bis uns wieder frohe Wellen küssen,
Das ist hart!
Daß uns keine Kraft gegeben ward,
Hoffnungslos verendend auf den Flüssen!

Selig war ich, wenn der Pudel bellte,
Der Sirene lauter Jubel gellte
Vor dem Tag.
Wie die Sonne in den Nebeln lag,
Bis sie siegend meinen Leib erhellte!"

Traurig sie der guten Zeiten dachte.
Und die kleinen Wellen kamen sachte
Wie ein Hauch,
Neckisch kitzelnd ihrer Prähme Bauch,
Bis die alte Zille brummend lachte.

Hamburger Hafen. Von Ludwig Weil

Die Riesenleiber wühlen durch die Wucht
Der schweren Wellen sich mit Plansch und Rauschen,
Barkassen, reich an Messing, flink an Flucht,
Die aufgeregt die Wasserplätze tauschen. — —
Sirenen höhnen dumpfen Tons die Ohren,
Zum Himmel stößt des Qualmes braune Brunst,
Der Schall von Hämmern fiebert aus dem Dunst,
Daß jedes Wort geht schon am Mund verloren...

Wie Faust an Faust, so reiht sich Kran an Kran
Und leert den Kai und füllt das Deck mit Lasten,
Krafthärte Arme drängen sich heran
Mit Schwung und Zuruf, Fluch und Händehasten.
Die Männerstirnen tropfen vor den Blicken,
Breit ist die Brust und braun vor Sonnenbrut —
Aus ihren Augen springt ein Flecken Blut,
Den sie wie Haß dem trägen Träumer schicken.

Ein weißer Dampfer zischt und schäumt hinaus,
An steile Ufer schwillt und schwappt die Welle,
Der Wirbel folgt. Es stampft das grelle Haus
Aus rotem Rauch in blanke Sonnenhelle.
Der Möwen Schrei ist wie Raketenpfeifen,
Vom Feiertuten heiser überbrüllt — —
Die Hand mit Mohn und Bernstein angefüllt,
Will nun der Abend in das Wasser greifen...

Das Frauenkleid in Mode und Malerei seit zwei Jahrhunderten

Von Dr. Wolfgang Bruhn

(Zur Ausstellung im Berliner Kunstgewerbe-Museum)

Was wüßten wir von den Menschen und Sitten vergangener Zeiten, wenn wir nur auf die schriftliche Überlieferung angewiesen wären! Wie mangelhaft und unzutreffend müßte unsere Vorstellung sein, wenn nicht die bildliche Anschauung durch zeitgenössische Darstellungen der Bildhauer, Maler, Zeichner und Graphiker hinzukäme. Ganz besonders gilt das für das große Gebiet der Trachten- und



Elisabeth Christine von Preußen, die Gemahlin Friedrichs des Großen, als Kronprinzessin. Gemälde von Antoine Pesne vom Jahre 1738. Dunkelblaues Samtkleid mit schwerer, silberner Reliefstickerei. Unterkleid aus weißem Atlas, Spitzenmanschetten, niedrige Puderperücke

Gräfin Lichtenau als Jägerin. Gemälde von Anna Dorothea Terbusch, geb. Liszewska, vom Jahre 1776
Gestreifter rosa Seidenrock mit Caracojäckchen, Halstuch und hohem Federhut



Modenwelt, die erst in der farbenreichen Wiedergabe durch die Maler für die späteren Generationen zum Leben erweckt werden und greifbare Gestalt annehmen. Freilich darf man nicht vergessen, daß die richtige Anschauung, die objektive Kenntnis von der äußeren Erscheinung der Menschen vergangener Jahrhunderte, von ihrem Auftreten, Gebaren, von Haltung und Kleidung durch das persönliche Temperament des Malers, durch seine künstlerische Handschrift und sein Auge ebenso beeinflußt wird wie etwa das historische Urteil über ganze Zeiten und Ereignisse durch die notwendig subjektive Einstellung des Geschichtsforschers. Und daher sind als Ergänzung zu den bildlichen Darstellungen des Zeitkostüms jene greifbaren Zeugen der modischen Kleidung

Fürstin Liegnitz. Gemälde von Adolf Henning vom Jahre 1832. Weinrotes Samtkleid mit Gazeärmeln, Turkenschal und Goldgürtel

von unschätzbarem Wert, die als Originalkleider bis in unsere Tage ein mehr oder weniger beachtetes Dasein gefristet haben.

Nur spärlich sind aber die Reste an Originalgewändern, die sich aus früheren Zeiten erhalten haben. Gehen wir zurück in die Vergangenheit, so stoßen wir bereits im 17. Jahrhundert, etwa zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges, auf riesige Lücken in dem Bestande an erhaltenen Originalkleidern, und erst das 18. Jahrhundert bietet in reicherem Maße die Möglichkeit, zeitgenössische echte modische Gewänder, die nachweislich von Herren und Damen meist der höheren Stände getragen wurden, neben die gemalten Modendarstellungen zu halten.

Dadurch sind wir in einer doppelt glücklichen Lage: Wir können uns die Trageweise, die Gesamterscheinung, gleichsam den Geist einer Mode seit dem 18. Jahrhundert durch den Vergleich des Originalkleides mit dem Modenporträt vergegenwärtigen und hauchen damit



dem toten Schneidermodell erst Leben ein; und wiederum können wir dem nachschaffenden oder frei erfindenden Maler im wahren Sinne ein wenig auf die Finger sehen, indem wir seine Darstellung an dem gleichzeitigen, mehr oder minder ähnlichen Modell nachprüfen.

Nicht ein Zufall ist es daher und keine willkürliche Zusammenstellung, wenn die Ausstellung „Das Frauenkleid“ sich zum Sichtbarmachen der genannten Zusammenhänge zwischen Mode und Malerei einmal streng auf die letzten zwei Jahrhunderte beschränkt hat. Der an den Objekten und Kunstwerken entlang wandelnde Betrachter konnte scheinbar mühelos den modischen Zeit-



Bildnis der Frau v. Ledermann. Gemälde von Otto Kreyher vom Jahre 1874. Rosa Atlaskleid mit geknöpfter enger Schoßtaille und langer Schleppe. Dreifach abgebundene Faltenärmel mit Spitzenmanschetten. Original im Besitz von Frau Generalkonsul Eisenmann



stil jeder einzelnen Periode daran „ablesen“ und den mehr oder weniger raschen Wandel des modischen Geschmackes gleichsam miterleben.

Lassen wir nun, im Anschluß an die Ausstellung, das vielfältige und wechselvolle Bild der modischen Entwicklung vom Beginn des 18. Jahrhunderts bis zur allerjüngsten Gegenwart wie ein Wandelpanorama vor uns abrollen. Wenn uns dabei die farbigen Bilder nach ausgewählten Gemälden von der Ausstellung und die andeutenden, gleichsam stenographischen Glossen von Marlice Hinz die erwünschte Anschauung geben, so müssen wir dazu noch im Geiste die kostbare Schatzkammer des „Moden-Museums“ (vom Verband der Deutschen Modenindustrie vor Jahren aufgebracht!) mit heranziehen, deren Einzelstücke mit ihrem ganzen farbigen Reichtum und ihrem stofflichen Reiz auf der Ausstellung das Auge entzückten, die aber in der Reproduktion nur kalt und leblos wirken würden. — Die neue französische Weltmode trat seit dem Ausgang des 17. Jahrhunderts mit dem Anspruch auf Allgemeingültigkeit prunkvoll und majestätisch auf den Plan. Das Kleid der vornehmen Dame dieser Zeit des Spätbarocks war stoffreich und von stattlicher Wirkung. Ein enger, ziemlich rundlicher Rock reicht von den Hüften bis über die Füße, von oben bis unten mit schweren metallischen Stickereien reich verziert oder mit Volants und Spitzen mehrfach besetzt. Dieser Rock war mit dem vorn verlängerten steifen Leibchen verbunden. Darüber trug die Dame den sog. „manteau“: ein langes Oberkleid mit halblangen Ärmeln, das von den Schultern über den freien Hals den Oberkörper fest umschloß, aber an den Hüften vorn über den unteren Rock zurückgeschlagen, in weitem Bausch nach hinten gerafft ward und in einer langen Schleppe endigte. Diese ganze stattliche Erscheinung wurde nach oben zu noch ver-



In Heringsdorf. Dame in Turnüre. Ausschnitt aus einem Aquarell von Anton v. Werner vom Jahre 1877
Im Besitze von Fräulein Lilli von Werner, Berlin

Bildnis der Frau Anna Reichenheim. Gemälde von Carl Gussow vom Jahre 1886
Gelblich weißes Seidenkleid mit Atlasschleppe

längert durch die hochgetürmte Haarfrisur oder die sog. fontange, eine Haube aus gesteiftem Leinen oder Spitzen, entsprechend der Allongeperücke des Herrn. Die für solches Kleid gewählten Gewebe waren aus schwerem Samt oder kostbarem Brokat mit mächtig geschwungenen Ornamenten, dazu starke Farben von dunkler Tönung.

Fast vierzig Jahre lang hat diese strenge und pomphafte Mode geherrscht und drohte zu verknöchern, als endlich ein neuer Geist der Leichtlebigkeit und Ungebundenheit mit dem Tode Ludwigs XIV. die Fesseln der Tradition sprengte und in Kunst und Lebensanschauung, in den Gesellschaftsformen und in der Mode sich auswirken konnte. Diese Übergangszeit vom Barock zum Rokoko sind wir gewohnt, in der Kunst als Regence-Stil zu bezeichnen. Auch in der Frauenmode lösen sich die schweren Barockformen auf und geben dem Umriß der weiblichen Gestalt ein leichteres, eleganteres Gepräge. Ein geschmeidigeres Zusammenspiel der Linien und Farben, ein freies Fließen der Stoffe und ein zarter Schimmer ihrer Oberfläche ist wesentlich für diese Mode. Die Bilder von Antoine Watteau sind am besten geeignet, einen Begriff von dieser reizvollen Übergangsmode zu geben (1715—30). Besonderer Beliebtheit erfreute sich damals die sog. Kontusche, ein bequemes, salopp hängendes Kleid, das vom offenen Halse lose über den unteren Rock herabfällt. Dieser Rock selbst ist zusammengearbeitet mit dem kurzärmeligen Schnürleibchen und bildet seit den dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts jene charakteristische Glokkenform aus, die von innen durch einen sog. panier, den Reifrock, gehalten wird. Mehr als fünfzig Jahre sollte diese Reifrockmode sich halten. Der Wandel vom leicht abgesteiften Glockenrock um 1725 über den vollen runden Kuppelrock (bis etwa 1750) bis zu der ovalen, die Hüften stark verbreiternden Gestalt um 1770 war an den ausgestellten Kleidern und Gemälden dieses Zeitraums deutlich zu





Bildnis eines Mädchens in geblümtem Kleid. Gemälde von Raffael Schuster-Woldan vom Jahre 1893

verfolgen. Das Kleid, das die preußische Königin Elisabeth Christine, Friedrichs des Großen einsame Gemahlin, auf dem prachtvollen Bildnis von Antoine Pesne trägt, zeigt den Übergang von der ersten zur zweiten Form dieser Mode.

Die eigentliche Rokoko-Mode bildet das zaghaft Begonnene und leicht Angedeutete zu größerer Fülle und zu bewußterem Kontrastreichtum aus. Aus den zarten Tönen werden sattere Farben, aus dem matten Schimmer der Stoffe wird ein leuchtendes Strahlen, aus dem dünnlinigen Ornament oder dem leicht hingestreuten Blumenmuster wird ein üppig sich ausbreitender Blumenteppich, eingerahmt von den Falbeln, Rüschen und Schleifen der Kleidsäume, des Mieders und der Ärmel.

Bildnis der Frau Dr. Kathi Schaps
Gemälde von George Mosson vom Jahre 1904

Am stärksten ist vielleicht die Wirkung der engen, spitzen Wespentaille im Widerspiel mit dem breit ausladenden Reifrock.

Immer mehr wird in der Folge dieses Reifrockkleid zur eigentlichen Staatsrobe. Seit den siebziger Jahren hat es auch den äußersten Umfang nach den Seiten erreicht und bemüht sich, zum Schaden des ästhetischen Eindrucks, die breiter gewordene abgeplattete Vorderfläche möglichst reich zu dekorieren. Blumengewinde und Puffen aus Tüll, Perlschnüre und andere heterogene Zierelemente umziehen und überwuchern den Kleiderstoff. Der Kopf ist bekrönt von riesigen turmartigen Aufbauten aus kunstvollen Haarfrisuren und hohen Hauben.

Die in der Ausstellung vorgeführten Originalkleider dieser langen Epoche vom Regence- zum Rokokostil und zum Ausklang in der Louis XVI-Zeit zeigen so ziemlich alle Hauptformen dieser Entwicklung des Frauenkleides vom glockenförmigen Reifrock mit engem, aber noch kürzerem Mieder über die große, runde Kuppel mit tiefer, spitzer Wespentaille bis zur riesigen Staatsrobe mit breitester Hüftenverstärkung. Als Maler dieser Epoche, der den modischen Stil und den stofflichen Reiz, den Reichtum der farbigen Kontraste und der erlesenen Textilmuster ganz besonders fein und liebevoll bis in die Details wiederzugeben verstand, ist in Berlin Antoine Pesne so vorbildlich, daß seine Frauenbildnisse geradezu als Musterbeispiele gelten können.

Bemerkenswerterweise treten in der letzten Periode dieses großen Modenabschnittes, als die Verfeinerung und der Luxus ihren Höhepunkt erreichten, einige bedeutende weibliche Modenmaler auf den Plan, die zu dem angeborenen Blick und Geschmack ihres Geschlechtes für die Kleidkunst auch noch die besondere Begabung zum Malen mitbringen; zwei Schwestern aus der bekannten Malerfamilie der Liszewski, von denen besonders die jüngere, Anna Dorothea, verehelichte Terbusch, auf dem Bildnis der Gräfin





Bildnis der Frau N. von Seemann
Gemälde von J. Q. Adams vom Jahre 1912
Schwarzes Taftkleid, an den Hüften breiter, nach unten enger werdend

Bildnis. Gemälde von Arthur Grunenberg vom Jahre 1916

Lichtenau als Jägerin (1776), der Geliebten Friedrich Wilhelms II., ihre reiche Farbenpalette in den Dienst der entzückendsten Schneiderkunst als Hülle für eine pikante Frau stellt.

Die Jahrzehnte von 1780 bis 1800 sind nicht nur politisch und sozial reich an Umwälzungen gewesen, sondern zeigen auch auf dem Gebiet der Mode viele Veränderungen. Das Hof- und Staatskleid der Frau hielt sich zwar noch längere Zeit konservativ in Form und Schnitt. Aber im bürgerlichen Leben hatte der große Reifrock seine Rolle bald nach 1780 ausgespielt. Der lange Rock, noch immer ziemlich weit, legte sich nun in dichten Falten um den Körper. Die weichere Wolle verdrängte vielfach die starren Brokatstoffe und Seiden, deren Ornamente und Farbenverbindungen ja auch nicht mehr dem Stil des





Bildnis. Gemälde von Martel Schwichtenberg
(Akademie-Ausstellung, Berlin 1925)

Bildnis vom Jahre 1923
Gemälde von Paul Scheurich. Großgeblümtes, weißes Atlaskleid

neuen Kleides entsprachen. Auf dem Kopf weichen die unförmlichen, hohen Frisuren einem leichteren Spiel von dichtem Lockenhaar, das, meist noch gepudert, Scheitel und Schläfen bedeckt. Von dem früheren Kleide blieben eigentlich nur die Schnürtaille und die Stöckelschuhe übrig. Dazu brachte die neue Mode damals noch eine sehr anmutige Neuheit: den Caraco, ein Schoßjäckchen, das über dem Faltenrock getragen wurde. Vervollständigt wurde diese Tracht dann noch etwa durch eine Tändelschürze, wie sie heute jedes bessere Kammerkätzchen auf dem Theater (als Erbe des späten 18. Jahrhunderts) zu tragen hat. Auch das Brusttuch oder Fischü (fichu), das weitbauschig über Brust und Hals bis zum Kinn steigt, trat als charakteristisches modisches Zubehör hinzu.

Die große französische Revolution und die Reformideen der englischen und französischen Philosophen waren auch auf die Mode des ausgehenden 18. Jahrhunderts von nachhaltigem Einfluß. Von England her drang gleichzeitig eine Richtung auf das Praktische, Gesunde und Schlichte herüber, die gut zu dem Bürgertum paßte, das sich soeben seine Gleichberechtigung als neuer Stand neben der Gesellschaft des ancien régime errungen hatte. Schriftsteller und Ärzte kämpften erfolgreich gegen die Unnatur in der Kleidung, die besonders in dem Schnürleib und den Stöckelschuhen zum Ausdruck kam. Auch Künstler wie Chodowiecki hatten schon praktische Entwürfe von Kleidern zu verschiedenen Zwecken geliefert, die den neuen ästhetischen und hygienischen Forderungen entgegenkamen. Kurz vor dem Ende des Jahrhunderts waren jedenfalls Schnürleib und Stöckelschuhe überall von der Bildfläche verschwunden.



Das neue klassizistische Zeitideal, schon in den Tagen des Louis Seize-Stils erwacht und durch die französische Republik noch bewußter geworden, traf mit jener Tendenz zum Natürlichen und Einfachen zusammen. So nimmt es nicht wunder, daß die Mode kurz vor 1800 das

griechisch-römische Kleid rasch als das erstrebte Vorbild nachahmte. Natürlich nur in den Grundlinien und in gewissen Einzelheiten. Wie eine Griechin trug die Dame der Directoire-Zeit Hals und Arme bloß, wie die Römerin trug sie den Tituskopf oder die sandalenartigen Schuhe mit Beinbändern, und das lange Schleppkleid floß in weichen Falten herab. Mit Vorliebe verwendete man farblose, leichte Musselinstoffe und beschränkte sich auf geringste Unterkleidung.

Einige charakteristische Proben dieser frühen sowie der späteren sog. Empirekleidung fanden im Zusammenklang mit zeitgenössischen Frauenbildnissen (Königin Luise von Böttner, Fürstin Galitzin von Füger z. B.) in unserer Ausstellung Berücksichtigung. Um 1805 paßt sich das Kleid wieder mehr dem nordischen Klima mit Ärmeln und Halsschluß an. Anderseits verschwindet die Schleppe, der Rock wird fußfrei und reicht um 1810 bloß noch zum Knöchel. Die Taille bleibt hochgeschlossen und ungeschnürt. Das kleidsame Spengerjäckchen mit hohem Kragen kommt damals auf, das den etwas unschönen, zu hohen Taillenschluß zu verschleiern bemüht ist.

Allmählich ziehen (zwischen 1815 bis 1820) alte Formen der Mode wieder ein. Die Taille rückt wieder leicht eingeschnürt an ihre natürliche Stelle oberhalb der Hüften. Der Rock wird unten trichterförmig weiter. Die Hüfteneinschnürung verstärkt sich aber rasch wieder, und die Taille erscheint durch die stark geblähten Ärmel und breiten Schultern noch schlanker. Nach 1825 werden die Ärmel immer umfangreicher. Auch der ziemlich kurze, glatte Rock nimmt diese Richtung in die Breite auf und wird am unteren Rande bald immer reicher besetzt. Vom Saume aus braucht diese Verzierung aus „Frisuren“ und Blumenmustern auch nach



Bildnis der Frau Mercedes-Peine
Gemälde von Joseph Oppenheimer vom Jahre 1926





rocks, der nun schon zum dritten Male in der Geschichte der Mode eine Rolle spielt. Der lange, faltige Rock wird immer weiter und bauschiger, bis die Masse des Stoffes wiederum eines festen Innengerüstes bedarf, das aus Bändern und Metallreifen hergestellt wurde. Zuerst bildet die Krinoline eine runde Kuppel, ähnlich dem panier der Rokokozeit, in den sechziger Jahren wird sie um die Hüften enger und läuft nach unten oval auseinander, von einer Schleppe verlängert. Spitzenverzierung, reiche Volants und anderer Ausputz verzieren die große Fläche des Stoffes. Die Ähnlichkeit der Einzelformen und der modischen Umrisse mit denen der Reifrockmode vor damals hundert Jahren springt in die Augen: der spitze Schnürleib, die schmalen Schultern, der Halbärmel mit Spitzenmanschette u. a. Auch die Vorliebe für schönfarbige französische Seidenstoffe, oft gestreift oder zart gemustert, gibt dieser Mode bis in die siebziger Jahre ihren besonderen Reiz. Nicht mit

Bildnis der Modenzeichnerin Liselotte Friedländer. Gemälde von Georg Walter Rößner vom Jahre 1926. Grünes Komplet

oben zu mehr Raum. Der Gegensatz von schmaler Einschnürung und breiter Ausdehnung tritt in dem Kleide, das die Fürstin Liegnitz, Friedrich Wilhelms III. zweite Gattin, auf Adolf Hennings Bildnis 1832 trägt, deutlich in Erscheinung. Selbst die Haarfrisur spielt mit diesem Kontrast. Es ist die typische Mode des sog. Biedermeier, die sich noch bis vor kurzem großer Beliebtheit erfreute.

Farbenfreude und Abwechslung in den Formen hat sich das Frauenkleid auch in den Zeiten erhalten, als das Männerkleid immer düsterer und nüchterner zu werden begann: Die Zeit von 1845 bis 1865 ist für die Frauenmode bedeutsam durch das Aufkommen und Wiederverschwinden der Krinoline, jenes Reif-

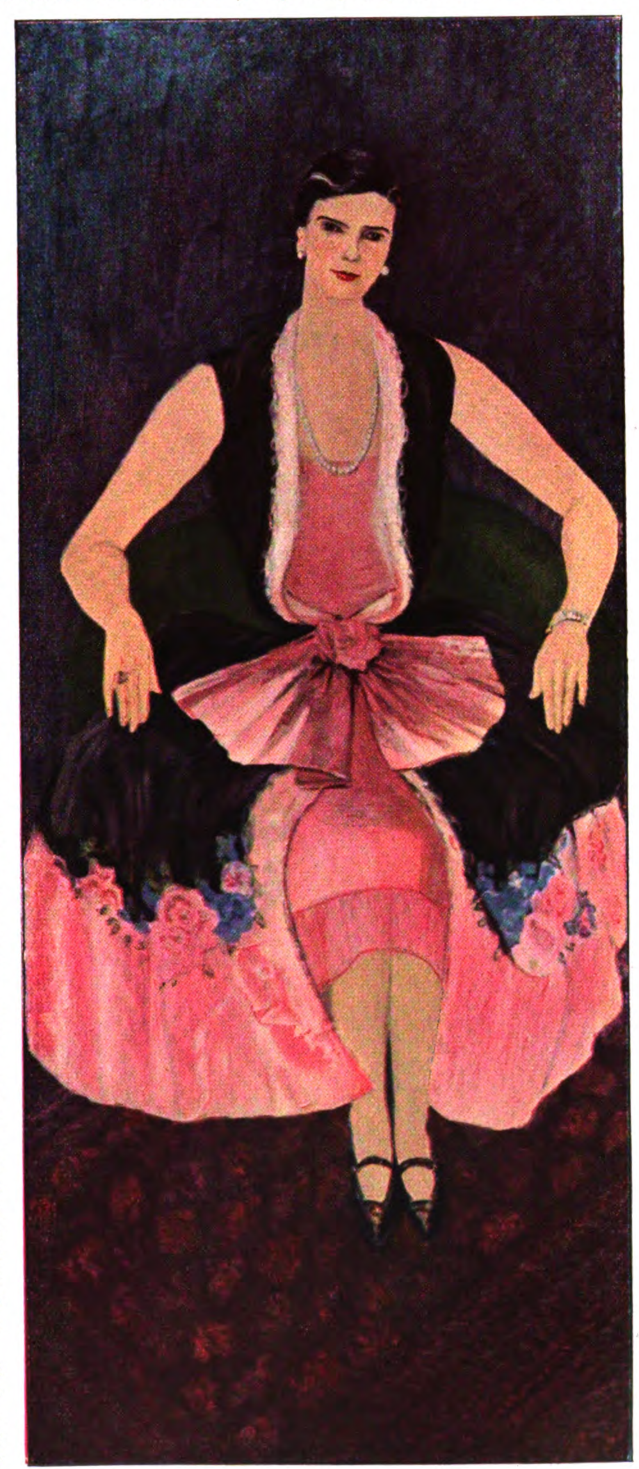


Der Hermelinschal. Gemälde von Fritz Rhein vom Jahre 1926
Pelzmantel aus Hermelin mit Nerzschweifen

Unrecht spricht man wie im Kunstgewerbe auch in der Mode dieser Zeit von einem „zweiten Rokoko". Neu hinzu tritt die häufige, oft überreiche Verwendung von Posamenten und Bändern allerart. „Mantillen" aus Seide oder ganz aus schwarzen oder weißen Spitzen, „Türkenschals" und andere Umschlagtücher beleben das Gesamtbild dieser Mode in ansprechender Weise.

Die Mode der letzten Generation des 19. Jahrhunderts (von 1870 bis 1900) nimmt einen weit weniger organischen Verlauf als die zuletzt behandelte der Krinolinenzeit. Zunächst verdrängte ein enger Rock mit einem durch das sog. „cul" nach hinten gebauschten Oberkleid (Tunika), das weite Frauenkleid. Bald nach 1870 erscheint noch einmal ein weiterer Schlepprock unterhalb der stark geschnürten, vorn mit Haken geschlossenen Schoß-Taille, mit deutlich sichtbaren Nähten, oft von prunkvollem Seiden- oder Atlasstoff. Das riesige, sehr repräsentative Bildnis der Frau v. Ledermann von dem zu wenig bekannten Breslauer Otto Kreyher gibt eine glänzende Probe dieses Modenstils der siebziger Jahre. Die folgende, ziemlich gering geschätzte Mode nach 1875 ist durch den von den Hüften bis zu den Knien ganz engen Rock mit langer Schleppe gekennzeichnet, der mit Falbeln, Bändern, Schleifen und allerlei aufgebundenen Frisuren überladen wird. Daß solche Mode nicht durchaus unkleidsam sein mußte, zeigt uns das reizende Heringsdorfer Aquarell von Anton v. Werner (1887), dessen feine Kostümstudien und liebevolle Kleidmalerei auf der Ausstellung überhaupt Laien und Kenner allgemein überrascht haben.

In den achtziger Jahren wird der Rock wieder gleichmäßig weiter und fußfrei. Die Rückensilhouette wird durch die sog. Turnüre charakteristisch belebt. Einige Maler dieser Zeit haben diesem heute etwas vernachlässigten



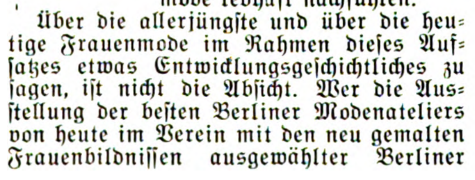
Bildnis der Frau Masius
Gemälde von Augusta von Zitzewitz vom Jahre 1926
Rosa Taftstilkleid mit großer Schleife und Stickerei

Modenstil manchen Reiz und manchen ungeahnten Zauber abzulauschen verstanden. Unter ihnen ragt Carl Gussow als zartsinniger und feinfühliger Frauenmaler hervor, dessen Bildnis der Frau Anna Reichenheim in der Berliner Kunstausstellung von 1886 berechtigtes Aufsehen erregte.



Bildnis der Frau Carola Toelle
Gemälde von Kuenze-Graefe vom Jahre 1926

Eine überragende Rolle spielte der Ärmel in der Mode der neunziger Jahre. Vom Ballon- und Keulenärmel an durchläuft er alle Formen, die die dreißiger Jahre bereits vorgebildet hatten, in Verbindung mit dem sich bald einstellenden Glockenrock ein Wiederaufleben der sog. Biedermeiermode. Das reizvolle, frühe Bildnis des Mädchens im rosa geblümten Kleid auf dem Bärenfell von Raffael Schuster-Woldan ist in dieser Zeit des wiederauflebenden Ärmels entstanden. Mancher Zug in der Modenentwicklung um die Wende zum 20. Jahrhundert erscheint uns Heutigen ebenso unschön wie naturwidrig. Aber dieser letzte Einwand könnte gewiß in verstärktem Maße auf die Moden des 17. und 18. Jahrhunderts bezogen werden. Auf jeden Fall hat unseren Eltern *ihre* Mode gut gefallen. Es gehört eben ein größerer Zeitabstand dazu, um einen eben erst verschwundenen Modegeschmack objektiv zu würdigen. George Mossons amüsantes kleines Gesellschaftsbild von 1903 läßt das Prickelnde dieser Frauenmode lebhaft nachfühlen.



Über die allerjüngste und über die heutige Frauenmode im Rahmen dieses Aufsatzes etwas Entwicklungsgeschichtliches zu sagen, ist nicht die Absicht. Wer die Ausstellung der besten Berliner Modenateliers von heute im Verein mit den neu gemalten Frauenbildnissen ausgewählter Berliner Künstler aufmerksam betrachtet hat, oder auch nur flüchtig auf sich wirken ließ, wird auf jeden Fall das Empfinden gehabt haben, daß hier ein stark pulsierendes Leben sich regt, und daß unser eigenes Zeitgefühl von heute seine beredte Sprache spricht. Ein frischer Atemzug, eine reiche Farbenfreude, geschmackvolle, ungekünstelte technische Verarbeitung erlesener Stoffe! Vielleicht täte nur eine größere Zurückhaltung in der Wahl der Muster und Stoffverbindungen not, um den Stoff als edles Material besser zur Wirkung zu bringen und um den Geschmack des Publikums nicht zu verwirren. — Die Maler von heute haben jeder auf seine Weise das aktuelle und doch — ach — von der Kunst so stiefmütterlich behandelte Problem der Mode und weiblichen Eleganz zu bewältigen versucht. Interessant, wie grundverschieden diese Künstler sich zur Frauenmode stellen, verglichen etwa mit den Malern des 19. und 20. Jahrhunderts. Aber auch grundverschieden untereinander. Die verschiedensten Stile in bezug auf die Wiedergabe des Frauenkleids laufen hier durcheinander. Altmeisterliches in der Treue gegen das Naturobjekt wechselt mit souveräner Verachtung der spezifisch modischen Werte und der stofflichen Vorlage. Hier ein sinnvolles Auskosten der künstlerischen Möglichkeiten einer elegant gekleideten schönen Frau von lässig-pikanter Haltung, dort eine freie Paraphrase über ein Modethema ohne die Absicht auf sachliche Wiedergabe.

Hier erlebten wir's: wie köstlich duftend die Blumen sind, die uns die Mode auf den Weg streut!



Federzeichnungen von Marlice Hinz

Neues vom Büchertisch

Romane, Novellen und Bekenntnisse. Von Karl Strecker

Heinrich Federer: Das deutsche ABC (Heilbronn 1926, Eugen Salzer) — Hans Leip: Tinser (Leipzig 1926, Grethlein & Co.) — Sophie Hoechstetter: Flucht in den Sommer (Berlin 1926, Guido Hackebeil) — Gustav Frenssen: Otto Babendiek (Berlin 1926, G. Grote) — Richard Dehmel: Bekenntnisse (Berlin 1926, S. Fischer)

Durch alle Bücher unserer Alpenerzähler wachsen schwere Felsen und schwarze Tannen und donnernde Bäche und wird es früh Nacht und gibt es Frost und Schwielen. Aber gelacht wird kaum, und nie leicht und leer." So sagt Heinrich Federer von den Schweizer Erzählern. Er muß es wissen, denn er gehört zu ihren besten. Nur versteht gerade er sich auch aufs Lachen, denn er verfügt über einen gar feinen lieblichen Humor. Humor und deutsches Fühlen sind auch in seinem neuen Buch nicht zu verkennen: Das deutsche ABC mit dem Untertitel „Ein Volksgeschichtlein". Federer schildert da in seiner wunderbar knappen, gehaltvollen Sprache den launigen Kampf um die lateinische und deutsche Schrift, ausgefochten in einem Dörflein zwischen einem jungen Lehrer und seinem Vorgesetzten, seinen Landsleuten, endlich seinen Schülern. Aber hinter diesen einfachen Geschehnissen verbirgt sich das Sinnbild deutschen Wesens und eine ohne Aufdringlichkeit gegebene Nutzanwendung. Die Zusammenhänge unsrer Kultur und Politik mit dem ABC-Krieg werden in überlegener Laune aufgedeckt und schließlich wird die Freiheit in der Wahl der Schrift zur Freiheit des Gedankens erhoben. „Lehret und lernet deutsch denken und deutsch handeln, dann schreibt meinetwegen mit chinesischen Buchstaben", sagt ein kluger alter Polterer zum Schluß. Solche Stimmen müssen, scheint's, erst über die Grenze kommen, um ohne Mißtrauen gehört zu werden . . .

Der Dichter von „Godekes Knecht", Hans Leip, legt ein neues Buch auf den Tisch: Tinser, „Roman einer Heimkehr". Der Hamburger Jonke Tinser hat in russischer Gefangenschaft Jahre unsäglichen Leides durchgemacht und gelangt schließlich durch eine abenteuerliche Flucht nach Deutschland zurück. Die Höllenqualen, die er erlitten, verfolgen ihn im Wachen und im Traum. Nicht so sehr die körperlichen, obwohl sie kaum erträglich waren (so hatte er sich wochenlang von Moos ernähren müssen) — sondern die seelischen, die Schattenbilder grauenvoller Erlebnisse, blutiger Morde, die ihm und einem Kameraden nicht erspart blieben, wollten sie sich retten. Zuletzt war er bei den deutschen Platinsuchern im Ural gewesen. Von da auf abenteuerlicher Flucht durch die Steppe, über Moskau kommt er glücklich heim, wenn auch ohne seinen Kameraden, der sich in Moskau in einem Wahnsinnsanfall (der auch Tinser nicht erspart blieb) erschossen hat. Wie findet er alles verändert daheim! Die blühende Werft seines Vaters verfällt, und nur in zähem Hanseatentrotz hält der Alte noch an ihren Trümmern fest. Und wie dem Vater, so geht es Tausenden und Abertausenden. Nie, so fürchtet Tinser, wird er in diese Verhältnisse wieder sich eingliedern, hier eine Bestimmung finden können. Trotzdem läßt er den Mut nicht sinken. Er geht nach Berlin und gewöhnt sich langsam an Nackttänze und Kaugummi, an Sipo, Lichtreklame und Zeitungsgeschrei. „In Musik und Dichtung findet er alles scheußlich, es tönt ihm wie Händlergeschrei, wie Jahrmarkt, der mit heftigem Brustton als heilige Handlung ausgegeben wird." Aber er studiert mit Fleiß, sitzt zwischen weit jüngeren Menschen und beginnt langsam seine Gedankenbahnen wieder in Ordnung zu bringen.

Dafür beginnt aber jetzt der Verfasser ein rasendes Jagen, als wäre er auf der Flucht vor Spitzeln und Schergen. Ich weiß nicht, inwieweit ein bekannter Zeitungswettbewerb, in dem dieser Roman gestartet ist und auch eine Auszeichnung erhalten hat, den Anlaß zu diesem fabelhaften Tempo, zu diesen zahllos vorüberflitzenden Filmbildern gegeben hat, jedenfalls ist es unmöglich, hier anders als flüchtig andeutend die wirbelnden Erlebnisse Tinsers zu erwähnen, die er in Berlin, Hamburg, London, Paris, Kopenhagen hat, die verwegenen Flugfahrten, auf denen es zum Kampf auf Leben und Tod in enger Kabine, mit Chloroformmaske und Revolver kommt, Seereisen mit galanten Abenteuern, endlich die Schilderung großer Arbeitsstätten, seltsamer Männer (ein Typ Stinnes ist wundervoll gezeichnet), eigenartige Frauen, zu denen Tinser in mitunter recht intime Beziehungen tritt. Immer noch spuken die schaurigen Erlebnisse wieder einmal in seinem erregten Hirn, aber schließlich rauscht das Leben so stark, daß er die Stimmen des Grauens nicht mehr hört. Die Gegenwart mit ihren Forderungen nimmt ihn ganz gefangen und, vom Leben tüchtig gegerbt, in allen Feuergluten gehärtet, wird er jetzt der rechte Mann sein, die herabgekommene

Werft seines Vaters wieder in die Höhe zu bringen — aufzubauen.

In der Anlage ist auch dieser Roman gut, in der Ausführung erkennt man zwar an vielen Stellen wieder den Meister des Worts, des Schauens, der eine Sachlage, ein Bild in eine Zeile preßt, der seltsame Begebenheiten lebensprühend zu schildern weiß — aber je weiter man liest, um so enttäuschter wird man durch die Wahrnehmung, daß es nicht schöpferischer Drang ist, aus dem dieser Roman entstand, sondern die doktrinären Vorschriften eines Preisausschreibens, das unbedingt alle Merkmale des speziellen Zeitungsromans fordert, nebenher aber noch (soviel ich mich erinnere) verlangt, daß der Roman politisch und kulturell erzieherisch wirken, daß er in den tiefsten Problemen des deutschen Volks wurzeln soll und einiges andere mehr. Immerfort merkt man beim Lesen den Fluch dieser Bedingungen: hier würde der Stoff ein Ausschwingen der Stimmung fordern, hier eine psychologische Vertiefung, hier ein farbiges Bild mit breiterem Pinselstrich — aber ängstlich knippst der Verfasser mit der Schere, sobald ein „Fortsetzung folgt“ in Sicht ist. Ausdrücklich lautet ja die Vorschrift, daß jede Fortsetzung in sich den Leser interessieren und zugleich seine Spannung auf die nächste Fortsetzung erhalten müsse. Noch schlimmer aber wird es beim Befolgen der übrigen Bedingungen. Da der Verfasser augenscheinlich ebensowenig wie andere Leute genau zu sagen wußte, welches denn nun eigentlich „die tiefsten Probleme des deutschen Volkes“ seien, in denen der Roman „wurzeln“ soll, faßt er die Aufgabe von der negativen Seite: er läßt seine Helden in allen Ländern Europas umherreisen und erkennen: nein, hier sind sie nicht, diese tiefsten Probleme, auch bei Stinnes sind sie nicht, denn „er stört zu rasch den Genesungsschlaf des Vaterlandes“. Wo also sind sie? Auf der Suche nach ihnen wird Leip zum Theoretiker, zum Schulmeister und Wanderredner. Auf der vorletzten Seite lautet seiner Weisheit letzter Schluß: „daß es wichtig wäre, an irgendeiner Stelle nunmehr nach bestem Können und Gewissen anzupacken und auf kleinem Raume nach der menschlich möglichen Vollkommenheit zu streben und somit, unbeschadet aller großen Vorsätze, erstmal dem Nächstliegenden und der Tat zu dienen.“

Nun wissen wir's. Und „politisch wie kulturell erzogen“ legen wir das Buch aus der Hand, dessen Vorzüge trotz dieser Mängel immer noch groß genug sind, in Leip nach wie vor eine der besten Hoffnungen der deutschen Erzählungskunst sehen zu dürfen: — nur muß er wieder bei sich selber einkehren.

Ein Buch, in dem diese Selbsteinkehr, wie bei Faust in der Höhle, aus jeder Zeile spricht, zugleich ein Frauenroman im besten Sinne, ist **Die Flucht in den Sommer** von **Sophie Hochstetter**. Die rührende Geschichte einer sehr empfindlichen, aber im Grunde doch starken und lebensfrohen Künstlernatur, die sich von den Fesseln ihrer Liebe allgemach befreit, weil der Mann, dem sie gilt, ihrer unwürdig ist. Eine berühmte Sängerin flieht aus Berlin, wo der verführerische Mann wohnt und wirkt, in ihre kleine ländliche Heimat der Weihermühle. Der alte Gegensatz zwischen der Scheinkultur der Millionenstadt und den Lebenswerten einfacher, starker Naturen, die im Heimatboden wurzeln, wird hier nicht mit Redensarten, sondern mit vielen feinen Zügen, die innerstem Erleben abgelauscht sind, zum Grundmotiv des Geschehens gemacht. Dort in der Weihermühle findet Elsa sich zurück zu den Kräften ihres Lebens, eine alte Liebe steigt wie ein Schattenbild aus der Vergangenheit noch einmal herauf, aber sie weckt nur ein Gefühl der Wehmut. Denn noch immer fiebert Elsa, wenn sie an ihren jetzigen Geliebten denkt, der „so kühl und überlegen ihr Dinge befahl, die Verstand und Vernunft und auch die Gesundheit ihrer ganzen Natur ablehnten“. Die Erinnerung an ihn erblaßt nicht — er selber muß erst kommen in diese ländliche Umgebung, zu diesen gesunden und schlichten Menschen, um ihr zu zeigen, was für eine dürftige Figur er mit seiner ganzen Sicherheit und Gescheitheit und Eleganz auf diesem Hintergrunde macht, wie kränklich, unredlich und gekünstelt sein ganzes Wesen im Grunde ist. Ein anderer Mann tritt ihr in den Weg. Eine jener Naturen, die der Krieg und seine Folgen bis in die Grundfesten ihres Seins erschüttert, aber nicht zerstört haben. Allem Schein abgewandt, liebt er sie so still und tief, daß er um ihretwillen aus dem Leben gehen will. Hier erkennt Elsa erst, was wahre Liebe ist, und entschlossen zieht sie die Folgerung.

Auffallend ist hier wieder einmal die Doppelerscheinung künstlerischer Motive. Im Augustheft hatte ich den Roman „Caliban“ von Isolde Kurz hier betrachtet — es ist durchaus dieselbe Geschichte: auch dort flieht eine große Sängerin, umstrickt von der Liebe zu einem bestechenden Lebemann der großen Welt, in die einfache Natur, zu Verwandten (sogar die verheiratete Schwester fehlt nicht) und gesundet so. Der Stoff liegt freilich nah, denn jede Frauennatur, die echt und stark genug ist, sich in ähnlicher Weise von Trugerscheinungen der großen Welt zu befreien und reinmenschliche Werte zu finden, erlebt mutatis mutandis diesen typischen Roman. Er bietet auch den dankbarsten Stoff für einen weiblichen Erzähler. Denn hier wird nicht die Gestaltung eines Menschen aus dem vollen, in großen Zügen und mit weiten Horizontlinien gefordert, sondern das, was die Feder der Frau so besonders gut versteht: das Zusammentragen vieler Striche und Strichelchen zu einem lebenswahren Seelenbilde, die feinste und schärfste Beobachtung scheinbar unwesentlicher Züge, die in ihrer Gesamtheit das

Porträt geben. Freilich gelingt dies auch den großen Schriftstellerinnen meist nur bei der Schilderung einer Frauenseele, die Darstellung der Männer ist bis auf eine oder zwei Gestalten selten ohne kleine Stachelgelüste und Bosheiten.

Ein dichterisches Lebensbekenntnis schweren Gewichts ist Gustav Frenssens selbstbiographischer Roman: Otto Babendiek. Zunächst rein wörtlich genommen: es zählt nicht weniger als 1291 Seiten. Dann aber auch dem Plane nach: es gibt ein ganzes Leben, Frenssen selber nennt es in einem Vorwort seine Lebensgeschichte, freilich sei sie anders als die reine Wirklichkeit: „Die Erzählung ist immer in jener Schwebe zwischen Wahrheit und Dichtung, welche allen ähnlichen Werken eigen ist."

Dieser deutliche Hinweis auf Goethes „Dichtung und Wahrheit" hätte besser gefehlt. Denn unwillkürlich tritt man nun mit einem großen Maßstab an Frenssens Werk — und erschrickt dann über seine Enge. Wir finden bei Frenssen in der Hauptsache Äußerlichkeiten, allerdings sehr anschaulich dargestellt, und vor allem ein paar Dutzend perspektivisch abgestufte Einzelpersönlichkeiten, die mit erhöhter Naturalistenkunst erstaunlich lebenswahr und eigenartig gezeichnet sind. Aber von dem geistigen Leben seiner Zeit wenig, von dem Naturprozeß der eigenen inneren Entwicklung so gut wie nichts. Frenssen sollte einmal „Dichtung und Wahrheit" ehrfürchtig lesen — nicht mit der satten Selbstgefälligkeit, die immer erschreckender bei ihm hervortritt, sondern mit dem reinen Auge des „ewigen Schülers" — er würde dann erkennen, wie ein großer Selbstbiograph um der höheren Wahrheit willen das Nebensächliche beiseite läßt, das Bedeutende und Charakteristische zusammenrückt und in den Lichtstrahl vergeistigter Darstellung stellt.

Frenssen bietet im Grunde nicht mehr als einen neuen „Jörn Uhl", nur ohne dessen Frische und künstlerische Sorgfalt geschrieben. Seine Eltern sind anscheinend stark verändert: er macht seinen Vater zu einem schwindsüchtigen Dorfschmied und seine Mutter zu einer geisteskranken Selbstmörderin. Otto Babendieks Kindheit ist traurig, böse Menschen, an die er durch des Lebens Not gekettet ist, quälen ihn unsäglich, man wird mitunter an „Oliver Twist" erinnert, nur daß dort die Seelenregungen des Kindes feiner vom Dichter nachempfunden sind. Ein paar Bösewichte: sein Onkel Peter, ein Gymnasialdirektor und ein kleiner Gentleman-Verbrecher heben sich in scharfen Umrissen aus dürftiger Umwelt ab, ihnen stehen Lichtgestalten wie Tante Lene und Engel Tiedje gegenüber; ein Gewimmel von anderen Figuren aus der engeren Heimat Frenssens (die wirklich sehr eng ist) bewegt sich dazwischen, wunderlich und vertrackt wie ihre Namen: da ist Fräulein Butenschön und Herr Sööth, Sibbert Gehl, Michel Hahntritt, da ist Eilert Mumm und Valle Bohnsack, Uhle Munck und Dutti Kohl. So dumpf und grämlich wie diese Namen mutet auch die ganze Umwelt an. Man merkt: der alternde Dichter steht vor vielen dieser Gestalten noch immer mit persönlicher Befangenheit, oft mit heimlichem Groll; er hat sich — auch den Zuständen und Gesellschaftsklassen gegenüber — nicht zu der hellen und überlegenen Objektivität durchgerungen, die „anderen Werken dieser Art" eigen ist, abgesehen davon, daß dort die einzelnen aus ihrem eigenen Mittelpunkt heraus dargestellt werden, während die Personen Frenssens mit äußeren Strichelchen gezeichnet, langsam nur sich zur Gestalt runden, so daß man über manchen Charakter, dem man in den ersten Kapiteln begegnete, erst nach achthundert oder tausend Seiten vollen Aufschluß erhält.

Nach den trostlosen Jahren, die der früh elternlose Knabe bei seinem Onkel Peter, einem ausgemachten Verbrecher, und in der Schule verlebt hat, erhellt sich langsam sein Schicksal; er kommt zu der prächtig gezeichneten Tante Lene und auf ein ordentliches Gymnasium, wo er sich bald zum Musterschüler entwickelt. Sein erstes Gedicht, „Gänsegeschrei", das in der „Ballumer Zeitung" erscheint, bringt ihn in tragikomische Nöte, da die Ballumer Weiblichkeit glaubt, sie sei damit gemeint. Es kommt die Zeit der Pubertät, der ersten Liebe — alles ohne die alte Frische des Jörn Uhl-Dichters erzählt. Von dem Pfarrer Frenssen hören wir nichts, es sei denn der belehrende und sorgende Ton seines Vortrags, er ist Student, Redakteur, Schriftsteller, aber auch da wird uns nichts von innerer Entwicklung, von seelischem und geistigem Ringen gezeigt. Höchstens, daß er als Schriftsteller sich bald dem Roman zuwendet, denn — sagt er wörtlich —: „Novellen, und wenn sie noch so bunt und klug sind, bringen kein Geld" . . . Daß er bei seinem jungen Ruhm umständlich und selbstgefällig verweilt, ist menschlich, auch daß er sich heftig gegen die wendet, welche persönlich oder brieflich geistige Hilfe haben wollen: „Nein, ich habe bei Gott keine Zeit für andre Leute." — Auch von seinem Liebes- und Eheleben erfahren wir weniger, als man bei Frenssen erwarten sollte, nur die Segelpassion seiner Gesa wird oft betont. Dafür folgen dann einige Kapitel vom Kriege — aus Erzählungen anderer, denn der Dichter selber war gar nicht im Felde. Lebensgeschichte? Nun ja, er hat ihn innerlich erlebt, wird er antworten. Er zeigt uns auch Wilhelm II. und schüttet über ihn und die Deutschen sein Herz in herber Kritik aus. Wir kennen diese Urteile schon aus Frenssens früheren Schriften, sie sind, abgesehen von einer gewissen friesischen Einseitigkeit, treffend und verständig, aber hier völlig fehl am Ort. Ich fürchte, viele Leser werden diese Kriegskapitel, so anschaulich sie erzählt sind, überschlagen. Auch Wilhelm II. steht heute nicht

mehr zur Diskussion, in Frenssens Einsamkeit sind die Schatten der Vergangenheit, wie es scheint, noch zu ständige Besucher, als daß die Sorgen der Gegenwart gebührend zur Audienz gelangten. Das Werk ist als Ganzes nicht gelungen. Trotz einzelner Schönheiten und vieler trefflich gezeichneter Menschen macht der Roman in seiner redseligen Breite den Eindruck der Zerfahrenheit. Gänzlich überflüssig sind die umständlichen Rechtfertigungen, namentlich seiner politischen und religiösen Anschauungen, die der Verfasser geben zu müssen meint, wobei es nicht ohne Eiertänze abgeht. Welcher verständige Leser wird denn von einem Autor, der etwas zu sagen hat, verlangen, daß er genau dieselben Anschauungen über Gott und die Politik habe, wie er? Etwas anderes wäre es, wenn Frenssen seine Überzeugungen im Laufe der Erzählung aus seinem inneren Wachsen und Werden heraus entwickelt hätte. Aber wie gesagt: von dieser inneren Entwicklung, also der Hauptsache, erfahren wir so gut wie nichts, die fast zwei Jahrzehnte, die er Theologe war (zwölf Jahre als Pfarrer in Hemme), gibt es für diesen Selbstbiographen nicht. Dafür erfahren wir: „In meiner Schriftstellerei habe ich gute Erfolge, im Inland, wie im Ausland. Auf dem Bord stehen meine Bücher in allerlei Ausgaben, einfachen und teuren, und in allerhand Sprachen; eines von ihnen in acht Sprachen; und im Kasten liegen Briefe und Anerkennungen erster Geister." Man sollte meinen, ein Frenssen hätte es nicht nötig, so etwas zu schreiben.

Ein stärkerer Gegensatz ist kaum denkbar, als der zwischen dieser Selbstbiographie Frenssens und den Bekenntnissen Richard Dehmels, die erst nach seinem Tode herausgegeben werden durften und jetzt erscheinen. Freilich lautet der Gegensatz zunächst einmal: Alter und Jugend, denn das „Tagebuch" Dehmels, mit dem das bedeutende Werk beginnt, schrieb ein Zweiunddreißiger. Der Gegensatz lautet aber auch: Herdfeuer und lodernde Bergflamme. Wir wollen die Gegenüberstellung nicht fortsetzen, denn Verschiedenheit der Naturen ist an sich kein Wertmesser. Aber ich muß gestehen: mit klopfendem Herzen habe ich dies Buch fast in einem Zuge durchgelesen. Wie beglückend ist dies jugendliche Ringen, Planen, Denken, Fühlen einer so reichen, aufwärtsgerichteten Dichternatur. Welch ein Himmelsgeschenk nach dem dürftigen Gestammel unsrer sogenannten „jungen" Generation. Wer wissen will, was wirkliche Jugend ist, was auch Expressionismus im höchsten idealsten Sinne hätte sein können, der lese dies Buch. Wir sind ergriffen von dem Druck der Lebenslasten, unter denen Dehmels zarte Seele leidet, so daß Selbstmordgedanken ihm keine Seltenheit sind, aber auf der nächsten Seite schon sind wir wieder mit- und fortgerissen von seinem Gedankenflug, der die Nöte des Lebens weit hinter sich läßt. Es sind Bekenntnisse innerlichster Art, Konfessionen des Geistes, des Herzens, des Lebens selbst. Auf das Tagebuch folgen Antworten auf Rundfragen, offene Briefe, Ansprachen und Bücherbesprechungen, immer ist es der ganze Dehmel, der auch in diesen Partikelchen zu erkennen ist, einer der edelsten und höchststrebenden Dichter unsres Volks, der sich früh schon als ein Kulturführer dieses Volks gefühlt hat. Das ungewöhnlich fesselnde und anregende Buch ist von Frau Ida Dehmel, seiner treuen und wahlverwandten Kameradin, herausgegeben.

Das Buch auf dem Weihnachtstisch. Von Dr. Georg Giesecke

Die Leser dieser Zeitschrift brauchen nicht zum Buch erzogen oder bekehrt zu werden. Sie würden diese Hefte nicht lesen, wenn sie es nicht als einen Herzenswunsch empfänden, teilzunehmen an dem gesamten geistigen Leben der Gegenwart. Sie brauchen Literatur als die Vermittlerin großer Gedanken und starker Gefühle. Sie wären in schlimmste Armut gestoßen, würde man ihnen den Zutritt zu den geistigen Gütern der Nation versperren. Eine Weile schien es, als ob viele, auch gebildete Deutsche nicht mehr so dächten. Unzählige begannen, sich mit der eilig durchblätterten Zeitung, dem schnell vergessenen Magazin zu begnügen. Bücher — wann sollte man sie lesen? Man hatte sein Geschäft und man hatte den Sport, und wenn man müde war vom Geldverdienen — war es nicht besser, man schwamm und ruderte, man spielte Tennis oder Fußball, statt mit krummem Rücken über Büchern zu hocken? Der Sport hat sich gewaltige Verdienste um unser Volk errungen. Aber er war dicht daran, der geistigen Schulung der Nation gefährlich zu werden. Grade jetzt, will uns scheinen, erkennt man allgemein, daß die Umbildung der Masse nicht zur Unbildung führen darf, und es wird sogar einmal wieder als schick gelten, belesen zu sein, eine auserlesene und gelesene Bibliothek zu besitzen. Dann wird das Buch auf dem Weihnachtstisch wieder den Ehrenplatz einnehmen, der ihm heut noch von vielen andern nützlichen Dingen streitig gemacht wird. Und unsre Leser, die das Buch liebten, auch als es beinah unmodern war, werden mit schmunzelnder Ruhe den Eifrigen zuschauen, die sich in Bildung trainieren wie einst im Tennis.

Der Verlag der Monatshefte hat auch in diesem Jahr eine Anzahl bedeutender Werke herausgebracht. Nur einige wenige, von denen anzunehmen ist, daß sie die Leser unsrer Zeitschrift besonders anziehen, seien hier angezeigt. An erster Stelle nennen wir „Velhagen & Klasings Almanach".

Er ist herausgegeben von der Schriftleitung der Monatshefte und spinnt den Faden weiter, den der vorjährige Almanach begonnen hatte. Kam jener im Rokokogewand einher, so ist der neue Almanach ein Biedermeier-Jahrbuch. Für die künstlerische Ausstattung der Novellen, Aufsätze, Gedichte gewann man den besten Künstler, der in Deutschland dafür zu finden war, den Maler Erich M. Simon. Mit unbeschreiblicher Liebe hat er sich in die Aufgabe vertieft und den Band zu einer einheitlichen Schöpfung werden lassen. Nichts hat er zufälligem Gelingen überlassen. Er hat mit einer an Menzel erinnernden, wissenschaftlichen Genauigkeit illustriert. Aber damit nicht genug: der Einband, der Titel, das Vorsatzpapier, die Überschriftzeilen — alles, Großes und Kleines, ist aus seiner Werkstatt hervorgegangen, und man darf ohne Ruhmredigkeit sagen, daß das Werk, auf das die Mühe von vielen Monaten verwendet worden ist, seinen Meister lobt. Trotzdem auch dieser Band wie alle seine Vorgänger reichen farbigen Bilderschmuck aufweist, ist es gelungen, den Preis wesentlich zu ermäßigen. Wem er im Vergleich zu den Almanachen vieler andrer Verleger teuer erscheint, der läßt außer acht, daß es sich dort um Verlagskataloge mit Kostproben aus bereits erschienenen Werken, nicht wie hier um ein neues Buch handelt.

Velhagen & Klasings Verlag hat sich nie mit Saisonbüchern abgegeben. Seine Veröffentlichungen genießen den Ruf, Dauerwerte darzustellen, die sich viele Jahre, ja Jahrzehnte ihren Ehrenplatz in der Bibliothek des Gebildeten erhalten. Dies gilt besonders von den biographischen Miniaturen, die Professor Dr. Ludwig Darmstaedter unter dem Titel „Naturforscher und Erfinder" zu einem schon äußerlich höchst verführerischen Bande zusammengestellt hat. Der Schöpfer der Quantentheorie, Professor Dr. Max Planck, schreibt als einer der wahrhaft berufenen Kenner an den Verfasser: „Gerade dem Naturforscher bieten diese biographischen Zusammenstellungen mit ihrer knappen Zusammenfassung des Wesentlichen und mit der eindringlichen Sprache der Bildnisse und der Faksimiles eine herrliche Anregung, sich ein wenig mehr in die Geschichte seiner Wissenschaft zu vertiefen, als er dies sonst leider zu tun pflegt." Diesen Worten können unsre Leser hinzufügen, daß Darmstaedters biographische Kunst auch zum Laien spricht, denn einige dieser Miniaturen sind zuerst in unsern Heften erschienen.



Zeichnung von M. Coing aus Lely Kempins „Tänzen des Lebens". (Verlag von Velhagen & Klasing)

Der dem Verlag durch mehrere ausgezeichnete geographische Monographien verbundene Hamburger Professor Dr. Richard Linde hat unter dem Titel „Der Alte vom Walde" ein Bismarck-Gedenkbuch geschaffen, das in der riesenhaften Literatur über unsern Einiger eine eigentümliche Stellung einnimmt. Es schildert den Herrn des Sachsenwaldes als den niederdeutschen Menschen, der er von Urvätern her war und der er geblieben ist, auch als er die Welt nach seinem Willen gestaltet hatte. Dieser mit dem Walde verbundene Mann, dem die stummen Bäume mehr zu sagen hatten als die Menschen und dem am besten zumute war in der Einsamkeit, wo man nur den Specht hört, wächst in der Lindeschen Darstellung zu jener sagenhaften Größe empor, in der er schon heute unter den Nachgeborenen zu wandeln beginnt, und zu dieser Größe gehören auch die Herzlichkeit, der Humor des plattdeutschen Landedelmanns, ja grade diese einfach liebenswerten Züge machen uns die Größe des Charakters erst begreiflich. Eng verbunden mit dem Text sind die nach Aufnahmen des Verfassers

hergestellten Waldbilder. In ihnen glauben wir die leise mahnenden Stimmen aus der Geschichte des uralten Grenzwaldes zu vernehmen und sie vereinen sich mit der liebevoll gewählten Sammlung von Weisheitsworten des Alten.

Als vor Jahren die ersten Bücher von Lely Kempin erschienen, waren sie frühe Vorboten einer Bewegung, die in der Folge alle Welt ergreifen sollte und die unter dem Schlagwort „Körperkultur“ marschierte. Sie hatten gewaltigen Erfolg und haben ihre Stellung auch heute noch inne, nachdem das Evangelium des Tanzes als einer den andern Künsten gleichwertigen Ausdruckskunst in alle Welt gedrungen ist. Daß die Verfasserin eine Dichterin von anmutiger Phantasie und tiefem Gefühl war, beschwingte ihre schmalen Bände, die sie mit ungewöhnlich geschmackvollen Photographien zu illustrieren pflegte. Für ihr neues Buch „Tänze des Lebens“ hat sie in Frau Coing eine Künstlerin gefunden, die die stimmungsvollen novellistischen Skizzen mit kräftigen und durchgefühlten Zeichnungen begleitet. Man sieht, die moderne Kunst, die viel gescholtene, hat auch zum Märchen innige Beziehung. Unser Bild gehört zu der Geschichte von den tanzenden Sternen; der Held, Teetje Eggers, zählt zu den Sternkiekern, die im Gegensatz zu den gewöhnlichen Menschen immer nur das sehen, was über fünfundsiebzig Zentimeter Höhe liegt.

Für einen modernen Künstler war es von jeher ein Zeugnis, daß er klassisch wurde, wenn sein Werk in den Monographien zur Kunstgeschichte erschien. In diesem Jahr ist Max Slevogt an die Reihe gekommen. Der Bremer Kunstgelehrte Dr. H. von Alten hat das Leben und die Entwicklung des Meisters mit jener Liebe geschildert, die mindestens so wichtig wie wissenschaftliche Kritik ist. Das Buch, das textlich und bildlich nur mit williger Unterstützung Slevogts so vollkommen zustande kommen konnte, wird seinen Wert behalten, solange man an dem Schaffen des großen Phantasten Anteil nimmt.

Im Anschluß an diesen neuen Band sei auf einige neue Auflagen hingewiesen, soweit sie wesentlich bereichert erscheinen, namentlich durch Beigabe farbiger Tafeln. Doch so wichtig und wertvoll sie sind: der Verlag hat es nicht dabei bewenden lassen, sondern auch dafür gesorgt, daß die Texte mit der neuen wissenschaftlichen Forschung in Einklang stehen. Das war nicht immer so leicht wie bei dem Bande über Perugino, den der Verfasser, Prof. Dr. Fritz Knapp, selbst bearbeiten konnte. Hier ist fast ein neues Buch entstanden. Namentlich auf die bisher in Dunkel gehüllte Frühzeit des Meisters fällt jetzt helles Licht.

Schwieriger war die Bearbeitung der Bände über Fra Angelico und Donatello. Hier hatten sich die Neuherausgeber Prof. Dr. Frida Schottmüller und Prof. Dr. Max Semrau mit den verdienten inzwischen verstorbenen Verfassern Max Wingenroth und Alfred Gotthold Meyer auseinander zu setzen. Sie haben der neuen Forschung ihr Recht gegönnt, aber die Vorzüge der alten Darstellung, namentlich den bei aller gelehrten Gründlichkeit volkstümlichen Ton erhalten.

Außerordentlich vermehrt und verbessert, textlich wie bildlich, hat Prof. Dr. Alfred Koepp seine geschichtliche Monographie „Die Römer in Deutschland“. Das in dritter Auflage vorliegende Buch hat längst klassische Geltung erlangt. Es gibt kein zweites, das mit gleicher Ausführlichkeit, Anschaulichkeit und Treue diesen wichtigen, noch heute nachwirkenden Abschnitt unserer Geschichte schildert. — Unter den Monographien zur Erdkunde — sie erfreuen sich in einer Zeit gesteigerter Reiselust besonders freudiger Aufnahme — seien zwei erwähnt: die erst im vorigen Jahr erschienene, wundervoll und einzigartig illustrierte Monographie über „Sturmsee und Brandung“ von dem Grafen Franz von Larisch-Moennich hat es schon zur zweiten Auflage gebracht. Die schöne Haushofersche Arbeit über Tirol und Vorarlberg hat A. Steinitzer in fünfter Auflage durchgesehen und bearbeitet. Auch hier hat der Verlag in der Beigabe von farbigen Bildern nicht gespart. Besondern Dank verdienen die bunten Tafeln mit Alpenblumen. So bedroht wie Tirol im Süden, ja noch bedrohter, weil nicht so gekannt und so geliebt, ist Ostpreußen. Diesem schönen Lande hat Prof. Dr. Richard Linde eine ebenso kenntnisreiche wie begeisternde Darstellung gewidmet.

Mit dem immer wieder anregenden und wichtigen Thema „Goethe und Rom“ beschäftigt sich ein Buch des Leipziger Geschichtsforschers Prof. Dr. Otto Theod. Schulz. Es ist in der seit langem so elegant gewordenen Reihe der Volksbücher erschienen, für jeden Goethe- und Italienfreund eine willkommene Gabe. Schildert doch die Abhandlung nicht bloß, was Rom Goethe war, wie Goethe Rom sah, sondern zeigt auch an den alten Stichen der Piranesi das Rom in der Gestalt, wie es auf Goethe gewirkt hat.

Zum Schluß der Hinweis auf einen alten Freund des deutschen Hauses, den Daheim-Kalender. Er stammt aus der Glanzzeit unsers Reichs und hat gute und böse Tage überlebt. Außer vielen praktischen Angaben und Winken bringt er eine Fülle von hübschen Erzählungen, formvollendeten Gedichten und reich illustrierten Aufsätzen aus allen möglichen Gebieten. Ein künstlerisch hochstehendes Hausbuch, das auch verwöhntem Geschmack in seiner altererbten Tüchtigkeit gefallen wird und das in seinem schmucken blauen Leinenrock unter jedem Christbaum freundlicher Aufnahme sicher ist.

Neue Theaterliteratur. Von Dr. Paul Legband

Karl Glossy: Das Burgtheater unter seinem Gründer Kaiser Josef II. (Wien, A. Hartlebens Verlag) — **Siegfried Loewy: Das Burgtheater im Wandel der Zeiten** (Wien, Verlag Paul Knepler) — **Friedrich Rosenthal: Theater in Österreich** (Bd. 16 der „Österreichischen Bücherei", Wien, A. Hartlebens Verlag) — **Bianca Segantini und Francesco v. Mendelssohn: Eleonora Duse. Bildnisse und Worte von Gerhart Hauptmann, Hermann Bahr u. a.** (Berlin, Rudolf Kaemmerer Verlag) — **Edouard Schneider. Deutsch von Th. Mutzenbecher: Eleonora Duse. Erinnerungen, Betrachtungen und Briefe** (Leipzig, Insel-Verlag)

Theatergeschichtliche Betrachtung hat im Lauf der letzten Jahrzehnte starke Wandlungen durchgemacht. Neben feuilletonistischer Plauderei, die Anekdotisches und Familiäres liebt und, von lokalem Stolz gefüttert, alles Vergangene vergoldet, steht nun häufiger sachliche, auf festem Boden gegründete, kritisch sondernde Forscherarbeit. Selten sind — das liegt am Wesen dieses sonderbaren Stoffes nicht minder als an der Persönlichkeit der Schreibenden — künstlerisch gefaßte, psychologisch vertiefte, zwischen Wahrheit und Dichtung glücklich geformte Biographien, menschliche Dokumente, die durch Stoff und Darstellung ergreifen. Karl Glossy, dessen Lebensarbeit der Wiener Theatergeschichte fruchtbar diente, hat die Gründung und die Schicksale des Burgtheaters in der josefinischen Zeit — hauptsächlich die der Jahre 1776 bis 1790 — erzählt. Er liebt sein Wien, kennt es, fördert jede Erkenntnis, verfällt aber, in seiner Liebe kritisch durchsonnt, niemals in Jubiläumshymnen. Er weiß, daß das josefinische Theater keine höchste Vollkommenheit erreichte, aber durch die politische Klugheit eines Kaisers aus kulturell verwilderten Zuständen zu einer ernsten Bühne entwickelt wurde. Noch Maria Theresia klagte über die „böse Brut" der Komödianten, Josef II. kannte ihre Verwilderung und setzte auf Trunkenheit 24 Stunden Arrest, hob den Stand der Schauspieler in sozialer und künstlerischer Hinsicht, auch wenn er in Kriegssorgen dann wieder kurz resolvierte, daß hundert Grenadiere ihm mehr Dienste leisteten als drei Buffons. Die planvolle Arbeit, die auf des Kaisers Geheiß Männer wie Sonnenfels, der Staatsrat Gebler und der Zensor Hägelin verrichteten, kommt in Glossys vornehmer Schilderung zu Ehren. Man erlebt, wie aus welscher Orientierung, finanziellem Wirrwarr, schweren Organisationsfehlern — Lessing konnte nicht berufen, Schröder nicht gehalten werden! — allmählich der Weg gefunden wird für die ruhmreiche Geschichte dieser aristokratischen Bühne.

Glossys stille, sachliche Arbeit findet ihre Fortsetzung in Siegfried Loewys leichter wiegender, populärer Plauderei über das Burgtheater „im Wandel der Zeiten". Schon dieser Titelzusatz, schon der Untertitel „Kleine Bausteine", schon der saloppere Stil kennzeichnen das Buch, dessen Verfasser mehr huldigen als kritisch Kulturzusammenhänge aufzeigen möchte. Es geht wirklich nicht an, dem josefinischen Theater einen „ungewöhnlich interessanten Spielplan" nachzusagen. Aber Loewy weiß die markanten Erscheinungen aus den zwei Dutzend Burgtheaterdirektoren herauszugreifen, den Leidensweg zu schildern, den Schreyvogel, Holbein, Laube, Dingelstedt, Wildbrandt, fast alle verstrickt in Konflikte mit k. k. Behörden, zurücklegten, und bringt auch manches unbekannte Detail an die Öffentlichkeit. Einer klaren Stellungnahme zum heutigen Burgtheater geht Loewy dabei geschickt aus dem Wege. Er vermeidet es, das Elend aufzudecken, in dem nach Kriegs- und Wirtschaftskatastrophen schlimmster Art heute Österreich samt seinem Burgtheater liegt.

Diese Kulturkrise, die kein Kriegsland so getroffen hat wie die alte habsburgische Monarchie, nimmt Rosenthal zur Basis eines klugen Buches über „Theater in Österreich", d. h. über Kunst der Bühne und ihre Volkswurzeln im alten, sowie Kunst und Können, Wollen und Müssen für ein neues Österreich. Das Buch bekennt sich bei aller Kritik und schmerzlicher Einsicht zu frohem Optimismus. Rosenthal weiß, in Österreich ist alles Lebendige aus dem Volksganzen hervorgegangen, Schönheit der Bauten, der Musik, des Theaters. Er deckt die seltene Verwurzelung alles Österreichischen mit dem Theater auf, springt ohne starke Gliederung seines Themas wohl vom hundertsten ins tausendste, findet aber immer wieder sein Leitmotiv: Theater in Österreich, Ausstrahlung alles Lebens, Zentralpunkt alles Genießens, selbst in dem traurig schmerzlichen Zustand von heute. Dabei strömt „unzerstörbares Vertrauen zu den sich erhaltenden, sich neu verjüngenden Lebensmächten guten Österreichertums" aus allen Seiten dieses ernsten Buches.

Unter allen Schauspieler-Büchern und Biographien, die die Theatergeschichte kennt, zählen die beiden neuen Duse-Bücher zu den wertvollsten. In dem schönen Buche der Bianca Segantini und Franscesco v. Mendelssohns mündet Shaws spöttische Geistigkeit in superlativisches Bekennen, Pirandellos sezierende Methode findet großen Aufbau, Hofmannsthals Kritik weitet sich

zum Hymnus, Kerrs Verehrung zur Anbetung der Magie und Gloria eines wunderbaren Menschen („die Summe dieser Frau war Schönheit!"), Hermann Bahrs Betrachtung stipuliert in ihr das Genie. So ist das ganze Buch, prachtvoll aufgebaut, voller Lobpreisung. Von Bericht zu Bericht sich steigernd enthüllt es die reine Form eines reinen Daseins. Von den Erschütterungen, die Hermann Bahr 1891 erlebte, bis zu den ergreifenden Worten derer, die 1924 die alte Frau in Amerika sahen, ein hohes Lied ihrer Kunst. Jenseits aller Worte zeigt ein halbes Hundert herrlicher Bilder sie selbst, die Hoheit und Schönheit ihres Gesichts, das in immer erneuter Fülle, in immer neuen Möglichkeiten uns anschaut. Die Schauspielerin, der Mensch, die Frau, seltene Einheit, werden sichtbar. Auch wer sie nie sah, fühlt ein großes Erlebnis. Wer war sie? Kind eines armen Wanderkomödianten. Vom Vater und Großvater vererbt sich Schauspielerblut. Mit vier Jahren ist ihr die Bühne vertraut. Mit 14 Jahren spielt sie die shakespearische Julia in Verona, mit 19 Jahren beginnt ihr Ruhm, mit 20 siegt sie über Sarah Bernhard. Dann geht der Weg immer höher, Paris, Wien, Berlin, Neuyork, die ganze Welt jubelt ihr zu. Lorbeer überschüttet sie. Findet sie Ruhe, Genügen, bleibende Stätte? Nein. Ihre Reisen sind Triumphzüge und Flucht vor sich selbst. Von den Dämonen ihrer eigenen Brust getrieben durchrast sie die Welt. Auf dem Höhepunkt ihres Ruhms, ihrer Erfolge verläßt sie nach dem Berliner Gastspiel 1909 die Bühne und bleibt zwölf Jahre lang ruhig-unruhig verschollen. Der Weltkrieg scheint ihre Spuren zu verwischen, dann wird 1921 in Turin ihre Stimme wieder hörbar. Eine Frau in weißem Haar spielt Ibsens Ellida, die Rolle, die ihrem Wesen am nächsten stand. Aus der Verborgenheit reißt der Krieg mit seinen chaotischen Folgen diese Frau wieder ans Tageslicht. „Ich habe den Kanonendonner vom Monte Grappa aus nächster Nähe mit angehört. Verwüstung und Elend haben mich aufgerüttelt. Ich will da sein, wo man handelt" — schreibt sie. Die Zeit ist gekommen, Opfer zu sein, sich selbst darzubringen. „Bomben hinein, tausend Bomben! Hinaus aus dem Tempel mit all den Krämern!" Sie drängt zu Tat und Hingabe, zur Erneuerung des Theaters. Aber ihre Heimat, Italien, versteht ihren Ruf nicht. Finanzielle Sorgen kommen hinzu. Da bringt Amerika ihr, das Land, das ihr das fremdeste ist, am Ende die größten Huldigungen. Sehnsucht nach ihrem geliebten Italien zehrt an ihr. Einsam, verzweifelt stirbt sie in der häßlichen Fabrikstadt Pittsburg am 21. April 1924.

Über diese letzten Jahre der Duse bringt Edouard Schneiders (von Th. Mutzenbecher gut übersetztes) Buch Erinnerungen, Betrachtungen und Briefe. Hier steht der Mensch im Vordergrund, hier wird die Tragödie der alternden und doch jungen, der einsamen Frau Erlebnis. Hier finden sich Worte, Briefe, Gebete von ihr, hier leben wir ihren Glauben und ihre Verzweiflung, ihren neuen Lebensmut, ihre innerste Wandlung. „Ich gehe im Sturm, wie jemand, der seinen Weg kennt, und gehorche doch nur dem inneren Marschtakt, der mich allzeit vorwärts treibt. Und was ist am Ende der langen Reise? Vielleicht ... das süße Bewußtsein: ich bin meinem Schicksal gehorsam gewesen. — Vielleicht! — Dies eine hoffe ich — und vergesse, was ich gelitten!" So enthält dieses Wort das Fazit ihres Lebens. Was aber war ihr Schicksal? Sich überschwenglich an das Leben, die Menschen und die Kunst zu verschenken, bis an ihr Ende zu kämpfen und einer reinen Idee bis zum Tode zu dienen. Am tiefsten erschüttert in Schneiders Buch die Einsamkeit dieser Frau, der eine Welt gehuldigt hat. Wie klammert sie sich an die wenigen Freunde, die ihr im Alter geblieben sind, wie verhallt ihr Ruf nach einem eigenen neuen Theater, wie tragisch ist ihr mutiger Kampf um die äußere Existenz. Wie beschämend für die italienische Nation, die ihr Hilfe versagte! Keine noch so prunkvolle Leichenfeier, keine noch so tönende Grabrede löschen den Satz aus: „In meiner Heimat hat sich nicht eine Seele gefunden, die mir in der schrecklichen Krankheit geholfen hätte. An Mussolini hab' ich geschrieben, er hat nichts für mich getan!" So litt diese alternde Frau, und Spuren tiefen Schmerzes gruben sich in ihr Gesicht. In ihrer Jugend ganz dem Element ausgeliefert, der Maßlosigkeit der Empfindung, zerriß und sprengte sie jede Form. In der mittleren Zeit ihres Lebens fand sie durch Ibsens Dramen zu sich selbst, fand ihren Stil und die Bändigung der Triebe, auch wenn ihrer scheuen, keuschen Kunst d'Annunzio literarische Masken vorhängte, im Alter aber hob sie sich in ethische Luft, in eine Atmosphäre reiner Geistigkeit über die Dinge dieser Welt hinaus. Das war im Zeichen ihrer stärksten inneren Wandlung, als sie, längst von Grauen und Überschwang gelöst, nach einer neuen Kunstform suchte, als sie, schwesterlich der Katharina von Siena verbunden, mit den Schriften der Mystiker sich beschäftigte, als sie ihre Kunst zu immer reinerem Ausdruck zu läutern strebte. Wahrhaftigkeit und Schönheit ist stets Stempel und Prägung ihrer Kunst und ihres Wesens geblieben.

Auf dem kleinen Friedhof von Asolo, in dem Bergstädtchen, wo sie während eines ruhelosen Lebens sich vor den Menschen verbarg, ruht ihr Körper. Ein schlichter Granitblock vom Monte Grappa, ihrer montagna sacra, liegt auf dem Grabe.

Das Denkmal ihres Lebens aber ist in diesen Büchern errichtet. Hier lebt Eleonora Duse.



Die Zeche. Künstlerische Aufnahme von Dr. A. Eyermann=Dortmund

Illustrierte Rundschau

Proben aus Velhagen & Klasings Monographien — Papierplastiken von Adolph Musz — Glasarbeiten von W. von Eiff und Glasfenster von Sepp Frank — Nadelmalereien von Edda Wiese — Zu unsern Bildern

Um unsern Lesern einen Begriff davon zu geben, wie reich und sorgfältig die Monographien unsers Verlages ausgestattet sind, sei die Rundschau mit zwei Blättern eröffnet, die aus zwei der von Georg Giesecke angezeigten Bänden stammen: mit der Geburt Christi von Fra Angelico und dem sogenannten schwarzen d'Andrade von Slevogt. Die farbigen Reproduktionen unsers Verlages sind ständig besser, d. h. originalgetreuer geworden. Es gibt nur noch wenige Kunstphilologen, die an der Brauchbarkeit des Farbendrucks zweifeln, weil es selbstverständlich auch auf diesem Gebiet Pfuscher gibt. Und es ist ein Segen, daß der Verlag, allen Schwierigkeiten der Kriegs- und Nachkriegszeit zum Trotz, auf die Herstellung farbiger Blätter nie verzichtet hat. Denn nur so konnte eine handwerkliche Überlieferung erhalten werden, deren Früchte wir jetzt ernten. Von den Schwierigkeiten, die mit dem Herankommen an das Original beginnen und oft erst nach Monaten mit der letzten Korrektur enden,



Fra Angelico: Geburt Christi. Von den Sportelli der S. S. Annunciata, Florenz, Galerie S. Marco
Aus Prof. Dr. Frida Schottmüller: Fra Angelico. Band 85 von Velhagen & Klasings Künstlermonographien



Francisco d'Andrade als Don Juan (der schwarze Andrade). Gemälde von Prof. Max Slevogt. Illustration aus Dr. W. v. Alten: Max Slevogt. (Band 116 von Velhagen & Klasings Künstlermonographien)

braucht der Laie nichts zu wissen. Er genieße mit Freuden das Ergebnis kunstgerecht geschulter Hände und Augen und sei überzeugt, daß Verlag und Schriftleitung jede technische Neuerung begierig aufgreifen, um, aller Kosten ungeachtet, alle Herrlichkeiten des Urbildes in die Wiedergabe zu retten.

★



Oben: Fischer, Biedermann und Bauer. Unten: Figuren aus der Weihnachtskrippe. Künstlerische Papierplastiken von Adolph Musz Oldenburg i. O.





Papierplastik — hört man nur das Wort, so denkt man leicht an etwas Unkünstlerisches, an eine dilettantische Betätigung, wie sie früher recht überflüssig ausgeübt wurde, als es noch müßige Haustöchterchen gab. Aber es ist nichts so gering, daß es nicht durch ein echt künstlerisches Empfinden geadelt werden könnte, und das ist bei den Krepp-Papierfigürchen der Fall, deren Bekanntschaft wir dem Direktor des Oldenburger Landesmuseums Dr. Walter Müller-Wulckow verdanken. Sie stammen von Adolph Musz in Oldenburg, keinem berufsmäßigen Künstler, sondern einem ehemaligen Gärtner, den jedoch sein ausgezeichneter Farbensinn im Bunde mit einer feinfühligen Hand und





Arbeiten in Glasreliefschnitt von Prof. W. von Eiff-Stuttgart

starker Beobachtungsgabe für das Charakteristische der menschlichen Erscheinung zum Künstler stempeln. Er hat im verflossenen Jahr eine vielfigurige Krippe in Oldenburg, Leipzig, Wien und Köln ausgestellt und allerorten einen bedeutenden und durchaus gerechtfertigten Erfolg erzielt. Vor kurzem hat er ein Abendmahl mit besonders feiner Farbenstimmung vollendet. Neben diesen uraltheiligen Stoffen fühlt sich Musz zur Karikatur hingezogen. So hat er Juden vom Leipziger Brühl und Handwerksburschen, aber auch vornehme Herren wie den Grafen Kuno Hardenberg, eine im Kunstleben der Gegenwart weitbekannte Persönlichkeit, köstlich karikiert. Grade jetzt ist er beschäftigt, seine zierliche Kunst in den Dienst realistischer Darstellungen treten zu lassen: er bildet die Arbeitsvorgänge einer großen Leipziger Druckerei nach. Wir freuen uns, diesen ursprünglichen Künstler mit einigen Proben seines merkwürdigen Schaffens zum erstenmal in die Öffentlichkeit einer großen Zeitschrift zu bringen.

★

Als eine willkommene Ergänzung des reichen Bildes, das die Hefte vor kurzem (Januarheft 1926) von dem Schaffen Sepp Franks entworfen haben, werden die Leser die farbige Nachbildung eines wirkungsvollen Glasfensters betrachten. — Edles Gerät für den Toilettentisch der Damen bilden wir aus der Werkstatt Prof. Wilh. von Eiff in Stuttgart nach, der in das spröde Glas die herrlichsten Darstellungen zu schleifen und zu schneiden versteht, ein Künstler, wie er in dieser schwierigen Kunst gleich meisterlich seit Menschengedenken nicht aufgetreten ist.

★

Mit besonderem Verständnis werden unsre Leserinnen die Nadelmalereien von Edda Wiese betrachten. Die Berliner Künstlerin hat eine Technik neu belebt, die uns aus dem fernen Osten wohlbekannt ist, die aber auch in mittelalterlichen Nonnenklöstern gepflegt wurde. Sie hat die japanischen Landschaftsstickereien genau studiert und früh erkannt, daß es darauf ankam, die Eigenart unsrer deutschen Heimat stark zum Ausdruck zu bringen. Das ist überraschend glücklich gelungen. Ein nächtliches Straßenbild ist perspektivisch und koloristisch ein Meisterstück. Aber fast noch besser, will uns scheinen, eignet sich der leuchtende Glanz ihrer Seidenfäden für den Sonnenglast einer afrikanischen Landschaft. Die Stickereien Edda Wieses sind dauerhafter als die japanischen. Sie stellt sie nicht als lockere Wandbehänge her, weil sich kaum vermeiden läßt, daß sie Falten schlagen, sobald sie aus dem straffgespannten Stickrahmen genommen werden. Und das sieht sehr häßlich aus. Sie spannt deshalb die fertigen Stickereien auf Blendrahmen und rahmt sie wie Pastelle unter einer luftdichten Verglasung ein. Große Schwierigkeiten bereiteten der Künstlerin Figuren. Sie erschienen leicht karikiert und störten den ruhigen Gesamteindruck der Bilder. Ihre Berliner

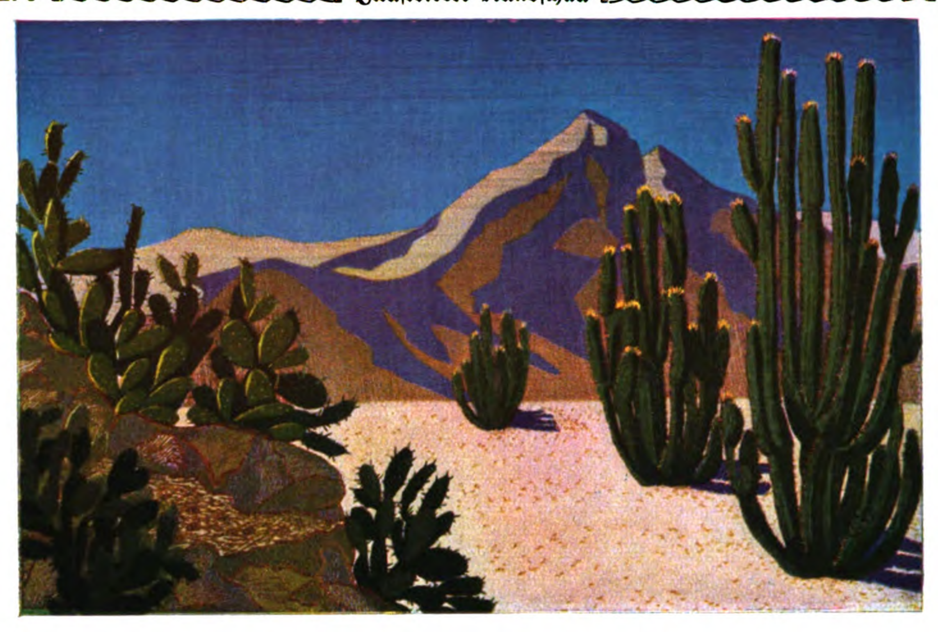
Friedrichstraße zeigt, daß sie auch diese Schwierigkeit glücklich überwunden hat. Unsre farbigen Wiedergaben sind so genau, daß sie bei näherer Prüfung sogar gestatten, die Lage der einzelnen Fäden zu erkennen. Auf den ersten Blick wirken die Bilder wie gemalt, und sie erfüllen auch in der Tat den Zweck gemalter Bilder: ein Stück farbige Welt und Freude an der Natur in die dunkeln Höhlen unsrer Wohnungen zu tragen.

★

Zu unsern Bildern! Konrad Meindl steht bei unsern Lesern in gutem Andenken, seit wir von ihm einige seiner leichtgetönten Bildniszeichnungen brachten (Aprilheft 1926). Er handhabt den Stift mit ungemeiner Zartheit, ja man darf schon sagen: Zärtlichkeit, ohne daß die Schärfe seiner Charakteristik darunter litte. Wir zeigen hier von ihm ein Blatt, das eine weltberühmte Künstlerin in einer ihrer Glanzpartien darstellt: Maria Jeritza als Minnie in Puccinis Wildwestoper „Das Mädchen aus dem goldenen Westen“. Wundervoll, wie der geschwungene große Hut die Lieblichkeit des Kopfes umschließt und hebt und wie kräftig die sparsam und duftig verwendeten Farben, das Weizengelb des Haares, das Meerblau des Auges, das grade nur angedeutete Rot der Lippen wirken. — Ganz anders als der in der Überlieferung seiner Heimat stehende Wiener packt ein Führer unsrer jüngsten Kunst eine Bildnisaufgabe an: Wilhelm Schnarrenberger mit seinem Knabenporträt (zw. S. 376 u. 377). Seine Haupttätigkeit lag lange vorwiegend auf graphischem Gebiet. Namentlich die Gebrauchsgraphik verdankt ihm viel, und als er vor sechs Jahren an die Landeskunstschule nach Karlsruhe berufen wurde, wollte man sich den gewandten, in Holzschnitt und Lithographie besonders erfahrenen Meister sichern. Trotz rein dekorativer Schulung, die der jetzt Dreiunddreißig-



Glasfenster. Von Sepp Frank-München. Röthenbach a. L., Haus Conradty



Kakteen. Nadelmalerei von Edda Wiese, Berlin-Friedenau

jährige in München 1911 bis 1916 genossen hat, ist von Anbeginn der Trieb zur Bildgestaltung in ihm wachgewesen. Vor anderem fesselt ihn das Bildnis. Er will unter Ausschaltung aller dekorativen Absichten und Wirkungen den Ausdruck des Menschen und seiner Zeit geben. Er will los vom Graphischen zur formalen und seelischen Steigerung im Erleben des Menschen und seiner Umgebung, seiner Welt gelangen, und so kommt es ihm auch bei unserm Bildnis auf die seelische Erfassung des in ihrer Umgebung Dargestellten an. Hand in Hand geht damit die harmonische Lösung der farbigen Aufgabe.



Mitternacht in der Friedrichstraße zu Berlin
Nadelarbeit von Edda Wiese, Berlin-Friedenau

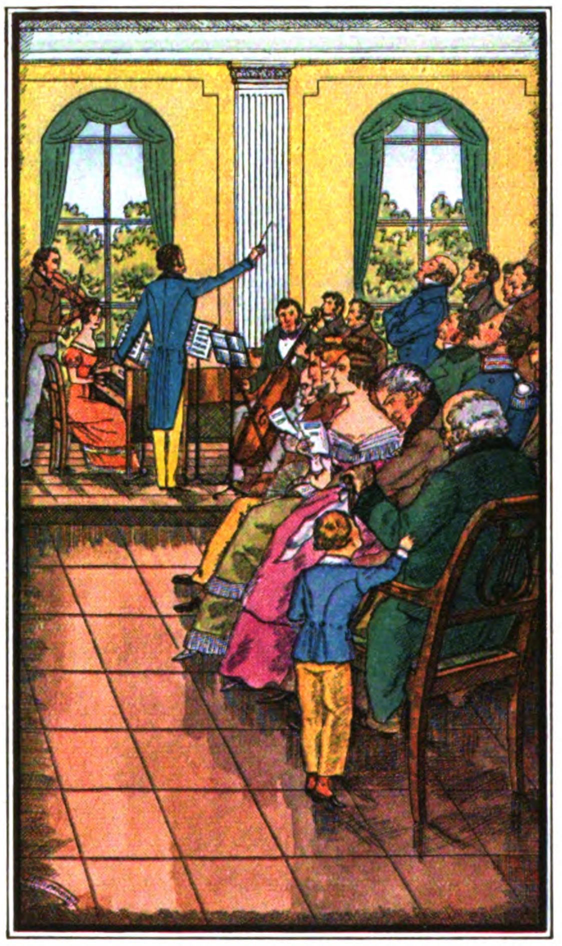
— Von Jägerfreude und Naturgenuß ist das Gemälde von Alfred Weczerzick (zw. S. 424 u. 425) erfüllt. Diese „Durchbrechenden Sauen" sind ein köstliches Jagdstück, wie es mit gleichem künstlerischen Geschmack nur selten gemalt wird. — Der „Wintertag von Otto Bauriedl greift eigentlich der Jahreszeit schon vor. Der Münchner Maler hat ein so inniges Verhältnis zur Natur, daß man auf den ersten Blick merkt: der Föhnwind weht. Die Luft hat schon Wärme. Man weiß gar nicht recht: wird es noch einmal kalt oder steigt schon der Frühling über die Berge? Nach trüben, regnerischen Stun-



Maria Jeritza als „Minnie" in Puccinis Oper „Das Mädchen aus dem goldenen Westen"
Buntstiftzeichnung von Konrad Meindl

den öffnet sich ein Stück Himmel und läßt die Sonne da und dort in glitzernden Lichtern spielen. Die Landschaft ist das westliche Algäu. Im Hintergrund wuchten die Vorarlberger Gipfel. — Ein echtes Winterbild stellt die Zeche von D. A. Eyermann in Dortmund dar. Diese künstlerische Aufnahme ist von so starker Stimmung und Wirkung, daß sie sich als Einschaltbild den Gemälden dieses Heftes würdig einreiht

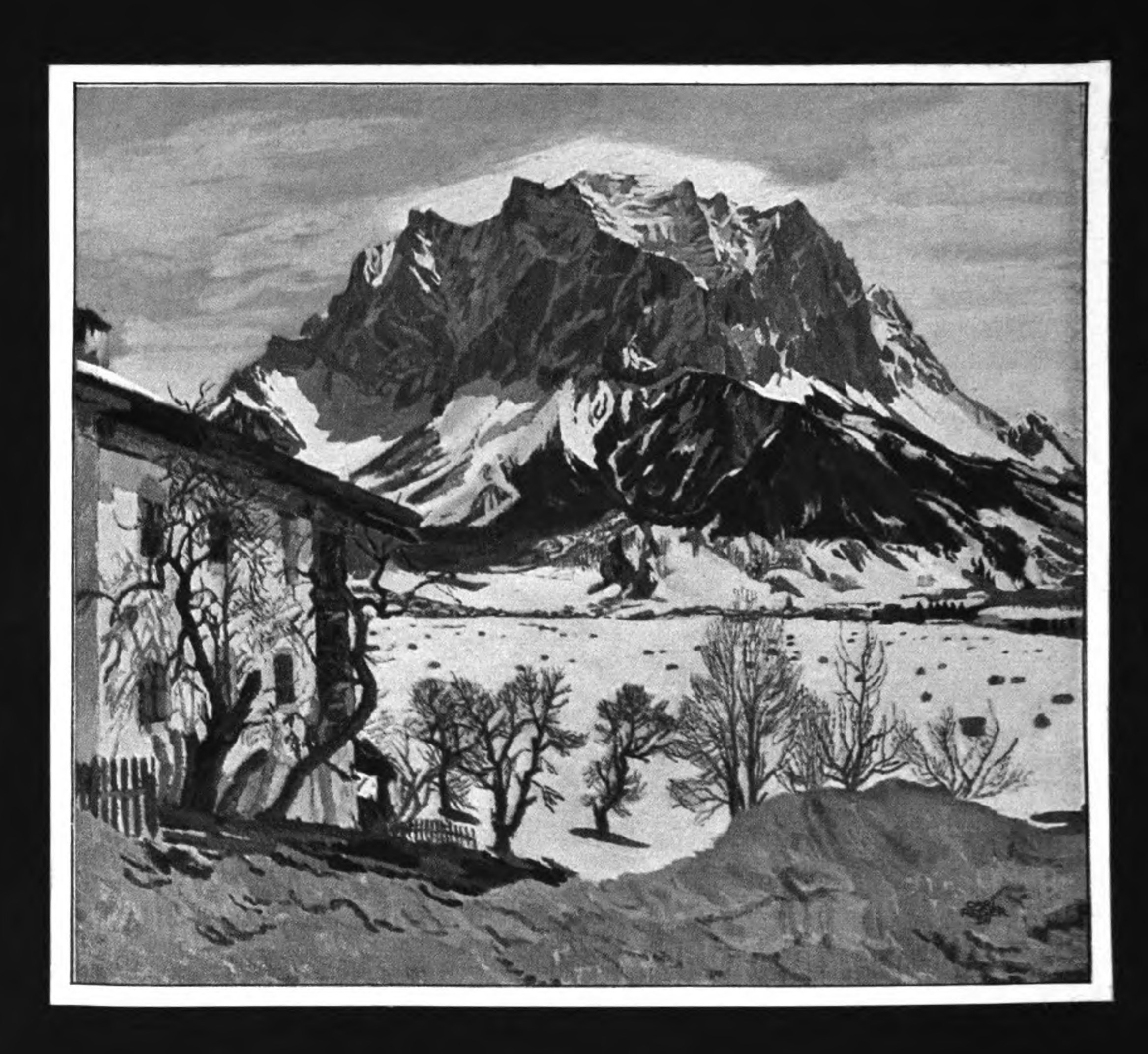
(zw. S. 464 u. 465). — Professor Selmar Werner, dem wir den „Bogenschützen" (zw. S. 392 u. 393) verdanken, ist der Schöpfer des Schillerdenkmals in Dresden, eines der schönsten, dessen sich Deutschland rühmen darf. Werner ist ein Schüler von Robert Diez und hat sich auch als Maler und Radierer hervorgetan. Als Lehrer der plastischen Komposition wirkt er an der Dresdner Akademie. Sein „Bogenschütze" zeigt ihn als einen Künstler, der das unvergängliche Ideal klassischer Gestaltung mit modernem Geist zu erfüllen weiß. — Den weihnachtlichen Klang, den das Titelblatt dieses Heftes, die Madonna des Meisters der heiligen Veronika, so machtvoll anstimmt, nimmt die hier zum erstenmal farbig wiedergegebene „Christnacht" Ludwig Richters wieder auf (zw. S. 400 u. 401), eine der größten Kostbarkeiten des Dresdner Kupferstichkabinetts und den meisten Freunden unsers Hausmeisters nur als die Radierung bekannt, die 1854 als Vereinsblatt des Sächsischen Kunstvereins erschien. Paul Mohn hat recht, wenn er in seiner unübertrefflichen Richter-Monographie unsers Verlages schreibt: „In dieser poetischen Komposition klingt der ganze geheimnisvolle Zauber der deutschen Weihnacht wider." — Zu Weihnachten gehört auch das Märchen. In Carl Strathmanns „Zaubermühle" wird es laut. Der Münchner Meister, der im verflossenen Herbst seinen 60. Geburtstag feiern konnte, stammt aus Düsseldorf, ist aber in 35 Jahren in München eingesessen und zählt zu den ausgeprägten Erscheinungen des Münchner Kunstlebens. Unser Bild (zw. S. 432 u. 433) verrät, was ihn vor vielen andern glücklich auszeichnet: reiche Phantasie, üppiger Farbensinn, starke Gestaltungskraft. Das Märchen, das die „Mühle" erzählt, in Worte zu kleiden, wäre ein törichtes Unterfangen. Das Bild wendet sich an alle die, die noch fähig sind, sich dem Zauber des Unglaublichen hinzugeben, und das werden in diesen geheimnisvollen Wochen viele sein. — Zur Feier dieser festlichen Tage gehört auch die Musik, und so mag ein Bild aus unserm an andrer Stelle angezeigten Almanach diese Rundschau beschließen. Erich M. Simon hat es zu einem Brief gezeichnet, den Oskar Bie Fanny Mendelssohn in die Feder diktiert hat. Der Brief schildert eine Sonntagsmusik im Hause Mendelssohn, und Simon war der rechte Künstler, um die dokumentarische Treue dieser Schilderung zu illustrieren. Der Geist kultivierter Behaglichkeit, harmonischen Genusses, den dieses bunte Blatt atmet und der mehr wert ist als äußerlich blendende Güter, möge unsre Leserinnen und Leser in ein glückliches neues Jahr geleiten!



Sonntagsmusik im Hause Mendelssohn. Illustration von Erich M. Simon aus Velhagen & Klasings Almanach für 1927

★

Mit dem alten Jahr sei noch ein Irrtum abgetan, der uns in dem schönen Aufsatz über die Dahlie (Septemberheft) unterlaufen ist. Die dort erwähnten und abgebildeten Sorten Andreas Hofer, Goldene Sonne, Heimweh, Markhilde, Weltfrieden, Meisterstück, Andenken an Bornemann, Schwarzwaldmädel, Friedrich Rückert, Schönes Farbenkönigin, Richard Koch, Aureola sind Züchtungen des Herrn Karl Schöne in Leipzig-Sellerhausen. Dahlienfreunde werden wissen, daß manche dieser Sorten als Züchtungen Schönes wohlbekannt sind. **P. W.**



Das Zugspitzmassiv von Lermoos aus gesehen.
Gemälde von Carl Reiser, Partenkirchen



Abschied vom Paradies

Ein Roman unter Kindern / Von Frank Thieß

(Schluß)

Susanne saß auf der Bank zwischen Frau Brassen und ihrer Mutter. Sie schaute den weggehenden Knaben nach. Dietrich war größer und kräftiger als der zartere Wolf. Doch auch Wolf sah sehr anständig aus, ihrer Meinung nach sogar noch anständiger als Dietrich. Sie hätte gern gewußt, worüber sich die beiden unterhielten, ob sie vielleicht von ihr sprächen. Sie wäre gern mitgegangen, doch als Wolf sich umschaute, winkte sie: ‚Geht nur, ich bleibe hier.' Sie verstand sich selber nicht, daß sie ‚Geht nur,' winkte, aber es mußte sein.

Schließlich — es ist auch so ganz hübsch; auch bei den zwei alten Damen ist es hübsch, man schaut den Handarbeiten zu und fühlt sich geliebt. Man ist jung, man ist aber kein kleines Kind mehr wie die Franziska, der die Eltern zuriefen: ‚Geh, spiel'!' Ihr rief man nicht mehr so zu.

So empfindet sie dringender das etwas schläfrige Bedürfnis, sich mit den Alten ernsthaft zu unterhalten, etwas von ihnen zu hören, das Knaben nicht wissen und nicht verstehen.

Da strickt zum Beispiel ihre Mutter ein buntes Täschchen, dann werden Perlen durchgezogen und genau in ihren Farben festgelegt. Es ist eine sehr schwierige, aber sehr dankbare Arbeit. Das, was fertig ist, sieht jetzt schon herrlich aus. Susanne beschaut die Arbeit aufmerksam. Sie läßt sich Zug um Zug erklären. Im verborgenen keimt die Hoffnung, dies Täschchen einst als Geschenk zu erhalten. Die Rotraut hat ein Lackledertäschchen, aber wenn sie mit dieser Perltasche käme und zu Rotraut sagte: ‚Da, die gehört mir, selbstgemacht von Mutter,' würde Rotraut platzen, obwohl sie ihre beste Freundin ist. Indessen huscht dieser habgierige Gedanke nur flüchtig über ihre Seele.

Gleichwohl fragt sie: „Wer kriegt denn die Tasche, Mama?"

Frau Mirtiz arbeitet noch ein bißchen weiter, schaut sich das Fertige an und antwortet: „Ich selbst, mein Kind. Hast du etwas dagegen?"

„Nein, im Gegenteil, au contraire. Ich hätte celui ça dagegen, wenn sie für jemand Fremdes wäre."

„Wenn du Französisch sprichst, sprich richtig, Susanne. Du willst mit diesen humorlosen Späßen nur verdecken, daß du unfähig bist, deine Gedanken fehlerlos französisch auszusprechen."

„Nö."

„Nun, bitte? Sage, wie würde der Franzose den Satz ausdrücken: ‚Im Gegenteil, ich hätte etwas dagegen, wenn sie für einen Fremden wäre.'"

„Ach, Muttile! Ich beschwöre dich . . ."

„Au contraire, maman. Je . . . nun?"

„Je . . . je . . . Das ‚hätte' ist so gemein."

Frau Brassen fühlt Mitleid. Sie unterbricht die improvisierte Lektion mit der Frage, ob Susanne nicht jetzt bereue, hier geblieben zu sein.

„Ja, schwer bereue ich's," ruft Susanne. Die Damen lachen.

„Dein Glück, daß Sommerferien sind. Aber dein Übungsbuch wirst du trotzdem aufschlagen müssen, sobald schlechtes Wetter ist."

„Was für ein Übungsbuch hast du denn mitgenommen?" fragt Frau Brassen.

„Fénelons ‚Télémaque‘, aber ich hab's gar nicht mitgenommen, sondern Mama. Ich werde doch den langweiligen Mops nicht mitschleppen.“

Sie stützt sich mit den Armen auf die Bank und streckt sitzend ihre Beine aus.

„Mama, sage mal, Hand aufs Herz, ist das eine Bein nicht ein bißchen krumm?“

Frau Brassen blickt über ihre Brille hinweg die braunen Waden an und lächelt.

„Du wirst eitel, mein Herzchen,“ antwortet Frau Mirtiz, ohne hinzuschauen.

„Nein, in vollem Ernst, ich glaube, das eine Bein ist nicht so gerade wie das andere.“

Frau Mirtiz sieht auf. „Deine Knie sind schmutzig, das ist alles, was ich feststellen kann.“

„Aber ich hab' sie doch heute früh gewaschen.“

„Und hast inzwischen wieder im Grase gekniet.“

Susanne denkt nach. „Das stimmt. Ich habe mit der Taschenlaterne in ein Maulwurfsloch geleuchtet und versucht, hineinzusehen. Zischen war auch dabei.“

„Habt ihr den Maulwurf gesehen?“

„Keine Spur. Das heißt, irgendwas sahen wir, aber es kann auch ein Stein gewesen sein. Zischen hatte Angst, der Maulwurf könne sie in die Nase beißen.“ Sie lacht.

„Zischen hatte recht, vorsichtig zu sein. Maulwürfe sind nicht ungefährlich, wenn sie angegriffen werden.“

„Wir haben sie ja gar nicht angegriffen. Wir haben sie nur mal elektrisch beleuchten wollen.“

„Weißt du nicht, daß ein Maulwurf blind ist?“ fragt Frau Brassen.

„Blind geboren?“

„Ja.“

„Das arme Tier. Was macht es denn, wenn es nun was sehen will?“

Die Damen lachen. „Er hat gar nicht das Bedürfnis, etwas zu sehen, Susanne. Er lebt ja nur im Finstern.“

„Gibt es noch andere Tiere, die blind geboren sind?“

Frau Brassen nickt. „Der Grottenolm zum Beispiel.“

„Grottenolm? Wie ist denn der? Ist der hübsch?“

„Nun, hübsch kann man ihn nicht gerade nennen. Er ist fleischfarben, eine Art Zwischenglied zwischen Salamander und Wurm.“

„Äh,“ sagt Susanne abschätzig. Sie stellt sich einen Grottenolm vor. Beschließt, Wolf zu fragen, ob er auch dies Tier kennt und ob er weiß, daß es auf beiden Augen blind sei. Dabei kommen ihr noch andere Tiere in den Sinn. Beispielsweise Frösche. Sie erkundigt sich bei Frau Brassen, ob sie Frösche liebe.

Die alte Dame schaut lächelnd zu Frau Mirtiz hinüber und antwortet: „Lieben ist wohl nicht das richtige Wort, Susanne. Aber ich finde sie niedlich und kann verstehen, daß man sie in ein Glas setzt.“

„Eine Mitschülerin von mir, die Thea, die hat überhaupt keine Angst vor Fröschen. Die liebt sie so, daß sie sie sogar in den Mund nimmt, wenn man ihr fünf Pfennig dafür bezahlt. Das heißt, nur kleine Frösche, solche, die nach jedem Regen geboren werden und dann überall herumhuppen.“

„O Gott, o Gott,“ seufzt Frau Mirtiz angewidert.

„Sie kommen nachher wieder lebendig heraus und huppen weiter.“

„Sage mal, Susanne, könntest du uns nicht etwas anderes erzählen, ich finde das weniger amüsant, was die Thea tut —“

„Ha,“ unterbricht Susanne begeistert, „die kann noch viel mehr. Sie sagt, für zwanzig Pfennig nähme sie sogar einen jungen Regenwurm in den Mund.“ Und ohne auf die Gesichter der Damen zu schauen, spricht sie rasch weiter. „Aber ich weiß genau, daß die Thea die Frösche oder Regenwürmer nicht auf die Zunge nimmt, sondern unter die Zunge, hier.“ Sie reißt ihren Mund auf, zeigt die Stelle, welche sie meint.

„Sie will uns partout den Appetit verderben,“ sagt Frau Brassen lachend.

Das Mädchen erschrickt. „Ach, entschuldigen Sie bitte . . .“

Frau Brassen legt ihren Wollschal in den Schoß und zieht Susanne mit dem linken Arm liebevoll an sich. „Nein, mein Kindchen, ich bin nicht böse. Das sind nur, glaube ich, eher Geschichten für Jungens als für uns alte Mütter. Wir machen uns nicht soviel aus Regenwürmern und Fröschen.“

Susanne nickt. Sie sieht ein, daß Frau Brassen recht hat. Dieses Thema wäre besser für Dietrich und Wolf gewesen. Indessen hat sie nun einmal den Wunsch, sich zu unterhalten, zu sprechen, erwachsen zu sein. Daher ist sie auch weiterhin entschlossen, den Faden des Gesprächs wieder aufzunehmen. Sie denkt etwas nach und erkundigt sich dann, ob Wolf in der Schule gut sei.

„Na,“ meint Frau Brassen zögernd, „ich möchte meinen Sohn nicht schön schminken. Er schlägt sich so durch.“

„Was hat er im Betragen?“

„Nun, sein Betragen wird wohl am wenigsten bemängelt. Aber die alten Sprachen und die Mathematik, da fängt das Unglück an.

„Hat er schon Mathematik?"

„Seit Ostern."

„Was ist denn sein liebstes Fach?"

„Ich glaube Deutsch. Griechisch macht ihm auch Freude. Ein Held ist er nicht."

Susanne denkt nach.

„Man braucht in der Schule kein Held zu sein," antwortet sie, „wenn man es nur im Leben ist. Was will er denn werden?"

„Ach Gott, er hat so seine Ideen, die sich schwer in Wirklichkeit umsetzen lassen werden. Er will Nordpolarforscher werden, unbekannte Länder entdecken."

Susanne nickt. Ja, das versteht sie. Es ist ein Ziel, das ihr gefällt, und sie weiß, daß sie es über sich gewinnen könnte, ihn auf solchen Reisen zu begleiten.

„Haut er sich viel mit Jungens?" fragt sie nach einer Weile.

„Nein," gibt Frau Brassen zurück. „Er weicht nicht aus, aber er schlägt sich auch nicht. Er hat so eine gute Art, den schlechten Dingen aus dem Weg zu gehen und die vernünftigen vernünftig zu erledigen."

Susanne billigt diese Haltung, ja, findet sie sogar fein und imposant. Nur Straßenjungen hauten sich immer. Man müsse, habe einmal Rotraut gesagt, seinen Feinden mit Verachtung begegnen. Pack schlüge sich und Pack vertrüge sich.

Frau Mirtiz gibt ihr recht, meint nur, daß sie, Susanne, diese Regel nicht stets befolge, sondern gelegentlich wohl in einer Prügelei zu finden sei.

Susanne wird rot. „Das war einmal," antwortet sie, „man kommt schließlich aus seinen Kinderschuhen heraus. Ich züchtige nur noch die, welche es verdienen." Doch weil die Damen darüber lachen, ist sie gekränkt und fühlt sich mißverstanden. Überhaupt ist ihr zumute, als sei es Zeit, die Sitzung abzubrechen und in den Wald zu gehen. Sie glättet ihr Kleid, bemerkt die erdbeschmutzten Knie und säubert sie mit ihrem Taschentuch, das sie vorher ausgiebig angefeuchtet hat. Dabei beguckt sie sich noch einmal flüchtig. Ihre Beine sind wirklich gerade. Glatt, gerade, mit ein paar Schrammen freilich. Sie irrte sich vorhin, es ist gut. Schrecklich wär's freilich, wenn sie krumm wären. Aber sie sind schlank und fehlerlos. Schlanke Beine sind rassig, auch bei Jungens.

„Also leben Sie wohl, meine Damen," verabschiedet sie sich mit bedeutender Geste, „ich gehe noch ein bißchen spazieren."

„Komm nicht zu spät zum Mittagessen," ruft ihr Frau Mirtiz nach.

„Nei—ein," schreit sie zurück, ohne sich umzuschauen.

Wenige Tage nach diesen Gesprächen kam neue Bewegung in das Leben der Sommergäste. Wolf Brassens Bruder Paul, Student der Philosophie, kam mit zwei Freunden am Sonnabend zu Besuch. Die Freunde hießen von Rosenberg und Bäuchle. Alle drei waren in großartiger Stimmung. Sie hatten sich in Pansfelde einen Wagen gemietet und erschienen mit Hallo vor dem Hotel. Genau um die Mittagsstunde. Was brachten sie mit? Drei Zahnbürsten, drei Nachthemden, drei Kämme und Hunger für sechs.

Paul erblickte Wolf. „Junge," rief er, „da bist du ja. Was, noch nicht dicker geworden?"

Die Gäste versammelten sich sofort um dieses Ereignis.

„Studenten!" jauchzte Fräulein Säuberlich. Sofort ließ Frau Hauptmann Küster ihr Filetdeckchen im Korbstuhl liegen und lief nach vorn.

Kreuz und quer begrüßte man sich erfreut, lärmend, mit ehrlicher Begeisterung.

Wolf fühlte Stolz. „Das da ist mein Bruder," sagte er zu Dietrich, „er ist mit zwei Kommilitonen von der Universität gekommen. Der Schwarzhaarige mit den roten Backen heißt von Rosenberg und der andere Erwin Bäuchle. Bäuchle und ich, wir duzen uns. Er ist furchtbar komisch. Er muß dir nachher den Mann vormachen, der mit sich selbst boxt. Erwin," rief er, „mach' mal den Mann, der mit sich selbst boxt."

Erwin Bäuchle, der sich gerade mit Frau Brassen unterhielt, blickte eine Sekunde zur Seite, wo die Kinder standen, blies die Backen auf und ließ die Augen gräßlich heraustreten. Sofort war sein Gesicht wieder normal.

Die Kinder schrien vor Begeisterung. „Noch mal, noch mal!" baten Franziska und Susanne.

„Später," tröstete Erwin, „Geduld ist der Zugführer bei der Sekundärbahn."

Auch diese Bemerkung löste stürmischen Beifall aus. Wolf war glücklich, daß er sich mit diesem Studenten duzte. Er berichtete eingehend von den Vorzügen Bäuchles. „Wenn er mit sich selbst boxt," erzählte er, „fällt er sogar hin. Zum Schluß gibt er sich einen Kinnhaken und liegt dann knock out da." Leider sprach er das Wort ‚knock ut' aus.

Susanne verbesserte: „Nock aut' heißt das." Wolf wurde blutrot. Susanne bereute. Sie hatte ihn gar nicht kränken, hatte ihm nur zeigen wollen, daß sie Englisch konnte. Nun war Wolf verletzt. Es tat ihr weh. Sie tröstete ihn: „Es ist ja nicht schlimm, du. Ihr habt wohl noch kein Englisch?"

„Im Humanistischen Gymnasium ist Englisch fakultativ," belehrte Dietrich.

„Ach so," sagte sie und schämte sich.

Paul Brassen trat auf die Gruppe zu, Wolf wollte vorstellen, doch Paul wartete erst gar nicht darauf, sondern fragte: „Na, und ihr? Ihr stellt hier wohl täglich das Dorf auf den Kopp, was?"

„Es will nur nicht Kopfstehen," sagte Dietrich, „sondern fällt jedesmal wieder auf die Füße."

„Ausgezeichnet," antwortete Baul Brassen. „Also, was ich sagen wollte, dir geht's gut, Wolf? Na, das ist die Hauptsache. Arbeitest du denn auch mal was?"

„Arbeiten? Dich hat wohl 'n Storch gebissen, Mensch!"

Susanne lachte, um Wolf wieder freundlich zu stimmen.

„Wieso denn," fragte sein Bruder, „ich denke, du bist in Mathematik fünf?"

„Natürlich. Da wär' ich ja 'n Walroß, wenn ich hier ausgerechnet noch Mathematik ochsen würde."

„Deine Ausdrucksweise hat sich nicht gerade veredelt, kann ich feststellen. Bei dem Umgang mit Damen solltest du mehr Schliff annehmen."

Susanne und Franziska jubelten über die Damen. Auch Dietrich lachte.

„Wir verbauern hier ein bißchen," sagte er. Wolf wollte gerade von Aute, dem Pony, erzählen, als Frau Bitterfeld mit dem Gong vor die Türe trat und das Mittagessen anzeigte.

„Großartig," rief Erwin Bäuchle, „ich hab' inzwischen schon meine Hausschlüssel aufgegessen."

von Rosenberg schlug vor, unter Absingen eines studentischen Liedes in den Speisesaal einzuziehen, doch Herr Bitterfeld näherte sich den Herren, stellte sich vor und begann wegen des Logis zu sprechen. Mit dem Logis stände es nämlich kritisch. Leider, leider alles besetzt, ja. Ob die Herren mit dem Heuboden vorlieb nehmen wollten? Er könnte auch ein paar Matratzen und Decken hinaufschaffen.

„Selbstverständlich," riefen die drei. „Ist ja ganz pinne, wo wir schlafen. Heuboden? Hochelegant!"

„Ha, ha," lachte Bitterfeld.

Redakteur Lippich erhob sich aus seiner Ecke, in der er Zeitung las, und fragte: „Kommen die Herren aus Halle?"

„Nein, aus Berlin," sagte Brassen.

„Übrigens gestatten Sie: Redakteur Lippich."

„Brassen."

„von Rosenberg."

„Bäuchle."

Die Hacken knallten. Man lächelte sich ausdruckslos an, die Augen schielten zum gedeckten Tisch, auf dem schon die Suppe dampfte. Was sollte man noch sagen? Niemand wußte etwas.

„Ja," sagte Redakteur Lippich. Er wußte auch nichts Besseres. Plötzlich verbeugten sich noch einmal alle vier, die Studenten schoben korrekt und höflich den Nacken vor, und fluchtartig stürzte man ins Essen.

Nach Tisch traten die drei zusammen und entwarfen das Programm. Heute, Sonnabend, Ausflug in die Umgebung, Thermosflaschen mitgenommen. Lagern im Walde. Morgen, Sonntag, ausschlafen, Gegend besehen, abends Tanz. Bitterfeld wurde genau instruiert. Er sollte Plakate anschlagen, daß eine Reunion am Sonntag stattfände. Alle Mädels aus dem Dorfe müßten dabei sein. Musikkapelle unnötig. Klavierspieler wird sich auftreiben lassen. Was? Ein Opernsänger ist da? Muß singen, der Kerl. Wird eine großartige Sache. Paragraph eins: Stimmung!

von Rosenberg, der einen schwarzen, gepflegten Schnurrbart und gelocktes Seidenhaar und feurige Augen sein eigen nannte, bemerkte Susanne, die in dem ihr eigenen Tempo vorbeilief.

„Eine süße kleine Puppe," murmelte er nachblickend.

„Das ist doch noch ein Kind," sagte Paul Brassen.

„Selbstredend. Aber die nackten Beine haben schon ein avec."

„Halt du dich lieber an diesen Scherzartikel," riet Bäuchle, indem er mit der Schulter auf die Gattin des Kammersängers wies.

Frau Lesman-Hofer duftete vorüber. Sie bewegte sich in Richtung auf einen machtvollen Tenor, der irgendwo im Garten seine Atemkraft erprobte, nach ein paar Tönen indessen bescheiden verstummte.

Um drei Uhr nachmittags war man marschbereit: Familie Brassen, Frau Mirtiz, Susanne, die drei Studenten. Dietrich konnte seinen Freund nicht begleiten, er mußte seine Mutter mit Aute von der Station abholen.

So. Fertig. Es kann losgehen.

Erwin Bäuchle blies seine schmalen Backen zu blaurotem Ballon auf, drückte die Augen ein und schmetterte drei Posaunentöne. Gleich darauf war er wieder völlig normal und fragte erstaunt: „Wie bitte? Wer hat geblasen?"

Wirklich, er verstand sich herrlich zu verstellen. Drum belohnte ihn auch dankbares Gelächter.

„Hast du deinen Schirm mitgenommen?" fragte Architekt Brassen seine Frau. „Du kannst nicht wissen, ob es regnet."

Ja, ja, sie hatte ihren Schirm.

Wolf dachte: ‚Wenn er so dasteht und nichts anderes denkt als: Wo ist der Schirm, damit ich nicht naß werde, dann hasse ich ihn.'

Die drei Studenten sangen:

„Mihi est propositum in taberna mori;
Vinum sit appositum morientis ori,
Ut dicant, quum venerint, angelorum chori:
Deus sit propitius huic potatori."

Sie sangen zweistimmig. Erwin Bäuchle und Paul Brassen Tenor, von Rosenberg eine Art Baß.

Nachdem sie geendet, fragte Paul seinen Bruder, ob er das Lied habe übersetzen können.

„Selbstverständlich," antwortete Wolf.

Architekt Brassen, der sofort guter Dinge wurde, wenn andere seine Mißstimmung nicht beachteten, brummte lachend, sein Latein reiche nicht mehr ganz dazu aus, er verstünde nur noch ‚gaudeamus igitur'. Das habe ja dieselbe Melodie. Ach ja, die Studentenlieder! In seiner Zeit habe man viel mehr gesungen als heute. Man sei oft meilenweit marschiert, habe gesungen und getrunken und seine Freude daran gehabt, bei Mondschein heimzuziehen.

Er sei auch schon manchmal bei Mondschein heimgezogen worden, sagte Erwin Bäuchle.

Da lachte man wieder. Auch Wolf, der den Witz nicht gleich verstand, und ihn, nachdem er ihn verstanden, Susanne erklärte.

„Ach so," sagte Susanne und lachte ganz allein noch einmal hellauf.

„Bist du schon einmal betrunken gewesen?" fragte Wolf sie.

„Nein, leider nicht. Ist das schön?"

„Ja, sehr komisch. Ich habe einmal Apfelwein getrunken. Nachdem ich ihn getrunken hatte, sah ich alles wie durch ein Milchglas. Sehr komisch war das."

Susanne lächelte höflich, obwohl sie die Komik der Milchglassituation nicht einsah.

Frau Mirtiz, die mit Frau Brassen neben den Kindern ging, hörte das Gespräch und meinte zu Wolf, es dürfte wohl nicht ganz so schlimm gewesen sein, wie er es darstellte.

„Schlimm nicht, fein war's," antwortete Wolf.

„Wolf, du übertreibst," bemerkte seine Mutter, „der Wein wurde uns in einem Restaurant als alkoholfrei verkauft, nachher enthielt er doch ein wenig Alkohol. Davon bekam er einen kleinen Schwips."

Wolf, der als Mann neben den Studenten nicht zurückstehen wollte, protestierte. Keine Spur von klein, besoffen sei er gewesen, regulär.

Herrje, da gab's eine Rüge. Solche Worte nähmen sich im Munde eines Knaben nicht gut aus. Paul Brassen drohte ihm eine Ohrfeige an.

„Es heißt bezecht," sagte Erwin Bäuchle. „Bezecht ist Schriftdeutsch."

Wolf nickte ihm dankbar zu. Ja, Erwin, das war einer!

„Wirst du nachher den Mann mit den eingeschraubten Beinen vormachen?" fragte er ihn.

„Vielleicht," sagte Erwin.

„Und den Boxer, der mit sich selbst boxt?"

„Wenn du den Ringrichter machst."

„Mache ich," gab Wolf zurück.

So wanderte man durch den Tag, der helle Wolkenkähne über das blaue Meer des Himmels segeln ließ. Das Einetal lag in sommerlicher Fülle und Fruchtbarkeit da.

Über seine grüne Weide glitt Sonnenlicht und Wolkenschatten, das sah wie ein immerwährendes Atmen der guten Erde aus, die sich ihrer Fruchtbarkeit freute.

Nach knapp einstündigem Marsche bog man in Laubwald ein. Die Blicke flogen aufwärts, man bewunderte Alter und Höhe der Bäume und fühlte dankbar die Segnung der kühlenden Schatten. Frau Mirtiz kannte mannigfache Vogelarten und wußte sie an ihrem Ruf zu unterscheiden. Wenn nun ein Tirili erklang, fragte man, wer das sei, und lächelnd antwortete sie: „Das ist ein Stieglitz" oder: „Das ist ein Goldhähnchen" oder: „Das ist ein Star."

Susanne war stolz über das Wissen ihrer Mutter. Um es noch glänzender herauszustellen, fragte sie: „Singen die Stare denn auch?"

„Gewiß. Meist pfeifen und schnattern sie, gelegentlich aber ahmen sie andere Sänger des Waldes nach."

„Nicht wahr," fragte Susanne, „die Nachtigall singt doch am schönsten?"

„Ich glaube wohl, daß man es sagen kann, ohne die andern Vögel zu beleidigen."

Susanne lachte und setzte hinzu: „Mama

kennt alle Vögel. Du kannst sie fragen, was du willst, sie weiß alles."

„Nun, nun —" wehrte ihre Mutter lächelnd ab und sah zu Frau Brassen hinüber, die freundlichen Blicks auf Susanne schaute, deren Augen unternehmend blitzten. Wolf aber fühlte sich wieder ganz an sie verloren. Immer sah er ihr Dirndlkleid an, dessen blaues Mieder so hübsch zum karierten Röckchen stand, sah ihre braunen Beine und ihr braunes Gesicht mit den abgeschnittenen Haaren, die bei jeder Bewegung nach rechts und links flogen.

‚Ich gäbe fünfzig Pfennig,' dachte Wolf, ‚wenn ich ihr jetzt einen Kuß versetzen könnte. Aber das wird nie sein, denn ich bin ihr gleichgültig. Sie hat vielleicht eine geheime Liebe, was weiß ich.'

Es bildeten sich neue Gruppen. Indessen dachte Wolf nicht daran, Susannens linke Seite zu verlassen, obgleich Student von Rosenberg gesonnen schien, ihn hier ein wenig abzudrängen. Gleichwohl vermochte Wolf seine Anwesenheit nicht zu verhindern. von Rosenberg ging nunmehr wippenden Schrittes an Susannens rechter Seite. Und wie er ging! Wolf empfand diesen Menschen als lächerlich. Wie kann nur ein Mann so breite Hüften, weiße Haut und rosa Backen haben!

‚Nein,' sagte Wolf zu sich selbst, ‚das ist kein Mann. Ich möchte den mal sehen, wenn ein Athlet ihm einen Faustschlag versetzt. Kaputt ist der. Erledigt für immer. Schwächling.'

Und um ihn zu prüfen, fragte er Herrn von Rosenberg, ob er etwas vom griechisch-römischen Ringkampf nach französischer Art verstände.

„Aber gewiß," antwortete von Rosenberg.

„Wie kommen Sie aus dem Untergriff?" fragte Wolf weiter.

„Junge, du bist klassisch," lachte von Rosenberg.

„Sie verstehen eben nichts vom Ringkampf," meinte Wolf ruhig.

„Ich habe besseres zu tun, als zu ringen," versetzte der Student, leicht geärgert.

Wolf schwieg.

„Nun, und Sie, niedliches Fräulein," fragte er, indem er seine großen dunklen Augen auf sie richtete, „verstehen Sie auch etwas vom Ringkampf auf französische Art?"

„Ja," sagte Susanne.

„Haha, das ist ja glänzend. Mit wem ringen Sie denn?"

„Mit meinen Schulfreundinnen."

„Ich dachte schon, mit Ihren Schulfreunden,"

Susanne sagte darauf nichts. Auch Wolf blieb still. von Rosenberg dachte über einen neuen Gesprächsstoff nach. Ihm fiel nichts ein.

„Wo ringen Sie denn da?" erkundigte er sich.

„Im Turnsaal unserer Privatschule."

„Faktisch? Das hab' ich ja noch nie gehört. Tragen Sie denn da Hosen?"

„Wir tragen Schwimmanzüge."

„Das muß ja sehr niedlich aussehen."

Wieder schwiegen alle drei.

„Also, wir müssen entschieden einmal ringen," vollendete von Rosenberg nach einer Weile das Gespräch. „Dann wird sich zeigen, ob Sie Kraft haben."

Wolf fühlte Unruhe. „Das ist unsportlich," sagte er beherrscht. „Ein Mädchen darf nicht mit einem Mann, ein Leichtgewicht nicht mit einem Schwergewicht kämpfen."

von Rosenberg lachte auf. „Wir wollen ja gar nicht kämpfen, wir wollen ja nur ein bißchen unsere Kräfte messen. Hier ist doch kein Stadion, Junge!"

Susanne zeigte ihr verschlossenstes Gesicht. Wolf wußte darauf nichts zu erwidern. Doch er fühlte, daß der Student mit dem Seidenbärtchen unrecht hatte. Es beleidigte ihn obendrein, als ‚Junge' und per Du angesprochen zu werden; vermutlich nur, um ihn vor Susanne als Kind zu markieren. Sein Groll gegen diesen Herrn, der vom Sport nichts verstand, wuchs.

Susanne beendete den unfrohen Dialog dadurch, daß sie plötzlich davonlief. Sie tat, als sähe sie irgendwo eine schöne Blume. Auf diese unsichtbare Blume stürzte sie zu, Wolf in denkbar übelster Stimmung zurücklassend. Indessen haftete diese Stimmung nur so lange an, als von Rosenberg an seiner Seite schritt. Nach zwei Minuten fand auch dieser einen Grund, zu seinen Freunden abzuschwenken.

An einem lieblichen Waldhang, der auf das Dorf Pansfelde den Blick freigab, lagerte man. Kaffee und Gebäck war nicht vergessen worden. Die Damen schenkten ein, Susanne reichte den Napfkuchen herum.

Danach blieb es auf allgemeinen Wunsch Erwin Bäuchle vorbehalten, einige effektvolle Nummern aus seinem Repertoire zu zeigen.

Er stellte sich vor die um ihn gelagerte Gesellschaft und kündigte in der Rolle eines Conférenciers Signor Carlo Cacao, den aufsehenerregenden Mann mit den verstellbaren Füßen, an. Gleich darauf erschien er als Carlo Cacao und zeigte das Wunderwerk seiner Fußgelenke. Man mußte über

diese Fähigkeit, bald absurd einwärts, bald plattfüßig auswärts, bald mit aufwärts gerichteten Füßen zu gehen, springen und laufen zu können, höchlichst erstaunen. Doch über dem Erstaunen vergaß man nicht das Gelächter. Architekt Brassen riet ihm, zum Varieté zu gehen, er würde Tausende verdienen.

Wolf und Susanne saßen in der vordersten Reihe, sie klatschten hingerissen.

„Nun paß auf, was jetzt kommt," sagte Wolf. Es kam Mister Wood-Wood, der Todesspringer. Erwin Bäuchle ersuchte das Orchester, welches er sich in den Bäumen postiert dachte, zu schweigen. Mr. Wood-Wood, der Todesspringer, dürfe nicht zerstreut werden. Ein winziger Fehlgriff könne ihm das Leben kosten. Danach sprang Erwin unter bedeutenden Manipulationen über eine Kaffeekanne, über einen Hut, der auf der Kaffeekanne saß und endlich mit irrsinnigem Anlauf über eine tote Ameise. Es war herrlich.

Wolfs Begeisterung erreichte den Höhepunkt beim Boxer, der mit sich selber boxt. Erwin scheute nicht davor zurück, sich Hiebe gegen Nase und Kinn zu versetzen. Schließlich brachte er sich mit einem dumpf klingenden Magenschlag in wirbeliges Taumeln, ging zu Boden und zählte sich selber aus.

„Großartig," rief Architekt Brassen, „Sie müssen unbedingt zum Varieté. Sie können ein Vermögen verdienen!"

„Ja, wirklich," sagte Frau Bankdirektor Mirtiz. Sie gab zu, so etwas selten gesehen zu haben.

„Haben Sie sich nicht weh getan?" fragte Frau Brassen leicht besorgt.

„Nur eine Rippe gequetscht und eine Leber verrutscht," antwortete Erwin lachend; er nahm die ihm ehrfürchtig von Susanne gereichte Tasse Kaffee, stellte sie auf seinen Kopf und ließ sich langsam zu Boden nieder. Als er saß, hob er sie vom Kopf und trank daraus.

„Das soll mal einer nachmachen!" rief Wolf erschüttert.

Alle gaben zu, daß dies niemand ohne weiteres nachmachen könne, Wolf wollte es mit einer leeren Tasse versuchen, aber man nahm sie ihm weg. Da ging er beiseite und übte mit einem Tannenzapfen.

Mit der Stimmung stand es soweit zum besten. Und ich hätte hinzugesetzt, den ganzen Tag über, wenn nicht ein Ereignis, dem die Erwachsenen wenig Aufmerksamkeit schenkten, auf Wolf und Susanne von tieferer Wirkung gewesen wäre.

Susanne hatte einen Baum entdeckt, der sich in zwei Meter Höhe spaßhaft gabelte. Es entstand so ein Sitzplatz, dessen Bequemlichkeit sie unbedingt ausprobieren mußte. Sie kletterte hinauf, setzte sich, war begeistert.

„Herschauen," rief sie, „herschauen, wo ich sitze!"

Die Erwachsenen winkten ihr flüchtig zu, Frau Mirtiz war daran gewöhnt, ihre Tochter auf Bäumen zu wissen. Allein Student von Rosenberg schien lebhafteren Anteil zu nehmen. Er stand auf und spazierte zu ihr hin. Übrigens tat er es wie von ungefähr, sichtlich uninteressiert, nur, um dem Zuruf der Kleinen freundliche Folge zu leisten.

Wolf befand sich unweit vor einem Felsgeröll, das feucht durchrieselt war. Ob es sich hier um eine verborgene Quelle handelte, vermochte er nicht zu sagen. Er hoffte indessen einen Salamander oder besser noch einen Grottenolm zu finden und ihn Susanne zu schenken. Susanne hatte ihn nämlich kurz zuvor gefragt, ob er schon einmal einen notabene blind geborenen Grottenolm gesehen habe. Während er nun vorsichtig Stein um Stein abtrug, hörte er Susanne laut und abwehrend aufschreien.

Er blickte sich um. Da stand von Rosenberg vor ihr oder vielmehr dicht unter ihr, hatte ihre Beine um die Waden gefaßt und sagte, sie solle loslassen, er wolle sie langsam auf seine Schulter setzen.

„Nein! Nicht doch!" schrie Susanne.

Wolf verließ sein Geröll und ging zu ihr. Jetzt stand er vor dem Studenten und sah, wie dieser mit rotem, lachendem Gesicht Susannens Beine umklammert hielt. Seine Linke griff um ihre Wade, seine Rechte um ihr Knie. Susanne, die das anfänglich als Spaß aufgefaßt haben mochte, zeigte ein ängstliches Gesicht. Als Wolf dazu trat, blickte sie ihn einen Augenblick hilfesuchend an. Wolf fühlte sein Herz sehr rasch klopfen. Ein Entschluß überflutete ihn. Es gab kein Ausweichen.

Er faßte von Rosenbergs Oberarme und zerrte an ihnen. Als das nichts nützte, drückte er mit aller Kraft zu.

„Weg da!" rief der Student ihm zu.

„Lassen Sie Susanne los!"

„Ich tu' ihr ja nichts, Junge. Sie soll sich mutig auf mich heraufsetzen."

„Ich will aber nicht," sagte Susanne.

Wolf kniff wütend in von Rosenbergs Arm. Da versuchte dieser, ihn mit dem Bein wegzustoßen. Wolf trat zurück, doch ehe noch der andere das Bein wieder auf den Boden gesetzt, faßte es Wolf um den Knöchel und riß es in die Höhe, soweit er konnte.

Da geschah denn, was geschehen mußte:

mit dumpfem Knall setzte sich Student von Rosenberg auf den Waldboden.

Blitzschnell zog Susanne ihre Beine hoch und schaute erschreckt nach unten.

Wolf, blaß geworden, erkennt die Situation. Er sagt sich, daß schleunigste Flucht am sichersten ist. Daß es ebenfalls nicht ungünstig wäre, sich in den Kreis der Erwachsenen zu begeben, neben seiner Mutter oder seinem Bruder Platz zu nehmen und gleichmütig dreinzuschauen.

Doch erinnert er sich in derselben Sekunde an Susannens Blick, an das, was er getan, und an den Grund, aus dem er es getan hat.

von Rosenberg erhebt sich, krebsrot im Gesicht. Wolf rührt sich nicht. „Sie dürfen mir ruhig eine Maulschelle hauen," sagt er mit vor Erregung leiser Stimme.

Der Student hebt den rechten Arm und schlägt mit voller Wucht auf Wolfs Wange. Der taumelt ein wenig, hält sich aber an Susannens Baum fest.

„Ich hätte dir auch ohne Erlaubnis eine geknallt," sagt von Rosenberg. „Danke Gott, daß ich mir nicht das Rückgrat gebrochen habe."

Wolf erwidert kein Wort. Seine Wange brennt, als sei sie mit kochendem Wasser übergossen. Mit unterstrichenem Gleichmut begibt er sich wieder zu dem Geröll, freilich ohne zu sehen und ohne zu wissen, warum er es tut.

von Rosenberg spaziert zur Gesellschaft zurück, die einer lustigen Geschichte Bäuchles gespannt lauscht. Gerade muß ein Witz gefallen sein, denn alle lachen. Auch von Rosenberg lacht mit.

Bis jetzt hat Susanne leichenblaß auf dem Baum gesessen. Ihre Beine hält sie noch immer ängstlich an den Leib gezogen, obwohl niemand mehr da ist, der nach ihnen greift.

Plötzlich springt sie zu Boden und sieht sich um. Sie entdeckt Wolf und will ihm nach. Doch sowie Wolf sie bemerkt, wird er blutrot, läuft davon, läuft, rennt, als ob sie ihm auf den Fersen wäre. Dabei verfolgt sie ihn gar nicht, gewiß nicht. Sie steht vielmehr noch immer dort, wo sie stand, als Wolf vor ihr davonlief. In einer Tannenschonung ist er verschwunden. Sie blickt geradeaus und rührt sich nicht, obwohl er gar nicht mehr zu sehen ist.

Man hat in Pansfelde zu Abend gegessen und fährt in zwei Wagen heim. Die Kinder sind getrennt. Sie sitzen neben dem Kutscher auf dem Bock und lassen die Landschaft an sich vorübergleiten. Die Sonne ist untergegangen, der Himmel grün und tief. Im Osten blitzen Sterne auf.

„Du bist wohl müde, Wolfchen?" fragt ihn seine Mutter.

Er nickt.

Ihm ist seltsam zumute. Er findet zum erstenmal die Landschaft erhaben und fühlt sie seiner Stimmung angemessen. Er möchte aussteigen und in die Welt wandern, immer weiter hinein ins Ungewisse, einem dunklen, geheimnisvollen, fernen Ziel entgegen.

Daheim aber müßte Susanne sitzen und auf ihn warten. Er würde ihr nicht schreiben, keinen Boten schicken, keine Brieftaube, sondern so lange wandern, bis er das Ziel erreicht. Und wenn er es erreicht, dann würde er sie zu sich holen, würde ihr alles, was er erobert, schenken, würde vor ihr niederfallen, seinen Kopf in ihren Schoß legen und stumm werden vor Glück.

Der Tag geht sommerlich und glänzend auf. Die Schwalben schwingen durch die blaue Luft. Die Feldsperlinge auf der Chaussee schwatzen.

Wolf liegt auf einem Wiesenstück am Eineufer. Zuerst hat er auf dem Rücken gelegen und in den Himmel gestarrt, doch nun dreht er sich um, sieht auch nicht mehr in den Himmel, sondern auf den Fußweg, der vom Gasthof aus hierher einbiegt.

Eine Zeit geht darüber hin, dann erscheint eine zierliche Gestalt, die, weil es Sonntag ist, ein weißes Kleidchen trägt. Die Gestalt pendelt unschlüssig umher.

Wolf steht auf. Er geht zu den Weiden, zieht sein Taschenmesser und beginnt an ihren Ästen herum zu schneiden. Endlich hat er eine hübsche Rute. Er peitscht sie mehrmals durch die Luft. Dabei blickt er verschiedentlich seitwärts, doch ohne den Kopf zu drehen. Ja, schließlich legt er sich sogar wieder auf den Platz, da er vordem gelegen. Und zwar auf den Rücken. Es tut wohl, in den Himmel zu sehen und die kleinen zwitschernden Punkte in der Luft zu zählen.

Und mit einemmal steht Susanne hinter ihm, wünscht ihm Guten Morgen und reicht ihm die Hand. Sie hat ein weißes Kleidchen an. Ihr Pagenhaar ist zur Feier des Sonntags mit einer Brennschere behandelt worden. Das beeinflußt ein wenig ihre Haltung. Zum Beispiel knickst sie leicht beim Guten Morgen, was Wolf die Schamröte ins Gesicht drängt.

Er betrachtet sie scheu. Das weiße Kleid ist sicher schön, trotzdem gefällt es ihm nicht. Auch trägt sie Schuhe mit Hacken.



Mutterfreuden. Gemälde von Fr. Eastman

Doch währt diese Betrachtung nur eine kurze Zeit, denn Susanne kniet sich gleich ins Gras, pflückt Blumen und ordnet sie zu einem Kranz.

Beide geben sich Mühe, eine Unterhaltung in Gang zu bringen. Wolf schwenkt die Weide und verrät Pläne, sich aus dickem Weidenstamm einen richtigen Odysseusbogen zu schnitzen. Einen Bogen, den nicht jeder spannen könne.

Susanne findet den Plan gut. Sie fragt, ob sie ihm dazu Strippe besorgen solle.

Nein, Strippe könne man nicht dazu verwenden, belehrt sie Wolf. Er müsse einen Schweinsdarm haben.

Ja, von wem denn?

Vom Schlächter.

Aha.

Ja. Das gäbe dann einen Bogen, der hätt' es in sich. Allerdings kein Spielzeug; für Kinder sei es nichts.

„Der ist doch sicher sehr schwer zu spannen?“ fragte sie.

„Ich muß ihn meinem Arm eben anpassen,“ antwortet er.

Soweit gedeiht ihr Gespräch ganz gut. Doch dann tritt Stille ein. Wolf läßt die Rute durch die Luft sausen, und Susanne sitzt im Grase. In ihrem Schoß hat sie eine Menge Blumen, deren lange Stengel sie miteinander kunstreich verknüpft.

Nun läßt sie die Hände sinken, blickt zu Boden und sagt in der Form einer unbedeutenden Mitteilung: „Ich muß mich auch noch bei dir bedanken.“

Wolf ist erstaunt. Wieso? Wofür denn?

„Wegen gestern. Du hast mich doch verteidigt.“

Wolf wird es glühend heiß. Alles flimmert vor Augen. Doch nur ein oder zwei Sekunden, dann sagt er: „Keine Ursache, Susanne. Es ist meine Pflicht gewesen.“

Susanne schweigt.

„Kennst du das Waltharilied?“ fragt er.

Sie nickt.

„Siehst du, dort verteidigt Walther die Hildegunde. Das ist eben selbstverständlich.“

Wieder schweigt Susanne und nimmt ihre Blumen auf. Die kleinen, schmalen Finger winden geschickt Stengel um Stengel.

Nach einer geringen Zeit fragt sie leise, ohne aufzusehen: „Du hast es nur darum getan, weil es auch bei Walther und Hildegunde vorkommt?“

Wolf erschrickt.

„Nein,“ sagt er. „O nein.“

Es ist still zwischen ihnen.

„Warum hast du es denn getan?“ Sie blickt nicht hoch.

„Das weißt du doch,“ sagt er zitternd.

Da läßt Susanne zum zweitenmal die Hände sinken und starrt auf den Boden. Nichts ist da. Gras. Und dann hebt sie den Kopf und sieht ihn an. Und er bewegt sich nicht, nur das Herz schlägt laut.

„Du,“ sagt sie und verstummt . . . und nähert ganz langsam ihren Kopf dem seinen. Sie sieht, wie sein schmales Gesicht bebt und die Augen ganz voller Licht stehen. Er aber rührt sich nicht. Und wie beide Gesichter sich so nahe sind, daß jeder in der Iris des anderen sein Bild erblicken kann, vereinen sich ihre Lippen zu einem kurzen Kusse, der wie ein Tautropfen in hundert Farben aufglänzt und verrinnt.

Wolf fühlt ihre kühlen, feuchten Lippen noch auf den seinen, nachdem sie sich schon gelöst. Alles erscheint ihm traumhaft, fern, überschleiert von Wundern.

Susanne aber lächelt und legt sich seitlich ins Gras. Sie hat die Lider halb geschlossen, schaut auf die Erde und scheint denselben wundersamen Traum zu träumen.

Endlich bewegt sich Wolf. Er bemerkt die Liegende und fragt leise: „Susanne?“

Sie schlägt die Augen auf: „Ja?“

„Ach, Susanne . . .“ sagt er.

Sie nickt ihm zu, erhebt sich und beginnt wieder ihren Kranz zu flechten.

Wolf bemerkt, wie beweglich ihre lieben kleinen Finger sind, deren einer ein silbernes Ringlein mit türkisenem Herzen trägt. Nur ihr Gesicht erkennt er nicht. Es ist nämlich halb verdeckt vom Haar, das, rechts und links vorfallend, zwei Scheuklappen gleicht. Ein schönes Haar ist es, kupfern überhaucht, viel schöner als beispielsweise blond. Ihm fällt es gerad' nur so ein. Auch findet er die Kürze wundervoll.

Er streicht mit zaghafter Hand die Locken beiseite und sieht nun wieder ihr gebräuntes Antlitz und ihre kleine, schmale Nase, das runde Kinn und den trotzigen Kindermund. Susanne aber bewegt sich nicht; sie läßt es geschehen, daß er ihr Haar wegstreicht und sie fast erstaunt betrachtet. Sie blickt nur immerfort auf ihre Blumen, die sie zum Kranze windet.

Wolf dagegen ist es immer noch, als geschähe dies in einer andern Welt, im Traume oder im Himmel, und geschähe nicht ihm, sondern einem, für den er es erlebt und der es von ihm nehmen und damit von dannen gehen und als großes Glück heimtragen wird.

Die Ankündigung der bevorstehenden Reunion ist von Herrn Bitterfeld, so gut es geht, im Dorfe verbreitet worden. Es haben sich auch einige Paare eingestellt,

sogar ein blinder Klavierspieler ist erschienen. Überwältigend kann trotzdem der Besuch nicht genannt werden. Die Bauern wollen unter sich sein; sie setzen sich in die Schenkstube und gucken durch die offene Tür in den Saal, wo die feinen Leute tanzen. Es fehlt leider an Damen, vielmehr, Damen sind schon da, aber sie sind wenig brauchbar. Frau Hauptmann Küster beispielsweise versteht nur Walzer und Schwarzwälderpolka, sie ist also ganz unmodern. Fräulein Säuberlich kennt etwas mehr Tänze und möchte gern noch viel mehr dazu lernen; doch die Herren wollen von ihr nicht soviel wissen wie sie von den Herren. Sie trägt ein blauseidenes Kleid mit blauen Jettperlen; ihre Arme sind fast nackt, sie denkt wohl jeden Augenblick daran und transpiriert stark. Dietrich tanzt mit ihr mehrere Male. Auch Redakteur Lippich verbeugt sich vor ihr und führt sie in eine Ecke, von der aus er, nach einigen vergeblichen Ansätzen, mit wippenden Kniekehlen, einen trägen Walzer zu schleifen beginnt. Doch nicht einmal dieser Walzer geht ohne Störung zu Ende. Lippichs Nase wird von der ungewöhnten Bewegung feucht, sein Hornklemmer gleitet zu Boden, er sieht nichts mehr, Fräulein Säuberlich muß den Klemmer aufheben. Gottlob, die Gläser sind heil, doch Lippich hat die Lust am Tanze verloren, er führt seine Dame zum Stuhl zurück.

Rings um den Saal sind Tische an die Wand geschoben. Hier sitzen die älteren Gäste bei einer Tasse Tee oder Kaffee. Kammersänger Lefman-Hofer freilich läßt sich einen Burgunder kommen. Herr Bitterfeld selbst hat die Weinkarte vorgelegt und die Flasche serviert. Neben ihm sitzt seine Frau in einer orangefarbenen Robe, stark geschminkt und stark duftend. Die drei Studenten haben mit ihr getanzt und sich dabei mehr oder minder fest an sie gedrückt. Die modernen Tänze gestatten die zwanglose Umarmung, und Frau Lefman-Hofer gibt wie ein gutes Reitpferd jedem Druck der Schenkel nach. Der Vergleich stammt von Erwin Bäuchle, der nach dem Tanze mit ihr sich eine Zigarette anstecken muß und diese Meinung zu Paul Brassen äußert. Paul erwidert: „Menschenskind, halt an dich," dann geht er und verbeugt sich nun seinerseits vor ihr. Mit gleichgültigem Gesicht erhebt sie sich und gleitet in Pauls Arm weichen Schrittes durch den Saal.

Die Töchter des Dorfschulzen von Leinefelde sind auch da; verschämte Mädchen in ungünstigen Toiletten. Die eine — namens Christine — ist weißblond und trägt eine Brille. Die andere ist braun, rund, mit dicken Waden. Sie tanzt schlecht, unruhig, fängt an zu galoppieren und hängt sich an ihren Herrn wie eine schlenkernde Bleikugel. Dietrich weiß es, aus reinem Mitleid hat er sie einmal um den Saal geschleppt. „Als wäre sie tobsüchtig und sollte in eine Zelle gebracht werden," bemerkt er erschöpft zu seiner Mutter, die mit Frau Mirtiz und dem Ehepaar Brassen an einem Tisch sitzt.

„Warum hast du nicht mit Christine getanzt?" fragt seine Mutter.

„Christine kann nicht tanzen. Sie hat sich nur hübsch angezogen und ist mitgegangen, weil's hieß, Reunion sei in der Mühle."

Indessen hat sich der blinde Klavierspieler wieder auf die Tasten gestürzt. Er spielt exakt, aber ohne Seele. Fräulein Säuberlich bemerkt es zuerst. Neben ihm sitzt ein blasses, bewegungsloses Kind, das stumpf in den Saal blickt. Vielleicht sein Sohn oder sein Enkel, der ihn hergeführt hat und wieder zurückbringen soll.

Nur über eine Persönlichkeit haben wir bislang geschwiegen, obwohl sie neben Frau Lefman-Hofer das stärkste Getuschel erregt. Eine hochgewachsene, kräftige Frau mit pechschwarzem Haar und drohenden Augen. Sie trägt ein städtisches Kleid, trägt seidene Strümpfe und schwarze Lackschuhe. Wolf und Susanne, die nebeneinander an der Saaltür stehen und gespannt auf irgend etwas Festliches und Bedeutendes warten, Wolf und Susanne haben sie zuerst erblickt. Sie glitt rasch und sicher an ihnen vorüber, einen Seidenschal über den Schultern. Neben ihr schritt ein unförmiger Mann, riesenhaft, schwerfällig, hellblond, zinnoberrot im Gesicht. Die beiden nahmen einen Tisch, Herr Bitterfeld stürzte mit der Weinkarte vor. Es wurde indessen nur Bier bestellt, welches die Kellnerin brachte.

Wolf und Susanne verfolgen sie mit ihren Blicken bis an den Tisch, sie verfolgen sie weiter und sehen sie tanzen. Die Dame tanzt steinern lächelnd am Arm des riesenhaften Mannes, sie tanzt ohne Kunst, doch so erregend, daß alle hinstarren. Kammersänger Lefman-Hofer läßt sie nicht aus dem Auge. Er versteht sich auf Frauen, viele haben schon um ihn geseufzt. Langsam trinkt er seinen Burgunder. Doch noch während er das Glas an die Lippen führt, gehört sein Blick der tanzenden Frau.

Plötzlich sagt Susanne zu Wolf: „Weißt du, wer das ist?"

Wolf schüttelt den Kopf.

„Das ist Frau Dußka."

Ja, auch Wolf fühlt, dies müsse **Frau**

Dußka sein. Er hat eine unbestimmte Vorstellung von ihr gehabt, eigentlich kaum an sie gedacht. Nun, wo er diese Frau sieht, weiß er: das ist sie.

Unwillkürlich schaut er sich nach dem Revierjäger um. Und erschrickt.

Revierjäger Karsten steht keine drei Schritt von ihm entfernt am Türpfosten. Er hat eine ungesunde, gelbliche Gesichtsfarbe. Auch er lächelt steinern, fast scheint es, als spiegele er Frau Dußkas Lächeln auf seinem Gesicht wider, das ihr immerfort zugekehrt ist.

„Komm," sagt Susanne, „wir wollen zur Mutter gehen."

Und beide Kinder gehen mit kleinen, vorsichtigen Schritten über den blanken Fußboden, scheu, weil sie fürchten, daß alle Blicke auf ihnen liegen. Denn der Tanz hat aufgehört, und die Paare haben an den Tischen Platz genommen.

Wolf begrüßt die Erwachsenen und gibt Antwort auf ihre Fragen. Doch gehen seine Augen verstohlen zur Tür. Revierjäger Karsten steht noch immer dort.

von Rosenfeld hat das Arrangement des Abends übernommen. Er stellt eine Art Maître de plaisir dar. Die Studenten besprechen sich, man tritt nunmehr mit gebührender Ehrfurcht an Kammersänger Lesman-Hofer mit der Bitte heran, die versammelten Gäste durch den Vortrag einer Gesangsgabe zu beglücken.

„Sie würden, Herr Kammersänger," so beendet von Rosenberg seinen Satz, „uns allen diesen Abend unauslöschlich einprägen, wenn Sie unserer bescheidenen Bitte nachgeben wollten."

„Ja, aber Kinder, wer begleitet mich denn!?" entgegnet der Kammersänger leutselig. Verlegen weist von Rosenfeld auf den blinden Klavierspieler. Vielleicht könne der Pianist —, Lesman-Hofer lacht dröhnend auf.

Er faßt sich, lehnt sich mit breiter Brust im Stuhl zurück, sein majestätisches Auge fixiert den Studenten, dann spricht er: „Also, nun hören Sie mal zu. Ich will Ihnen mal was sagen: ich pflege auf Urlaubsreisen nie zu singen. Wer wie ich eine Saison und zwanzig, dreißig Gastspiele hinter sich hat, der weiß, warum er in dieses Nest geflohen ist. Ich lebe inkognito hier und wünsche nicht, daß man weiß, wer ich bin. Weil ihr aber Freude an Musik habt, will ich euch was vorsingen, aber nur eins, hören Sie? Dann ist Schluß, Vorhang. Fin de siècle!"

von Rosenfeld ist glücklich: „Darf ich den Pianisten fragen —"

Kammersänger Lesman-Hofer winkt ab. „Meine Frau wird mich diesmal begleiten."

Er verständigt sich mit ihr und begibt sich aufgerichtet, etwas breitbeinig, mit olympischem Schritte zum Klavier. Man veranlaßt den Blinden aufzustehen. Er tritt gehorsam beiseite und richtet seine leeren Augen gleichgültig in die Höhe.

von Rosenfeld kündigt das Ereignis des Abends an. Es sei ihnen gelungen, Herrn Kammersänger Lesman-Hofer von der Dresdner Staatsoper für eine künstlerische Gabe zu gewinnen. Der Dank aller Freunde der Musik sei ihm gewiß.

Alle lächeln erwartungsvoll. Nur Redakteur Lippich sagt beim Wort ‚Kammersänger' durch die Zähne: „Chutzbe, Kammersänger!" Weil er dabei eine Zigarre im Munde hat, hört es niemand.

Lesman-Hofer verkündet: „Ich singe Siegmunds Frühlingslied aus der ‚Walküre' von Richard Wagner."

Und nach ein paar einleitenden Takten, die seine orangefarbene Frau aus dem Klavier herauszulocken bemüht ist, fällt sein gewaltiger, alle in süßen Schrecken setzender Tenor ein:

„Winterstürme wichen dem Wonnemond,
In milden Lüften lächelt der Lenz . . .
— — — — — — — — — — —."

Er endet. Man klatscht stürmisch. Die drei Studenten sogar stehend. Aus dem Nebenraum, wo die Bauern sitzen, glotzen ein paar Gesichter verdutzt in den Saal. von Rosenfeld begibt sich zum Sänger und bedankt sich mit warmen Worten.

Lesman-Hofer knurrt ärgerlich: „Der Kasten ist ja verstimmt wie ein rheumatischer Greis."

„Fürchterlich verstimmt," bestätigt seine Frau mit angewidertem Gesichtsausdruck. Das Paar begibt sich zum Tisch zurück, wo bereits die Damen Säuberlich und Küster stehen und ihren persönlichen wärmsten Dank für diesen großen Genuß ihm ausdrücken.

Franziska, die während des Gesangs im hellen Kleidchen an der Küchentür lehnte, kommt mit kleinen Schrittchen angelaufen, knicst und stellt sich zu den Kindern.

„Hat es dir gefallen?" fragt Susanne.

Sie nickt glückselig. Wolf betrachtet sie. ‚Ein rührendes Kind,' denkt er. Daß er einmal hat glauben können, sie sei mit Revierjäger Karsten versprochen! Übrigens schielt sie wirklich ein wenig. Er erkennt es jetzt auch.

Der Tanz beginnt von neuem. Dietrich verbeugt sich mit komischer Ehrfurcht vor

Franziska. Sie lacht und hängt sich in seinen Arm.

Jetzt entschließt sich auch Wolf, Susanne zum Tanze zu bitten. Es ist das erstemal, daß sein Arm sie umfängt. Er ist bis zum Herzklopfen aufgeregt und fürchtet, seine feuchte Hand könne einen Abdruck auf ihrem weißen Kleide hinterlassen. Eigentlich kann er nicht tanzen und hat nur Angst, daß er ihr auf die Lackschuhe tritt. Sie selbst schwebt leicht über den Boden, die Augen gesenkt, als fürchte sie, ihm ins Gesicht zu schauen. Sie trägt hellgraue Strümpfe und gleicht einer jungen Prinzessin. Wolf hat seinen Sonntagsanzug an, eine Art Joppe mit vielen Taschen und einem Gürtel. Ein lästiger Anzug. Der weiße Umlegekragen mit der großen schottischen Schleife behindert ihn ebenfalls. Ihm fällt flüchtig ein, wie er vor Wochen auf der übersonnten Wiese nackt herumgelaufen. Damals war alles leicht und schwerelos. Nun ist das Leben in Form und Sitte eingezwängt, und obwohl er froh ist, weil er Susanne im Arm halten darf, erscheint ihm doch die Welt traurig.

Da sitzt der Revierjäger an einem kleinen Tisch unfern der Tür. Er hat ein Glas helles Bier vor sich. Die Büchse hängt an der Wand.

Wolf fixiert ihn scharf, doch Karsten erkennt sein Gesicht nicht mehr. Er sieht durch ihn hindurch auf fremde Dinge.

Der Tanz ist beendet. Wolf und Susanne begeben sich ins Freie. Warm ist die Sommernacht. Der Garten liegt im hellen Schein des abnehmenden Mondes, der unsichtbar hinter einer Schar von glasigen Lämmerwölkchen steht. Auf Sträucher und Bäume vor dem Hause fällt das Licht des erleuchteten Saales. Deutlich zeichnen sich die hellen Fensterflächen auf dem Wege ab. Doch wie sie tiefer hinein gehen, hebt ein wundersames Wehen an. Die Trauerweide bewegt sich im Nachtwinde, und die Jasminblüten leuchten.

Die beiden sind stehen geblieben. Wolf hat den rechten Arm um Susannens Schulter gelegt. Zärtlich lehnt sie das Köpfchen an seine Wange.

Ihm ist, als habe ein Geist den herrlichsten Diamanten in seine Hand gelegt, habe gesagt: ‚Verlier ihn nicht!‘ und sei danach im Dunkel der Nacht verschwunden. Jetzt hält er den Diamanten in der geschlossenen Hand. Ausgestreckten Armes hält er ihn. Nein, er will ihn nicht verlieren.

Ein Zittern läuft durch seinen Körper.

„Frierst du?“ fragt Susanne besorgt.

„Nein, nein. Ein Haar von dir hat mich gekitzelt.“ Sie lacht, auch er findet es komisch, daß er gleich darüber so zittern mußte. Sie möchte es noch einmal erleben und schüttelt ihren Kopf ganz nah an seiner Wange. Nein, er zittert jetzt nicht mehr, obwohl die Haare angenehm kitzeln. Er wagt es sogar, sie etwas fester an sich zu drücken, und sie wehrt ihm nicht.

Sie finden eine Bank und setzen sich. Um sie weht der linde Atem der Julinacht. Es duftet von Blüten, die sie nicht kennen.

Susanne fühlt eine fast schmerzhafte Müdigkeit in ihrem Kopfe. Doch ist der Schmerz nicht arg, sondern beinahe angenehm. Ein dumpfes Summen singt in den Schläfen, ein Tasten ritzt die Haut, deren Empfindlichkeit größer als sonst erscheint. Dabei ist ihr Körper ohne Schwere. Sie liegt auf einer Wolke, die mondbeglänzt mit ihr durch die Nacht schwebt.

Wolf weiß und hat es schon gelesen, daß Mondnächte der Liebe gehören. Unklar ahnt er ein Glück im zagenden Beieinander ihrer Körper, und die Zärtlichkeit, welche ihn erfüllt, ist größer und geheimnisvoller als jene, welche ihn bewegt, wenn er seine Mutter küßt. Es ist ein ängstliches Stillesein im Traume. Bewegt er sich zu jäh, muß der Diamant zu Boden fallen und verloren gehen. Gleichwohl ist er voll des heißen Wunsches, für Susanne etwas tun zu können, das seine Liebe zu ihr bewiese. ‚Möchte,‘ denkt er, ‚ein Mörder aus dem Busch auf sie zuspringen. Ich würde ihm mit meinen Zähnen an die Gurgel gehen.‘

Es wird heller um sie, der Mond tritt aus den Wolken. Eine blasse Halbscheibe mit zerfließendem Rande.

„Schau',“ sagt sie, „der Mond.“

„Ja. Er nimmt jetzt ab. Kannst du erkennen, wann er abnimmt und wann er zunimmt?“

„Ja.“

„Ganz silbern ist er.“

Susanne nickt und schaut hinauf. Ihr Gesicht ist so schön, wie er es nie gesehen. In ihren Augen spiegelt sich das Licht des Gestirns.

‚Ach,‘ denkt Wolf, ‚was für ein Mädchen! Engelrein ist sie, edel und von Herzen gut. Ich liebe sie sehr, ich werde sie einmal heiraten.‘

Susanne wendet den Blick zu ihm. Nun liegt ihr Antlitz im Schatten, doch auf dem Haar flirrt der Glanz des Mondlichts. Ihre Augen aber sind dunkel und schauen ihn an. Und er fühlt aus diesen Augen ein Seltsames in ihn hinüberzucken. Unruhiger schlägt sein Puls, eine süße Angst verschließt ihm den Mund, daß er nichts

sagen und nichts fragen kann. Blitzartig denkt er daran, wie sie heute am Ufer gesessen, wie ihre Gesichter sich erkannt haben und aus der tiefen Nähe des Blicks der wundersame Kuß erblühte. Jetzt liegt nicht Sonne über Susannens braunem Antlitz, sondern die Schatten der Nacht decken es zu. Doch unter dem tiefen Schleier erkennt er es abermals, ein fröstelndes Brausen erfüllt sein Herz, er umschlingt sie mit hilfloser Bewegung und küßt sie geschlossenen Auges, bebend, beglückt, verzweifelt, als wäre es seine letzte Stunde.

Erschreckt fährt er auf. „Vergib mir," stammelt er. „Bist du mir böse?"

Susanne liegt noch in seinem Arm. Jetzt richtet sie sich langsam auf.

„Nein, nein . . ." lächelt sie.

„Ach," sagt Wolf schmerzhaft, „wenn wir neun Jahre älter wären, würden wir uns jetzt verloben."

Sie nickt nur und glättet ihr Haar.

„Denn wir lieben uns, das ist sicher. Keiner von denen da drin weiß es. Glaubst du, daß einer es weiß?"

„Nein," flüstert sie.

„Und niemand soll es jemals erfahren."

„Ja," sagt Susanne leise.

Wolf ist erfüllt von schönen und erhabenen Vorstellungen. Das Geheimnis ihrer Liebe zu bewahren ist gut. Doch köstlich wär's wiederum, den Menschen zu erzählen, daß er von ihr geliebt würde, gerade von ihr, nach der sich alle umgucken, sogar die Erwachsenen.

Susanne steht auf. „Du," unterbricht sie ihn, „wir müssen gehen, sonst suchen die andern nach uns."

Doch ehe noch Wolf darauf antwortet, hören sie Stimmen und Schritte. Sie flüchten zwischen die Büsche. Die Tür zur Veranda steht offen. Einige der Gäste sind ins Freie getreten. Dicht an ihnen aber geht ein Paar Arm in Arm vorüber. Es ist der riesige hellblonde Mann und Frau Dußka. Sie sehen niemand, sind ganz mit sich beschäftigt. Der Mann hat seinen Arm fest um sie geschlungen. Beider Gesichter erhellt der Mond. In ihnen steht etwas, vor dem Susanne und Wolf in dumpfer Scham sich verbergen möchten, obgleich sie nicht wissen, was es ist.

„Komm," sagt Wolf und ergreift die kleine, heiße Hand. „Komm, Susanne, wir gehen vorne herum."

Susanne folgt ihm wortlos durch den Gemüsegarten, dessen Holzgitter sie überklettern müssen. Nun stehen sie auf der Landstraße, biegen rechts ein und sehen das Haus. Die Haupttür ist erhellt.

Eine Gestalt geht an ihnen vorüber, ohne sie zu bemerken. Es ist Revierjäger Karsten, der mit geschulterter Büchse die Mühle verläßt.

Wolf hat um die Erlaubnis gebeten, Montag besonders früh aufstehen zu dürfen. Man gab sie ihm verwundert. Nun läuft er über die taunasse Wiese zum nächsten Roggenfeld und pflückt einen großen Strauß roten Mohns. Sein Gedanke macht ihn sehr glücklich. Der Strauß soll wundervoll werden. Keine Kornblumen, nur glühend roter Mohn.

Freilich klebt die feuchte Erde mit festen Klumpen an seinen Stiefeln, aber seine Hand hält dafür ein herrliches Bukett umschlossen. Er steigt leise die Treppen in die Höhe. Er legt es leise vor Susannens Tür. Wenn sie das Zimmer verläßt, wird sie die Blumen finden und sich den Kopf zerbrechen, von wem sie sind.

Wie er vor seine Eltern tritt, gibt es allerdings unfrohe Gesichter. Die Stiefel! Soeben geputzt! Und schon mit Lehm beschmiert bis obenan. Was für ein Anblick!

„Nein, nein, mit den Stiefeln läufst du mir nicht umher! Jetzt geh selbst hinunter in die Küche, bitte um eine Bürste und reinige sie dir!"

Doch Architekt Brassen erkennt die gefährliche Nässe. Er ersucht seinen Sohn, vorerst die Strümpfe zu wechseln, damit er sich nicht erkälte.

Beim Frühstück zögert Wolf länger als sonst. Er möchte wissen, ob Susanne hinter sein Geheimnis gekommen.

Endlich betritt sie mit der Mutter den Saal, man grüßt sich zu, nichts verrät an ihr, daß sie den Strauß gefunden. Kein Zug ihres Gesichts verändert sich. Ach Gott. Wolf ist, als sänke er tief in Schatten und Dunkelheit. Gewiß hat ein Fremder vorher den Strauß gestohlen . . .

Genug, er steht auf und geht hinaus. Draußen rüsten sich die drei Studenten zum Abmarsch nach Pansfelde. Ob er sie begleiten wolle? Ja, er begleitet sie. Was soll er sonst noch anfangen? Denn vielleicht hat sie sogar den Strauß gefunden, denkt aber, er sei von einem andern. Vielleicht auch liebt sie nicht roten Mohn und hat ihn in den Eimer geworfen.

Komm, wir gehen. Nicht rückwärts schauen, hinauswandern. Erwin Bäuchle wird schon ein paar Witze machen, und man wird lachen können.

Mittags findet er ein winziges Briefchen in seiner Serviette. Er liest es verstohlen unterm Tisch, als verstecke er etwas Ver-

botenes vor seinem Lehrer. In dem Briefe steht mit steilen Schriftzeichen folgendes:

„Lieber Wolf!

Ich danke Dir für die herrlichen Blumen. Ich wußte gleich, daß sie von Dir sind. Ich habe sie gleich in eine Vase gestellt.

Vielen Dank, herzlichen Gruß und einen K . . .

von Deiner Susanne."

Wolf treten die Tränen in die Augen. Nie hat er noch einen solchen Brief empfangen. Dieser Brief ist ein verborgenes Wunder, das niemand begreift, das für keinen Wert hat, nur für ihn allein. Er kennt das Wunder. Er begreift es.

Geschickt steckt er das Papier in die Bluse. Dreht sich um, will Susanne ansehen.

Aber Susanne starrt auf den Teller und schaut nicht rechts noch links.

Gehen wir ein bißchen," sagt Wolf zu Dietrich, „hast du Zeit?"

„Gewiß, doch ich nehme an, daß du keine mehr für mich hast," lächelt Dietrich mokant.

Wolf überhört die Bemerkung, weil seine Gedanken mit etwas anderm beschäftigt sind und er zu diesem Zweck Dietrichs Meinung kennen lernen muß. Hinwiederum fürchtet er seines Freundes ironisches Wohlwollen. Deshalb hält er es für geraten, einstweilen mit ihm spazieren zu gehen. Man wird dann sehen, wie es anzufangen ist. Die gewünschte Gelegenheit wird sich schon ergeben.

„Geht nicht zu weit!" ruft Vater Brassen hinterher. „Der Himmel sieht nicht gut aus!"

Natürlich — die Angst des Alten, er könne naß werden! Gewiß, fern überm Harze stehen dunkelgraue Wolken. Aber ehe die Wolken da sind, ist es schon Abend.

Also: ‚Nein, nein, ich gehe nicht weit,' winkt er ab.

„Wenn es regnet, nehme ich dich unter meinen Rock," sagt Dietrich.

Wolf macht ein böses Gesicht. „Fängst du auch noch an? Jetzt wünsche ich fast, es möchte losdreschen. Himmel, kann der einem die Laune verderben!"

Nun, das ist übertrieben. Nach wenigen Schritten hat er die väterliche Sorge vergessen. Dietrich erzählt etwas Interessantes: Kammersänger Lesman-Hofers Frau ist gar nicht seine Frau . . .

„Was ist sie denn?" unterbricht ihn Wolf nahezu erschreckt.

Dietrich legt den Arm um des Freundes Nacken, schaut ihn mit komischem Entsetzen seitlich an, beißt mit den Zähnen auf die Unterlippe und erwidert: „Ich fürchte, ich fürchte, etwas Unkeusches, Wölfchen."

„Wie hast du denn das 'rausgekriegt?"

„Durch eine Postkarte, die sich zufälligerweise in Fräulein Säuberlichs Zeitung versteckt hatte. Diese Postkarte war nämlich an den Herrn Opernsänger Lesman-Hofer gerichtet und ergab aus dem Inhalt zweifelsfrei, daß sie von seiner richtigen Frau stammte."

„Die Postkarte?"

„Ja."

„Hat die Säuberlich denn die Karte gelesen?"

„Muß wohl."

„Pfui!"

Dietrich nickt sorgenvoll mit dem Kopfe. Ja, so seien die Weiber von heute, die einen gingen mit Männern, die ihnen nicht gehörten, die andern läsen Karten, die ihnen nicht gehörten. Er, Wolf, solle Gott danken, daß sein Mädchen ein so musterhaftes Herz ihr eigen nenne. Ob er sie denn schon besungen habe?

Wolf erschrickt. Ja, das ist es; darum habe er gewissermaßen Dietrich auf einen Spaziergang gebeten . . .

„Hast du ein Gedicht auf Susannchen gemacht?"

„Ja," sagt Wolf mit belegter Stimme.

„Lies es mir vor."

Halt, halt, das sei nicht so einfach. Im Gehen könne er es nicht. Sie müßten sich erst einmal hinsetzen. Außerdem sei das Gedicht zunächst nur ein Entwurf. Er wolle es später ändern. Schlecht sei es, unfertig noch, obwohl äußerlich vollendet. Er müsse noch daran feilen. Doch inzwischen fände er es angebracht, Dietrichs Meinung überhaupt zu vernehmen, ja?

Dietrich erklärt, gerne den Kritikus machen zu wollen. Vielleicht könne er in Wolf einen neuen Horaz oder Anakreon entdecken.

„Mach' keine Witze," bittet Wolf aufgeregt. „Das ist ja Unsinn." Ja, er ist aufgeregt. Dumm, aber nicht verwunderlich, denn es ist sein erstes lyrisches Gedicht. Er hat noch nie ein Gedicht von sich vorgelesen. Und nun noch gar dieses. Jeder wäre aufgeregt, der sich in seiner Lage befände.

Sie gehen noch ein paar Schritte, dann schlägt Dietrich vor, sich zu setzen. Hier sei es hübsch, man könne sich ausstrecken, den Kopf in den Schatten des Nußbaumes legen und auf Leinefelde schauen, das sich malerisch vor ihnen ausbreitete. Ob er einen besseren Rahmen für sein Gedicht wisse?

Nein, nein, es sei schon gut. Meinethalben hier. Er wolle es gleich vorlesen, nur vorher noch einmal Dietrich bitten, keinen zu strengen Maßstab anzulegen. Es sei noch nicht korrigiert, müsse erst ausgefeilt werden —

Dietrich legt sich auf den Rücken und blickt lauschend in den Himmel.

Wolf kramt in seinen Taschen. Er hat ein zusammengelegtes Stück Papier herausgeholt, tut aber, als sei dies nicht mit dem Gesuchten eins, sucht weiter, spielt sogar ein bißchen den Erstaunten.

„Hast du es verloren?"

„Ja, ich dachte schon, ich hätte es verloren. Ich hatte es nur flüchtig in die Tasche gesteckt. Hier ist es."

Er entfaltet das Papier. Seine Hände sind feucht und kalt. Er bereut, das Gedicht geschrieben, er bereut, Dietrich davon erzählt zu haben. Zu spät. Er kann nicht mehr zurück. Muß vorlesen.

„Also, ich fange an:

> Wir blicken über Ährenfelder,
> So einsam ist die weite Welt.
> Wir gehen bald durch dunkle Wälder,
> Bald über ödes Stoppelfeld.
>
> Die Leute klagen über Hitze
> Und schelten über Sonnenglut.
> Ich kann nicht sagen, daß ich „schwitze",
> Mir ist so feierlich zumut.

Das ‚schwitze' mußt du dir in Gänsefüßchen gesetzt denken.

> Im grünen Grase will ich liegen
> Und schaun den blauen Himmel an.
> Meine Gedanken aufwärts fliegen
> Auf eine höhre, beßre Bahn."

Wolf zittert, hält aber noch das Blatt vor Augen. Aus Furcht, Dietrich könne ihn vernichten, macht er selbst ein unzufriedenes Gesicht, sagt: „Es sind viele Fehler darin, ich sehe sie selbst jetzt, wo ich es vorlese."

Dietrich bittet um das Blatt. Wolf reicht es ihm. Dietrich sagt: „Im allgemeinen darf ich dir gratulieren. Das Gedicht ist löblich, die erste Strophe hat meinen vollen Beifall. Hier gibst du auch zu, daß du nicht allein bist. Warum vergißt du nachher deine Susanne?"

„Ja . . ." stammelt Wolf. „Ich vergesse sie ja gar nicht."

„Später sprichst du nur noch von dir, du Egoist. Nun, sei's drum." Er liest halblaut weiter. Meint dann: „Das ‚schwitze' dünkt mich verfehlt. In ein lyrisches Gedicht gehört kein vulgäres Wort."

„Aber ich setze es doch in Anführungsstriche."

„Immerhin. Wenn du dies Gedicht deinem Susannchen widmest, wird sie Anstoß daran nehmen."

„Ich zeige es ihr gar nicht."

„Warum nicht? Ich würde es sauber abschreiben und ihr überreichen."

„Soll ich für ‚schwitze' transpirieren sagen? Das geht nach meinem Gefühl erst recht nicht. Außerdem paßt es nicht in den Reim."

„Nein, das ist unmöglich. Dann laß schon das Schwitzen."

„Ich werde dies Gedicht Susanne nicht geben," sagt Wolf kleinlaut.

Dietrich reicht es zurück. „Die Stimmung am Schluß ist zu loben, aber du hast vielleicht recht, für ein Liebesgedicht an ein Bräutchen eignet sie sich nicht. Besonders das Wort ‚beßre' Bahn würde Susanne mit Recht kränken. Vielleicht gibt dir deine Muse demnächst ein flammenderes Poem ein. Laß dich die Mühe nicht verdrießen, mein Sohn. Und wenn du meinen Rat brauchst, stehe ich jederzeit zu deiner Verfügung."

Er schaut ihn mit seinen hellen Augen liebevoll an.

„Ja, danke," erwidert Wolf bedrückt und auch wieder erleichtert. Dietrich hat ihn nicht zerstampft.

„Ich bin ja gar kein Dichter, Dietrich. Obwohl ich ein paar Balladen geschrieben habe, ich erzählte dir schon davon. Die zählen nicht. Es sind Versuche. Übrigens darfst du es keinem Menschen sagen, hörst du?" Erschreckt hat Wolf sich aufgerichtet. Der Gedanke, daß Dietrich davon sprechen könnte, ist ihm entsetzlich.

„Ich verspreche dir unverbrüchliches Stillschweigen."

Sie reichen sich die Hände. Dann legen sie sich ins Gras zurück.

Die dunkle Wolkenwand über dem Horizont ist langsam näher gekommen, doch noch immer fern genug, um sie nicht zu fürchten. Die Schwalben fliegen unruhig, aber der Gesang der Lerchen glitzert noch in der bewegungslosen Luft.

Von Leinefelde her klingt Musik herüber. Eine Kapelle mit Trompeten und Pauken zieht vorbei. Die Knaben richten sich empor. Nun sehen sie zwischen zwei Häusern den Zug auf der Dorfstraße. Langsam schreiten die Leute. Viele Leute, augenscheinlich in Festtracht. Die Männer schwarz, weiß und bunt die Frauen. Bum — bum macht die Pauke.

„Was mag da los sein?" fragt Wolf.

„Wohl eine Hochzeit. Wollen wir hin?"

„Ehe wir da sind, ist die Straße leer."

„Du hast recht," sagt Dietrich und legt sich ins Gras zurück.

Wolf bleibt noch sitzen und blickt hinüber. Die Musik trompetet leiser. Die Pauke schlägt dumpf den Takt dazu. Ganz deutlich hört man die Klänge eines frohen Marsches. Die Luft ist bewegungslos, schwer und schwül.

Plötzlich fahren sie jäh herum. Hinter ihnen steht ein Mann. Er hat vielleicht schon eine Minute oder länger dagestanden. Sein Kleid ist verbraucht, fast lumpig. Das Gesicht unrasiert und sonneverbrannt. Man kann nicht sagen, ob er alt oder jung ist.

„Guten Tag, junge Herren," sagt der Mann mit halblauter Stimme, „haben Sie vielleicht Tabak für einen armen Wanderer da?"

„Wir rauchen nicht," antwortet Dietrich.

Wolf sieht Dietrich an. Dietrich erwidert den Blick, lächelt dann und fragt beiläufig: „Wollen Sie zur Hochzeit nach unten?"

„Nein, junger Herr, da will ich nicht hin. Da kann man mich nicht brauchen. Auf einer Hochzeit kann man mich nicht brauchen."

„Wo wollen Sie denn hin?"

„Na, ich bleib' ein bißchen hier, wenn es den jungen Herren angenehm ist." Und er macht Anstalten, sich ebenfalls ins Gras zu setzen.

Wolf ist nicht frei von Besorgnis. „Wir müssen gleich weiter," sagt er.

„Ha ha," lacht der Vagabund leise und schaut Wolf an. „Ich tu' den jungen Herren nichts. Ich setze mich man bloß ein bißen zu Ihnen."

„Machen Sie sich's bequem," wirft Dietrich hin und dreht sich wieder nach dem Dorfe um.

Auch Wolf dreht sich um, behält aber den Fremden, der vielleicht ein Mörder ist, im Auge.

Ein totes Schweigen entsteht.

„Wie spät mag es sein?" fragt Wolf seinen Freund.

„Ich habe keine Uhr da," antwortet Dietrich.

Wolf ist etwas erstaunt. Er weiß, daß Dietrich eine Uhr besitzt. Warum leugnet er es?

„Es wird bald sechs sein, junger Herr," versetzt der Vagabund.

„Woher wissen Sie denn das?" fragt Wolf.

„Unsereiner weiß das," sagt der Mann. „Dazu braucht man keine Ticke."

Die Musik im Dorfe ist verstummt. Das Gewitter ist wohl noch fern, doch die schiefergraue Wand wächst. Ein grellsilberner Rand kantet die Wolken ein.

„Wißt ihr, wer da unten heiratet? Soll ich es euch erzählen?" fragt der Vagabund mit vorgebeugtem Kopf. Er hat das Gesicht eines fremden Vogels, graue, scharfe, klare Augen.

Die Knaben schweigen.

„Da heiratet eine aus Angst." sagt er leise. „Was?"

Schweigen.

„Die heiratet aus Angst. Ihr erster ist drauf gegangen." Er macht eine ekelhafte Gebärde. „Der Teufel müßt' sie kappores machen, sag' ich. Der steht auch schon hinter der Türe und lacht. Wenn die Ratte kimmt, schleicht er in ihre Klamine und kitzelt sie, haha. Aber jetzt, da unten, da zieht der Schulze mit, und der Pfaff' vornean, und alle Bauern lecken ihr die Schuh'."

„Warum?" fragt Dietrich tonlos.

„Warum? Weil sie Meges hat."

„Meges?"

Der Vagabund reibt Daumen und Zeigefinger aneinander und beugt wieder den Kopf vor, leise lachend. Dann faßt er in seine Tasche, zieht das leere Futter heraus, schaut es an und sagt: „Der Deibel steckt die Zunge aus meiner Hose. Ja, ja, so ist es. Die einen haben die Tasche voll, aber wenn's dunkel wird, kiekt ihnen eine rote Kröte aus dem Rachen. Versteht ihr mich?"

Die Knaben blicken ins Gras.

„Hab' ich euch erschreckt? Ha?"

Dietrich schüttelt den Kopf.

Der Vagabund lacht. „Ihr habt wohl noch keiner aufgesessen. Kennt ihr das Lied von der roten Spinde? Da heißt's am Schluß: ‚Hast nur den Daumen dir verbrannt, lacht schon Aschmedy an der Wand.'"

„Aschmedy?" fragt Dietrich gequält.

„Das ist der Teufel."

Keiner sagt ein Wort. Dietrich starrt zu Boden.

Plötzlich springt Wolf auf: „Da geht Susanne!" Er blickt zum Weg hinunter, winkt und ruft und winkt und ruft: „Susanne!"

Auch Dietrich hat sich erhoben und winkt. Gottlob, daß Susanne da geht. Sie ist in Leinefelde gewesen und schlendert gemächlich nach Hause. Nun hört sie das Rufen und sieht die beiden. Sie winkt zurück. Man läuft sich entgegen. Groß ist die Freude des Wiedersehens.

Nachdem sie sich begrüßt, schauen auch Dietrich und Wolf wie unter Kommando auf den Platz zurück, wo sie gelegen.

Der Platz ist leer. Der Mann verschwunden.



Gesellschaftsabend. Gemälde von Otto Pippel
(Aus Bralls Kunsthaus, München)

Der Ponywagen ist angeschirrt. Dietrich kutschiert Wolf und Susanne durchs grüne Einetal. Zwei Tage lang hat es geregnet, tagsüber, die Nächte hindurch, überall standen große Pfützen. Am dritten Tage erhob sich der Dunst, blau brach der Himmel durchs zerfließende Gewölk, man rief Hurra und lief hinaus.

Und nun fahren sie durch das glitzernde Einetal, bald im Schritt, bald im Trabe, ganz wie Aute das für richtig hält. Es ist eine herrliche Fahrt, und Wolf fühlt: dies ist die schönste Fahrt seines bisherigen Lebens. Auf dem Bock sitzt Dietrich, im Wagen sitzt er, den Arm um Susannens Nacken.

Heute vormittag hatten sie nicht fahren dürfen, weil Vater Brassen begründete Befürchtungen wegen Rückkehr des Regens hegte. Doch nach dem Vesper hielt sie nichts mehr. Susanne selbst begab sich zum Architekten, faßte an seinen Rock und bat um Wolfs Freigabe. Da brummte der Architekt, lachte und sagte: „Nun, fahrt schon, aber nehmt wenigstens Schirme mit."

„Ja, ja, ja, gewiß!" und „Danke schön!" rief sie, sprang davon und lief zu Wolf. Die Schirme vergaß man, das schadet nichts, hurra!

Dietrich kutschiert dorthin, wohin Aute gern fahren möchte. Aute möchte gern in den Wald fahren, darum biegen sie in den Wald und saugen mit aufgerichteten Nasen den harzigen Duft in ihre Lungen.

Dietrich dreht sich um: „Tief einatmen!"

„Ah, herrlich!"

„Ja, herrlich," sagt auch Susanne. „Jetzt nach dem Regen. Einfach himmlisch."

Aute niest. Alle drei lachen und versuchen, Autes Niesen nachzuahmen.

Ein Eichhörnchen springt über den Weg, klettert an einer Kiefer empor, guckt um die Ecke.

„Schaut doch das süße Eichhörnchen!" schreit Susanne mit dem Klagelaut höchsten Entzückens.

„Ein ganz junges!" bestätigt Wolf hingebungsvoll.

„Da sitzt es."

Ja, da sitzt es und schaut neugierig hinunter.

„Ich möchte zu gerne ein Eichhörnchen haben," sagt Susanne.

„Ich einen jungen Löwen," ergänzt Wolf.

„Und ich habe schon ein Pony," beschließt Dietrich den Wunschzettel.

„Gehört Aute dir allein?"

„Ja."

„Dein Vater hat ihm nichts zu sagen?"

„Nein, nichts. Aute ist mein Eigentum."

„Wenn ich so ein Pony hätte," versetzte Wolf, „würde ich jeden Tag damit zur Schule reiten. Mensch, würden die Pauker platzen."

„Wenn ich mich auf Aute setze, können meine langen Beine rechts und links nebenher gehen."

„Ha ha, ausgeschlossen!"

Dietrich ist zu lustig. Immer hat er komische Einfälle. Ach, die Fahrt ist schön. Göttlich ist sie.

Dietrich erklärt nun, er wolle sich umdrehen, nicht rückwärts schauen.

„Warum?"

„Damit ihr euch einen Kuß geben könnt!"

Kuß? Unsinn! Blödsinn! Du bist verrückt! protestieren sie laut. Doch Dietrich ist anderer Meinung, er beweist seine Ansicht, stellt ihnen die herrliche Umgebung vor Augen, Einsamkeit, Waldesgrün, gute Luft. Wer sich dies entgehen lasse, sei ein Dummkopf.

Nein, nein . . . sagen beide.

Dietrich schaut geradeaus. Aute trabt. Der Wald wächst mit mächtigen Buchenstämmen zum hohen Münster. Durch die Blätter schimmert das reingewaschene Blau des Sommertags.

„Hü!" ruft Dietrich dem Pony zu.

Wolf und Susanne blicken in den Wald, ohne ein Wort zu sagen. Plötzlich drehen sie die Gesichter einander zu, lachen sich an und küssen sich.

Susannens dunkle Augen blitzen vor junger Lebenslust. Wolf streicht ihre Haare zurück, daß die kleinen Ohren freiliegen, blickt ihr tief ins braune Gesicht und sagt: „Ich beiße dir die Nase ab! Du!"

Dietrich wendet den Kopf.

„Umdrehen!" schreit Susanne.

Er fährt herum und knallt mit der Peitsche, Aute tut, als wolle er Galopp anschlagen. Irrtum.

Susanne sieht Wolf an, greift in seinen Scheitel, preßt die Faust zusammen und zerrt ihn mit zunehmender Kraft an den Haaren. Dabei lächelt sie. Er beißt die Zähne aufeinander. Glücklich ist er.

„Tut es weh?" fragt sie.

„O nein."

Sie senkt ihren Kopf, nähert ihn dem seinen und flüstert: „Ich sehe mich in deinem Auge."

Er nickt.

Plötzlich läßt sie seinen Kopf los, lehnt sich aus dem Wagen und ruft: „Aute, du sollst fahren, Aute, du sollst rennen! Wir wollen durch die Welt sausen. O Aute, Aute, du Schnecke du!"

Aute hebt die Ohren, dreht den dicken

Kopf halb rechts um, dreht ihn wieder zurück und fällt gelassen in Schritt.

„Siehste, das haste davon," sagt Dietrich.

An einer Lichtung rasten sie. Wolf und Susanne haben sich auf einen Baumstamm gesetzt und sehen über den bewaldeten Hang über die junge Tannenschonung ins Tal.

Weit schwebt der Blick über Wipfeln, Ackerfeldern und Wiesen. Das wellige Land hebt sich zu Hügeln, eine Ruine ragt in den abendlichen Himmel, zu Füßen des Berges liegen Flüßchen und Dorf.

„Erkennst du den Arnstein?" fragt Wolf.

Susanne nickt. Eine leise Traurigkeit hat sie mit dünnem Schleier bedeckt. Dort ist der Arnstein, weithin fließt das fruchtbare Land, der Horizont scheint unermeßlich. Hügel und Wolken und Flüsse und Berge — ach, groß ist die Welt, niemand kann sie ermessen.

So ist das. Sie haben gelacht und gescherzt, haben sich gezaust und geneckt, und nun, wo sie Hand in Hand hier sitzen, kommt eine verhüllte Schwermut durchs Gehölz und nimmt lautlos zwischen ihnen Platz.

Dietrich hat mit Autes Hilfe den Wagen gewendet. Er tritt für einen Augenblick zu ihnen.

„Ja, das ist deutsches Land," sagt er, „das geht uns ans Herz. Hier sind wir zu Hause."

Wolf erinnert sich flüchtig, daß er dies Wort vor Wochen schon vernommen und es damals für falsch angebrachten Patriotismus gehalten. Heute bewegt es ihn tief. Deutsches Land, Wälder, Hügel, Äcker, Wiesen, ein Flüßchen im Tal und eine Ruine am Horizont.

Er fühlt seine Augen verschwimmen, blickt starr ins Licht. Traurig ist die Welt, weit, unerforschlich. Doch das Wort Heimat tut wohl.

Er sagt zu Susanne: „Wenn wir groß geworden sind und ich bin tüchtig in der Welt herumgekommen und habe viel Geld verdient, dann kaufe ich den Arnstein, wir lassen ihn restaurieren und wohnen dort."

„Wir?" fragt sie leise.

„Ja, wir beide, du und ich. Wir ziehen in die Burg ein, haben Pferde und Falken und schauen abends vom Söller über das schöne deutsche Land. Dann fahren wir auch mal nach der Mühle und sehen, wie es Bitterfelds geht. Zischen ist dann groß geworden und hat den Revierjäger geheiratet."

„Ja," sagt Susanne.

„Vergeßt ihr auch mich nicht?" fragt Dietrich. „Ich bin dann ein alter Hagestolz, ein Eremit Krökel. Gelegentlich schickt ihr mir eine Flasche Schnaps in meine Höhle, was?"

Die beiden lachen. Gewiß, das wollen sie so machen. „Nein," sagt Wolf gleich hinterher, „du mußt auch bei uns wohnen. Du kriegst einen Flügel der Burg ab, hast da deine Folianten und kannst studieren, soviel du willst."

Dietrich verbeugt sich dankend, die Hand zum Gruße an die Schläfe gelegt.

Susanne bittet: „Aber Mammi muß auch einen Flügel abkriegen. Sie ist dann alt und kann nicht mehr viel herumlaufen."

Aus Höflichkeit stimmt Wolf zu. In Wahrheit möchte er lieber mit ihr allein sein. Jedenfalls wenn schon Susannens Mutter dabei sein soll, dann soll auch seine Mutter dabei sein.

„Meine Mutter wohnt auch in der Burg," setzt er hinzu. „Sie kann mit deiner den Flügel zusammen bewohnen."

Susanne ist einverstanden.

Dann schauen sie wieder hinüber. Die Sonne ist nicht mehr fern dem Horizont. Der Arnstein zeichnet seine grauen Mauern deutlicher in den hellen Himmel hinein. Über dem Flußtal dunstet erstes Dämmern.

„Kommt," sagt Dietrich, „es ist Zeit heimzufahren."

Aute wiehert und trabt. Er weiß, daß es zum Stalle geht und daß im Stalle köstliches Futter seiner harrt. Darum trabt Aute, ohne daß Dietrich auch nur Hü oder Hott zu sagen braucht.

Im Walde weht schon der Abend. Golden färbt die Sonne das vorjährige Laub. Der feuchte Boden des Fahrweges ist mit zitternden roten Flecken belegt. Die Vögel zwitschern müde und wollen schlafen gehen.

Aute biegt ins Einetal, trabt eilfertig weiter, ohne auch nur zurückzuschauen. Rechts steht der Wald, zur Linken breiten sich die abendlichen Wiesen aus.

Nun kommen sie in der Mühle an. Architekt Brassen steht schon längere Zeit vor dem Hause und blickt die Straße hinauf. Jetzt sind sie da; er ist ruhig, schilt nicht, daß es später geworden, sondern fragt, ob sie Hunger haben.

Ja, weiß der liebe Himmel, den haben sie. Also dann vorwärts ins Essen hinein.

Wolf bemerkt eine Unruhe unter den Gästen. Man steht zusammen, spricht und gibt Meinungen kund. Die meisten haben schon gespeist. Nun sitzen sie mit anderen zusammen am Tische und reden.

„Was ist denn los?" fragt Wolf.

„Ach nichts, iß nur," sagt seine Mutter. Sie fragt ihn nach der Fahrt aus, er

muß alles erzählen, sie freut sich, daß es so schön gewesen.

„Ist was los?" fragt er wieder.

„Nein, nichts," antwortet sie.

Nach dem Abendbrot schlendert er durch den Garten und will zur Eine. Dietrich begegnet ihm, faßt ihn unter den Arm und begleitet ihn.

„Der arme Karsten," bricht Dietrich das Schweigen.

Wolf schaut erstaunt auf. Er weiß nicht, was er meint.

Dietrich bleibt stehen. „Der Revierjäger hat sich heute in der Frühe erschossen."

Wolf starrt ihn an.

„Ja, ja," sagt Dietrich.

„Er sich selbst?"

„Ja."

„Mit seiner Büchse?"

„Wahrscheinlich."

Wolf spürt ein hartes Frösteln im Rücken. Dies ist schrecklich und tut über die Maßen weh. Denn der Revierjäger, obwohl er einst sein Nebenbuhler gewesen und ihn sogar noch einmal beleidigt hat, war doch ein Mann. War vielleicht der einzige Mann in dieser Welt der Schwächlinge. Und plötzlich fühlt Wolf, daß er ihn bewundert und geliebt, und daß ein böses Schicksal ihn um einen Freund betrogen hat.

Susannens Ferien sind früher als Wolfs und in wenigen Tagen zu Ende. Eines Morgens wissen sie es beide, daß der Abschied dicht vor ihnen steht. Mit einemmal ist es über sie gekommen. Erstaunt fast stehen sie vor der Erkenntnis, daß auch ein Glück zu Ende geht.

Sie sind von nun an immer zusammen. Nichts kann sie mehr trennen.

Wolf hat in Erfahrung gebracht, daß Susanne Klavier spielen kann. Er bittet sie darum, denn Musik liebt er sehr. Da setzt sie sich ans Klavier und spielt zuerst „Hans und Liesel" und lacht dazu. Er lacht ebenfalls, die Anspielung ist leicht zu verstehen. Dann aber spielt sie „Vater, ich rufe dich". Es gelingt ihr besonders gut, Wolf findet es herrlich, wie ihre linke Hand die rollende Begleitung beim „Dampf der Geschütze" zustande bringt. Sie hat Talent und viel Ausdrucksfähigkeit. Seitdem muß sie jeden Tag ihm einmal „Hans und Liesel" und zweimal „Vater, ich rufe dich" vorspielen. Bisweilen kommt Dietrich dazu und pfeift die Melodie. Er kann glänzend pfeifen, sogar mit dem Ton tremolieren, was Fräulein Säuberlich, die gelauscht hat, zu dem Rat veranlaßt, er solle sich ausbilden lassen. Kunstpfeifer fände man so selten, viel zu selten.

Dietrich verspricht es und sagt, er wolle dann alle alten Ratten aus ganz Halle damit in die Saale locken.

Fräulein Säuberlich ist ein wenig verletzt über diese Bemerkung, da sie in Halle lebt und die Stadt liebt. Immerhin lächelt sie.

Ja, Wolf und Susanne sind stets beieinander. Die Erwachsenen finden es possierlich und machen ihre Scherze, welche die Kinder überhören. Die beiden Mütter aber nicken sich zu und denken: da hätten wir nun ein Brautpaar, wenn's nicht gerade dumme Kinder wären. Dietrich indessen stützt den Bund der zwei durch freundliche Winke und diskretes Beiseitetreten. Er wird darum von ihnen sehr geliebt und ist der einzige, dessen Gegenwart ihnen angenehm ist.

Dieser Umstand kränkt Ewald Dümmler, der sich ohnehin seit langem zurückgesetzt fühlt. Er hat es auf sich genommen, die beiden hie und da zu hänseln. Wolf kann das nicht vertragen; noch hält er zwar an sich, doch er fühlt, daß es eines Tages etwas Fürchterliches geben wird und dann: Wehe Ewald!

Ewald hingegen betrachtet den kleineren Wolf verächtlich. Er ist eifersüchtig, er hätte es viel lieber gesehen, wenn Wolf mit der Zis ginge. Freilich, dies hat er selbst verdorben. Trotzdem wünscht er, er könne dem Wolf einmal eins „in die Labbe schlagen".

Zwei Tage vor Susannens Abreise liegen die beiden am Ufer der Eine. Das Wetter ist unsicher, bald scheint die Sonne, bald regnet es. Wolf hat also den Schirm aufgespannt. Unter dem Schirm liegen sie. Ihre Oberkörper werden dadurch vor Nässe geschützt. Was mit den Beinen geschieht, interessiert sie nicht.

Sie liegen sich schräg gegenüber und denken, daß nun bald alles zu Ende sein wird. Sie versprechen sich, einander viel zu schreiben. Wolf gesteht, daß er im geheimen Verse mache. Vorlesen könne er diese Verse nicht, nein, nein, unmöglich. Aber schicken wolle er sie ihr. Sie nimmt ihm das Versprechen darüber ab. Er gibt sein Ehrenwort.

Dann sind sie still und ein wenig traurig. Endlich fängt diese regnerische Ruhe an, ihn zu quälen. Er stößt den Schirm beiseite und ruft: „Die Sonne scheint!" Nun scheint die Sonne zwar nicht, doch es regnet auch nicht. Eine bewegungslose, helle Feuchtigkeit dunstet in der Luft.

Auch Susanne steht auf. Sie gehen einige Schritte und kommen an eine morastige

Stelle. Es ist nicht nötig, über diese Stelle zu gehen, doch Wolf überkommt plötzlich eine jähe Welle von Kraft. Er faßt sie um die Hüfte und will sie hinüber tragen.

„Nein!" schreit Susanne. „Halt! Nicht doch!"

Indessen nutzt alles nichts, Wolf hat sie ergriffen, packt sie fester, packt sie, wo er sie gerade erwischen kann, und trägt sie über die Pfützen. Patsch, patsch, tief sinken seine Stiefel in die Nässe. Es ist nicht leicht, jemand durch sumpfiges Terrain zu tragen, doch hält er's bis zum festen Boden aus. Da setzt er sie dann ab. „So," sagt er, „hier ist es trocken."

Susanne ist noch ganz erschreckt, rot und nicht wenig verwirrt. Sie glättet ihr Kleid, das hochgerutscht war. Wolf hat es nicht gesehen, es wäre ihm auch ganz gleichgültig gewesen, aber ein anderer hat es gesehen, dem es nicht gleichgültig ist: Ewald Dümmler.

Er steht keine zehn Schritte von Wolf und Susanne entfernt, hat die Hände in den Hosentaschen, beugt den langen Oberkörper vor und ruft lachend: „Wo hast du denn die Susanne hingekniffen?"

Wolf blickt auf.

Ewald zieht seine Hand aus der Tasche, wedelt vielwissend mit ihr in der Luft und sagt: „Na, ich hab's gesehen!"

„Was hast du gesehen?"

„Ich sage nischt!" Ewald dreht sich um und prustet vergnügt.

Wolf wird blaß. Er geht zu Ewald, tritt vor ihn hin, fragt: „Was hast du gesehen?"

„Wäs häs dä jesähn?" äfft Ewald ihn haßerfüllt nach.

Bautz, da knallt Wolfs rechte Hand an Ewalds Backe. Der Schlag sitzt nicht gut. Etwas zu tief. Wolf ist entschlossen, ihn mit einem zweiten zu korrigieren. Doch schon stürzt sich Ewald auf ihn, will ihn aufheben und auf den Boden werfen. Wolf boxt ihn vor den Bauch, Ewald zieht seine langen Beine zu Hilfe herbei und hakt Wolf ums Kniegelenk. Der schwankt, schlägt hin, ehe sich aber Ewald auf ihn stürzt, hat Wolf sich wieder halb erhoben und seine Faust vorgestoßen. Ewalds Nase blutet. Blut! Jetzt ist es aus. Es geht auf Tod und Leben. Er greift Wolf an die Gurgel.

Susanne hat in schrecklicher Erstarrung dem Kampf bis hierher zugesehen. Sie konnte kein Glied rühren, begriff nichts, begriff nur Streit, Zank, Blut. Jetzt, wo nach ihrer Meinung sich Wolf in Lebensgefahr befindet, stürzt sie sich urplötzlich furiengleich auf Ewald, fängt mit wahnsinniger Geschwindigkeit an, ihn zu beißen, zu kratzen, zu kneifen, zu zerren, zu schlagen. Ewald fühlt das hagelharte Geprassel dieses unerwarteten Angriffs. Ihm ist als sei ein Schwarm von Hornissen auf ihn losgegangen. Er läßt Wolfs Gurgel frei und bemüht sich, aufzustehen. Wolf springt hoch, ergreift Susanne, die völlig toll geworden gleich einer Wildkatze an Ewald hängt, löst sie vom Gegner, tritt zurück und ruft keuchend: „Ich fordere dich hiermit auf Pistolen! Susanne ist Zeuge."

Susanne schreit auf und fängt hemmungslos zu weinen an.

Ewald starrt auf Wolf. Das ist gänzlich unerwartet. Das ist etwas ganz Neues, etwas Böses ist das . . .

„Was?" fragt er mit blödem Gesicht.

„Nichts. Wir schießen uns," erwidert Wolf bebend. „Geh!"

„Nein, nein . . ." weint Susanne.

„Geh!" befiehlt ihm Wolf, mit dem Fuße aufstampfend.

Und wirklich, es geschieht so, wie er sagt, Ewald dreht sich langsam um und geht.

Wolf beugt sich über Susanne. „Was weinst du denn, Kleine? Wein' doch nicht. Es ist doch nicht so schlimm. Er hat dich beleidigt, dafür schieße ich ihn tot. Er muß sterben. Das ist weiß Gott nicht schlimm. Der Revierjäger ist auch gestorben, und der war ein Mann. Was ist aber der? Ein Lappen. Weine doch nicht so schrecklich, du . . . du."

Das Duell konnte nicht zustande kommen, obwohl Wolf Dietrich beschworen hatte, ihm Pistolen zu besorgen, und Dietrich, in großer Sorge um seinen Freund, nicht wußte, wie er ihn von diesem Plan abbringen sollte. Natürlich durften die Erwachsenen nichts erfahren. Als einziger Weg erschien ihm, Ewald zu veranlassen, daß er Wolf die Hand zur Versöhnung reichte. Wolf aber wollte nichts von Versöhnung wissen. Wolf wollte sich schießen. Schießen wollte er sich.

Während Dietrich noch nach einem Ausweg suchte, fiel die Entscheidung über diesen Zweikampf auf anderem Terrain.

Wolf wurde zu seinen Eltern gerufen. Herr und Frau Bitterfeld standen mit bleichen Gesichtern dabei. Sein Vater fragte ihn, ob es wahr sei, daß er den jungen Ewald Dümmler auf Pistolenduell gefordert habe. „Also hat das Schwein gepetzt!" rief Wolf unwillig.

„Antworte jetzt!" brüllte der Vater. „Hast du diesen Wahnsinn begangen?"

„Gewiß," erwiderte Wolf. „Und wenn er sich mir nicht stellt, werde ich ihn totschießen, wo ich ihn finde."

Da verließ den Architekten alle Beherrschung, er sah im Geiste weniger den langen Ewald, als vielmehr seinen Sohn von einer Pistolenkugel durchbohrt am Boden, er kreischte: „Pfui, pfui, du Lümmel," und schlug Wolf rechts und links zwei Ohrfeigen.

Sofort hielt Frau Brassen den rasenden Gatten fest. Sie erkannte Wolfs Erregung, fürchtete Schlimmeres.

Frau Bitterfeld aber rief: „So ist's recht. Das ist ihm ganz recht. Das wird ein netter Rowdy werden."

Nachdem sie das verkündet hatte, ging sie in die Küche. Ihr Mann aber murmelte zum Knaben, der wie verzweifelt schluchzte: „Na was denn, 'n paar Knallschoten sind ja nicht alle Welt." Er wollte noch mehr murmeln, aber Frau Brassen ging zu Wolf, legte den Arm um ihn und führte ihn nach oben.

Die Angelegenheit wurde nunmehr sachlich erörtert, und als sich Wolf etwas beruhigt hatte, auch der Vater hinzugezogen. Er sah seinen todblassen Jungen und bereute sofort, ihn geschlagen zu haben.

Unwirsch und klagend fragte er ihn: „Hast du denn Pistolen?"

„Leider nein," antwortete Wolf, „sonst hätte ich mich heute erschossen."

Architekt Brassen zitterten die Hände. Er streichelte Wolf ungeschickt und murmelte: „Sei nicht böse. Ist ja schon gut. Sei nicht böse."

„Er hat es Susannes wegen getan," sagte Frau Brassen ruhig. Sie erklärte den Vorfall.

Der Vater hörte alles an, schüttelte den Kopf und stieß nur einen Laut wie „pch" durch die Lippen. Dann schaute er aus dem Fenster und schwieg.

Leise fragte seine Mutter: „Liebst du die Kleine denn so?"

Wolf konnte vor Erschütterung nicht antworten. Seine Augen füllten sich mit Tränen.

Da zog sie ihn an sich, streichelte sein Gesicht, küßte es und ließ es lächelnd geschehen, daß er plötzlich wie ein Kind seine Arme um sie schlang und fassungslos weinte.

Doch alles half nichts, der Tag des Abschieds kam trotzdem. Wolf hatte am Morgen den Gedanken, daß dies der erste Abschied seines Lebens sei. Er erschrak ein wenig darüber, daß etwas eintrat, was bislang noch nie geschehen.

Indessen solange er bei Susanne war, schwand die Trauer. Eine glückselige Wehmut überspannte beide. Sie ließen nicht die Hände los. Dies wußten sie: seit der Geschichte mit dem Duell konnte keine Welt sie trennen. Wir werden, sagte Wolf, uns heiraten, sobald wir mündig geworden sind. Ja, setzte Susanne hinzu, heiraten und viele Kinder kriegen. Es war gut, dies zu wissen und gegen die ganze Menschheit mit diesem Wissen zu stehen.

„Wirst du mich auch nicht vergessen?" fragte Wolf.

Susanne schüttelte den Kopf und sah ihm flimmernden Blicks ins Auge.

Wolf durchflutete es wunderbar. Nicht anders konnte Walther seine Hildegunde geliebt haben. Freilich war damals alles schöner. Man konnte die Braut mit der Waffe in der Hand gegen eine Schar von Feinden verteidigen. Und nachts ruhte man, schlief aus vom Getöse des Kampfes, den Kopf im Schoße der Erwählten.

„Weißt du," sagte er zu Susanne, „ich wünschte, ich dürfte gepanzert durchs Land reiten, du säßest hinter mir auf dem Rosse und wehe unseren Feinden!"

„Ach ja," seufzte Susanne und setzte hinzu, dies könne leider heute nicht mehr sein. Man müsse sich auch damit zufrieden geben, daß es so wäre wie es wäre.

Susanne wußte sich mit dem Leben abzufinden, Wolf empfand dunkel, daß dies ihr Vorteil gegenüber seiner Natur war, die stets über den Augenblick hinaus begehrte. Er gedachte übrigens Susanne auch dahin zu erziehen, daß sie fordernd ans Leben herantrete, er wußte nur noch nicht recht wie.

„Willst du denn nicht in die Welt hinaus?" fragte er.

„Ach Gott, ja," sagte sie, „aber erst muß ich mal die dämliche Schule hinter mir haben."

„Würdest du mich in die Welt begleiten? Nach China, nach Beludschistan, an den Nordpol?"

„Doch, ja, gewiß."

„Es kann viel Gefahren geben. Man weiß noch nicht genau, ob nicht am Nordpol furchtbare Temperaturen sind."

„Das schadet nichts, wenn du nicht wegläufst und mich allein läßt."

„Es kann schon sein, daß ich dich mal tagsüber allein lassen muß, um die Gegend zu erforschen."

„Aber nachts bist du doch wieder bei mir?"

„Nachts selbstverständlich."

„Nachts mußt du immer bei mir sein."

Wolf verspricht es. Er selbst ist nachts ungern allein. Er leidet ein wenig an Gespensterfurcht, doch niemand weiß es, nicht einmal seine Mutter.

Unter diesen Gesprächen gehen sie zusammen durch den Garten, gehen über die Wiese, am Wald entlang und hügelauf zur Juliusruh. Sie haben beschlossen, noch einmal die liebe Landschaft zu durchwandern, von jedem Platz, an dem sie gesessen, ein Blümchen mitzunehmen. Diesen Strauß will Susanne daheim pressen und in ihr Poesiealbum tun.

Ach, das Poesiealbum! Sie hat es leider in der Stadt gelassen. Alle Freundinnen stehen mit Wünschen fürs Leben darin, obwohl, wie Susanne gern gesteht, die meisten gar nicht ihre Freundinnen seien; aber wie das so ist, das Poesiealbum sollte eben möglichst rasch voll werden. Außer ihrem Onkel hat sich nur ein Mann ins Poesiealbum eingetragen, das ist ihr erwachsener Bruder Karl. Er hat einen selbstgedichteten, herrlichen Vers hineingeschrieben . . . Susanne kann ihn auswendig. Wolf vernimmt ihn und dankt Gott, daß er ihr noch kein Gedicht von sich vorgelesen. Dieser Vers ist viel besser als seine Gedichte. In dieses Poesiealbum solle er, Wolf, sich nun auch eintragen. Sie werde es ihm nach Berlin schicken. Wolf erzählt, daß er ebenfalls ein Poesiealbum besitze, in dem auch schon viele etwas eingeschrieben hätten. Er wolle es ebenfalls Susanne zuschicken. Ich werde, denkt Susanne, Karls Vers hineinschreiben. Der Vers erzählt, in vortrefflichen Reimen, daß das Leben kein Reigentanz, sondern ein Kampf sei und daß nur der über das Leben obsiege, welcher ein Kämpfer werde. Dieser Vers, denkt sie froh, dieser Vers paßt glänzend für Wolf. Er ist auch ein Kämpfer. Ach Gott, wie habe ich ihn lieb.

Jetzt sind sie wieder am Gasthof angelangt. Das Herz wird bang. Sie fragen, wie spät es ist. Erst halb zwölf. Schön, dann können sie noch etwas durchs Einetal gehen. Und sie schlagen den Weg ein, den sie vor Tagen mit dem Ponygespann gefahren. Die Wiese wird geheut, daher können sie nicht ans Ufer und die Stelle besehen, wo sie sich den ersten Kuß gegeben. Seitdem haben sie sich noch zwei Küsse gegeben. Wolf zählt sie, er sagt es Susanne, sie senkt den Kopf und ist rot geworden.

Sie gehen weiter und lagern sich am Walde. Vor ihnen dehnt sich gemähtes Land. Eine Schafherde grast mit dicht gedrängten Leibern und gesenkten Köpfen, die Lämmlein hüpfen, laufen und rupfen Kräuter. Ein Wolfshund umspringt alle. Am Flusse aber steht der Hirt. Er trägt einen blauen Kittel und stützt sich auf seinen langen Stab. Ruhig überschaut er seine Herde. Er kennt jedes Stück, er kennt mehr als das und hat über der großen Ruhe seines Lebens das Betrachten der Dinge gelernt. Und aus seinem Schweigen klingt die einfache Weisheit des Schauenden, der die Jahre fluten sieht und das Gesetz im Wechsel erkennt.

Nicht dies denkt Wolf, doch überm Anblick der grauen Herde und des Hirten sind beide stumm geworden und fühlen in leise tropfender Melancholie mehr als sie wissen, nichts das sie sagen könnten. Eine Ahnung fliegt über sie, doch sie berührt nur mit der äußersten Spitze ihrer Schwinge beider Sinn. Sie weinen nicht, aber der Frohsinn ist vorüber. Denn die Wolken wandern, und die Stunde rinnt.

Der Wagen ist für dreiviertel auf zwei bestellt. Er rollt pünktlich an. Ein Hausdiener lädt die Koffer auf.

Susanne kommt die Treppe herunter. Wolf steht unten, er sieht sie und weiß es, daß nun der Abschied da ist. Susanne trägt einen Strohhut mit einem roten Seidenbande. Fremd, fast erwachsen sieht sie in diesem Hute aus.

„Spiel' noch einmal: ‚Vater, ich rufe dich',“ bittet Wolf.

Susanne nickt stumm; sie will es tun. Doch im Eßzimmer sitzen und stehen noch Gäste herum. Verschüchtert bleibt sie an der Pforte und schüttelt den Kopf. Wolf begreift sie. Es hat keinen Zweck, auf diesem Liede zu bestehen, die Abreise wird damit nicht aufgehalten. Überdies hat er das Lied deutlich im Ohr. Er hört die Begleitung, hört das Rollen der Geschütze.

Im Eßzimmer verabschieden sich die Erwachsenen. Redakteur Lippich fährt nämlich ebenfalls heute und mit demselben Wagen. Er ist überraschend von der Redaktion abgerufen worden. Opernsänger Lesman-Hofer und seine Dame indessen sind bald nach Bekanntgabe der Postkarte durch Fräulein Säuberlich abgereist. Natürlich nicht wegen der Postkarte, sondern weil sie noch zur Nachkur die Schweiz aufzusuchen wünschten. Frau Gray ist gestern mit Aute nach Annenstedt gefahren, auch Aute ist nicht mehr da. Leer wird das Haus. Wolf ist bis zum Rande mit einer dunklen Trauer erfüllt.

Frau Bankdirektor Mirtiz hat sich aus der Gruppe gelöst, tritt auf Susanne zu und fragt: „Nun, Kind? Hast du schon allen Lebewohl gesagt?“

Susanne geht pflichtschuldig in den Saal und verabschiedet sich. Wolf steht in der Tür.

Dann begibt man sich zum Wagen. Alle umringen ihn. Man wünscht glückliche Reise, Postkarten, gesundes Wiedersehen. . . .

„Ach, mein Gott,“ sagt Susanne, „ich habe etwas vergessen.“ Sie rennt ins Haus. Im Flur steht immer noch Wolf.

„Was hast du vergessen?“ fragt er leise.

Susanne schweigt. Ihre Hände zittern. Sie nimmt seinen Kopf in ihre zitternden Hände und küßt ihn. Hilflos lächelt er. Sie dreht sich um. Nein, niemand hat es gesehen. Alle sind am Wagen und schwatzen.

„Susanne!“ ruft die Mutter.

Susanne ergreift Wolfs Hand. Er drückt sie fest als sei es ein Mann, dem er seine Kraft beweisen wolle. Es tut ihr vielleicht etwas weh, aber sie sagt kein Wort und zeigt keinen Schmerz.

„Also leb' wohl, Wolf. Und schreib mir.“

Er nickt, lehnt sich an die Tür, sieht, wie Susanne einsteigt, sich neben die Mutter setzt und zu ihm hin winkt.

Nun zieht der Kutscher die Leine an, hebt die Peitsche und ruft den Pferden etwas zu. Der Wagen rollt ab unter Hallo und Winken. Eine kurze Zeit ist er noch zu sehen, dann verschwindet er an einer Biegung der Landstraße.

Die Gäste treten ins Haus zurück. Wolf läuft in den Garten, läuft über die Wiese, bis er an den Fluß kommt. Dort wirft er sich ins Gras.

Mittagsblau steigt der Raum ins Licht. Die Sonne scheint. Durch die helle Luft schwingen in kurzen Bogen die Schwalben. Immerzu aber ist um ihn das Zirpen der Grille.

Er schreckt empor. Nein, niemand. Nur Dietrich ist am Gartengitter erschienen.

Da lehnt er sich wieder zurück ins Gras und schließt die Augen. Er fühlt die Winde wie Schatten über die Felder laufen und die Wolken lautlos im Raum schwimmen. Und ihm ist, als schreite das Leben selbst unsichtbar durch die Welt, und der Saum eines mächtigen Gewandes streife sein Gesicht.

Patagonische Cordillere

Von Otto Schreiber

Am Lagerfeuer hocken wir zu Zwein.
Hoch oben blinken silberkalt die Sterne.
Still steigt aus dem zerklüfteten Gestein
Unwirklich groß die gelbe Mondlaterne.
Verhalten raunzt der Puma in der Ferne.
Wir sind allein.

Und in die schwarze Wildnis starrt hinein
Des Patagoniers düsteres Gesicht.
Im Fels phosphoreszіert mit bläulichfahlem Schein
Das böse Licht.
Wir fühlen etwas, doch wir sehen's nicht.
Sind wir allein?

Und ab und zu, wie brüchiges Gebein,
Knackt hier und dort im Unterholz ein Ast,
Und über unserm roten Feuerlein
Schwebt einer, der der Seele Frieden haßt
Und der sich irgendwie mit uns befaßt.
Wer mag es sein?

Josef der Zweite

Von Univ.-Prof. Dr. H. Kretschmayr

Aus einer Grenzmark des Deutschen Reiches, als die es gegründet war, ist Österreich die staatsrechtliche Überwinderin der fremdnationalen Nachbarlande Ungarn und Böhmen und damit die Völkersammlerin der im Donaugebiet siedelnden Stämme geworden. Daß für die Erfüllung dieser im deutschen Zeichen zu vollziehenden Aufgabe die Verbindung mit der römisch-deutschen Kaiserwürde den wertvollsten Rückhalt bedeutete, ist ebenso gewiß, als daß die Doppelaufgabe, deutsches Reich und Land nach Westen zu verteidigen und deutsches Wesen und deutsche Sprache in den Osten hinauszutragen, hier und dort zu Unzulänglichkeiten hat führen müssen. Immerhin, das Haus Österreich hielt in Ehren die Wacht am Rhein und rundete sich nach den gewaltigen Siegen des Prinzen Eugen, die alle im Grunde deutsches Werk gewesen sind, zu einer „nach dem Osten verschobenen Monarchie Karls des Großen“ ab. Unvermeidbar wuchs es dabei aus und über Deutschland hinaus, ohne darum die lebenspendende Verbindung damit aufgeben zu wollen. Die große Frau, die ihre vorerst nur durch die lockere Staatsrechtsfessel der Pragmatischen Sanktion zusammengehaltenen Lande durch die starke Klammer einer Einheitsverwaltung fest umschloß, Maria Theresia, hat es als die Tragik ihres Lebens empfunden, daß durch den Verlust Schlesiens und den Aufstieg Preußens zur deutschen Gegenmacht die deutsche Vormachtstellung Österreichs entscheidend erschüttert wurde. Das ganze Zentralverwaltungswerk mit seiner Erhöhung der Geld- und Kriegsmittel, die ganze listenreiche Bündnispolitik des Ministers Kaunitz sollten ja dem Ziele der Wiedereroberung Deutschlands für Österreich dienen, und auch nach den verlorenen Kriegen wurde die Hoffnung nicht aufgegeben, zu gegebener Stunde kraftvoll nochmals ein gleiches zu versuchen.

In diese Welt von Absichten und Gedanken ist im Sommer 1765, Maria Theresia und Kaunitz zur Seite, *Josef der Zweite* eingetreten. Von Kindesbeinen an dem Lernen zugewandt und den Fröhlichkeiten des Lebens ferne hatte er schon als Zwanzigjähriger die „Träumereien“ über seine Zukunftsaufgabe zu einem Programm zusammengefaßt. In kalter Ausschließlichkeit erscheint darin die Staatsidee der Volksbeglückung und der Herrscherverantwortlichkeit, der Ständeaus-

Les Sentiments d'admiration que j'ai pour Votre personne et dont les profondes impressions ne s'effaceront jamais de mon Coeur, que Votre Majesté Imperiale soit persuadée que si je me suis hazardé a lui ouvrir les Sentimens que j'ai pour Sa Personne que c'est l'expression pure et Simple de la Verité, lon m'accuse d'estre plus Sincere que flateur, et je suis incapable de dire ce que je ne pense pas; c'est en attendant ce qu'il plaira a Votre Majesté Imperiale de regler pour l'Importante negotiation dont il s'agit, que je la prie de me Croire avec tout les Sentiments de la plus parfaite estime et de la plus haute consideration

Monsieur Mon frere

De Votre Majesté Imperiale

le bon frere et Cousin
Federic

Aus einem Briefe Friedrichs des Großen vom 20. 4. 1778 an Kaiser Josef den Zweiten mit friedlichen Versicherungen. Wien, Staatsarchiv

gleichung und der Machtzentralisation: der Herrscher soll ihr Diener sein, aber auch ihr allmächtiger Beauftragter und Vollstrecker. Josef war weit über seine Jugend hinaus scharf und bestimmt in seinem Denken, und eine nach eigener Anlage und eigenem Willen freudearme Jugend hatte seinem Wesen unverkennbare Züge aufgeprägt. Er will aus seinen Träumen nun Wirklichkeiten machen. Aber das Feld ist dazu nicht reif. Mutter und Kanzler haben ihren sehr bestimmten Willen. Er muß sich mit ihnen teilen, Politik zu dreien machen, muß gegen eine Regierungskunst der Tradition und der Schätzung der historischen Gewordenheiten kämpfen, muß sich das „Munterdreinschneiden" der Mutter gefallen lassen und sich doch wieder sagen, daß sein eigenes, kunstvoll nach Verstandesregeln aufgebautes System der Staatsraison nur die Fortbil-



Josef der Zweite als Knabe in Hoftracht. Gemälde eines unbekannten Meisters

bung der Gedanken und Absichten dieser seiner Mutter bedeutet. Er hat den geistesverwandten Kanzler kaum zum Bundesgenossen; er wird oft überwunden, behauptet sich manchmal, ist selten siegreich. Als dann die Mutter gestorben war, ist aus der Politik zu dreien auch nur eine zu zweien geworden.

Die Fragen der Außenpolitik blieben, als Josef eintrat, die sie waren; sie hießen Deutschland, Rußland, Frankreich. Von England meinten Kaiser und Kanzler nicht viel halten zu müssen. Frankreich hat Josef wenig Teilnahme gezeigt und Kaunitz, dem er sonst nicht so gehorsam folgte wie in ihren Spätjahren die Mutter, hier nach Herzenslust walten lassen. Es war ihm genug, daß dieses Frankreich jedenfalls nicht für den preußischen Hauptfeind zu haben sein würde. Aber es galt ihm höher, daß er auf einer noch bei Lebzeiten der Mutter unternommenen Reise nach Rußland mit wohlangewandten Reden von Rußlands Mission in Konstantinopel die offenbar auch von seiner Person gefangengenommene Zarin Katharina zur Erneuerung der alten Bundesverträge mit Österreich zu stimmen vermocht hat. Mochte dabei Rußland Österreich gegen die Türkei, dieses Rußland gegen Preußen in Bewegung setzen wollen, gewiß war dem gefürchteten Gegenspieler in Berlin mit dieser Verbindung ein Hauptstein aus dem Brett genommen. König Friedrich erwartete sich nichts Gutes von dem neuen Herrn, ob ihm dieser auch zweimal mit freundlichstem Bezeigen genaht war. Er fand, der Kaiser laste schwer auf seinen Schultern. Wenig Jahre, nachdem er mit dem König verbindliche und bewundernde Worte getauscht, griff der Kaiser auf Bayern, um dort das verlorene Schlesien und damit die alte Geltung im Reich zurückzugewinnen. König Friedrich fiel ihm sogleich in den Arm. Gleichwohl, nach dem Tode der Kaiserin, verbunden mit Rußland, verlangte der Kaiser zum zweitenmal nach Bayern. Kurfürst Karl Theodor würde das ihm zum Tausch angebotene vollsouveräne Belgien wohl angenommen haben, von Rußland war nur Förderung, von Frankreich schwerlich ernstlicher Widerstand zu erwarten. Wenn König Friedrich im Sommer 1785 eine Vereinigung aller Reichsstände, Katholiken und Protestanten zu einem „Fürstenbund“ zuwege brachte, auf daß sie alle „bei ihren Ländern und Rechten blieben“, so mag das preußische Staatsnotwendigkeit gewesen sein, es war aber auch wieder einmal ein Sieg der alten „deutschen Libertät“ über die Reichsgewalt, und das Ereignis verliert nichts von seiner Betrüblichkeit, wenn man in ihm eine erste Verwirklichung des kleindeutschen Programms dem großdeutschen Kaisergedanken gegenüber erblicken will.



Minister Wenzel Anton von Kaunitz
Stich von J. Schmutzer nach einem Gemälde von J. Steiner

Den Kaiser drängte das Scheitern des bayrischen Planes zwei weit auseinanderliegenden Entschlüssen zu. Der erste davon war größer und kühner, eine Empörung gegen die Politik der Väter. Sollte, fragte er sich, mit König Friedrichs Tod nicht der Augenblick gekommen sein, den deutschen Konflikt endgültig zugunsten eines Bündnisses zwischen Österreich und Preußen zu begraben? Sie könnten vereint Schiedsrichter und Friedenswächter von Europa sein, sie gehörten einer Religion, sie sprächen eine Sprache. Worte klingen auf, die aus Sinn und Herz einer späteren Generation genommen sein könnten. Aber der Gedanke brach



Maria Theresia. Gemälde eines unbekannten Meisters. Wien, Schloß Laxenburg

sich alsbald an dem Widerspruche von Kaunitz, und die Eile, mit der der Kaiser ihn fallen ließ, möchte annehmen lassen, daß es sich ihm doch nur um eine flüchtig ergriffene Idee, nicht um eine aus dem Herzen geholte Überzeugung gehandelt hat. Bald werden Preußen und Österreich wieder drohend gegeneinander stehen. Der Kaiser kehrte, der deutschen Pläne müde, teilnahmlos an den Möglichkeiten vorübergehend, die ihm die Beredungen deutscher Kirchenfürsten in Ems für die Einrichtung einer deutschen Na-

tionalkirche darzubieten schienen, aus dem Westen nach dem Osten zurück. Nicht ohne Gefühl für die Widersprüche und Gefahren der Beziehungen zu Rußland und nicht geneigt, wie Kaunitz das Russenbündnis zu einem Angriff auf Preußen auszunützen, hat er doch nicht gezögert, Rußland in dem herausgekommenen Türkenkriege zur Seite zu treten, in der Hoffnung, durch Waffenerfolge die innere Unruhe seiner Länder zu beschwören und kostbaren Landgewinn, sei es Westbalkanland, sei es Unterdonauland heimzubringen. Aber die Armee, um die er sich so sehr bemüht und die er durch Einführung des Aushebungssystems vom Söldnerheer in ein Volksheer umzuwandeln begonnen hatte, hat sich erst nach peinvollen Mißgeschicken verwendbar gezeigt; das Bündnis mit Frankreich, vom Brande der Revolution bald verzehrt, verlor jede Tragkraft; Preußen, das man „isoliert" glaubte, drohte in Verbindung mit Holland, England, Ungarn mit einem Kriege von Norden. Die aufgeregte öffentliche Meinung belud mit Unrecht den Kaiser mit der Schuld an dieser russischen Unheilspolitik. Denn mag er auch in Hast und Heftigkeit zuweilen das seine Gespinst seines Ministers verwirrt haben, es war die preußenfeindliche Politik von Kaunitz, die hier zu Falle kam, für die der Kanzler und nicht der Kaiser die Verantwortung tragen muß.

Was von der äußeren Politik gilt, kann aber von der inneren nicht gelten. Diese ist, zumal seit dem Heimgang der Mutter, die kaiserliche Domäne, in die der Minister so gut wie nicht hinübergegriffen hat. Wege und Richtungen dafür haben Friedrich und Maria Theresia gewiesen. Toleranz, Wirtschaftsförderung, Rechtsreform, Bauernbefreiung, Schulpflege, alles soll um des Staates willen einem Ideal entgegentreiben, das später als „das höchste Glück der höchsten Zahl" formuliert worden ist. Aber hatte Maria Theresia vorhandene Widerstände gegen diese „Staatsraison" noch behutsam angepackt: Josef übte keine Behutsamkeit. Hatte sie die Verwaltungszusammenfassung ihrer Länder auf Österreich-Böhmen beschränkt und die Erweiterung der großen Aktion auf andere Länder, zumal Ungarn, der Zeit überlassen, so wollte Josef bei so unvollkommener Zentralisation nicht stehen bleiben. Er sah die Bekrönung des Verwaltungswerkes in der Errichtung eines von ihm geleiteten Kabinetts, in welchem alle Fäden und Agenden zusammenliefen. Nur zur Vorbereitung richtete er eine möglichst alle Verwaltung in Österreich-Böhmen besorgende „vereinigte Hofstelle" ein und wies der ungarischen Hofkanzlei eine gleichgeartete Zentralisation der ungarischen Geschäfte in der Hoffnung zu, diese so abgerundeten Komplexe dann um so leichter unter seinem Kabinett zusammenfassen zu können. Er hätte sich kaum schlimmer vergreifen können. Jedem Wirklichkeitssinn mußte klar sein, daß die Vereinigung der ungarischen Stellen an einem Platze die Abneigung, sich einordnen zu lassen, nur stärken mußte, und fast möchte man sagen, der große Zentralist sei mit seiner Überzentralisation ein Vorbereiter des Dualismus von Österreich-Ungarn geworden. Maria Theresia hatte die Stände gebunden, aber bestehen lassen, für Josef sind sie nur mehr „Bauernbälle auf einer Opernbühne"; er hat sich nirgends krönen, huldigen lassen. Wie hätte er einen Sinn für altherbrachte Gemeindefreiheiten, für die Autonomie der hohen Schulen, gar erst für die ungarische Komitatsverfassung mit ihren konstitutio-



Maria Elisabeth von Parma, erste Gemahlin Kaiser Josefs des Zweiten. Schabkunstblatt von J. Gottfried Haid
Wien, Porträtsammlung der Nationalbibliothek



Empfang des Papstes Pius VI. durch Kaiser Josef den Zweiten
Farbiges Blatt eines unbekannten Stechers. Sammlung Max v. Portheim

nellen Ansprüchen haben können? Seine Magistratsordnung, seine Schulerlasse haben mit der Selbstverwaltung hier und dort gründlich aufgeräumt und die Komitate sollten gleich den Kreisämtern staatliche Sprengel werden. Es entsprach diesem Programm, daß die Finanzverwaltung und Wirtschaftspolitik des Staates im Sinne eines rücksichtslosen Fiskalismus und einer weitestgehenden Steuervereinheitlichung geführt werden sollte. Ertraglos ist diese Politik nicht gewesen. Man behauptete das Gleichgewicht im Staatshaushalte, und das Gesetz vom Februar 1789 mit seiner Festlegung einer einheitlichen Grundsteuer erschien als eine Fortführung des Werkes der Bauernbefreiung, die Josef als Nachfahre und Erbe der Ideen seiner Mutter mit dem Allerheiligentage 1781 verheißungsvoll eröffnet hatte. Wie durch direkte Abgaben der Boden, so sollten durch indirekte Leistungen Handel und Gewerbe dem Staate hilfreich steuern. Kaiser Josef, der Mann der Physiokratie und des Merkantilismus zugleich, wurde der Anwalt ebenso einer strengen schutzzöllnerischen Zusammenfassung des Gesamtstaates nach außen als der möglichsten Befreiung des Verkehrs und der Wirtschaftskonkurrenz nach innen. Gleichwie die Bauernbefreiung und Wirtschaftsförderung ist ihm auch die gleichfalls schon von seiner Mutter vorbereitete Rechtsreform als ein Ehrentitel nachzurühmen, um so mehr als vor allem er für die Erlösung der Justiz von der Folter bedankt sein darf. In seinem Strafgesetze wird man freilich den Geist der Humanität vergebens suchen, und die Vielen, die heute die Härten des bestehenden österreichischen Strafrechts schelten, wissen nicht, daß sie damit auch das Andenken Kaiser Josefs treffen, dessen Geist darin noch lebendig ist. Er wollte gegen Verbrecher als Feinde des Staatswohles auch im Einzelfall niemals Schonung üben. Aber daß er das Strafverfahren von feudaler Willkür zugunsten geordneter staatlicher Rechtspflege gründlich zu befreien begonnen hat, sichert ihm einen vornehmen Platz in deren Geschichte.

Dieser gegen alle Selbstverwaltung gekehrte Staatsabsolutismus machte am wenigsten halt vor der mächtigsten der Autonomien, der Kirche. Unter all den bunten Vorstellungen, die sich bei dem Worte Josefinismus einstellen, ist die von des Kaisers Verhältnis zur Kirche und von der dadurch in dieser Kirche selbst hervorgebrachten inneren Umbildung die stärkste und be-

Els le 11 7bre 1778

Très chere Mere, aujourdhui le Roi n'a fait que de très petits changemens, dans ses camps, que nous voyions tous à merveille. son train d'artillerie a encore defilé aujourdhui, je l'ai vu moi meme et l'on pouvoit compter chaque canon peut être que demain ou apresdemain il fera quelque mouvement retrograde, il doit les faire lentement, autrement il risque trop

Aus einem Schreiben Kaiser Josefs des Zweiten vom 11. Sept. 1778 an die Kaiserin Maria Theresia mit Nachrichten über den Rückzug der preußischen Armee aus Böhmen. Wien, Staatsarchiv

zeichnendste. Josef war auch hier nicht durchaus Neuerer. Schon Maria Theresia hatte ihre Monarchenrechte in Kirchensachen nachdrücklich wahrzunehmen gewußt. Josef aber verfuhr, wie er im Vergleich zu seiner Mutter auch sonst verfuhr: er verlangte grundsätzlich, was jene tatsächlich geübt hatte. Er hat es entschieden abgelehnt, sich gegen die katholische Kirche, soweit sie das Dogma pflegte und die Seelsorge übte, gebrauchen zu lassen. Seinem Ideal von Staatseinheit war vielmehr die Vorstellung einer Kircheneinheit durchaus angepaßt. Nur diese Kirche mußte, so wie die Stände, Staatsanstalt werden. Das vielgerühmte Toleranzpatent vom September 1781 ist nicht im Sinne einer Gleichstellung der Bekenntnisse gegeben. Die „dominante" Religion des Staates blieb der Katholizismus, die anderen, Protestanten und Griechen, sollten nur leben dürfen. Aber für die staatsbürgerlichen Rechte sollte das Bekenntnis nichts mehr zu bedeuten haben und die Kirche dem Staate hier keine Schwierigkeiten mehr bereiten dürfen. Und weiter: Die Organe der Kirche selbst sollen staatlichen Charakter erhalten. Der Kaiser durchschneidet mit Entschlossenheit die Verbindungen nach Rom, läßt die Berufungen dorthin untersagen und alles, was gegen Recht und Ansehen des Staates verstößt, aus den Kirchenbüchern streichen. Pius VI., der sich den unerhörten Entschluß abrang, der Empörung des Staates gegen die Kirche dort, wo diese bislang immer ihren vornehmsten Zufluchtsort gefunden, mit einer Reise nach Wien, einem „verkehrten Canossa" zu begegnen, hat das völlige Mißlingen seiner Fahrt erleben müssen. Er hat mit der Berufung einer Kirchenversammlung nach Frankreich wie einst in Hohenstaufenzeiten, antworten wollen. Aber diese Erinnerungen an das Mittelalter nehmen sich seltsam geisterhaft in dieser rationalen Welt aus und haben keine Herrschaft über die Gemüter. Dem Toleranzpatente als erstem Streiche folgte als zweiter die Aufhebung ungefähr eines Drittels der mehr als zweitausend österreichischen Klöster und einer ungefähr gleich großen Anzahl geistlicher Brüderschaften. Weil unnütz und teilweise schädlich, sollten auch allerlei religiöse und kirchliche Volksgepflogenheiten fallen. Hier vor allem vergriff sich der Kaiser. War vieles in diesen kirchlichen Dingen von Anfang an mit unnötiger Härte angefaßt worden, so war es nahezu töricht, durch einen Krieg gegen harmlose Traditionen die Urtriebe der einfachen Menschen aufzureizen.

Als feste Klammer soll diesen hart und herrisch zusammengefaßten Staat die gemeinsame deutsche Staatssprache umspannen. Niemals standen die österreichischen Gesamtländer so sehr unter dem Zeichen einer deutschen Politik. Wohl ist in den Frühjahren Franz Josefs ein ähnlicher Versuch von Germanisation gemacht worden, aber damals war die Renaissance der nichtdeutschen Nationalismen schon so weit vorgeschritten, daß das System von Anfang an zur Aussichtslosigkeit verdammt war. Zu Josefs Zeiten aber, nachdem die kluge Mutter Österreich in ungeahntem Maße deutsch gemacht hatte und überall die deutsche Gesellschaftssprache in Geltung gekommen war, konnte der Versuch, die bisherige behutsame durch eine entschlossene Germanisation abzulösen, immerhin hoffnungsvoll erscheinen. Es war kein Nationalismus, der diese Richtung wies, es war wiederum die Staatsraison: Die deutsche Sprache nicht um ihrer selbst willen, sondern als politisches Band auch nach Deutschland hinüber, von dem aus

immer wieder ihre völkergewinnende Kraft gespeist werden sollte. Ohne Gefühl für kommende Widerstände ist Josef nicht gewesen. Er hat den lateinischen Ländern Belgien und Mailand die deutsche Staatssprache nicht auferlegen und auch in den Ländern der schwächeren Kulturen Heimatsfreude und Volkspflege in jeder Weise fördern wollen, wenn dabei nur die Zugehörigkeit zum Staate und die Annahme der deutschen Sprache als eines naturnotwendigen Bindemittels in Geltung blieb. So erging im März 1784 die berühmt gewordene, hernach über das Gesamtreich ausgedehnte Anordnung der deutschen Amtssprache. Jeder Beamte müsse sie nach drei Jahren sprechen und in die ständischen Körperschaften, auch in den ungarischen Reichstag dürfe keiner kommen, der sie nicht verstünde. „Die deutsche Sprache,“ sagte der Kaiser, „ist die Universalsprache meines Reiches, ich bin deutscher Kaiser, demzufolge sind die übrigen Staaten, die ich besitze, Provinzen. Wäre das Königreich Ungarn die wichtigste und erste meiner Besitzungen, so würde ich dessen Sprache zur Hauptsprache meiner Länder machen. Das aber ist nicht der Fall.“ Freilich mit so thematischer Begründung war bei verletzten Leidenschaften nichts anzufangen. Daß Maria Theresia in Ungarn mit gutem Bedacht die lateinische neben der deutschen Verwaltungssprache hatte bestehen lassen, war für die allgemeine



Josef der Zweite als römischer Kaiser
Gemälde von Anton von Perger



Prinzessin Maria Josepha von Bayern, zweite Gemahlin des Kaisers. Unbekannter Stecher. Wien, Porträtsammlung der Nationalbibliothek

deutsche Sache nützlicher als die ausschließliche Statuierung der deutschen Amtssprache, des deutschen Kaisers Josef deutscheste Tat. Eher darf, was er auf anderem als politischem Felde unternahm, dem Deutschtum ersprießlich heißen. Er hat mit vielem Verständnis die Bestiftung der Ostländer mit deutschen Kolonisten und deutschen Schulen gepflegt, er erkannte, was die Schule, die Heranbildnerin gleichmäßig erzogener Untertanen, durch die Verbreitung der deutschen Sprache auch im Sinne der Staatseinheit leisten könne. War die Schule schon seiner Mutter ein „Politikum", eine Staatserzieherin gewesen, so wurde sie nun freilich, zumal die hohe Schule, von Josef mit staatlichem Zwange fast bis zur Dürre beladen. Früchtelos ist sein Walten gleichwohl auch hierin nicht gewesen, und die Gründung des allgemeinen Krankenhauses und der mit dieser Einrichtung verbundene Aufstieg der Wiener medizinischen Schule sind unauflöslich mit seinem Namen verknüpft. Wie er aber die germanisatorischen Kräfte in Kolonisation und Schule nicht verkannte, so hat er erst recht erkannt, was die ins breite Volk hinaus wirkende darstellende Kunst für die Ausbildung eines einheitlichen deutschen Charakters seiner Lande bedeuten könnte, und vielleicht darf man sagen, daß die Umwandlung des Burgtheaters aus einem französischen Komödienhaus in ein deutsches Nationaltheater die fruchtbarste Tat Josefs für das Deutschtum gewesen ist. Denn wenn auch längst nicht alle Blütenträume reiften, Lessing nicht, wie die Rede ging, als Leiter des Theaters, Klopstock nicht als Präsident einer Akademie der Wissenschaften nach Wien kam und Wien nicht, wie der Kaiser wohl mehr träumte als bedachte, zur geistigen Hauptstadt von Deutschland wurde: von Wien aus hat doch die deutsche Schauspielkunst und damit die deutsche Kultur einen wahren Siegeszug noch in des Kaisers Tagen hinaus in alle Länder angetreten und um die Wette mit Armee und Bureaukratie haben Schule und Theater die großösterreichische Welt mit deutschem Geiste und deutscher Sprache durchgebildet. Mag die Undankbarkeit der durch sie Kulturbefreiten sich noch so sehr dagegen spreizen, sie werden dieses Vermächtnisses niemals los und ledig werden. Wir aber, die wir uns heute mehr denn je bewußt sind, was Grenzlanddeutschtum heißt und bedeutet, wir werden sein Andenken gerade darum segnen dürfen.

Josef der Zweite ist ein Sohn der Aufklärung. Er gehört jenem Typus freiheitsstolzer Menschen an, die im Besitze der unfehlbaren Rechenmaschine ihres Verstandes jeden Einfluß von außen, zumal durch so unklare Kräfte wie Gemüt und Einbildungskraft, abweisen zu dürfen meinen. Er möchte wohl in der bis zum Zynismus gesteigerten weltverächterischen Einsamkeit seines absoluten Herrscherbewußtseins und der fast mystischen Vorstellung von seiner Auserwähltheit einesteils und anderenteils wieder in seinem unstillbaren Drange des Gestaltenwollens einer bislang nach Ständen verkasteten Welt zu einer freien Einheit gesellschaftlich gleicher Individuen als eine bis auf den Grund des Wesens widerspruchsvolle Persönlichkeit erscheinen: Despot zugleich und Menschenfreund, Absolutist und Demokrat. Aber dieser Widerspruch ist nur scheinbar und löst sich in die Grundvorstellung auf, daß er als Gottbeauftragter das moralische Gesetz in sich trage und daß in ihm den Heiligen des Herrn zu betrüben



Maria Theresia im Kreise ihrer Familie. Miniaturgemälde von F. H. Füger
(Wien, Moderne Galerie im Schloß Belvedere)

Sünde gegen den Weltgeist sei. Der Staat, wie er ihn schon in früher Jugend ausgedacht, ist der harte Pflicht- und Aufgabenapparat, in den die Menschenkräfte und Menschenwillen ohne verständnisvolle Prüfung liebelos eingefügt werden, und den Rousseau darum als ein notwendiges Übel verflucht hat. Ob Josef dabei seine Grundsätze und Doktrinen aus den Schriften der Philosophen und Politiker herausgelesen, lernbegierig auf Reisen gesammelt oder in Anschauung des von Mutter und Gegner überkommenen Beispiels sich gewonnen hat, mag eine Frage zweiter Ordnung heißen. Gewiß ist, daß er, außerstande Gegebenheiten des Daseins und der Geschichte zu werten und zu erwarten, aus seinem einmal fertiggestellten Gedankengebäude durch nichts zu verdrängen war und die geschichtslos gezimmerte Rechtsdogmatik seines Rationalismus in unbelehrbarem Hochmut, ungestümer Hast und unduldsamer Härte handhabte und vertrat. An ihm ist die Weisheit des Wortes, daß nicht die Dinge, sondern die Meinungen von den Dingen die Menschen in Bewegung setzen, ganz verloren. Sein Werk bedeutet ihm die Wohlfahrt aller, und seine Gegner sind darum die Feinde des Gemeinwohles. Freilich, König Philipp der Zweite vor ihm und Robespierre nach ihm haben ebenso gesprochen, und Kaiser Josef möchte sich wohl nicht gerne zusammen mit ihnen nennen lassen. Er war Widersprüchen nur erreichbar, wenn sie ihm nicht zum Bewußtsein kamen, war im übrigen den Verfechtern seiner eigenen Gedanken, den Freiheitsaposteln und Weltbeglückern durchaus nicht hold. Er mißachtete die Gegner wegen ihrer Beschränktheit und die anderen wegen ihrer Willfähigkeit. Wer ihn gewinnen wollte, mochte es nur ja nicht mit Herzlichkeit versuchen; er war, wenn überhaupt, ehestens noch durch gutgesetzte Worte und durch die Furcht zu bestechen, irgendwie ohne Geist zu erscheinen. Seine Mutter wußte, warum sie ihn in ihrem berühmtesten Briefe eine Geisteskokette nannte. Er war durchaus außerstande, aus der kalten Luft seiner Grundsätzlichkeit je in das warme Leben des persönlichen Einzelfalles herabzusteigen, „redete gar so gern in lauter lieux comuns und regierte in proverbes". Er hat viel gelesen und sich Schulen und Künsten geneigt gezeigt. Man würde aber umsonst ein inneres Verhältnis zu

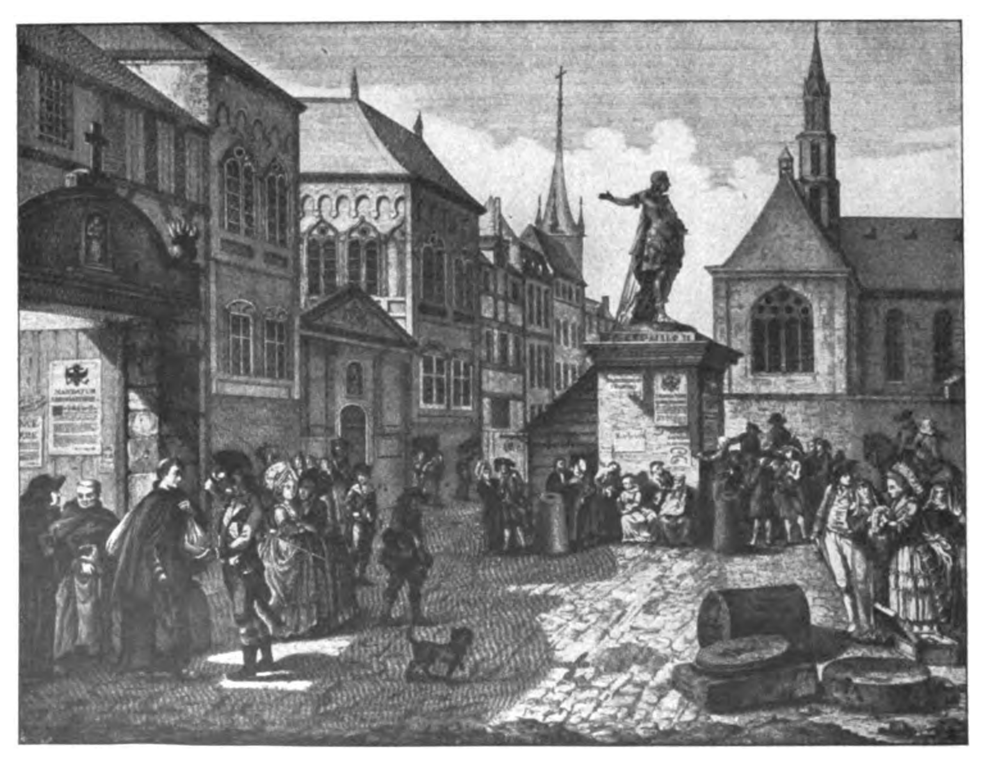


Elisabeth Wilhelmine Luise, Gemahlin des Kaisers Franz, geb. Herzogin von Württemberg, Nichte Josefs des Zweiten. Schabkunstblatt von Johann Jacobé nach einem Gemälde von Gabriel Beyer. Wien, Porträtsammlung der Nationalbibliothek

Wissenschaft und Kunst bei ihm suchen. Blieb die Mutter ihnen fremd aus Religion, so er aus Staatsraison. Goethe hat ihm seine Geringschätzung der französischen Literatur nur als sündhafte Nüchternheit anrechnen wollen, keineswegs als nationales Verdienst, und Herder, der soviel Wohlwollendes über ihn gesagt hat, bemerkt doch, er habe den Bücherhandel wie einen Käsehandel angesehen. Wie natürlich, daß der Unzugänglichkeit die Ungeduld und Unduldsamkeit des Grundsatzmenschen sich gesellten. Als Doktrinär, der auf die Ergebnisse seiner Arbeit nicht warten konnte und zugleich in der Furcht, daß ihm zu seinem Werk nur kurze Frist gegeben sei und andere Gedanken aus den dunklen Tiefen des Lebens herauf ihm seine Königsidee verderben könnten, hat er nach König Friedrichs Wort so gerne „den zweiten Schritt vor dem ersten" tun wollen und getan und „bei aller Begierde zu lernen nicht die Geduld gehabt, sich zu unterrichten". Man darf seine heroische Hingegebenheit an seine Sendung, den zur Selbstaufopferung gesteigerten Tätigkeitshunger, seine einfache, ungezierte Art bewundern, aber man soll darum keine gefühlvoll-libe-

ralen Sympathien für diesen Volkskaiser hegen. Er hatte so gar nicht die österreichische Gabe, sich die Arbeit zum Genuß zu wandeln, nahm, was einer tat, immer nur kalt als Pflicht, die sich von selbst verstand. Was litt schon die Mutter unter seiner Art, die Dinge in schneidenden Weltanschauungssätzen auszufechten, wie wenig Liebe hat er seinen Geschwistern entgegengebracht, wie wenig Achtung und gar erst Schonung haben seine Getreuen und Beamten von ihm erfahren und wie hat er an ihnen eine oft unedle Sparsamkeit nicht nur mit Geld, sondern auch mit Anerkennung geübt. Selbst König Friedrich fand seine Härte bemerkenswert, wollte nicht glauben, daß er einmal geweint habe, er, Josef, „habe sich doch nie durch Rührseligkeit hervorgetan". „Ich bin so sehr entwöhnt, von Menschen etwas Gutes zu erwarten, daß ich nicht einmal dem Bruder traue." Das Wort kennzeichnet den „Schätzer der Menschen" mehr als die schillernden und schimmernden Worte, die er um der Hoheit seines Werkes willen aus der Kälte seines Herzens heraufgehoben hat.

Man darf keinen deutschnationalen Politiker aus Kaiser Josef machen. Er war G e r m a n i s a t o r als Zentralist nicht als Nationalist. Es ist mehr grundsätzliches und betontes, man möchte sagen rationales als gefühltes Deutschtum in ihm. Wo allgemeines Deutschtum und österreichisches Staatsinteresse in Widerspruch geriet, hat er sich bestimmter für dieses erklärt als früher die Mutter. Seine Korrespondenz führt er gleich ihr nur französisch. Aber das Verlangen nach der Rückkehr des Elsaß zu Deutschland, das einst ihr Herz so sehr bewegt, ist ihm, scheint es, nicht gekommen, und wenn Maria Theresia von ihren Freunden nichts Lieberes zu sagen weiß, als daß sie gute deutsche Männer gewesen, so werden wir bei ihm derlei Herzensworte vergebens suchen. Aber er verstand wiederum deutsches Geistesleben anders und besser als Friedrich und die Mutter, schalt nicht auf die deutsche Sprache wie der König, sondern erbaute ihr, was der Mutter nicht hatte einfallen wollen, ein Haus zu ihrer Pflege. Seine Denkschriften verraten eine höhere Ausdrucksfähigkeit als die in aller Anschaulichkeit noch unbeholfenen der Mutter, er hatte vollen Sinn für die stolz aufsteigende deutsche Musik, Mozart wußte sich gewiß, daß „der Kaiser an ihn glaube". Er wollte in Wien eine deutsche Theaterschule gründen, die besten Köpfe aus



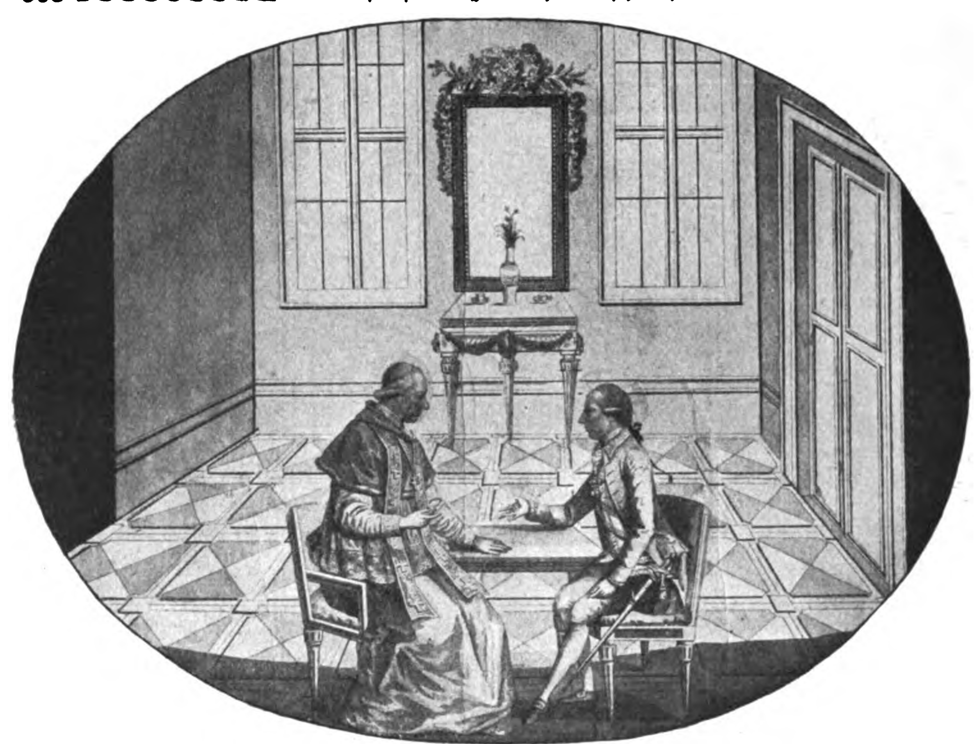
Spottblatt auf die Aufhebung der Mönchs- und Nonnenklöster im Jahre 1782. Gestochen nach einem Gemälde von L. Defrance. Wien, Sammlung Max v. Portheim



**Kaiser Josef der Zweite führt einen Pflug. Stich von Joh. Bapt. Bergmüller
Wien, Sammlung Max v. Portheim**

Deutschland dort vereinigen. Gewiß hat er damit nicht Ernst gemacht und einen Schwarm recht bescheidener, wenn nicht armseliger Literaten um sich herum gewähren lassen, ist kein „Karl der Große der Wissenschaften“ geworden, wie Klopstock ihn begrüßt hatte, und hat Herders Verlangen, den Deutschen ein Vaterland, ein Gesetz und eine schöne Sprache zu geben, nur geringenteils erfüllt. Aber daß diese Worte der Begrüßung und Erwartung auch nur erklingen konnten, ist doch ein immergrünes Blatt im Kranze für den hochgesinnten Mann. Es war ihm nun einmal Schuld und Schicksal, daß was er begann sich unter seinen Händen zum Gegenspiel verkehrte. Indem er das Reich mit stürmendem Eifer, nicht mehr behutsam wie die Mutter, deutsch machen wollte, hat er nur dessen nichtdeutsche Farben grell hervorgetrieben.

Er ist in seiner Jugend schön und stattlich gewesen, jeder Anstrengung gewachsen und noch von einer Heiterkeit und einem Humor, die fast Liebenswürdigkeit waren; die strahlenden blauen Augen entzückten jedermann. Aber frühe legt sich auf Fröhlichkeit und Gesundheit der Reif, der Humor wandelt sich in sentenziös zugespitzten Witz, die Liebenswürdigkeit in Unverbindlichkeit. Er hat sich von den Freuden der Welt ja so wenig gegönnt. Weder Religion noch Frauenliebe konnten ihm ein Trost des Lebens werden. Er hat seine beiden Gemahlinnen, die eine nach zärtlichem Eheglück, die andere nach liebeleerem Beisammensein, früh verloren, dann haben ihm die Frauen nichts mehr bedeutet. Dem Vierzigjährigen gehorchte auch die bis zur Unvernunft mit Arbeit belastete Gesundheit nicht mehr. Im Herbst des Jahres 1787 beklagt er ihr Schwinden. Ein Jahr später ist er schon schwer krank. Und er hätte so nötig gehabt, gesund zu sein. Dort, wo die Traditionen der Selbstverwaltung und die Abneigung gegen eine zentrale Staatsidee von alters her besonders lebhaft waren, in den belgischen Niederlanden, in jenem Ungarn, das seit Auferlegung der deutschen Staatssprache in nationaler Bewegung war, brannte lichterloh der Aufruhr empor. Die Belgier entkleideten den Kaiser seiner Souveränität, die Ungarn zwangen ihn, das über sie hinweg errichtete Gebäude zentraler Staatszusammenfassung einzureißen. In den tiefsten Gründen seiner Gedankenwelt ebenso wie in der Unnahbarkeit seines Herrscherstolzes tödlich getroffen, rings umdrängt von Übelwollen, von niemandem bedankt, durfte der sterbende Dulder, hilflos und in Schmerzen an das Krankenlager gefesselt, sich in Wahrheit den Unglücklichsten der Sterblichen heißen. Er hatte Österreich wieder in



Konferenz Josefs des Zweiten mit Papst Pius VI. im März 1782. Stich von Johann Löschenkohl
Wien, Sammlung Max v. Portheim

Deutschland groß machen wollen und sah anstatt dessen Preußen groß geworden in Deutschland. Er hatte alle seine Lande unauflöslich zusammenbinden wollen und sah sie nun unaufhaltsam auseinanderstreben. In seinem Herzen war nie ein Platz gewesen für die Vorstellung der Teilnahme des Volkes an der Regierung, nun mußte er in Verleugnung seines Königsgedankens die französischen Emigranten zum Gehorsam gegen die vom „König mit der Nation" gegebenen Gesetze verweisen. Am 20. Februar 1790 um vier Uhr früh, in letzter Stunde noch durch den Tod der kindesgleich geliebten Nichte Elisabeth tieferschüttert, ist Kaiser Josef der Zweite gestorben. Sein Bruder Leopold, dem er fast zärtlich in einem der allerletzten Briefe den Staat, sein Teuerstes, empfahl, hat mit Geschick und Besonnenheit zurückweichend und ausgleichend seines Bruders Werk, von dem doch mehr bestehen blieb, als spätere absichtsvolle Überlieferung hat gelten lassen wollen, mit den Gegebenheiten der allgemeinen Lage in Einklang gebracht.

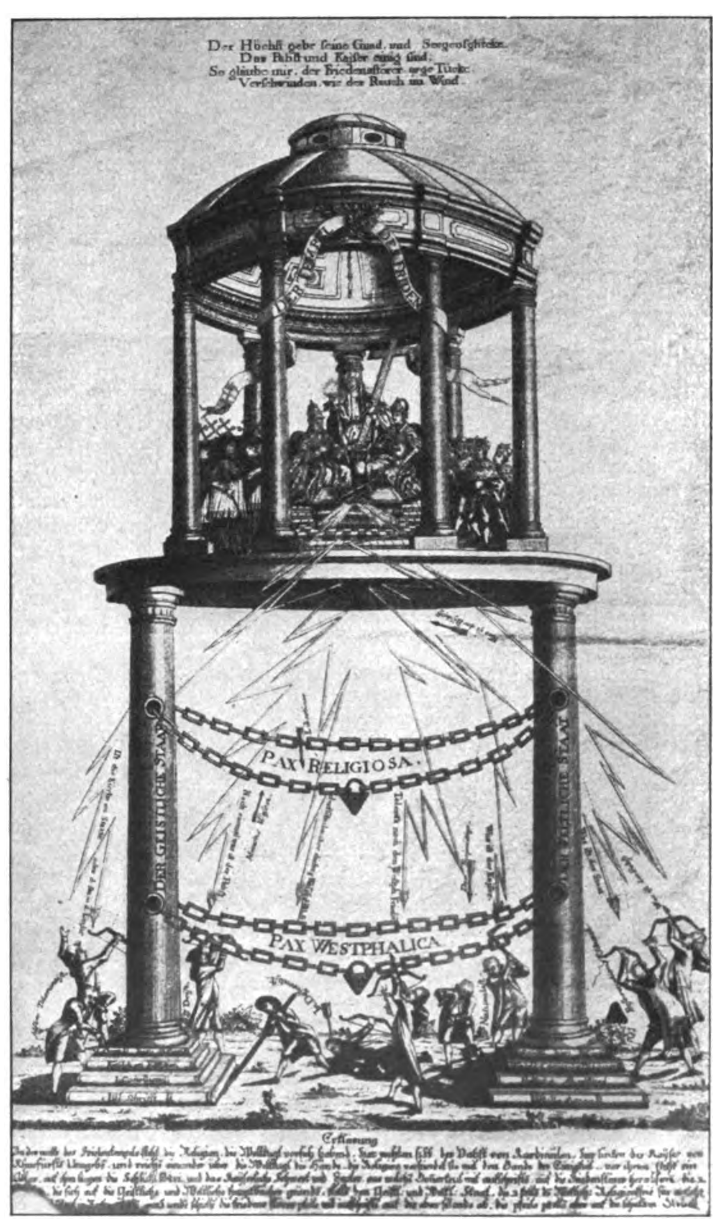
Kaum ein einziges freundliches Wort für den Toten weder von den Kleinen noch von den Großen: „Der Kaiser hat nichts getan, weil er zu viel und alles auf einmal tun wollte." Es war ein Sterben in Trauer.

★

Das Bild, das die richtende Geschichte von Kaiser Josef zeichnen muß, ist ein anderes als das der Volksüberlieferung. War er nun aber wirklich nur allein seines Unheils Schmied? Haben nur allein sein widergeschichtlicher Zentralismus und seine Mißachtung der Gewordenheiten in Staatsrecht und Wirtschaft, Volksbrauch und Sitte ihm das Werk verdorben? War alles nur Schuld und gar nichts Schicksal? Vor allem, Josefs Werk ging nicht unter, es bestand weiter. „Aus der Fackel seines Genius" ist wirklich „ein Funke gefallen, der nie wieder verlischt". Man wird kaum ein Bereich des politischen, religiösen, wirtschaftlichen, kulturellen Lebens im Österreich des neunzehnten Jahrhunderts durchmessen können, ohne wieder und wieder josefinischen Spuren zu begegnen. Hätte er die Mißgeschicke der Russenpolitik, die Unentrinnbarkeit des deutschen Dualismus, den Hereinbruch der französischen Revolution, die alle sein Werk stören und zerstören halfen, voraussehen, ändern, hindern können? Wäre der Nationalismus nicht auch ohne ihn über Österreich heraufgekommen? Wie, wenn ihm

für die inneren Dinge ein Haugwitz gegeben worden wäre, ohne den das Werk seiner Mutter nicht zu denken ist? Eine besonnene Geschichtsschreibung wird doch sich zu besinnen haben, wie da die Farben zu verteilen sind, und ob nicht ein tiefer Sinn den Worten Herders innewohne, der Kaiser sei als „Sühneopfer der Zeit" gefallen. Die Mitwelt hat ihn verurteilt, weil sie nicht auf Gehalt und Geist, sondern auf die Gewaltsamkeit seines Werkes sah. Die schöpferische Volksphantasie der Nachwelt hat sein Andenken verklärt, weil sie es von Gewalt und Härte frei auf den lichten Höhen seiner hohen Absichten sehen und weil sie in das aus dem kalten Verstande geschaffene Werk die Wärme des eigenen Empfindens hineintragen konnte. Denn das ist der Lohn derer, die für ihre Gedanken auf Gedeihen und Verderben stehen, daß sie den Herzen der späteren Geschlechter aus Kämpfern zu Helden werden. Dieser Überlieferung ist er der hohe Herr, der den Pflug des freien Landmanns über die freie Ackererde geführt, der sein Ohr der Klage des Geringsten geneigt und mit seinen Donnerworten nur die Schächer und Missetäter getroffen, der das köstliche Gut der Glaubensduldung für das Land der Gegenreformation heraufgebracht hat und endlich und vor allem der deutschen Sprache und dem deutschen Volke in Österreich hat geben wollen, was ihnen ziemte und wofür ihn die Denkmale in den Straßen und Plätzen deutscher Städte rühmen und bedanken.

Indem er die Legende von dem Kaiserbefreier schuf und festhält, hat der Volksglaube sein Andenken entsündigt und erlöst. Denn, um noch einmal Herder das Wort zu geben: „Oft ist der Wille größer als die Tat, das Unternehmen edler als die Ausführung."



Flugblatt mit Satire auf die sich gegen Kaiser und Papst wendende Aufklärung
Wien, Sammlung Max v. Portheim

Goya und die Bucklige
Novelle von Wilhelm Hegeler

Als Franzisco de Goya, der Maler, durch das Toledotor in Madrid eintritt, vertrat der Douanier ihm den Weg, behelligte ihn aber mit der Durchsuchung seines geringen Reisegepäcks nur kurze Zeit, gab seinem Maultier einen Klaps und rief dem im Zollhaus sitzenden Schreiber zu: „Kann passieren. Nichts von Wert!"

Dasselbe Urteil schien Madrid zu fällen. Franzisco wohnte schon ein halbes Jahr in der Stadt, und alles war dort noch beim alten. Die Großen kümmerten sich um ihn so wenig wie um das Maultier, das ihn hergetragen. Nicht daß er grade Hunger oder Mangel am Notwendigen gelitten hätte. Er besaß Freunde und vor allem Verehrerinnen, die mit Realen für ein Porträt nicht kargten. Aber wo blieb die Erfüllung seiner Hoffnungen? Denn wenn er auch äußerlich in recht bescheidenem Aufzug: in andalusischer Tracht mit dem Zöpfchen und dem Kegelhut eines Toreros dahergekommen war — Franzisco de los Toros nannte er sich ja, alter Zeiten eingedenk, selbst noch gern im Scherz — darunter hatte er doch eine ganz andere Ausrüstung getragen, eine Rüstung, schimmernd von goldnen Hoffnungen und klirrend von Träumen des Ehrgeizes. Daß nach seiner Ankunft die aristokratische Gesellschaft sich nur noch von ihm malen ließe, schien ihm ausgemacht, und eine Frage kurzer Zeit, daß der König und seine Gemahlin ihn mit ihren Aufträgen beehrten. Auch traute er dem braven Raphael Mengs soviel Einsicht zu, daß er ihm eine Professur an der Akademie di San Fernando anböte, wenn er nicht gar, vom Genie des Jüngeren bezwungen, ihm seinen Platz als Direktor einräumte. Doch nichts dergleichen geschah. Die Stille seiner Werkstatt am Manzanaresufer wurde durchaus nicht vom Gerassel anfahrender Karossen gestört. Der König hatte seinen tiefen Gruß vor dem Palacio Real kaum bemerkt. ‚Es wird schon kommen! Ich werde euch schon zu mir herzwingen,' dachte er. ‚Ihr werdet noch einmal vor mir in die Knie brechen.'

Wenn er morgens seinem Maultier eigenhändig das Maß Gerste zustrich, kraulte er ihm gutmütig den abgescheuerten Hals und dachte: ‚Wie lange wird's dauern, bis du den Platz zwei jungen Rappen einräumen mußt?' Denn — darin war er ein echter Spanier — nächst dem Ruhm war sein höchster Ehrgeiz eine elegante, womöglich vierspännige Equipage. Und wenn er mittags zum Schoppen vino tinto die mit Knoblauch gewürzten Bohnen verzehrte, kitzelte er seinen Gaumen mit dem Ersinnen köstlich gemischter Leckerbissen, denn — darin unterschied er sich von den meisten seiner Landsleute — er besaß Verständnis für die Freuden der Tafel und war ein gewaltiger Esser. Und meist war er guter Dinge. Er fand das Leben wunderschön, die Welt einen Tummelplatz, grade bunt und groß genug für seine unbändige Kraft. Und wenn Gott in allen andern Dingen haushälterisch mit ihm verfuhr, in einem hatte er ihn wohl versorgt: Franzisco war ein Liebling der Frauen. Wenn er ihnen begegnete, schlugen sie die Augen nieder, nachdem sie noch rasch seinen Blick aufgefangen und mit unwillig entzücktem Aufschlag erwidert hatten. Sie wußten es eine von der andern, wie toll er es getrieben hatte und noch immer trieb. So unbekannt er als Maler, so berühmt war er als galanter Held, als Gitarrespieler und Tänzer bei den ausgelassenen Festen am Manzanares, als Raufbold, dem das Florett so locker in der Scheide saß wie die verliebte Copla auf der Lippe, als Führer und Verführer schöner Frauen, die, ihrer standesgemäßen Liebeleien überdrüssig, in den Schlupfwinkeln verrufener Kneipen gewürztere Lustbarkeiten suchten.

★

Eines Nachmittags, als Franzisco seine gewohnte Promenade auf dem Prado machte, tauchte in einem der Wagen, welche die Auslese der Grandezza aneinanderreihten, ein kleines verkümmertes Wesen auf, eine Bucklige. In dieser Umgebung, vollends in dieser Kutsche, die durch ihre Eleganz und die prächtigen Livreen der Bedienten besonders auffiel, wirkte sie nicht nur traurig und ungebührlich, sondern fast grauenerregend. Franzisco hatte sie sofort erkannt und instinktiv den Blick abgewandt. Erst als die Bucklige — es war die Marquesa Conchita de Perales — dem Kutscher zurief zu halten und ihm lebhaft mit der Hand winkte, kam er, seine Abneigung unter ehrfurchtsvoller Höflichkeit verbergend, näher.

Die Marquesa streckte die eine Hand über den Wagenrand und zerrte mit der andern nervös an ihrer Mantilla, welche ihre halblangen, künstlich gelockten Haare von schmutzigem Braunrot und ihren verunstalteten Rücken bedeckte. Ihr Gesicht, ein altkluges, leidendes Kindergesicht mit etwas

eingedrückter Nase, schmallippigem, aber breitem Munde und grauen, ins Bläuliche spielenden Augen, war, während sie sprach, von auffallender Beweglichkeit. Sie erinnerte ihn sofort an ihr erstes Zusammentreffen bei dem russischen Gesandten in Rom, an ihre häufigen Begegnungen auf Straßen und Plätzen dort, wo sie dem Maler manchmal bei der Arbeit zugeschaut hatte, warf ihm scherzend, doch mit einem Unterton von Ernst vor, daß er sie ganz vergessen zu haben scheine, erkundigte sich nach seinen Arbeiten und Plänen, wollte offenbar noch mehr sagen, doch die Rappen waren trotz allem Schnalzen des Kutschers nicht zu halten, so daß sie ihm grade noch zurufen konnte, er möge sich doch bei ihr sehn lassen, sie wohne bei ihrer Cousine.

Während Franzisco dem davonrollenden Wagen nachsah, hörte er einen in der Nähe stehenden Herrn sagen, die Kutsche trage das Wappen der Herzogin von Alba.

*

Eines Abends zu Winters Beginn besuchte Franzisco das Theater. Mehr von dem Publikum als von der langweiligen Comedia gefesselt, deren Verse die Schauspieler obendrein so schlecht auswendig gelernt hatten, daß der hinter der ersten Leinwandkulisse mit einem Licht in der einen und seinem Buch in der andern Hand durchscheinende Souffleur ihnen jedes Wort zuschreien mußte, beobachtete er die Hofloge, wo zwischen dem schläfrig dreinschauenden König und dem Prinzen von Asturien die Königin Marie Luise saß, welche der Wüstenei ihres verfallenen Körpers durch eine übertrieben jugendliche und mit Edelsteinen überladene Toilette ein marktschreierisches Schild umgehängt hatte. Unter den meist schmächtigen und älteren Kavalieren im Hintergrund der Loge ragte die hünenhafte Gestalt ihres Geliebten Don Manuel Godoy in scharlachroter Uniform hervor. Während der König mit seinen unförmigen Fingern häufig in eine auf der Brüstung stehende Schnupftabaksdose griff, führte die unaufhörlich um sich blickende und maskenhaft lächelnde Königin von Zeit zu Zeit ein Riechfläschchen an ihre Nase. Einmal entglitt ihr dieses, ein anderes Mal ließ sie ihren Fächer fallen, worauf sie über ihre Schulter weg mit dem eilfertig sich bückenden Godoy einige Worte wechselte.

Da trat in eine bis dahin leere Loge eine schlanke Frau und nahm nach ehrfurchtsvoll vertraulichem Gruß zum Königspaar auf einem der vorderen Sessel Platz. Ihre Nachbarin zur Linken, die Marquesa de Perales, verschwand fast völlig neben ihr. Es war die Herzogin von Alba. Im Vergleich zu dem Prachtgedränge in der Königsloge wirkte ihre Erscheinung wie eine einsame Perle, wie der Glanz eines nicht kleineren, aber unendlich ferneren Gestirns. Ihre Haltung, der Ausdruck ihres Gesichts, dessen strenge Formen durch den frischen Mund und das weiche Kinn ins Zierliche gemildert wurden, gab ihr die hochmütige Unnahbarkeit einer byzantinischen Kaiserin. Man konnte sich kaum denken, daß die anemonenhafte Blässe ihrer Haut von einer leidenschaftlichen Wallung gefärbt würde, und das leise, unbewußte Regen des Fächers in ihrer feingliedrigen Hand schien getragen zu sein vom Wellenschlag eines äußerst verdünnten Blutes. Als dann der Vorhang fiel und mit dem Königspaar auch sie sich erhob, genoß Goya in tiefem Entzücken den Anblick ihrer Toilette, deren kühler Silberklang nur von einigen Rubinen an ihrer tief entblößten Brust belebt wurde. Während die Herzogin mit dem ehrfurchtsvoll ihr zugeneigten Kavalier sprach, schien sie in Wahrheit mit dem Nichts zu sprechen. Nun drehte sie sich um ihre Achse, beugte sich nach jemand, der ihr gezeigt wurde, leicht über die Brüstung und unter den stählernen Spangen des Schnürleibs ahnte Franzisco die katzenhafte Geschmeidigkeit ihrer Glieder.

Während die tausendköpfige Menge mit den Schauspielern zusammengeschweißt schien, drehte Franzisco unter dem Zwang des stärkeren Magneten der Bühne beinah den Rücken zu. Da hörte er hinter sich seinen Namen nennen. Ein Kammerherr, der ihn angesprochen, verbeugte sich höflich und bat, ihm zu folgen. Die Herzogin von Alba befehle ihn in ihre Loge.

Franzisco erschrak. Sollte sein unverholenes Anstarren die Herzogin erzürnt haben? Aber auf dem Wege durch die dämmernden Gänge stellte sein Selbstbewußtsein sich schnell wieder her. Er wollte der Herzogin seine Bewunderung mit solchen Worten zum Ausdruck bringen, daß ihr Zorn sich in Gnade wandelte.

Die Herzogin empfing ihn mit huldvoller Liebenswürdigkeit. Sie sagte, sie hätte von ihrer Cousine, die seine Bekanntschaft ja in Rom gemacht, schon mancherlei von ihm gehört. Auch hätte sie in der Akademie seine letzten Kartons gesehn und sich gefreut, wie sehr er sich vervollkommt gegenüber seinen letzten Bildern im Kloster . . . Sie stockte mit einem fragenden Blick auf ihre Cousine, die rasch mit dem Namen einsprang. Auch während sie weiter von der Gefälligkeit seiner Kompositionen und der Delikatesse seiner Farben sprach, blickte sie

manchmal nach der Marquesa, als wenn sie deren Bestätigung erwartete. Als die Unterhaltung dann stockte, führte diese sie weiter, indem sie sich über die Details seiner Bilder ausließ, bis die Herzogin sie mit der unerwarteten Frage unterbrach, warum Goya sich immer so ordinäre Modelle aussuchte.

„Sie wollen elegante Damen malen, die sich in der Rolle von Schäferinnen gefallen. Aber Sie malen als Schäferinnen kostümierte Bauerndirnen," sagte die Herzogin mit ihrer unter einer leichten Rauheit sinnlich vibrierenden Stimme.

„Ich nehme die Modelle, so gut ich sie finde."

„Auf den Weideplätzen am Manzanares."

„Ich würde sie lieber aus den Schlössern der Frau Herzogin wählen."

„Mich malt man nicht mit andern Frauen zusammen."

„Wenn die Frau Herzogin die Gnade hätten, mir zu einem Bild zu sitzen, so wäre mein schönster Traum — und mein kühnster erfüllt. Denn ich weiß, welchen gefährlichen Konkurrenten ich habe."

„Und der wäre?"

„Die Frau Herzogin selbst. Vorhin als ich Eure Hoheit beobachtete und im Geist die Farben schon mischte, ging mir auf, daß nur der feinste Instinkt eines Malers diese Toilette komponiert haben könnte."

„Das Kompliment müßten Sie eigentlich meiner Cousine machen, die mich in Toilettenfragen berät," erwiderte die Herzogin. „Also in Wahrheit, Sie sahen mich schon auf der Leinwand? Und gerade in dieser Toilette?"

Goya warf einen raschen Blick auf die Marquesa, die, im Halbdunkel ausgelöscht, die Unterhaltung nicht mehr zu hören schien.

„Ich wage der Frau Herzogin die Wahrheit nicht vorzuenthalten," antwortete er, während seine Stimme vor der eignen Kühnheit bebte. „Zuerst habe ich Eure Hoheit in dieser Toilette gemalt. Dann warfen meine Augen die Hülle ab. Das schönste Gewand kann diese königliche Schönheit nur entstellen. Ich sah die Frau Herzogin, wie Gott sie schuf —"

Keine noch so schwache Röte auf den Wangen der Herzogin verriet, ob diese Worte ihr Blut erregt hätten. Nur aus den dunklen Augen schlug ein rascher Funke. Sie wollte etwas erwidern, doch unterbrach ihr Wort und das Gekreisch auf der Bühne ein dumpf donnernder Trommelwirbel zum Zeichen, daß draußen ein Priester mit dem Viatikum für einen Kranken vorüberging.

Im selben Augenblick stockten die Schauspieler und warfen sich auf die Knie. Die begonnene Zote im Munde des Grazioso setzte sich in einem Sterbegebet fort. Auch die Zuschauer hatten sich erhoben, drängten und stießen sich, indem sie versuchten, mit ihren Knien den Boden zu berühren. Und von den Logen bis in den letzten Winkel des Patio mischte sich in das anhaltende Trommeln das dumpfe Gemurmel der betenden Stimmen. Auch die Herzogin, der ein Kammerherr dienstfertig den aus goldenen Kügelchen zusammengesetzten Rosenkranz gereicht hatte, war niedergekniet.

Als aber ihr Blick sich mit dem Goyas kreuzte, lächelte sie hintergründig und flüsterte: „Wie Gott mich schuf — ganz nackt?"

„Ein wenig Umhüllung muß Don Franzisco Euer Hoheit schon lassen," sagte, mit boshaftem Lächeln aus dem Halbdunkel auftauchend, die Marquesa. „Sonst könnte der Herzog betrübt sein, daß fremde Augen sahen, was keusche Gattenliebe nur dem Dunkel preisgab."

Die Trommel verstummte. Der Grazioso vollendete seinen Satz. Neues Lachen durchrauschte den Saal. Die Herzogin reichte Goya die Hand zum Kuß.

„Haben Eure Hoheit Ihren Besuch bei Don Franzisco schon angesagt?" fragte die Marquesa.

„Wir werden uns nächster Tage anmelden."

Goya verneigte sich tief. Ging fort im Taumel. Auf seinen Platz zurückgekehrt, wagte er nicht mehr, zur Herzogin hinüberzublicken. Doch hatte er das Gefühl, daß aus ihrer Loge ein blendendes Licht käme, neben dem alles übrige in trübes Dunkel versank.

★

Am nächsten Tag machte Franzisco im Palast der Herzogin seine Aufwartung. Was er in der Eingebung eines vermessenen Augenblicks gesagt hatte, erfüllte sich jetzt an ihm. Die von jeder Hülle befreite Gestalt der Herzogin haftete seinen Augen an, spukte unentrinnbar in seinen Sinnen, körperlich greifbar beinah und doch nie ganz aus einem letzten Geheimnis hervortretend. Wenn er morgens seine Arbeit begann, mußte er sich erst widerwillig an den Anblick der ihm wohlbekannten Modelle gewöhnen, und es kostete ihn eine zerrüttende Anstrengung, ihre Züge nicht mit denen zu verwechseln, die unaufhörlich um ihn waren.

Eines Vormittags war in seinem Atelier eine nicht sehr feine, aber desto lustigere Gesellschaft versammelt. Auf dem Santa Catalinaplatz, wo müßiggängerische Bürgerssöhne ihre Fechtübungen abzuhalten pflegten, hatte Goya, der ein leidenschaftlicher



Schwerer Seegang in der Cap Horn Region. Windstärke 10—11. Wellenhöhe etwa 11 m (mit dem Nivellieraneroid gemessen).
Aufnahme von Franz Graf Larisch

Liebhaber des Floretts war, aus dem Stegreif mit ihnen einige Stöße gewechselt, als ein äußerst schäbig gekleidetes und obendrein hinkendes Männchen sich aufgeregt in den Kreis drängte und bat, einer der Caballeros möchte ihm doch bei der Herausforderung zum Zweikampf gegen einen Apotheker, der ihn soeben gröblich beleidigt, als Kartellträger dienen. Die Herren klopften dem armen Kerl auf seinen mit Schuhen prall gefüllten Schultersack und rieten ihm, lieber bei seinen Leisten zu bleiben. Der aber erklärte, wohl zu wissen, daß ein Schuhmacher ein unehrliches Gewerbe betreibe und keinen Anspruch habe auf ritterliche Beilegung seiner Händel, da er beim Anmessen vor seinen Kunden niederknien müsse. Er aber, als Schuhflicker, habe sich noch nie durch solches Tun erniedrigt. Er sei ein Hidalgo von reinstem kastilianischem Blut.

Eine lustige Szene voraussehend, nahm Franzisco die ganze Gesellschaft mit in sein Atelier. Hier entstand noch größerer Lärm, da man eben jenen Apotheker vorfand, der sich bei Goya wegen nächtlicher Ruhestörung beschweren wollte, begangen dadurch, daß der Maler ihn mehrmals nachts aus dem Schlaf geklopft und an seine ehelichen Pflichten erinnert hatte. Während der Apotheker Goya, der Flickschuster den Apotheker beschimpfte, die Freunde durch Zwischenrufe den Streit zugleich schürten und ins Lächerliche zogen, Goya einen Weinkrug heranholte und die Gläser füllte und mit Geschrei, Gelächter, Degenschwingen und Gläserklingen der ganze Tumult in eine lustige Verbrüderung enden zu wollen schien, trat ein vornehm galonierter Diener ein und meldete, die Herzogin von Alba werde sogleich vorfahren. Franzisco hatte grade noch Zeit, die aufgeregte Gesellschaft ins Freie zu befördern, als das lang ersehnte Geräusch leicht klappernder Pferdehufe auf der Gasse zu hören war.

Die Herzogin befand sich in Begleitung der Marquesa de Perales. Sie hatte die Miene hochmütiger Unnahbarkeit, die sie in der Öffentlichkeit trug, abgelegt und zeigte ihre ganze natürliche Munterkeit. Die rasche Fahrt durch die frische Luft hatte ihren Wangen leichte Röte aufgelegt. Ohne den ihr hingeschobenen Prunksessel zu beachten, setzte sie sich auf ein wackliges Stühlchen, als wenn sie wüßte, daß dessen Zierlichkeit ihrer leichten Gestalt vorteilhafter sei. Als Goya, auf die Unordnung des Tisches hinweisend, ihr erzählte, welche Gesellschaft er soeben bei sich gesehn, erklärte sie lachend, sie bedaure sehr, die munteren Herren vertrieben zu haben. Sie schwärme fürs Volk. Nur den langweiligen Adel könne sie nicht ausstehn. Dann betrachtete sie etwas obenhin die Bilder, die er für sie auf die Staffelei stellte, und sagte ihm eine Menge sehr hübscher und zutreffender Schmeicheleien über seine Malerei. Während Franzisco, beglückt über ihre Liebenswürdigkeit und geblendet von ihrer Erscheinung, die Anwesenheit des andern Gastes völlig vergaß und all seinen Witz entfaltete, huschte die Marquesa durchs Atelier, indem sie die in Stapeln gegen die Wände gelehnten und auf dem Boden verstreuten Leinwände eine nach der andern umdrehte und ins rechte Licht stellte. Dabei hockte sie sich bald auf der Erde davor, bald trat sie in einige Entfernung zurück. Als sie sich nun mit einer Frage an den Maler wandte, zuckte dieser ungeduldig zusammen. Nach seiner Meinung hätte die Marquesa besser getan, irgendwo zu verschwinden, statt ihm durch ihr Erscheinen die Augenlust zu verderben. Das Gespräch kam auf Velasquez, dann auf Rembrandt, von dem die Marquesa auf ihren Reisen viele Bilder gesehn hatte. Sie verstand es, den Maler bald durch eine Bosheit, bald durch ihr leidenschaftliches Entzücken zu reizen, daß dieser sich immer mehr erhitzte und unwillkürlich die Herzogin vergaß. Sobald diese nicht mehr der Gegenstand seiner Huldigungen war, begann sie gelangweilt mit ihrem havannesischen Schoßhündchen zu spielen und dann zu gähnen. Sie gähnte auf eine reizende, herzhafte Art, indem sie wie ein kleiner Löwe ihren Mund aufriß, so daß man alle ihre weißen Zähne und ihre rosige Zunge sah. Plötzlich wies sie mit ihrer Fußspitze auf einige Frauenporträts und fragte: „Sagen Sie, lieber Don Franzisco, sind das alles Ihre Geliebten gewesen?"

Einen Augenblick verlegen über diese verfängliche Frage, erwiderte Goya, es könne immerhin möglich sein, daß die eine oder andere der Damen ihm gefällig gewesen sei. „Aber," fuhr er fort, „der Maler darf nicht wissen, was der Liebhaber tut. Sonst verderben sich beide das Konzept. Der Tag der Arbeit und die Nacht der Liebe."

„Welch eine weise Einteilung!" lachte die Marquesa. „Ich wünschte nur, sie käme auch bei Hofe in Mode."

„Allerkeuscheste Madonna, dann hätten wir Armen ja überhaupt keine Zeit mehr für ein bißchen Vergnügen," sagte die Herzogin. „Ich bin seit vier Wochen nicht vor dem Morgengrauen ins Bett gekommen."

„Womit Ihre Hoheit meint, daß sie nicht einmal Zeit hätte, an Sünden zu denken, die ihr schon ihre Grundsätze verbieten."

„So ist es. Keine Zeit. Und einen strengen Wauwau, der mich bewacht. Nicht dich meine ich, kleiner Liebling," lachte die Herzogin das kläffende Hündchen an, „sondern den großen Wauwau. Also, wenn je ein Mensch Ihnen etwas Böses über mich erzählt —"

„Es sollte nur einer wagen, die Frau Herzogin zu schmähn!"

„Dann sagen Sie nur: ich bin die Tugend selbst. Nicht wie die da." — Sie wies auf die Porträts. — „Abscheuliche Gesichter! Sie sehn alle aus, als hätten sie nicht die geringsten Umstände gemacht."

Die Marquesa erinnerte sie daran, daß ihre Zeit um sei.

Nachdem die Herzogin noch bedauert hatte, daß sie die Sitzungen für ein Porträt bis nach der Abreise der Majestäten aufs Land verschieben müsse, verabschiedete sie sich. Beim Hinausgehen fragte die Marquesa den Maler, ob er schon der Herzogin von Osuna seine Aufwartung gemacht hätte? Goya erwiderte, er hätte noch nicht die Ehre gehabt, ihr vorgestellt zu werden. Die Herzogin kenne ihn schon durch ihre Erzählungen, erwiderte die Marquesa. Auch nannte sie ihm eine Reihe anderer Häuser, die er bald aufsuchen müsse, indem sie lächelnd hinzufügte: „Ich glaube ja gern, daß Ihre Freunde vom Catalinaplatz amüsanter sind. Aber wer an die Sonne will, darf sich nicht im Schatten verbergen."

Franzisco befolgte den Rat und sah, zu seiner Verwunderung, sich bald als ständigen Gast in den vornehmsten Häusern Madrids, ohne darum seinen alten Verkehr mit den lockeren Gesellen vom Catalinaplatz aufzugeben. Nach der langen Wartezeit kam nun der Erfolg über Nacht. Als ihm die Ehre zuteil geworden war, den Majestäten vorgestellt zu werden, und die Königin ihn sehr gnädig wegen seiner Kartons belobt hatte, wetteiferte die Hofgesellschaft in Bewunderung seines Talents. Die Aufträge häuften, die Preise für seine Bilder vervielfachten sich. Franzisco genoß seinen jungen Ruhm mit dem herzhaften Appetit des Ausgehungerten, wenn er sich auch grade zu dieser Zeit in einer Verfassung befand, wo man alles Ruhm- und Goldgeklingel im Säckel Fortunas hingeben möchte für einen Kuß auf die rosigen Fingerspitzen der Geliebten.

⋆

Jemand erzählte ihm, die Herzogin sei die Geliebte des Stierkämpfers Romero. Franzisco brauste auf. Wenig fehlte; so hätte er die freche Hofschranze verprügelt. Aber nicht nur wurde ihm das Gerücht von verschiedenen Seiten bestätigt, sondern die Auszeichnungen, mit denen die Herzogin den Espada bedachte, die vermessene und fast vertraute Art, in der dieser sich ihr bei verschiedenen Gelegenheiten näherte, ließen kaum noch einen Zweifel übrig.

Romero gehörte zu den ersten, die den Zweikampf mit dem Toro beruflich betrieben und aus dem ritterlichen Turnier von einst ein Schauspiel für die Menge gemacht hatten. Niemals zuvor gesehn und unnachahmlich war die standbildhafte Ruhe, mit der er den von Lanzenstichen verwundeten Stier bis auf wenige Schritte auf sich zukommen ließ, die rote Muleta sich vor der Brust haltend, um sie dann durch eine leicht rieselnde Bewegung nach der Seite gleiten zu lassen, so daß das tollwütige Tier unter seinem Arm hindurchrannte. Diese Bravour, womit er an jedem Kampftag das tausendköpfige Publikum der Arena den Blutrausch seines sicheren Todes und das befreite Atemholen seiner unverhofften Rettung durchkosten ließ, hatte ihn zum gefeiertsten Mann, hatte ihn in dieser Zeit, wo an hervorragendem Platz nur Verächtliche und Elende standen, zum spanischen Nationalheros gemacht. Dies und das Bewußtsein, daß kein schlimmeres Los ihn je treffen konnte als das blutige Ende, das ihn mit Sicherheit erwartete, verliehen diesem Mann, dessen kalte, grausame Züge wenig Anziehendes hatten, einen Stolz und eine Vermessenheit, die ihn für Frauen unwiderstehlich machten.

Bis dahin hatte Franzisco für den Espada eine an Liebe grenzende Bewunderung gehegt. Nun da er in ihm den Nebenbuhler sah, drohte die Liebe in Haß umzuschlagen. Aber die Hoffnung, ihm unrecht zu tun, bezwang für eine Weile seine wütende Eifersucht. Nachdem er eine Bekanntschaft mit dem Stierkämpfer eingeleitet hatte, warb er in seiner stürmischen Art um dessen Freundschaft. Aber die kurze Unterhaltung der beiden Männer glich dem Aufprall eines brausenden Gebirgsbaches gegen einen glatten Felsen: von so beleidigender Kälte war das Benehmen Romeros. Nachdem Goya seine erste Wut hinuntergeschluckt hatte, freute er sich geradezu, diesen Mann von Grund aus hassen zu dürfen, und weidete sich im voraus an seinem eigenen nahen Triumph, denn die Herzogin bot ihm so freigebig Gelegenheit, sich ihr zu nähern, daß er fühlte, nicht nur ihre Eitelkeit, sondern Herz und Sinne hatten an seinen immer kühneren Huldigungen Feuer gefangen.

Am Fronleichnamstag gab die Herzogin von Osuna in ihrer unweit Madrid gelegenen Alameda ein Gartenfest. Das schwere Blau des sommerlichen Himmels

schmolz im Glühn des schon versinkenden Sonnenballs. In blaß violetten Bächen stürzten Glyzinienranken von marmornem Gesims. Rosen standen dunkel verblutend, rosig verschäumend, in tiefem Gelb oder blassem Gold. Auf Myrten- und Magnoliengrün breiteten sich die seidenen Fächer der Pfauenschweife.

Nur mühsam Gang und Haltung den Schein der sorglosen Leichtigkeit gebend, welche der festlichen Gelegenheit angemessen war, schritt Goya durch die verschlungenen Wege des Parks. Die Gesichter der schönen Frauen waren ihm wie leere Seiten eines Buchs; in all den Wohlgerüchen suchten seine geblähten Nüstern nur nach dem Parfüm der Herzogin, und das Lachen und Stimmengeschwirr war ihm peinlicher Lärm, weil der eine geliebte, tiefe und etwas rauhe Ton nicht darin zitterte. Die Erregung machte ihn blind. Er war an dem Konkav von Zypressen, wo Donna Maria saß, von ihren Kavalieren und Damen umgeben, schon einige Male vorübergegangen, ehe er sie entdeckte. Er zögerte sich ihr zu nähern. Er fühlte sich zugleich angezogen und gelähmt. Nur seine Blicke eilten auf sie zu. Aber die Herzogin fühlte seine Nähe nicht. Sie hörte mit etwas zerstreuter Aufmerksamkeit die Erzählung eines Mönchs an, die dieser mit ausdrucksvoll malenden Bewegungen seiner Hände begleitete. Manchmal erhob sie zu dem Stehenden den Kopf, dann schweifte ihr Blick suchend in die Runde, um jedesmal in die gleichgültige Teilnahme zurückzusinken. Einmal aber bemerkte Franzisco, wie ihr Auge an etwas haften blieb, sich vergrößerte und wie ihr rasch bewegter Fächer, tiefer ausholend, irgendwohin in die Ferne einen beschwingten Gruß sandte. Franzisco folgte der Richtung und gewahrte Romero, der, ohne daß sein pergamentnes Gesicht sich bewegt hätte, mit erhobener Linken leicht Herz und Lippen berührend, den Gruß erwiderte. Durch Franzisco rauschte der Zorn. Als er sich nach einer kleinen Weile der Herzogin zum Handkuß näherte, machte diese ihn mit dem Pater Guzmann bekannt, einem gelehrten Portugiesen, welcher der Gesellschaft das Schauspiel eines in die Luft aufsteigenden künstlichen Vogels geben wollte. Die Herzogin sagte lächelnd, außer diesem erwarte die Gäste ein noch genußreicheres Schauspiel. Aus Gründen der Höflichkeit mußte Franzisco bald vornehmeren Gästen Platz machen. Er verbrannte vor Ungeduld, die begehrte Frau so nahe und doch unerreichbar fern zu wissen.

Mit dem Anbruch der Dunkelheit entzündeten die Diener pechgefüllte Pfannen, weiße Windlichter und bunte Lampions. Die Girlanden und verschlungenen Reihen dieser Feuerblumen vermischten ihren Glanz mit den heißen Düften der natürlichen.

Die Gesellschaft hatte sich größtenteils auf einer Estrade vereinigt. Franzisco, von der Gräfin Montijo gebeten, ihr einen Stuhl zurechtzurücken, wollte grade auf dessen Lehne die Hand legen, als im selben Augenblick eines andern, die Hand Romeros, sich darauf senkte. Gelassener Hohn, glühheißer Zorn kreuzten sich. Franzisco umspannte die Lehne noch fester, die Romero nicht locker ließ, bis er plötzlich, die finstere Wut heiter belächelnd, den Stuhl freigab, ihn dem Verblüfften geradezu hinschob. Der Unmut braute sich noch schwärzer in Franzisco zusammen, als er gleich darauf gewahrte, daß der Herzog von Alba den Vorgang beobachtet hatte und daß Romero diesem in die Nähe seiner Gemahlin folgte.

Das Schauspiel der seltsamen Kugel, die mit der unruhig zuckenden Naphthaflamme immer höher in die Nacht entschwebte, rief bei den Gästen große Verwunderung hervor. Einige wollten nicht glauben, daß Pater Guzmann, wie er behauptete, im Schloßhof von Lissabon sich von diesem feurigen Luftball haushoch hätte emportragen lassen, andere versicherten, daß derartige verwegene Unternehmungen jetzt in Paris nichts Ungewöhnliches seien.

Diesem Schauspiel folgte ein nicht minder seltsames. Die Herzogin von Osuna, durch Rang, Reichtum und Geist zu den glänzendsten Erscheinungen der Madrilener Gesellschaft zählend, liebte es, ihren Übermut gelegentlich an der Königin auszulassen. Als sie gehört hatte, daß Marie Luise sich in Paris eine Toilette nach der neuesten Mode bestellt hatte, hatte sie ganz die gleiche für ihre weibliche Dienerschaft machen lassen.

Da es gegen Mitternacht empfindlich kühl wurde, zogen die Gäste sich in die Räume zurück. Dem Königspaar und seiner nächsten Umgebung wurden in einem kleineren Saal Erfrischungen gereicht. Als nun durch die weit geöffnete Flügeltür paarweis sechs junge Mädchen eintraten, in weißen à-la-grècque-Roben mit bleu-mourant Bändern, jedes ein goldenes Servierbrett tragend, richteten die Blicke der eingeweihten Gäste sich in ängstlicher oder boshafter Spannung einzig auf die Königin, wie diese den Anblick der Mädchen, welche die, die sie nachahmten, nicht bloß in ihre Niedrigkeit hinabzogen, sondern zu einer Karikatur ihrer eigenen reizenden Jugend machten, aufnehmen würde. Vielleicht wäre der Königin das boshafte Spiel entgangen, wenn nicht

das allgemeine Anstarren sie argwöhnisch gemacht hätte. Auch hatte die Herzogin es so eingerichtet, daß der feierliche Zug zuerst die mit dem dichten Gedränge der übrigen Gäste erfüllten Räume und dann den Saal der Länge nach durchschreiten mußte. Marie Luise, sonst eine Meisterin der Verstellung, verlor diesmal ihre Selbstbeherrschung. Während sie durch ihre Lorgnette mit drohender Miene die Näherkommenden musterte, gerieten ihre von Diamanten überreich durchfunkelten Locken in heftig zitternde Bewegung, die sich nach unten fortpflanzte und steigerte, so daß man, wie später ein Hofmann sich äußerte, hätte meinen sollen, die ohnehin morsche Ruine würde gänzlich zusammenbrechen. Einen Augenblick sah sie sich hilfesuchend nach ihrem Günstling Godoy um. Als nun das erste Mädchen mit ehrfurchtsvollem Knicks ihr das Präsentierbrett darbot, gab sie diesem einen solchen Stoß, daß die Tassen umkippten. Ihr Inhalt ergoß sich nicht nur über die Dienerin, sondern eine beträchtliche Welle auch über die Robe der Herzogin von Alba, die, ohne es scheinbar zu bemerken, ihr Gespräch fortsetzte und erst nach einigen Augenblicken das Gedränge der um die Königin bemühten Personen benutzte, um sich mit ihrer Hofdame zu entfernen.

Franzisco hatte den ganzen Vorgang vom Nebensaal aus verfolgt. Als er sah, daß die Herzogin durch eine der Glastüren ins Freie trat, eilte er auf sie zu, und während Donna Maria noch lachend fragte, was er ihr zu tun riete, zog er sie, ohne sich um die Marquesa Concha zu kümmern, in einen dunklen Laubengang, warf sich, ihre Knie umschlingend, vor ihr nieder und stammelte, daß er an dem Abend vor Sehnsucht und Verzweiflung schier verbrannt wäre und daß, wenn sie ihm nicht einen Beweis ihrer Liebe gäbe, er seinen Nebenbuhler töten würde. Die Herzogin wand sich, flehte, er solle sich erheben, zog ihn empor, der, aufgerichtet, sie nur noch wilder an sich riß. Während sie ihn einen Wahnsinnigen und Tollen schalt, der ihren Ruf, sein Leben aufs Spiel setzte, erwiderte sie gleichwohl seine verzückten Worte mit ähnlichen Ausdrücken, seine beschwörenden Bitten mit halben Versprechungen. Noch hatten seine Lippen ihre sich entziehenden nicht erreicht, als er einen Warnungsruf der Marquesa hörte: da preßte er Mund auf Mund und fühlte im berauschenden Taumeltrank des Kusses wie eine eisig glühende Frucht den Stich ihrer Zunge zwischen seinen Lippen.

Die Herzogin war fortgeeilt. Goya trat aus dem Dunkel ins Helle, wandte wie ein Erwachender, der um ein seliges Traumbild noch einmal die Augen schließt, sich nach dem Dunkel zurück und gewahrte vor sich Romero, dessen Gesicht im Mondlicht entfleischt wie das eines Schemens ihn ansah. Nach einem Augenblick des Erschauerns schoß in Franzisco ein heißer Strahl von Schadenfreude hoch: die Geste der höhnisch übertriebenen Höflichkeit von vorhin noch übersteigernd, wies er in den Laubengang und ging, den Kopf zurückwerfend, in den Saal.

*

Am nächsten Tage blieb Franzisco bis zum Abend in seiner Werkstatt, überzeugt, daß die Herzogin ihm einen Boten schicken werde. Er beschloß, das Aufblitzen des ersten Sternes abzuwarten, ehe er von seiner Hoffnung für heute Abschied nahm. Von dem unruhigen Auf- und Abgehn ermüdet, hatte er sich auf einen Diwan geworfen, als er an seiner Tür ein raschelndes Geräusch vernahm. Er sprang auf und hielt den ersehnten Brief in seiner Hand, wollte ihn öffnen, lesen, aber das Licht fehlte. Aufgeregt tastete er nach dem Feuerstein und eilte schließlich in das gegenüberliegende Gemach. Als er zurückkehrte, war sein Atelier von glühendem Schein erhellt, und er sah gewaltige Flammen, die nicht weit entfernt sein konnten, ins Dunkel emporschlagen. Erschrocken riß er das Fenster auf, hörte die aufgeregt hastende Menge schreien, der Palast des Herzogs von Osuna brenne, und es durchzuckte ihn der Gedanke, da habe die Königin sich auf ihre Art rasch und heimtückisch gerächt. Aber zu ungeduldig, um diesem Gedanken weiter Raum zu geben, öffnete er den Brief und las mit funkelnden Augen im grellen Schein der Feuersbrunst: „Seien Sie morgen kurz vor Mitternacht an der Gartenpforte der Ermita. Meine Kammerfrau wird Sie geleiten zu der, welche Sie mit heißer Ungeduld erwartet.“

Sobald Franzisco zum Stadttor hinausgeritten war, verschlang ihn die Nacht wie ein grundloses Meer. Zu beiden Seiten der schlecht gehaltenen Straße dehnte sich eine Wüstenei voll Unkraut und Strauchwerk, da der König seiner Jagd zuliebe den Bauern verboten hatte, ihre Äcker zu bestellen.

Lange vor Mitternacht traf er bei dem Sommerschlößchen der Herzogin ein, hieß den Diener in der Nähe warten und setzte sich selbst auf einen Feldstein, von dem aus er das Tor und die lange Mauer übersehn konnte, auf die der niedrige Mond einiges Licht warf.

Er schlang den Kragenmantel höher um

seinen Hals. Ihn fror, und zugleich quälte ihn brennender Durst. An einem Grashalm kauend, mußte er lächeln, daß in dieser erhabenen Stunde ein so bettlerhaftes Gelüst ihn quälte wie das Verlangen nach einem Trunk frischen Wassers.

Er gedachte der Vergangenheit. Es war, als wenn seit dem Tage, wo er der Herzogin begegnet war, eine unsichtbare Hand das Glück an seiner Seite festgehalten und es gezwungen hätte, seine Gaben, die es sonst wahllos verstreute, grade über ihn auszuschütten. Reichtum, Ruhm, Liebesglück — wer konnte sich rühmen, daß ihm dies alles auf einmal zuteil geworden? Wonach er seit Jahren gestrebt, worauf er in Stunden der Verzagtheit schon verzichtet hatte, jetzt war es in der kurzen Frist von Monaten auf ihn eingedrungen. Beauftragt, das Bild der Majestäten zu malen; zum Mitglied der Akademie ernannt; von der eleganten Gesellschaft bewundert und umschmeichelt, er, vor kurzem noch ein mißtrauisch aufgenommener Abenteurer — und jetzt — Minuten, wenn auch endlos, so doch zählbar, trennten ihn von der Umarmung der begehrtesten, schönsten Frau Madrids.

Andere Frauen fielen ihm ein, die er früher besessen. Immer neue Leiber drängten sich heran und wurden von den anspruchsvollen Augen ins Dunkel zurückgestoßen. Alle diese Gesichter waren vulgär, den Leibern haftete ein Makel an, ihre Liebkosungen waren plump. Wie durch Säle mit mittelmäßigen Bildern dem einen unerschöpften Meisterwerk zu, stürzten seine Augen durch diese Erinnerungen sich auf die Herzogin. Bald wird ihre etwas rauhe, dunkel vibrierende Stimme an seinem Ohr stammeln, ihre unnahbar hochmütigen Augen werden zerschmelzen im Feuer der Begierde, und seine Hände werden ihre untadeligen, kühlen Glieder abtasten. Bald wird er in maßlosen, gierigen Zügen diesen letzten heißesten Rauschtrank aus dem Becher des Glücks geleert haben, und dann? Welche neuen Wonnen hat das Glück dann noch für ihn bereit? Welche nicht gekosteten, nicht vorausgenossenen Genüsse? Mit welchen noch nicht empfundenen Reizen wird es dann seine Begierden aufstacheln können? War der Becher des Glücks, den die Sehnsucht mit unermeßlichen Freuden füllte, an die Lippen gesetzt, so rasch geleert? War er dem Scheitelpunkt aller Wünsche schon so nahe gekommen, daß jetzt das Vorgefühl des Sinkens ihn traurig machte?

Nach einer Weile öffnete sich die Pforte, und aus dem Dunkel beugte sich der Oberkörper einer vermummten Gestalt spähend ins Mondlicht. Im selben Augenblick durchrauschten alle gehemmten Kräfte ihn von neuem. Er sprang auf und eilte der Frau nach, die, ohne sich umzusehn, den von niedrigen Zypressen eingefaßten und leicht geneigten Parkweg hinunterhuschte. Franzisco war nur wenige Schritte von dem Hause entfernt, als er plötzlich Zischen und Raunen einer Männerstimme vernahm. Einen knappen Atemzug lang stockte sein heißer Herzschlag unter einem widrigen Gefühl. Aber schon winkte die Vermummte ihm hastig einzutreten. Im Dunkel seinen Mantel ergreifend, drängte sie ihn an eine zu ebener Erde befindliche Tür, die sie ein wenig öffnete und rasch hinter ihm wieder schloß.

Franzisco atmete laue, von herbsüßem Duft, dem Duft der Herzogin, gesättigte Wärme, sah die gegenüberliegende Wand von mehreren, bis fast auf den Boden reichenden Fenstern zerteilt. Als er beim Mondschein, der dadurch fiel, inmitten des Gemachs ein prunkhaftes Bett gewahrte und darin eine sich aufrichtende Gestalt, stürzte er davor nieder, küßte, unfähig, die von der Erregung zerpreßten Worte anders als durch Stammeln hervorzustoßen, den Saum der Seidendecke, wollte die nach ihm ausgestreckte Hand ergreifen, den geliebten Lippen sich nähern, als die Hand seinen eignen Mund schloß und eine bestürzend fremde, zugleich bekannte Stimme ihm atemlose Worte ins Ohr flüsterte, die er nicht verstand. Er war zurückgefahren, zerrte an den Armen, als wollte er die Kugeln aus den Gelenken drehen.

„Am Fenster lauern die Herzogin und Romero," flüsterte noch atemloser die Stimme. „Im Garten sind seine Knechte versteckt. Wenn Ihre Feinde nicht triumphieren sollen, verraten Sie Ihre Enttäuschung nicht!"

Franzisco wollte sich losreißen, fühlte sich aber verfangen im Geflecht der seinen Hals umschlingenden Arme. „Um Ihrer Ehre willen verraten Sie sich nicht! Beugen Sie sich zu mir. Eine Stallmagd sollte Sie erwarten. Ich habe ihre Stelle eingenommen. Geben Sie jetzt den Hohn zurück durch geheuchelte Liebe. Lächeln Sie! Küssen Sie mich! Schnell! Schnell!"

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür, durch welche Franzisco eingetreten war, und eine andere, und es traten zwei Kammerfrauen ein, die in jeder Hand einen doppelarmigen Leuchter trugen und auf die Marmorgesimse der Spiegel niedersetzten. Von den vielfach zurückgeworfenen Flammen strahlte das Gemach jetzt in hellem Licht.

Mit einer Gewalt, als risse er durchgehende Pferde zurück, preßte Franzisco alle verzerrenden Spannungen schmerzvoller Wut in sich hinunter. Da er zu lächeln nicht vermochte und da ihm vor dem todblassen, schattengehöhlten, spitzen Gesicht der Marquesa graute, beugte er sich mit geschlossenen Augen nieder, in der undeutlichen Empfindung eines furchtbaren Sturzes. Da hörte er die eben noch flüsternde Stimme hell aufklingen: „Du Treuester! Daß du gekommen bist! Daß du ahntest, wer dich erwartete. Gib mir deinen Mund!"

Von den Armen umpreßt und fast erstickt, hörte Franzisco das Keuchen, atmete den Brodem der eignen ausgestoßenen Luft und fühlte jetzt, als seinem noch gierig heißen Mund kindlich zarte, kühle Lippen so ungeschickt und bebend sich aufdrückten, daß ihre Berührung mehr ein Versagen als eine Hingabe war, im Ekel, der ihn würgte, den Schauer einer fremdartigen, erschreckenden Lust. Dann hörte sein befreites Ohr wieder den hellen Klang der Stimme: „Du Göttlicher! Du Wissender! Du wählst den Tau der Unschuld, nicht die Hefe verbuhlter Lippen."

Ein dumpfer Schlag oder ein Stoß ließ die Scheiben klirren. Aufblickend, sah Franzisco hinter dem gegenüberliegenden Fenster zwei Schatten sich bewegen, glaubte unter dem breiten Hut das Gesicht und die Gestalt des Stierkämpfers zu erkennen, der die sich windende Herzogin umschlungen hielt. Doch ehe er dessen sicher war, wurden seine Augen von den Armen der Marquesa verdeckt, es kicherte in seinem Ohr: „Der Stich hat sie getroffen. Noch einen Kuß! Noch einmal die Galle meines Mundes! — Sie sind vom Fenster weg. O, das war schön!" Aus dem buckligen Klumpen der aufgerichteten Gestalt schoß ein Arm hoch, eine Faust schüttelte sich wie eine flatternde Fahne: „Gehabt euch wohl, ihr Teufel! Ihr wolltet uns erniedrigen, wir haben euch erniedrigt. Das hat mich tief beglückt."

Der mißgestaltete Körper fiel zurück, zugleich zogen die Hände rasch die Decke über die entblößten Schultern bis ans Kinn. Auf dem blassen Gesicht begannen die fratzenhaften Falten zu verzucken. Mit geschlossenen Augen glich die Marquesa jetzt einer tief erschöpften Kranken.

Franzisco hatte, was geschehn war, zwar augenblicks und fast fühllos erfaßt und sich in seine Rolle gefügt. Jetzt aber, da sein Verstand zu begreifen anfing, war sein Bewußtsein von dem Geschehenen wie verstört. Die Luft, eben noch gesättigt vom Wohlgeruch der geliebtesten Frau, stank nach Weibstücke, Bosheit, Hohn; im Garten lauernde Meuchelmörder; und er — nicht nur von der Herzogin, vom Glück selbst fühlte er sich verraten, wand sich in der Schlinge, waffenlos, ohnmächtig, die Wutschauer, die ihn schüttelten, zu befriedigen.

Die Marquesa schlug die Augen auf zu dem finster Malmenden. Ihr magerer, von kleinen Leberflecken gesprenkelter Unterarm kam unter der Decke hervor, streckte sich aus, und ihre Finger berührten schüchtern sein Gewand.

„Nicht wahr, Franzisco, das durfte nicht geschehn!" flüsterte sie. „Die Bosheit der Dummen ist unerträglich. Löschen Sie die Lichter aus, dann sollen Sie alles hören."

Da er, ganz in sich gefangen, keine Antwort gab, huschte sie selbst aus dem Bett, blies rasch die Lichter aus und berichtete ihm leise: was geschehn, sei weniger das Werk der Herzogin als das Romeros. Er habe Donna Maria das Geständnis ihrer neuen Leidenschaft abgepreßt und diese des ehemaligen Metzgerknechts würdige Rache ausgesonnen. Aber die Marquesa hatte sie ihm verdorben, indem sie den beiden vorstellte, daß eine plumpe Stallmagd sich sofort verraten würde. Sie beschwor Franzisco zu fliehn.

„Vor diesem Gabacho!" knirschte er. „Verflucht sei er! Verflucht ich selbst, wenn er morgen noch lebt."

„Wollen Sie ihm ein Denkmal setzen, indem Sie ihn töten? Sie brauchen keine Rache mehr. In diesem Augenblick haßt Donna Maria keinen Menschen so wild wie ihren Geliebten. Mich ausgenommen."

„Was kann sie Ihnen anhaben?"

„Nichts mit Gewalt. Aber sie wird schon eine treue Seele finden, die mich beiseite schafft."

„Dann müssen Sie fliehn, wenn Sie ihre Rache fürchten."

„Fürchten?" Ein kleines Lachen, schrill und dünn wie aus zerbrochener Wandung, begleitete das Wort. „Um zu fürchten muß man hoffen. Nicht ich, Sie müssen fort. Aus Klugheit! Wenn Sie sich wahrhaft rächen wollen! Entfernen Sie sich auf kurze Zeit aus Madrid. Dann wird die Sehnsucht nach dem Verschwundenen Donna Maria so entflammen, daß sie die Kraft findet, sich von Romero, den sie haßt, loszureißen. Wenn Sie zurückkehren, ist sie die Ihre."

Hin- und hergerissen von seiner Gier nach schneller Rache und dem Wunsch, die Herzogin doch noch zu besitzen, fühlte Franzisco sich dem Vorschlag der klugen Frau halb schon geneigt.

„Sie müssen fliehn!" beschwor die Marquesa ihn noch dringlicher. „Diese Stunde noch. Und allein!"

„Warum allein?"

„Soll morgen ganz Madrid wissen, daß der Liebling der schönen Frauen auf und davon ist mit der buckligen Conchita?"

„Soll man's doch wissen!"

Er wäre in diesem Augenblick einen Pakt mit dem Teufel eingegangen, um seine Rache zu befriedigen.

„Man wird's nicht wissen!" lachte die Marquesa. „Die Herzogin läßt nicht zu, daß auf den Mann, den sie im Herzen schon ihr eigen nennt, ein solcher Makel fällt. Welch einen himmlischen Plan haben Sie da ausgesonnen, Franzisco! Diese gemeinsame Flucht gäbe in der Tat der Rache erst recht Würze. Sind Sie zu Pferd gekommen?"

„Zu Pferd mit meinem Diener."

„Ich habe im Gebirge von meinem Oheim her ein Jagdschloß. Dort sind wir sicher. Die Herzogin lassen wir im Glauben, wir feierten ein Liebesidyll. Sie wird rasen. Sie wird ihre Leute ausschicken nach allen Richtungen, bis ans Meer, bis an die Pyrenäen, um Sie zurückzuholen. Schnell!"

Sie verschwand in einem Nebengemach und kehrte nach einer kleinen Weile zurück, in einen Mantel gehüllt, auf dem Kopf einen Zweispitz, ein Pistol in der Hand, das sie ihm gab, falls jemand sie anfiele. Doch ohne behelligt zu werden, gelangten die beiden ins Freie und zu dem bei den Pferden wartenden Diener. Franzisco hob die Marquesa in den Sattel, hatte grade sich selbst hinaufgeschwungen, als hinter ihnen ein Schuß krachte. Das Pferd machte einen hohen Satz, und fort ging es durch die Einöde, dem mit seinen bleichen Schneefeldern wie eine andere, gespenstische Welt aufdämmernden Gebirge zu, über Distelfelder, über weite Strecken von Busch- und Strauchwerk und Flächen, die wie Asche glimmten vom Gelb der scharf duftenden Kamille. Vom Klappern der Pferdehufe aufgeschreckt, huschte schattenhaftes Getier über ihren Weg, flatterte krächzend, schwarz ein Vogel ins fahle Mondlicht. Wenn Goya zur Seite blickte, sah er seines Pferdes Schatten und seinen eignen und hinter sich die kauernde Gestalt der Buckligen.

*

Die kahlen weißen Wände, deren eine dem Fenster gegenüberliegende das Bild einer Kreuzigung schmückte, waren von den Kerzen nur mäßig erhellt. Die Marquesa lag auf einem Diwan, und eine schwarze Mantilla bedeckte ihre kleine Gestalt bis zu den Fußspitzen. Die Glut des Kohlenbeckens, über das sie frierend die mageren Kinderhände hielt, gab ihrem Gesicht ein wenig warmen Schein, indem es zugleich den leidvoll grübelnden Ausdruck noch vertiefte. Als Goya eintrat, richtete sie sich auf, und das Haar, unter dessen schwärzlicher Röte verstreute Rubinen aufzuglühen schienen, zurückwerfend, streckte sie ihm ihre Hand entgegen.

„Sie haben sich in unserm Retiro umgesehn? Werden Sie's eine Woche hier aushalten?"

„Dieser eine Tag ist mir so endlos vorgekommen, daß er mir den Geschmack an der Ewigkeit verdorben hat. Marquesa, warum haben Sie meinen Bedienten weggeschickt?"

„Er soll Ihnen das notwendige Gerät aus der Stadt holen. Morgen wird er wieder zurück sein."

„Ich brauche nichts, denn ich werde morgen selbst nach Madrid zurückkehren."

„Und sich um alle Früchte Ihrer Flucht bringen?"

„Wenn das wahr ist, was Sie mir sagten, daß die Herzogin mich liebt —"

„Ich sagte nicht, daß sie Sie liebt, sondern daß sie Sie lieben wird. Wenn Sie jetzt zurückkehren und Maria weiß, daß sie jeden Tag nach Ihnen schicken kann, wird sie sich besinnen, es zu tun. Sie, ein Meister in Liebesdingen, sollten doch wissen, daß es keinen verführerischen Zauber gibt als das Geheimnis."

„Acht Tage verloren in dieser Einsamkeit, das ist ein zu teurer Preis. Ich bin Maler, Marquesa. Was sollen mir diese starren Felsen? Ich brauche Menschen, das Gewimmel der Stadt, meine Modelle, meine Freunde, das Kaffeehaus, den Prado. Meinetwegen will ich mich in einer Spelunke verbergen. Die elendeste Gesellschaft von Maultiertreibern ist mir lieber als gar keine."

„Sind Sie gar keiner?"

„Ich bin ein Augenmensch, ein nimmersattes Saugrohr des bunten Farbgewimmels. Wenn ich alt bin, werde ich vielleicht gelbe Felsen malen und Felsenhöhlen mit abgezehrten Eremiten drin. Jetzt verlangt's mich nach meinesgleichen. Ich bin ein Spiegel —"

„Ein Spiegel ist ein langweiliges, dummes Ding."

„Meinetwegen bin ich ein langweiliges, dummes Ding. Aber lassen Sie mich schon sein, wie ich bin."

„Ein Spiegel ist jedes Eselsauge," fuhr die Marquesa erregt fort. „Die Kraft hin-

ter dem spiegelnden Blick gibt erst den Dingen ihren Zauber."

„Philosophie! Wenn ich die höre, schlafe ich regelmäßig ein."

„Schnell also von andern Dingen! Bis jetzt hat mir noch keiner gesagt, er wäre in meiner Gegenwart eingeschlafen. Wovon sollen wir sprechen? Was hören Sie am liebsten?" Sie lachte auf ihre boshaft listige Art, wobei sie sehr hübsche, blanke Zähne zeigte, während sich um ihren Mund und ihre Nase eine Menge krauser Fältchen bildeten.

„Ach, Paco, machen Sie nicht ein so treuherziges Bittschön-Gesicht! Ich beginne ja schon. Stimmen wir ein Lied an auf die Tugenden Donna Marias. Wie sie zwar diesen und jenen Liebhaber besessen hat, darum aber ihre Unschuld —"

„Hören Sie auf! Wenn Sie lästern wollen —"

„Trifft mich Ihr Fluch. Nichts mehr von Tugend also! Oder vielmehr eingeräumt, daß Maria ein Ausbund aller Tugenden ist. Übrigens verstehe ich nicht, warum ihr Männer so auf die Unschuld eurer Geliebten erpicht seid. Die wahre Leidenschaft erschafft sich ihren Gegenstand doch so neu, als käme er gerade aus Gottes Hand. Als ich zum erstenmal nach Italien kam, was machte es mir aus, daß vor mir Tausende dagewesen waren — für mich war's ein jungfräuliches Land."

„Sie wollten mir von ihr erzählen," unterbrach Franzisco sie ungeduldig. „Sie sagten, noch liebe sie mich zwar nicht, aber sie werde mich lieben. Was für ein Rätsel! Ich kann von einem Gefühl wissen, das mich beherrscht, aber kann ich sagen: morgen werde ich lieben, wie ich sage: morgen wird die Sonne aufgehn?"

„Was nennen Sie Liebe?" fragte die Marquesa plötzlich ernst. Und wie sie Goya ansah, schien zwischen der Sehnsucht ihrer Augen und ihrem altersmüden Mund ein Abgrund von Jahrhunderten zu liegen.

Halb in Mitleid und halb selbstgefällig erwiderte Goya: „Hunger und Durst nagen nur an den Eingeweiden, Frost und Kälte verbrennen die Haut, Furcht und Hoffnung schlagen ihre Pranken ins Herz. Das alles vereinigt in eine wütende Lust — ist Liebe."

„Meine Liebe weiß nichts von solchen wölfischen Begierden," erwiderte die Marquesa und fuhr mit einer Stimme fort, in der es von geheimer Zärtlichkeit schwang dessen, der seinen Traum liebkost, und von geheimen Spott dessen, der seinen Traum verhöhnt: „Meine Liebe ist genügsamer, ist Stolz der Einsamen, die weiß, daß sie nicht ihresgleichen hat, und unendliche Sehnsucht, ist Heimweh der Verirrten und Geduld und Leiden, das mit keinem Glück tauschen möchte, ist Demut vor dem Gott, der niemals kommt, und Verachtung von euch Männern. Das ist meine Liebe. Aber die der Herzogin gleicht der Ihrigen. Nun gut, das Feuer ist entzündet, der Kessel aufgehängt, schon treibt das Wasser Blasen, und wenn die Flamme nur nicht nachläßt, muß es zu sieden beginnen. Die Herzogin ist lüstern auf sie, brennt vor Neugierde, vor Bewunderung, wenn Sie so lieber wollen. Die habe ich ihr eingeflößt. Ich habe ihr so viel vorgeschwärmt von dem Liebling der schönen Kaufmannsfrauen in der Calle de Alcala, vom Helden der Waschbänke am Manzanares, ich habe ihr erzählt, daß Ihre Rauflust Sie zum Schrecken aller Majos gemacht hat. Sie brennt darauf, von Ihnen in die Mysterien der Spelunken eingeweiht zu werden, und wenn etwa irgendein Maultiertreiber sie encanaillierte und es flösse ihr zu Ehren ein wenig Blut, so würde sie das für ein unvergleichliches Glück schätzen. Denn es ist doch heute der Ehrgeiz unserer Damen, es möglichst dem Pöbel gleichzutun, und wenn eine Marquesa die Manieren einer Maja nachahmt, muß eine Herzogin zum mindesten einer Straßendirne gleichen. Als solcher Hoffnungen Erfüller habe ich Sie genannt. Ich habe wahrhaftig Ihre Tugenden ins rechte Licht gestellt und eine Beredsamkeit gezeigt — aber was spreche ich immer von mir? Von ihr wollen Sie doch hören. Soll ich Ihnen von ihrer Schönheit erzählen? Kann ich das? Kann ich sie Ihnen nur halb so gut schildern, wie Ihre Augen sie schon gesehn haben, denen ihre verschwiegensten Reize nicht verborgen sind? Und doch sollten Sie nur sehn, Paco, mit welcher Grazie sie manchmal aus Mutwillen in ihrem Schlafgemach tanzt, wenn sie nackt ist. Wie sie sich dreht und sich von allen Seiten in buhlerischer Selbstverliebtheit im Spiegel betrachtet. Ihre Liebhaber werden oft eifersüchtig auf ihr Spiegelbild, dem diese Zärtlichkeiten gelten. Und wenn sie zu Bett geht — nicht wie andere Frauen streckt sie sich gemächlich zur Ruhe aus, sie schnellt hinein wie der Fisch ins Wasser, als wüßte sie, daß die weichen Daunenpfühle ihr wahres Element sind. Und nach genossener Wollust müßten Sie sie sehn —"

Goya sprang auf. „Das alles sind ja Lügen!"

Sein Gesicht flammte, wie von Brennnesseln gepeitscht. Er schüttelte sich, als wollte er sich von der Umklammerung heißer Schemen befreien, trat an das geöffnete



Strix. Federzeichnung von Antonius van t'Hoff

(Mit Erlaubnis der Kunstausstellung Franz Buffa & Söhne)

Fenster, durch das die eisige Nachtluft hereinstrich. Die Bäume rauschten im Wind, von ihren harten, glänzenden Blättern tropfte das Mondlicht. Aus dem Dunkel rauschte dumpf drohend ein naher Wasserfall. Die Felsen standen bleich und eisig.

Er wandte sich schaudernd um. Die schaukelnden Flammen der Kerzen warfen huschende Schatten über die Wände, und der Gekreuzigte schien sich schmerzvoll zu bewegen. Mit hochgezogenen Knien, zusammengeknäult, die von der Mantilla bedeckten Arme hinterm Nacken verschränkt, klebte die Marquesa an der weißen Wand wie eine Fledermaus. Lauernd verfolgten ihre Augen seine Bewegungen, ängstlich und schadenfroh.

„Ich glaube Ihnen kein Wort. Oder soll ich denken, daß Sie durchs Schlüsselloch spioniert haben wie eine neugierige Magd? Lästerungen! Sie geben sich den Anschein, als rühmten Sie die Herzogin, und lassen sich doch nur von Ihrer Bosheit treiben."

Sobald Goya sich wieder gesetzt hatte, nahm auch die Marquesa ihre alte Lage ein und breitete mit sorgfältiger Behutsamkeit die Mantilla über sich. Gleichmütig, nur ein wenig maulend, erwiderte sie: „Sie sind nicht sehr höflich, Paco. Aber wenn Ihnen die Wahrheit unlieblich klingt, erzählen wir uns andere Geschichten. Lügen? Wenn der Kuchen süß ist, braucht er keinen besonderen Zuckerguß."

Franzisco schwieg. Die Marquesa rollte ein Cigarito und reichte es ihm.

„Erzählen Sie mir ein hübsches Märchen."

„Woher sollten Sie denn alle diese Dinge wissen?" fragte er gequält.

„Von der Herzogin. Sie hat keine Geheimnisse vor mir. Was bin ich denn für sie? Nichts anderes als ihr Hündchen."

„Und dennoch bleiben Sie bei ihr?"

„Ich liebe sie."

„Trotzdem sie Sie verachtet?"

„Trotzdem sie mich verachtet. Ja. — Auch das Leben hat mich verachtet und mich mißhandelt. Und dennoch muß ich es lieben," sagte die Marquesa leise.

Es war Franzisco, als wenn dies blasse und jetzt so maskenhaft verschlossene Gesicht alles in sich verberge, wonach seine brennende Einbildung sich verzehrte und wovor seine wunde Eifersucht sich fürchtete. In diesem Augenblick hätte er die Marquesa und in ihr die ganze Vergangenheit der Herzogin durch einen Faustschlag zerschmettern mögen und lechzte doch danach, mehr zu hören.

„Ein hoher Grad von Vertrautheit zwischen Frauen. Und sie besteht schon seit langem?"

„Seit unserer Mädchenzeit. Ein seltnes Band von Freundschaft zwischen der Schönheit und der Häßlichkeit, nicht wahr? Wenn es Ihnen gefällt, zu hören, wie es geknüpft wurde und warum es nie zerbrach, will ich es Ihnen gern erzählen. Nur müssen Sie mir nicht zürnen, wenn ich mit mir selber beginne. Ich wurde in Castuera geboren. Mein Vater war ein armer Edelmann, der seine ganze Hoffnung auf einen Sohn setzte, den er schon im voraus zum Dienst der Kirche bestimmt hatte und dessen einträgliche Pfründe seiner Bedürftigkeit abhelfen sollte. Als daher die Hebamme ihm das Erstgeborene in die Arme legte und er sah, daß es ein Mädchen war, ergriff ihn solcher Verdruß, daß er es zu Boden fallen ließ. Dieser Verdruß war sein Vermächtnis an mich. Das einzige. Um meinen Bruder für sein zukünftiges Amt würdig vorzubereiten, wurde ihm ein Lehrer gegeben. Er war zufällig ein wirklich unterrichteter Mann. Aber wie es heißt: Gott schenkt die Mandeln dem, der sie nicht zu knacken versteht —: mein Bruder blieb taub gegen alle Unterweisungen, was ihn freilich nicht gehindert hat, daß er jetzt das Amt eines Bischofs von Badajoz bekleidet. Da unser Lehrer meine Liebe zur Wissenschaft bemerkte, sagte er mir eines Tages, er wolle mir etwas geben, was man in diesem Land sorgfältiger verbergen müsse als das Laster: Gedanken. Er lehrte mich Französisch und lehrte mich Frankreichs Denker kennen, die in der Finsternis dieser schändlichen Zeit die Morgenröte einer schöneren Zukunft ahnen lassen. Durch sie habe ich erfahren, daß die Erde Raum hat für Menschen von meiner Art. Durch sie wurde ich frei und stolz und beinah glücklich ... Aber was wissen Sie von Philosophie? Von der Herzogin wollen Sie hören. Mit sechzehn Jahren kam ich ins Haus ihrer Eltern. Da ich häßlich war, hielt man mich für tugendhaft. Ich und die Prinzessin haben uns vortrefflich ergänzt. In meiner Gegenwart hielt man sie vor allen Verführungen gesichert. Ich wurde ihr Tugendschild. Die Prinzessin mein Sprachrohr. Der Geist braucht wie der Edelstein eine würdige Fassung. Nicht wahr, sie gilt für geistreich?"

„Sie ist es auch."

„Wie ein gelehriger Papagei."

„Aber was sie mir über meine Bilder gesagt hat —?"

„Die sie nie gesehen hat, das hat sie mir nachgeplappert."

Ein kleines, höhnisches Gelächter kam von den Lippen der Marquesa, als sie sah, wie finster und betroffen Goya die Stirn runzelte.

„Sie großes Kind, wie wenig wissen Sie von der Welt, da Sie nichts von dem Riß wissen, der allen Schein von allem Wesen trennt. Sie sehen königlichen Pomp und äußeres Gepränge und sehen mit Ihrem Unschuldblick dahinter königliche Macht und Würde und alle Herrschertugenden der Majestät und sehen nicht, daß der König der dümmste, roheste Bauer ist, ein Harlekin in den Händen seiner Frau, die ihresgleichen nur unter den Straßendirnen Madrids findet. Sie sind ein schlechter Maler, Paco, weil Sie nur ein flacher Spiegel sind."

In tiefem Widerwillen und eisig angehaucht, als hätte sich die Tür geöffnet und es wäre unsichtbar ein Alguazil mit seinen Häschern eingetreten, sah Franzisco das blasse, erregte Gesicht an, das diese frechen Worte gesagt.

„Wenn ich ein Mann wäre und könnte mit Farben wie mit Worten sprechen, ich würde Bilder dieses Landes malen, die wie Posaunen des Jüngsten Gerichts die Schläfer aufwecken. Was ist denn aus unserm stolzen Spanien geworden? Die Brutstätte der Schlechtigkeit, der Sumpf der Dummheit, der Feuerherd der Inquisition! Das Volk eine tierische Masse, die nicht die Kraft hat, sich aufzulehnen. Und die Gebildeten? Wo gibt es in unserm Land gebildete Menschen? Die Universitäten leer, viele geschlossen. Statt dessen haben wir eine Stierkampfschule. Die Inquisition hat jeden freien Gedanken erstickt. Nicht die Pyrenäen trennen Spanien von der gebildeten Welt, sondern der Aberglaube. Und der Adel? An seiner Spitze steht Don Godoy, den seine Gefügigkeit gegenüber den Lüsten der Königin zum Grande erhoben hat. Überfallen Sie nicht Schmerz und Ekel und Grimm, wenn Sie an alles dies denken? Sehn Sie die Welt noch immer in so verführerischem Glanz? Ach, Sie kennen sich ja selbst nicht, wenn Sie sich mit den Flachköpfen von Schönheitsmalern in eine Reihe stellen. Sie sagten vorhin, Sie ertrügen die Einsamkeit nicht. Lernen Sie sie ertragen und empfangen Sie ihr bestes Geschenk: sich selbst! Steigen Sie in Ihre Tiefen, wo der Schleier der Dinge zerreißt und ihr wahres Gesicht sich enthüllt. Wagen Sie zu sein, der Sie sind. Als ich in Rom zum erstenmal Ihre Bilder sah, war ich vor Glück bestürzt wie nur einmal in meiner Kinderzeit. Mir war, als schlüge aus diesen Bildern das totgeglaubte Herz Spaniens. Und mir war, als träfe ich in der Fremde den, welchen ich vergeblich in der Heimat gesucht. Als ich Sie dann kennen lernte, gaben Sie sich ja alle Mühe, mich zu enttäuschen und so zu sein, wie Ihre Freunde Sie schilderten. Aber ich fühlte unter allem Qualm doch das Feuer. Ich glaube an Sie! Es mag vermessen klingen, aber ich sage Ihnen, ich bin der einzige Mensch, der Sie kennt. Ich kenne Sie besser als Sie selbst. Ich glaube an den Genius in Ihnen. Sie lächeln. Es mag ja töricht klingen, wenn man zum schmutzigen Stein sagt: ‚Du bist Gold.' Es ist vielleicht auch töricht. Ach, gehn Sie!"

„Eine recht sonderbare Art haben Sie, Marquesa, einem eine Liebeserklärung zu machen."

„Ich wollte, ich könnte Ihnen meine Liebe erklären," murmelte die Marquesa. „Ich würde Ihr Bauerngesicht streicheln, bis das Blut heruntertrieft. Ich würde — wenn ich Ihnen wirklich meine Liebe beweisen wollte, dann würde ich Sie ans Kreuz hängen und durch Ihre Glieder Nägel schlagen, denn wer nie gekreuzigt wurde, weiß nicht, was Leben heißt. Ach, gehn Sie doch! Ihre einfältige Miene ärgert mich. Gehn Sie schlafen und legen sich im Traum zur Herzogin ins Bett."

Es hätte jemand den Docht der Kerzen beschneiden müssen, denn an den rußigen Enden schmachteten die bläßlichen Flämmchen wie verlöschende Kinderlippen. Auch war die Kohlenglut im Brasero so heruntergebrannt, daß die graue Asche darüber mehr den Eindruck von Kälte machte, als das bißchen Glut darunter hätte wärmen können. In dieses Höhenlicht trat mächtiger, furchterregend, die unwirtliche Nacht der einsamen Berge mit ihren Felsenspukgestalten und dem brausenden Wasserfall.

Vergeblich suchte Goya nach einem Wort, um von dem sonderbaren Wesen Abschied zu nehmen. Das freundliche Gefühl erfror. Stumm gab er der Marquesa die Hand.

Er trat ins Freie. Der eisige Wind stürzte ihm in Augen und Lungen. Es knirschte in ihm von Fluch und Beschimpfung. Seine Hand ballte sich gegen das blasse Gesicht der Marquesa, das doch im Nu zerrann vor dem der Herzogin. Von allen Wunden schmerzte, wenn nicht am tiefsten, so doch am brennendsten die seiner Eitelkeit, daß die Herzogin von seinen Bildern nichts wußte und nur den Abenteurer begehrte, den Führer in schmutzige Vorstadtgassen. Aber wie die Faust sich schüttelte, war, was sie umkrallte, nicht der Herzogin,

sondern Conchas Schatten. Welche Beweggründe trieben sie? Haß gegen Romero? Haß und Eifersucht gegen die Herzogin? Liebe zu ihm? Wunschbesessenheit? Mit einem Blick voll Wut und Entsetzen streckte er den Kopf vor, als blickte er der Buckligen ins Gesicht, von dem er die Maske heruntergerissen. Wenn dem so war, dann sollte sie nur wissen, daß keine List verführerischer Worte die reine Gesundheit seiner Augen, die das Schöne liebten und das Häßliche verachteten, zerstören würde.

Er stolperte, trat ins Leere, hielt sich am Fels. Das Haus verschwunden, unter ihm Tiefe, vor ihm zwischen schwarzen Schlünden Felsbuckel hinter Felsbuckel, grau, gebäumt, ein Heer von reglos kauernden Urwelttieren, noch ferner, im Unwirklichen schwebend, wie Geistervögel mit ausgebreiteten Fittichen die fahlen Schneefelder.

Er atmete beruhigter. Aber wie er stand und starrte und in der chaotischen Dämmerung vergeblich die Formen, die er sich am Tage so genau gemerkt, wieder zu finden suchte, hatte sein Blick aus diesem sich schon in ein anderes Labyrinth verloren. Von den Worten der Marquesa wie von schwindligen Pfaden gelockt, stieg er mit Grauen und Glück in Gründe und Abgründe, in ein unbekanntes Land, das doch nichts anderes war als er selbst.

*

Der nackte Fels brannte unter der Sonne, als Franzisco am nächsten Morgen erwachte. Er fuhr in die Höhe von dem ungeduldigen Drang, noch denselben Tag nach Madrid zurückzukehren, und sank aufs Kissen zurück, in dem Gefühl, daß er's nicht tun würde.

Als er dann auf dem kühlen Steinboden auf und nieder schritt, die Arme reckte und tiefe Atemzüge tat, war's, als wenn seine krachenden Sehnen, seine gewölbte Brust, seine schwellenden Schenkel ihm auf allen Zweifelsdunst eine lachende Antwort gäben. Doch dann glitt sein Blick hinaus, er gewahrte den Schmerzensmann am Kreuz, die verkrampften Beinskelette, den entfleischten Rumpf, das hohläugige, zur Seite gesunkene Haupt und konnte den Blick nicht abwenden von diesem Bild, das den verkündete, der er einst selbst sein würde, und mußte sich festsaugen an den Schemen von Felsenburgen, Höhlen und Türmen, die in der flammenden Sonne ebenso gespenstisch dalagen wie gestern im Nachtdunkel. Erschreckend klang das Brausen des Wasserfalls an sein Ohr wie das aufrührerische Brüllen des Lebens, das doch vergeblich anschrie gegen die unwandelbare Herrschergröße des Todes.

Dann ging er hinunter und knüpfte eine Unterhaltung mit dem Alten an, der ihn bediente. Er mußte mit scharfer Anstrengung hinhorchen, um das Lallen des zahnlosen Mundes zu verstehn, und als er es schließlich begriff, waren es Dinge, die um ein Menschenalter zurücklagen.

Die Marquesa blieb wie den ersten Tag unsichtbar und bat ihn erst abends zu sich. Sie erzählte von ihren Reisen. Einer Erbschaft wegen war sie in Flandern gewesen, hatte die Niederlande, Deutschland, Frankreich und Italien besucht. Franzisco blickte in eine neue Welt. Trotz seiner Flucht nach Rom hatte er die Grenzen seines Vaterlandes eigentlich nie verlassen, hatte auch in Italien nur ein zweites, würzloseres Spanien gefunden.

Aber nachdem in solchem Gespräch eine Weile verstrichen war, begann die alte Unruhe unerträglich zu brennen; er konnte sich nicht meistern zu fragen, wonach zu fragen er sich schämte, lechzte zu hören, was zu hören ihn quälte. Indem er Conchitas Hand ergriff, bat oder befahl er ihr, ihm von der Herzogin zu erzählen.

„Sie glauben mir ja nicht. Sie denken, was ich sage, gäben mir Bosheit und die Lust zu lästern ein.“

„Ich glaube Ihnen. Ich bin überzeugt, die Herzogin ist so, wie Sie sie schildern.“

„So ist sie und kann nicht anders sein. Das habe auch ich erst langsam begriffen. Habe versucht, sie zu ändern. Aber man kann einen Menschen zerbrechen, doch nicht umformen. Drum habe ich mich bemüht, ihr zu helfen.“

Er fragte, wer der erste Geliebte der Herzogin gewesen wäre.

„Ich weiß nicht.“

„Sie wissen es wohl. Wer war der erste? Sagen Sie's, Concha. Ich muß das alles wissen. Erzählen Sie!“

Er lächelte schmeichelnd, in dumpfer Gier, beugte sich über sie, flüsterte, seinem Mund dem ihren nähernd: „Wer war der erste?“

Sie hauchte einen Namen. Er wiederholte den unbekannten, entlockte ihr Wort für Wort. Aber wenn Conchitas süße Schmeichelstimme und ihre kühn und zag andeutenden Worte wie Musik waren und wie ein entrückendes buntes Licht, das die Gestalten gleichsam auf einer Bühne fern vorüberhuschen ließ: ihn trieb es, durch ein roh schamloses Wort den umrißhaften Spuk in die Nähe greller Leibhaftigkeit zu rücken. Und es bereitete ihm höhnische Lust, die

Wirkung dieser Worte auf die Marquesa zu beobachten, als wäre es nicht sie, sondern die Herzogin, die zusammenzuckte und deren blasse Wangen blutrot überflammten. „War es so?“ forderte er sie heraus und gab nicht eher ihre Hand frei, bis sie gestand, es sei so gewesen. Dann lächelte er in schmerzvollem Triumph: der alle Hoheit entrissen zu haben, die seinen Adel nicht erkannt hatte, und die im Schmutz zu sehn, die ihn herabgewürdigt hatte.

Plötzlich aber richtete Conchita sich auf, sah ihn mit unergründlichem Lächeln an. „Auch sie war die erste Geliebte dieses Mannes. Einmal habe ich die beiden gesehn, wie sie im Morgenlicht nach einer Liebesnacht umschlungen ruhten. Man konnte sich ein schöneres Menschenpaar nicht denken. Zu ihren Häupten aber hing der Gekreuzigte. Da war mir, als hätten sich die Götter Griechenlands und der Christengott getroffen, als hätten die fernsten Pole der Welt sich auf meinem Augenfeld vereinigt: Schönheit und Häßlichkeit, Wollust und Leiden. Sie wußten voneinander gar nichts, die Liebenden und der Gekreuzigte. Ich aber glaubte, beide zu erleben und, entbunden meiner selbst, traf ich meine Wahl: zum Kreuz! Das Leiden ist reicher als die Wollust, in aller Häßlichkeit steckt Schönheit noch als Sehnsucht, Vollkommenheit aber ist langweilig. Armer Franzisco, ich wollte, ich könnte Ihre plumpe Begierde verwandeln in maßlose Sehnsucht. Wie wenig wissen Sie von Ihrem Seelenland. Lockt es Sie nicht in unentdeckte Bezirke?“

Wie sie aufgerichtet dasaß, hinausweisend, das Gesicht dem blassen, durch das Fenster geisternden Mondlicht zugewandt, glich sie einem Vogel, der die Schwingen zum Fluge hebt. Er fühlte sich angeweht, getragen von einer Kraft, die ihn fortzog in Wildnis, Grauen, Tod. Aber sich wehrend, knirschte er: „Von der Herzogin sollen Sie erzählen. Wer war der nächste? Sie hat sich doch nicht mit den beiden begnügt.“

Concha lag unter den Griffen seiner Hände, verängstigt, blaß, hilflos, aber mit verschlossenem Mund. Er hätte die verbissenen Lippen auseinanderbiegen und den eigensinnigen Augen die Geheimnisse entreißen mögen. Als jetzt aber Tränen den starren Blick zerschmolzen und um die Lippen das Weinen eines Kindes zuckte, schlug seine Wut gegen ihn selbst, Mitleid erschütterte ihn, er beugte sich nieder, küßte den bebenden Mund und fühlte wieder den Schauer einer fremdartigen, erschreckenden Lust.

Er wollte sie an sich ziehn, doch entglitt sie seinen Armen. Als er die Aufgesprungene halten wollte, hielt er nur ihre Mantilla in den Händen. Ehe er die Leichtfüßige einholen konnte, war sie hinausgehuscht, tanzte wie ein Irrwisch durch die blasse Dämmerung und war plötzlich von der Dunkelheit verschlungen. Nach einer Weile aber sah er sie wie einen Geistervogel auf einem Felsvorsprung hocken, und wieder nach einer Zeit glaubte er ihr weißliches Gebilde in der Höhlung eines Felsentores zu erblicken. Er rief nach ihr, meinte endlich im Rauschen des Wasserfalls ihr höhnisches Lachen zu vernehmen. Als aber nach langem Lauschen das Kichern sich erneuerte, klang es ihm wie der Ruf eines Käuzchens.

Auf seinem Lager fand er keinen Schlaf. Als die Sonne aufging, schloß er den hölzernen Laden, und während der Tag mit dem Brausen des Gießbachs dawiderdonnerte und die Sonne dagegenschäumte mit ihrem lodernden Feuer, lag er in brütendem Dunkel, von Phantomen gequält, sich windend, einem Wurm nicht unähnlich, der, zerrissen, die sich krümmenden Enden gegeneinanderschlägt. Er begehrte, wovor ihn ekelte, und mußte sein Grauen liebkosen. Er stieg, getrieben von der Lust am eigenen Widerwillen, in eine Gruft voll Grabesmoder hinunter und lag zugleich am Rande dieser Gruft und rief sich selbst zurück.

*

Zu derselben Zeit ging die Marquesa die Straße hinunter, die sie in der Nacht als Goyas Sattelgenosse hinangeritten war. Anfangs hatte sie hastig, fast laufend den Weg zurückgelegt, nun schlich sie mühselig daher, in der Sonnenglut, unter ihrem groben Bauerntuch, das ihre Gestalt verbarg. Unaufhörlich spielten ihre Finger mit den Fransen wie mit einem Rosenkranz, und ohne Unterlaß mußte sie die Worte des Vaterunsers wiederholen: „Dein Wille geschehe . . .“ und mußte ohne Unterlaß denken, daß manchmal, in einem Augenblick bösen Hohnes, Gott auch des Menschen Wille geschehn ließe.

Hatte sie es denn gewollt? Vielleicht nur darum, weil sie zu wissen meinte, daß das Ziel ihres Wünschens unerreichbar sei. Nun stand sie dicht davor und mußte weiter und betete, nicht mehr wünschen zu müssen, was sie doch wünschen mußte.

Sie, die niemals nur ihr eigenes, sondern immer auch noch fremdes Leben gelebt und es vorausgelebt hatte, sie, schicksal- und erfahrungbeladen wie hundertjähriges Alter, lebte jetzt auch ihr eigenes Schicksal voraus: wie der Geliebte sie, kaum

genossen, wegwerfen würde und wie sie dann brennen würde, schlimmer als jetzt in Gier, in Eifersucht und Selbsterniedrigung. Und dies Gekreuzigtwerden vor dem Hosianna hatte sie feige gemacht und auf den Verzweiflungsweg geführt, den sie jetzt ging: zu den Zigeunern. Die sollten ihr einen Trank, ein Amulett, irgendeinen Zauber geben.

Vor ihr lag gelb, in stumpfem Grau verdämmernd, die Ebene. Wie eine Brandstätte, deren kahles Gemäuer der schwelende Rauch wolkig bedeckte, schimmerte ein fernes Dorf aus dem Dunst. Jenseits der Straße bot eine breite Sykomore am Rand der überhängenden Felsen einen schattigen Fleck. Dort lag ein Rudel brauner Menschentiere, Zigeunerweiber mit ihrer krabbelnden Brut.

Conchita ließ sich müde am Rand des Feldes zwischen den Disteln nieder und blickte unbeweglich hinüber. Das Tuch war ihr auf die Schultern geglitten, die Sonne glühte auf ihrem unbedeckten Haupt. Im flimmernden Licht erschien ihr die ausgehöhlte Straße wie ein bewegter Strom. Durch ihr fieberndes Hirn zogen wie verblichene Fetzen ehemals glänzender Gemälde Erinnerungen an stolze Stunden der Vergangenheit. Vernichtet alles das, ihr Stolz zerbrochen und sie selbst zu einem Stück menschlichen Abfalls gemacht, wenn sie die Straße überschritt und sich mit denen dort gemein machte. Aber wenn sie umkehrte, mit leeren Händen — dann war ihr, als müßte sie, von jedem Schutz entblößt, sich den Zähnen eines Raubtiers preisgeben.

Ein altes Weib, das mit einer Stummelpfeife im Munde über erloschener Feuerasche hockte, war auf die einsame Gestalt aufmerksam geworden und kam mit einigen Kindern, die sich an ihre Lumpen hängten, näher. Unbeweglich blickte die Marquesa sie an und dachte nur: ‚Aus diesen Händen will ich mir Zuversicht und Trost ... will ich mir das Geschenk meiner Liebe holen ...' Und ihr Blick war so finster drohend, daß die Alte stehn blieb und mit ausgestreckter Hand ihr aus der Entfernung die krächzenden Bettlerworte zurief. Als die Marquesa sich nicht rührte und die Kinder, welche die Alte vorwärtsdrängte, nicht näher zu kommen wagten, zog sie sich endlich zurück. Aber die Marquesa blieb auch jetzt noch unbeweglich sitzen, verbrennend in Stolz, in Verzweiflung und glühender Sonne, während die Alte über die Straße weg sie mißtrauisch beobachtete. Als aber die Strahlen immer lohender fielen, ohne daß die einsame Gestalt sich von ihrem Platz gerührt hätte, während die jüngeren Weiber mit den Kindern schon unter den Felsüberhang gekrochen waren, wo sie, zu einem Haufen zusammengeknäuelt, schliefen, kam sie von neuem angeschlichen, mit einem Krug in der Hand und rief beschwörend der Marquesa zu, was sie hier täte, sie müsse sich hüten vor dem bösen Gestirn, und bot ihr mitleidig einen Trunk Wassers.

Da endlich erhob Conchita sich und ging ihren Weg zurück. Ihr Blut rauschte und sang wilde, todessüchtige Melodien. Was kommen sollte, dämmerte vor ihr wie eine glühende Nacht ohne Ende. Sie stand in ihrem Gemach, nicht wissend, wie sie sich zurückgefunden hatte. Wie sie ihrem innern Blick völlig verwandelt war, erkannten auch ihre Augen ihre Gestalt nicht wieder, und sie stand vor ihrem Widerschein im Spiegel wie vor einem fremden, bezaubernden Bild.

Nach einer Weile glaubte sie, unten Schritte zu vernehmen. Der Diener sagte ihr, daß Don Franzisco das Haus verlassen hätte. Sie eilte in sein Gemach, atmete in tiefem Zug die geliebte Luft ein, preßte ihr Gesicht in die Bettpfühle, nahm mit stolzem Besitzerglück die verschiedenen Malgeräte und von den wenigen umherliegenden Blättern eins nach dem andern auf: er war faul gewesen ... hatte kaum was zustande gebracht ... doch da ... was stellte die Zeichnung vor? Ihr Gesicht flammte auf und erlosch, ihre Lippen schlugen trotzig zusammen und verebbten in kindlicher Todesangst. ‚Es ist nichts,' dachte sie und fühlte, es sei der Tod.

Der Reiter und das Pferd waren nur umrißhaft mehr notiert als gezeichnet, aber der Gestalt, die hinter dem Reiter saß, dem buckligen Gespenst, das seine krallenden Arme um den Rücken des Reiters schlang und mit seinem hexenhaften Gesicht so boshaft den Beschauer anblickte, hatte eine überwältigende Empfindung Ewigkeitszüge gegeben und der Maler hatte sich in der Ausführung kaum genugtun können.

‚Nichts! Nichts!' dachte die Marquesa, wollte das Blatt zerreißen und ließ es doch besiegt aus der Hand fallen. Kehrte in ihr Zimmer zurück, starrte, zusammengekauert, im Spiegel mit der gleichen, fratzenhaften Grimasse sich an, die sie auf der Zeichnung gesehn, und warf sich dann knirschend und aufschluchzend auf den Boden nieder.

An diesem Abend blieb sie unsichtbar. Franzisco ließ ihr einen Brief bringen: er begehre sie, sei ihr verfallen, liebe sie. Sie setzte darunter nur die Worte: „Morgen nacht!"

*

Zur selben Zeit aber schickte Conchita einen Diener mit einem Brief an die Herzogin, worin sie ihr ihren Aufenthaltsort mitteilte und sie wegen ihrer Flucht um Verzeihung bat. Aber die Herzogin kenne ja den empfindlichen und jähzornigen Charakter des Malers. Er habe Romero töten wollen. Das einzige Mittel, ihn von einer Gewalttat zurückzuhalten, sei die Flucht gewesen. Hier in der Einsamkeit wolle er von niemand anders hören als von der Herzogin. Sie habe wie einem Kinde seine Ungeduld nur dadurch beschwichtigen können, daß sie wenigstens seine Phantasie mit dem nährte, wonach seine Sinne sich verzehrten. Sie flehte die Herzogin an, so bald wie möglich zu kommen. Lange könne sie den Rasenden nicht mehr zurückhalten. Wenn er ihr aber entflöhe und nach Madrid zurückkäme, dann gäbe es bestimmt eine Bluttat und einen entsetzlichen Skandal.

Am Mittag brachte ein Läufer die Botschaft, daß die Herzogin in einigen Stunden eintreffen werde.

Conchita ging dem Wagen entgegen. Die Herzogin stieg aus, ohne sie zu begrüßen, und begab sich sogleich ins Haus. In dem Zimmer, dessen Tür ein Diener in mottenzerfressener Livree ihr öffnete, setzte sie sich sofort auf einen Stuhl und begann sich zu fächeln. Die Marquesa blieb ehrfurchtsvoll vor ihr stehen, doch wäre sie am liebsten vor ihr niedergekniet und hätte den Fuß in dem seidenen Halbschuh, dessen Spitze sich so zornig auf- und niederbog, mit Küssen bedeckt. Das weiche Elfenbeinweiß der Haut auf der Stirn der Herzogin glänzte ein wenig von Schweiß, aus dem wärmeren Goldbraun der Wangen glühte es wie durchsonnte Pfirsiche, die bebenden Nüstern zeigten kleine Schattenkränze, und die Augen sprühten vor Zorn, während Donna Maria sich immer schneller und schneller fächelte. In diesem Augenblick war die Marquesa ganz von dem Gefühl durchströmt, daß sie in Haß und Liebe dieser Frau angehörte, wie ein Dorn seiner Rose, wie ein Schatten seinem Körper. Ja, indes all ihr eigenes Begehren nach dem Geliebten ihr entströmte, fühlte sie zugleich die Leere und die Freiheit, die Ohnmacht und die Erlösung des Schattens und empfand, daß es für sie kein anderes Glück geben könne, als die unsichtbare Mitspielerin dieses Lebens zu sein, die Resonanz aller ihrer Regungen und ihr feuriger Hauch, der zur Flamme wurde erst in diesem Munde. Es war in ihr etwas von dem demütigen Glück eines Hundes gegenüber seinem Herrn.

Ohne mit dem Fächeln aufzuhören und ohne den Blick vom Spiegel abzuwenden, fragte die Herzogin plötzlich, wo Goya sei.

„Auf der Jagd.“

„Er soll augenblicklich geholt werden.“

„Ich weiß nicht seinen Aufenthalt. Aber zum Aveläuten wird er zurück sein.“

„Meinst du, ich bliebe auch nur eine Stunde hier? Ich bin nur gekommen, um euch mitzuteilen, daß ihr aus Madrid verbannt seid. Packt euch, wohin ihr wollt.“

„Hoheit —“

„Hoheit! Was Hoheit! Verfluchte Kanaille du! Man hat mich vor dir gewarnt. Man hat mir gesagt, dich hätte Gott nicht umsonst gezeichnet. Hätte ich's doch nur geglaubt!“

Sie war in ihrem Zorn aufgesprungen und stand jetzt, immer noch aufgeregt fächelnd, ganz dicht vor dem Spiegel, betrachtete sich von vorn, von der Seite und sagte plötzlich: „Was ist denn das für ein verrücktes Glas! Man sieht ja aus wie ein Fladen. Das ist wohl ein Spiegel für Menschen von deinem Schlag?“

„Hoheit, wenn mich Ihre Ungnade getroffen hat, ich will sie auf mich nehmen. Aber warum soll Franzisco leiden? Er hat nur einen Gedanken, Euer Hoheit seine übergroße Liebe zu beweisen.“

„Glaubst du, ich rührte einen Knochen an, den schon andere benagt haben?“

Die Herzogin setzte sich wieder. Ihre Stirnlöckchen flatterten wagerecht unter dem wirbelnden Fächer.

„Ich mit dir teilen! Mit dir . . . aus einem Napf essen!“

Die Marquesa senkte demütig den Blick und wartete eine ganze Weile auf neue Zornesausbrüche. Aber alle Glut vermochte in diesem leeren Hirnchen offenbar nicht die Flamme eines neuen Gedankens zu erzeugen. ‚Ich müßte ihr selbst Bosheiten gegen mich zuflüstern, ich wüßte schon welche, die mich träfen,‘ dachte die Marquesa. Als die Herzogin immer noch schwieg, sagte sie endlich: „Ich verstehe nicht, warum Eure Hoheit dem armen Paco wegen seiner Freundschaft zu mir zürnen.“

„Eine hübsche Freundschaft! Er hat dich geküßt. Er hat sich mit dir beschmutzt!“

„Ihn in den Schmutz zu ziehn, das war die Absicht Eurer Hoheit. Daß es nicht geschah, ist mein Verdienst.“

„Versuche doch nicht abzuleugnen, was ich mit meinen eigenen Augen gesehn habe. Gott sei Dank bin ich etwas klüger, als du denkst.“

„Als Franzisco sich zu mir niederbeugte, hatte er den Namen Eurer Hoheit auf den

Lippen. Was bei mir wie eine Liebkosung aussah, war nur die beschwörende Bitte, Romero nicht den Triumph seiner Bosheit zu gönnen."

Sie näherte sich langsam der Herzogin und drückte, vor ihr kniend, einen Kuß auf ihre Hand.

„Maria, als ich mich zu dem Spiel hergab, wollte ich nur Franzisco vor der Erniedrigung bewahren. Ich tat es um seinetwillen, denn er ist mein Freund, aber noch mehr um deinetwillen, denn ich wußte, daß du ihn liebtest. Nicht gegen dich habe ich gekämpft, sondern gegen unsern gemeinsamen Feind, Romero. Wollte Gott, du könntest dich von ihm losmachen."

„Er existiert nicht mehr für mich. Am letzten Sonntag hat er sich in der Arena wie ein Elender benommen. Er wurde ausgepfiffen. Jetzt hat er sich aus dem Staube gemacht."

Die Marquesa streichelte die auf dem Knie liegende Hand und murmelte: „Wärst du dem Metzgerknecht doch nie in die Hände gefallen! Franzisco ist ebenso stark wie er und ein Künstler . . . auch in der Liebe."

„Wo bleibt er nur? Es ist doch taktlos, sich herumzutreiben, wenn er weiß, daß ich komme."

„Kann ich dem Kutscher sagen lassen, daß er ausspannen soll? Du bleibst doch zur Nacht?"

„Sprechen muß ich Paco jedenfalls."

„Um ihm seine Verbannung mitzuteilen?"

„Wahrhaftig, beinah' wäre ich zur Königin gegangen. So zornig war ich auf euch beide."

„Gut, daß du es nicht getan hast. Ich habe dir nie einen größeren Freundschaftsdienst erwiesen, als indem ich mich opferte."

Die Sonne ging unter. Ihr Schein überhauchte das gebräunte Korduanleder an den Wänden mit sanfter Glut. Während die Herzogin, ihre Schokolade löffelnd, von einigen Pasquillen erzähle, die in den letzten Tagen gegen die Königin und Godoy erschienen waren, wurde es dunkel und ein Diener brachte zwei Kerzen. Conchita lauschte hinaus. Die totenähnliche Kühle der Entsagung war von ihr abgeglitten. In ihrer Brust würgte es von unterdrückten Schmerzensschreien. Am liebsten wäre sie aufgesprungen und in die Kammer der Herzogin gestürzt, um die Kissen, worauf sie ruhn würde, mit ihren Zähnen zu zerreißen. Wenn sie ihre Liebe wenigstens für eine große Leidenschaft opferte! Aber die Herzogin saß da wie ein verwöhntes Kind, das behaglich und ohne große Ungeduld ein Vergnügen erwartet. Nicht einmal gefragt hatte sie, ob Franzisco ihr den rohen Streich verziehn hätte! Sie nahm es für selbstverständlich, daß er sie liebte. Und sie hätte ihn genommen, auch wenn er sich beschmutzt hätte. Beschmutzt — wie konnte diese Frau nur ein solches Wort in den Mund nehmen, sie selbst ein Gefäß, hundertfach bedeckt mit allem Schmutz, den eine lasterhafte Phantasie sich nur ausdenken konnte, und dabei doch so strahlend und von der Frische einer eben erblühten Blume wie — das Leben . . . Und während plötzlich das dumpfe Brausen des Gießbachs der Marquesa fast betäubend ins Ohr schlug, sah sie den Menschenstrom, den Strom der Gesunden, Starken, Schönen, Glücklichen, von dem sie ausgestoßen war, dahinstürzen ohne Bedenken, ohne Zaudern und unwiderstehlich. Und während ein wilder Haß gegen das Leben sie bäumen machte, erbebte sie zugleich in dem Gefühl ihrer völligen Ohnmacht dem Leben gegenüber. Aber das Verlangen, die Ruhe der Herzogin zu stören und ihr wenigstens einen Tropfen Gift einzuflößen, wuchs immer mächtiger in ihr, und als die Herzogin ihr Cigarito aus dem Munde nahm und gelangweilt sagte, nun könne Franzisco allmählich kommen, begann sie plötzlich: „Maria, ich muß dir ein Geständnis machen."

„Du — mir?"

„In der Einsamkeit hier hat die Leidenschaft Pacos, die einzig auf dich gerichtet war, sich einen Ausweg gesucht."

„Einen Ausweg?" fragte die Herzogin stirnrunzelnd.

„Ich mußte ihm immer von dir erzählen, stundenlang mußte ich ihm deine Reize beschreiben, da hat er schließlich, wohl in einer Verwirrung der Sinne, die Erzählerin mit dem Original verwechselt, hat angefangen, mich mit seiner Liebe zu bestürmen."

„Madonna!" stieß die Herzogin aus.

„Darum bat ich dich, so eilig zu kommen. Ich habe ihn hingehalten."

Die eben noch in Spannung und Unwillen gerunzelte Stirn glättete sich. Die Herzogin brach in Lachen aus, in ein herzhaftes, von jeder Eifersucht freies Lachen. „Der Arme! Er muß vor Hunger ja ein wildes Tier sein. Aber" — fügte sie murmelnd hinzu — „die Männer sind doch wirklich unappetitlich. Dich wollte er haben?"

„Mich erwartet er heute abend. Wie ich ihm damals deine Gegenwart vortäuschen sollte, mußt du jetzt meine Rolle spielen."

„Ich dich vertreten?"

Die Herzogin jubelte vor Lachen.

„Welch eine Komödie! Das gibt einen Spaß! Ich ziehe dein Kleid an und stopfe mir —“ Sie verschluckte das grausame Wort. „Ich werde mich verstellen, so gut ich kann. Ich werde die jungfräulich Spröde spielen und ihn kratzen, wenn er mir zu nahe kommt. Aber allzu lange, fürchte ich, wird der Irrtum nicht dauern.“

„Komm!“ sagte die Marquesa. „Es ist Zeit.“

Die beiden begaben sich in das für die Herzogin bestimmte Schlafgemach, wo eine Kammerfrau bereits die duftenden Nachtgewänder und die vielen Toilettegegenstände ausgebreitet hatte. Die Herzogin gab ihr Anweisungen, wo sie den Maler erwarten sollte.

Als die beiden Frauen allein waren, löste Conchita der Herzogin die Schuhe, knöpfte ihr Mieder auf, zog ihren Reifrock herunter und begann die von der Reise zerzauste Frisur zu erneuern. Donna Maria fragte zögernd: „Ob ich wirklich dein Kleid anlege? Ich fürchte, es wird mich sehr verunstalten.“

„Empfange ihn, wie du bist.“

★

Die Marquesa verbarg sich zwischen den Olivenbäumen, in sich zusammengekauert, ganz erstarrt, von einem verdorrten Baumstrunk kaum zu unterscheiden. Nach einer Weile sah sie, wie Goya aus dem Turmflügel trat. Die verschleierte Kammerfrau ergriff seine Hand und führte ihn ins Haus. Mit den Zähnen malmend und zitternd in Fieberfrost, blickte Conchita zu den Fenstern des oberen Stockwerks empor. Alles war dort dunkel und still. Der Gießbach rauschte, aus der Ferne ließ ein Käuzchen sein mißtönendes Gelächter vernehmen. Vom eisigen Wind durchströmt, bewegten sich über ihr die Blätter in schimmerndem Tropfenfall. Während der Mond höher stieg, begannen die runden Steine, mit denen der Hof gepflastert war, wie weiße Kiesel zu glänzen und die Stufen der Türschwelle glänzten wie Silberbarren. Aber die Tür selbst und das ganze Haus waren in geheimnisvolles Dunkel gehüllt, waren ihr entwichen wie in eine andere Welt, und der Schmerz, der Conchita jetzt gelinder durchrann, glich einem sehnsüchtigen Heimweh. Da glomm durch das Dunkel in halber Höhe ein rötlicher Lichtschein. Im selben Augenblick reckte die Bucklige sich auf, schlug die erhobenen Hände zusammen, von einem dumpf prasselnden, glühenden Schmerz zerrissen, als wenn der Blitz sie getroffen hätte, und stürzte davon.

Die Nacht verblaßte. Im magischen Schein der Morgenröte, in dem vergänglichen Augenblick zwischen Dämmern und Tag, verwandelte sich das tote Gebirge in einen Blütengarten von purpurnen und rosigen, violetten und goldenen Rosen. Franzisco erwachte und blickte auf seine schlummernde Gefährtin. Ein süßes Traumlächeln umspielte ihren Mund, dessen zerküßte Lippen von dem erquickenden Schlaf sich wieder geschlossen und erfrischt hatten. Ihr Leib hob sich in sanften Atemzügen. Ihre Augen waren verborgen unter den weißen Schalen der Lider, und über ihrer Scham wölbte sich leicht die gehöhlte Hand.

‚Das ist die Liebe, so glühend wie der Schein der Morgenröte,‘ dachte Franzisco. ‚Das ist die Schönheit, so makellos wie der Himmel. Das ist die Freude, so hell wie das Gezwitscher der Vögel. Das ist das Höchste und Vollkommenste, was ich mir wünschen kann.‘ Und er stieß einen tiefen Seufzer aus.

Er trat auf die Altane. Sein Auge suchte die geheimnisvollen Felsentore, die dunkeln Höhlen, die schwarzen Gründe. Und während unter dem Wohlsein gesättigter Lust, das doch zugleich Wunschleere war, ein schmerzliches Ungenügen aufstieg, ergriff ihn das Gefühl, betrogen zu sein. Wo war Concha geblieben? Warum hatte sie ihn im Stich gelassen? Immer dichter braute es sich in seinem Innern zusammen, und es wurde erfüllt vom Schmerz, der an seinesgleichen sich stillen wollte, von Trauer, die ihr Echo suchte, vom Dunkel, das nach Nacht verlangte. Warum hatte Concha nicht ihr Versprechen gehalten? Er sah das höhnende und zugleich so kindlich leidende Lächeln in ihrem Gesicht. Und mit dem Mitleid ergriff ihn das Verlangen nach einer brennenderen, abgründigeren Lust. Die süßen Früchte am kranken Baum — es war, als wenn ihr bitterer Saft allein seinen quälenden Durst stillen könnte, die Lust, die nach der Würze des Ekels, nach der Unheimlichkeit des Grauens verlangte, die tief, tief hinabsteigen wollte in unentdecktes Land.

Er schlich hinunter, fragte, da er auf dem Hof den Diener mit verstörtem Gesicht stehn sah, wo die Marquesa wäre.

„Fort!“ erwiderte dieser.

„Fort! Wohin?“

Die Augen des Alten blickten erloschen auf. „Ich weiß nicht,“ murmelte er.

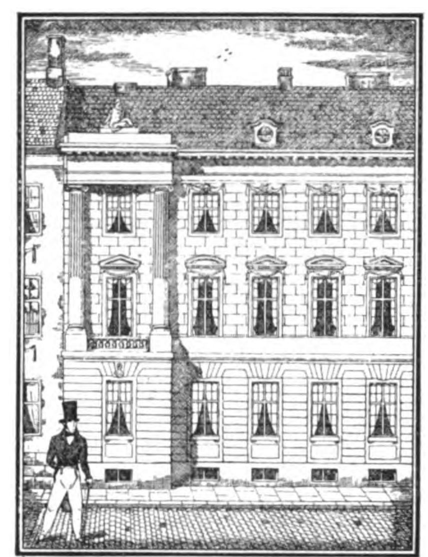
Erich M. Simon / Von Dr. Paul Weiglin

Simon? Ach ja, der Biedermeiermaler! Allerliebste Sächelchen macht er." Manch einer, der mehr Dilettant als Kenner ist, glaubt mit dieser flüchtigen Bemerkung den Künstler charakterisiert zu haben. Sie ist aber nichts weiter als ein bequemer Registraturzettel und verrät von dem Wesen Simons nur das Äußerlichste. Wer sich gründlich mit ihm beschäftigt hat, weiß, wie ungewöhnlich reich und mannigfaltig er begabt ist. Als Maler und Zeichner, als Architekt und Kunstgewerbler hat er eine ausgedehnte Tätigkeit entwickelt, und wenn hier zum erstenmal ein Überblick über sein Schaffen geboten wird, so ist damit nicht gesagt, daß seine Entwicklung auch nur nach einer einzigen Richtung hin abgeschlossen wäre. Im Gegenteil: er steht grade jetzt mitten in einer Arbeit, die ihn noch jahrelang beschäftigt, und er freut sich bereits auf die neuen Aussichten, die sich ihm bieten werden, sobald er den mühevollen Aufstieg hinter sich hat.

Erich M. Simon ist eine der erfreulichsten Erscheinungen unter den jungen Künstlern unsrer Zeit. Seine Art vermag dem Kenner wie dem Laien gleichviel zu geben, und nur dem artistisch und snobistisch verbildeten Geschmack erscheint sie zu einfach, zu verständlich, zu herzlich. Er hat die ausschweifenden Torheiten einer krankhaft und krampfhaft neuerungssüchtigen Zeit nicht mitgemacht, sondern ist mit der sicheren Gewißheit des Ziels seine Straße marschiert. Diese Straße schien nur durch die Anmut einer bescheidenen Landschaft zu führen. Aber sie stieg doch langsam an, und wenn das Ziel nicht auf den steilen und starren Gipfeln erhabener Einsamkeit lag: es hieß Vollkommenheit, und wie künstlerisch nichtssagend die Begriffe groß und klein sind, hat schon Adalbert Stifter auseinandergesetzt, als er seine zarte und goldechte Kunst und damit den Kern seiner Menschlichkeit gegen Hebbel, den gewaltsamen Übermenschen, verteidigte. Simon maßt sich so wenig wie Stifter an, ein Heros zu sein. Er ist ein Bürger und, den Redensarten von der Er-



Eine Unterredung. Ölgemälde. Sammlung Bankdirektor Richard Pohl



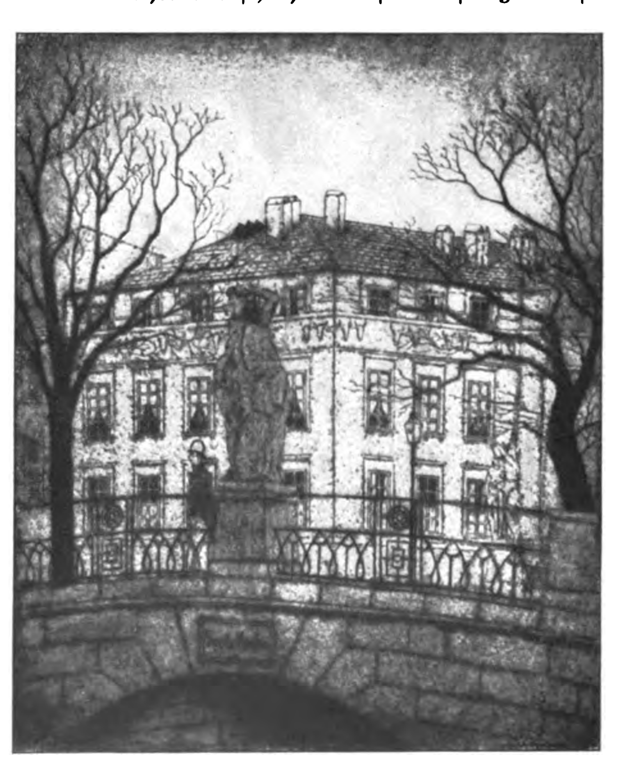
Mauerstrasse N: 36)
Hier
wohnte
Frau Geheimrätin v Varnhagen.

schöpfung des Bürgertums zum Trotz, ein Künstler, der mit allen schaffenden Kräften in dem bürgerlichen Boden wurzelt, der ihn geboren hat.

Wunderbar kräftig wirkt das Blut seiner Vorfahren in Erich M. Simon. Im „Tabakskollegium“, einer hübschen Zeitschrift für „Lebensfreude und Behaglichkeit“ — man wollte nicht viel davon wissen, und so ist das Blatt früh wieder eingegangen — hat er als Maler und Raucher einiges über sich selbst erzählt und dabei auch des Ahnherrn gedacht, der mit spitzigen Vatermördern und hoher Krawatte im blauen Frack und in gelben Nankinghosen vor hundert Jahren seine noch heut bestehende Tobakmanufaktur inspizierte. Als Kind schon ist Simon nach Berlin gekommen, aber seine Familie war in Pommern zu Hause, und die kaufmännische Tradition seiner Vorfahren erwachte, wenn er mit unermüdlicher Liebe Kontore mit Landkarten und Briefschaften oder stolze Segler mit diffiziler Takelage, mit Matrosengewimmel und gewichtigen Ballen malt. Auch an äußeren Anregungen hierfür hat es ihm nicht gefehlt. Das kleine Landstädtchen, wo Simon geboren wurde, lag in der Nähe der Küste. Da hörte er von Abenteuern in weiter Ferne, sah Abbildungen von Schiffen und stand gar in Kolberg selbst vor so einem stattlichen Segler, der durch seine jungenhaften Träume fuhr.

Bürgerlich ist sein Herkommen. Bürgerlich sollte sein Schicksal werden. Man wollte etwas Solides aus ihm machen, einen ansehnlichen Beamten, und als sich künstlerische Fähigkeiten in ihm meldeten, glaubte man sie in das ordentliche Bett einer staatlichen Laufbahn als Regierungsbaumeister leiten zu können. Seine Zeichnungen wurden Bruno Paul, dem Leiter der Unterrichtsanstalt am Kunstgewerbemuseum, vorgelegt. Sie fanden seinen Beifall, und er ermutigte dazu, ein so offenbares Talent ausbilden zu lassen. Er sollte nur anfangen, etwas Tüchtiges zu lernen. Architekt könne er immer noch werden. Emil Orlik wäre der richtige Mann, ihn zu schulen.

Er war es, und noch heute denkt Simon mit aufrichtiger Verehrung und Dankbarkeit an seinen Lehrer, und er wird ordentlich warm dabei, wenn er schildert, mit welchem Geschick und mit welcher Menschlichkeit dieser vielseitige Künst-



Alte Brücke in Potsdam. Radierung

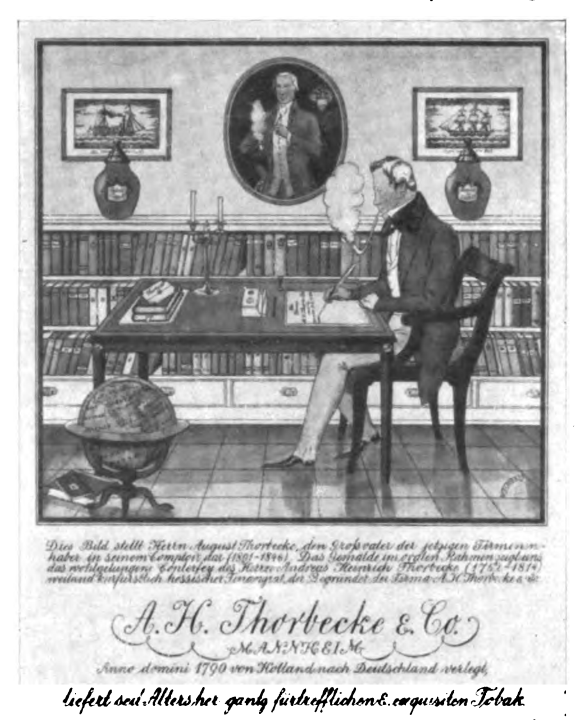


Tabakhändler. Aquarell

ler den noch unsichern Schüler zu stützen und zu führen verstand. Mit Nachdruck wies er ihn auf die Wichtigkeit des Handwerks als der Grundlage künstlerischer Freiheit hin, und er traf den bürgerlichen Sinn in Simon, wenn er ihm den Abscheu vor jeder Pfuscherei in Herz und Gewissen prägte. Er ließ ihm jede Freiheit, nur nicht die der Oberflächlichkeit, aber er dachte in seiner Strenge nicht daran, die ihm anvertraute Jugend in die spanischen Stiefel akademischer Vorschriften einzuschnüren. Er zerschmetterte seine Schüler auch nicht, indem er ihre anfängerhaften Versuche an den vollendeten Mustern unübertrefflicher Meister maß. Er war mehr Freund als Lehrer und fühlte insbesondere bald heraus, wie er Simon zu behandeln hatte: er packte ihn bei seinem Ehrgeiz. Wenn er auf ein nachlässiges Ungefähr in einer Zeichnung stieß, pflegte er zu sagen, derlei dürfe sich Erich M. Simon nicht durchgehen lassen, und um ihm zu zeigen, daß Eleganz mit Fahrigkeit nichts zu tun habe, holte er etwa eine Zeichnung von Fragonard hervor. Wie treffsicher saß da jeder Strich, wie gefühlt, wie erlebt war jede Linie! Diese leichte Anmut war nicht mit dem geringsten Zugeständnis an dilettantisches Ungefähr erkauft. Immer wieder richtete Orlik den Blick Simons nach oben, und er vertiefte seine natürlichen Anlagen, wenn er ihn auf die großen Franzosen von Watteau bis Daumier, auf Engländer wie Reynolds, auf deutsche wie Krüger, Rayski und vor allem auf Menzel hinwies.

Senator. Aquarell

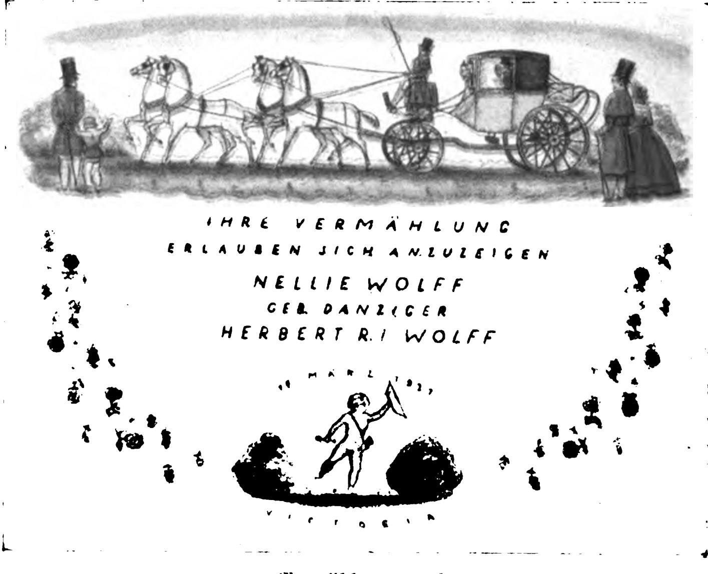
Im Erdgeschoß der seit kurzem mit der Kunstakademie verbundenen Kunstgewerbeschule war die Lipperheidesche Kostümbibliothek untergebracht. Sie hat auch heute noch ihre schönen Räume inne, war aber damals bei weitem nicht so bekannt wie jetzt, und die Besucherzahl hielt sich in gar bescheidenen Grenzen. Man brauchte sich an den breiten Tischen nicht zu drängen, und sie bildete in dem auch wissenschaftlich so betriebsamen Berlin eine Stätte beschaulichen Studiums. Sie bot mit ihren unerschöpflichen



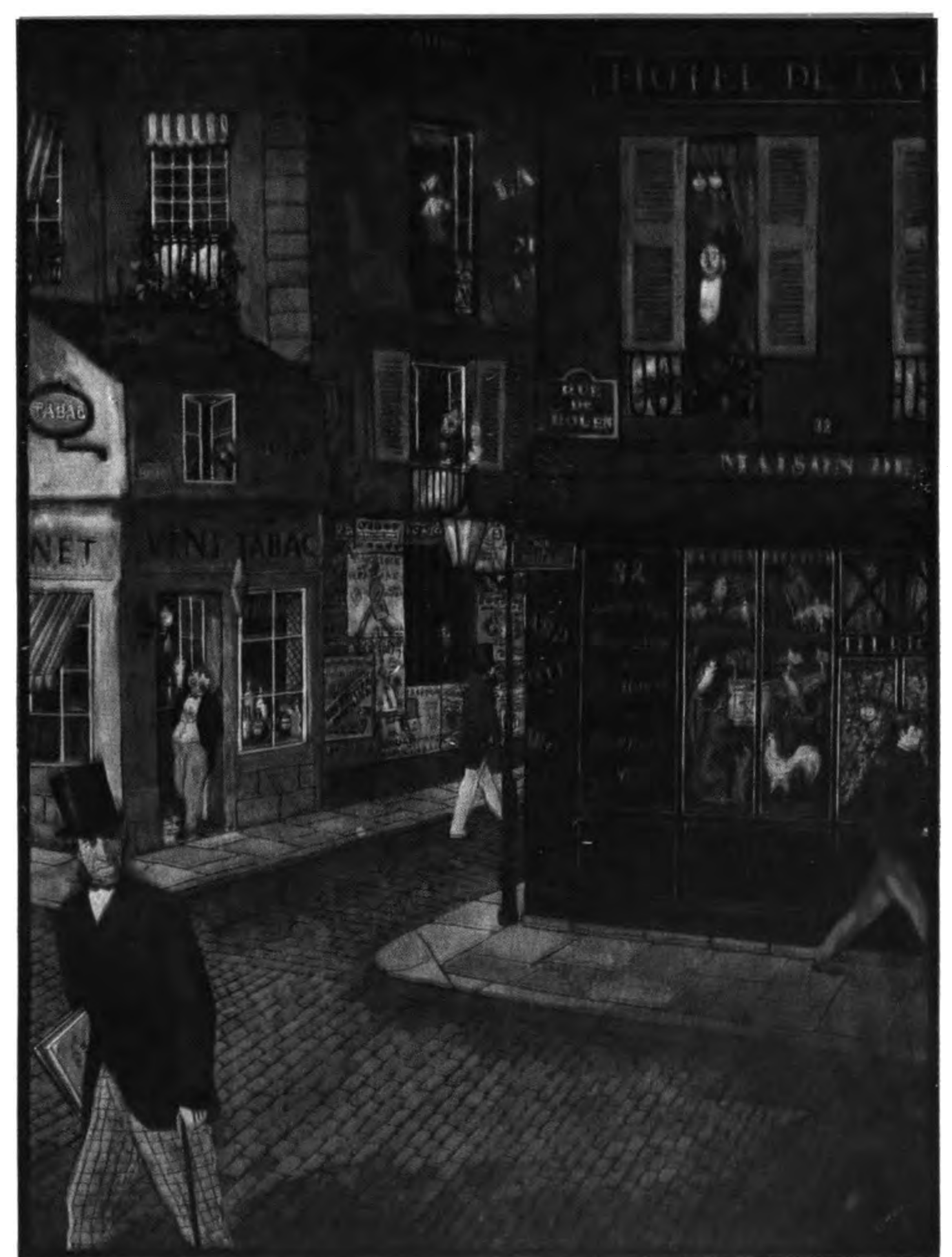
Plakat für die Tabakgroßhandlung von Thorbecke & Co. in Mannheim

Schätzen dem jungen Simon eine Fülle von Anregungen, ja man kann wohl sagen, daß sie für sein späteres Schaffen bestimmend geworden ist. Ihre Mappen und Bücher führten ihn in die Welt des Kostüms ein. Mit begeistertem Eifer versenkte er sich in vergangene Zeiten. Er genoß den wunderbaren Reiz der Geschichte und wurde allmählich ein ausgezeichneter Kenner, der mit fast gelehrter Genauigkeit den Launen von Moden und Menschen nachspürte. Der Sinn für die Richtigkeit, den ihm Orliks künstlerische Unterweisung geweckt, entwickelte sich hier an all den tausend Einzelheiten, die der Illustrator namentlich beherrschen muß, sobald er sich auf das historische Feld begibt, und auch an ihm hat der immer hilfsbereite Verwalter der Bibliothek, der vor einigen Jahren verstorbene Professor Dr. Doege, eine Sendung erfüllt. Dieser Mann mit dem untrüglichen Gedächtnis, der keinen Katalog brauchte, um unter Hunderttausenden von Einzelblättern das eine gewünschte und notwendige herauszufischen, hat Simon mit liebenswürdigem Eifer gefördert. Er war einer von den seltenen und uneigennützigen Gelehrten, die nicht schreiben und dennoch wirken. Er sah in dem jungen Menschen einen Künstler von ungewöhnlicher Sachlichkeit und wurde in seiner hilfbereiten Gefälligkeit nicht müde, Mappe um Mappe, Buch um Buch heranzuschleppen, und wenn es sich um nicht mehr handelte als um die Kragenstickerei eines englischen Admirals zu Nelsons Zeit. Für ihn gab es in der Wissenschaft keine Kleinigkeit. Und Simon wuchs mehr und mehr in der Erkenntnis, daß es in der Kunst nichts Unwesentliches gibt.

Von Anbeginn zeichnet sich Simons Schaffen durch große Mannigfaltigkeit aus. Sein dem Vergangenen liebevoll zugewandter Sinn ist im Barock und Rokoko so gut zu Hause wie im Empire, im Biedermeier, im zweiten Kaiserreich, und man kann sich darauf verlassen, daß auf seinen Bildern alles stimmt. Er ist



Vermählungsanzeige



Pariser Erinnerung. Gouache

der Gegenwart gegenüber nicht blind. Ihn interessiert das moderne Leben ebenso wie die moderne Malerei, und er ist vor dem Kriege mit echtem Erleben in Paris gewesen. Aber um seine Gefühle auszudrücken, kann er weder die Weltstadt noch die neue Malerei gebrauchen. Er ist kein weltverlorener Schwärmer. Er steht, ein nüchterner und klarer Norddeutscher, in der Wirklichkeit. Doch war er seiner selbst schon viel zu sicher, um sich durch die Eindrücke fremden Lebens und fremder Kunst im Grunde erschüttern zu lassen. Er sieht selbst im modernen und modernsten Paris die Spuren alter Kultur und

malt, was seiner Liebhaberei, was seinem Wesen entspricht, nicht das sogenannte große Leben, wie es über die Boulevards rollt, wie es sich in den Cafés, in den Tanzpalästen und Variétés, in der Oper abspielt. Das ist das Paris der Fremden, das jeder kennt und das so unendlich oft dargestellt ist. Ihn zieht es in die engen Straßen, wo mitten in der Weltstadt noch ein Stück Kleinstadt gedeiht, und die Leute, die über die Straßen eilen und aus Fenstern und Ladentüren dem Treiben zuschauen, sie tragen sich in altfränkischer Eleganz aus Großvaters Zeiten. Man sieht es dem Bilde an: der Künstler läßt nichts aus. Er nimmt die Dinge haarscharf aufs Korn und geht auf alle Einzelheiten ein, selbst auf die Inschriften an den Läden. Er ist von einer außerordentlichen Sachlichkeit zu einer Zeit, wo dieses Wort noch kein Schlagwort war, wo man im Gegenteil es mit Pedanterie gleichzusetzen liebte. Aber Simon hatte und hat auch nichts mit moderner Sachlichkeit zu tun, die, aus dem Rausch der Gefühle ernüchtert und katzen=



Zeichnung für einen Beutel zum Ray=Shampoon



Plakat für Strothmanns Steinhäger



Postkutsche. Ausschnitt aus einem Ölbild

jämmerlich aufgewacht, sich so oft an eine fibelmäßig trokkene und mit Absicht gefühllose Deutlichkeit hingibt. Simon will nicht bloß zu den Augen und zum Verstand des Beobachters sprechen. Was er sieht, ist mehr als eine optische Sensation. Was er gestaltet, hat sein Herz getroffen, und darum strömen seine Bilder ein so warmes Leben aus. Das Publikum ist dafür empfänglich. So oft in diesen „Monatsheften" ein Gemälde von Simon wiedergegeben ist: regelmäßig laufen die Anfragen ein, ob es wohl käuflich sei. Es sind eben nicht bloß malerische Einfälle. Sie erzählen etwas. Sie haben einen poetischen Kern und unter den großen Meistern deutscher Malerei sind die wahrhaft volkstümlich geworden, die keine oder nicht nur Techniker, sondern Dichter waren.

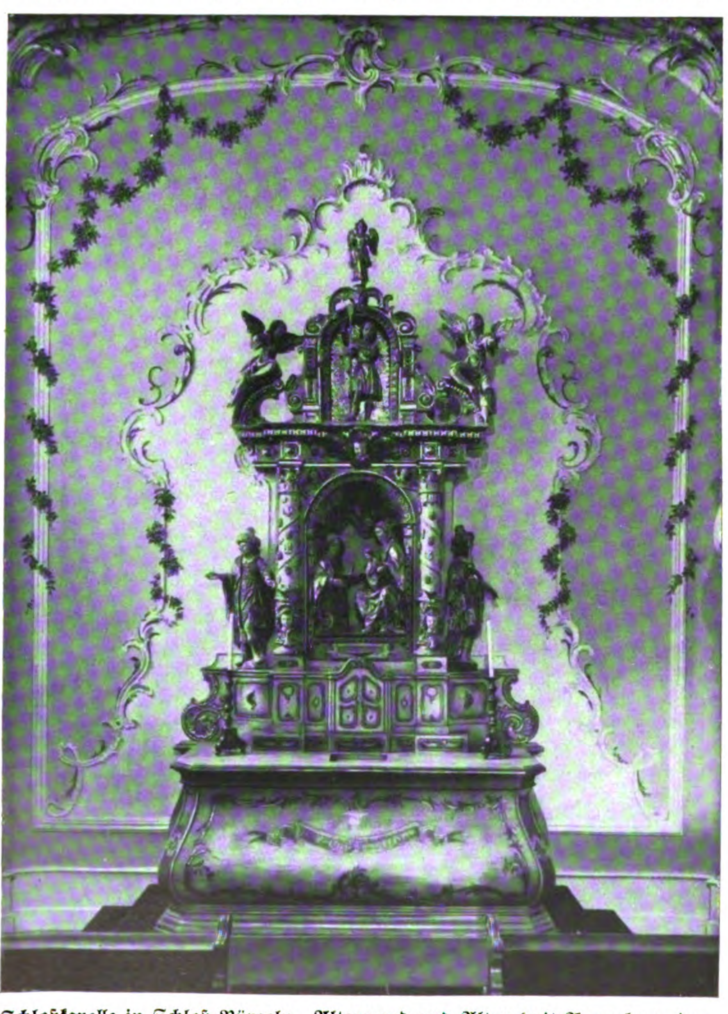


Zwei junge Maler. Gouache

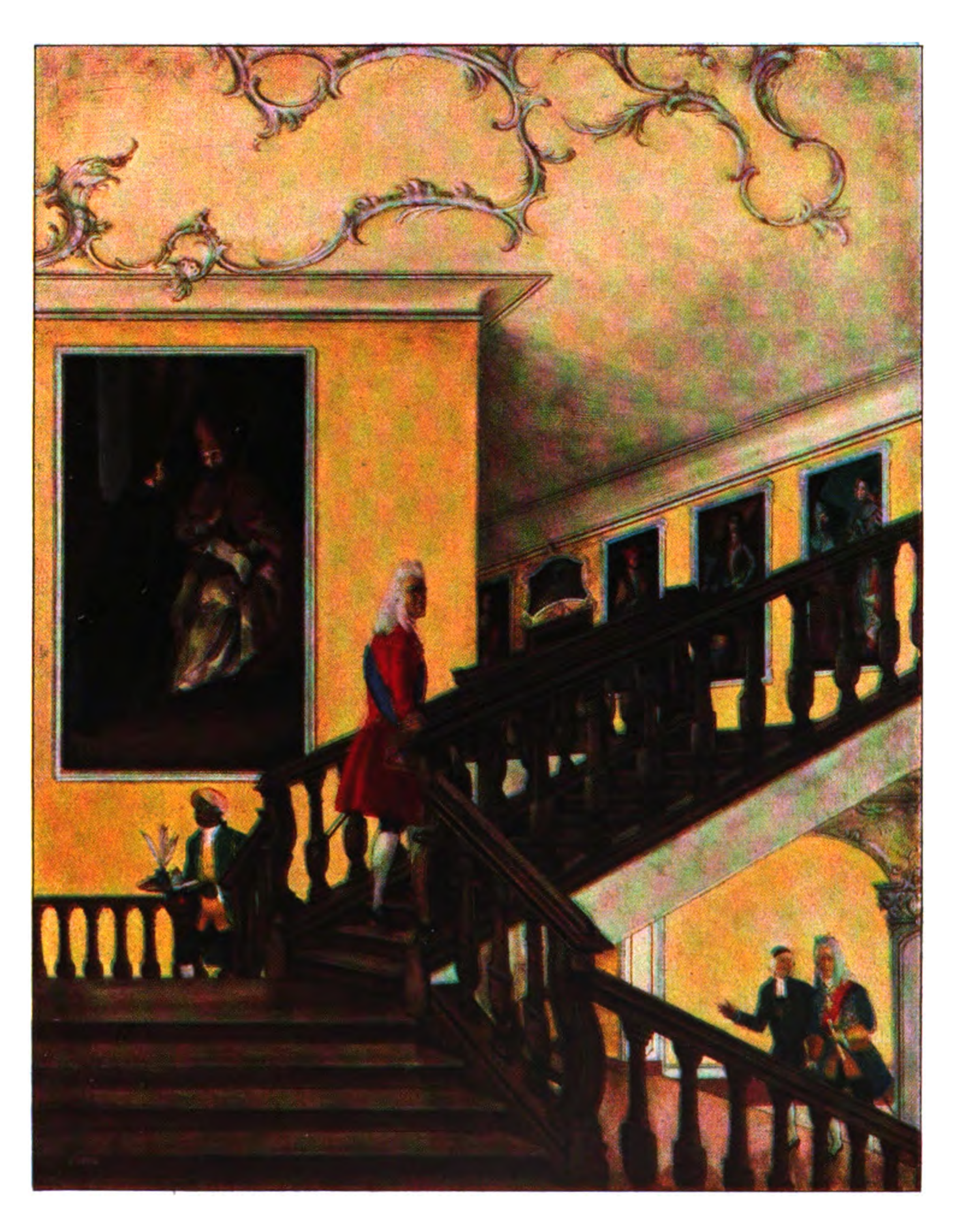
Es sind keine großen Gegenstände, die Simon malt, und so begnügt er sich mit feinem Takt mit kleinen For-

maten. Er malt die ehrbaren Kaufleute in ihrem Kontor oder das Biedermeierehepaar vor dem Modeladen. Er zeigt ein paar Maler in der Landschaft vor der Staffelei, auf der, ein Bild im Bilde, das Konterfei der Landschaft steht. Er zaubert den deutschen Wald auf die Leinwand, sommergrün und sonnenhell, wie ihn Ludwig Richter nicht inniger gemalt hat. Durch diesen Wald fährt kein Auto, sondern die gelbe Postkutsche. Ist das sentimentale Romantik oder spielerische Maskerade? Ach nein, wem der deutsche Wald zu tiefem Erlebnis geworden ist, der sieht ihn noch heut mit Eichendorffs Augen, auch wenn das Posthorn längst verklungen ist. Und diese Bilder sind nicht nur inhaltlich reizend und mit größter Solidität gemalt. Sie sind auch als reine Malerei angesehen von verführerischem Reiz. Sie sind, wie der Kenner von ehedem sich auszudrücken beliebte, delikat. Sie leuchten in einer gehaltenen und wohltemperierten Farbigkeit. Sie drängen sich dem Beschauer niemals auf. Man könnte sie in einer lärmenden Umgebung leicht übersehen. Aber wer die Kammermusik dieser Malerei einmal vernommen hat, den verläßt ihr anmutiger Klang nicht wieder.

Ein Maler mit so handwerklichen Tugenden wurde mit Notwendigkeit auch auf das Gebiet des Kunstgewerbes gewiesen. Er sah darin nicht wie so viele andre, die nach Wänden riefen, um gewaltige Pläne zu verwirklichen, einen harten Zwang. Er war auch schon in jungen Jahren unbefangen und bescheiden genug, um zu erkennen, daß es keine Kleinigkeit ist, kleine Aufgaben künstlerisch anzugreifen und vollkommen zu lösen. Nachdem man es lange für beinah plebejisch gehalten hatte zu illustrieren, versuchte man, die sinkende Leselust weiter Kreise durch die Illustrierung zu heben, und Simon hat sich auf diesem Gebiet mit seltener Gewissenhaftigkeit und mit viel Glück betätigt. Jetzt kamen ihm die unzähligen Stunden ernsten Studiums auf der Lipperheideschen Bibliothek zugute, denn es fiel ihm leicht, sich in den Geist vergangener Zeiten zu versenken und ein treuer Diener am Wort zu sein. Noch reicher freilich war die Ernte, die er auf dem weiten Felde der modernen Reklame halten durfte. Das scharf umrissene Antlitz seiner Kunst, die sich so unvergeßlich einprägt, kam ihm dabei zugute. Sie wurde leicht zum Stempel der Ware, um



Schloßkapelle in Schloß Bürgeln. Altarwand und Altar (mit Ausnahme eines alten Altaraufsatzes) vom Künstler



Die Stunde der Audienz
Ölbild mit Motiven aus Schloß Bürgeln



H. Wolff Aktiengesellschaft

BERLIN

Mark

Hunderttausend Reichsmark

Aktien

Der Inhaber dieser Urkunde ist mit 100 Aktien zu je tausend Mark gleich hundert tausend Mark als Aktionär bei der H. Wolff Aktiengesellschaft beteiligt. Den Vorschriften des Kapitalverkehrssteuergesetzes über die Gesellschaftssteuer ist nach der Bescheinigung des Finanzamtes Börse (für Stempelsteuer) in Berlin vom 9. Januar 1923 Nr. [illegible] des Anmeldungsbuches genügt.

Berlin im Juni 1923

H. WOLFF AKTIENGESELLSCHAFT

Der Vorsitzende des Aufsichtsrats

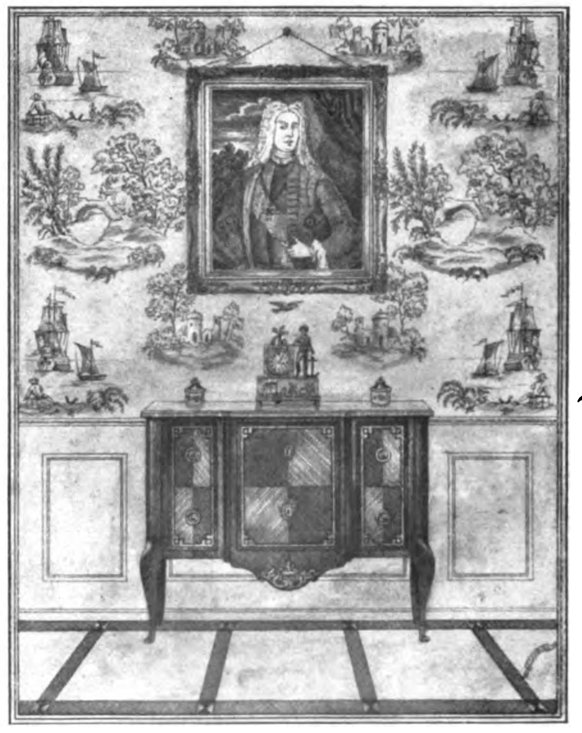
Aktienbuch

Der Vorstand

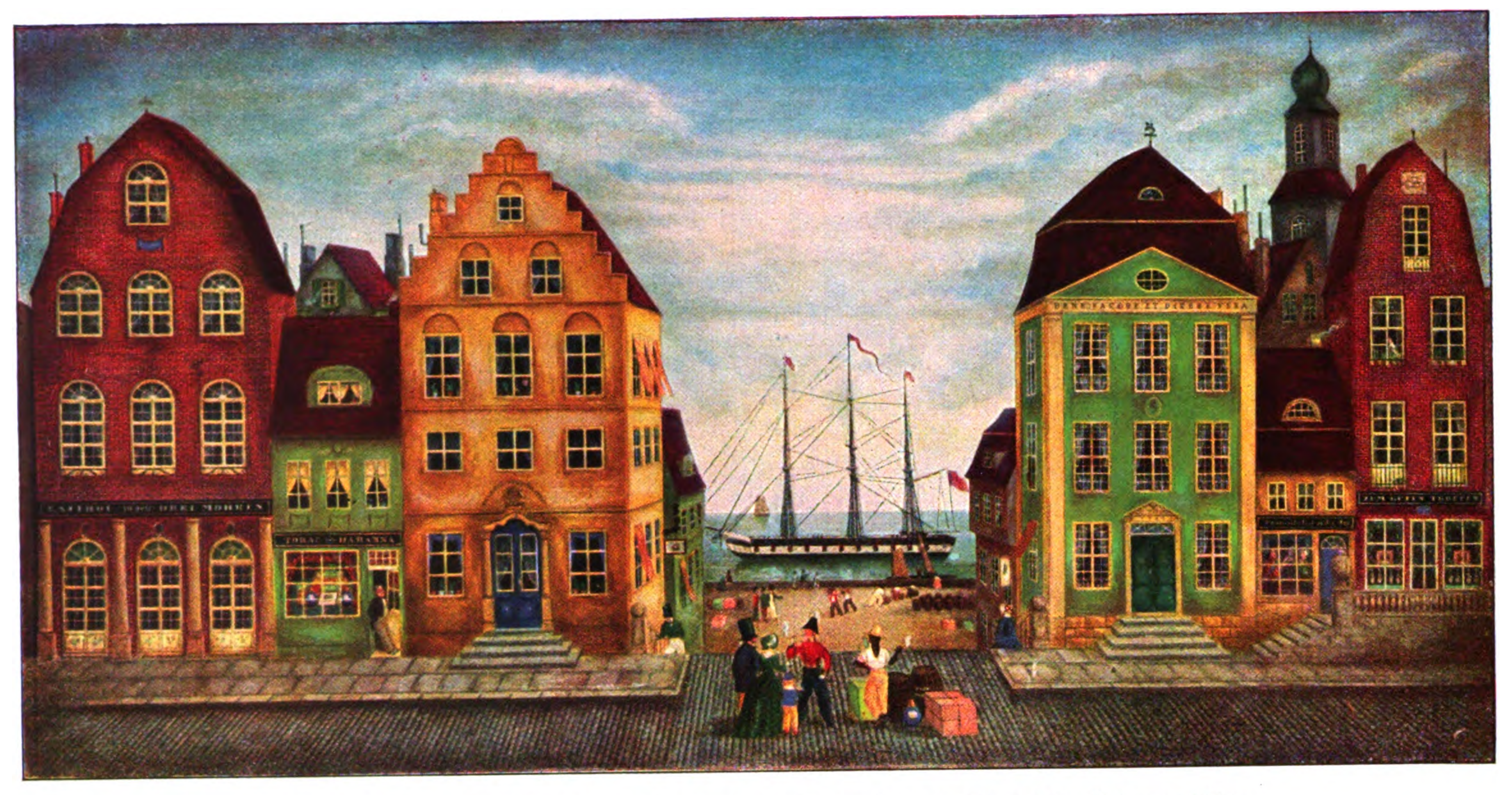
Zeichnung für eine Aktie der H. Wolff A.-G.

deren Empfehlung es sich handelte. Nach seiner Art hat er es sich auch hier nicht leicht gemacht. Wenn er den Katalog eines Pelzhauses bis ins letzte der Satzanordnung überwachte, so sorgte er in der schlimmsten Zeit der Inflation dafür, daß auch der Druck auf gutem Papier aufs sorgfältigste erfolgte, und das kleine, vergänglichen Zwecken dienende Heft wurde eine Leistung, die sich auch heute noch sehen lassen kann und in nichts verrät, daß sie aus einem Jahre stammt, wo mit dem Gelde auch der Sinn für Qualität sich zu verflüchtigen drohte. Für einen Herrenschneider hatte Simon Modefiguren zu zeichnen. Sie zeigen mit schneidermäßiger Genauigkeit alles, was der Fachmann sehen will und muß. Aber sie sind nicht langweilig unterrichtend, sondern in natürlicher Bewegung in Räume gestellt, wo es allerhand Unterhaltsames zu sehen gibt, und man wird sie noch mit Vergnügen betrachten, wenn die Mode, die sie empfehlen sollten, längst lächerlich geworden ist. Er hat Plakate für Steinhäger und für Buchläden entworfen und sich dabei als ein Künstler gezeigt, der auch der hier notwendigen derben Wirkung sicher ist. Bei all diesen Arbeiten half ihm außer dem ererbten Sinn für das, was der Kaufmann braucht, ein **geistreicher Humor, der in guter Laune gelegentlich die eigne äußere Erscheinung zum Modell nahm, indem er sich in die Maske des tobakberühmten Ahnherrn steckte. Immer war Simon auch sein eigner Schriftzeichner. Auch hier gewinnt er fruchtbare Anregungen aus den dreißiger und vierziger Jahren, wo man das Schönschreiben mit fröhlichen und harmonischen Schnörkeln noch als eine selbstverständliche Kunst übte. Feind allen** modernen Mätzchen schrieb er z. B. die hier abgebildete Aktie, deren künstlerischer Wert durch keine Börsenereignisse zu beeinträchtigen ist.

Als Maler und Raucher hat sich Simon den Lesern des „Tabakkollegiums" vorgestellt. Da ist es nicht zu verwundern, daß



Inparat für Friedmann & Weber, Berlin



„Fremde von Distinktion landeten in unserer Stadt." Ölgemälde
Sammlung Strothmann, Minden

er als Gebrauchsgraphiker der Tabakindustrie mit besondrer Liebe seine Kraft gewidmet hat. Schon lange waren alle geschmackvollen Leute von der Art abgestoßen, wie selbst kostbare Zigarren verpackt wurden. Ein Zigarrenkistenbild, das war ein noch schlimmerer Begriff als Kitsch, aber die Bemühungen, glutäugige Senoritas und ordengeschmückte Präsidenten dunkler Herkunft zu verbannen, waren nicht von Erfolg gekrönt. Ein so phantastischer Genuß wie der Tabak ist, wollte verführerisch angepriesen werden, und kunstgewerbliche Nüchternheit war fehl am Ort. Simon schlug den richtigen Weg ein, indem er auch hier auf Muster aus alter Zeit zurückgriff, nicht um sie nachzuahmen, sondern um an ihnen zu erkennen, mit welcher Andacht die bedächtigen Ahnen an solche Aufgaben gegangen waren. Er fühlte sich verwandt. Ein begeisterter Tabakfreund huldigte er seiner Liebe. Er tat es auf eine recht tabakige Art. Man sieht es diesen Blättern an: ein



Der Sammler. Federzeichnung für das Herrenmoden-Haus von Hermann Hoffmann



Raum aus Schloß Bürgeln



Spaziergang eines glücklichen Ehepaares. Aquarell

Kenner auch der Ware hat sie geschaffen. Sie haben etwas von wolkenblauer Schwärmerei und tabakbrauner Gemütlichkeit. Wie liebt Simon den Tabak, wie liebt er die Rauchgeräte, die bauchigen Tabaktöpfe mit den fast apothekerwichtigen Inschriften und den blanken Messingdeckeln, die langen und kurzen Pfeifen aus Ton oder Meerschaum, die Tabakpflanze selbst, die aus weiter Ferne kommt und uns in weite Fernen entführt, in Märchenländer, die auf keiner Landkarte und auf keinem Globus verzeichnet sind.

Simon war ein angesehener Künstler geworden, der als Maler und Graphiker wachsendes Ansehen genoß. Es fehlte ihm zu den Aufgaben, die er sich selber stellte, nicht an Aufträgen, namentlich an gebrauchsgraphischen. Aber das Mirakel, auf das jeder Künstler hofft und das bei so wenigen eintritt, war noch nicht geschehen, jenes seltsame und wunderbare Ereignis, das die gesammelten Kräfte zu einer Höchstleistung herausfordert. Dieses Ereignis trat ein, als der Künstler im August 1923 eine Unterredung mit dem Generaldirektor der Lingner-Werke, dem Kommerzienrat Richard Sichler hatte. Sichler ist einer jener seltenen Männer, die mit großen kaufmännischen und organisatorischen Gaben bedeutendes Kunstverständnis verbinden, der Typus des modernen Mäzen. Schnell erkannte er mit außerordentlichem Scharfsinn, daß die mannigfaltigen Begabungen Simons für ein Werk geeignet wären, in dem er eine Lebensaufgabe sah: die Wiederherstellung des alten Schlosses Bürgeln im badischen Schwarzwald. Diese Aufgabe forderte einen Künstler, der im Sinne des einstigen Schöpfers, des Fürstabts Gerbert von St. Blasien, barock zu fühlen vermochte und dennoch frei und neuschöpferisch



Entwurf
für ein farbiges Exlibris

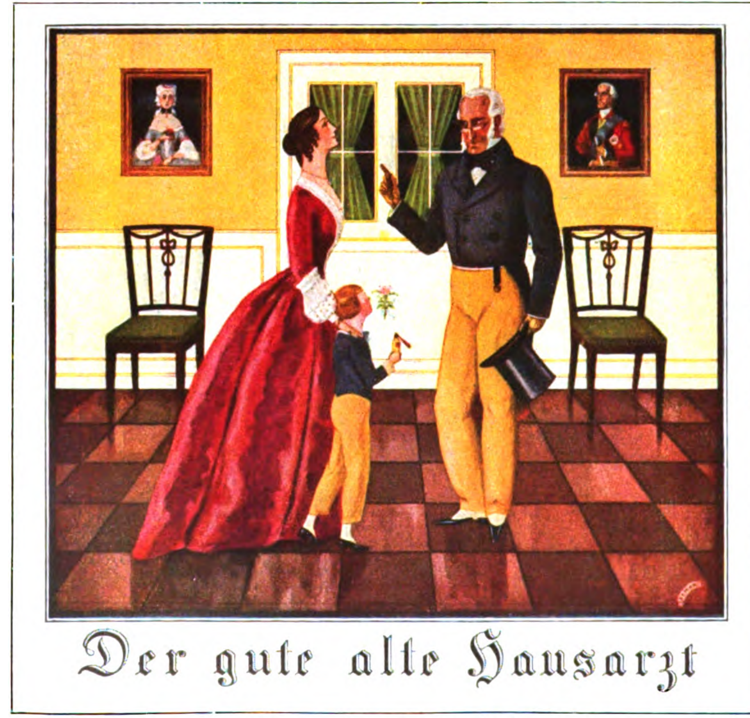


Bild aus einem Lingner-Plakat



Der Feinschmecker. Aquarell

vorging. Bürgeln sollte nicht bloß der behagliche Sitz eines Kunstfreundes, sondern auch mit seiner alten Kapelle, der Bildergalerie mit den Stiftern und Protektoren des Schlosses, der Porzellansammlung usw. ein der Allgemeinheit zugängliches Museum werden. Diese doppelte Aufgabe hat Simon glänzend und einheitlich gelöst, denn er war Architekt, Kunstgewerbler, Maler in einem.

Fast zwei Jahre hat Simon an und in Bürgeln gearbeitet. Mit dem zärtlichen Feingefühl des Antiquitätenliebhabers verband sich der entschlossene Mut des Neugestalters. Wie sich Altes und Neues einten, zeigen die Öfen des Schlosses: die Öfen selbst sind alte, kostbare Stücke; die Ofentüren stammen von Simon, und es hat ihm Freude gemacht, sich mit den Töpfermeistern, die die Öfen geschaffen, künstlerisch auseinander zu setzen. Er war auch darauf bedacht, den altertümlichen Reiz der Räume durch Geräte der Technik wie elektrisches Licht und Warmwasserheizung nicht zu stören, sondern sie praktisch zu umkleiden. Er mußte, unterstützt von tüchtigen Handwerkern, in vielen

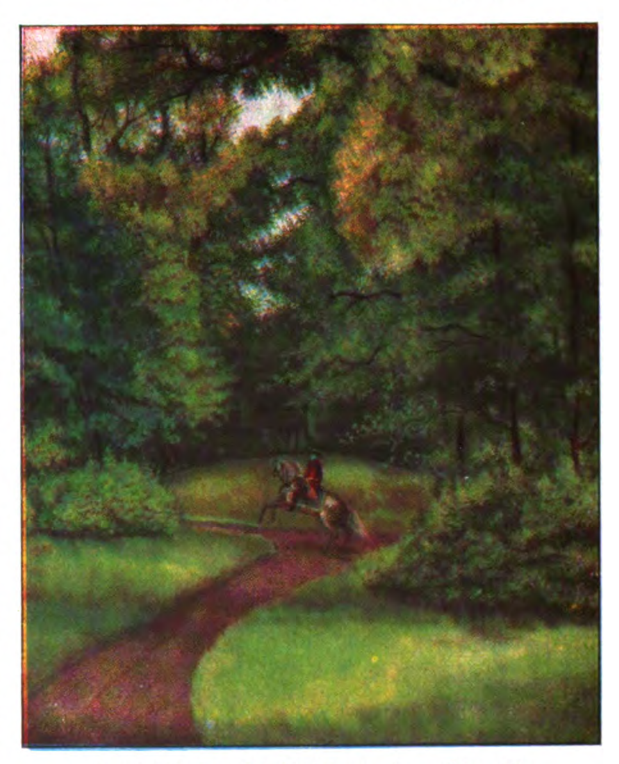


Spaziergang. Aquarell

Sätteln gerecht sein. Heute modellierte er eine Deckenfüllung, morgen entwarf er Türschlösser oder einen Hundezwinger.

Mit der Beendigung des Schloßbaus löste sich die Verbindung Simons mit dem Leiter der Lingner-Werke nicht. Sie ist noch eng, denn Kommerzienrat Sichler entschloß sich, dem Künstler die Ausstattung der unzähligen Werbesachen, Packungen und Flaschen seiner sich ständig vermehrenden kosmetischen Erzeugnisse zu übertragen. Diese Arbeit, in der Simon mit Recht eine kulturelle Aufgabe erblickt, nimmt fast seine ganze Kraft in Anspruch. Mit demselben Ernst, derselben Begeisterung, die sein freies Schaffen beschwingen, widmet er sich diesem großen gebrauchsgraphischen Werk, das ihm Sichler gestellt hat. Hier zeigt er alle seine Kräfte, und wenn die Malerei darüber zu kurz kommt, so hofft er, daß diese Entsagung Kräfte in ihm aufspeichert, die später sich um so reicher auswirken werden.

Eine willkommene Ablenkung bot ihm im vorigen Jahr die Ausstattung von Velhagen & Klasings Almanach. Die Arbeit hat ihm viel mehr Zeit gekostet, als er annahm. Aber er konnte nicht aus seiner Haut heraus. Er mußte gründlich sein und wissen, wie das Instrument aussah, an dem Mendelssohn 1828 spielte oder wie die Farbe von Metternichs Ordensband war. Er beachtete die Biedermeiermode, wie sie sich von Jahr zu Jahr wandelte, und wenn er den Entschluß faßte, ein Bildchen möglichst einfach anzulegen: sobald es fertig war, hatte er einen vollen Tag daran gestrichelt. Aber es war auch unendlich viel darauf zu sehen, und er hatte nicht bloß eine Geschichte illustriert, sondern einen anschaulichen Extrakt daraus gezogen. Zu seiner Befriedigung ist so ein Buch von außerordentlicher Einheitlichkeit entstanden, ohne jede Konzession an die Bequemlichkeit, und mit Recht fühlt man sich von einer solchen Leistung an seinen großen Ahnherrn Menzel erinnert. Gleich ihm ist Simon von der Lust der Arbeit besessen, gleich ihm sieht er die Grundlage seines Schaffens in der bürgerlichen Tugend des Fleißes.



Der Leibkurier. Ausschnitt aus einem Ölgemälde

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Aus Schul- und Wandertagen. Von Ernst Zahn

Wenn die Lebenswanderung am letzten Hügel angelangt ist und man im Begriff steht, den Abstieg ins abendliche Tal und eine irgendwo bereitete unbekannte Nacht, die keine Sterne mehr bringt, anzutreten, ziemt sich wohl ein Rückblick auf den langen, wundersamen Weg hinauf an den Lehnen der Hoffnung, hinab die Abstürze der Enttäuschung, den Sturmlauf des Wollens und die bedachtsame Rast im kühlen Wirtshaus zur Erkenntnis. Wenn aber dieser Rückblick anhebt, dann tauchen aus den Nebeln der Vergangenheit so unendlich viele Spitzen und Spitzlein auf, über denen das verklärende Gold gewesener Freude liegt oder über die die rote Flamme schmerzlicher Erinnerung zuckt, so viele, daß man immer gleich versucht ist, ein Buch zu schreiben, Erlebnis an Erlebnis zu reihen, sich selbst das Leben wieder zu erzählen und zu vergessen, daß andere das Ereignis vielleicht höchst unwichtig finden, an dem einem selbst ein Fetzchen Seele hängen geblieben. So geht es mir heute. Ich fürchte ins Plaudern zu kommen, obgleich ich sonst in Gesellschaft zu den Stummen, Langweiligen, auf den Mund Gefallenen gehöre. Wie hilft man sich? Am besten wohl, indem man beim Ausblick nicht Landschaften, Länder des Erlebens überschaut, sondern nur etwa wie der Bergsteiger den Feldstecher auf kleine Hütten, auf einzelne Menschen im Tal richtet, Vorfälle, Einzelheiten, Zeitabschnitte mit den Augen der Seele streift. So will ich heute einmal an die Schultage denken und an einzelne Wanderungen, die zur Lehrzeit des Lebens gehörten.

Schultage! Sie begannen schon mit der Vorschulzeit, mit der Kleinkinderschule. Hat man mir's erzählt oder ist das eigene Gedächtnis der treue Sammler und Bewahrer? Da ging ein kleiner Wichtigtuer in die Spielklasse zweier alter Fräuleins im längst untergegangenen Kratzquartier von Zürich. Wenn er besonders brav gewesen, bekam er eine kleine Kartonmarke mit einer Null darauf und hatte er irgend etwas angestellt, trat an die Stelle des „Nüllelis" ein böser, scharfer Strich. Diese Marken hatte man nach Hause zu tragen. Die Nase stand einem sehr hoch in der Luft, wenn man mit einer Null beschwert war, und den gehässigen Strich beschluchzte man auf dem ganzen Heimweg, noch ausgiebiger aber vor den Augen des strengen Großvaters, in dessen Obhut man stand. Ein solcher Strich galt einmal dem schweren Vergehen, daß der Dreikäsehoch im Zorn mit dem aufgespannten Regenschirm den einer Mitschülerin durchbohrt hatte. Dem Knaben von damals stieg das Blut immer jäh in die Stirn. Und trotz der steten großväterlichen Mahnung, daß hitzig nicht witzig sei, hat der Mann im grauen Haar noch immer Mühe, den Jähzorn einzudämmen.

Ei, wie schämte der Knabe sich, als ein andermal auf dem Nachhauseweg von der Spielschule die Mitschüler ihn hänselten, stießen und zwickten, er dann die Augen schloß und blind wütend um sich schlug! Plötzlich nämlich fühlte er sich von einer starken Hand festgehalten, und eine ruhige Stimme mahnte ihn: „Nun, nun, so benimmt man sich doch nicht." Als er dann die Augen auftat, gewahrte er, daß seine törichte, zornige Kinderfaust einen eben vorbeigehenden alten, ehrwürdigen Herrn getroffen. „Hitzig ist nicht witzig," sprach auch der und blickte, während seine Hand den Zornigen meisterte, ernstgütig auf ihn nieder. —

Es war ein weiter Sprung von der Schulstube im Kratzquartier zu der andern in Siders im Kanton Wallis, wo meine Eltern einige Jahre später ein Hotel übernommen hatten. Aber ich sehe diese zweite Stube schon deutlicher als jene erste. Eine ausgetretene Steintreppe führte zu ihr hinauf. An der schwarzen Wandtafel stand ein wohlwollender, milder Mann, mit rotem Haar und Bart, der von der evangelischen Hilfsgenossenschaft angestellte Lehrer Hilti. Wenn ich nicht irre, lebt er noch heute und baut seinen schönen, heißen Walliserwein. Das Bebauen mehr oder weniger fruchtbarer Kinderseelen hat er aufgegeben. — Dort lernte ich zum erstenmal Besen und Schaufel handhaben, mußte doch täglich ein anderer Schüler früh antreten, um die Stube zu kehren. Da schloß ich aber auch die erste lebensfeste Freundschaft mit den Kindern eines Arztes.

Unvergeßliche Zeit! Die Kameraden, drei Knaben von vieren — der Älteste verließ bald das Elternhaus — und zwei Mädchen, bildeten eine Musterfamilie von friedlichen, einander anhänglichen, sich ineinander

fügenden Geschwistern. Der kluge, von allen fast andächtig verehrte Vater zersplitterte sich zu sehr zwischen Beruf und allerlei künstlerischen und wissenschaftlichen Liebhabereien, als daß er den Seinen auskömmliches Brot gesichert hätte. Aber die weise, gütige Mutter, eine der sympathischsten Frauen, die mir im Leben begegnet, wußte mit kleinsten Mitteln eine trauliche, behagliche Häuslichkeit zu schaffen. Unvergeßlich die Herbsttage, wenn die Traube golden am Rebstock hing, wenn man bei den Freunden spielend um den Tisch saß und köstliche Früchte dem Gewinner winkten. Unvergeßlich die Wanderungen durch die Weinberge, wo auf glühheißem Steinpfad die buntflügligen Heuschrecken vor jedem Schritt des Wanderers aufhüpften, die herrlichsten Schmetterlinge in der Sonne sich wiegten, die Kiefern dufteten, der blaue, tiefe See von Gerunden das Bild seiner Ufer mit einer Schärfe ohnegleichen spiegelte und das Kloster auf dem Hügel über der sandigen Rhone das Ave hinaus in den Abend sang. Unvergeßlich die spätere Zeit, da meine Eltern fortgezogen und ich nur noch zeitweilig als Gast im Freundeshause weilte, als das Herz des Jünglings wahlbeschwert zwischen zwei Schwestern zögerte und die hohen Sterne der Maiennacht zum erstenmal den fremden Glanz trugen, den nur Augen gewisser Träumer sehen.

Wieder war es dann Zürich, wo der eigentliche Schulernst begann. Mit langen Beinen und kurzem, dünnem Röcklein schreitet mein Elementarlehrer Peter durch jene Zeit. Er half mir mit Privatstunden nach, weil die Siderser Landschule bedenkliche Löcher in meinem Wissen gelassen. Vor mir liegt ein sauber geschriebener Brief aus jener Zeit: „Liebe Mama! Ich habe heute einen Fackelzug gesehen und der war so schön, daß ich alle Fackelzüge der Welt sehen möchte.“ Das scheint eine der ersten Begeisterungen gewesen zu sein, die das lebenslang in Jubel leicht aufwallende Herz erhitzt, und die in einem Brief an die Mutter Worte fand. Viele Lichter haben seither geleuchtet, viele sind erloschen, aber jede Sternschnuppe der Schönheit jagt selbst dem Alternden noch immer das frohe Blut zu Kopf.

Von der Realschule ist nicht viel zu berichten. Gute Zeugnisse brachten Zufriedenheit des Großvaters, in dessen Hause ich diese drei Jahre verlebte, und daher eigenes Behagen. Der erste Lesehunger brach aus, also daß ich in einer Nacht beim Schein einer Kerze ein dreihundertseitiges Indianerbuch verschlang und mir nachher vom Großvater an Hand des Corpus delicti, der gänzlich niedergebrannten Kerze, die Orgie nachweisen lassen mußte. In diese Jahre fiel auch die erste Bekanntschaft mit einem gedruckten Roman. Er hieß „Die schwarze Kugel“. — Wer sein Verfasser war, wissen die Götter. Er stand im Feuilleton der „Neuen Zürcher Zeitung“ und ich las ihn heimlich, mit innerem Schauern. Daß ich einmal an derselben Stelle unterm Strich stehen würde, ließ ich mir noch nicht träumen.

Mit dem Eintritt ins Gymnasium begann die innere Not des Schülers, wie sie etwa in Geschichten von Strauß, Hesse und der Ebner geschildert ist. Freudig und voll Ehrgeiz traf ich ein, auch aus den Erfahrungen der Alltagsschule heraus schon eines gewissen Erfolges sicher, um dann in böse Enttäuschung zu fallen. Wohl zählte ich in einzelnen Fächern wie Geographie und Geschichte zu den Ersten. Latein aber und insbesondere deutsche Grammatik und Aufsatz sahen mich vor lauter Niederlagen. Mag man's den Entwicklungsjahren zu Lasten legen, jenen Zwischenzuständen von Traum und unbewußten Trieben, die manchen jungen Sinn verwirren. Schuld trug aber vielleicht auch der und jener Lehrer, dessen Urteil nach den ersten Mißerfolgen die Minderwertigkeit des Kandidaten ein für allemal feststellte und ihn aus der Grube der Unbedeutendheit, in die er ihn hineingedonnert, nicht mehr herauskrabbeln ließ. Wie anders wäre es sonst wohl erklärlich, daß der Gymnasiast, der nach dem dritten Jahre von dieser Schule mit der Erkenntnis abging, daß er in die vierte Klasse nicht versetzt werden würde, in dem großen Knabeninstitut Breidenstein, in das er ein Jahr später verbracht wurde, sehr bald seinen neunzig Mitschülern als Muster genannt wurde und im deutschen Aufsatz leicht alle andern, auch die ältern überflügelte?

Die Schule am Fuße des Jura, mit den weiten Gebäulichkeiten, dem herrlichen Garten, dem Schwimmweiher und der Allee mächtiger Pappeln ist längst in ein Fremdenbad umgewandelt. Die sie geleitet, sind tot, die dort miteinander lernten, in alle Welt zerstreut, alt geworden und zum Teil auch schon der ewigen Schule des Lebens entlassen. Ich aber sehe heute noch so deutlich wie damals die kleine Institutsmutter, die bei schönem wie schlechtem Wetter hart auf einen Regenschirm sich stützte und solcher Schirmstöcke jährlich mindestens einen bis zum Stoff hinauf ablief, durch die Flure und die Gartenwege hasten. Ich höre ihr „Strick! Strick! Was machst du da?“ und

sehe ihre scharfen Äuglein aus dem ewig zuckenden Gesichte leuchten. Wir haben sie oft übel hintergangen, indem wir gegen strenge Regel und trotz ihrer eifrigen Wachsamkeit, die bis zu häufigen Taschenstichproben sich verstieg, ganze Berge von Schleckereien und Delikatessen mit der Schlauigkeit von Rothäuten auf dem Kriegspfade aus den Händen fliegender Händler und andern Bezugsquellen in unsere Zimmer schmuggelten.

Ich erinnere mich auch einer Silvesternacht. Sechs ältere, das besondere Vertrauen des Direktors genießende Schüler wohnten in einem Nebengebäude, bewacht von einem der Lehrer, der sein Zimmer neben dem Schlafsaal von vieren und gegenüber der Stube von zweien, eines Engländers und meiner selbst, hatte. Wir wußten, daß dieser Lehrer sich in der letzten Nacht des Jahres mit andern Kollegen in der nahen Stadt ein Gutes tat. Warum sollten wir da nicht auch einmal festen? Zwar war nachts absolute Ruhe anbefohlen und jeder Seitensprung vom Pfade der Tugend streng verpönt; aber in sauberer Wäsche und anderen harmlosen Warensendungen von zu Hause versteckt, hatten Kaviar der Russen, Eingemachtes aus England, gezuckerte Früchte der Italiener und dürre Landjäger aus der Schweiz, ja selbst eine Flasche süßen Schnapses Eingang gefunden, herrliche Bestandteile eines Freudenmahles. Warum also die Gelegenheit unbenützt vorbeigehen lassen? Verschwörung der sechs: Nachts um die zwölfte Stunde Versammlung an der Mittelsäule des Schlafsaals! Schon am Abend wurden alle Eßherrlichkeiten in jenem Saal versteckt. Dann ging man allerseits zu Bett, und der Lehrer und Wächter konnte sich nach 9 Uhr mit dem Bewußtsein entfernen, daß seine sechs Schafe im Pferche und Entrinnen unmöglich sei.

Ein großer Schläfer, der ich war, erwachte ich gegen Mitternacht von dem leisen Anruf meines Schlafgenossen: „Es ist Zeit.“ Noch schlummerbeduselt höre ich das Schleichen der Kameraden im Saale drüben, leises Geräusch von Töpfen, Blechbüchsen und dergleichen und sehe meinen Engländer aus unserer Stube hinaushuschen. Die Tür blieb hinter ihm offen. Ich schüttle nicht ohne Mühe die Müdigkeit ab und richte mich auf, fahre aus dem Bett und in die bereitgelegte Hose, als ich, o Schrecken, einen Lichtschimmer aus dem Treppenhause herauf sich nähern sehe. Zur Warnung der Kameraden war es zu spät. Was ich gedacht, wie ich aus der Hose wieder heraus und ins Bett zurückkam, weiß ich nicht mehr. Ich lag mit klopfendem Herzen, das Gesicht zur Wand gedreht. Schlürfende Schritte nähern sich. Jemand tritt an mein Bett und leuchtet, vor sich hin murmelnd, mich an. Ich erkenne in der Stimme den ebenso gefürchteten als verehrten Institutsleiter und mucke nicht. Aber ich höre auch im Nebensaal Poltern und Fallen und Springen. Gleich großen Fröschen hüpfen die überraschten Kameraden in ihre Betten. Der Direktor geht hinüber. Einen Augenblick bleibt alles still. Dann aber bricht jene Zeusstimme los, die der Schrecken des Instituts ist. Der Direktor hält eine Rede über Vertrauensbruch, törichte Schlemmerei, die zu Magengeschichten und Schulversäumnis führe und stellt harte Ahndung in Aussicht. Kurz nachher schlottert mein Zimmergenosse herein. „Attrappiert“ stöhnt er und schiebt sich unter seine Decke. Der Unglückliche hatte sich ausgerechnet hinter das Bett desjenigen Schülers versteckt, der wegen seiner Schlecksucht bei der Direktion besonders übel angesehen war und darum die Aufmerksamkeit des Institutsleiters besonders auf sich zog. Die Rede drüben dauert fort. Als sie schließt, tritt eine beängstigende Stille ein. Aber die schlürfenden Schritte nähern sich wieder, erreichen abermals mein Zimmer und Bett und als ich, der sich nicht länger schlafend stellen durfte, nun mich aufrichte, spricht eine väterliche Stimme: „Brav, Zahn, daß du wenigstens nicht mitgemacht hast.“ War es Mangel an Geistesgegenwart oder Feigheit — ich steckte das unverdiente Lob ein, ohne zu gestehen, wie nahe auch ich dem Abwege gewesen. Hier sei damals Versäumtes, wenn auch reichlich spät, gutgemacht.

Monate nachher ging meine eigentliche Schulzeit zu Ende. Die Lehre für das väterliche Geschäft, die Wanderjahre, die mich nach der französischen Schweiz, nach England und Italien führten, begannen. In Genf, im Hotel Beau-Rivage, das später der unglücklichen Kaiserin Elisabeth von Österreich vor ihrem tragischen Ende zum Aufenthalt diente, wurde ich in den Beruf eines Kellners eingeführt. Wir Schweizer Wirte mußten von der Pike auf lernen. Es war mir eine harte Zeit, nicht etwa, weil meine Nebenarbeiter Menschen zweiter Güte gewesen wären. Es hat mich selten etwas so empört wie der Reim eines verstorbenen Schriftstellers: „Mußt nicht von Kellner zu Kellner wandern, aber die Menschen achte, die andern.“ Anständig, ja verständnisvoll sind die Leute von der Serviette damals dem neuen Kollegen, dem in vielen Beziehungen für ihre Arbeit so ganz untauglichen, verträumten und allzu weichherzigen

Jüngling begegnet. Sie spotteten nicht, wenn er kiloweise Teller und Gläser zerschlug, nicht, wenn er bei Bedienung der langen Gästetafel das Gleichgewicht verlor, die auf seinen Händen ins Gleiten kommende Huhnplatte an die linke, die Salatschüssel an die rechte Brust drückte und Bratentunke und Salatöl als zwei Bäche über seine Beinkleider liefen. Sie lachten ihn nicht aus, wenn er in den ruhigen Stunden im Speisesaal heimlich Verse schrieb, noch als ihm eine französische Familie zehn Franken schenkte, weil er ein so unglückliches Gesicht mache. Mich aber drückte die Mißachtung, die der Gast dem Bedienenden meistens bezeigte, die Überhebung — ich habe nicht aufgehört Zeuge davon zu sein —, mit der der zahlende Mensch den bezahlten Menschen betrachtet, ohne zu fragen, welche Seele unter Kellnerfrack oder Kleid irgendeines Armen wohnt. Damals erlebte ich auch einen ersten großen Schmerz. Ich hatte einen Schulkameraden. Wir hatten uns im Institut in der ersten feurigen Freundschaft der Knabentage aneinander geschlossen. Wir schrieben einander täglich. Aber als ich ihm erzählte, wie ich nun in der Lehre sei, schrieb er mir, mit einem „Kellner" wolle er nichts mehr zu tun haben. Wie viele andere ist er zurückgekommen, als der „Speisenträger" zum Geschäftsleiter geworden und einen Namen außerhalb seines bürgerlichen Berufs gewonnen hatte. Aber die Narbe von damals ist noch nicht ganz verschwunden. Man war noch nicht gewohnt, Menschen zu verlieren.

Dem einstigen Beruf bin ich lange fremd geworden. Weit liegt die Zeit hinter mir, da ich am Gotthard wohnte und waltete, aber nie will ich aufhören, dankbar zu sein für das, was gerade das Dienen und die bürgerliche Tätigkeit mich an Bescheidenheit und Lebensweisheit gelehrt.

Von Genf aus führten meine Lehr- und Wanderwege weiter. Ich war in Genua zur Zeit, da das große Erdbeben an der Riviera ganze Ortschaften in Trümmer warf und zweitausend Menschen das Leben kostete. Als Sekretär des Hotels de la ville, des einstigen Palastes des Fiesco, saß ich frühmorgens in meiner Schreibstube, als das große Beben begann, und war Zeuge, wie die Gäste, kaum bekleidet, aus ihren Zimmern und ins Freie stürzten, wie die Häuser vor dem schwarzen Nachthimmel als schwärzere Schatten wankten, wie das Meer weit zurücktrat und Menschheit Rauch war vor der Gewalt der Natur. Damals ahnte ich nicht, daß in einer noch furchtbareren Katastrophe dieser Art, der von Yokohama, mein einziger Bruder sein junges Leben würde lassen müssen.

Von dem engen Tyrrhenischen Meere trug mich meine Wanderung an die Küste des weiten Atlantischen Ozeans, nach Hastings, der alten Stadt, aus dem großen Hause des Fremdenverkehrs in das kleine Heim einer deutschen Witwe, die mit ihrer Tochter und einer Verwandten aus dem Mieterlös einiger Zimmer lebte. Verwöhnt von den drei lieben Frauen verlebte ich dort wundervolle Winter- und Frühlingstage. Ich sehe das Feuer noch glühen im Kamin. Am Klavier steht das junge, unschöne Mädchen, die Tochter, und singt mit einer weichen Stimme ein schlichtes englisches Lied. Auf meinen Knien schnurrt Tiger, der mächtige rotgelbe Kater, und neben mir sitzt die Dame des Hauses, die feinen Hände gefaltet, den ehrwürdigen Kopf mit dem weißen Scheitel vornübergeneigt, noch ganz versunken in die Geschichte ihres Lebens und ihrer Liebe, die sie mir kurz vorher vertrauensvoll erzählt. Ich höre das Meer noch rauschen, wenn Flut es an die Promenade der Küste trug, oder wenn es an die hohen grünen Klippen über dem Fischerviertel brandete. Dort hoch über der See stand eine Bank, lover's seat genannt. Dort saß ich oft, noch kein lover, doch aber ein Träumer, und sann in die Zukunft und schaute ins unendliche Blau, wie ich jetzt rückwärts schaue in das, was lange vorbei, in das, wovon noch viel zu erzählen bliebe, wenn der Raum dieses kleinen Aufsatzes nicht umzäunt wäre wie die Zeitlichkeit des Menschen. Vielleicht, wenn ich ein andermal auf dem Wege der Erinnerungen neuen Platz zum Ausschreiten gewinne, sei mehr und anderes berichtet. Die Lehre des Lebens ist noch nicht zu Ende und noch, o Freude, dauert die Wander- und Schaffenszeit!

Der vermessene Tag des Wasilje Awertschenko

Novelle von Gottfried Kölwel

Wasilje Awertschenko war als russischer Emigrant in eine deutsche Großstadt gekommen und stand ziemlich mittellos auf der Straße. Trotz des sonnigen Vorfrühlingstages schlug er den sehr abgetragenen schwarzen Mantel dicht um sich, als fröre ihn etwas. Das blasse Gesicht mit den dunklen Augen hielt er wie ein Suchender meist zu Boden gesenkt. Er achtete kaum auf Häuser und Menschen, so sehr dachte er darüber nach, was er nun tun werde, um sein Leben weiter zu fristen. Und da er mit den Formen der Gesellschaft sehr vertraut war, faßte er schließlich den Vorsatz, Kellner zu werden. Als er sich aber am nächsten Morgen in die vornehmsten Restaurants begab, erhielt Wasilje Awertschenko überall eine Absage, und als er sodann in Gaststätten zweiter und dritter Klasse nach einer Stelle suchte, erfuhr er auch nur überall das gleiche.

So geriet er, noch immer Stellung suchend, endlich in ein dunstiges Bierlokal, wo einfache Menschen hinter steinernen Krügen saßen und ihr mitgebrachtes Essen aus verschmiertem Papier verzehrten. Doch auch hier machte der Wirt nur eine abwehrende Handbewegung, und da zudem einige auf den Handel aufmerksam gewordene Gäste den schmächtigen Russen grinsend betrachteten, kam sich Wasilje sehr elend vor und verließ bedrückt die Stube.

Aber da fühlte er sich, kaum vor der Türe im Gang draußen, plötzlich am Ärmel gehalten und erstaunt blickte er nochmal um. Vor sich gewahrte er das Gesicht eines Mädchens, dessen Blicke eine kurze Weile stumm auf ihn gerichtet blieben. Die dunkeln Augen waren sonderbar groß und ein dichter Ölglanz lag auf ihnen. Er fühlte es deutlich, wie ein starkes Mitleid aus dem fremden Gesicht sprach, und hörte auch schon eine plötzlich fast zitternde Stimme: „Sie sind gewiß in Not, Herr?"

Es war das schwarzhaarige, überaus blasse Büfettfräulein, das ihn während seines Gespräches mit dem Wirt heimlich beobachtet hatte, und da er, ohnehin durch alle Mißerfolge verwirrt, auch noch sah, wie das Mädchen in die Tasche greifen und ihm Geld schenken wollte, riß er sich jäh los und floh, ohne umzusehen, auf die Straße.

★

Inzwischen waren Wochen vergangen, und da geschah eines Tages etwas Unerhörtes.

Ein sehr elegant gekleideter Herr in Lackschuhen und Zylinder trat in das dunstige Bierlokal, wo hinter dem Büfett noch immer das schwarzhaarige, blasse Mädchen stand. Ohne sich auch nur im geringsten um jemand zu kümmern, wie einer, der über alles hinausgewachsen ist, ging der Fremde auf das Mädchen zu. Er ließ seinen Blick sehr eindringlich auf ihm ruhen und sagte: „Ich bin gekommen, um Sie abzuholen."

Anna Mitterer war darob so erschrocken, daß sie einen Schritt zurückwich. „Was denken Sie denn, mein Herr? Ich bin doch hier angestellt! Und übrigens: Ich kenne Sie ja gar nicht."

Da nahm der Fremde den Zylinder ab und hielt sein Gesicht ganz offen vor sie hin.

„Vor etwa einem Monat habe ich nach einer Stellung hier gesucht. Sie sind doch das Fräulein, das mir in den Hausgang gefolgt ist und das mir . . ." Hier neigte er plötzlich wieder das Gesicht und fuhr mit ganz ruhiger Stimme fort: „Dafür möchte ich Sie jetzt glücklich machen."

Und schon begab sich Wasilje Awertschenko zum Wirt und verhandelte mit ihm, ob das Fräulein nicht abkommen könnte; und weil der Wirt eine große Banknote in der dicken Hand spürte, war das Büfettfräulein schon nach Minuten aller Arbeit ledig. Trotzdem zögerte Anna Mitterer noch immer, was sie tun sollte, so ungewöhnlich war alles; und wie vor etwas ganz Wunderbarem schreckte sie noch immer zurück. Schließlich aber gewann das Anziehende und Verlockende, das von diesem seltsamen Geschehen ausging, die Oberhand, und so folgte Anna Mitterer dem Fremden vor die Tür.

Da ihr aber schon im Hausgang das ganz einfache Kleid, in dem sie morgens zum Geschäft gekommen war, etwas mißlich fiel, wollte sie nach Hause gehen und sich umziehen. Doch Wasilje lächelte überaus freundlich und geleitete Anna Mitterer in das Auto, das ungeduldig surrend draußen auf der Straße stand. „Sie sollen sich ganz neu machen," sagte Wasilje zu dem Mädchen, „so wie ich es getan habe," und als bald darauf der Wagen vor dem Eingang eines großen Modewarengeschäftes anhielt,

bat er sie: „Nehmen Sie nur die allerkostbarsten Dinge, die man Ihnen bietet, und kleiden Sie sich ganz und gar wie eine Fürstin."

Die ohnehin großen Augen des Mädchens schienen noch immer größer zu werden, und da sich Wasilje Awertschenko bei allem außerordentlich fein und wie ein großer Menschenfreund benahm und erzählte, daß er ganz unerwartet sehr reich geworden sei, hatte Anna Mitterer das untrügliche Gefühl, es sei das Glück leibhaftig zu ihr gekommen, um sie in ein besseres und schöneres Leben abzuholen, als das ihrige bis jetzt gewesen war.

★

Von Stunde zu Stunde sah sie sich in dieser Tatsache immer mehr bestärkt, und so läßt es sich denken, daß sehr bald auch ihr Herz für Wasilje aufschlug. Ganz entzückt war sie, als Awertschenko sie des Abends mit in ein Lokal nahm, das sie noch nie in ihrem Leben betreten hatte. Diener kamen mit tiefen Bücklingen auf sie zu, um ihr die kostbare Garderobe abzunehmen, und sie mußte sich in acht nehmen, um beim Hinaufsteigen über eine breite Marmortreppe vor süßer Verlegenheit nicht über die Stufen zu stolpern. Als ihr Awertschenko hierbei den Arm reichte, errötete sie leicht, aber sie nahm ihn so, als ahnte sie einen Griff, um sich daran in den Himmel zu schwingen. Wirklich offenbarte ihr auch schon der erste Blick in das Lokal eine Fülle von verschwenderischer Pracht. Die Wände schienen ihr zum Teil aus purem Gold zu sein, eine Verzierung wollte die andere überwuchern, aus Decke und Wänden drangen die Lichter wie bunte Quellen, und der riesige Teppich am Boden glich einem einzigen Blumenflor. Dabei herrschte ein reges Leben eleganter Menschen an den Tischen, und mit allen in engster Verbindung blieb die Musikkapelle, die, einer Kabarettbühne vorgelagert, auf einem Podium aufreizende Weisen spielte. Sie warf die Töne wie unsichtbare Schlangenbänder unter die Menge, bis sich jeder Hörer gefangen spürte und mitgezogen wurde zum Tanzplatz, wo Paar an Paar über den Teppich glitt.

Von all diesem Leben und Treiben wurde besonders auch Wasilje erfaßt, nachdem er mit Anna Mitterer in einer Loge Platz genommen und die auserlesensten Speisen und Getränke bestellt hatte. Er geriet alsbald in eine Stimmung, die so übersprudelnd aus ihm kam wie der Sekt aus der Flasche. Von unbegrenzter Freigebigkeit blieb seine Hand, er überschüttete Anna derart mit Blumen und Geschenken, daß ihm das Mädchen vor Staunen kaum mehr antworten konnte und ihn nur mit immer mehr hingebenden Augen ansah. Dabei bekamen seine dunkeln Blicke etwas unsagbar Schwärmerisches und doch Herrschendes zugleich, und als die Musiker einen Tanz gespielt hatten, von dem er sich wie auf wogenden Wassern getragen fühlte, da geschah mit einemmal etwas Unglaubliches: Wasilje hielt das Mädchen fest am Arm und ging mit ihm auf die Musikkapelle zu. Der erste Geiger stutzte und war sehr verwundert, als ihm der Fremde wortlos an den Bogen griff. Schon im nächsten Augenblick sah der Geiger an der Spitze des Bogens ein buntes Papier flattern. Er wagte es kaum zu glauben. Es war eine Tausendmark-Banknote. Die Augen der übrigen Musiker traten groß aus den Höhlen und gierig rechnete schon jeder, welcher Teil auf ihn treffe. Aber da warf der Fremde auch schon jedem andern eine gleiche Banknote zu. Die Musiker haschten mit zitternden Händen nach dem Geld. Das Geschenk war so groß, daß sie nicht mehr wußten, ob sie lachen oder voll Ergebenheit danken sollten. Wasilje aber tat so, als wäre gar nichts geschehen, und sagte nur: „Spielt!"

Alsdann aber wiegte er sich wieder im Tanze, verzückter noch als zuvor, und Anna Mitterer, die nicht mehr verstand, wie man so reich wie Wasilje sein könne, lag in seinem Arm wie in einer betörenden Schaukel.

Dem Publikum war dieser Vorgang natürlich nicht entgangen, und besonders das Personal raunte sich die Sensation vor Ohr zu Ohr. Alle Blicke ruhten auf dem reichen Mann, und niemand konnte sich erklären, wer es sei. Ein amerikanischer Milliardär? Aber selbst für einen solchen wäre diese Geste des Verschenkens vermessen gewesen.

Es dauerte nicht lange, da rührte es sich auch hinter dem Vorhang der Bühne, und bald spähte das Gesicht einer Tänzerin, bald das einer Chansonette hervor, und kein Komiker und kein Lautensänger wollte sich den Anblick des Fremden entgehen lassen. Alle hatten den Wunsch, mit dem reichen Mann bekannt zu werden, und so entfaltete sich alsbald ein Spiel auf den Brettern, das von einem ganz besonderen Schwung getragen erschien, und der Beifall war so reich wie lange an keinem Abend. Heimlich sah man von der Bühne aus auf die Hände des Fremden, ob auch sie Beifall klatschten, und bald darauf brachte ein Ober einen Zettel hinter die Bühne, daß das

ganze Ensemble zu einer splendiden Mahlzeit geladen sei. . .

Man rückte Tische zusammen, und Tänzerinnen und Chansonetten, Komiker und Lautensänger und was noch alles hinter dem Vorhang gewesen war, reihte sich gegen Mitternacht um Wasilje. Allen stellte er Anna Mitterer, die er nicht mehr aus dem Arm gleiten ließ, als seine Braut vor. So befand sich das Mädchen förmlich wie in einem Traum. Die Silberplatten waren überschwenglich, und der Sekt floß in Strömen. Die Musiker spielten wie besessen, und Geige, Saxophon und Trommel suchten sich gegenseitig zu übertäuben. Eine geradezu bacchanale Stimmung machte sich inmitten der schmausenden und trinkenden Künstlerschar breit, Komiker und Sänger gaben ihre größten Schlager wie mitten auf der Bühne zum besten, jede Chansonette wollte ihre schönste Stimme hören lassen, und schließlich stieg eine Tänzerin sogar auf den Tisch und tanzte zwischen den Sektgläsern für den reichen Fremdling.

Die übrigen Gäste aber wurden von dieser Stimmung mitgerissen, und so tönte und dröhnte der ganze Raum bald wie von einer einzigen Orgie. Davon wurde Wasilje so berauscht, daß er sich als Mittelpunkt des Ganzen, hier, wo man ihn vor kurzer Zeit noch als stellungsuchenden Kellner abgewiesen hatte, wie auf einem göttlichen Karussell vorkam, und es war ihm, als kreise er im Wirbel immer höher und höher, bis er plötzlich wahrhaftig auf seinen Stuhl stieg und über alle die Hände streckte. „O, ihr Brüder meines Herzens," begann er, „die ihr noch wißt, daß es Rausch und Schönheit auf Erden gibt! Ich möchte euch alle umfangen und an meine Brust drücken. Teilhaben sollt ihr an meiner Welt und aus meinem Himmel soll es herabregnen auf euch." Und siehe, da machte Wasilje eine Handbewegung, wie wenn er an einen Felsblock schlüge, damit der Quell daraus entspringe. Und schon im nächsten Augenblick griff er in die Seitentasche seines Frackes, und eine Banknote nach der andern flog plötzlich in die Luft. Nach allen Seiten schleuderte er sie auseinander, und als seine Hand nicht mehr genug tun konnte, streute auch die zweite mit aus. Wasilje stand da, unsagbar verzückt; er stand da wie ein unversieglicher springender Brunnen, und der Geldregen aus seinen Händen schien nicht enden zu wollen.

Doch diese wie von einem Besessenen ausgeführte Tat warf die Stimmung im Lokal mit einemmal um. Man glaubte allgemein, es mit einem irrsinnig gewordenen Banknotenfälscher zu tun zu haben, und so trat, während sich im ganzen Raum eine unheimliche, wispernde Stille breit machte, ein unter der Menge weilender Geheimpolizist auf ihn zu und verlangte von Wasilje, sich zu legitimieren.

Wie staunte aber alles, als Wasilje da zu lächeln begann. Wie ein Triumphierender lächelte er und sagte mit einer fast schwebenden Stimme: „Was wollt ihr? Ich bin kein Verbrecher, ich bin Wasilje Awertschenko, der glückliche Gewinner des großen Loses."

Und bald darauf wußten es alle im Lokal: Als Wasilje Awertschenko vor Wochen an jeder Türe abgewiesen wurde und taumelnd und fast ohnmächtig in die Straßen zurückfiel, da legte er seine letzten Geldscheine auf den Schalter eines Lotteriegeschäftes und gewann mit einem Schlage — hunderttausend Mark.

★

Wie froh war Anna Mitterer, daß sich alles auf solche Weise gelöst hatte.

„Glücklicher Wasilje!" sagte sie. „Hunderttausend Mark hast du gewonnen," und das klang ihrem eigenen Ohre so, als wollte sie sagen: ‚Eine Summe, die kein Mensch heute mehr begreifen kann!'

‚Wie glücklich werden wir werden,' dachte sie, ‚wie glücklich!' Und sie hing sich fest an seinen Arm, als er im Auto mit ihr nach Hause fuhr.

Freilich wunderte es sie, daß er sie nicht mit in ein vornehmes Hotel nahm, sondern den Wagen zu ihrer einfachen Mansardenwohnung lenken ließ. Müde von Wein und Lärm stiegen beide die schmale, etwas schmutzige Treppe empor. Droben gelangten sie in eine kleine Küche, wo noch unabgespültes Geschirr umherstand und nur die allerdürftigsten Möbel vorhanden waren. Wasilje sah sich stumm im Raum um, wie wenn er sagen wollte, daß man hier schon alles neu einrichten müsse, und dann zog er plötzlich seine Geldtasche hervor und legte sie offen vor sich hin . . .

Doch da waren nur noch etliche kleine Banknoten vorhanden, sonst nichts.

Anna Mitterer wagte nicht hinzusehen. Sie hörte nur die Mitteilung aus seinem Munde und plötzlich lehnte sie sich an die Wand und brach in heftiges Schluchzen aus.

Wasilje ließ seinen Blick erschrocken auf der Geliebten ruhen, und sein Gesicht nahm dabei einen Ausdruck an, als würde er endgültig in die bitterste Wirklichkeit erwachen.

Wie elend und enttäuscht das Mädchen an der Wand lehnte! Dasselbe Mädchen,

das ihn in seiner Not beschenken und das er dafür so glücklich machen wollte. Das Glück hatte ihm alle Macht in die Hand gegeben, und er hatte diese Macht an einem einzigen Tage wieder zerstört.

Wortlos ging er an das Fenster, öffnete beide Flügel und sah in die Nacht hinaus. Im endlosen Blau hingen unzählige Sterne.

„Wie habe ich mich, o Gott, an deinem Bild vermessen," begann Wasilje, und seine Stimme hate einen fast verschleierten Ton. „Gleich wollte ich dir sein und mich verschwenden wie du, der du unzählige Sterne in den Himmel hängst, hunderttausend Blumen blühen lässest, aus Millionen Vogelkehlen singst und dich spiegelst in unabsehbaren Flüssen, Strömen, Seen und Meeren .. Doch nun ist nur Dunkel um mich, kein Duft weht mich mehr an, jedes Lied ist verstummt, und — eine fürchterliche Fratze kommt mir entgegen . . ."

Das Mädchen hörte diese seltsamen Worte kaum, so sehr blieb es noch immer in heftiges Schluchzen versunken. Und da es sich nicht mehr beherrschen konnte, zog es sich durch eine seitliche Türe in das Schlafzimmer zurück.

Wasilje hörte gerade noch, wie sie den Riegel vorschob.

Da legte er sich auf den bloßen Boden wie ein Büßer und verbrachte auf den harten Brettern die Nacht.

Am Morgen aber stieg er, ohne Abschied zu nehmen, über die Treppe hinab und trat hinaus auf die Straße, von der er gekommen war.

Unterholz

Von Levin Ludwig Schücking

* * *

Hartriegel und Hagedorn lachten
Und wiegten im Wind sich ein:
Die Schläge der Axte krachten,
Bald werden wir glücklich sein.

Uns wird das Reich gehören,
Dem wir entwachsen sind,
Das Rauschen der hohen Föhren
Tönt nie mehr im Wind.

Die über uns aufgestiegen,
Hochmütig, stark und stolz,
Die werden am Raine liegen,
Nacktes, behacktes Holz.

Es kamen, bei ihnen zu wohnen,
Eichhorn und Marder als Gast,
Es hielten in ihren Kronen
Die wandernden Falken Rast.

Es küßte, bevor es nachtet,
Die Sonne sie jedesmal,
Wir aber standen verachtet
In Dunkel und Tropfenfall.

Jetzt werden wir wachsen und steigen.
Nun Gott uns Freiheit gab,
Die Wolken des Himmels neigen
Sich auch zu uns herab.

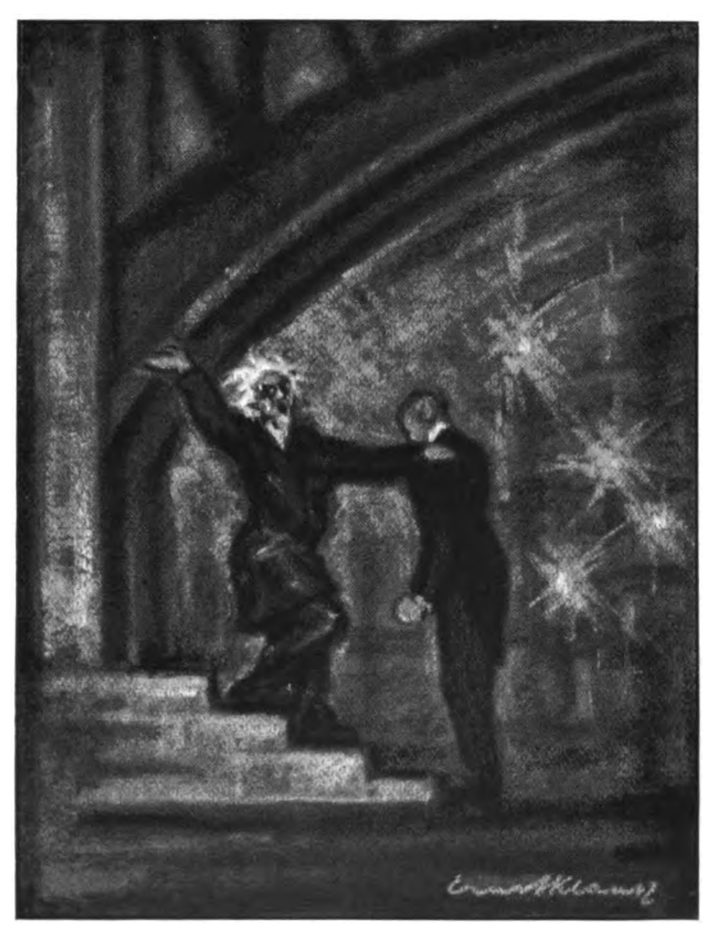
Wir werden im Blauen thronen,
In Gottes Liebe und Zorn. — — —
Längst decken neue Kronen
Hartriegel und Hagedorn.



Berliner Bühnen

Woher nur zu Beginn dieser Winterspielzeit der Massensturm auf kriminalistische Vorwürfe? War's eine Huldigung der Berliner Theaterdirektoren für die Polizei, die ihre Große Ausstellung in den Messehallen am Kaiserdamm veranstaltet hat? Den Groschenheften und dem Film schien voller Neid das Mittel abgesehn, womit sie alle locken, die da geistig arm sind. Mord, Einbruch, Diebstahl im Mittelpunkt der dramatischen Darbietungen. Und da in Groß-Berlin anscheinend noch nicht genug literarische Verbrechen verübt werden, so sicherte man sich die Mitwirkung des Auslands.

Im Deutschen Theater hat Max Reinhardt „Peripherie“, ein Drama aus der Verbrecherwelt von Prag, aus dem Tschechischen übersetzen lassen. Frantisek Langer heißt der Verfasser. Etwas vom Dichter steckt unbedingt in ihm. Man spürt das besonders in den Szenen, die undramatisch und für das Stück belanglos sind. Ein „Betrachter“ tritt auf, ein unscheinbarer Mensch aus der Menge, steht da im häßlichen Vorstadtgelände, zwischen Bauplätzen, Schutthaufen und Verbrecherkneipen, und erzählt dem Publikum die Zwischengeschehnisse. Wladimir Sokoloff war von Reinhardt mit diesem Auftrag betraut. Ein biß-

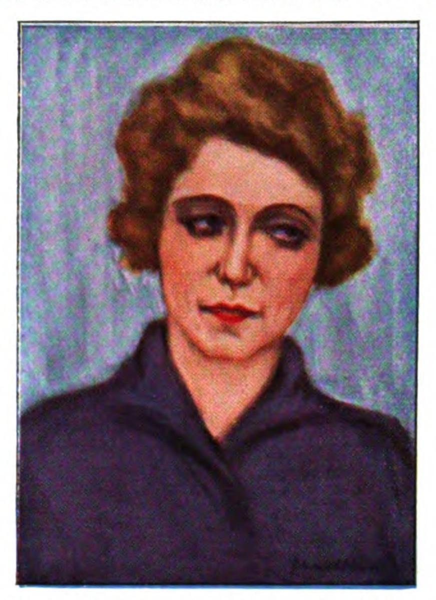


Szenenbild aus Fr. Langers Drama „Peripherie“
Berlin, Deutsches Theater. Pastell von Ernst Klausz

chen radebrechend, man weiß nicht warum, wirbt er um Mitleid mit diesen armen Teufeln, die mit dem Leben nicht fertig werden können. Der Franzi ist bei seinem ersten Debut in der Verbrecherlaufbahn, blutjung, verführt von den abgebrühten Einbrechern Barborke und Toni, als Schmieresteher gefaßt und zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt worden. Nun kommt er zu seiner Schlafstelle in der fürchterlichen Mietskaserne zurück, in die Bude des ewig hämmernden Flickschusters. Inzwischen ist hier Fräulein Anna eingezogen, ein Vorstadtdirnchen, das sich bei diesem trostlosen Regenwetter nur stöhnend auf den „Weg der Freude“ begibt. Die seit den seligen Zeiten des Naturalismus von Friedrichshagen zum Programm jeder neuen literarischen Jugend gehörende Offenbarung, daß eine Dirne heiliger und reiner lieben könne als eine in legitimeren Beziehungen lebende junge Dame, bleibt uns nicht erspart. Franzi und Anna werden ein Paar, und der Jubel ist groß. Daß Anna ihrem Gewerbe nach wie vor nachgeht, stört den seelensguten Franzi nicht. Er weiß es zwar, aber bisher sah er's nicht. Doch als der reiche, verluderte, meistens betrunkene Baumeister Urban die Anna mit auf die Bude begleitet, erwacht im Franzi jäh die Eifersucht. Es gibt den üblichen Zuhälterstreit, Franzi reißt einen Stuhl auseinander und haut dem Baumeister eins vor den Kopf. Der widerliche Trunkenbold tut nun dem verblüfften Franzi den Tort an und steht nicht mehr auf. Er ist tot. Es gelingt dem Franzi, den Totschlag zu vertuschen. Er packt sich den Leichnam huckepack auf den Rücken, schafft

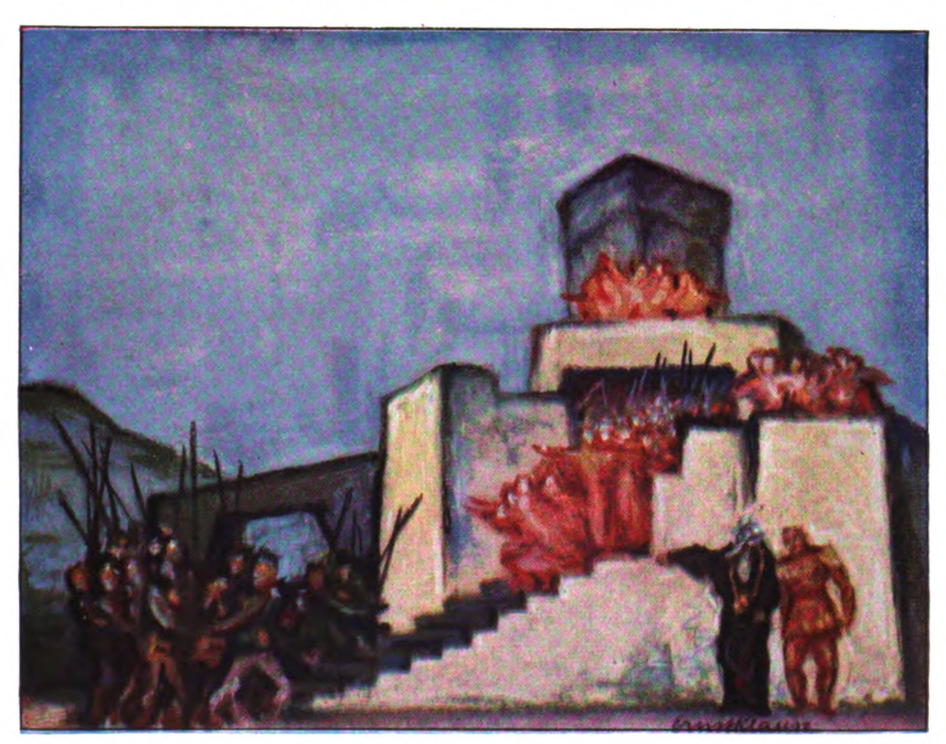


Barbara v. Annenkoff in R. A. Roberts' Kriminalgroteske „Einbruch“
Berlin, Komödienhaus

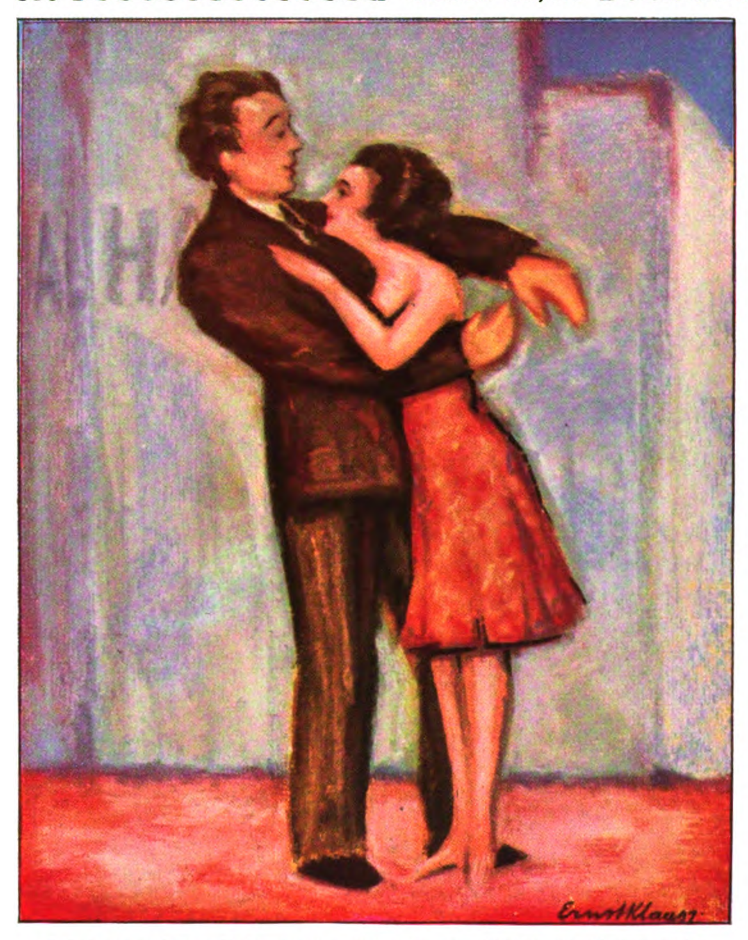


Käthe Dorsch in der Komödie von Arnolt Bennett „Das große Abenteuer". Berlin, Deutsches Künstlertheater. Pastell von Ernst Klausz

ihn angstschwitzend auf einen Bauplatz in der Nähe und ruft die Wache herbei. Der Tote ist nicht beraubt; wahrscheinlich ist der Baumeister im Tran über einen Balken gestolpert und unglücklich auf die Schläfe gestürzt. Auf den hilfsbereiten Franzi fällt keinerlei Verdacht, er erhält sogar von der jungen Witwe des Baumeisters, die seelensfroh ist, von dem Wüstling erlöst zu sein, eine gute Belohnung: Kleider, Uhr, Brillantnadel, vor allem den eleganten Frack, den er für sein Auftreten als Tanzkellner in der Bar so dringend braucht. Er findet ein gutes Engagement und fühlt sich sehr glücklich in den Pausen, die sich seine Anna in ihrem Gewerbe gestatten kann. Sie denken sogar schon an einen gemeinsamen Hausstand. Aber der Totschlag gibt den Franzi seelisch nicht mehr frei. Er verrät sich im Kino vor seinen ehemaligen Komplizen, er vertraut sich einem Rechtsbeflissenen an, der nachts unter dem Stadtbahnbogen Konsultationen erteilt. Er wagt sich sogar auf das Polizeirevier, um ein Geständnis abzulegen. Indes der Kommissar, für den der Fall aktenmäßig erledigt ist, der auch wohl glaubt, der Bursche wolle sich nur wichtig machen oder als behagliches Unterkommen eine Untersuchungshaft herausschlagen, setzt ihn vor die Tür. Das Gewissen läßt ihm keine Ruhe, dem Franzi graust's vor seinem Glück. Wenn nun den armen Burschen an dieser



Szenenbild aus „Lysistrata". Komödie frei nach Aristophanes von Leo Greiner Berlin, Theater am Bülowplatz. Pastell von Ernst Klausz



Klöpfer und Carla Neher in Bernhard Shaws „Mensch und Übermensch"
Berlin, Lessing-Theater. Pastell von Ernst Klausz

Gemüt durch den Nachtbar-Schani durchleuchten lassen, der mit so vielerlei Gesetzesparagraphen in Konflikt kommt. Die kalte, kluge, grüblerische Franziska Kinz zwang die Anna, die anderswo vielleicht liebenswürdiger — aber unechter — mit einem Schuß vom süßen Madel gegeben werden mag, in ihre herbe Gestalt und stellte einen ganzen, schweren, ernsten Menschen hin. Homolka und Hörbiger als Franzis Spießgesellen, Gülstorff als genial-verkommener Richter, Kühne als Kommissar, — eine große Reihe von schauspielerischen Leistungen, die höchste Bewunderung herausfordern. Sogar die kleinsten Nebenrollen von ersten Kräften besetzt. Solche Musteraufführungen gibt es nur bei Reinhardt. Die sehr eindringlichen Bühnenbilder der sechzehn raschen Verwandlungen stammten von Oscar Strnad.

Stelle ein Dostojewski in seine Arme schlösse und uns seinen bitter quälenden Roman aufschriebe, so würden wir das Buch nicht eher aus den Händen lassen, als bis wir aus dem Blutrausch des grausamen Endes erwachten. Wir würden Furcht und Mitleid erleben. Aber in Langers Theaterstück erleben wir schließlich doch nur Kolportage. Da hilft auch die kluge, eindringlich werbende Stimme des radebrechenden Betrachters im Konfektionspaletot nicht mehr ... Der Franzi erwürgt die Anna, ja, diese selbst führt ihm die Hände an ihre Kehle ... Man muß das eben hinnehmen ... Das Drama lohnte wohl kaum soviel Arbeit, soviel Sorgfalt, wie sie Reinhardt aufgewendet hat. Aber muß man dem Drama nicht dennoch dankbar sein, da es doch immerhin den Boden abgab für Theaterwirkungen so großen Formats? Hermann Thimig konnte als Franzi wundervoll sein goldenes Wiener

Von den übrigen Verbrecherstücken sei allenfalls noch der Kriminal-Groteske „Einbruch!" von Ralph Arthur Roberts und Arthur Landsberger gedacht, die dem Schauspieler und Regisseur Roberts einen größeren Erfolg brachte als dem Halbdichter. Die Sympathie des Zuschauers gehört natürlich auch hier dem Fassadenprinzen und nicht dem Herrn Polizeipräsidenten. Man weiß, wie glücklich Roberts berlinische Schnoddrigkeit mit sächsischer Gemütlichkeit zu mischen versteht. Solange er für diesen Max Plettke mit dem Einsatz der eigenen Persönlichkeit wirbt, wird sich die Groteske in Berlin behaupten.

Die Steigerung ist jetzt typisch in den meisten Berliner Theatern: Stück mäßig

oder schlecht, Regie gut oder sehr gut, Darstellung ausgezeichnet. Manchmal reichen aber selbst die Kräfte der genialsten Schauspieler nicht aus, um die tiefe Kluft zu überbrücken. Im Deutschen Künstlertheater mühen sich Käthe Dorsch und Max Pallenberg ab, einer Londoner Komödie „Das große Abenteuer“ von Arnolt Bennett Glauben zu verschaffen. Es ist etwa so, als ob der selige Oscar Blumenthal statt drollig bockender „Weißer Rößl“ den Pegasus des Aristophanes hätte besteigen wollen. Bennetts englischer Füllfederhalter ist für eine größere Aufgabe nicht ergiebig genug. Da ist also der große Maler Carve, der Weltverächter, nach langen Jahren wieder einmal in London gelandet. Sein Diener erkrankt und stirbt. Durch ein Mißverständnis verbreitet sich die Kunde: Carve ist tot! Der Meister, halb spleenig, halb spöttisch, läßt's unwidersprochen. So wird der Diener in der Westminsterabtei beigesetzt, und



La Jana als Absinthe in der Haller-Revue „An und Aus“. Berlin, Theater im Admiralspalast
Pastell von Ernst Klausz

Carve hat das Vergnügen, die Wut seines leiblichen Neffen zu beobachten, den er enterbt hat. Die weiteren Schicksale dieses lebenden Leichnams werden dadurch amüsant, daß ein kleines Spießerweiblein sich des vermeintlichen Famulus des verstorbenen Meisters annimmt. Carve malt, weil er doch wieder Geld verdienen muß. Sein ahnungsloses Weibchen verklopft ein paar Gemälde von ihm für ein Pfund Wurst oder ein Paar seidene Strümpfe. Aber es taucht dann doch auch ein Kunstmakler auf, der aus der Handschrift das Genie Carves erkennt. Ansätze sind da zu starken gesellschaftlichen, künstlerischen, sozialen und familiären Konflikten und Satiren. Aber es ist nichts zu Ende geführt. Was man als nettes Ergebnis verbuchen kann, ist eben nur das Familienlustspielchen eines großen Mannes, der von einer hausbraven kleinen Küchenintelligenz gegängelt wird. Neben den beiden Prominenten, die den Maler und das gutmütige Putchen gaben, hielt sich Eugen Burg als Theaterlord von Bennetts Gnaden in allen Ehren.

In die verschiedenen Spielpläne ist eine Anzahl klassischer Stücke wieder eingereiht worden, die man den Berlinern bloß deshalb vorsetzte, weil es die Regisseure reizte, eine funkelnagelneue Auffassung zum besten zu geben. Man spielt die Historien heute am liebsten „zeitlos". Zu allererst haben sich das Schillers „Räuber" gefallen lassen müssen. Direktor Ziegels Idee in Hamburg. Ein solches Lumpengesindel, wie sich's um Karl Moor schart, haben wir im November Achtzehn doch auch in Berlin beisammengehabt! dachte sich der Führer der republikanischen Repräsentationsbühne. Also stellt das Staatstheater es ungefähr so auf die Bretter am Gendarmenmarkt, wie es sich damals auf den durch die Straßen jagenden Autos gebärdet hat: die ruppig uniformierten Kerle, die kein Gewehr vorschriftsmäßig bedienen konnten, die fetten russischen Burschen im Matrosenanzug, die niemals Dienst auf einem Schiff getan hatten . . . Das unausgegorene Jugendwerk Schillers ist aus einer solchen Barrikadenstimmung heraus vielleicht wirklich noch am ehesten zu erfassen, zu „retten", und wirkungsvoller als manches Stück von Toller, Brecht und den anderen Vatermorddichtern der ersten Nachkriegszeit ist es immerhin. Aber eine dringende Notwendigkeit, es wieder auszugraben, lag nicht vor. Ebensowenig Geschick verrieten die Neueinübungen der „Lysistrata" in der Volksbühne und des „Egmont" im Theater in der Kommandantenstraße. Die von Leo Greiner nachgedichtete Komödie des Aristophanes war vor zwanzig Jahren ein Saisonerfolg der Kammerspiele. Humperdinks Musik, Reinhardts witzige Regie, Sterns bunte Kostümpracht, ein Areiopag von schönen Frauen . . . Damals einer der lustigsten, verwegensten, lachfreudigsten Theaterabende, die Berlin erlebt hat . . . Und nun bringt die Volksbühne eine eckige, hölzerne, trostlos grämliche, aller Daseinsfreude bare Aufführung heraus, von einer Kälte, daß man glaubt, man sähe nach jedem Wort den Atem in der Luft. Agnes Straub als Lysistrata. Es ist ihr nicht zu helfen. Uns auch nicht. Ohne ein bißchen heimlich glühende Sinnlichkeit, die jeden guten Rat zur Enthaltsamkeit auf den Kopf stellt, ist diese Komödie von den Weibern, die mit dem Liebesstreik drohen, um den Männern den Krieg zu verleiden, nicht denkbar, auch gar nicht amüsant. In der Volksbühne hat man aber natürlich den pazifistischen Grundgedanken herausarbeiten wollen. Das ist gelungen. Allein man fröstelt



Gruppe aus der Revue „Der Zug nach dem Westen"
Berlin, Theater des Westens



Gitta Alpers als Ninetta in Serge Prokofieffs Oper „Die Liebe zu den drei Orangen"
Berlin, Staatsoper. Pastell von Ernst Klausz

in der Erinnerung an diesen humorlosen Vereinsabend. Auch das Theater in der Kommandantenstraße hat auf Musik und Stimmung bei seinem „Egmont" verzichtet. Ein seltsamer Egmont. Auf Grund nachträglicher Quellenstudien den Dichter zu korrigieren, das ist ein böses Unterfangen eines Dramaturgen. Man kann doch aus dem Goetheschen Helden keinen Reiff-Reifflingen machen, auch wenn man überzeugt sein sollte, daß ihm das gleichgültige Abenteuer mit dem kleinen Klärchen nur eines von hundert war. Der Staatsmann, der Mann der hohen Sphäre, der Starrkopf, der in den Tod geht, von Freiheitsbildern umgaukelt, fehlte völlig. Was haben wir in unsern Schulzeiten geseufzt über die lederne Art unserer Literaturlehrer, die uns die Klassiker verekelte! Braucht sich die heutige Jugend diese eigenbrötlerischen Vergewaltigungen unserer Nationalgüter gefallen zu lassen? Dann doch lieber sie gleich verfilmen!

Im Lessing-Theater gab's eine köstliche Aufführung von Bernhard Shaws „Mensch und Übermensch". Wer Charakter und Zeit genug aufgebracht hat, die dreihundert Seiten der Buchausgabe zu lesen (sie enthält vorzügliche Leitartikel, die mit dem Thema herzlich wenig zu tun haben), der wird das Stück, wenn er's in drei verschiedenen Bearbeitungen sehen sollte, kaum recht wiedererkennen können. Denn man kann die verschiedensten Stücke daraus zurechtstreichen. In der Berliner Erstaufführung hatte man

den Traumakt, der in der Hölle spielt, ausgelassen. Diese neue Bearbeitung dagegen rückt ihn in den Mittelpunkt der ganzen Entwicklung, und wir stoßen so endlich auf den Nerv dieser schmissigen Parodie. Don Juan, der große Verführer, wird natürlich unter Shaws Händen das Opfer der Verführung; die Tochter des Komturs zwingt ihn schließlich vors Standesamt. Ebenso einfach wird der Flug vom Himmel durch die Welt zur Hölle persifliert: im Himmel ist es unerträglich langweilig, selbst der sittenstrenge Papa der verführten Dame Anna kommt auf seinem Marmordenkmal gern einmal für ein Plauderviertelstündchen in die Hölle angeritten. Jedes Stück von Shaw enthält zehn saftige Offenbachiaden. Mephistopheles ist der spanisch-jüdische Räuberhauptmann, der mit dem Geld eines amerikanischen Dollarfürsten als Aktiengesellschaft „gegründet" wird. Kaum eine Szene, die der guten Gesellschaft, der gerechten Justiz und ehrenwerten Kaufmanngilde der heute machthabenden Nationen nicht eine schallende Ohrfeige gäbe. Das geht wie in einem Salonfeuerwerk. Die wirkungsvollste Szene ist bei Shaw immer die im ersten Akt, in der ein anarchistisch eingestellter Raufbold die gepuderten Perücken der Arrivierten ins Wackeln bringt. Wir kennen sie aus „Zurück zu Methusalem", aus „Candida", aus einem halben Dutzend anderer angriffslustiger Konversationsakte. In „Mensch und Übermensch" wirkte das Aufeinanderplatzen diesmal aber besonders drastisch, weil der geniale Eugen Klöpfer den Draufgänger verkörperte. Er war gewiß kein Engländer, aber er war eben Eugen Klöpfer. Ein saftiger Naturbursche kam dabei heraus, mit dem man durch alle Abenteuer herzhaft lachend mitging: wie er sich dreht und windet, um seinem entsetzlichen Schicksal, geheiratet zu werden, zu entgehen! In Tempo, Bühnenbildern und Einzelleistungen (Etlinger als Räuberhauptmann!) eine Vorstellung von starkem Eindruck. Aber Klöpfer, den ernsten, schweren Mann des weichen, großen Herzens, in diesen lustigen Nöten zu sehen, das ist amüsanter als alles andere, es ist auch unbedingt wertvoller als die dreihundert Seiten Shaws.

Die Staatsoper hat als erste Tat nach



Szenenbild aus Serge Prokofieffs Oper „Die Liebe zu den drei Orangen". Berlin, Staatsoper

den Ferien die bereits in Köln mit Erfolg gegebene Märchenoper des Russen Serge Prokofieff herausgebracht: „Die Liebe zu den drei Orangen." Das Libretto ist nach einem Märchen des Carlo Gozzi verfaßt. Ein drolliger Prolog, der vor dem Vorhang spielt, persifliert die verschiedenen Gruppen der Theaterbesucher. Da stellen die Tragischen ihre Forderung nach tiefernsten Problemen, die Komischen wünschen befreiendes Lachen, die Lyrischen streiten sich mit den Hohlköpfen, die Sonderlinge besetzen die Plätze im Proszenium und begleiten das Spiel mit starkem Enthusiasmus, ja sie greifen auch wohl selbst in die Handlung ein, — so etwa, wenn die der Orange entronnene verwunschene Prinzessin Stinetta in der Wüste zu verschmachten droht und sie sich entschließen, dem armen Ding heimlich einen Eimer mit Wasser auf die Szene zu setzen, den sie dann entdeckt und zu allgemeiner Befriedigung leert . . . Viel köstlicher Unsinn passiert in dieser Oper. Es ist eine richtige Zauberoper, wie sie naiver und bunter auch Schikaneder nicht hätte erfinden können. Hundert Märchenmotive wirbeln in den zehn Bildern durcheinander. Indische, arabische Motive, Anklänge an russische Tatarensagen, wie sie Tolstoi festgehalten hat. Der Treffkönig hat einen an Hypochondrie leidenden Sohn, aus aller Welt holt man Kräfte herbei, um den Prinzen durch ein gesundes Lachen von seiner Krankheit zu befreien. Alles scheint vergeblich. Clarion, die Nichte des Königs, hofft auf den Untergang des Prinzen: dann erbt sie den Thron und erhebt ihren Helfershelfer, den Minister Leander, zu ihrem Gemahl. Im Hof des königlichen Schlosses gibt's dann die lustige Szene: wie die als altes Weib vermummte böse Hexe Fata Morgana unversehens einen Purzelbaum schießt, die Beine in die Luft streckt und der Prinz sich ausschütten muß vor Lachen. Die Hexe verflucht den Prinzen und wünscht ihm: die Liebe zu den drei Orangen. Dieser Wahn wird bald zur Besessenheit, der Prinz zieht mit seinem Diener Truffaldino zum Schlosse Creonta, wo sie der baßgewaltigen Köchin die drei Orangen entwenden. Die Früchte wachsen unterwegs — verwunschene Prinzessinnen leben darin. Zwei von ihnen verschmachten, die dritte, vom ergriffenen Publikum durch den Labetrunk gerettet, wird die Geliebte des Prinzen. Aber sie haben noch mancherlei Zauberspuk durchzumachen, bevor die bösen Geister bestraft sind und der Treffkönig, fröhlich seine Krone schwenkend, das junge Paar vor allem Volk zusammengeben kann. Ein bißchen Rührung und Gruseligkeit wohnt dicht neben herzhaftem Humor. Natürlich sind für die Pretiösen im Publikum auch tiefere Beziehungen zu allerlei symbolischen Begriffen hergestellt. Aber wer sie nicht entdeckt, trägt keinen Schaden davon. Man kann sich der bunten Bilder und der naiven Kinderseligkeiten freuen, ohne sich genieren zu müssen. Es ist alles in orientalische Pracht getaucht. Die szenischen Bilder, die Gewänder, die Farben des Himmels, die Gruppen und Umzüge, — es ist wie ein Blättern in einem kostbaren, spannenden Zaubermärchenbuch. Aravantinos hat die Oper mit Phantasie und Geschmack ausgestattet, Leo Blech hat sie dirigiert, Helgers als Kartenkönig, Hutt als Prinz, der Bassist List als Köchin, Gitta Alpers als zarte Prinzessin, die geistreichen, formbeherrschenden Tänzer Tergis und Kreutzberg und Elisabeth Grube, sie haben neben vielen andern glänzenden Kräften die Aufführung mustergültig gestaltet.

Die Musik ist melodiös, fein den Stimmungen angepaßt, ist lyrisch, ohne sentimental zu werden, humoristisch, ohne ins Banal-Possenhafte zu verfallen, hat Glanz und Kolorit, hat oft einen ins Große wachsenden Zug, und kann dann doch wieder kichern und sich herzlicher Freude am Hänseln und Ironisieren hingeben. Ganz vollendet beherrscht der Komponist das Orchester. Es ist ein Genuß, in diese Partitur hineinzuhören. Ein durchaus moderner Musiker ist da am Werke — aber er besitzt noch Ohren, für die es gesetzmäßige harmonische Lösungen gibt, Ohren, die durch die Atonalitätslehre noch nicht die Verantwortung gegenüber dem Zusammenklang verloren haben. Ganz neuartige Wirkungen sind dem Schlagzeug, den Holz- und den Blechbläsern abgewonnen. Auf dem Boden von Tschaikowsky ist da weitergearbeitet — kaum auf dem von Strawinsky, der Prokofieffs Lehrer gewesen sein soll. Es ist ja traurig, daß wir diese reizende Oper keinem Landsmann verdanken, aber es wäre noch trauriger, wenn man sie uns aus diesem Grunde vorenthalten hätte. Der Festmarsch, der das letzte Bild beherrscht, ist ein echtes, starkes, großes Opernstück, das man mit nach Hause bringt. Ein Werk, das man liebgewinnen kann! P. O. H.

Gedichte

Das Haltertal. Von Max Giller

Die letzten Häuser sinken hinter Bäumen,
Das Haltertal liegt vor uns weiß und weit.
Wir lauschen still des Winterwaldes Träumen
Von Sonnenschein und weißer Blütenzeit,
Indes Schneestürme auf dem Salzberg fegen
Die Wehen, die den Jägersteig verlegen.

Wir stampfen in dem Schutze hoher Buchen
Durch tiefen Schnee, der unsre Schuhe hält;
Auf Disteln Finken karges Futter suchen,
Von harter Lagerstatt ein Hase schnellt.
Geblendet gehn wir durch kristallne Weiten
Und träumen mit von weißen Blütenzeiten.

An Frau Tz. Von Carl v. Hartmann

Was mußt' ich auch nach deinem Händchen haschen
Mit heimlichen, begehrlichen Gebärden!
Erst wand sich's wie ein Silberfisch in Maschen,
Um still und stiller dann zu werden.
Nun duckt sich's wie ein Täubchen weiß,
Ich fühl' sein eigen Herz in meiner Rechten klopfen.
Mich überrieselt's kalt und heiß,
In meinem Blute jagen sich die Tropfen.
Aus deinem Auge springt der starre Schrecken. –
Was mußt' ich auch die Hände nach dir strecken!

Deine großen, langsamen Augen. Von Kurt Arnold Findeisen

Deine großen, langsamen Augen,
Die immer wie Kinder verwundert stehn
Am Straßenrand, die nicht zur Eile taugen
Gleich Prozessionen, die mit Fahnen gehn,
Deine großen, langsamen Augen,
Ich möchte sie nimmer voll Tränen sehn.

Einmal im Südland sah ich vor Jahren
Eine Madonna im Regen stehn.
Aus Augen troff's, die groß und langsam waren,
Das war so sterbenstraurig anzusehn.
Nimmer bin ich des Wegs gefahren,
Nimmer konnt' ich vorübergehn –

– – – – – – – – – – – –

Deine großen, langsamen Augen,
Ich möchte sie niemals voll Tränen sehn!

Erkenntnis. Von Edith Hamann

Ob ich träume, ob ich handle,
In den Wäldern, in den Städten –
Ob ich ruhe oder wandle
Vor dem Ziel des Nieerspähten:

Wie ich fühle, daß ich lebe,
Wird mir wundervoll Begreifen,
Und ich singe und ich schwebe
Weltenlang in kühnem Schweifen.

Was ich denke, was ich treibe,
Schwindet in den schnellen Tagen –
Was ich werde, was ich bleibe,
Wird mich endlich höher tragen!

Meine letzte Löwenjagd

Von Rudolf de Haas

Alpenmatten hoch über der Tropenwelt. Stätten des ewigen Schweigens. Blitzende Tautropfen in den Bartflechten altersgrauer Urwaldriesen, dreitausend Meter über dem Meere. Hier und da eine einsame Gladiole wie ein Glühwürmchen in der Nacht des verwunschenen Hags.

Plötzlich reißt der rabenschwarze Schleier. Eine Eifellandschaft umfängt mich. Welteinöde. Grauen. Wer den Fuß zum ersten Male in diese Wildnis setzt, wähnt sich dem Inferno Dantes nahe.

Mir ist die Wüstenei hier wohlvertraut. Ich winke den Kameraden, die den Saumpfad heraufkommen, und schreite aus der Richtung rechts eine kahle Höhe hinauf. Jetzt hebt sich ein grauer, kreisrunder Aschenkegel über den Kamm. Es ist der Oldonje Ngai. Wenige Schritte weiter vorn stockt der Fuß.

Dicht vor mir hat sich jählings ein ungeheurer Krater aufgetan. Aus schwindelnder Tiefe leuchtet ein blaues Märchenbecken empor. Die silbernen Pünktchen auf seinem Spiegel, die wie weißer Lotos schimmern, sind Flamingos; eben flattert ein Schwarm hoch und entfaltet die rosenroten Schwingen. Die schroffen Seitenwände des erloschenen Trichters sind von Urwaldschmuck umkränzt.

Nach der ersten Überraschung fliegt der Blick gen Norden. Ein blaßblauer See mit wundersamen Felsenzinnen und verschwiegenen Buchten grüßt aus goldgelbem Sande. Eine Landschaft Turners. Der Große Natron-See entschleiert eins der erhabensten Geheimnisse der Schönheit Afrikas. Mit offenen Augen träumen wir.

„Wir müssen weiter!" mahne ich endlich. Die Schatten des Loolmulassin, der sein Haupt über das wilde Hochland der Riesenkrater erhebt, werden länger. Wir reiten in den Bulbulkessel, dessen ebenfalls längst ausgebrannte Gründe saftige Matten bedecken. Die Nacht bricht herein. Eine eiskalte Nacht. Feuerholz ist auf der Hochweide nicht aufzutreiben. Frierend kauern wir uns aneinander. Ehe die Sonne aufgeht, springen wir aus dem nassen Tau in die Sättel.

Schwerer Regen überrascht uns am Olmotti. Wir können heute nicht mehr in den Ngoro-Ngoro-Krater, durch den uns der Weg zum Viktoria-See führt, hinabklettern. Viele Stunden gießt es aus Kübeln. Unsere Zeltwände sind längst zerfetzte Lumpen. Ein scharfer Wind kommt auf, fährt uns durch Mark und Bein und peitscht den Khaki trocken. Hungrige Hyänen heulen durch die Nacht.

Tags darauf siegt die Sonne. Sie flammt durch den Schirmakazienwald am Rande des Abstiegs und wandelt ihn in einen Christtagstraum. Der Magadsee im Kessel flimmert in Opalreflexen. Die Flußpferde im Sumpf grunzen vor Behagen im tiefsten Baßakkord. Hoch oben an der Oldeaniwand wandelt sich der dunkle Bambushain in einen golddurchgleißten Dom aus Smaragd. Die Elefanten auf dem höchsten Grat rüsten sich zur Wanderung durch die Borassuspalmenwälder Umbugwes nach dem fernen Meru.

Am Fuße des Hochlandes der Riesenkrater rollt die Serengeti-Steppe ihren Blumenteppich auseinander und breitet ihn vor den Füßen des Wanderers, der zum Viktoria-See pilgert, bis an den Saum der Wälder Ussukumas hin. Die Blumen sind lebendig. Uralte Sage der Vorzeit ist hier Wahrheit geworden. Der Garten Eden öffnet noch heute sein Portal. Nirgend auf der weiten Erde hat dies Bild seinesgleichen, auch nicht auf Afrikas farbenfrohen Fluren.

Auf dem schwellenden Wiesenteppich, in den die Sonne Margeriten und Lilien hineingestickt hat, eröffnen Thomson- und Grantgazellen den Reigen des Frühlings. Von allen Akrobatenstückchen, die sie aufführen, sind das wundersamste die Sprünge. Sogar die schwerfälligen, roten Elenantilopen, die fast die Größe der Rinder erreichen, äugen verwundert herüber und können es nicht fassen, daß die Kleinen mit allen vier Läufen zugleich wie die Kautschukbälle in die Lüfte schnellen; selbst die alten grauschwarzen Bullen, die sich behaglich im Grase niedergetan haben, vergessen das Käuen und staunen. In wilder Lebensfreude jagen bunte Tigerpferde in gestrecktem Galopp heran und stellen sich unter den Zuschauern auf; sie wiehern vor Lust und werfen die Mähnen in graziösem Schwung in den Nacken. Spöttisch, wie sie von Natur veranlagt sind, mustern allein die Gnus das Spiel, senken die Koboldsfratzen und jagen wie auf Kommando in die weite Steppe hinein. Einen Augenblick starrt die ganze Tierwelt auf die wie Windmühlenflügel im Kreis hinwirbelnden Schwänze der davondonnernden Kolonne; dann nimmt das frohe Treiben seinen Fortgang. Gazellen und Antilopen springen durch Lilien und Margeriten weiter im Tanz und lassen sich auch durch Roß und Reiter nicht stören.

★

Wir sind daheim. Wo auf Erden ist eine Wildnis so weltverlassen wie unser Lager? Vor der grauen Dornbuscheinöde des „Maporu ya Meatu" fürchten sich die Schwarzen Ussukumas, denn hier lauert der Tod wie nirgendwo sonst. Wer die verschwiegenen Plätzchen nicht kennt, an denen

sich das Wasser der Regenzeit in Granitplatten das Jahr über hält, der ist verloren. Nur das Nashorn, das ungeheure Marschleistungen zur entlegenen Tränke bewältigt, durchwandert ungestraft das Reich der ewigen Dornen. Der schweifende Löwe kommt hier nicht auf seine Rechnung. Alles Lebendige meidet den Fluch der Wüste. Kein Brite sucht uns hier, kein Späher fände uns je.

Wir hausen in einer Burg aus Granit, die die Natur selbst hier aufgetürmt hat, ohne daß Menschenhände nachzuhelfen brauchten. Rings umher ragen zahllose ähnliche Bastionen auf. Granit und Dornen, Dornen und Granit, sonst nichts. Fern am Horizont, am Saum des verwunschenen Waldes, dehnt sich die Serengeti, soweit das Auge schaut. Hier oben im Nyarasa-Randgebirge fallen die Felsen plötzlich in schwindelndem Sturz tausend Meter tief in den Höllentrichter der Wüste des abflußlosen Gebiets. Bleich und gespenstig wie ein Schott der Sahara flimmert das Natronsalz des Nyarasa-Sees herauf; wenn irgend auf Erden, so ist dort unten der Eingang zu Plutos Reich.

Wir hausen nicht allein in dieser Wildnis. Tief im Walde haben wir ihre frisch errichteten Jagdansitze gefunden. Es sind die Wanege oder Wahi, von denen niemand etwas Gewisses weiß, ein Pygmäenvolk der Buschmannsart. In den sieben Monaten, die wir hier nun schon lagern, haben wir auch nicht einen zu Gesicht bekommen. Daß sie da sind, wissen wir, aber nie flog einer ihrer vergifteten Pfeile in unsere Mitte. Keiner kümmert sich um den anderen. Es war uns erst unheimlich, doch das hat sich längst gelegt.

*

Die roten Felsen verglühen in der Ferne. Wir reiten zum letzten Kampf mit dem Briten. Das Spiel ist aus. Wir sind noch sieben Weiße und vier Schwarze.

Wir betten das Haupt im Sattel, sobald die Sonne sinkt. Graue Nebel wogen über die Steppe und decken uns zu. Kein Raubtier streicht umher. Alles bleibt ruhig. Nur das wiehernde Gebell muntrer Zebrahengste dringt gegen Morgen an mein Ohr.

Die Nebel reißen, ehe die Sonne kommt. Ganz nahe stehen die Zebra. Eben eräugen sie die Reittiere und galoppieren heran. Sobald sie den Irrtum erkennen, gehen sie in hohen Fluchten ab. Um ihre Mähnen spielt der erste Sonnenstrahl vom Oldeani her. Wie Pfeile aus lautrem Silber fliegen sie durch die Steppe.

Wir reiten der aufgehenden Sonne zu, quer durch die Serengeti. Der Boden ist brüchig. Dann und wann strauchelt ein Tier über eins der vielen Schweinslöcher, die meist durch Grassträucher verdeckt sind. Die Sonne steigt höher. Mehr als einer der Reiter schläft im Sattel ein.

Der junge Thüringer links von mir beginnt einzunicken wie die andren. Die Lider fallen ihm langsam zu. Nur durch einen schmalen Spalt noch sieht er die gelbe Steppe vor seinen Pupillen verflimmern. Schon träumt er. Plötzlich reißt er die Augen weit auf. Einen Moment zaudert er. Wacht er oder ist alles ein Traum?

„Löwen!" ruft er halblaut. „Das Rote da vor uns im Grase! Zwei Stück! Sie schlafen!"

Ein elektrischer Schlag zuckt durch die ganze Patrouille. Alle Müdigkeit ist verschwunden. Jeder Nerv spannt sich an. Ein Irrtum ist ausgeschlossen. Wir kennen unsren Jüngsten. Er hat die besten Augen von allen. Auch kein Schwarzer kann sich mit ihm messen.

‚Herunter vom Gaul!' war der erste Gedanke, der mich durchblitzte. Ehe das Kommando mir über die Lippen kommt, ist es zu spät. Die Löwen haben unsere Witterung und flüchten auf der Stelle. Schon verschwinden sie hinter einer nahen Bodenwelle.

Im wilden Galopp nehme ich die Verfolgung auf, hinter mir her rasen die Kameraden. Sonderbar, wieder zwei schlafende Löwen am hellen Tage, ohne jede Deckung, ohne Baum und Strauch, mitten im Grasteppich der Serengeti! Genau wie vor drei Jahren wieder zwei Männchen, wie ich sie 1914 einige Monate vor Ausbruch des Krieges mit Leutnant Bergmann schoß, dem Schutztruppenoffizier aus Bukoba, der durch Zufall gerade diese Straße zog! Auch der Platz war fast derselbe, keine drei Stunden von hier!

Ha, da sind sie! Ich habe den Kamm der Bodenwelle erreicht. Vor mir im Grunde springen die Löwen dahin. Das Gelände bleibt ideal, wie geschaffen für die Jagd; bis an den fernen Horizont eine einzige grüne Wiese ohne Deckung, hier und da von leichten Erhebungen durchsetzt. Daß die Raubtiere entkommen können, ist kaum denkbar. Sie fühlen es selbst; dann und wann äugen sie rückwärts, offenbar in innerem Kampfe, ob sie nicht lieber jetzt schon den Fehdehandschuh aufnehmen sollen.

Wir gewinnen an Grund. Zusehends verringert sich die Entfernung. Noch mögen es fünfhundert Meter sein.

„Sie können nicht mehr! Wir haben sie!" schreit triumphierend einer der Reiter, ein Weißer.

„Maji kule mbeli, labda tope!" ruft ein schwarzer Askari. „Vorn ist Wasser! Vielleicht ein Sumpf!"

Schon steckt mein Tier mit beiden Vorderläufen in weichem, nachgebendem Boden. Es ist kein Sumpf, es kann nur Wasser vom letzten Regen sein, das sich hier in tiefer Delle gestaut und den Grund gelockert hat. Für die Löwen war die Niederung schlecht zu passieren, für die Reittiere unter dem schweren Gewicht ist es eine Unmöglichkeit. Wilde Verwünschungen werden laut. Eben

haben die Raubtiere wieder festen Boden erreicht und rasen davon. In schwerer Enttäuschung machen wir kehrt und umreiten die Niederung.

Einer meiner Leute ist aus Rand und Band. Nie hatte er einen Löwen geschossen. Sein Jagdtag ist heute. Die Reihe geht bei uns um nach kameradschaftlich festgesetztem Programm. Daß ihm sein Löwe entkommen soll, kann er nicht verschmerzen.

„Ich hole sie ein!“ zischt er, gibt seinem schnellen Tier die Sporen und fährt wie der Blitz durch die Steppe. Schon ist er meinen Augen entschwunden, die nächste Welle nimmt ihn auf.

„Es ist sinnlos!“ meint einer der Leute. „Er bekommt sie nimmer!“

„Sage das nicht!“ widerspricht ein anderer. „Er hat das leichteste Gewicht und das schnellste Tier!“

„Jedenfalls ist es für uns zwecklos, noch weiter hinterdreinzurasen!“ entscheide ich. „Wir hetzen die Gäule unnötig ab! Unser Weg ist weit!“

*

Da vorne fielen Schüsse! Strecker schießt!“ ruft jemand.

„Laßt ihn ruhig knallen!“ entgegne ich.

„Wir können ihn doch nicht in der Patsche lassen! Er ist ja kurzsichtig und schweißt die Löwen bloß an! Wir müssen hin!“

Ich lasse mich breitschlagen. In wahnsinnigem Galopp jagen wir durch die Steppe.

„Dort ist Strecker! Er schießt wieder!“

Ich höre die Schüsse. Vorn flüchten die Löwen, anscheinend unverletzt. Wir erreichen den Kameraden.

„Einer ist getroffen!“ schreit er.

„Es sieht nicht danach aus!“ ruft jemand.

Man hilft ihm in den Sattel. Die Raubtiere haben wieder einen mächtigen Vorsprung. Die weitere Verfolgung scheint aussichtslos. Keiner verspürt mehr Lust hinterdreinzujagen.

Jetzt aber ist in mir der Trotz erwacht.

„Los, Meza, du und ich, wenn sonst keiner mehr will!“

Der Askari, der vor kurzem auf Weidewache einen Löwen von einem unserer Ochsen herunterschoß, ist immer zu haben. Wie mein Schatten jagt er hinter mir her.

Nun erwacht auch in den Kameraden die Weidmannslust wieder. Mit Ausnahme der Reiter, die die Packtiere unter sich haben, rasen sämtliche vier Weiße und noch der schwarze Schausch hinter uns her, der Unteroffizier.

Durch alle Adern schäumt das Blut. Es ist Königssport. Ich habe manche Löwenjagd erlebt, auch zu Pferde. Hier aber brausen wir in der wildesten, stolzesten Stunde unseres Lebens hinter zwei Mähnenlöwen in einer Hatz auf Tod und Leben drein. Dies Bild schaute niemand zuvor, dieser Augenblick kehrt nicht wieder. Dicht nebeneinander jagen die Löwen dahin, nach Osten zu. Nur die ungeheuren gelben Spiegel sehe ich vor mir, nur die wie Wimpel dahinflatternden Schweife.

Jetzt sind wir heran. Das Terrain steigt sanft. Den großen Würgern geht die Puste aus. Keiner äugt nach rückwärts, aber allerlei geht in ihnen vor. Wie kamen sie nur dazu, fragen sie sich, vor den großen, dunklen Zebra mit den affenartigen Wesen auf ihren Rücken in plötzlicher Feigheit auszureißen? Waren es die Gesichter, die sie geängstigt, fahl und bleich wie das Natronsalz unten am See? Wie mochte die sinnlose Flucht nur zu erklären sein? Schmach und Schande!

„Absitzen!“ kommandiere ich. Im nächsten Moment wären wir mitten unter den Löwen gewesen. Die wahnsinnig galoppierenden Gäule jagten über dem Winde heran und hatten keine Witterung der Gefahr.

Als wäre meine Stimme das Signal für sie gewesen, kommen die Löwen, kaum daß ich unten bin. Schweigend nahen sie. Die Wendung muß im Moment meines Abspringens erfolgt sein, ich hatte sie nicht wahrgenommen. Mit einem einzigen Blick umfasse ich das Gesamtbild. Mit Ausnahme des jungen Thüringers sind alle abgesessen. Dieser springt eben aus dem Sattel. Im selben Moment machen die Reittiere kehrt und galoppieren nach rückwärts zu den Packtieren.

Links vor mir, den anstürmenden Löwen am nächsten, stehen Strecker und Blankertz, die beiden Schwaben, weiter rückwärts der schwarze Schausch. Rechts von mir Klinkhardt, der junge Thüringer, Mallin, der Niedersachse, und Meza, der Askari.

Im ersten Schuß liegt der erste Löwe. Blankertz, ein vorzüglicher Schütze, hat seine Kaltblütigkeit gewahrt.

‚Herr Gott im Himmel!‘ denke ich im nächsten Augenblick. Eine Sekunde später muß der zweite Löwe die beiden Schwaben mit der Pranke erreicht haben. Ich halte zwischen die Lichter und lasse fliegen. Andere schießen zu gleicher Zeit. Mit einem wilden Seitensprung schnellt das Raubtier in die Richtung Klinkhardt-Mallin. Nie sah ich einen majestätischeren Satz. Wieder schieße ich mit anderen zu gleicher Zeit. Ich hielt auf den Hals. Der Löwe ist mitten in unserem Kreis. Meza und den Schausch verschont er, auch mich und Klinkhardt. Mit dem letzten Sprung bedenkt er den Niedersachsen. Auf sechs Schritt Entfernung rollt er verendet vor Mallin hin, der Auge in Auge mit ihm den Abzug berührte.

„Sechs Kugeln hat er, die eigentlich alle tödlich saßen!“ meint dieser. „Ein zähes Leben! Dabei haben wir ihn dreiviertel Stunden gehetzt!“

Es war unsere letzte Löwenjagd. Bald hetzte uns der britische Leu. Vier Wochen später beleuchtete eine brennende Schutzhütte 2800 Meter über dem Meere unseren letzten Kampf in der Urwaldnacht.

Gedichte

Der Gärtner

In dem ersten Licht geschäftig
Trat ich neuem Jahr entgegen.
Grabe, Spaten! Froh und kräftig
Will ich meine Hände regen.

Frisches Schaffen! Freies Denken!
Grabe, Spaten, meinem Leben
Das Vergangene zu versenken,
Das Zukünftige zu heben!

Fritz Martin Rintelen

Begegnung mit einem Pfeffenhütchenstrauch

Mit gefrorenen Tropfen überhangen,
Daß es klirrt wie Eis,
Hältst du aus, und deine bunten Wangen
Glühen leis.
Treiber streiften dir vorüber.
Jäger folgten. Letztes Büchsenlicht.
Winterabend. Trüber
Graut die fröstelnd eingewölkte Sicht.

Wenn die Schützen schon im Feld verteilt sind,
Schüttel' ich sanft die Schultern dir.
Alte Wunden schmückst du mir,
Die wohl zu, doch innen nicht verheilt sind.
Mürbe du gereifter, weit gereister
Bruder Strauch,
Magisch milde Lebensgeister
Mischen sich in unserem Hauch.

Martin Lang

Ergebung

Die Freuden, die wir leiden,
Die Qualen, die wir meiden,
Berühren uns und scheiden,

Als wären wir nur Dinge
Und sie die Schmetterlinge,
Die uns mit bunter Schwinge

Im Weiterfliegen streifen.
Wir können sie nicht greifen,
Wir wurzeln fest und reifen

Und werden hart wie Stein
Und sinken kalt und klein
In unsre Erde ein.

David Luschnat

Nächtlicher Gang

Die Winde fahren durch den dunklen Garten.
Ich schreite heim aus einem Zauberland
Und muß aufs neue zwanzig Stunden warten,
Eh' mich berührt die kleine, kühle Hand.

Noch zwanzig Stunden, Stunden stumm verloren,
Eh' ich das blonde Lächeln wiederseh',
Und mich ein Duft umfängt vor hohen Toren:
Lavendel sanft und süßer Honigklee.

Die Winde drohen dunkel durch die Bäume:
Du, Heimwärtsschreitender, tu dir Gewalt,
Vergiß, vergiß das Zauberland der Träume,
Tritt ein in deines Lebens Taggestalt.

Umsonst, umsonst, ihr lieben dunklen Winde,
Verzögert nicht des Herzens seligen Schritt:
Den hellen Weg, mag sein, daß ich ihn finde,
Allein was soll er mir, geht sie nicht mit?

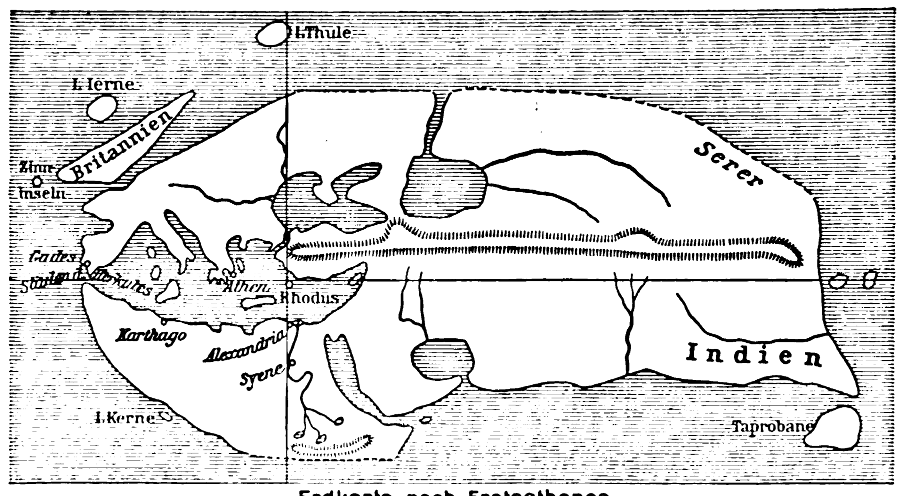
Johannes von Guenther

Die Erdkenntnis der Alten

Von Prof. Dr. Otto Th. Schulz-Leipzig

Der bei weitem überwiegende Teil unserer Gebildeten bringt aus der Schule eine ganz irrtümliche Auffassung von Himmelsbild und Welt- und Erdanschauung des Altertums mit und behält sie sein Leben lang bei. Aber selbst in den Kreisen der klassischen Philologen begegnet häufig genug der schier unausrottbar scheinende Irrtum, in der Antike habe man die Erde als eine mehr oder weniger dickmassige Scheibe angesehen, die fest und unbeweglich in der Mitte des Weltalls verankert liege, und von dessen in Wahrheit unendlichen Größenverhältnissen keinerlei Ahnung gehabt. In Wirklichkeit ist dagegen die Lehre von der Kugelgestalt der Erde schon ganz frühzeitig im Ablauf des 6. Jahrhunderts vor Christi Geburt bei den Pythagoreern aufgetaucht, die bald auch die Unendlichkeit des Alls lehrten und schließlich die Erde darin als winziges Sternpünktchen faßten. Die Lehre hat sich mancherlei Irrtümern und Widersprüchen gegenüber des weiteren so vollständig durchgesetzt, daß sie in weitaus dem größten Teil des Altertums mindestens von der Zeit des Plato und Aristoteles bis nach Ptolemäus, das heißt von etwa 380 vor bis 300 nach Christus, unbedingte wissenschaftliche Geltung gehabt hat. Der Grund dafür, daß diese Dinge auch nicht annähernd in dem Maße, als dies notwendig wäre, bekannt sind, liegt darin, daß einmal dem Geographen und Naturwissenschaftler von Fach meistens die sprachlichen Kenntnisse fehlen, die das schwierige und leicht mißverständliche, oft schon selbst im Altertum mißverstandene Griechisch der Hauptquellen erfordert, um zu dem durchzudringen, was ursprünglich gedacht und geforscht worden ist. Zweitens aber hat der klassische Philologe oder der Althistoriker in der Regel die mathematischen Kenntnisse nicht, die nötig sind, um die dunkle Sprache der Quellen voll zu erschöpfen; ganz abgesehen davon, daß leider unserer ganzen Bildungsrichtung bis vor kurzem der verhängnisvolle Zwiespalt innewohnte, der Natur- und Geisteswissenschaftler prinzipiell voneinander trennte und gegenseitig womöglich aufeinander herabsehen ließ, als wenn nicht im letzten Grunde alle menschliche Wissenschaft eines wäre in dem Drang nach Erkenntnis dessen, was ist, was geworden und gewesen ist inbegriffen.

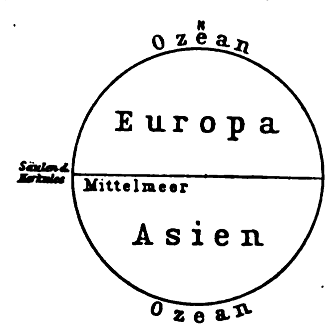
So reizvoll es nun wäre, den kopernikanischen Gedankengängen im Altertum nachzugehen oder zu zeigen, wie sich die besten Köpfe des Hellenismus bemüht haben, die Größen im Raum und den Umfang der Erdkugel mit häufig unzureichenden Hilfsmitteln, jedoch theoretisch einwandfrei zu berechnen, um dabei bisweilen durch seltsame Kompensation der Fehlerquellen zu fast richtigen Ergebnissen zu gelangen (vgl. des Verfassers „Entwicklung und Untergang des kopernikanischen Weltsystems bei den Alten", Stuttgart 1909), handelt es sich diesmal hier nur darum, die Lehre von der Kugelgestalt der Erde als Hintergrund für die Untersuchung der Erdkenntnis der Alten kennengelernt zu haben. Wir halten dabei fest, daß die maßgeblichste Erdmessung des alexandrinischen Gelehrten Eratosthenes (276—194 v. Chr.) den Wert von 250 000 Stadien — etwa 44 000 km — (gegenüber einem richtigen Wert von reichlich 40 000 km) als Erdumfang errechnete, und fragen uns, welcher Teil der Erdoberfläche der



Erdkarte nach Eratosthenes

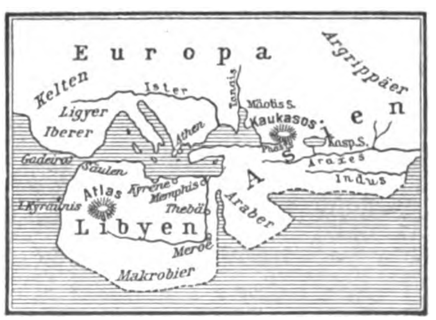
antiken Kenntnis im Ablauf der Jahrhunderte zugänglich geworden ist.

Die kretisch-mykenische Vorzeit gehört nicht in den Kreis dieser Betrachtung; auch nicht das mythische, sogenannte heroische Zeitalter, das die homerischen Epen verherrlichen. Sie setzt erst da ein, wo das Licht der geschriebenen Geschichte beginnt, am Ende des griechischen Mittelalters im 8. und 7. Jahrhundert vor Christus. In ihnen vollzieht sich die großzügige Kolonisation der Küsten des Mittelmeergebietes, besonders von dem Brennpunkt Milet aus, das vor allem die Küsten des Schwarzen Meeres besiedelt, aber seine Handelsinteressen auch bis in das Innere Ägyptens verfolgt. Bald ist der Charakter des Mittelländischen Meeres als Binnenmeer erkannt und schließlich noch vor 600 v. Chr. auf der Sturmfahrt des Kolaios von Samos, dessen Weihgeschenke noch lange im Heratempel der Vaterstadt zu sehen waren, durch die Säulen des Herkules, die heutige Meerenge von Gibraltar, der wundersame, offene Ozean erreicht und bis Gades (Cadiz) bekannt geworden. Etwa gleichzeitig wurde im Nordwesten die Kolonie Massilia (Marseille) von den ebenfalls kleinasiatischen Phokäern gegründet; von hier aus gelangten die griechischen Händler und Kaufleute durchs Binnenland weiter und weiter nach Norden, vor allen Dingen wohl auf den Wegen des uralten Bernsteinhandels bis zur Ostsee hin.

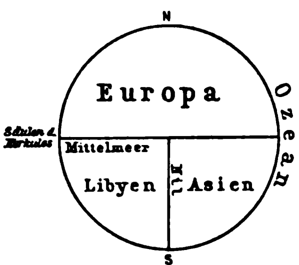


Erdteile des Anaximander

Den Seeweg dorthin hielten die Phönizier und später die Karthager, wenn auch nicht immer völlig verschlossen, so doch fest in Händen. Ebenso nach dem Südwesten, die atlantische Küste Nordafrikas entlang, wo man im Lauf des 6. Jahrhunderts vermutlich schon bis zum Senegal, hundert Jahre später bis zum Götterberg Kameruns kam. Ja, auf Befehl des Pharao Necho soll um 600 v. Chr. vom Roten Meer aus in einer märchenhaft ausgeschmückten Fahrt von 30 Monaten sogar ganz Afrika umsegelt worden sein. Es gibt Gelehrte, die dieser Nachricht Glauben schenken. Hugo Berger, der größte (alt-)historische Geograph der neueren Zeit, tut es in seiner klassischen „Geschichte der wissenschaftlichen Erdkunde der Griechen" (1903) nicht und ebensowenig hat sich der Verfasser dieser Zeilen, Bergers einstiger Schüler, davon überzeugen können. Immerhin hielten die ionischen Griechen Kleinasiens danach die Umfassung Afrikas durch den Ozean für erwiesen und zeichneten ihre älteste Erdkarte „wie mit dem Zirkel" kreisrund nach dem Vorgange eines der größten von ihnen, des Anaximander von Milet um 550, den 40 Jahre später sein Landsmann Hekataios berichtigte und ergänzte. Wahrlich eine wissenschaftliche Großtat allerersten Ranges, von Berger mit meisterhaften Worten geschildert: „Die Schwierigkeiten, die Anaximander zu bewältigen hatte, kann man sich wohl vorstellen. Er mußte sich der Sammlung und Sichtung des erreichbaren Materials, der Schifferangaben über Küstengliederung, Entfernung und Fahrtrichtung, Küstenfahrt und Überfahrt, der Nachrichten über fremde Gebiete, über das Hinterland der Kolonialstädte und über die Straßen des Verkehrs unterziehen; er mußte die einzelnen Angaben über Richtung und Entfernung zu Linien gestalten und diese im steten Hinblick auf Ausdehnung und Orientierung des ganzen Bildes zu vereinigen imstande sein; er konnte endlich den Versuch nicht umgehen, die abschließende Klarheit, welche man in Kenntnis der erreichten Küsten der inneren Meere gewonnen hatte, auch auf die Vorstellung von der äußeren Ausdehnung oder Begrenzung, von dem Verhältnis der Landmassen zur Beschaffenheit der Erde als Weltkörper zu übertragen." Auf gleiche Weise entstanden die ältesten „Erdteile" Europa im Norden des Mittelmeeres, des Kaukasus und des erst von Herodot (490—425) richtig als Binnensee gefaßten, vorerst als Busen des östlichen Ozeans angesehenen Kaspischen Meeres, und Asien im Süden davon. Hekataios modifizierte dann dies Schema, indem er die südliche Kreishälfte durch den Nil in die Erdteile Libyen westlich, Asien östlich teilte, während Herodot, seiner besseren persönlichen Kenntnis von Land und Leuten entsprechend als Grenze der beiden den Arabischen Meerbusen, das heutige Rote Meer und die Landenge von Suez ansetzte. Dabei trifft fraglos Herodot das geographisch Richtige, aber Hekataios' ältere Teilung entspricht in rätsel-



Weltkarte nach Herodot
(gemäß Niebuhr's Versuch einer Rekonstruktion)



Erdteile des Hekatäus

hafter Weise der ursprünglichen tellurischen Struktur: gänzlich verschieden von der Arabischen Wüste östlich des Nils, die tatsächlich nach Asien gehört, ist die Libysche Wüste westlich des Stroms, und erst in später nachtertiärer Zeit ist der tiefe Grabeneinbruch des Roten Meeres erfolgt.

Alles in allem genommen, umfaßte somit die Erdkenntnis oder wie das Friedrich Ratzel mit einem sinnfälligen Ausdrucke bezeichnet hat, der „geographische Horizont" der Jonier gegen 500 v. Chr. mindestens 20 000 000 qkm Land im Nordosten über die sagenumwobenen Argripäer bis zu den „glückseligen" Hyperboreern, vielleicht den Chinesen (?), hin, mit dunkler Kenntnis auch von den langen Winternächten der Polargegenden und ihren immer hellen Sommernächten, die schon in Homers Odyssee eine eigentümliche dichterische Behandlung gefunden hatten. Setzt man die tatsächliche gesamte Landfläche der Erde mit knapp 150 000 000 qkm an, ergibt das annähernd 14 Prozent vom Ganzen.

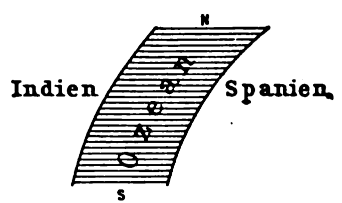
Dies Bild ändert sich innerhalb der zwei folgenden Jahrhunderte nur wenig; bis zu einem gewissen Grade bedeutet sogar die schwerfällige Viereckkarte Herodots, dessen ungerechter Tadel sich gegen die Rundzeichnung der Jonier wandte, einen Rückschritt. Daher sind zur Zeit Alexanders des Großen höchstens 21 500 000 qkm Landoberfläche bekannt, natürlich im einzelnen weit besser als vordem, in vielen Einzelheiten wissenschaftlich überraschend gut, so, wenn bereits Aristoteles in seiner Schrift „Über das Steigen des Nil" triumphierend verkündet: Nicht mehr sei es ein Problem, daß die



Weltrund der älteren Ionier

gewaltigen Wassermassen der Nilschwelle der Blaue Nil aus Abessinien bringe, nicht der Weiße Nil aus dem Süden; wie sehr das zutrifft, haben erst die Beobachtungen wieder gelehrt, die im Auftrage der Landesaufnahme 1902/04 von den Engländern Barron, Breadnell und Hume gemacht und von J. Partsch 1909 richtig ausgewertet worden sind.

Aristoteles ist 322 gestorben, noch ehe alle Ergebnisse der großen Eroberungs- und Forschungszüge Alexanders, der sich von vornherein mit einem erlesenen Stabe von Gelehrten umgeben hatte, in Griechenland bekannt werden konnten. Der Philosoph will sich daher auf nichts festlegen lassen, da doch jeder neue Tag neue, ungeahnte Erkenntnis bringen kann. Daher spielt er nur mit der Möglichkeit des Gedankens, daß, ostwestlich gerechnet, Indien und Spanien als die beiden äußersten Teile der



Aristoteles als Vorläufer des Columbus

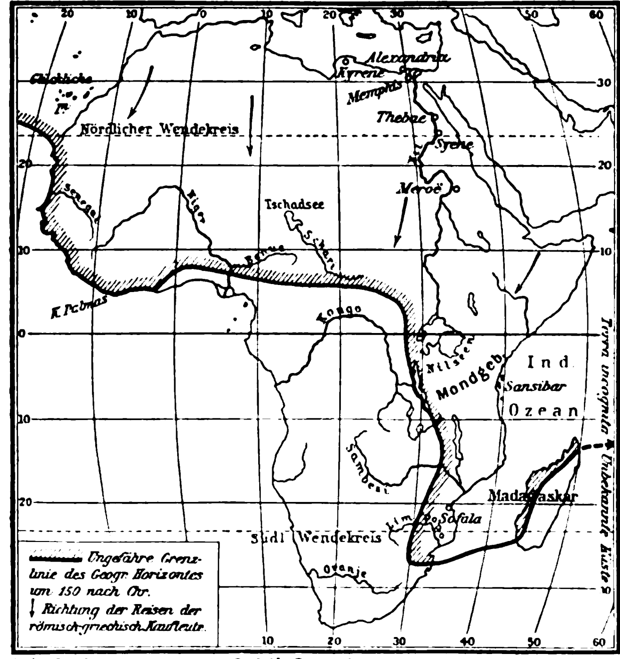
bekannten „Ökumene" sich einander nähern könnten, trotzdem er den Umfang der Erdkugel viel zu hoch mit über 70 000 km annimmt. Wir stehen vor dem ersten Schritt auf dem Wege, der nach fast zwei Jahrtausenden zu Kolumbus' Entdeckung Amerikas führen sollte. Entwicklungsgeschichtlich betrachtet, ist die Frage nach dem Seeweg nach Indien in westlicher Richtung ein Teil des altgriechischen Ozeanproblems seit Xenophanes' von Kolophon Tagen (570—475), indem man zwischen der Auffassung von der Unüberfahrbarkeit des einen riesenhaften Weltozeans und der von seiner relativen Kleinheit hin und her pendelte.

Der große Leipziger Geograph Friedrich Ratzel hat in seiner „Politischen Geographie" hervorgehoben, daß „für die richtige Auffassung der Grundlagen der Geschichte und der Staatskräfte vergangener Geschlechter der ununterbrochene Vergleich alter und neuer Räume unentbehrlich" ist. Lage, Raum und Grenzen sind die natürlichen Hauptfaktoren jedes Staates. Uns interessiert hier der Raum, und zwar im Hinblick auf den jeweiligen geographischen Horizont. Wenn nämlich z. B. das British Empire heute einschließlich der Mandatsgebiete 31 500 000 qkm umfaßt, so bedeutet das 21 Prozent unseres geographischen Horizontes. Alexanders Reich aber war in noch höherem Maße „Weltreich", da es von 21 500 000 qkm fast 6 000 000 oder 28 Prozent einnahm.

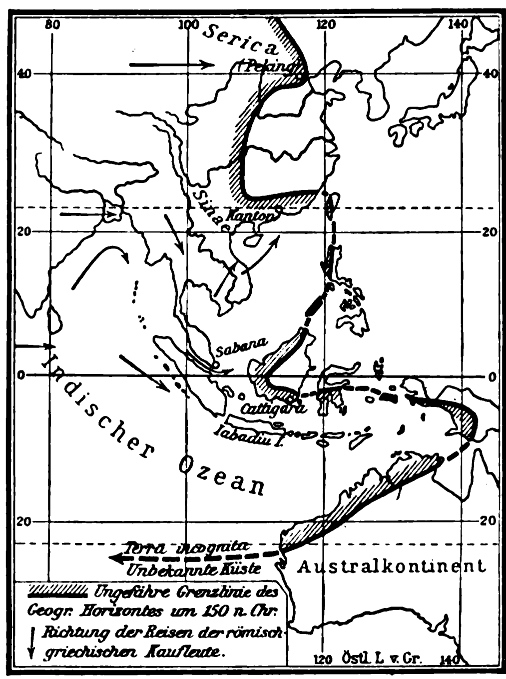
Bald nach Alexanders Tod fanden die Nordlandsfahrten des Pytheas von Massilia statt (310—306). Jahrhundertelang ist sein Wirken verkannt worden. Polybios und Strabo geißelten ihn im Altertum zu Unrecht als Scharlatan und Lügner und die Neueren machten aus ihm einen Händler und Kaufmann. In Wirklichkeit hat er als der erste Nordpolarforscher, den die Geschichte kennt, zu gelten.

Wenigstens hat dem Pytheas zwei Menschenalter nach seinen Entdeckungsreisen Eratosthenes in Alexandrien geglaubt und so das Kartenbild des nordwestlichen Europas mit Britannien, Irland und der Ultima Thule (Island) des höchsten Nordens im Umriß entworfen; trotz verschiedener Irrtümer im einzelnen doch ein Fortschritt gegen früher, wie auch im äußersten Osten der Blick die Existenz von Ceylon (Taprobane) enthüllt und bis an die Grenzen von China, der Serer, schweift. Alles in allem ist gegen 200 v. Chr. der geographische Horizont des Hellenismus auf mindestens 33 000 000 qkm angewachsen. Und jetzt beginnt der große Überseehandel nach Ostasien im bequemen Geleit der richtig erkannten Monsune quer über den Ozean, bis in der ersten römischen Kaiserzeit das Rote Meer mit dem Flottenstützpunkt Aden (Adana) in sicherer Hand der römischen Seepolizei ist.

Jetzt wird im Süden regelmäßig Gaza- und Matabeleland erreicht, in dem wir wohl mit Karl Peters das uralte Goldland Ophir sehen dürfen, ja die Reisemaße führen Marinos von Tyros gegen 100 n. Chr. weit über den 20. südl. Breitengrad hinaus, so daß ihnen um 150 n. Chr. Ptolemäus von Alexandrien den Glauben versagt und sie bei seinem großen Verzeichnis aller bekannten Orte und Punkte, genau nach ihrer Längen- und Breitenposition bestimmt, reduzieren zu müssen meint. Die Kartenskizze nach ihm zeigt im Südosten die Kenntnis der Inseln Sumatra und Java (Jabadiu) und darüber hinaus von China, zu dem man im Norden auf dem Land-, im Süden auf dem Seewege gelangt, ohne beide Routen mehr richtig kartographisch kombinieren zu können. Das Innere Afrikas ist bis zu den erst 1863 wieder entdeckten Nilseen und dem Mondgebirge (Kilimandscharo und Kenia) bekannt, die Küste im Westen ohne Klarheit über die Nigermündung bis nach Guinea hin; allerdings ist die Umseglung des Kontinents, an der zuletzt Eudoxos von Kyzikos (um 120 v. Chr.) tragisch gescheitert war, nicht gelungen und als praktisch unwesentlich in der nüchternen Römerzeit, die die Verderberin der reinen griechischen Wissenschaft ward, beiseite gelassen worden. Ptolemäus muß nach des Verfassers Ansicht Nachricht von den großen Landmassen im Norden und Osten von Java gehabt haben, die ihn zusammen mit dem südwestlich gerichteten Australkontinent dazu verführten, den Indischen Ozean vorzeitig im Südosten zu schließen, durch einen großen (unbekannten) Südpolarkontinent, dem anderseits wohl die Kunde von der



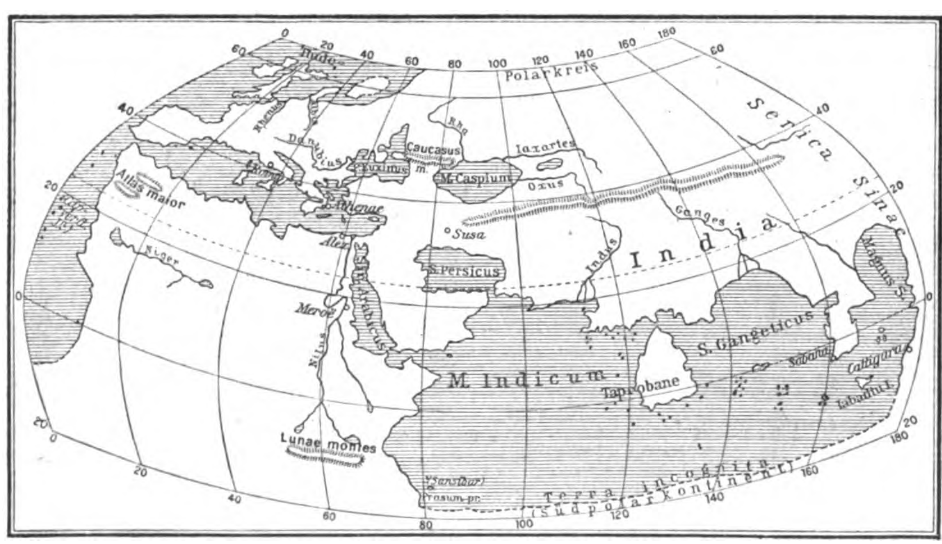
Wie Ptolemaeus zum Schließen des Indischen Ozeans kam:
I. Südwesten



Wie Ptolemaeus zum Schließen des Indischen Ozeans kam: II. Südosten.

nordöstlich gerichteten Küste Madagaskars gegenüber Mozambique scheinbar entgegenkam. Auf solche Weise entstand das Erdbild des ausgehenden Altertums mit einem geographischen Horizont von annähernd 60 000 000 qkm, das ist 40 Prozent der Gesamtlandfläche der Erde. Von ihm nahm das Römerreich zur Zeit seiner höchsten Macht nur den zwölften Teil ein. Es ist weltgeschichtlich nicht ohne Belang, daß wir bei dieser Art der Betrachtung es nicht mehr als eigentliches Weltreich ansprechen können, ebensowenig wie es das französische oder chinesische Reich unserer Tage mit ihren 11 000 000 qkm = $^1/_{13}$ der Gesamtoberfläche der Erde sind. Auch von hier aus fällt ein eigentümliches Licht auf die römische Politik, der man neuerdings imperialistische Tendenzen immer mehr abzusprechen geneigt ist.

Durch die Wirtschaftsnot des 3. Jahrhunderts n. Chr., die das Münzwesen dem Numismatiker so drastisch vor Augen führt, daß er jene alte Zeit der Inflation mit all ihren Begleiterscheinungen, Höchstpreisedikten usw. förmlich mit Händen greift, ist der antike Welthandel zum Erliegen gekommen. Damit verengert sich das alte, großzügige Erdbild rasch immer mehr auf den eigentlichen Orbis Romanus; die Stürme der Völkerwanderung, die kulturvernichtende Barbarei treten hinzu, und endlich schließt der Islam im 7. Jahrhundert selbst den näheren Orient und ganz Afrika vom christlichen Okzident hermetisch ab. Daß der politische Schwerpunkt dabei immer mehr nach Norden rückt, ist kein rechter Ersatz. Auf lange hinaus erlöschen überhaupt Forschergeist und Entdeckerfreude, bis beide nach Erfindung des Kompasses wieder ans Altertum anknüpfen, um erst rasch, dann immer allmählicher, der Vollendung der Erdkenntnis näher zu kommen, vor der wir erst heute unmittelbar stehen.



Erdkarte nach Claudius Ptolemaeus (um 150 nach Chr.)
(vergl. die beiden nachfolgenden Kartenskizzen)

Neues vom Büchertisch

Romane und Novellen. Von Karl Strecker

Thomas Mann: Unordnung und frühes Leid (Berlin 1926, S. Fischer); **Lübeck als Lebensform** (Lübeck 1926, Otto Quitzow) — **Wilhelm von Scholz: Perpetua** (Berlin-Grunewald 1926, Horen-Verlag) — **Alfred Neumann: Der Teufel** (Stuttgart 1926, Deutsche Verlags-Anstalt) — **Arnold Ulitz: Christine Munk** (München 1926, Albert Langen) — **Hans Brandenburg: Traumroman** (Leipzig 1926, G. Haessel) — **Gustav Schröer: Gottwert Ingram und sein Werk** (Leipzig 1926, Quelle & Meyer) — **Max Dreyer: Der siegende Wald** (Berlin 1925, Bong & Co.) — **Artur Brausewetter: Und hätte der Liebe nicht...** (Breslau, Bergstadt-Verlag) — **Anne Bosworth Greene: Der einsame Winter** (Leipzig 1926, Dr. W. Klinkhardt)

Während Thomas Mann, länger noch als Hans Castrop, auf seinem Zauberberg verweilte, hat er, wie sich von selbst versteht, mancherlei innerlich und äußerlich erlebt, was nicht gut in diesem Sanatorium unterzubringen war, so geräumig es sich sonst als Unterstand erwiesen hat. Hobelspäne mußten zu Boden fallen, um die Struktur des großen Werkes nicht zu gefährden. Mit einigen davon, schön gekräuselt und in sich gerundet, räumt er jetzt auf; sie sind hell von Ansehen und frisch, nebenbei ganz ohne Werkstattgeruch. Von seinen „Bemühungen" sprachen wir schon. Jetzt bringt er eine Novelle, die ist unscheinbarer als jedes andere Buch, das Thomas Mann geschrieben hat, schon im Titel, der da lautet: Unordnung und frühes Leid. Aber auch dem Inhalt nach: Nur eine einfache Familiengeschichte, die sich an einem Tage abspielt und eigentlich nicht mehr als ein „Lämmerhüpfen" darstellt, ein kleines Familienfest in der Inflationszeit. Aber nichts ist in der Kunst so schwer wie das Leichte. Und dem feinsten Marmor zum Trotz hat Prometheus der Sage nach seine Bilder nur aus Lehm geschaffen — aber sie wandeln. Daß sie wandeln, oder in diesem Falle tanzen, daß sie wirkliches Leben haben, ist der Vorzug der in diesem Büchlein geschaffenen Menschen. Die Eltern, die Großen, die Kleinen und endlich die verschiedenen Gäste des Tanzfestes sind mit der liebevollen Sorgfalt eines lächelnden Künstlers geschaffen, der sichtlich selber Freude an ihrer Gestaltung hat.

Am köstlichsten ist der Papa geraten, der mit freundlicher Resignation, aber mit aufmerksamer Herzenshöflichkeit das Ganze über sich ergehen läßt, immer mit einem Taktgefühl, wie es nur die Liebe gibt, nicht stören will, seine Pflicht als Hausherr den Eingeladenen und den eigenen Kindern gegenüber aufs strengste wahrt und dabei doch mit feiner List Bruchstücke des Abends für sich zu retten sucht, indem er einmal unbemerkt wieder in sein Arbeitszimmer schlüpft oder einen abendlichen Spaziergang macht, angeblich um einen Brief in den Kasten zu stecken. Hier merkt man deutlich die Quelle des Ganzen: das Erlebnis. Man sollte es weniger merken . . . Freilich, indem man deutlich Thomas Mann selber als diesen Hausherrn erkennt, gewinnt man ihn lieber als aus irgendeinem seiner anderen Werke, namentlich am Schluß, bei der kleinen Tragikomödie seines fünfjährigen Lorchens. Sie hat ihren ersten Liebeskummer. Schlaflos und weinend wühlt sie ihr Bettchen auf: der junge Max Hergesell, der so flott tanzen kann, hat es ihr angetan. „Warum ist Max nicht mein Bruder?" weint sie, „Max soll mein Bruder sein." Sehr innig ist dieser Schluß: wie sie endlich einschläft über ihrem Leid und einem Morgen entgegenträumt, der mit freundlichem Kinderspiel den ersten Kummer eines kleinen Herzens hinwegscheuchen wird.

So rundet sich die mit naturalistischer Kleinkunst, aber ohne die Wichtigkeit und die Strenge jener Dichterschule, sondern mit Humor und Zartsinn geformte Novelle zu einem kleinen Meisterstück ihrer Art, zu einem Familienidyll von dichterischem Reiz.

Aufschlußreich für des Zauberbergdichters Gesamterscheinung als Künstler und Kulturmensch ist ein vorher erschienenes Büchlein, das ein Leckerbissen für Verwöhnte, insbesondere für stilistische Feinschmecker genannt werden darf: Thomas Manns Rede, die er bei der Siebenhundertjahrfeier seiner Vaterstadt gehalten hat: Lübeck als geistige Lebensform. Sehr vorsichtig, sehr behutsam, wie das in einer so vielspältigen Zeit, bei einem nicht ganz einfachen Kopf erklärlich ist, aber doch unter diesem Gesichtspunkt mutig und frei, bekennt er sich hier zur mittleren, d. h. bürgerlichen Lebensform; er nennt die Idee der Mitte eine deutsche Idee: „Wer Deutschtum sagt, der sagt Mitte, wer aber Mitte sagt, der sagt Bürgerlichkeit." Er erkennt die Weltrevolution an, aber er wendet sich gegen die „Überbetonung von Wirtschaftlich-Klassenmäßigem" und warnt leise vor einer Hinneigung zum Radikalismus: „Der Deutsche, zwischen die Extreme der Welt gestellt, kann

selber kein Extremist sein; das ist eine seelische Gegebenheit, an der kein Radikalismus etwas ändert." Allerdings wahrt er durchaus seine Sonderstellung als Künstler; als solcher kann er sich nur zu einem Bürgertum bekennen, das in standhafter Humanität innere Freiheit verbürgt. Er deckt die Verbindungsfäden zwischen seiner Heimat und seinem dichterischen Schaffen auf. So ist der Held seines „Zauberbergs", Hans Castrop, ein Hanseat, nicht nur, weil er aus Hamburg stammt, sondern weil er in seinem Verhältnis zur Natur und zur Menschheit die lübeckische Lebensform aufweist. Sein, des Dichters eigener Stil sei aus dem Dialekt seiner Väter hervorgewachsen, sei niederdeutsch hanseatisch. Nicht nur in den „Buddenbrocks", auch in dem „Tod in Venedig" wehe Lübecker Seeluft, denn die Küstenstädte aus Süd und Nord sind nah verwandt. Dabei gibt Thomas Mann fesselnde Aufschlüsse über sein Schaffen, über die Grundidee seines Zauberbergs und anderes mehr, was in den stillen Bezirk des Ästhetischen übergreift. Die geistige Anmut und Abgeklärtheit, die graziöse Form und die Nachsinnlichkeit des Buchs geben ihm seinen Wert.

Eine merkwürdige Erzählung legt W i l h e l m v o n S c h o l z in P e r p e t u a vor, dem „Roman der Schwestern Breitenschnitt". Es zeugt für die künstlerische Besonnenheit und den Ernst dieses Dichters, daß er, obwohl in der Erzählungskunst längst bewährt, jetzt erst, im dreiundfünfzigsten Lebensjahr, seinen ersten großen Roman geschrieben hat. Scholz spielt in einer Widmung selber darauf an, er sagt: der Mensch müsse immer wieder erkennen, wie wohltätig die Verzögerung seines Werdens war, wie es sich in ihr nur tiefer verwurzelt hat. Der Roman liefert den Beweis für dies Gesetz der Reife.

Er versetzt uns in die Stadt der Fugger und Welser, in das Augsburg um 1600. Die beiden Schwestern Breitenschnitt, Töchter eines einfachen Lichteziehers, sind Zwillinge, aber in ihren Schicksalen so verschieden voneinander wie nur möglich: die eine stirbt hochbetagt als Äbtissin und Heilige, die andere endet in verhältnismäßig jungen Jahren als Hexe auf dem Scheiterhaufen.

Also sind wohl auch ihre Charaktere, ihre Wesenskerne grundverschieden? Keineswegs. Das eben ist so ungewöhnlich an diesem Problem und seiner Behandlung durch den Dichter, daß die beiden Schwestern sich innerlich ebenfalls ähnlich sind; ihr Vater stirbt sogar mit der Überzeugung, daß die Hingerichtete, Katharina, die bessere gewesen sei. Er wirft der andern, Maria, vor, daß sie früh in ein Kloster gegangen war und sich so allen Kämpfen, Versuchungen und Schicksalsschlägen entzogen hatte. Im Grunde hat er recht. Gewiß ist Katharina die Weltlichere, die den Dingen und Geschehnissen mit klarer Vernunft, aber auch mit starkem Gefühl gegenübertritt, während Maria mehr zu Frömmigkeit und Glauben hinneigt, doch das furchtbare Los, das sie trifft, hat Katharina persönlich so wenig verschuldet wie die Schwester. Aus gleicher Quelle schöpfen sie den Trank des Lebens wie des Todes, das Gute wie das Böse, den Segen wie den Fluch. Die Kunst und die Tiefe des Romans liegen darin, daß diese Unwahrscheinlichkeit wahrscheinlich gemacht wird. Die treibende Kraft ihres Unglücks ist der Pater Eustachius, sozusagen Spezialist in Hexenprozessen, der schon unzählige Unschuldige auf den Holzstoß geliefert hat, ein grausamer, hochmütiger, verschlagener Mann, bei dem erotische und sogar sadistische Neigungen mitsprechen, und der gerade, weil er an Katharinas Gut und Böse irre wird, sie vernichten will — Zorn des Priesters, Eifersucht des weiblosen Mannes, Zweifel an seinem Werk geben den Ausschlag.

Freilich steht Katharina mit übernatürlichen Mächten im Bunde, sie hat die Gabe des „Seelenauges", sie vermag in einem gewaltigen Zusammenfassen der Tiefen ihres Wesens durch die Kraft ihres Willens auf andere einen geistigen Zwang auszuüben, ausgesandte Willensströme ihrer Seele haben Kraft genug, das Schicksal zu beeinflussen, die Schutzgeister ihres Lebens herbeizurufen. Hier werden Urgründe des Unterbewußtseins aufgedeckt; eine Fülle von okkulten Vorgängen, übersinnlichen Anschauungen bewegt sich namentlich im letzten Teil geheimnisvoll durch das Werk, Mystik, Telepathie, Zauberei, Wunder, magische Kräfte weben hinein. Und — das Eigentümliche und Bewundernswerte dieses Romans —: dies alles wird mit der gelassenen Miene des unbewegten Epikers an sich vorgetragen wie wirkliches Geschehen, ohne Für und Wider. Es gibt unzählige deutsche Romane, die im Mittelalter spielen, viele Erzähler haben Menschen und Umwelt, manche auch das Denken und Fühlen jener fernen Zeit mit erstaunlicher Kunst dargestellt, aber so tief in die Mystik, in den Aberglauben des Mittelalters, in seine seelischen und geistigen Geheimnisse einzudringen, ist keinem wie Scholz gelungen, selbst Meinholds „Bernsteinhexe" faßt alles viel äußerlicher. Indessen: auch das Äußerliche ist nicht vernachlässigt, Farbe und Bewegung, spannende Handlung und selbst gesunder Humor gehören zu den Vorzügen des in kristallener Sprache geschriebenen Werks.

Gleichfalls ins Mittelalter versetzt uns der mit dem Kleistpreis ausgezeichnete Roman D e r T e u f e l von A l f r e d N e u m a n n. Es ist von anderer Art. Ein guter Abenteurer-Roman. Der „Teufel" ist der Barbier Ludwigs XI. von Frankreich. Um sich in den feinen Netzen, die Kirche und Adel um die Könige spannen, Bewegungsfreiheit zu schaffen, umgab sich Ludwig mit Dienern und Freunden niederen Ranges;

er schenkte dem Henker Tristan, vor allem aber diesem Olivier Necker sein Vertrauen. Hier geht das Vertrauen sogar in Willensgemeinschaft, in Seelengemeinschaft über. Zwei Teufel verschmelzen in einen, wobei unter Teufel nicht das absolut Böse zu verstehen ist, sondern verbrecherische Hemmungslosigkeit im Verfolg großer Ziele. Der König und Necker werden eine Person, weil sie ihrer Charakteranlage nach, ihrer leidenschaftlichen Neigung zum Ränkespiel, zur Intrige, zur starken, mit allen Mitteln rücksichtslos arbeitenden Politik eins sind. Täglich vertraut der König dem Messer dieses unbedenklichen Bösewichts seine Kehle an, weil er weiß, er würde mit ihm sich selber töten. Und so kommt es schließlich auch. Olivier läßt den König, der zuletzt wie ein kranker Vampir von spärlichen Blutstropfen seines zweiten Ich lebt, sterben. Wunderbar dann das Eingehen des Königs in das andere Ich, das nun ebenfalls zum Tode verdammt ist und sich freiwillig der Verurteilung durch den Strang stellt. Der „Teufel" war das böse Gewissen des Königs und umgekehrt, beide waren voneinander besessen, so mußte der eine dem anderen folgen, aus dem Dunkel ihrer Dämonie in die ewige Nacht.

Das alles ist keine historische Bilderreihe geworden wie bei der Mehrzahl derartiger Romane, die Menschen sind nicht aus geschichtlichen Vermerken und Daten herausdestilliert, sondern zwei seltsame Wesen sehen wir auf dem breiten Hintergrunde der abenteuerlichen Renaissance Westeuropas seelisch gestaltet. Alles Drum und Dran, Zeichnung und Licht, Dialektik und Spannungskunst genügen verwöhnten Ansprüchen.

Im Gegensatz zu diesen Schöpfern aus ferner Vorwelt greift Arnold Ulitz mit seinem neuen Roman Christine Munk mitten hinein in die Gärungen, Schicksale und Ideen der neuen Zeit, die an die „Dünung" des Meeres erinnert, an die nach einem Sturm noch lange andauernde Bewegung der aufgewühlten See. Der Schriftsteller Bernhard Severin, nach dem der Roman genannt sein müßte, denn er ist die Hauptperson, hat in der Revolution einen Offizier erstochen, wird nach elf Monaten Gefängnis begnadigt und sehnt sich jetzt nach einem Glück im Winkel, das er bei Christine Munk zu finden hofft: „nach Liebesworten einer Art, die er sicherlich geschmacklos fände, hörte er sie von einem brünstigen Pärchen im Park. Er sehnt sich nach radikaler Ausschaltung der Vernunft, des Stilgefühls und der Literatur, der verfluchten Literatur." Leider gehört auch dieser Roman, so stark er an Intellekt und ethischem Willen ist, zur Literatur und nicht zur Dichtung. Ulitz sucht mehr dialektisch als episch zwei Fragen beizukommen, der sozialmenschlichen und der ichtümlichen, zuletzt schließen sich beide in den Entschluß Severins zusammen, jenes Glück, das ihm bei Christine Munk winkt, auszuschlagen, als ein Unwürdiger, Gefallener, weil er im Kriege getötet hat. Ein Gefallener soll „desinteressiert" sein. „Wir aus dem Kriege haben der Welt nichts mehr zu sagen. Wir alle, die dabei gewesen sind, sind auch gefallen." Diese Erkenntnis kommt ihm auf einer Weltreise im Urwald, in sternenloser Nacht und im Urwald verschwindet er auch, ohne daß man wieder von ihm hört. Christine lebt ihr einsames Altjungferleben stumpf und verstört dahin. Man sieht schon aus diesem Inhalt, daß hier eine Konstruktion, eine rein verstandesmäßige Auseinandersetzung mit einer Frage vorliegt, die eigentlich keine Frage ist. Denn es heißt doch die Dinge überspitzen, wenn man behauptet: alle die Millionen junger Männer, gleichviel welcher Nation, die im Kriege für ihr Volk und ihre Heimat dem Tode entgegengegangen sind, hätten nun eine so schwere Schuld auf sich geladen, daß man ihnen das fernere Wirken und Leben absprechen müsse. Die Grübelei des Verfassers überschlägt sich hier, er scheint gar nicht zu merken, daß er mit diesem Urteilsspruch tausendmal grausamer ist, als ein Soldat, der im Kampf seinen Gegner ersticht ... Daß der Roman in einer sehr kultivierten Sprache geschrieben ist und durch Geist und Bildkraft immer fesselt, bedarf bei einem Könner wie Ulitz kaum der Erwähnung.

Nur muß bei dieser Gelegenheit, wo der Vergleich mit Scholz naheliegt, doch einmal ausgesprochen werden, daß Romane wie Christine Munk sich von dem Bezirk der eigentlichen Erzählungskunst entfernen. Denn der wirkliche Epiker verficht keine Theorien, sondern berichtet über Begebenheiten. Scholz erzählt die Wunder und mystischen Seltsamkeiten des Mittelalters mit der gleichen Sachlichkeit und ruhigen Miene wie Homer oder Virgil die Eingriffe der antiken Götter in die Schicksale ihrer Menschen. Erzählungskunst ist die Kunst zu erzählen, nicht zu debattieren.

Als ein Gegenstück zu dem Ulitzschen Roman könnte man Hans Brandenburgs nur auf Bildliches gestellten Traumroman bezeichnen, doch ist auch dieses kaleidoskopartige Durcheinander von Geschichten schon eigentlich — in anderem Sinne — keine Erzählung mehr, wie etwa Schnitzlers „Traumnovelle", in der sich zwar auch Bilder ineinanderschieben, die aber doch in stetem epischem Zusammenhang bleiben. Dafür ist das Wesen des Traums bei Brandenburg charakteristischer erfaßt. Der Wirbel dieser Visionen kennzeichnet mit erstaunlicher Sicherheit jene geistige Tätigkeit jenseits des Tagesbewußtseins, die unter Ausschaltung der höheren Geistestätigkeit wie des Urteils und der Sinnenkontrolle eine Ideenassoziation herstellt; wo die Orte und Personen wechseln, Verstorbene wieder lebendig sind und heimliche Triebe, Befürchtungen und

Erinnerungen überraschend Gestalt gewinnen. Geschichtliche Ereignisse sind bunt durcheinandergewürfelt mit Erlebnissen des Berufs, der Familie, der Reise, der Großstadt, das ewig Weibliche fehlt nicht — kurz es ist ein zusammengeschütteltes Wirrsal von Augenblicksbildern, die das Unbewußte und Ungewollte des Traums doch subjektiv zusammenschließen und das vielumstrittene Rätsel dieser Wundererscheinungen im Schlaf noch rätselhafter machen. Nur ein Dichter konnte dies Buch schreiben.

Die Fülle der Neuerscheinungen um die Weihnachtszeit bringt es mit sich, daß eine Monatschrift, deren technische Herstellung obendrein mehrere Wochen in Anspruch nimmt, im Januarheft noch mehr bewältigen und sich daher kürzer fassen muß, als sonst. Zwei Erzähler, die ihrer Heimat, in der sie wurzeln, treu bleiben, sind Max Dreyer und Gustav Schröer, jener ein Waterkantsohn, dieser ein Thüringer. Und sonderbar, wie sich in ihren letzten beiden Romanen die Motive ähneln. In dem Roman Gottwert Ingram und sein Werk von Gustav Schröer drohen die Fluten des Hochwassers ein blühendes Tal und auch das von Ingrams Ahnen vor 300 Jahren gegründete Gebirgsdorf zu vernichten. Nur eine Talsperre kann da helfen, sagt sich der tatkräftige Schulze Ingram, und sollte selbst sein geliebtes Heimatdorf darüber zugrunde gehen: er sorgt schon für anderes Siedelungsland. In stetem Kampf mit Neid, Haß, Profitgier und der Regierungsmaschine geht sein heroisches Leben dahin, und im Tode bleibt er noch Sieger. Als die Fluten hereinbrechen findet er den wahren Heldentod bei einem Rettungswerk, aber sein Ziel hat er erreicht, und die Talsperre, die seinen Namen trägt, wird künftigen Geschlechtern zum Segen und zugleich zur Mahnung an ein vorbildliches Mannesstreben werden. Echt, schlicht und sicher ist die Schilderung deutschen Bauerntums, männlichen Willens, dörflichen Lebens, erlebter Menschen und ihrer heimatlichen Natur. Und die drohenden, dann stürzenden Wassergewalten werden mit einem Verismus geschildert, daß einem das Herz erbebt.

Auch in Max Dreyers Roman Der siegende Wald herrscht ein erbitterter Kampf um ein Stück deutschen Landes, und auch hier drohen die Wasser, diesmal die der Ostsee, ihm mit Vernichtung. Der große Trentloher Forst, der an die See stößt, ist verwildert. Jahrzehntelange Prozesse um seinen Besitz haben die Forstwirtschaft lahmgelegt. So ist er mit seiner romantischen Einsamkeit und Verwilderung eine Sammelstätte und ein Wanderziel aller möglichen Jugendverbände in weitester Umgebung. Auch hier ein langes Ringen mit Profitgier und Eigennutz, auch hier Versagen der Regierung, auch hier das Einbrechen drohender Naturgewalten, bis endlich die Rettung kommt, diesmal nicht durch die Willenskraft eines starken Mannes, sondern durch den Opfermut und die Begeisterungsfähigkeit der Jugend. Dieser Ausgang ist mit hinreißender Wärme geschrieben, hier ist Max Dreyer ganz er selbst und offenbart sich in seinem tiefsten Wesen: in der oft von Humor besonnten Liebe zu allen jungen und sittlichen Kräften heimatlichen Wesens. Die deutsche Jugend wird diesem still und zurückgezogen lebenden Poeten, für den niemand die Reklametrommel gegenseitiger Selbstbelobigung rührt, dem jede freche Selbstinszenierung fremd ist, einmal ein Denkmal zwischen Wald und Ostsee setzen müssen, denn ihr, der deutschen Jugend, war und ist er „in tiefster Seele treu".

Auch im Schaffen Artur Brausewetters hat die Liebe zu den Menschen immer wenn nicht das erste, so doch das letzte Wort. So ist die Überschrift seines neuen Romans: Und hätte der Liebe nicht . . . recht bezeichnend für ihn. Wie Schröer und Dreyer bleibt auch Brausewetter als Fabulator daheim: die Stadt Danzig bildet den Hintergrund dieses Wandlungsprozesses, den Dr. Drabitius, der Leiter einer höheren Mädchenschule, durchmacht. Aus der Enge und Strenge seines selbstgerechten Schulmeistertums wird er durch die verzweifelte Tat einer seiner Schülerinnen, die ins Wasser geht, aufgerüttelt und zur Besinnung gebracht. Er erkennt, daß seine „Gerechtigkeit", sein „Pflichtbewußtsein" nur tönend Erz und klingende Schelle sind, wenn nicht die Liebe „das Größte unter ihnen" bleibt. Und mit dieser Erkenntnis wird auch seine erweiterte Tätigkeit als Erster Geistlicher am Dom zu einem Segen für die Schichten einer großen Gemeinde. Ort, Zeit und Menschen sind mit farbigem Stift charakterisiert.

Wer den Winter nicht nur als schikanösen Vermittler von Schnupfen, Husten und Gliederreißen einschätzt, sondern seine herbe Schönheit in Wald und Bergen liebt, wird Freude an dem Tagebuch finden, das Anne Bosworth Greene Der einsame Winter benennt. Eines der vielen „Nature books", die nach Thoreaus unvergleichlichen „Walden", „Winter" usw. in Amerika entstanden sind. Frau Greene treibt keine Naturphilosophie, sie erzählt nur ihre täglichen Erlebnisse in der Einsamkeit eines Vermonter Winters auf hochgelegener Bergfarm. Eine abgeschlossene, verschneite Welt, in der die beherzte Frau keine andere Gesellschaft hat, als eine Anzahl Shetlandponys, einige Pferde, einen Hund und einen Kater. Die muß sie von frühem Morgen an füttern, putzen, bewegen, gleichviel ob sie krank oder gesund ist. Aber meistens ist sie gesund, und Gesundheit strömt auch aus diesen Tagebuchblättern mit ihrer strahlenden Liebe zu den Herrlichkeiten winterlichen Bergwaldes. Elisabeth Dick hat das frische Buch in ein sehr fein nachfühlendes Deutsch übertragen.

E. W. Pfizenmayer: Mammutleichen und Urwaldmenschen in Nordost-Sibirien (Leipzig, F. A. Brockhaus) — Georg Wegener: Ein neuer Flug des Zaubermantels. Erinnerungen eines Weltreisenden (Leipzig, F. A. Brockhaus)

Wetterfragen haben für viele Menschen heute eine außerordentlich ernste Bedeutung. An einer Reihe verregneter Sommer hängt ihnen wirtschaftlich Wohl und Wehe, und es erscheint fast wie Leichtsinn, wenn man solche Fragen ins scheinbar Phantastische treibt. Also fragt, ob wir im ganzen am Ende auf einen Klimawechsel lossteuern. Wir gehen seit einer Reihe von Jahrtausenden aus den Nachwehen einer Eiszeit heraus. Eiszeiten haben sich in der Urwelt mehrfach abgespielt, stets aber als kurze Intermezzi in langen Perioden gleichmäßig hohen Erdklimas. Die Wahrscheinlichkeit würde dafür sprechen, daß wir also auch heute uns wieder einem solchen heißen Normalstande nähern. Überall knackt und kocht unsere alte Erde verstärkt. Es liegt nahe genug, daß das wirklich den Anfang eines neuen Weltalters bedeutet, eines nach dieser Seite reichlich stürmischen.

Das Reisewerk des Schwaben Pfizenmayer hat etwas Extravagantes, Julesvernisches: die Jagd nach einem urweltlichen Tier in einer unwahrscheinlichen Gegend, bei selber noch etwas mammuthaften Menschen, mit allen Zeichen eines spannenden Romans. Auf der Wende zum 18. Jahrhundert verbreitete sich aus nordsibirischen Quellen zuerst die Sage von einem schauerlichen Wundertier. Es sollte unterirdisch leben und den Gefrierboden mit harten Hauern und einem regenwurmhaften Rüssel durchwühlen. Breche es zum Licht durch, so müsse es sterben, aber sterben müsse auch, wer den aufgetauchten schrecklichen Kadaver geschaut. Das „Erdtier", Mammut (russisch Mamont), wurde es genannt. Im Verlauf der folgenden 100 Jahre zeigte sich dann, daß die ab und zu wirklich dort erscheinenden toten Mammute noch etwas viel Beispielloseres waren als bloß solche ungeheure Wühlmaus der sibirischen Tundra: Elefantenkadaver, die der Gefrierboden wie in einem geologischen Weckglase mit Fell und noch blutigem Fleisch bewahrt. Wie waren Elefanten, also Tropentiere, aber je in diese Schneeöde der Polarzone geraten? War auch damals wirklich Tropenwald noch bis zum Pol gegangen und hatte erst ein Klimasturz der Folge die Kolosse begraben? Es war zum erstenmal, daß aus Anlaß der sibirischen Leichen solche ungeheure Frage erscholl, und so ist dieses Mammut ein ältester Markstein aller Klimaforschung geworden. Im Engeren mußte man allerdings nachher umlernen. Als auf der Wende zum 19. Jahrhundert die erste solche Mammutleiche wissenschaftlich (obwohl noch sehr unvollkommen) geborgen wurde, zeigte sie sich entgegen aller sonstigen Elefantenart dick bepelzt. Der Mammutelefant war in völlig einzigartigem Fall selber eine Polaranpassung gewesen. In der Eiszeit hatte er auch bei uns in Europa gelebt, und im äußersten Sibirien hatte er zuletzt wohl noch ein Asyl gefunden, eben weil es dort eiszeithaft kalt blieb. Aber wie hatte der Koloß im kargen Lande dort ausdauern können und wie waren seine Leichen zuletzt doch ins Eisgrab selber geraten? Es schien für diese weiteren Fragen wie ein Verhängnis, daß nun wieder volle neue 100 Jahre lang sich kein wissenschaftlich fördernder großer Mammuteisfund mehr zeigen wollte. Die Forscher wie die Einheimischen, die jenen ersten geborgen, waren längst dahin: der entdeckende Tunguse, ganz wie die grausige Sage verhieß, im Wahnsinn gestorben. Die Petersburger Akademie hatte einen für jene Gegend und ihre Menschen ungeheuren Preis auf einen Fund gesetzt — es schien doch umsonst. Das „Erdtier" schien neu von der Erde verschluckt. Da endlich 1901 und in der bekannten Duplizität der Zufälle nochmals 1908 brach der Zauber: zwei neue Riesenmumien kündeten ihre Auferstehung an. Die eine in einer Absturzstelle des Steilufers des eingewühlten Beresowkaflüßchens, die das seit vielen Jahrtausenden unberührte Bodeneis unter der heutigen Lärchenwaldscholle angeschnitten und teilweise zum Tauen gebracht, wobei das in der Tiefe hockende ebenso alte Scheusal plötzlich mit dem grotesken Kopf erschien. Das zweite (schlechtere) in der echten Eismeersteppe (Tundra) selbst. Zur Rettung beider Funde aber ist der tapfere Schwabe als Assistent am Petersburger Museum damals ausgezogen, einmal als Helfer, das andere Mal als selbständige Kraft. Die beiden Mammutfahrten sind der romantische Gehalt des Buchs. Auch hier ab und zu etwas vom bösen Blick des Sagentiers, aber zuletzt doch auch Glück und Jugend, die das Unmögliche möglich macht, jener prachtvolle, zähe, echt deutsche Forschermut, der sich nicht unterkriegen läßt. Es gilt, im ersten wichtigsten Falle über Werchojansk, wo der eine Kältepol der Erde liegt (bis — 69° Celsius!), noch ein ganzes Stück ins geographisch nahezu Unbekannte vorzudringen. Um den nur zum Teil vorragenden (zum Glück nur zum Teil, denn dieses Kopfstück hatten die Wölfe bereits böse angefressen) Kadaver muß ein Blockhaus mit Öfen gebaut werden, um ihn vollends herauszutauen. Dabei kommt das speckdurchwachsene Fleisch jetzt wirklich so frisch, daß nicht selten die Versuchung entsteht, es auch für Kulturmenschen als Beef-



Schlittenfahrt. Gemälde von Philipp Maljavine

(München, Allgemeine Kunstausstellung 1920)



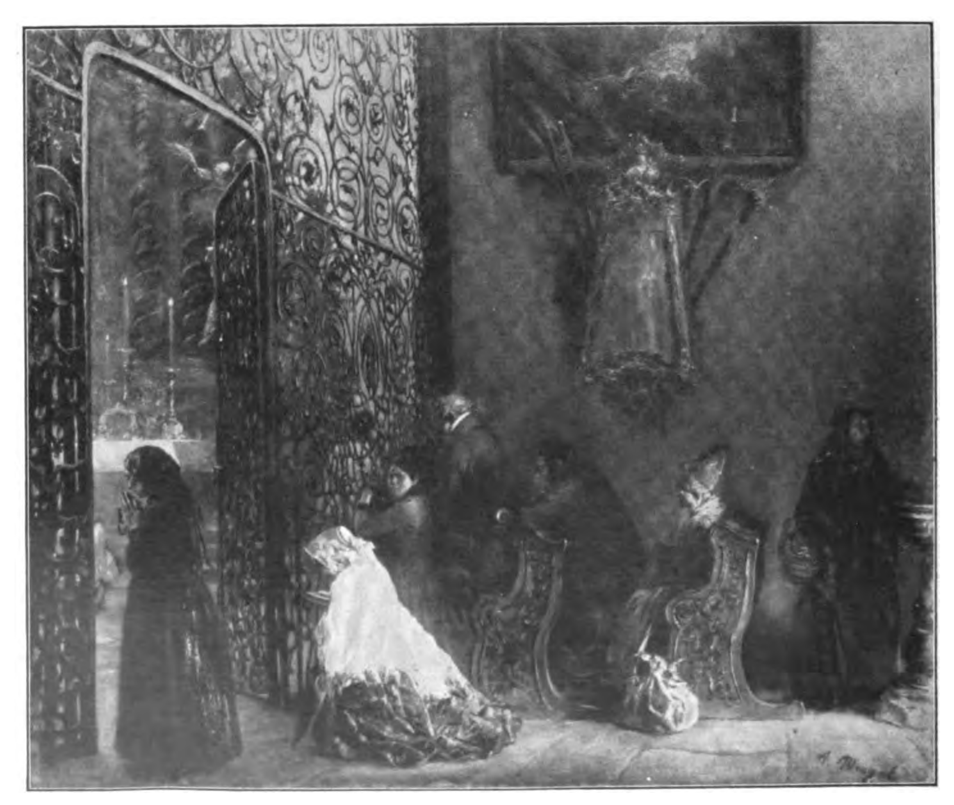
steak zu braten. Nur der Geruch der schon angefaulten Außenteile ist nicht eben erfreulich. Glänzend und spannend über alle Maßen, wie sich aber jetzt die eigentliche urzeitliche Situation selbst klärt: der Koloß hat seinerzeit oben eine Polarwiese abgeweidet, eine mit ganz den gleichen Pflanzen, wie sie heute dort noch allsommerlich blühen: Enzian, scharfem Hahnenfuß, gelbem Alpenmohn, Quendel und Frauenschuh. Die letzte Futterration lag ihm, botanisch wohl bestimmbar, noch auf der Zunge. Sehr merkwürdig. Wenn die Flora damals die gleiche war wie jetzt, warum sind die Mammute eigentlich ausgestorben? Schob sich zwischen damals und heute doch nochmals eine unwirtlichere Zeit, in der auch diese karge Nährvegetation vorübergehend geschwunden war? Fragen. Jedenfalls aber ist dieses Beresowkamammut (an sich keines der größten und ältesten seiner Art) damals auf der moorigen Grasnarbe eingebrochen und tief in eine Spalte des ewigen Grundeises darunter gestürzt. Ohne daß es auch nur seinen letzten Bissen schlucken konnte, hat es noch einen Versuch gemacht, sich aufzurichten, umsonst, die inneren Verletzungen (der Bauch stand noch voll gefrorenen Blutes) waren zu schwer, und die Erdlast stürzte erstickend von oben nach. So ist es still ergeben eingenickt zum Sch.af der Jahrtausende. In ganzer Vollkommenheit trat aber zugleich auch das Bild des Ungeheuers selbst ans Licht. Den beim Mammut besonders starken Kopf (der bei größten Altersriesen 4,50 Meter lange, im Paar bis 250 Kilogramm wiegende krumme Stoßzähne führte) hatte, wie gesagt, in diesem Fall gieriger Tierfraß geschädigt, doch konnte von jenem zweiten Exemplar grade der hier fehlende Rüssel noch ergänzt werden. Fast vollständig dagegen die noch im Eise eingeklemmte Hinterseite mit der seltsamen Afterklappe, einem verschiebbaren Muskelpolster, das diese besonders bedrohte diskrete Stelle sinnreich noch extra gegen die andringende Kälte verschloß. Nach dem Ganzen hat Pfizenmayer jetzt eine neue und wohl endgültige Rekonstruktion des Untiers entworfen, die nunmehr das sicherste Lebensbild darstellt, das wir von irgendeinem urweltlichen Tier besitzen. Pfizenmayer selbst sollte nachträglich noch etwas „Mammutzauber" darin abbüßen, als ihm, dem Deutschen, der Weltkrieg schwere Gefängniszeiten brachte. So ist auch sein schönes, glänzend geschriebenes Buch spät gekommen, nicht zu spät.

Wenn ich das Werk Professor Wegeners als das eines Touristen bezeichnen möchte, so geschieht es mit einer besonderen lobenden Absicht. Es ist tiefgründige Geographie eines bewährten Fachmannes, aber erzählt mit der ganzen Anmut eines bloß genießenden Touristen. Bisweilen fast novellistisch, wie nur der ganz souveräne Meister so etwas wagen darf. Jedenfalls über den Reisebericht hinaus memoirenhaft, wobei eine ausgesprochene Persönlichkeit als charakteristische Gestalt unserer Zeit mit einem literarischen Einschlag trägt. Kaleidoskopbilder von der ganzen Erde, so bunt wie möglich gereiht, aber doch nur Selbstgesehenes und jedes Kapitel auf ein besonderes persönliches Licht gestimmt, eine eigene ausgekostete Lebensstunde. Wie schon der Titel andeutet, eine zweite, doch stofflich unabhängige Reihe zu einer früheren, die zuerst das hübsche Motiv von Fausts Zaubermantel anschlug. Es ist des Verfassers Lebensmotiv: so hat er sein Leben verflogen über alle Zonen und Wunder, auch Schauer dieser bunten Erde fort. Einmal greift eine feine weibliche Hand ein, auch sie von einer Weltwanderin, die seine Lebenskameradin wurde. Was das Buch aber an meinen Anfangsgedanken reiht, ist sein für mein Gefühl schönster Abschnitt noch einmal im Engeren: der Besuch auf dem Mont Pelé der Antilleninsel Martinique durch Wegener und Sapper im März 1903. Man kennt den Dämon dieses Mont Pelé, — das schlimmste Ereignis des wieder erwachenden Vulkanismus unserer Zeit. Viel furchtbarer noch als einst Pompeji. Wie ein wildes Tier, unvergleichlich entsetzlicher als alle jener Urwelt, hatte sich aus seinem Krater im Mai des vorhergehenden Jahres eine Glutwolke abwärts schleichend auf die blühende Stadt St. Pierre gestürzt und sämtlichen 30 000 Einwohnern in Sekundenfrist tödlich die Lungen ausgebrannt. In dem Kraterkessel selbst aber war dann, ebenso einzigartig in aller Vulkangeschichte, eine ungeheure starre Lavasäule emporgewachsen, von Gestalt dem Matterhorn ähnlich, steil, daß man nicht begriff, wie sie sich überhaupt halten konnte, weißschimmernd im Äther, mehrere hundert Meter noch über den vesuvhohen Kraterrand selbst hinausragend, — wie ein Phantom des Übernatürlichen, das ein Gespenst dieses Feuerabgrunds getürmt, um unserer Menschenkräfte zu spotten. Le Cône, den Konus, hatten sie die französischen Gelehrten getauft. Diesem Wunder, dem keine Dauer innewohnen konnte, nahen sich kühnsten Mutes die beiden deutschen Gelehrten. Nahen sich bis auf den Kraterrand selbst, über dem dieser Über-Eiffelturm der Natur noch einmal in die Himmel steigt, auch sie von seinem jede Minute möglichen Zusammensturz bedroht. Sie überwandern die öden Zerstörungsfelder, wagen sich in die zerstörte Stadt selbst. Der Vulkan aber kommt darüber zu eigenem neuem Ausbruch, wenig fehlt und eine neue abstürmende Gaswolke hätte auch die beiden Verwegensten noch als letzte Opfer versengt. Aber wie graziös, liebenswürdig, ohne jede Pose, man möchte sagen, über die gute zur Belohnung entzündete Zigarette weg, ganz und gar artistisch-feinschmeckerisch das erzählt ist! Es gibt keinen Zeitgenossen, ich glaube in keiner Kultursprache, der das Wegener nachmachte.

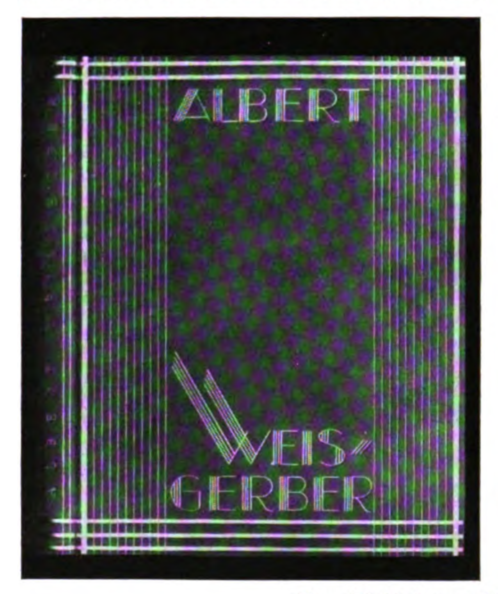
Illustrierte Rundschau

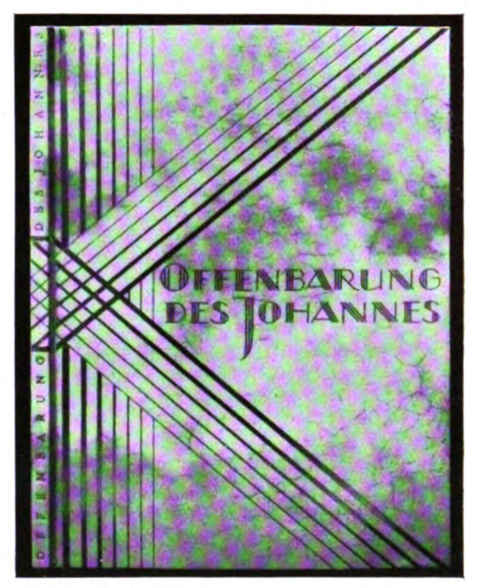
Ein neues Bild von Menzel — Einbände von Otto Dorfner — Goldschmiedearbeiten von Karl Groß, H. J. Wilm, Clemens Dahmen — Dekorative Stickerei von Luise Pollitzer — Modebild von Marlice Hinz — Yvas Lichtbildkunst — Christian Müllers Scherenkunst — Skulpturen des Zeustempels zu Olympia — Zu unsern Bildern

Ein bisher fast unbekannt gebliebenes Gemälde von Adolf Menzel ist seit einiger Zeit in der Kunsthandlung von Viktor Rheins in Berlin ausgestellt. Das Bild zählt zu den malerisch feinsten, die Menzel geschaffen hat. Es stammt aus den fünfziger Jahren. Der Maler hatte die langwierige Arbeit an den Zeichnungen für die Werke Friedrichs des Großen hinter sich. Das volkstümlichste seiner friderizianischen Gemälde, die „Tafelrunde", war vollendet. Nebenwerke wie das reizende Aquarell eines Ehepaars im Eisenbahnwagen brachte er von sommerlichen Reisen mit, die ihn sein ganzes Leben lang vorzugsweise in den Süden unsers Vaterlandes führten. Eindrücke einer solchen Reise hält auch das hier wiedergegebene Ölbild fest. Es handelt sich um ein Motiv aus Salzburg. Die mozartisch heitere Stadt hat Menzel mehrfach besucht, und in seinen zahlreichen Skizzenbüchern finden sich mancherlei Blätter, die seine Liebe bezeugen, eine Liebe, die dem gesamten deutschen Barock gegolten hat. Der Maler und Zeichner Friedrichs des Großen hatte erkannt, wie äußerlich der welsche Aufputz in Wirklichkeit war und daß hinter und unter den italienischen und französischen Schnörkeln unser deutsches Herz schlug, so wie der große König französisch dichtete und die Mosjöhs bei Roßbach zu Paaren trieb. Merkwürdig ist bei Menzel die Vorliebe für den schimmernden Glanz katholischen Gottesdienstes. So nüchtern-protestantisch er dachte: der Zauber feierlicher Kerzen und geheimnisvoller Weihrauchwolken, der Jubel einer himmelstürmenden Architektur und die gottinnige Versunkenheit einer das Unaussprech-



Ein wiederentdeckter Menzel: Morgenandacht. In Salzburg entstanden um 1850. Ölgemälde (Im Besitze der Kunstausstellung Viktor Rheins, Berlin NW.)





Neue Einbände von Otto Dorfner, Weimar

liche aufwühlenden Musik — sie waren dem Knaben in Breslau zum Erlebnis geworden, und der Künstler fühlte den ungeheuern Reichtum, mit dem der Kultus auch die Phantasie des Gläubigen beschenkt. So bescheiden der Kirchenausschnitt unseres Salzburger Bildes ist: wir ahnen die Herrlichkeit und die Heiligkeit der Stunde. Auch auf diesem Bilde hat es sich Menzel nicht versagt, ein Anekdötchen zu erzählen: die eine Kirchgeherin ist nicht andächtig, sondern guckt neugierig nach der Nachbarin in dem großen Schal. Aber dieser kleine Schnörkel stört nicht die malerische Einheitlichkeit des Bildes, dessen Dunkelheit zu leuchten beginnt wie ein ehrwürdiger Dom, sobald sich unser Auge an die Schatten gewöhnt hat.



Sportpreis nach Entwurf von Prof. Karl Groß-Dresden

Silberbesteck nach Entwurf von Prof. Karl Groß-Dresden

★

Otto Dorfner unterhält in Weimar eine Fachschule und Werkstatt für kunstgewerbliche Buchbinderei. Eine Ausstellung, die im Landesmuseum zu Weimar besichtigt werden konnte, bot im vorigen Jahr einen guten Überblick über die Leistungen der Schule und ihres Meisters. Dorfner ist ein moderner Künstler, der bemüht ist, seine Eigenart möglichst klar auszusprechen und den herkömmlichen Trott zu meiden. Aber wie es jedem geht, der handwerklich durchgebildet ist, so ergeht es auch ihm: er vergißt über sich selbst die Sache nicht. Er bedenkt, daß die Bücher, die er bindet, sich nicht hinter dem Einband verstecken sollen. Er bleibt daher einfach und schlicht und erreicht damit, daß selbst überraschende Entwürfe harmonisch wirken und gar nicht so

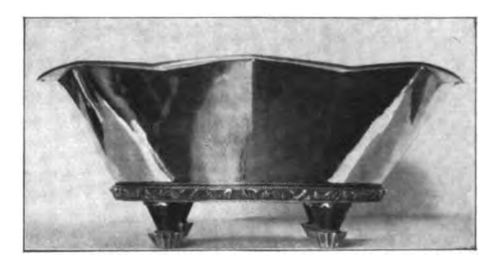


Schlichter, moderner dreilichtiger Leuchter



Brief- und Schmuckkassette mit handgeschlagener Gravierung von Goldschmied H. J. Wilm, Berlin C. 19
Rechts: Fruchtschale in Silber von Goldschmied H. J. Wilm, Berlin C.

Besten anschließen, was das angesehene Haus in einer mehr als hundertjährigen Tätigkeit auf den Markt gebracht hat. Besonders verdienstlich ist der Sportpreis, ein mit Lorbeer umwundener Stafettenstab. Es ist leider noch immer so, daß geschmackvolle Sportpreise rühmliche Erwähnung verdienen. Man redet zwar viel davon, daß der



Sport auf diesem Gebiet eine künstlerische Aufgabe zu erfüllen hat. Aber vom Wort zur Tat ist der Weg weit, und die Zeit der

modern aussehen, wie sie in Wahrheit sind. Unsere Einbände belegen das. Sie benutzen beide das einfachste Ornament, das man sich



Vergoldete Silberbowle von Goldschmied Clemens Dahmen, Köln

denken kann: die gerade Linie. Sie wählen eine Schrift, deren höchster Ehrgeiz Klarheit und Deutlichkeit zu sein scheint. Nur das eine W in dem Namen Weisgerber bricht aus. Es ist, als ob sich zwei Arme gen Himmel reckten, zur Klage, daß der Held dieses Buches, der Münchner Maler, so früh, so vorzeitig sterben mußte. Der Einband dieses Buches besteht aus hellgrünem Ziegenleder. Die Offenbarung des Johannes, eine Veröffentlichung der Rupprecht-Presse, ist in Kalbspergament gebunden. Beide Bände sind handvergoldet.

★

Der Dresdner Professor Karl Groß hat für die Heilbronner Silberwarenfabrik P. Bruckmann & Söhne einige Entwürfe geschaffen, die sich dem



Dekorative Stickerei aus der Werkstatt von Luise Pollitzer, München

Ehrenpokale, die höchstens Materialwert haben, ist noch nicht vorüber. Groß hat zur würdigen Auszeichnung von Sportsiegern auch ein silbernes Stirnband und eine silberne Kette entworfen. Von noch größerem praktischem Wert ist das Silberbesteck. Es ist handlich in der Form und sparsam im Schmuck. Groß geht von der richtigen Erkenntnis aus, die auch im Bruckmannschen Hause Erbgut ist: Silber eignet sich wegen seiner Kostbarkeit nicht zu stilistischen Experimenten. Die altbewährten Ornamente, die auch in diesem Entwurf von Groß nachklingen, sind die brauchbarsten; was sich durch Generationen gehalten hat, wird auch in Zukunft gern gesehen werden, wird zum mindesten kein Auge kränken. Daß Bruckmann & Söhne trotz diesem Grundsatz modern empfinden, beweist unser drittes Bild, der Leuchter. Diese einfache Formung ist aus dem Geist neuzeitlicher Sachlichkeit geboren, an dessen künstlerischer Prägung der Seniorchef des Hauses Geh. Hofrat Dr. Peter Bruckmann als zweiter Vorsitzender des Deutschen Werkbundes an hervorragender Stelle beteiligt ist.

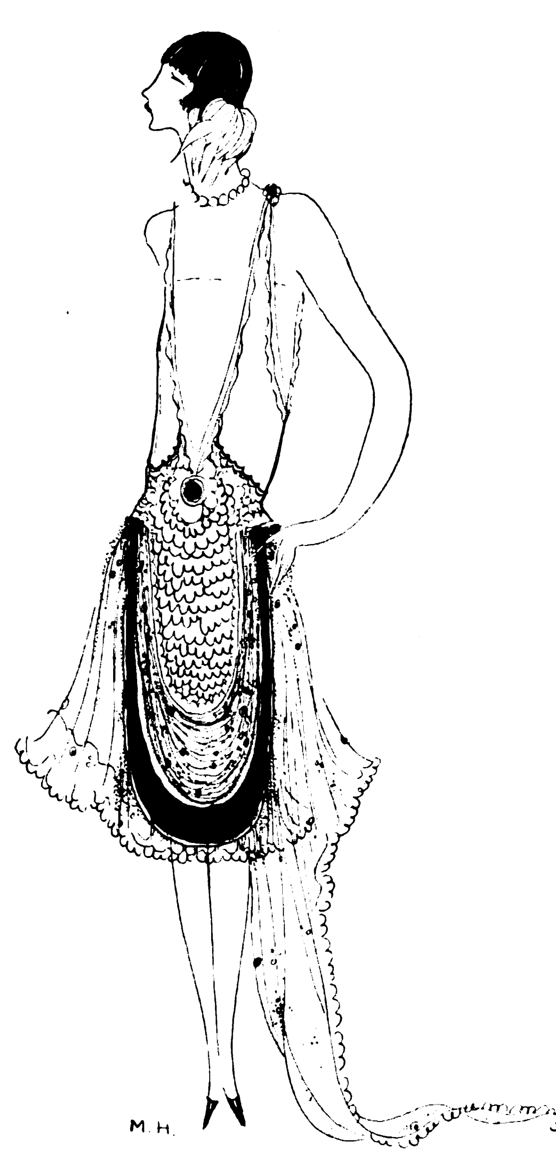
Mehrfach bereits haben wir auf den Berliner Juwelier H. J. Wilm hingewiesen. Wir zeigen hier zwei neue Arbeiten aus seiner Werkstatt, eine Brief- und Schmuckkassette und eine Fruchtschale. Beide sind handgeschlagen und in sogenanntem Sterlingsilber (925/1000 ff) ausgeführt. Die Kassette ist fein graviert. Die Blumenornamente auf dem Deckel sind mit der Hand gearbeitet. Verschluß und Henkel bestehen aus Elfenbein. Das Innere des kostbaren Kastens ist mit schwarzem Samtleder gefüttert. Die Fruchtschale, deren einzigen Schmuck die kraftvolle Form darstellt, ist in Naturton gehalten.

Ein Prunkgefäß in Empire-Geschmack hat der Kölner Juwelier Clemens Dahmen geschaffen, eine aus vergoldetem Silber bestehende Bowle. Die Stadt Krefeld hat sie als Rennpreis anfertigen lassen, und der Goldschmied hat bewiesen, daß man in einem bestimmten geschichtlichen Stil, mit bedeutendem Aufwand und dennoch geschmackvoll arbeiten kann.

★

Luise Pollitzer in München entnimmt die phantastischen Entwürfe ihrer dekorativen Stickereien der Märchenwelt. Ein Beispiel dafür ist die prächtige gestickte Platte, die in einer Größe von 50 zu 60 Zentimetern sich ebenso für Kissen wie Wandbehang eignet. Sie stellt einen Märchenprinzen dar, dem ein wunderbarer Vogel ein goldenes Kettchen als Talisman überbringt. Seltsame Arabesken und Blumen umgeben die Gruppe. Die farbenglühende Stickerei steht auf grauem Leinenplüsch. Eine graue Seidenapplikation geht in grünlich gelbes Tuch über. Die ganze Platte ist mit farbigen Seiden und Wollen und leuchtenden Goldfäden überstickt.

Marlice Hinz, deren feines Gefühl für modische Linie u. a. auch in unserm Werbeband „Das Modenbild" von Dr. Wolfgang Bruhn zutage tritt, hat die Dame am Abend auf dieser Seite gezeichnet. Wir sehen, die Uniformität der Mode durch allzu kurzen Rock und allzu kurzes Haar mitsamt der Vermännlichung der Frau durch Smoking und Zylinder hat sich gemildert. Phantasie und Schmucktrieb regen sich wieder. Die Dame geht soweit, daß sie sich zu verhüllen beginnt. Die Revolution der Mode ist vorüber. Freude an kostbaren Stoffen in Gold und Silber, Samt, Seide, Brokat regt sich



Dame am Abend. Neue Mode im Winter 1926/1927
Zeichnung von Marlice Hinz

von neuem. Man bevorzugt bunt und reich gemusterte Tuche und Musseline. Man liebt, was gänzlich verpönt schien, so zärtliche Dinge wie Bänder und Schleifen; Spitzen, Schals, Federboas werden getragen. Im Widerspruch zu sportlicher Sachlichkeit bauscht man die Hüften in Betonung der Weiblichkeit, läßt Volants und Fransen rieseln, Pailletten und Straß glitzern, schmückt sich mit Blumen und Girlanden. So ist das Kennzeichen auch dieses Abendkleides schimmernder Reichtum, dekorativer Putz.

★

Mit Recht hat man es als einen Vorzug des gemalten vor dem photographierten Bildnis bezeichnet, daß es nicht den einmaligen, oft zufälligen Ausdruck widerspiegelt, sondern die Summe von vielen Beobachtungen, die der Künstler an seinem Modell gemacht hat. An der Zufälligkeit der Photographie hat auch das Atelier Yva Anstoß genommen und mit großem Geschick mehrere Einzelbilder auf derselben Platte vereinigt. So sind sehr wirkungsvolle Aufnahmen entstanden. Wir bilden eins der Blätter ab, das die Schauspielerin Maria Orska in höchst wechselvollem Ausdruck darstellt.

★

Eine merkwürdige Scherenkunst hat der in Landshut ansässige Maler Christian Müller ausgebildet. Lange Zeit ist er alte Wege gegangen, bis er endlich neue fand. Seine kräftige und breite Malart brachte ihn auf den Gedanken, das Schnittbild als den Träger ruhigen und feierlichen Ausdrucks zu behandeln. Seine Silhouetten



Maria Orska. Moderne Bildnisphotographie des Ateliers Yva, Berlin W.



Niederbayrischer Bauer
Scherenschnitt von Christian Müller

haben nichts Tändelndes, Spielerisches. Sie sind, will uns scheinen, mit der schweren niederbayrischen Landschaft verwandt, in der der Allgäuer Schwabe sich seit vielen Jahren niedergelassen hat, nachdem ihn der Krieg tüchtig herumgeworfen hatte. Hier lebt der in den dreißiger Jahren stehende Künstler, lebhaft bemüht, im engen Kreise die Freude an der Kunst zu pflegen und sich selber weiter zu entwickeln.

*

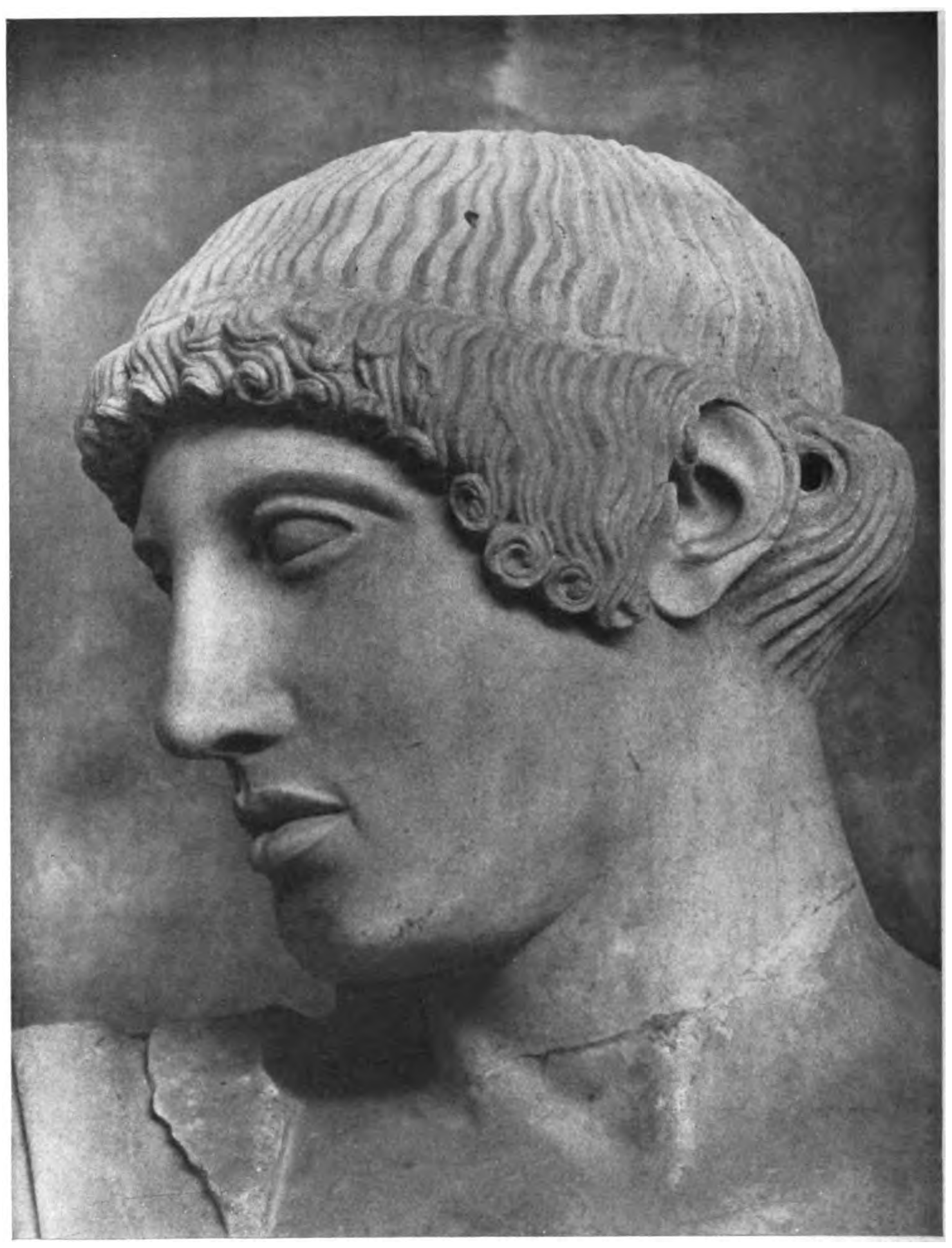
Im Verlage des kunstgeschichtlichen Seminars zu Marburg haben Ernst Buschor und Richard Hamann auf über hundert Lichtdrucktafeln die „Skulpturen des Zeustempels zu Olympia“ herausgegeben und mit einer knappen Einleitung die Entwicklung des strengen griechischen Stils, der Phase zwischen archaischer und klassischer Kunst, gezeichnet. Ernst Buschor in Athen und Richard Hamann in Marburg haben die Neuaufnahmen der olympischen Skulpturen — unter Mitwirkung vieler Helfer und Gönner — besorgt. Ein Werk, das die Forschung eines halben Jahrhunderts dem Leser und Beschauer vor Augen führt, wird Kennern wie Laien hier in mustergültiger Ausführung dargeboten.

*

Der Münchner Karl Reiser ist einer unsrer tüchtigsten Hochgebirgsmaler. Er liebt die kräftige, unzweideutige Wirkung und spricht am beredtetsten zu denen, die die Berge mit sportlichen Augen, mit denen des Bergsteigers anschauen. Mit dem Bilde Fr. Eastmans (zw. S. 480 u. 481) zeigen wir den Lesern eine Probe zeitgenössischer englischer Malerei. Es war im vorigen Jahr auf der Londoner Akademie-Ausstellung zu sehen und hatte mit seiner Anmut einen großen und gerechten Erfolg. Von Otto Pippel ein neues Bild bedeutet Freude. Sein „Gastmahl“ (zw. S. 488 u. 489) ist ein rauschender Akkord festlichen Glanzes. Die Aufnahme „Schwerer Seegang in der Kap Horn-Region“ vom Grafen Larisch (zw. S. 512 u. 513) zeigt aufs neue die Meisterschaft dieses gelehrten Forschers, dem Velhagen & Klasings Monographien zur Erdkunde den wundervollen Band „Sturmsee und Brandung“ verdanken. Van t'Hoffs Radierung „Strix“ ist ein Meisterwerk gründlichen Naturstudiums und



Winter im Wald. Scherenschnitt von Müller



Kopf des Apollon vom hinteren Giebel des Zeustempels zu Olympia

belebter Darstellung (zw. S. 520 u. 521). Die „Schlittenfahrt" von Philipp Maliarine, einem in Paris lebenden Russen (zw. S. 576 u. 577), mag den Schluß des Heftes machen. Mit fröhlichem Geläute in ein glückliches neues Jahr! **P. W.**

Herausgeber: **Paul Oskar Höcker** und **Dr. Paul Weiglin**
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in **Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I, Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50





Karneval. Gemälde von R. Carrè



Das ungetreue Liebespaar

Roman von Paul Oskar Höcker

So sah man sie auf den meisten Bildern, die in den Sportblättern, den Wochenschriften und in den Beilagen der großen Tageszeitungen erschienen, sobald sie wieder einmal einen Golfsieg errungen hatte: rank und schlank und selbstgewiß, in fast allzu königlicher Haltung, den pagenartig verschnittenen braunen Bubenkopf leicht zurückgelegt, die feine, schmale, scharf vorspringende Nase in die Luft gereckt, ein spöttisch-überlegenes Lächeln um den Mund. Und so wirkte Fe auch jetzt, als sie das Motorboot verließ und, gefolgt von dem Boy, der das Handgepäck trug, die ersten Stufen der Freitreppe nahm, die zur Strahlschen Havelvilla emporführte.

Die junge Hausfrau und Frau Aimée, ihr Logiergast, die im Teezimmer an der Veranda saßen, wechselten einen kurzen Blick kritischen Einverständnisses, indem sie sich erhoben, um dem in aller Welt umworbenen und gefeierten Besuch mit festlich gewinnender Herzlichkeit entgegenzugehn.

Fe wurde schon seit Mitte September im Hause Strahl erwartet, doch immer wieder hatte es eine Absage gegeben, Frau Theres hoffte nun, sie wenigstens bis zu ihrem Chrysanthemenfest hier zu halten. Sie war soviel allein, ihr Mann so oft auf Geschäftsreisen, das neugekaufte Landhaus an der Havel wirkte so groß und so menschenleer, fast beängstigend schloßähnlich, Berlin mit seiner lärmenden Gemütlichkeit schien so weit gerückt. Man lebte hier draußen ja sehr gesund, ideal gesund, übrigens auch wirklich ganz herrschaftlich, aber doch eigentlich wie in der Verbannung. Den alten Bekannten und Verwandten war die Fahrt vom Alexanderplatz nach Cladow und Sacrow zu umständlich. Drum warb Frau Theres, wo immer sie auf ihren Badereisen hinkam, um neue Anziehungskräfte. So war die Einladung von Fräulein Felicitas, der berühmten Golfmeisterin, zustandegekommen, so auch die der pikanten Frau Aimée.

„Womit sie nur eigentlich die Herren zwingen mag, ihr stets und überall Kometenschweif zu sein," sagte Frau Aimée, fast ohne die Lippen zu bewegen, während sie über die Verandabrüstung dem Ankömmling mit der Teeserviette zuwinkte. „Fest steht, daß in Schuls-Tarasp die wenigsten Damen sie leiden mochten."

Für eine Sekunde war auch die ungeduldige Frau Theres auf der obersten Stufe stehn geblieben. „Frauen, für die *wir* uns begeistern, gefallen wieder den Männern nicht."

Von unten ein heller Zuruf von Fe, den sie beide lebhaft aufnahmen. Ihre Stimme war forsch, aber ganz ohne Schärfe, sie klang sympathisch.

Als Frau Theres auf dem unteren Absatz der Freitreppe anlangte, umarmte sie Fe begeistert und küßte sie links und rechts auf die Wange. „Wie freu' ich mich, Fe, daß ich Sie endlich hier hab'. Entzückend sehn Sie aus. Und noch schlanker sind Sie geworden. Unerhört. Ich esse jetzt auch nur Tomaten zum zweiten Frühstück, aber ich bleib' auf 126 stehn. Es ist verheerend. Da treffen Sie nun Frau von Glon wieder. Sie wissen doch: Aimée von Glon. Aber Kinder —!"

Fe hatte Arm in Arm mit Theres die Veranda erreicht und gab der eleganten jungen Frau mit dem markanten Eton-

Scheitel liebenswürdig-zerstreut die Hand. Sie hatte anscheinend nicht die leiseste Erinnerung mehr.

Frau Aimée fuhr sich mit den beiden Daumen lächelnd über die Haardreiecke, die ihr glatt vor den Ohren klebten. „Freilich — damals ging ich ja noch im alten Schnitt."

„Trugen Sie nicht ein Monocle?" fragte Fe flüchtig. „Nein, pardon, nun weiß ich: das war damals im Viererspiel mit Mr. Knight — Sie hatten im dritten Grün mit einer Zwei die Führung."

„Ja, aber auf dem nächsten Grün glichen Sie mit einer Drei wieder aus," sagte Frau Aimée sofort verbindlich, schon der Hausfrau halber, die mit den Augen bettelte.

„Wie wunderhübsch haben Sie's hier, liebe Frau Strahl." Fe blickte über die Havel weg zu den blauen Wäldern und machte eine unbestimmte Bewegung.

„Die schönste Aussicht vom ganzen Haus ist die von Ihren beiden Zimmern oben. Da sieht man links bis Spandau und rechts bis Potsdam . . . Aber wo ist Ihr großes Gepäck, Fe? Ich sehe eben, das Boot ist schon leer."

„Das große ist reisefertig, liebe Frau Strahl. Ich konnte nur eben noch mit knapper Not herkommen."

„Nein!" Frau Theres machte ein ganz unglückliches Gesicht. „Was ist denn geschehn?"

„Ich muß für Mrs. Printer einspringen. Sie bekommt ein Baby und hat alle Kämpfe in der Schweiz absagen müssen. Natürlich freue ich mich. Einerseits . . ."

„Aimée, was sagen Sie dazu! — Und da geht's nun wieder von einem Match zum andern?"

„Mit ein paar kleinen Pausen. Ich werde sie ja voraussichtlich auch noch in Kairo vertreten müssen, im Frühjahr. Ach, es gab jetzt alle Tage Telegramme hin und her."

„Und wir hatten doch so wundervolle Pläne mit Ihnen. Nicht, Aimée?"

Fe lachte und warf übermütig den Kopf zurück. „Natürlich hatten Sie auch schon einen Mann für mich. Kann ich mir lebhaft vorstellen. Wie? Alle Welt will mich durchaus verheiraten."

„Ach, Fe, ich bin ja so trostlos. Und was den Mann betrifft . . . Na, Sie werden ihn ja kennen lernen, Fe, und es ist dann doch noch sehr die Frage . . . Aber nun kommen Sie erst ins Haus, Ihre Zimmer sehn, die Aussicht." Sie traten in die Halle ein; die mit operettenmäßig großen Häubchen geschmückten Stubenmädchen, die florseidene Strümpfe trugen, nahmen dem Boy das elegante Handgepäck ab und folgten.

Frau Aimée setzte sich wieder an den Teetisch und steckte sich eine Zigarette an. Man hörte die Stimme der immer etwas aufgeregten Hausfrau noch eine ganze Weile. Auf dem Weg zum Obergeschoß wollte sie dem Besuch gleich allerlei, worauf sie besonders stolz war, zeigen. Der Besitz war ja noch so jung; vor Jahr und Tag hatte man in einer bescheidenen Mietswohnung im Zentrum von Berlin gesessen. Frau Aimée lauschte. Nun schienen sie droben die Balkontür geöffnet zu haben. ‚Ja, also das hier ist der Kaiser Wilhelm-Turm — das dort Schwanenwerder — und da —' Frau Aimée beugte sich zurück, nahm den Fernsprechhörer vom Fensterbrett auf und ließ sich mit der Schuhfabrik Esser, Strahl & Co. in der Landsberger Straße verbinden.

„Benno, bist du's? Ja, hier Schloß Strahl. — Nein, nicht die Schloßherrin, nur Aimée; die Schloßherrin ist mit der Golflady auf den Söller der Burg getreten und erteilt Anschauungsunterricht in märkischer Erdkunde. — Bösartig, ich? Keine Spur. — Also hör' mal, Benno, deine Frau behauptet, du fieberst. Feenzauber. Du, ich bitte mir aus . . . Ach, Theres ist wieder einmal ganz unmöglich. Erstirbt geradezu. Wie ich sie finde, die Golflady? Zum mindesten arrogant. Verwechselte mich wenig schmeichelhaft, entsann sich meiner dann erst ganz allmählich. Zum Glück bleibt sie nicht lang. Nein, nein, beruhige dich, euer Fest wird sie noch mitmachen. Ach, Benno, bitte, noch eins: bring mir doch mein kleines blaues Ledertäschchen mit, du weißt. Natürlich, ohne daß Theres . . . Aber wenn du's unterwegs aufmachst, bin ich dir vierzehn Tage lang böse. Was? Ach, du bist ja verdreht. Junge, Junge —! Du, ich muß abhängen, ich hör' sie schon wieder im Treppenhaus."

Zu einem gemeinsamen Tee-Viertelstündchen kam es nicht mehr. Theres hatte im Haus und Garten zu viel zu zeigen, und Fe vermied gern alle Zwischenmahlzeiten, um schlank zu bleiben. Inzwischen meldete auch der Gärtner, daß die Wagen mit den Chrysanthemen aus Paretz eingetroffen seien, zwei Lastautos mit gegen tausend Pflanzen.

„Alles fürs Fest! Oh, es wird wundervoll, Fe! Das ist mein einziger Trost, Fe, daß Sie wenigstens das noch mit uns erleben!"

Die Wagen waren von der Autostraße, die auf der Höhe das Havelufer begleitete, auf das Grundstück eingefahren. Der Diener, der Boy, die Mädchen wurden aufgeboten,

um dem Gärtner bei der vorläufigen Unterbringung der Pflanzen zu helfen. Auf dem Wirtschaftshof entstanden Riesenbeete in allen Farbenstufen von Gold und Weiß bis Gelb und Bronze, von Dunkelblau bis Ultraviolett. Frau Theres eilte dahin und dorthin, übertrug Frau Aimée, um sie nicht gegen Je zurückzusetzen, das Amt der Ordnerin im Musiksaal, im Spiegelzimmer und auf der unteren Veranda — denn hier sollte nach dem Plan des Berliner Dekorationsmalers das Teehaus der Geisha entstehen —, und dann zog sie voller Begeisterung oder Bestürzung oder Enttäuschung Je zu den Lastwagen, zu den improvisierten Beeten. Auch Fee mußte ihr Urteil abgeben. Fünfzig Stück der neuen Züchtung Isola bella waren bestellt, im Katalog als „märchenhaft seenblau" bezeichnet, und Frau Theres konnte sie durchaus nicht herausfinden. „Hoffentlich ist es nicht diese kattunblaue Proletin, das wäre ja verheerend. Aber die Zitronengelbe dort, nein, sehn Sie nur, Je, die Blüte so groß wie ein Kinderkopf . . . O Gott, dort kommt doch wahrhaftig Christel Eyck! Na, nun geben Sie aber acht, Je! Wenn man den nämlich einmal erwischen will, dann muß man besonderes Glück haben. Der reine Wirbelwind ist er. Aber Sie werden staunen."

Knatternd sauste ein Motorrad aufs Grundstück und hielt dicht bei den Lastwagen. Ein großer, schlanker Mann in Lederjoppe und Ledermütze stieg ab und verhandelte mit den beiden Chauffeuren, die auf den langen Lieferzetteln die ihnen vom Hausgärtner abgenommenen Pflanzengruppen mit Bleistifthäkchen versahen.

„Herr Eyck, Herr Eyck!" rief Frau Theres stürmisch. „Ich hab' ja kaum mehr gehofft, daß die Blumen noch rechtzeitig ankommen! Zu übermorgen sind die Maler und Dekorateure bestellt. Die haben ja allein vier Tage zu tun. Ich wäre Herrn Nitsche furchtbar böse gewesen. Ja, und Ihnen natürlich auch. An die sechzig Zusagen haben wir schon zum Fest. Wenn nur das Wetter bleibt. Ja, aber die Isola bella, die scheint gar nicht mitgeschickt zu sein. — Kommen Sie doch, Je, bitte, bitte, ich muß Ihnen Herrn Eyck vorstellen. Der Generaladjutant von Roland Nitsche. Wissen Sie: von dem berühmten Blumenzüchter in Paretz."

Der Motorfahrer hatte die Lederkappe abgenommen. Aus einem schmalen, sonnverbrannten Gesicht blitzten große, kluge, auffallend blaue Augen. Das blonde Haar war fast bis zum Schädel glatt abrasiert. „Generaladjutant muß ich ablehnen, gnädige Frau. Höchstens bin ich Parlamentär für meinen Prinzipal, um ab und zu mal Friedensverhandlungen zu führen. Aber bei Ihnen komm' ich ja doch nie zu Wort."

„Sehen Sie, Je, so ist er nun immer. Also nun machen Sie eine tiefe Reverenz, Herr Eyck. Das ist meine Freundin Felicitas von Borowski, die vielgefeierte Golfmeisterin. Oh, Je, nun wollen Sie auch noch bescheiden ablehnen? Bitte sehr, Sie haben doch die Meisterschaftstitel von —"

„Geschenkt, geschenkt!" fiel Je ein.

Der junge Gärtner lachte. Je freute sich über das gesunde, schöne Gebiß, das sich von dem fast tropischen Braun seiner Haut weiß abhob. Er tröstete die junge Dame: „Da läßt sich nichts machen. Frau Strahl spricht nie anders als mit Ausrufungszeichen."

„Und wo verbirgt sich nun eigentlich diese märchenseeblaue Isola bella?" fragte Je leichthin, ihren Arm in den der Hausfrau schiebend.

Christian Eyck wies auf einen großen Fleck grüner Topfpflanzen, die in dem Winkel bei der Garage zusammengeschoben waren. „Bitte."

„Aber wo ist denn da die Seebläue?" rief Frau Theres fast entrüstet.

„Die garantiert der stolze Papa binnen sieben Tagen. Die Pflanzen sind nämlich noch im Steckkissen. Man muß sie erst aufpäppeln. Zu Ihrem Fest werden sie dann, denk' ich, kataloggemäß die Augen aufschlagen."

„Nein, was man für Ängste auszustehn hat!" Frau Theres wandte sich dem Hausgärtner und dem Boy zu. „Aber dann müssen diese fünfzig Töpfe hier ins Spiegelzimmer gebracht werden. Nieberding will ein blaues Beet um den Springbrunnen haben. Wenn man einem berühmten Professor in die Hände fällt, hat man gar keine eigene Meinung mehr."

Christian Eyck mußte mit ins Haus kommen, mußte sich drinnen den Plan des Dekorationsmalers erklären lassen und Frau Aimée begrüßen. Aber er hatte wieder einmal absolut keine Zeit. Es dämmerte schon, und es lag noch eine weite Fahrt auf schlechtem Landweg vor ihm.

„Es wäre so hübsch gewesen, wenn Sie zum Essen hätten bleiben können. Aber zum Fest erwart' ich Sie." Leise, fast geheimnisvoll fügte sie hinzu: „Wenn Sie sehr, sehr nett sein wollen, dann sollen Sie nämlich Frau Aimée zu Tisch führen."

„Fast zuviel des Glücks, gnädige Frau. Ich habe aber leider nur wenig Zutrauen zu meinem guten Fatum. In letzter Stunde gibt's für mich ja immer wieder vernichtende Blitzschläge."

„Wehe Ihnen!" Frau Theres begleitete ihn in die große Halle zurück, in der es jetzt kunterbunt aussah. Und noch immer wurden große Körbe mit Blumentöpfen hereingetragen. „O Gott, Hulda, sehn Sie sich vor! Pardauz, richtig, gerade das schönste, größte Stück!" Da Christian Eyck in humoristischem Schreck die Schultern emporzog und davonlief, rannte sie wieder hinter ihm her. „Fe! Fe!" rief sie von der Haustür zum Garageplatz hinüber, auf dem die Golfmeisterin im Gespräch mit dem Gärtner stand. „Lassen Sie ihn schwören, daß er zum Fest pünktlich zur Stelle ist! Er bekommt den schönsten himmelblauen Kimono von dicker Japanseide! Eigens für seine blauen Augen herausgesucht! Ja, so bin ich!"

*

Christian Eyck hatte sein Motorrad zum offenstehenden Tor geführt, kam aber noch einmal quer über den Wirtschaftshof zum Garageplatz, um ein paar geschäftliche Fragen an die Lastwagenführer aus Paretz zu richten. Darauf wollte er sich von Fe verabschieden. Ungezwungen begleitete sie ihn bis zu seinem Motorrad, an dem er die Scheinwerfereinrichtung probierte.

„Ja, da hab' ich nun ein heikles Amt, Herr Eyck," sagte sie mit ihrem immer etwas ironisierenden Lächeln. „Glauben Sie denn, daß einige Aussicht vorhanden ist?"

„Gärtner und Schneiderinnen halten niemals Wort, gnädiges Fräulein."

„Aber Sie müßten doch wenigstens den Wunsch haben, da Frau Strahl anscheinend so unendlich viel daran liegt, daß Sie dabei sind."

Er sah der jungen Dame zum erstenmal voll ins Gesicht. Es lag unbedingt ein überlegener, siegesgewisser, fast hochmütiger Zug darin. Aber ihre Stimme klang besser. Es sang und klang darin ein gewisser lustig-streitsüchtiger Übermut. Man mußte sich wohl famos mit ihr necken oder zanken können. „Die gütige Hausfrau hat mir bereits so überwältigende Ehrungen in Aussicht gestellt, daß eben nur meine bescheidene Erkenntnis, ihrer nicht würdig zu sein, mich abschrecken könnte —"

Da traf ihn nun ein spöttischer Blitz aus ihren Augen. (Sie waren fast ebenso fritzisch blau wie die seinen.) „Oh, ist es das?" Sie lachte herzlich. „Wirklich das?!"

Er hatte verwundert die Stirn in viele Falten gelegt. „W a s, mein gnädiges Fräulein?"

„Nun, Sie sollen mich doch unbedingt heiraten, Herr Christian Eyck!"

Ein paar Sekunden blieb er wehr- und waffenlos. „Hm. Soll ich? Unbedingt?"

„Wenn mich nicht alles trügt, hat Frau Theres bereits die schwärzesten Pläne geschmiedet."

Nun lachte auch er. Seine hellen Zahnreihen lachten mit. „Ja, was machen wir da?"

„Wir?" Sie stand abwehrbereit, die feine, schmale Nase in die Luft gereckt, ein bißchen allzu königlich, genau so, wie sie geknipst und gefilmt wurde, wenn zum Ausdruck kommen sollte, daß sie weder geknipst noch gefilmt werden wollte. „Mich interessiert doch höchstens die Frage, wie Sie das anstellen wollen?"

Übermut und Verwegenheit packten ihn. „Ich habe mir die Frage bisher noch niemals vorgelegt. Am 18. Oktober — das Datum wird selbst in der Höheren Töchterschule gelehrt, Schlacht bei Leipzig, leicht zu merken — werde ich fünfundzwanzig Jahre alt. Ich glaubte, die Frage würde erst im Jahre 1940 für mich brennend, wo ich ins Schwabenalter eintrete. Aber wenn sie jetzt plötzlich solche Eile hat, dann werd' ich mich eben bälder und eingehender damit beschäftigen müssen."

„Fe! Fe!" rief Frau Theres aus dem Wintergarten ins ungewisse. „Ist Christel Eyck noch da?"

Eine kleine Pause. „Nein, er ist schon meilenweit weg, für anderthalb Jahrzehnte!" gab Fe zurück.

„Wie? Ich verstehe nicht!" fragte Frau Theres zurück.

Christian Eyck setzte seine Lederkappe auf und schlüpfte in die festen, dicken Handschuhe. „Da hab' ich nun also voller Unschuld den ersten Korb," sagte er vergnügt.

„Aber Sie werden's mit Fassung tragen, merk' ich. — Es ist eigentlich beleidigend. Und was soll ich nun Frau Theres bestellen? Kommen Sie am Sonnabend über acht Tage oder kommen Sie nicht?"

„Offen gestanden: ich bin nach dieser Katastrophe meiner Schicksalsgestaltung in zu zerklüfteter Seelenverfassung."

Sie sah, selber amüsiert, in sein lachendes Gesicht. „So sehen Sie aus."

Und nun gab er ihr mit einem gewissen Behagen ein paar Aufschlüsse. „Frau Strahl hatte die Güte, mir in Aussicht zu stellen, daß ich auf ihrem Fest Frau von Glon betreuen dürfte. Nun ja. Es ist so ziemlich das einzige Lebewesen zwischen Paretz und Wahlbezirk Spandau, das mir aus tiefster Herzenstiefe unsympathisch ist. Im Vertrauen. Wenn ich freilich das Göttergeschenk hätte erhoffen dürfen, an Ihrer Seite . . . Aber soviel ich weiß, hat man im Kronrat von Schloß Strahl beschlossen, ich hörte neu-

lich ganz zufällig davon, Sie mit dem Inhaber der Golfmeisterschaft von Hamburg zusammenzubringen, dem jungen Herrn Doktor Rufius. Er soll furchtbar nett sein, furchtbar reich, smart, sagt Frau Strahl, völlig unabhängig von Schicksal, Arbeit und Lebensplänen, also bereits im bevorstehenden Winter, nicht erst Anno 1940, rettungslos ehereif."

„Dann sind Sie also gar nicht der für mich bestimmte Mann?"

„Wenn ich die Situation recht verstehe, gnädiges Fräulein, dann sollte ich Ihnen nicht als Heiratskandidat, sondern bloß als märkisches Original vorgeführt werden."

„Köstlich!" rief Fe. Und nun lachte sie aus vollem Herzen. „Dann können wir ja noch ganz gute Freunde werden?"

„Ich hoffe es!"

Kurzer, fröhlicher Abschied. Er schaltete den Scheinwerfer ein, stieg auf und knatterte davon.

*

In Paretz ging man mit den Hühnern schlafen. Der Morgen begann in der Gärtnerei von Roland Nitsche meist so früh, daß Feinschmecker der Arbeit wie er und seine Getreuen trotzdem einen doppelten Achtstundentag herausschlagen konnten. Die für die niederen Arbeiten eingestellten Kräfte waren in wechselnde Schichten eingeteilt; die Gehirne aber regelten ihre Tätigkeit nicht nach der Uhr. Roland Nitsche, dessen Arbeiten über neue Blumen- und Staudenzüchtungen, über Gartenarchitektur, Farben-, Duft- und Steingarten-Anlagen internationalen Ruf erworben hatten, war schon seit Jahren von einem ganzen Stab freiwilliger Mitarbeiter umgeben, die an seinen großen Kenntnissen, seiner Erfahrung, seiner Kunst, seinem Geschmack sich weiterbilden wollten und sich jeder Arbeit unterzogen, die Jahreszeit, Witterung, Pläne, Versuche, Bestellungen erforderten. Durch besondere Gunst der Verhältnisse war es Christian Eyck gelungen, als Volontär rasch das Vertrauen des berühmten Mannes zu gewinnen. Er hatte nach Abschluß seiner akademischen Studien zwei Jahre praktisch in den Freiland-Laubgehölzen von Malonya gearbeitet und war dem auf jedem Gebiet der modernen Garten- und Parkgestaltung fortschrittlich tätigen märkischen Fachmann als jung erfahrener Spezialist sehr willkommen gewesen. Eine Facheinteilung gab es bei Roland Nitsche allerdings nicht. Jeder mußte alles können — mußte daher von den ersten praktischen Handgriffen an alles lernen, was zu dem Riesenbetrieb gehörte. So hatte Christian Eyck im Zeichenatelier schwierige Gartenarchitekturberechnungen über Erdbewegung, Wasserzuleitung und Mauerstatik durchführen müssen, er hatte fröhlich mit den anderen Gartenstudenten und den Lohnarbeitern Dung gekarrt, er hatte okuliert und Samen gezogen, er hatte im Rechnungsbüro mitgearbeitet, hatte die Glaserarbeit in den Warmhäusern, die Anlieferung von Material, die Heizung, die Schotterung wie die Pflanzarbeit in allen Formen mitgemacht oder beaufsichtigt. Er war dann zur Durchführung neuer Gartenpläne herangezogen worden und hatte im vorigen Jahr die von ihm gezeichneten und vom Meister genehmigten Entwürfe für ein paar besonders schwierige Kunden selbst ausführen dürfen. Dazu gehörte auch der Garten von Schloß Strahl, dessen Anlage seine verschiedenen Tücken hatte, weil er vom Sockel des Hauses steil zum Havelufer abfiel. Und die größte Tücke vielleicht: das Grundstück gehörte einem Berliner Neureichen, der nur mit unendlicher Geduld und viel Zuspruch davon zu überzeugen war, daß die ihm innewohnenden Vorstellungen von einem Villengarten, wie er sein sollte, grundfalsch waren.

Als Christian Eyck in Paretz anlangte, herrschte tiefste Nachtstille, obwohl es noch nicht halb zehn Uhr war. Nur im Zeichenatelier von Roland Nitsche, das im Erdgeschoß des hübschen kleinen Landhauses lag, brannte noch das grellweiße Licht. Durch die großen Scheiben sah der Ankömmling den Meister mit mehreren seiner Jünger um weiße Kartenblätter gruppiert. Er stellte sein Motorrad beim Wächter ab und trat ein, um sich zurückzumelden.

Diese kleinen Konferenzen mit Roland Nitsche waren meist sehr unterhaltsam. Die jungen Gartenstudenten — die Mehrzahl von ihnen besaß akademische Bildung — spitzten immer die Ohren. Roland Nitsche war kein trockener Fachmann, er war vielseitig begabt, vor allem war er eine durchaus künstlerische Natur; manche seiner Aussprüche über die Erfahrungen mit Geschäftskunden und arg banausischen Nützlichkeitskrämern zeigten ihn auch als scharf das Leben beobachtenden Satiriker. Er war braungebrannt wie alle hier, trug aber, als einziger, einen Bart, einen blonden, mit silbergrauen Fäden durchsetzten Kinn- und Schnurrbart, und fühlte sich am wohlsten in seinen wollenen Pfeffer- und Salzstoffen. Eitel war er gar nicht.

Christian Eyck erstattete Bericht über seine Kreuz- und Querfahrten. Mit seinem Motorrad konnte er ohne Ermüdung in ein paar Tagen ausgedehnte Informations-

reisen erledigen. Schließlich erzählte er lächelnd von der Aufregung im Hause Strahl, von dem Glück der temperamentvollen Frau Theres über das Eintreffen der Chrysanthemum-Lieferung.

Den Gartenstudenten war das Haus an der Havel längst bekannt; es hieß bei ihnen das ‚Schloß des Stiefelkönigs'. Das Eintopfen der tausend Chrysanthemen war eine Riesenleistung gewesen. Sie hatten diesen Berliner Neureichen die Auswahl aus den herrlichsten Neuzüchtungen eigentlich gar nicht gegönnt.

„Das geschah ja auch nicht," erklärte Nitsche wie zur Beruhigung, „um einem Schock Berliner eine Art Maskenfest im Zeichen Japans zu ermöglichen, sondern weil ich mir vorstelle, daß unsere Chrysanthemen, wenn sie hernach ins freie Land ausgepflanzt werden, übers Jahr auf den zur Havel abfallenden Terrassen ein ganz berauschendes Farbenbild abgeben müssen. Hunderttausende von Großstadtmenschen kommen da auf letzten Ferienfahrten vorüber und sehen die Farbenglut, — und so ein Stückchen Herbstglück wird ihnen dann im Auge hängenbleiben, vielleicht sogar in einem Winkel der Seele. Um Schönes zu schaffen, muß man eben vor seinen kleinen Siegeswagen zuweilen auch die Eitelkeit einer putzigen Berlinerin als Renner vorspannen."

Es wurde herzlich gelacht. Die jungen Volontäre — lauter schlanke, braune Bürschchen, die in Manchesterhosen mit Ledergürtel und offenen, schlipslosen Hemden steckten — verabschiedeten sich und zogen in ihre primitiven Quartiere im Dorf ab. Christian Eyck, der eine Mansardenstube im Hause bewohnte, begleitete den Meister noch bis zu seiner Tür.

„Übrigens hab' ich mich breitschlagen lassen, nun doch mal wieder einen weiblichen Lehrbuben einzustellen. Blutjunges Försterskind aus Ostpreußen ist's. Ich glaube, zehn oder elf Geschwister hat sie. Verwöhnt ist sie jedenfalls nicht. Der alte Burkert, der Weiberfeind, stellte ihr gestern gleich als Willkomm die Aufgabe, den Kuhstall auszumisten. Es scheint sie nicht überrascht zu haben, also hat sie seitdem bei Burkert einen Stein im Brett. Übrigens erzählte sie mir gleich glückstrahlend, daß sie Ihre Cousine — oder Milchschwester — oder Tante — oder Nichte sei. Eine fabelhafte Fruchtbarkeit in diesen ostpreußischen Forsthäusern. Gott segne sie. Holl heißt der Lehrbub. Ute Holl."

Christian Eyck war der Name Holl völlig unbekannt. Er besaß, früh verwaist, fast gar keine Verwandten mehr in Deutschland. Aber er war jetzt viel zu müde, als daß die Angelegenheit ihn noch weiter hätte beschäftigen können.

Auf leisen Sohlen, um die Wirtschafterin und die Mädchen, die in den Dachgiebelstuben schliefen, nicht aufzuwecken, erklomm er die immer knarrende Bodentreppe, um sich zur Ruhe zu begeben.

Beim Frühstück in der großen Speisehalle, die neben den Zeichenateliers lag, tauchte Ute Holl auf. Natürlich trug sie ein Dirndlkleid. Sie war auffallend hellblond, ihre altmodische Schneckenfrisur zeigte ein starres, fast strohiges Haar. Braune, große, strahlende, etwas verwunderte Augen hatte sie. Und enorm viel Sommersprossen.

„Bist du Onkel Christel?" fragte sie ihn, als er eintrat. Sie sprang auf, schob den Teller mit dem Porridge zurück, den sie an der bereits geräumten Tafel der Hausangestellten auszulöffeln im Begriff war. Zwei Schritt vor ihm blieb sie stehn und machte einen Schulmädchenknicks.

Die jungen Gartenstudenten, damit beschäftigt, ihre Frühstücksbrote einzupacken, warfen beobachtende Blicke herüber. Ihr Korpsgeist sträubte sich gegen die Einstellung solcher weiblichen Dilettanten, denen es meist nur auf den Männerfang ankam. Sie hatten denn auch bisher kaum Notiz von ihr genommen.

Christian Eyck amüsierte sich über das fremde kleine Lebewesen, das unter seinen Fittichen Schutz suchte. „Und du bist also Ute Holl? Schau' einer an."

„Ach, Onkel Christian, gesteh' nur, du hast keine Ahnung, inwiefern wir verwandt sind. Weißt du, es geht mir meistens so. Ich habe doch den Stammbaum von Tante Marlice und weiß genau Bescheid, aber denke dir, die wenigsten kennen Tante Marlice überhaupt."

„Wenn ich ganz ehrlich sein soll, dann muß ich dir gestehen, Ute, ich kenne Tante Marlice auch nicht."

Sie lachte mit einem tiefen Altstimmchen, das etwas Rührendes hatte. „Aber Tante Marlice war doch eine Aspern, ihr Bruder Benedikt war mit Fränze Gusovius verheiratet, und die Gusovius haben zwei Verbindungen mit den Eycks: also Emerich Eyck, weißt du, der Attaché im Haag, der hat die Meta Gusovius geheiratet, und das ist doch deine rechte Tante gewesen, nicht wahr, und deine Mutter, die die Schwägerin von Marlice geworden ist, hat wieder einen Bruder, dessen Frau auch eine Gusovius war. Freilich haben sie sich scheiden lassen. Aber das Kind von ihnen . . ."

„Das ist furchtbar kompliziert." Hilflos

unterbrach Christian Eyck die Ausführungen. „Ich glaube, es ist das beste, kleine Ute, man nimmt es einfach als gegebene Tatsache des Weltgeschehens hin, daß du meine Tante bist.“

Sie strahlte. „Deine Tante, deine Nichte und zweimal deine Cousine. Ich zeig' dir noch den Stammbaum von Tante Marlice. Aber ich sage lieber Onkel zu dir, weil ich doch so furchtbaren Respekt vor dir habe. Ja, Herr Nitsche sagte, die Katzenköpfe, die regneten nur so bei dir, wenn man was falsch macht, ich müsse mich höllisch in acht nehmen.“

Nun lachte er auch. „Tu nur immer, was Herr Nitsche sagt, Ute Holl. Und jetzt löffle deinen Morgenbrei aus und dann komm in den Steingarten. Wir werden Pflanzen teilen zum Versand. Hast du denn überhaupt schon eine Ahnung von den Steingartenpflanzen?“

„Zuhause sagten sie immer: um Ute ist mir gar nicht bange, die kommt gewiß durch ihre Dummheit fort. Aber nein, denk' ich, darauf kann ich mich doch nicht verlassen. Weißt du, ich seh' den andern immer ab, wie die's machen.“

Und wirklich: als er die Gartenstudenten in den weitausgedehnten Steingärten beim Pflanzenteilen anstellte, schob sie sich irgendwo durch, reckte die kurze Nase empor, wobei sie das Mäulchen zuweilen offen stehen ließ, lauschte und beobachtete angestrengt. Die jungen Herren empfanden ihre Art als aufdringlich. Christian hatte ein bißchen Mitleid mit ihr. Er stellte fest, daß nicht nur die Gartenstudenten, sondern auch die Arbeiter, ja auch die Hausangestellten das kleine Ding schlecht behandelten. Für alle drei Gruppen war sie ein Außenseiter.

„Kannst du paddeln?“ fragte er sie am Sonntag in aller Frühe, als er zum Ruderhaus ging, das den Staudengarten nach der Havel zu abschloß.

„Du brauchst mir bloß zu zeigen, wie's gemacht wird, Onkel Christian!“ sagte sie sofort begeistert.

Er schloß auf. Auf dünngrätigen Gestellen waren in der luftigen Halle braune Segelhäute zum Trocknen aufgehängt. Sie konnte sich nicht vorstellen, daß aus diesen Zeltbahnen innerhalb kurzer Zeit ein schwimmfähiges Ruderboot zustandekommen sollte. Es erschien ihr dann wie ein Hexenspuk, was da unter seinen flinken braunen Händen entstand, ein richtiges kleines Schiffchen, mit zwei Rudersitzen, mit Taschen zwischen Stäben und Haut, in die der Schiffsbaumeister das Frühstückspaket, Ölzeug und allerlei Gärtnereidinge verstaute. Er wollte seinen Versuchsgarten auf der Halbinsel Wüstrow besuchen. Und dann hieß er sie, das wasserfertige Boot achtern anzuheben, er lud es auf den leichten Bootswagen, und flink ging's hinunter zum Steg.

„Schwimmen wirst du doch hoffentlich können, Tante Ute?“ fragte er, einen Augenblick stutzend, indem er das schmale, schlanke, leichte, hübsche Boot aus dem Wagen hob.

Sie strahlte ihn an. „Sogar in Kleidern.“

„Famos. Dann bist du mein Mann, Tante Ute. Ich brauche schon längst eine tapfere kleine Kajakfrau.“

★

Von Schloß Strahl wurde an diesem Sonntagvormittag mehrmals am Fernsprecher nach Christian Eyck verlangt. Frau Theres hatte hundert wichtige Fragen an ihn und als Christian Eyck patschnaß vom Bootshaus heraufkam — in der Höhe von Töplitz auf dem Göttersee hatte eine Ungeschicklichkeit der kleinen Ute das Boot zum Kentern gebracht und sie hatten beide ein Schwimmbad in den Kleidern genommen —, klingelte Schloß Strahl schon wieder an.

„Herr Eyck: erneuter Feuerüberfall aus Richtung Sacrow!“ sagte Roland Nitsche. „Wir haben zehn Stunden lang die Stellung gehalten und Sie verleugnet. Nach Ihren nassen Fußspuren zu urteilen, könnten Sie den Wellentod in der Havel gefunden haben. Aber wenn man Sie heute als Wasserleiche ansagt, dürfen Sie morgen nicht schon wieder auf dem Motorrad in die Weltgeschichte hinausflitzen . . . Hallo? Ja, ja. Soeben einpassiert. Bitte.“ Er reichte ihm ordentlich schadenfroh den Fernsprecher.

Nicht die Schloßherrin war jetzt am Apparat, sondern ihr jüngster Besuch. „Man wird mir's ja kaum glauben, Herr Eyck, daß ich Sie tatsächlich erreicht hab'. Frau Theres ist schon aufgelöst von den vergeblichen Anstrengungen. Hier ist schwere Gewissensnot, Herr Eyck. Der Kunstberater von Schloß Strahl ist unter Blinddarmverdacht ins Krankenhaus eingeliefert worden. Nun droht völlige Anarchie. Die Partei Esser ist für Durchführung der Pläne Nieberdings — Herr Strahl möchte die Gelegenheit wahrnehmen, um sich geistig selbständig zu machen, was fürchterlich ausfallen könnte, — und Frau Theres sieht keine andere Rettung als die, daß Sie einspringen. Ein Riesenerfolg winkt Ihnen also.“

„Unannehmbar, mein gnädiges Fräulein. Ein Erfolg auf neuer Basis wäre eine Niederlage für Nieberding, die ich ihm nicht wünsche. Und einen Mißerfolg wieder erträgt mein junger Ruhm noch nicht.“

„Für so diplomatisch hätt' ich Sie gar nicht gehalten, Herr Eyck."

„Ich bin es nur, wenn ich keinen besseren Einfall habe."

„Aber Sie werden Frau Theres doch nicht ohne Hilfe lassen? Sie steht hier neben mir, hat feuchte Augen und ringt flehend die Hände. — Wie? — Ich soll Sie bitten, schleunigst herzukommen. Für den Fall, daß Ihr Motorrad in Unordnung sei, soll ich Ihnen androhen, daß wir Sie binnen zwanzig Minuten im Auto überfallen. Wir — das heißt Frau Theres und ich. Frau von Glon spielt Tennis mit Herrn Strahl und bleibt Ihnen erspart."

„Sie schütten eine solche Fülle von Glück über mich aus, gnädiges Fräulein, daß ich fürchte, meine Schultern werden zu schwach sein, es zu tragen."

„Schützen Sie nur nicht vor, daß Sie unabkömmlich seien, weil Sie jetzt zum Schweinefüttern müßten, sondern sehen Sie dem Schicksal ins Auge, setzen Sie sich aufs Rad und dann sind Sie um sechs Uhr hier."

„Ich möchte nur bescheiden einflechten, daß ich hier frostklappernd im nassen Schwimmanzug am Apparat stehe."

„Das ist unerhört. Auf Paretz scheinen ja eigenartige Kostümsitten zu herrschen."

„Das Kostüm selbst ist nicht weiter auffällig. Mein Sacco für alle Tage. Eigenartig ist höchstens, daß ich darin im Göttersee unfreiwillige Schwimmübungen angestellt habe."

„Dann sind Sie also naß bis auf die Haut?"

„Bis auf die Haut. Weiter ist's zum Glück noch nicht gegangen."

„Frau Theres ruft entsetzt: dann könnten Sie sich ja fürchterlich erkälten! Warum Sie sich nicht schleunigst umziehen?"

„Daran hindert mich doch seit meiner Landung Ihr gütiger Anruf."

„Ich bin untröstlich. Hallo, Frau Theres will einfügen: sie sei auch untröstlich. Wir können die Verantwortung dafür, daß Sie einen Schnupfen bekommen, nicht übernehmen. Also Schluß. Und während Sie trocknen, nähert sich Benno Strahls neuer Mercedes Ihrem Wigwam mit 80 Kilometer Geschwindigkeit. Es bleibt Ihnen nichts erspart, Herr Eyck."

*

Es kam eine aufregende Woche. Christian Eyck hatte erst nach langem Sträuben eingewilligt, sich der festlichen Dekoration auf Schloß Strahl anzunehmen; er tat es auch nur unter der Bedingung, daß der Hausherr von allen eigenen Neuerungen abstand und die Pläne des Professors zur Ausführung gelangten. Aber er bereute seine Nachgiebigkeit oft genug. Frau Theres plagte ihn mit immer neuen Wünschen, mit ebenso dringlichen als überflüssigen Fragen. Wenn sich's nur irgend ermöglichen ließ, so wich er ihr also aus.

„Was mich bei der ganzen Sache gelockt hat," erklärte er Fe bei einem solchen heimlichen Blitzbesuch, „das war die Aussicht, mich recht oft gemütlich mit Ihnen zanken zu können. Aber nun bedrängt mich die Arbeit so von allen Seiten, daß ich viel zu selten Gelegenheit dazu finde."

Fe wippte vor ihm auf den Fußspitzen. Die Arme hielt sie im Rücken gekreuzt. Ihr übermütiges Lächeln forderte ihn immer wieder heraus. „Ich finde auch, daß wir viel zu gut Freund miteinander geworden sind. Das kommt aber nur daher, daß wir uns tückischerweise gegen Frau Theres verbunden haben."

„Also sind wir nach Ihrer Meinung nicht gut Freund — sondern Spießgesellen."

„Kann auch stimmen." Fe sah durch die Fenster des bereits zum japanischen Teehaus umgewandelten Gartensaals die Hausfrau über den Hof eilen; gewiß hatte Frau Theres erfahren, daß Christian Eyck auf dem Grundstück weilte, und suchte ihn, um ihn wieder an ihren tausend Sorgen teilnehmen zu lassen. Mit einem stummen Blick verständigten sich die ‚Spießgesellen', duckten sich unwillkürlich ein wenig, und dann lachten sie. „Wie finden Sie nun eigentlich Ihr Werk?" fragte Fe, nachdem die Gefahr des Entdecktwerdens vorüber war, und wies über die Erdgeschoßräume hin — mit all ihren Kostbarkeiten an japanischen Vasen, Chrysanthemen, Bronzen, Schleiflackmöbeln und bildreichen Seidenstoffen.

„Wär's das meine, so hätte ich zum Glück das Recht, es scheußlich überladen zu finden."

„Welch ein Talent zum Heucheln Sie haben! Wie oft haben Sie der armen Frau Theres versichert: die Sache habe Stil, sei unerhört echt, und sie werde mit ihrem Fest einen beispiellosen Erfolg erringen!"

„Es muß doch wenigstens einen Menschen geben, der daran glaubt. Und wer sollte das sein, wenn nicht die tapfere Unternehmerin? . . . Aber ich will mich hier nicht von ihr erwischen lassen, sonst komm' ich vor Mitternacht nicht vom Grundstück herunter, und ich habe noch dringliche Arbeit in Berlin-Westend. In zehn Minuten fährt der Autobus von Sacrow ab; mein Rad ist zur Kur beim Heilgehilfen."

„Ihren Autobus werde ich in Cladow mit dem Mercedes überholen; ich fahre nämlich auch nach Berlin-Westend."



Passau mit Sonne. Gemälde von Albert Birkle

„Zum Golfplatz? So, so. Hat man Ihnen also Ihren Hamburger Partner zugewiesen? Und entspricht er der begeisterten Schilderung von Frau Theres?"

„Als Mensch und Bürger ist er netter, als ich nach Ihrer Berichterstattung annahm. Aber als Golfspieler soll ich ihn ja erst heute nachmittag um fünf Uhr kennenlernen. Ein Viererspiel. Fahren Sie doch mit mir nach Westend! Sie können ihn dann mit eigenen Augen sehen und vielleicht als Sieger über mich bewundern. Sie gewinnen überdies dreiundzwanzig Minuten Fahrzeit. Lockt Sie das nicht?"

„Wenn ich Herr Doktor Rufius wäre, so würde ich wohl galant und gewandt genug sein, Ihnen zu versichern, daß es in erster Reihe die gemeinsame Fahrt mit Ihnen sei, die mich lockt."

Sie empfand das bißchen Eifersucht aus seinen Worten wohl heraus. Es schmeichelte ihr gerade von ihm, der fast als Weiberfeind verschrien war. „Aber da wir uns unterwegs ja doch nur zanken werden, bleibt Ihnen die Versicherung erspart." Sie lachten einander an, und er nahm eilends den Weg aus dem Haus, über den Hof, durchs offenstehende Tor.

Ein Viertelstündchen später rollte der Wagen aus der Garage und hielt vor der Haustür.

Je hatte noch das siegesgewisse Lächeln auf den Lippen, als sie, zur Autofahrt gerüstet, gefolgt von dem Boy, der den Sack mit den Golfschlägern trug, einstieg. Frau Theres trat in die Tür des Treibhauses, als sie das Hupenzeichen hörte, und winkte ihr lebhaft zu.

Auf die Fahrt mit Christian Eyck freute sie sich. Das war wirklich ein „märkisches Original", kein blasierter Lebemann, kein überheblicher oder zudringlicher Courmacher, wie sie deren nun schon Hunderte kannte . . .

Schwerfällig bog da vorn der große gelbe Autobus in der Landstraßenkurve ins Dorf Cladow ein und bremste ächzend vor dem Gasthaus. Im selben Augenblick hielt der Mercedes, der ihn flink überholt hatte, zwanzig Meter vor ihm.

Aber niemand verließ den Omnibus. Der ganze Wagen fuhr leer. Nur ein paar Marktfrauen stiegen jetzt ein.

Christian Eyck war nicht mitgekommen.

Je verstand das nicht. War es nur ein Mißgeschick von ihm — oder sollte es für sie eine Abfuhr sein?

Zum Glück hatte sie dem Chauffeur nicht angegeben, weshalb er an der Haltestelle Cladow den Autobus unbedingt erreichen sollte. Sonst hätte sie die Blamage noch stärker empfunden. Aber sie überwand sie schwerer, als sie sich eingestehen wollte.

Auf dem Golfplatz wirkte sie heute unsicher, zerstreut. Und im Spiel mit Dr. Rufius enttäuschte sie. Zweimal schlug sie statt des weißen Balls den Boden, daß der Sand aufwölkte.

Da Dr. Rufius mokant lächelte — man hatte ihm Märchen erzählt über ihre unfehlbare Sicherheit —, raunte ihm der Caddiesmeister heimlich zu: „Das allererste Mal, daß sie nicht in Form ist!"

*

Um dieselbe Minute erinnerte sich Christian Eyck an die Verabredung mit der berühmten Golfmeisterin. Erschrocken sah er nach der Uhr.

Er hatte im Augenblick, als er die Landstraße gewann, den Obergärtner von Nitsche im Terrassengarten von Schloß Strahl entdeckt und war durch die Arbeitspforte zu ihm getreten, um ihm noch schleunigst, bevor der Autobus die Sacrower Haltestelle verließ, ein paar wichtige Anordnungen zu geben. Die neuen Chrysanthemen sollten am Morgen nach dem Fest auf den Abhängen ausgepflanzt werden. Der Boden war vorbereitet. Christian Eyck hatte mit Nitsche einen neuen Pflanzungsplan ausgeheckt, nach dem die Mischungen und die Übergänge der Farben eine ganz besondere Fernwirkung erzielen mußten. Da durfte nichts durch Unachtsamkeit der Arbeiter versäumt werden. Am besten, man bezeichnete gleich an Ort und Stelle durch Pflanzstäbchen die einzelnen Abteilungen . . . Und der Arbeitseifer hatte ihn sogleich wieder gepackt, die andere Welt versank ihm, die Gartengehilfen wurden gerufen, natürlich kam später auch, freudig aufgeregt, Frau Theres hinzu, und Christian Eyck stieg mit Liste und Zollstock von Terrasse zu Terrasse, maß ab, ordnete an, zeichnete ein, ließ die Marken ausschreiben und mit Draht festbinden . . . Erst als es sechs Uhr schlug, die Dämmerung einsetzte und der Obergärtner daran erinnerte, daß man Feierabend machen müsse, kehrte er aus der Vorstellung der sommerlich leuchtenden japanischen Chrysanthemenumhänge in die herbstelnde Mark zurück.

„Nun ist es doch zu spät geworden!" sagte er und sah Frau Theres fast entgeistert an.

Sie fand: keinesfalls sei es zu spät, in ihrem reizenden neuen kleinen Geishazimmerchen noch eine Tasse Tee zu nehmen. Er müsse doch auch noch sein Gutachten über ihren Kimono abgeben. Aber er war verstimmt, zerstreut, für nichts mehr zu haben.

Und da er sein Motorrad nicht bei sich hatte, stieg er mit dem Obergärtner und den Gehilfen auf das breite Kastenboot, das sie durch den Jungfernsee und den Sacrower Kanal nach Paretz brachte.

‚Ich werde sie morgen in aller Frühe anrufen und ihr erklären . . .' sagte er sich.

Aber in der Frühe des andern Tags harrten seiner andere Sorgen. Es hatte den ersten Nachtfrost gegeben, und er mußte sofort im Faltboot zum Peetz-See fahren, um nach dem Stand der Neupflanzungen in seinem immergrünen Versuchsgarten zu sehen. Und als er sich mittags seiner Absicht entsann, genierte er sich vor sich selber. ‚Sie wird es ja gar nicht so wichtig genommen haben wie ich,' tröstete er sich. Aber es fraß an ihm. Und nur aus Furcht, Je zu begegnen, kümmerte er sich zwei Tage lang nicht selbst um die Arbeiten auf Schloß Strahl, sondern überließ sie dem Obergärtner und fuhr nach Dresden. Hier kam er gerade zurecht, um auf dem noch unwirtlichen Ausstellungsgelände die Aufsicht über die Erdbewegung in dem ihm zugewiesenen Sondergarten zu übernehmen. Und ein paar Stunden lang grub und schaufelte er selbst mit. Es zwang ihn zur körperlichen Tätigkeit.

„Hundertmal hat man nach Ihnen gefragt!" berichtete ihm, als er nach Paretz zurückgelangte, der kriegsinvalide Rechnungsführer, der im Büro am Fernsprecher saß.

„Ich kann mir's denken: Frau Strahl, Schloß Strahl, Frau Strahl."

„Und ein Fräulein von Borowski. Gestern und heute wieder."

„Borowski? Kenn' ich nicht."

„Auch aus Schloß Strahl. Der Besuch. Die Dame, die neulich mit Frau Strahl hier war."

Er atmete tief auf. — Je! —

„Scheußlich! Scheußlich!" entfuhr es ihm.

Der Rechnungsführer, dem die aufgeregte Stiefelkönigin und ihr ganzer Troß längst unausstehlich war, stimmte lachend ein.

Aber so hatte es Christian ja gar nicht gemeint. Im Gegenteil.

Ach, es ging ihm jetzt alles quer.

*

Beim zweiten Treffen mit dem Hamburger Gegner hatte Je ihre volle Sicherheit wieder. Obwohl der Westender Golfplatz, der viel unübersichtliche Abschnitte enthielt, ihr noch ganz neu war, wußte sie ihre Bälle doch mit verblüffender Genauigkeit und Fixigkeit von Grün zu Grün zu treiben. Dr. Vincent Rufius verlor sein mokantes Lächeln. Er versteckte seinen Ärger und seine Verblüffung hinter bewundernder Galanterie.

Je war ihm mit der festen Absicht gegenübergetreten, ihn unausstehlich zu finden. Sie sah also nur das Unangenehme an ihm. Was anderen Frauen an ihm gefiel, die Geschmeidigkeit seiner Bewegungen, die Eleganz seines Auftretens — er war geradezu verschwenderisch für seine Person —, das lehnte sie kurzerhand als weibisch ab. Er besaß einen gewissen Schauspielertyp, der jetzt bei den Mondänen starke Erfolge hatte. Die aufgestülpte Nase mit den weiten Nüstern gab seinem Ausdruck etwas Sinnliches. Er war blond, sein langes Haar war sorgfältig nach hinten gekämmt, die Frisur wirkte aber zu knabenhaft für seine 26 oder 27 Jahre, als Schnurrbart trug er die kurz verschnittene amerikanische Bürste. Seine hellblonden Wimpern waren auffallend lang. Er kokettierte damit manchmal bei einem zögernden Augenaufschlag.

Als Je nach der ersten Golfpartie von der schon neugierig-aufgeregt auf sie wartenden Frau Strahl über ihre Begegnung mit dem Hamburger ausgefragt wurde, übertrieb sie ihre Abneigung absichtlich. „Das ist absolut kein Mann für mich, liebe Theres."

Frau Theres fiel wieder einmal aus allen Wolken. „Aber was haben Sie an ihm auszusetzen? Alle Welt schwärmt von ihm. Sogar die Herren. Benno sagt: was er trägt, wird Mode. Und fabelhaft reich ist er. Und dabei so amüsant. Überall reißt man sich doch um ihn."

Je suchte nach irgendeinem niederschmetternden Urteil. „Wissen Sie, Theres, wie er mir vorkommt? Wie ein Damenimitator."

„Aber das ist ja so boshaft . . ."

Ja, es sollte auch boshaft sein.

Aber Je kam in den folgenden Tagen, mit ihren fortschreitenden Erfolgen, über ihre erste Verstimmung doch wieder hinweg und behandelte ihren Partner nicht ganz so schlecht, wie Frau Theres befürchtete. Dr. Vincent Rufius hielt die gesuchte Kälte und Sprödigkeit, die ihm die junge Golfmeisterin entgegenbrachte, sowieso nur für ein altbewährtes Reizmittel. Fräulein von Borowski war ihm von zuviel Seiten gerühmt und als beste Partie für ihn empfohlen worden, als daß er nicht einen leisen Argwohn gegen sie in sich verspürt hätte. Abwarten, sagte er sich. Auf dem Fest auf Schloß Strahl würde er ja Muße haben, sich eingehender mit ihr zu beschäftigen. Sie hatte treffenden Witz, war klug, war sehr bewußt, in aller Welt gewandt, jeder Situation gewachsen. Ein Flirt lohnte sich wohl schon. Mindestens.

Je hatte verkündigt, daß sie gleich nach dem Fest abreisen müsse. Frau Theres wollte wenigstens noch ein paar Tage Aufschub erbetteln, aber der Termin war unverrückbar, Sonntag abend um acht Uhr fünf ging ihr Fern=D=Zug, in dem ihr Schlafwagenabteil bereits bestellt war. Das Viererspiel war zugunsten ihrer Partei entschieden. Nun hatte sie nur noch ein paar Besorgungen in Berlin zu erledigen, dann war sie frei.

Aber nein, sie war nicht frei. Sie mußte erst noch Herrn Christian Eyck einen Denkzettel geben. Vielleicht sprach sie ihn morgen auf dem großen Völkerfest von Theres überhaupt nicht — und jetzt war sie gerade in der rechten Stimmung.

„Wir wollen den kleinen Umweg über Paretz machen," sagte sie zu dem Chauffeur, als sie in der Leipziger Straße den Wagen wieder bestieg.

Ein kleiner Umweg war das nicht. Aber der Mann verzog keine Miene. Die Trinkgelder, die die verwöhnte Golflady austeilte, entsprachen durchaus ihren gesteigerten Ansprüchen.

So kam es, daß Christian Eyck, der in den Steingartenanlagen mit Nitsches Volontären arbeitete, ihnen kurze Vorträge hielt, sie praktische Handgriffe ausführen ließ, plötzlich durch Ute, die aufgeregt von der Landstraße her auf ihn zueilte, mit der Botschaft überrascht wurde: „Onkel Christian, da ist die Dame im blauen Auto aus Schloß Strahl, nicht die Stiefelkönigin, nein, weißt du, der Logierbesuch, und sie will dich sprechen. Tot oder lebendig, hat sie gesagt."

„Mädel, was kannst du einen erschrecken!" Er brauchte einen Sündenbock, um die eigene Aufregung vor den jungen Leuten zu vertuschen. „Hast du sie ins Büro geführt?"

„Nein, sie hätte keine Zeit, nur im Vorüberfahren, auf ein paar Sekunden . . ."

Er ging, wie er bei der Arbeit meistens war, ohne Rock und Weste, im schlipslosen, offenen Hemd. Den breiten Ledergürtel zog er auf dem kurzen Weg noch etwas an; die aufgekrempelten Hemdärmel, aus denen seine braunen Arme heraussahen, beachtete er nicht.

Je war geladen wie ein Pulverfäßchen. Aber als er so fröhlich=unbeschwert daherkam, mußte sie lachen. „Was für ein Neger taucht denn da auf?" rief sie. Sie freute sich über das Bild der Gesundheit, Jugend und Unbekümmertheit, das er bot. Die Arbeit auf dem Dresdner Ausstellungsgelände, in praller Sonne, hatte ihn ganz dunkelbraun geschmort. Seine fritzisch blauen Augen und die weißen, starken Zähne hoben sich leuchtend von der Afrikanerhaut ab. Seine schlanke Gestalt kam in dem einfachen Arbeitsanzug besonders gut zur Geltung. Sie verglich ihn insgeheim mit dem überparfümierten, immer dandyhaft angezogenen, snobistischen und dabei doch weichlich=schmiegsamen Dr. Rufius. „Ich wollte eigentlich gar nicht aussteigen," sagte sie, indem sie das Auto verließ und ihm entgegenkam, „aber nun müssen Sie mir doch noch rasch Ihre neuen Steingartenschätze zeigen. Meine Freunde in Sässikon werden mich danach fragen, wenn sie hören, daß ich in Paretz bei Nitsche war. Aber Sie müssen sich große Mühe geben, denn auf der Schule hab' ich in der Botanik meistens gefehlt."

Sie gab ihm resolut die Hand, und er schüttelte sie fest, strahlend, beglückt — und war dabei kaum imstande, ein Wort zu finden, um seiner Freude Ausdruck zu geben. Hatte sie ihm verziehen? Wie sollte er sein Ausbleiben von neulich erklären? Es war ja unentschuldbar.

„Wir stehen mitten im Kursus, gnädiges Fräulein. Treten Sie ein und nehmen Sie teil."

„Wie lang wird der dauern?" fragte sie und sah nach der Armbanduhr.

„Vorigen Herbst haben wir angefangen — das Allerwichtigste wird voraussichtlich bis zum nächsten Sommer erledigt sein."

„Sekunden, bitte! Hat der kleine Cerberus Ihnen das nicht ausgerichtet?"

„Natürlich. Der kleine Cerberus ist meine Tante Ute. Nach alter Familientradition also ebenso gewissenhaft wie ich."

Nun lachte sie. „Wie Sie. Ja, ja, das haben Sie neulich bewiesen."

Sie waren in die Steingartenanlagen eingetreten, die sich in großem, sonnigem Bogen unterhalb der Versuchsfelder der neuen Dahliensorten um die Uferböschung herumzogen. Die Volontäre zeigten sich fleißig bei der Arbeit. Nur Ute bummelte zwecklos herum. Irgendwie hielt sie sich für verpflichtet oder berechtigt, in der Nähe des Paares zu bleiben, eines Winks oder Befehls gewärtig.

Christian führte den Besuch dahin und dorthin, zeigte winzige kleine Wunderpflänzchen, die jetzt ihre zweite oder dritte Blüte hatten, erklärte die Teilung, die von den Gartenstudenten sorgfältig vorgenommen wurde, geriet in Eifer, stolperte aber plötzlich, bei einem Schritt rückwärts, über die kleine Ute. Er mußte ihr tüchtig wehe getan haben, denn sie hob das linke Knie fast bis zur Brust und wedelte mit beiden Händen; aber sie biß die Zähne zusammen und gab keinen Laut von sich.

„Also das ist meine Tante Ute, gnädiges Fräulein, die mit der gewissenhaften Familie Eyck nach Stammbaumausweis unausrottbare Blutsbrüderschaft unterhält . . . Willst du einen Derwischtanz aufführen, kleine Ute? Mein Gott, ich hab' dich wohl getreten?"

Sie verbiß den Schmerz tapfer. Schüttelte den Kopf. Aber die Tränen standen ihr in den Augen.

Fe, die fast zwei Köpfe größer als sie war, beugte sich zu ihr nieder und gab ihr die Hand. „Sie haben hier gewiß viel zu leiden, Fräulein Ute, so als einziges weibliches Wesen unter der rauhen Männerschar?"

„Ach nein, es ist herrlich! — Und ich darf doch meistens bei Onkel Christel sein. — Das heißt, ich darf's nicht, aber ich tu's. Ich bin doch sein Lehrbub."

„Man kann unendlich viel bei ihm lernen?"

Utes beseligter Augenaufschlag sprach Bände. Hauchartig bejahte sie. Sie mußte sich jetzt aber setzen, weil sie den linken Fuß nicht aufsetzen konnte. Hinkend gewann sie einen Steinblock.

„Zieh' mal Schuh und Strumpf herunter, Ute," sagte Christian nun doch etwas besorgt, „ich werde dir doch hoffentlich keine Zehe zerquetscht haben mit meinen Riesenfeldstiebeln."

Sie sträubte sich, aber er war rasch bei ihr, zog ihr den Schuh ab, und als der grobe Strumpf herunter war, nahm er sehr behutsam ihren nackten Fuß in die Hand und ließ sich die schmerzende Stelle zeigen. Fe musterte das junge Ding nun aufmerksamer. Die kleine Ute mochte doch immerhin schon achtzehn oder neunzehn Jahre zählen. Sie hatte einen feinen, schlanken Körper, ihre Beine waren sehr hübsch gewachsen, die Fesseln dünn, der Fuß war gut gepflegt. (Nur ihre Hände waren braun und rauh von der Gartenarbeit.) Christian zog sein Taschentuch, öffnete den nächsten Sprenghahn, und nachdem er das Tuch im Wasserstrahl ausgerungen hatte, legte er's dem kleinen Patienten als Verband an. Ute protestierte leicht, war aber doch selig über die Umstände, die mit ihr gemacht wurden.

„Du bist furchtbar gut, Onkel Christel!" sagte sie dankbar gerührt. „Wenn Onkel Fritz mir mal auf den Fuß trat, dann bekam ich immer einen Katzenkopf."

„Na — verdient hättest du ihn jetzt ja auch, aber . . . Heile, heile, Segen!" brach er ab, pätschelte ihr väterlich aufs Knie und befahl: „Da bleibst du nun zur Strafe sitzen, bis wir zurückkommen!"

Sie gingen in den Pflanzungen weiter. Bevor sie um die Mauerecke bogen, wandten sie sich aber beide noch einmal um. Ute hatte das linke Bein übergeschlagen und hielt den schmerzenden Fuß im Verband mit beiden Händen fest. Aber nun winkte sie ihnen, sich zur Fröhlichkeit zwingend, zu. „Ich bleibe ganz still hier! Ich komm' euch nicht nach!"

Sie mußten still über sie lachen. Und doch schob sich jetzt etwas wie Verlegenheit zwischen sie. Wollte Ute ausdrücken, daß sie von nun an ohne Aufpasser seien?

„Diesen kleinen Brackenburg haben Sie mir bisher ja ganz verschwiegen?" sagte Fe nach einem Weilchen.

„Man verschweigt oft noch viel Wichtigeres," sagte er nach einer kleinen Pause, „weil — man den Mut der Rede nicht findet."

Sie ging ein paar Schritte still neben ihm. Einmal sah sie ihn flüchtig an. „Das war eben sehr lieb von Ihnen." Da sie merkte, daß sein Blick forschend und bittend auf ihr ruhte, wandte sie den Kopf scharf nach rechts, sich von ihm abwendend. „Mir geht's ja ebenso." Sie lachte etwas gezwungen vor sich hin. „Nun ja, es mag komisch klingen, wenn ich das sage. Denn alle Welt behauptet doch, ich hätte ein unglaublich vorlautes Mundwerk. Aber doch nur, wenn sich's um Dinge oder Personen handelt, die mir gleichgültig sind."

„Es ist jammerschade, daß Sie nicht den ganzen Kursus in der Steingartenkunde hier mitnehmen können, gnädiges Fräulein."

„Ich wäre wohl kein so geduldiger Lehrbub wie Ihre kleine Tante Ute. Und mit Ihren Riesenfeldstiefeln dürften Sie mir nicht auf die Füße treten. Nicht — noch einmal, Herr Christian Eyck."

Nun hatte er's. Das war die Quittung für seine Cladower Schuld. Er neigte den Kopf. „Ich hab' verstanden," sagte er lächelnd.

„Sonntag abend reise ich ab. Ich bringe nicht allzuviel positive Kenntnisse aus Paretz nach Sässikon mit. Aber das eine will ich Ihnen sagen: die erste gradgewachsene Pflanze, die ich auf meinen vielen Reisen traf, die sah ich hier. — Das ist doch Mut, das nicht zu verschweigen, wie?"

Er atmete tief auf. Sie waren stehen geblieben. Die Septemberluft war goldig klar. Man sah über die Polsterkissen der Steingartenpflanzen, die, zum Teil noch blühend, den ganzen Abhang bis zur Havel bedeckten, wie über einen bunten Riesenteppich. Das Wasser war still, nur ein paar Segel zogen ihre Bahn, in der Ferne mucketickte ein Motorboot. Gesund und jung,

stark und stolz standen sie einander gegenüber und sahen sich frei in die Augen.

„Hier ist es wundervoll einsam," sagte Fe.

Wieder Stille und Schauen.

Die Hand vor die Augen hebend blickte sie nach Westen übers Wasser. „Und wo liegt nun Ihre Insel mit dem berühmten Garten?"

Aus seiner Versunkenheit fuhr er endlich wieder auf. „Ach, berühmt ist er nicht. Ein erster Versuch."

„Erzählen Sie."

„Ich will ausprobieren, ob die Erfolge, die Graf Taruca in Malonya erzielt hat, auch in unserem Klima hier oben möglich sind. Dem soll ja auch mein kleiner Sondergarten auf der Dresdner Ausstellung dienen. Der immergrüne Garten, der über den Winter hinwegtäuscht und den Vorfrühling als fünfte Jahreszeit einschiebt. Drüben am Peetz-See hab' ich ein Stück Land auf der Halbinsel Wüstrow gekauft und dafür angelegt."

„Wenn ich von Sässikon zurückkomme, müssen Sie mich einmal hinführen. Aber Sie werden's ja doch vergessen."

„Nun bin ich doch schon so zerknirscht, gnädiges Fräulein. Und kriege solche Keulenschläge."

„Ich hatte mir nur vorgenommen, Ihnen einen Nasenstüber zu geben. Es freut mich, daß Sie ihn so schmerzhaft empfinden." Sie sah nach der Armbanduhr. „Frau Theres wird mich massakrieren. Und wird sehr eifersüchtig sein, wenn sie hört, daß ich solange auf Paretz war. Aber halt — das Thema wird nicht fortgesetzt." Sie reichte ihm die Hand. „War ich nicht sehr nett?"

„Sehr. Sehr." Er sah sich um. „Irgendwas Liebes und Schönes möcht' ich Ihnen mitgeben."

„Keine Zeit mehr. Und das ganze Schloß Strahl schwimmt ja schon in Paretzer Blumen."

„Dann schick' ich Ihnen zur Abreise ein Sträußchen."

„Daran glaub' ich nicht. Im letzten Augenblick werden Ihnen wieder soviel dringliche Geschäfte den Kopf verwirren . . . Übrigens begegnen wir uns doch morgen abend noch einmal, Herr Christian Eyck."

„Unter zweiundneunzig lärmenden Festgästen. Ehrlich gestanden, ich wollte — ganz heimlich — wegbleiben. In große Gesellschaft passe ich nicht. Und außer Frau von Glon wird niemand merken, daß ich fehle. Grad vor dieser Nachbarschaft graut mir's aber."

Ein bißchen Übermut packte sie an. „Wollen wir einen Pakt schließen? Wir revidieren die Tischordnung. Sie führen mich — und Frau von Glon bekommt Herrn Doktor Rufius. Ihr ist es gleich, wer neben ihr sitzt, denn sie hat ja doch nur Augen für Benno. Aber Sie dürfen mich nicht wieder im Stich lassen. Das Essen dauert mit allen Überraschungen gewiß bis neun Uhr. Da hätten wir also Zeit, uns nach Herzenslust zu zanken. Oder auch über Ihren immergrünen Garten zu plaudern. Über die fünfte Jahreszeit. Und so allerlei. Wollen Sie?"

„Ich bin — ganz unverschämt glücklich." Er preßte ihre Hand, die er noch immer nicht losgelassen hatte, so fest, daß sie leicht die Mundwinkel verzog. Erschrocken gab er sie frei. „Ich tu' Ihnen wehe — und will's doch bei Gott nicht."

Sie wandte sich zum Ausgang. „Sehn wir uns jetzt nach Ihrem kleinen Brackenburg um."

„Tante Ute!" rief er fröhlich in den Abend hinaus. „Kannst du schon wieder laufen?"

„Da bin ich! Da bin ich!" klang's vom oberen Wege her. Und man hörte sie humpelnd ankommen.

„Mädel, willst du dir wohl gleich Strumpf und Schuh anziehen! Wo hier tausend scharfe kleine Steine herumliegen!"

Droben an der Landstraße gab's einen kurzen, freundlichen Abschied. Christian Eyck stand mit Ute in der breiten Gartenpforte, als das blaue Auto mit dem winkenden Besuch in der Richtung auf Dorf Marquard davonrollte.

„Gelt, ich war brav?" fragte Ute. „Ich hab' euch doch wirklich nicht gestört!"

Er antwortete nicht. Sollte er der kleinen Tante für diese Bemerkung einen Kuß oder eine Ohrfeige geben? Sie verdiente beides.

*

Die Dekorateure, Gärtner, Aushilfen, Elektrotechniker und Tafeldecker waren mit dem letzten Handanlegen kaum fertig, als die ersten Festgäste auf Schloß Strahl eintrafen. Es war noch fast taghell. Frau Theres hatte die oberen Räume als Garderoben herrichten lassen. Hier sollte die Umwandlung der Berliner Gesellschaft in japanische Samurais und Geishas erfolgen. Auch ein japanisches Theater sollte im Lauf des Abends spielen. Die eigenartig zusammengestellte Kapelle probte noch mit den Darstellern und Darstellerinnen in der Garage. Die Autos, in denen die Gäste eintrafen, parkten auf dem Wirtschaftshof und auf der Landstraße.

Niemand konnte auf den Gedanken kommen, daß die Insassen von Schloß Strahl die ungeheuren Kosten lediglich deshalb aufbrachten, weil Frau Theres im Frühsommer

einmal im Spiegel festgestellt hatte, daß ihre schrägstehenden dunklen Augen etwas Japanisches besäßen. Da Benno gerade damals für eine leichte Entgleisung die Verzeihung seiner Frau brauchte, so mußte er durch restloses Eingehn auf ihre Wünsche gut' Wetter im Hause schaffen. So billig und so einfach wie in der Landsberger Straße war das heute nicht mehr. Was es kostete, darauf kam es ja aber jetzt Gott sei Dank nicht an . . .

Die Firma Esser, Strahl & Co. unterhielt im ganzen Reich Filialen; zu den luxuriös eingerichteten Berliner Läden in der Friedrichstraße, am Alexanderplatz, in der Tauentzienstraße kam im bevorstehenden Winter noch das Schuhparadies am Kurfürstendamm. Es war schon eine Goldquelle. Der Fabrikbetrieb draußen in Brandenburg an der Havel war nach dem Ford-System ganz auf Bandarbeit eingestellt. Die Ausnutzung der Wasserkraft hatte Benno Strahl mit einem Ingenieur in Tammerfors in Finnland studiert. Benno war auf vielen Gebieten tüchtig und erfinderisch. Er brauchte aber fortgesetzte Anregung und Abwechslung. Kein Wunder, daß man früher im alten Stammhaus jedes Vierteljahr über ein neues Abenteuer des jungen Herrn Strahl zu erzählen wußte. Jetzt, als der unabhängige reiche Chef, vermied er's, sich mit den kleinen Verkäuferinnen einzulassen. Er war ja auch inzwischen verheiratet, mit einer reichen, hübschen, temperamentvollen Frankfurterin. Aber treu war er seiner jungen Frau ganz gewiß nicht. Nur ließ er jetzt seinen Erfindergeist auch auf diesem Gebiet spielen und vermied jeden Skandal.

Die Gästeschar, die heute auf Schloß Strahl erwartet wurde, wies eine bunte Mischung auf. Natürlich fehlte der große Familienanhang der Strahls und Essers nicht. Auch manch alter Geschäftsfreund aus bescheideneren Zeiten der Firma hatte in Treuen mit durchgehalten, war wohl selbst allmählich aus dem Ladengeschäft oder dem kleinen Hinterhausbetrieb zu Kontor und Fabrik emporgewachsen. Frau Esser, die Witwe des alten großen Stiefelkönigs, deren Geld den großen Aufstieg erst so recht ermöglicht hatte, war längst nicht nur als Finanzgröße in Kaufmannskreisen geschätzt und umworben. Wer kannte Frau Esser nicht! Sie bewegte sich als Gönnerin unter den Prominenten der Kunst und Literatur, sie fehlte nicht auf den großen offiziellen Empfängen, sie gehörte ebenso zum Film und zum Theater wie zur Wohltätigkeit großen Stils; sie war auch auf den berühmten Auktionen bekannt, immer rasch und sicher im Urteil. Schön war sie durchaus nicht. Die Fünfzig hatte sie wohl hinter sich. Dabei sah sie mit ihrem gefärbten schwarzen Bubikopf und den runden, schwarzen Kirschaugen — durch ein schlechtes Opernglas gesehn — wie etwa Dreißig aus. Sie gab sich vertraulich, fast naiv. Aber sie wußte sich Respekt zu verschaffen. Die junge Frau Thers hatte vor ihrer Kritik geradezu Angst. Und drum mußte ihr Fest Stil haben. Japanische Papierlaternen durften nur ganz vereinzelt da oder dort einen farbig leuchtenden Stimmungspunkt hintupfen. „Es darf um Himmels willen nicht nach Friseurladen oder Lunapark aussehn!"

Frau Esser hatte auch die reizende junge Frau Gussy Zabernack veranlaßt, den Verkehr mit Schloß Strahl aufzunehmen. Zabernack war Staatsminister, keine übertrieben große Leuchte, aber doch ein wertvolles Zierstück aus der Welt der Politik für solch einen großen Empfang. Frau Gussy war nichts weniger als politisch veranlagt. Sie hatte das berüchtigtste Schandschnäuzchen. Aber sie war so amüsant, daß sie stets umringt war, wo immer sie sich zeigte. Die schlanke, hübsche Gestalt mit dem pikanten Gesichtchen wirkte überraschend neben ihrer ständigen Begleiterin, der kleinen, etwas fetten Frau Esser mit dem kullrigen Kindergesicht.

Fe gefiel sich in ihrem Kimono gar nicht. Auch sie war durch die endlosen Vorbereitungen, die tausend Gespräche, die sich während ihres Besuchs immer und immer wieder mit diesem festlichen Ereignis beschäftigten, um jeden Stimmungsauftrieb gekommen.

Man konnte zunächst noch überall die Doppeltüren nach der Veranda und der großen Terrasse auflassen, denn es war warm. Und es gab einen herrlichen Sonnenuntergang. In der Mischung von dem Widerschein der karminrot nachglühenden Lämmerwölkchen und dem gedämpften Licht der echten alten Laternen und der unsichtbaren Glühbirnen, deren indirektes Licht, hinter Seidenvorhängen versteckt, die seideunterspannten Decken bestrahlte, gab das bunte Gewoge der kostbaren Kimonos ein überraschendes Bild. Märchenhaft schön war die Wirkung der Riesenbeete und Büsche der in den letzten Tagen voll aufgeblühten Chrysanthemen. Springbrunnen plätscherten. Kleine Musikkapellen spielten. Beim Verglühen des Abendrots waren ein paar Kieferngruppen auf den Höhen über der Havel so gefällig, die Konturen japanischer Farbholzschnitte vorzutäuschen. Schöne

Frauen, die wußten, daß sie schön wirkten, ließen sich auf der Terrasse bewundern. Die Herren trugen die kostbar gestickten Seidengewänder zunächst nur wie lässig übergestreifte Dominos über dem Frackanzug; sie fanden sich nicht so rasch wie die meisten Damen in die Maskerade. Aber das berauschende Farbenspiel der Chrysanthemen und der Kimonos, die gedämpfte Musik, das eigentümliche Zwielicht, der exotische Reiz der Frauen, die Tänze der Geisha-Truppe, der als Sako gereichte französische Champagner, die behagliche Vorstellung, daß dieser gewiß sehr langen festlichen Nacht ein voller Ruhetag folgte, alles wirkte zusammen, wirkte auch auf die steiferen, phantasielosen Geschäftsleute, die mit ihren Bekannten zuerst am liebsten noch rasch über die Kurse gesprochen hätten, — man ließ sich treiben, trieb bald selbst mit, — und wo Frau Theres, die reizendste Geisha, auftauchte, wurde ihr applaudiert. Sie war an diesem Abend wohl die glücklichste Frau an Havel und Spree. Und natürlich war ihr Tischherr der Staatsminister.

Aber als die kleinen Teehausmädchen mit den dunkel tönenden Gongs durch die duftenden Chrysanthemengärten schritten und unter den japanischen Laternen die Terrassenwege abschritten, an den großen Vasen und Götzenstatuen vorbei, durch das bunte Hundert der Gäste, die zu dem festlichen Mahl in den verschiedenen Erdgeschoßsälen gerufen werden sollten, stand Fe abseits im Eingang der kleinen Bibliothek, wo Hulda ihres Amtes waltete, die Liste der Geladenen mit Bleistifthäkchen zu kontrollieren. Der Boy brachte immer die neuesten Meldungen. Ein Berliner Auto fehlte jetzt noch. Es hatte in Pichelsdorf eine Panne gehabt. Das Ehepaar war aber in längstens zehn Minuten zu erwarten. Hulda legte befriedigt den Fernsprecher weg. Tadellos hatte alles geklappt. Nur ein einziger war nicht erschienen: Herr Eyck. „Na, das war ja zu erwarten," meinte sie spitz und empört.

Aber Fe hatte das denn doch nicht erwartet.

Sie hatte noch nie in ihrem Leben einem Mann auch nur die leiseste Andeutung gemacht, daß sie sich für ihn interessierte. Sie war umschwärmt, sie war umworben, sie war überall der Mittelpunkt. Hier hatte eine romantische Marotte — oder war es mehr? — sie aus dem Gleichgewicht gebracht. So war sie aus sich herausgegangen wie nie zuvor. Und sie mußte nun zum zweitenmal einen solchen Kaltwassersturz über sich ergehen lassen . . .

Frau von Glon war durch den kleinen Betrug, den Fe in letzter Stunde ohne Wissen der Hausfrau vorgenommen hatte, die Tischdame von Dr. Rufius geworden — und saß zur Linken von Benno Strahl. Sie hatte der Golflady, die sie in heimlichem Einvernehmen glaubte, dankbar in den Arm gekniffen. Jedenfalls war sie zufrieden mit ihrem Los.

Auf den Gartenterrassen, auf der Veranda wurde es leer. Noch immer stand Fe im Flur und wartete, lauschte.

Sie wußte nicht, war es Scham oder Trotz oder Haß, was sie jetzt beherrschte.

Zwanzig dienstbare Geister schwirrten soeben mit den schweren silbernen Tabletten, auf denen die Delikatessen des Vorgerichts gar appetitlich angerichtet waren, von der Küchentreppe durch die verschiedenen Gänge.

„Ich muß mich still zu meinem Tisch schleichen," überlegte sie. Sie saß dort unter lauter fremden Paaren. Frau Theres hatte es ja so am Herzen gelegen, sie mit ihrem Hamburger Partner für diese ausgedehnten Tafelstunden möglichst zu isolieren. Die beiden leeren Plätze würden nun Fragen hervorrufen. Sie konnte also nicht länger zögern. Ein trotziger Zug preßte sich um ihren Mund. „Schluß machen!" sagte sie zu sich.

*

Diesmal war's keine Vergeßlichkeit.

Christian Eyck hatte den Versuchsgarten der Dahlien, in dem er Nitsche seit Mittag bei der sorgfältigen Registrierung der Zuchtergebnisse geholfen, pünktlich um fünf Uhr verlassen und seine Mansardenstube aufgesucht. Der Frackanzug war aufgeplättert, die Lackschuhe standen bereit. Zum Glück waren die Überlandwege trocken; er konnte also das wieder in Ordnung gebrachte Motorrad für die Fahrt benutzen. Die Fischhaut schützte vor dem schlimmsten Chausseestaub. Auf Schloß Strahl mußte er dann seine Festtoilette in der großen Herrengarderobe beenden: Frau Theres hatte ihm ja ein wahres Museumsstück von Kimono zugedacht.

Aber beim Rasieren, als er im Spiegel am Fensterkreuz sein indianerrot verbranntes Gesicht sah, überkam ihn eine plötzliche Mutlosigkeit.

„Du gehst in eine Falle!" durchfuhr es ihn.

Und das legte sich nun dumpf und schwer auf ihn und brachte die schöne Melodie zum Schweigen, die ihn in der Erinnerung an die letzte Begegnung mit Fe begleitet hatte.

Es war sein erstes starkes Erlebnis mit einem weiblichen Wesen. Nicht einmal Tanzstundenabenteuer hatten ihn beschäftigt.

Und die paar hitzigen, leichten Dinger, die ihn in Malonya hatten verlocken wollen, waren ihm nur widerlich gewesen. (Wie war er damals ausgelacht worden als ‚reiner Tor'!) Mit den Damen der Berliner Gesellschaft war er ja kaum in Berührung gekommen.

Auch die junge Golflady, die so übermütig mit ihm angebandelt hatte, war ihm zuerst nur als eine der vielen Weltdamen erschienen, die ein Geplauder aufnahmen und wieder fallen ließen, kaum daß es lohnte, eine Erinnerung daran zu bewahren. Doch bei den verschiedenen Begegnungen hernach, als sie die kleinen Stilentgleisungen der guten Frau Theres gemeinsam bemerkten und in stillem Einvernehmen belächelten, waren sie einander immer näher gekommen. Beim Spott- und Neckton war es freilich zwischen ihnen geblieben.

Tieferen Eindruck hatte erst die großzügige, überlegene Art, mit der sie sein unverzeihliches Versäumnis aus der Welt schaffte, auf ihn ausgeübt.

Und in seinem Unbehagen, in diese große, lärmende, ihm wesensfremde, aus allen Schichten und Ständen Berlins zusammengeholte Festgesellschaft eintreten zu sollen, hatte es der plötzliche Zweifel an seiner Eignung als Benno Strahls Festgast leicht, ihn auch mit Mißtrauen gegen die allzu weltgewandte und siegesgewisse Golfmeisterin zu erfüllen.

War es wirklich ihr aufrichtiger Wille, unter den Dutzenden von Festgästen, die ihr huldigen, sie umschwärmen würden, gerade ihn als einzigen auszuzeichnen? War es nicht abenteuerlich, daß sie Frau Theres in ihren wochenlang durchdachten Schachspielplänen stören wollte, nur um ihn vor der ganzen Gesellschaft dem Hamburger Partner vorzuziehen? Was bedeutete er, der blutjunge Anfänger auf seinem großen Arbeitsgebiet, der Mann ohne Titel und Einfluß, in den Augen all dieser mächtigen Börsenfürsten und Großindustriellen, dieser Reichen und Phäaken, dieser sieggewohnten Sportleute und Lebemänner?

Ein Verdacht, ein quälender, immer quälenderer Verdacht bohrte in ihm: Sie wollte ihre Genugtuung haben, sie wollte ihn irgendwie strafen, sie wollte ihn demütigen.

Er unterbrach das Geschäft des Anziehens und ließ sich mutlos in die Ecke des harten, kleinen, schwarzen Ledersofas fallen.

„Ich werde absagen; Sie soll wissen, daß ich nicht ihr Spielzeug sein will. Sie mag in ihrem Kreis schon hundert solch kleiner Intrigen durchgefochten haben. Dort setzt man sich mit einem Witz, mit einer Bosheit darüber hinweg. Aber ich würde es nicht verwinden können . . ."

Und als er sich den Grund eingestand, überkam ihn nur um so größere Bangigkeit.

„Das ist die erste Frau, die ich lieben könnte. Und ich ertrüg's nicht, von ihr verspottet zu werden. Nein, sie d a r f mich nicht ausspielen gegen — gegen —"

Wie er diesen vielgenannten Dr. Rufius haßte!

Er schob das Frackhemd, das auf der Kommode lag, zur Seite und zog ein aufgeschlagenes Buch heran. Mr. Luther Burbanks Memoiren waren es. Der große amerikanische Blumenzüchter erzählte darin von seiner Arbeit, seinen jahrzehntelangen Kreuzungsversuchen, seinem mühseligen Aufstieg. Er hatte die spannende englische Lektüre in der letzten Nacht unterbrechen müssen, weil er die Uhr auf dem Wirtschaftshof schon Mitternacht hatte schlagen hören. Aber Luther Burbank fesselte ihn jetzt nicht mehr. Auf jeder neuen Seite stand dies prächtige, schlanke, stolze Geschöpf und sah ihn mit lächelnden, fragenden Augen an. So wie draußen am See. So wie gestern.

‚Herr Christian Eyck, was für ein weltfremder Sonderling sind Sie doch eigentlich!' würde sie wohl zu ihm sagen, wenn sie jetzt aus dem Rahmen der aufgeschlagenen Seite heraustr äte und plötzlich mitten hier im Zimmer stünde . . .

Auf Paretz war längst Feierabend. Die Volontäre kamen eifrig redend aus dem Speisesaal, wo sie ihre ländliche Abendmahlzeit eingenommen hatten, und zerstreuten sich in kleinen Trupps in ihre Dorfquartiere. Vom Gotischen Hause, der bescheidenen Schöpfung Friedrich Wilhelms III., hörte man Kegelspiel mit rollenden Kugeln, Gepolter und Ansagen.

Und dazwischen schlug unten im Büro die Telephonklingel an, dreimal, viermal. Der Rechnungsführer saß wohl beim Abendschoppen im Gotischen Hause und hörte das Sturmläuten nicht.

Leichte, rasche, tappende Schritte kamen von Burkerts Hause her. Das war Ute. Sie hatte eigenmächtig das Amt eines Wachhündchens hier übernommen. Wo gerade ein Rädchen im Getriebe den Dienst versagte, da sprang sie ein.

Nun klopfte es an seine Tür. „Onkel Christian, bist du denn immer noch da? Aus Schloß Strahl wird nach dir gefragt."

Es war dunkel geworden, er hatte kaum mehr lesen können, aber aus Trotz oder Lässigkeit kein Licht gemacht. Nun polterte er durchs Zimmer und riß die Tür auf.

Ute hatte die Treppenbeleuchtung ein-



Pferdetränke. Gemälde von Prof. Angelo Jank

gestellt. Verblüfft sah sie ihn an. „Und noch nicht einmal im Frack?"

„Ich komme ja schon." Sein schlechtes Gewissen machte seinen Ton unfreundlich. Aber es zitterte doch eine seltsame, fast beseligte Hast daraus. Ob es wohl möglich wäre, daß Je sein Zögern verstünde, daß sie ihm Mut zusprechen wollte —?

Mit unsicherer Hand nahm er im Büro den Hörer auf. „Hallo. Hier Eyck."

Es war nur Hulda. Sie hatte eine impertinente Stubenmädchenart. Durchaus korrekt die Ausdrucksweise, die sie sich in den verschiedensten Berliner Stellungen angeeignet hatte, aber der Ton entschieden eine Entgleisung. „Da bis jetzt noch keine Absage hier vorliegt ... Die Herrschaften sitzen längst bei Tisch ... Nein, gnä' Frau weiß bis jetzt noch nicht, gnä' Frau ist mit Exzellenz ... Ich wollte nur fragen, ob etwas auszurichten ist ... Fräulein von Borowski hat bis zum zweiten Gang gewartet, sie ist nun allerdings ohne Tischherrn geblieben ..."

Als er ins Treppenhaus zurückkehrte, entsann er sich kaum mehr, was er erwidert hatte.

„Mein Gott, Ute, das ist ja unausstehlich, du kannst doch hier auf dem Hof nicht im Nachthemdchen ... Wenn der alte Burkert dich so sieht, dann verklatscht er dich beim Obergärtner, und die Köchin und Frau Krause mäkeln sowieso schon genug an dir herum ..."

Sie huschte erschrocken zur Haustür. „Ach Onkel Christel, ich hätte dich so furchtbar gern im Kimono gesehn. Stahlblau und silbergestickt ... Huch, ich geh' ja schon!" Sie lachte noch ein bißchen, halb ängstlich vor seinem Zorn, und dann tappte sie rasch auf ihren bloßen Füßen zum Anbau hinüber.

Eine halbe Stunde später langte er auf Schloß Strahl an. Das letzte Stück der Landstraße war von den Scheinwerfern der wartenden Autos taghell erleuchtet. Das Haus wirkte wie illuminiert. Auf dem Hof standen dunkle Gruppen: die Chauffeure und Bedienten, denen auf mehreren freistehenden Tischen ein kaltes Abendbrot mit heißem Tee gereicht wurde. Eine Wolke von Zigarettenduft schwebte in der stillen Luft. Aus dem Hause erklang exotische Musik: Tamtam, Gong, Klappern, Saiteninstrumente, näselnder Gesang. Die japanische Truppe hatte ihr Programm mit dem Tempeltanz begonnen, der sich durch alle Räume des Erdgeschosses bewegen sollte.

Christian Eyck wurde von Hulda, da er jetzt rasch die Fischhaut abstreifte und im Frackanzug dastand, kaum wiedererkannt. Er sah mit seiner schlanken Gestalt eleganter aus als die meisten anderen Gäste. Sie hatte ihn bisher ja nur im Arbeitsrock gesehn. Ihr Ton wandelte sich sofort. Diensteifrig eilte sie voran, um ihn in die Herrengarderobe zu führen. Das Personal, das jetzt unbeschäftigt war, trieb sich natürlich überall herum, um etwas von den Aufführungen zu sehen.

„Und es ist tatsächlich das allerkostbarste Stück," sagte Hulda, indem sie ihm seinen Kimono brachte, und fügte vertraulich hinzu: „Bröside, der von Rex, behauptet, unter siebzehnhundert sei der nicht zu haben! — Nein, Herr Eyck, wie glänzend der Ihnen paßt! Wie schade, daß Sie nicht früher gekommen sind, gerade wird die Tafel aufgehoben — verzeihen Sie, ich muß in den Wintergarten zu den Likören ..."

Er begegnete der Japanergruppe. Ein Strom der Gäste folgte schwatzend. Fast lauter ihm unbekannte Gesichter. Im großen Saal sollte getanzt werden. Er wurde in den kleinen Teesalon geschoben. Da war das Zelt, in dem sich der Tisch von Je befand. Drei Damen, zwei Herren, ein unberührtes Gedeck. Je führte die Unterhaltung. Sie schien bei glänzender Laune. Die jungen Geishas klatschten ihr Beifall. Offenbar focht sie irgendeinen lustigen Strauß mit den beiden Herren aus.

Plötzlich brach sie ab. Sie hatte Christian Eyck erspäht.

Einen einzigen flammenden Blick warf sie ihm zu und stand auf.

„Nun müssen wir tanzen! Verzeihen Sie, ich werde drüben erwartet!"

Ihre Tischgenossen riefen ihr noch nach: man müsse sich später wiederfinden.

Christian Eyck wollte sie ansprechen, aber sie gab ihm keinerlei Gelegenheit. Im Nebenzimmer wurde sie sofort von einem größeren Kreis umringt.

Als er hernach in die Tür des Ballsaals trat, sah er sie am Arm eines blonden Herrn mit langem, scheitellos zurückgekämmtem Haar. Das war Dr. Vincent Rufius. Zweifellos.

Nun begann die Ballmusik. Viele Paare tanzten. Auch Je mit ihrem Partner.

Christians Blicke klammerten sich an ihre königliche Gestalt, ihren feingeschnittenen Kopf. Sie aber sah ihn überhaupt nicht.

★

Je weiter das Fest vorschritt, desto mehr verlor es von seinem ursprünglichen Charakter. Den meisten Herren wurde der Kimono lästig, sie legten ihn ab. Die Chrysanthemenbeete mit der feinabgestimmten Beleuchtung, den kostbaren Vasen, den zier-

lichen oder feierlichen Bronzebildwerken lagen verlassen. Die Rauch-, Spiel- und Kneipzimmer aber faßten die Fülle der Gäste kaum. Was den Rest der Nacht noch verschönen konnte, das war für die einen der Flirt und der Tanz und — allenfalls — ein gewagter kleiner Spaziergang durch den im abnehmenden Mond bis zur Morgenfrühe geheimnisvoll aufleuchtenden Garten, für die andern das Pokerspiel in Benno Strahls tempelartig ausgestattetem Studio, das lärmende Schwatzen und kichernde Anekdotenerzählen in der japanischen Hotelbar, in der zwei Filmschönheiten mit verräterischer Gewandtheit die raffiniertesten Cocktails mischten. In dem stimmungsvoll erleuchteten Teehaus der Geisha hielt Frau Theres mit denjenigen Damen, denen die japanische Tracht am besten stand, das waren die zierlichen, kleinen, brünetten, noch eine Weile den Stil des Abends fest. Hier brachte Frau Esser, die natürlich Japankennerin war — ihre Farbholzschnitt-Sammlung war berühmt — ihre Kenntnisse bestens zur Geltung. Aber all das wurde übertrumpft und dann endgültig ausgeschaltet, als nach Mitternacht die von Benno Strahl engagierten Komiker der neuen großen Berliner Revue im Auto eintrafen und — nach reichlichem Sektimbiß — ihre soeben populär gewordenen Schlager zum Vortrag brachten. Nun unterbrachen sogar die heiß beim Pokern sitzenden asthmatischen älteren Herren ihr Spiel. Lachstürme gingen durchs Haus.

Christian Eyck traf da und dort Bekannte, wurde von der strahlend lächelnden Hausfrau endlich auch dem leutseligen Staatsminister vorgestellt, der ihn zuerst mit einem Privatdozenten an der Universität verwechselte und sich mit ihm über japanische Musikinstrumente, Bronzen und Kakemonos unterhielt. Er sah müßig dem Tanz zu, dem Treiben in der Bar, dem Pokerspiel, er versuchte noch mehrmals, sich Fe zu nähern, — aber es war offensichtlich, daß sie ihm jede Möglichkeit dazu abschneiden wollte. Sie tanzte unausgesetzt.

„Nette Dinge erzählt man da: Sie sollen ja Ihre Tischdame versetzt haben!“ sprach ihn plötzlich eine stark geschminkte Geisha an, deren pikant-männlicher Eton-Scheitel seltsam mit der weichen Japanerinnentracht kontrastierte. Es war Frau Aimée. Sie hatte mit Benno Strahl soeben in der halbdunklen Bibliothek getanzt, war sehr außer Atem und wedelte sich mit ihrem kleinen Japanfächer Luft zu. Christians Antwort hörte Aimée kaum, denn Frau Theres kam eilig und erregt auf sie zu. „Eben hört' ich — ihr hattet eure Plätze getauscht? Ist das wahr? Du hast bei Benno sitzen wollen, Aimée?“

Mit dem vertraulicheren Du schien sich die Zuneigung der beiden Damen nicht eben vertieft zu haben. Offenbar war Frau Theres auf Frau von Glon eifersüchtig. „Aber was denkst du, Theres? Frage doch Benno selbst! Oder Fe. Schuld an der ganzen Verwirrung haben Sie, Herr Eyck!“ Und nun endlich erfuhr die Hausfrau Christians unfaßbare Sünde: er hatte bei Tisch gefehlt.

Christian Eyck war in Lügen und Ausflüchten nicht erfinderisch. Als Frau Theres Rechenschaft von ihm forderte, versagte er völlig. Die Situation wurde dadurch noch peinlicher für ihn, daß Theres, hastig wie immer, nun sofort auch Fe herzuholte, die beiden Paare gewissermaßen konfrontierte.

Dem familiären Du war Fe bisher vorsichtig ausgewichen. Als sie Frau Theres antwortete und sich mit einem spöttisch überlegenen Lächeln als Urheberin der kleinen Palastrevolution bekannte, wirkte sie so fremd und unnahbar, so ganz der verwöhnte, gefeierte Gast der großen Welt, daß Theres jedes weitere Wort fehlte. „Verzeihen Sie, Fe,“ sagte sie nur, „man hat mir da den Kopf heiß machen wollen . . .“ Benno war rasch auf seine Frau zugegangen, nahm sie am Arm und zog sie in den Seitengang, im Flüsterton heftig auf sie einredend, ärgerlich, ja empört, aber dabei wandte er sich heimlich Aimée zu und machte ihr ein flehendes Augenzeichen. Frau von Glon summte vor sich hin und ging, sich stark zufächelnd, in den Ballsaal.

*

Nun stand Christian allein Fe gegenüber. „Ich habe den ganzen Abend versucht, gnädiges Fräulein, einen Blick von Ihnen zu erhaschen. Aber Sie haben mir keine Möglichkeit gegeben.“

Ihre spöttisch überlegene Miene änderte sich nicht. „Oh, Sie wollten mich wohl wieder einmal um Entschuldigung bitten? Aber das ist überflüssig. Ich habe mich ausgezeichnet unterhalten.“

„Das sah ich — das hörte ich.“

„Nun also.“

Christian wußte: wenn er sie jetzt nicht festhielt, entschwand sie ihm für immer. Ein paar Herren kamen aus dem Ballsaal angeschossen, lachend, rufend, die letzten zehn Schritt glitten sie auf dem blanken Parkett wie auf einer Eisbahn, mit den Armen balancierend, als ob sie der verabredete Preis für den zuerst Anlangenden sein sollte.

„Ich habe — gelitten!“ stieß er aus, schluckend, ganz hilflos.

Es packte sie. Sie preßte die Lippen zusammen.

„Fe! Gnädige Fe!“ rief es von der Schwelle her.

Mit einer kurzen, fast jähen Bewegung schnitt sie den Wettlauf der Tänzer ab. „Ich tanze jetzt nicht!“ sagte sie in einem fremden, fast geschäftig abweisenden Ton. „Danke sehr, meine Herren. Vielleicht später.“ Sie schlang wie in leichtem Frost den Kimono fester um sich und schritt zur offenen Veranda. Wie befehlend sah sie sich nach Christian um. „Herr Eyck — Sie glauben mir noch Rechenschaft schuldig zu sein. Bitte.“

Die jungen Herren zogen die Abfuhr ins Humoristische, indem einer den anderen beschuldigte, die Göttin erzürnt zu haben. „Sie sind's, der uns immer die ganze Fassade verdirbt, Doktor . . .“

Auf der Veranda saß ein Pärchen im Winkel hinter der Chrysanthemengruppe auf dem kleinen Schleiflackbänkchen eng aneinandergepreßt. Es unterbrach das Flüstern, als Fe und Christian ins Freie traten. Vor ihnen fiel der Garten in einem Dutzend schmaler Terrassen zum Havelufer ab. Da und dort leuchteten melonenfarbene Laternen. Auf dem Wasser lag Mondglanz. Mitternacht war vorbei. Die dunkeln Wälder drüben wirkten wie ein Gebirge. Vereinzelt blitzten Lichter aus der Uferlandschaft. Die Luft hatte so stark abgekühlt, daß man den Atem sah. Fe nahm ein paar Stufen, blieb stehen, aber als er ihr folgte, ging sie hastig noch weiter. Fast jäh wandte sie sich dann nach ihm um.

„Was heißt das: Sie haben gelitten? Kopfweh, Zahnschmerzen? Soll das Ihre Rechtfertigung sein? Unritterlich war es von Ihnen. Ich habe mich bitter in Ihnen getäuscht.“

„Gelitten hab' ich unter der Zwangsvorstellung: Sie spielen mit mir. Wenn dieses Geständnis meine Schuld in Ihren Augen noch vergrößert, weil ich Ihnen damit unrecht getan habe, dann — dann ist mein Glück riesengroß.“

„Ich spiele mit vielen. Gewiß. Ich nehme die Männer, die mir Liebeserklärungen machen, niemals ernst. Ich hätte auch Sie nicht ernst genommen, wenn Sie mir eine Liebeserklärung gemacht hätten. Aber so war es doch gar nicht. Wir waren auf dem Weg, gute Kameraden zu werden. Und warum Sie sich das durchaus verscherzen mußten . . . Schade, Herr Eyck.“

Es wurde ihm schwer, ihr ein richtiges Bild von seiner Verfassung am heutigen Abend zu geben. Er berichtete ihr ehrlich. Aber natürlich konnte er das bißchen Selbstironie, das nun einmal in ihm lag, nicht ausschalten. Auch wenn es ihm schlecht ging, nahm er sich niemals tragisch. So gewann nun doch wieder der drollige Jungenston, dieser seltene, lautere und saubere, der sie so rasch für ihn eingenommen hatte, die Oberhand. Der Gegensatz wirkte jetzt besonders stark auf sie: mit welch weltmännischer Überlegenheit hatte noch soeben Vincent Rufius seine Erfahrungen in der Weiberpsyche betont! Sie war drauf und dran gewesen, dem eleganten Mann brüsk den Laufpaß zu geben, weil seine renommistische Art, von seinen Liebeserfolgen zu reden, sie aufreizte.

„Eigentlich beschämend, Herr Eyck,“ sagte sie, indem sie sich fröstelnd noch fester in den Kimono hüllte, „daß Sie mich für fähig hielten, eine große Haupt- und Staatsaktion in Szene zu setzen, nur um letzten Endes dieser so gleichgültigen Gesellschaft einen Clownspaß zu bereiten. Das zeigt mir nur: wie fremd ich Ihnen geblieben bin.“

„Sie verbergen jedes Gefühl und jedes Gefühlchen ja ebenso wie ich. Bei mir erklärt's die Einsamkeit. Verwandte hab' ich nicht mehr seit Vaters Tod. Aber für Sie ist das ganze Leben doch nur ein einziger Ball.“

„So, so. Ist es?“ Sie zuckte leicht die Achsel. „Von fern mag sich's so ansehn.“

Es verblüffte sie, daß er über die wichtigsten Dinge ihrer Familienumstände und ihres äußeren Daseins gar nicht unterrichtet war. Er schien sich nicht einmal darum bemüht zu haben, das zu erfahren, was Frau Theres von ihr wußte.

„Ich verberge meine Gefühle und Gefühlchen nur deshalb, Herr Eyck, weil ich noch nie den guten Kameraden gefunden habe, dem ich sie hätte preisgeben mögen.“

„Hab' ich mir das Vertrauen vollkommen verscherzt?“

„Vollkommen.“

Nun sah er sie plötzlich mit seinem strahlendsten Lachen an. „Ach, ich bin ja auch gar nicht neugierig. Ich werde Sie doch nie ergründen — und wenn schon so eine kleine Äußerlichkeit einer verbummelten Verabredung mich vollkommen um Ihr Vertrauen bringen kann, dann werden auch Sie mich niemals verstehn.“

„Und da behaupten Sie: Sie hätten gelitten?“

Sein Lachen schwand, aber ein Lächeln blieb zurück. „Ja, das hab' ich. Aber Sie haben mich ja aufgeklärt und getröstet. Und nun seh' ich ein, es war überflüssig. Und

drum ist's doch besser, ich verzichte darauf, Sie zu ergründen. Sonst wüchse sich vielleicht mein Schmerz ins Unausstehliche aus — und Sie könnten mich nicht aufklären und nicht trösten. Denn vermutlich haben Sie eine ganze Menge häßlicher Eigenschaften — gerade so wie ich. Aber bring' ich's über mich, Sie nur so aus der Ferne ein bissel anzuschwärmen, dann bin ich gewiß viel glücklicher. Wie denken Sie darüber?"

„Sie sind tatsächlich ganz das märkische Original, als das Frau Theres Sie mir angekündigt hat."

Er entsann sich ihrer ersten Begegnung. „Und haben Sie das Urteil über den von Frau Theres für Sie bestimmten Ehemann inzwischen auch schon revidiert?"

„Ja. Das einzig Sichere ist: der ist es nicht."

„Sie werden in den nächsten Wochen in Sässikon wieder die reichste Auswahl haben, fürcht' ich."

„Ganz gewiß. Und als ich heute abend da oben wie am Katzentischchen saß und mich ärgerte —"

„Ich hörte doch, Sie hätten sich vortrefflich unterhalten?"

„Mich nicht. Die andern hab' ich unterhalten. Ja, aber insgeheim hatt' ich mir da vorgenommen: bis zum Weihnachtsfest bist du verlobt."

„Bloß so aus Trotz? Niedertracht gegen — gegen den guten Kameraden, der Sie im Stich gelassen hatte?"

„Auch."

„Und der Entschluß wird erbarmungslos durchgeführt?"

„Seit einer Viertelstunde kämpfe ich wieder dagegen an."

„Darf ich ein ganz klein bißchen stolz darauf sein?"

„Bewahre. Ich weiß, daß ich unglücklich würde, wenn ich bloß so ‚eine gute Partie' machte. Ich brauche mehr. Sie sind's auch nicht, Christian Eyck. Bilden Sie sich nur ja nichts ein. Aber es hätte mich gefreut, wenn Sie als guter Kamerad zu brauchen gewesen wären. Die Prüfung haben Sie nun leider gar nicht bestanden. Aber jetzt wird es hier am Wasser empfindlich kalt . . . Und wo haben Sie denn Ihren Kimono gelassen, das Museumsstück?"

„Ich war der Maskerade müde. Ich passe ja gar nicht in diesen Kreis."

„Nur für mich — ist das ganze Leben ein einziger Maskenball?"

„So hab' ich's doch gar nicht gemeint."

„Aber ich werde auf der Fahrt nach Sässikon darüber nachdenken."

Oben auf der Veranda waren mehrere Tanzpaare erschienen. Lachend hatten sie das Liebespärchen auf der kleinen Schleiflackbank entdeckt. Sie gaben einander die Hände und umtänzelten die jungen Leute, einen Berliner Refrain anstimmend, den einer der Komiker soeben gesungen hatte.

„Es scheint wohl recht gefährlich, hier Mondscheinspaziergänge zu machen," sagte Fe. „Kommen Sie, Eyck, nehmen wir den Kampf auf. Ich kann ein wundervoll unschuldiges Gesicht machen. Und Sie haben's ja von Natur."

„Aber einen Händedruck möcht' ich von Ihnen noch haben, bevor wir in die Maskerade zurückkehren."

„Haben Sie ihn etwa verdient?"

„Nein. Und denken Sie: er soll sogar ein Versprechen enthalten, das Sie mir geben."

„Ich — Ihnen?"

„Ja. Daß sich der Schmetterling in Sässikon nicht einfangen läßt. Sonst nichts."

„Unmöglich, Christian Eyck. Denn ich pflege meine Versprechen nämlich zu halten."

„Ich möchte Ihnen so gern ein Versprechen geben, Fe, das zu halten sich lohnt."

Er hielt ihre Hand fest. Sie sah ihm suchend ins Auge. Ein plötzlicher Übermut packte sie. „Hoffentlich erinnern Sie sich nun rechtzeitig daran, daß ich Männer, die mir Liebeserklärungen machen, niemals ernst nehme, Christian Eyck."

„Ich will nicht hoffen, daß ich mich so weit vergessen hätte. Es wäre ja unverantwortlich."

Sie lachte. „Auf Wiedersehn also Anfang Dezember."

„Auf Wiedersehn, Fe."

★

Am andern Abend, es begann eben zu dämmern, geschah das Außerordentliche: Christian Eyck, die Unzuverlässigkeit in Person, entsann sich rechtzeitig eines Termins, der auf seinem Arbeitskalender nicht verzeichnet war. Es fiel ihm ein, daß Fe mit dem Schlafwagenzug, der Berlin um acht Uhr fünf vom Potsdamer Bahnhof verließ, nach Sässikon abreiste. Da band er denn einen kostbaren kleinen Strauß, schrieb einen Gruß dazu und suchte auf dem Wirtschaftshof nach einem Boten, der sich ein gutes Trinkgeld verdienen wollte. Es war niemand aufzutreiben. Ute hatte mitgesucht und kam nun überraschend schnell reisefertig in ihrem Jackenkleid aus dem Anbau zu ihm herüber. Ob sie wohl selbst fahren dürfe?

„Ausgeschlossen, Tante Ute. Du bist eine kleine Provinzialin und könntest auf den dir unbekannten Pfaden Unheil stiften oder erleiden."

Oh, sie wußte über alles Bescheid. Die

Kraftwagenpost ging kurz vor sieben Uhr nach Potsdam ab, dort erreichte sie bequem den Schlafwagenzug, der etwas nach halb neun Uhr für drei Minuten Aufenthalt hatte, mit derselben Post fuhr sie um neun zurück und war dann noch vor zehn wieder in Paretz.

„Wie wolltest du dich denn in aller Eile dort am Zug zurechtfinden —!"

„Fräulein Fe hat ein Abteil erster Klasse im Wagen vier, sie hat das ja neulich gesagt, weißt du nicht mehr, Onkel Christian? Als Frau Strahl in sie drang, sie sollte noch bleiben?"

„Ich hab' doch noch gar nicht verraten, für wen der Reisegruß bestimmt sein soll."

Ute lachte. „Ach, Onkel Christian, für wen denn anders als für Fräulein Fe." Sie strahlte ihn an, es verlangte sie danach, ihm einen Liebesdienst zu erweisen, aber innerlich verzehrte sie sich vor Eifersucht.

„Da hast du also Reisegeld, Ute. Du bist ein fixer kleiner Beamter. Nun zieh los und komm heil zurück von dem außerordentlichen Abenteuer. Und was für eine Belohnung willst du haben?"

Der kleine Brackenburg sann nach und holte tief Atem. „Wenn du das nächstemal zum Peetz-See fährst, zum immergrünen Garten, dann nimmst du mich mit. Im Faltboot, ja? Ich hab' jetzt alle Morgen geübt, ich bring' das Boot auch ganz gewiß nicht mehr zum Kentern. Einverstanden? — Au, fein!" Ganz erfüllt von der Wichtigkeit ihres Amts, ganz voller Backfisch-Seligkeit über sein Versprechen, zog sie mit dem Blumenstrauß und dem Briefchen als Postillon d'amour ab.

★

Die kleine Ute erledigte ihren Auftrag einwandfrei. Oho, Onkel Christian hielt sie für eine unbehilfliche Provinzialin, für ein weltfremdes Landpomeränzchen! Er sollte ihr nur ruhig mehr zutrauen. Sie war natürlich nicht so elegant und unwiderstehlich wie eine berühmte Golflady, aber ein kleines dummes Bauerntrampelchen war sie noch lange nicht, und wenn er noch viel, viel schwierigere Aufträge für sie hatte, er konnte sich restlos auf sie verlassen. Und ihr geschah auch nichts, denn sie war sehr forsch und zielbewußt. Und so ging sie denn auch, als der Fernzug einrollte, sofort auf Wagen vier zu, öffnete selbst, noch bevor ein Beamter da war, um ihr zu helfen — oder sie zu hindern — und lief durch den Gang, ihren Blumenstrauß hochhebend, wobei sie in jedes offene Abteil hineinblickte. Der Schlafwagenschaffner kam ihr vom andern Wagenende entgegen. Aber da hatte sie schon die große schlanke Dame mit dem braunen Bubenkopf und den überraschend blauen Augen entdeckt, die allein in dem geräumigen Abteil erster Klasse saß und bei der Leselampe in einem Sportjournal blätterte. „Das schickt Ihnen Onkel Christian — und wir wünschen Ihnen glückliche Reise!" rief sie ihr in hellem Schulmädelton zu. Und da Fe überrascht aufblickte und die Hand nach ihr ausstreckte, machte sie unwillkürlich einen etwas hüpfenden Knicks (über den sie sich hernach doch mächtig ärgerte). Fe nahm Blumen und Briefchen, dankte ihr, hielt sie eine Sekunde lang am Kinn fest, entsann sich der letzten Begegnung, fragte sie nach ihrem Fuß, ob sie denn auch keine Schmerzen mehr hätte, und packte ihr eins, zwei, drei die Arme voll mit ein paar großen Schachteln Konfekt und Früchten, die auf dem Tisch und auf den Polstern und im Netz lagen. Ute konnte weder ablehnen noch danken, denn der Schaffner schob sie schon wieder flugs zur Wagentür. Kaum hatte sie den Bahnsteig erreicht, da rollte der Zug weiter; die Tür ward im Fahren zugeklappt. Aber Fe war ans Gangfenster getreten und winkte. Hätte Ute nicht beide Arme vollgepackt gehabt, so würde sie den Gruß erwidert haben. Sie nickte aber noch ein paarmal sehr lebhaft, äußerlich strahlend, wenn auch zwiefältig bewegt, daß sie Onkel Christian diesen Werbedienst hatte erweisen dürfen.

Mit ihrer etwas umständlichen Last setzte sie sich nun wieder draußen auf dem Bahnhofsplatz in den noch leeren Wagen der märkischen Kraftpostlinien. Natürlich öffnete sie die Schachteln eine nach der andern und besah die unerwartet reiche Ernte. Köstlichkeiten, die lockten. Aber am liebsten wäre sie stolz geblieben und hätte alles unberührt nach Paretz gebracht. Schon um Onkel Christian zu beweisen, daß sie doch kein kleines Kind mehr war. Bloß diese kunstvoll eingewickelten Bohnen, Becher und Goldfläschchen... Sie begann an einer der Pralinen zu knabbern, schob aber plötzlich erschrocken das Kinn vor, denn ein süßer, kleiner Strahl ergoß sich, und erstaunt erlebte sie den Reiz und die Gefahr einer Likörfüllung, die ein unvorsichtiger Bahnhofsbesuch in letzter Minute am Büfett ersteht, um einer abreisenden jungen Dame nicht mit leeren Händen Lebewohl zu sagen. Die kleine Ute nahm sich vor, nur diese eine, nun doch schon einmal angebrochene Schachtel als Wegzehrung gelten zu lassen.

Aber die 25 Minuten Wartezeit dauerten überraschend lange ... Endlich kamen Reisegefährten. Eine fünfköpfige Bauernfamilie aus Uetz, ein paar Mädchen aus Ketzin,

die Sonntagsdienst in Cafés und Bierwirtschaften getan hatten, ein schweres, großes, schläfriges Ehepaar, das sofort zu schnarchen anfing, nachdem es sein umfangreiches Handgepäck verstaut hatte; ganz zuletzt flitzte noch ein junges Bürschchen herein, das sich gegenüber von Ute in den sehr beengten Raum neben der dicken Bäuerin zwängte. Er hielt eine Zigarette zwischen den Lippen, mußte sie aber auf Geheiß des Schaffners aus dem Fenster werfen.

„Du bist doch aus Paretz?“ sprach er Ute an.

Der blasse Reisegefährte gefiel ihr nicht. Er hatte dreist, wie um sich in dem rüttelnden Wagen zu verankern, seine Beine um die ihren geschlungen. Sie machte sich sehr energisch frei, schob ihre Beine unter den Sitz und beantwortete seine Frage nicht. Aber weil er sie unausgesetzt anstarrte, sie abschätzend, mit seinen Blicken gewissermaßen entkleidend, brauchte sie eine ablenkende Beschäftigung. Und so fuhr sie in der ihr nicht eben unangenehmen fort, Likörpralinen zu lutschen. Sie kam dabei in eine ihr unbekannte, dumm-selige Begeisterung. Als der Wagen sich in Bewegung setzte, empfand sie's wie das Rollen eines Schiffes, sie schwankte auf ihrem Sitz. Das erschien ihr so komisch, daß sie lachen mußte.

Ihr Gegenüber fixierte sie noch immer. In einer gutmütigen Anwandlung reichte sie ihm die Schachtel mit den Likörbonbons hin. „Aber jetzt in Ruh' lassen!“ warnte sie und schloß die Augen. Doch es drehte sich ihr alles. Sie lehnte den Kopf an die Fensterwand. Es klirrte, rollte, holperte. „O Gott, ist mir schlecht!“ sagte sie halblaut vor sich hin. Dann schlief sie ein, schlief wie tot.

Fröstelnd fuhr sie empor, als der Omnibus wieder einmal hielt und der Schaffner Paretz ausrief. Sie merkte dabei, daß der junge Bursche unterwegs den Platz gewechselt hatte und jetzt neben ihr saß. Den rechten Arm hatte er um ihre Hüfte gelegt, seine zudringliche Linke suchte sie zu streicheln. Sie stieß ihn zurück, taumelte aber beim Aufstehen, und ihre Schachteln fielen zu Boden. Da half er ihr nun zusammensuchen. Auf der dunkeln Straße nahm er sie sogleich fest am Arm.

„Sei doch nicht dumm, du!“ sagte er dicht an ihrem Ohr. „Wirst doch nicht stracks in deine Kammer laufen?“

„Wer sind Sie überhaupt?“ rief sie zornig, fast dem Weinen nah, und riß sich los.

„Kannst mich Orge rufen. Du bist die Ute, was? Der Alte hat dich doch am Sonnabend so gerufen.“

Da er Meister Nitsche vulgär den Alten nannte, gehörte er sicher nicht zu den Volontären, sondern zu den neu eingestellten Erdarbeitern. Sie kamen jetzt in den Lichterkreis des Gotischen Hauses. Mit ein paar raschen Blicken musterte sie ihn. Er hatte schmale, arbeitsungewohnte Hände, schmale, feine Lippen, aber sehr schadhafte Zähne. Ein freches, lüsternes Lächeln machte sein sonst ganz hübsch geschnittenes Gesicht widerwärtig. Sein Anzug verriet eine gewisse Basareleganz, die grellbunte Krawatte z. B. So ging keiner seiner Arbeitsgenossen, auch am Sonntag nicht.

Sie gab ihm auf keine seiner Reden mehr Antwort, beschleunigte ihre Schritte aber auch nur unmerklich, denn sie hatte Angst vor dem Burschen. Eine unsaubere Welt wehte sie da an. Der kleine Likörrausch war rasch verflogen. Orge trug noch zwei ihrer Schachteln. Sie überlegte, daß es besser sei, sie ihm zu lassen, als vor dem Gartentor stehen zu bleiben und sie sich von ihm zurückzuerbitten. Die große Laterne am Eingang zum Wirtschaftshof brannte noch. „Wenn nur das Tor nicht abgeschlossen ist!“ Jetzt kamen sie ins Dunkle der breiten, alten Eichenallee, die unmittelbar auf Nitsches Gartengut zuführte. Sie fühlte, daß er immer näher an sie herankam. Mit einemmal warf er die Schachteln hin und fiel über sie her. Er umklammerte sie so fest, daß ihr die Luft ausging. Schreien konnte sie nicht, denn er preßte seinen Mund auf den ihrigen. ‚Wie ein Tier, wie ein Tier!‘ ging ihr's durch den Sinn. Seine Berührungen, sein Keuchen, sein Atem, es war ihr unsagbar widerwärtig. Die ganze junge unverbrauchte ostpreußische Mädelskraft sträubte sich in ihr. Mit einem raschen Jiu-Jitsu-Griff, den sie von einem ihrer Brüder gelernt hatte, überwand sie ihn. Während er mit kurzem Aufschrei von ihr abließ und nach dem schmerzenden kleinen Finger faßte, den sie ihm fast ausgedreht hatte, ergriff sie die Flucht.

Die Gartentür war zum Glück unverschlossen. Sie huschte, noch zitternd am ganzen Leibe, zum Anbau. Burkert kam eben vom Stall herüber: der Pferdepfleger hatte Ausgang. „Es wird Zeit, es wird Zeit, Kleine!“ sagte er mahnend. Aber er brummte nicht weiter, denn Christian Eyck hatte ihm wohl über den Auftrag berichtet, mit dem sie ausgeschickt worden war. Rasch suchte sie ihr Kämmerchen auf, zog sich aus und wusch sich, scheuerte sich fast, bürstete die Zähne und gurgelte.

Wie war es möglich, daß man ein so scheußliches Individuum hier auf dem Hof duldete! Sie wollte Onkel Christian gleich morgen früh erzählen, was sie erlebt hatte.

Aber am andern Morgen entschloß sie sich,

doch lieber darüber zu schweigen. Onkel Christian würde böse werden und sagen: Siehst du, man braucht nur einmal so eine kleine Provinztante aus dem Hause zu lassen, gleich gibt's Zetermordio! Wenigstens von Vetter Fritz hätte sie das unbedingt zu hören bekommen.

Doch auf der Hut sein mußte sie künftig vor dem Burschen!

★

Christian Eyck durchlebte jetzt eine atemlose Zeit. Die Hauptpflanzperiode setzte ein. Es gab auf den zahlreichen Neuanlagen Nitsches unendlich viel zu tun. Er konnte nur selten die Muße finden, um sich seiner eigenen Pflanzung am Peetz-See zu widmen. Die Tage wurden auch schon merklich kürzer. Aber wenn er einmal nach Wüstrow fuhr — meistens benutzte er das Paddelboot —, nahm er Ute, die immer wie aus der Versenkung auftauchte, sobald er sich dem Bootshaus näherte, schon ihrer rührend bettelnden Augen halber mit. Schien die Sonne, dann ward die Fahrt im Schwimmtrikot zurückgelegt. Das Ölzeug lag in den Bootstaschen wohlverstaut. Ute hatte tatsächlich große Fortschritte gemacht. Und das Faltboot konnte sie ganz allein im Verlauf von zwanzig Minuten fix und fertig aufschlagen. Auch auf der Plantage war sie gut zu gebrauchen; Unkraut jäten ging ihr am raschesten von der Hand. Sie strahlte über ein einziges karges Wort der Anerkennung. Er benutzte sie natürlich nicht nur als williges Arbeitstierchen, sondern nahm jede Gelegenheit wahr, ihre Fachkenntnisse auszubilden. Sie war auch sehr gelehrig.

Die Halbinsel Wüstrow ragte mit der Südspitze fast einen halben Kilometer in den großen Peetz-See hinein, nördlich lehnte sie sich an höher gelegenen Kiefernwald an. Mit unendlicher Mühe und sehr erheblichen Kosten für Material und Arbeitskräfte hatte er dieses ursprünglich öde, sandige, nur kümmerlich mit Krüppelkiefern bewachsene Versuchsland in den letzten paar Jahren ausgebaut. Aus Rüdersdorfer Kalkstein und aufgesammelten Feldsteinen waren dicht über dem Ufer ein paar Terrassenmauern aufgeführt, auf denen sich graue Santolinenpolster, Pyracantha und vielverästelte Cotoneaster ausbreiteten. Kirschlorbeerhecken, die schon hoch angewachsen waren, schlossen sich an. Dahinter begannen die Pflanzungen von Thuja, Edelkiefern, Juniperus und Buxus. Einzeln stehende große Blaufichten gaben dem Bild schon vom Wasser aus schöne Silhouetten. Überall wucherten Immergrüne: Evonymus in vielerlei Formen, großblättriger Efeu, dunkler Ilex, bunte Aukuben. Sedumarten, Vinca, Bignonia und schönblühende Schlinger gaben dichte Polster und Teppiche. Auf sandigen Strecken, mitten unter Steingruppen, standen Ericaceen und blauer Strandhafer fast von Mannshöhe. Je weiter man zu der kleinen Anhöhe der Halbinsel vorwärts und aufwärts drang, desto abenteuerlicher wirkte der exotische Reiz der Anpflanzungen. Jetzt im Herbst fehlte natürlich die Blüte, aber wie bunt mochte der Frühling in dieses immergrüne Reich einziehen. Zu mächtigen Büschen hatten sich schon die Azaleen, die Alpenrosen und Mahonien entwickelt. Gruppenweise umsäumten den Nordrand der Anhöhe niedrige Fichtenformen, Krummholzbestände und Besenginster. Oben aber wuchsen Zedern, große Cryptomerien, die Stämme von kolchischem Efeu umwunden, und der ganze Boden war bedeckt mit fremdartigem Unterholz, durchwebt von Farnen, Eriken, Skimmen, kaukasischer Daphne. „Das ist ja ein riesengroßer botanischer Garten in Urwald-Freiheit, Onkel Christian! Und das hast du alles hierhergesetzt, bloß um selbst daran zu lernen? Und kein Mensch sieht es? Aber da müßte doch ein Schloß von einem Millionär dahinterstehn, Onkel Christian, damit es erst voll zur Geltung kommt!"

Er lachte. „Glaubst du, dein Millionär hätte eine größere Freude daran als ich? Und könnte daraus mehr Freude für andere schaffen? Das Fleckchen Land dient ja erst als Versuch, kleine Ute. Denk' dir doch aus, wie schön der Winter in unserm rauhen Norden sein könnte, wenn jede Parkanlage in den Städten, in den Vororten und auf dem Land einen in sich geschlossenen Teil aufwiese, der so als immergrüner Garten durchgeführt wäre. Nicht nur wie bisher ängstlich und bescheiden da und dort ein Klecks, sondern eine gute Strecke richtig zum Wandern zwischen all dem Immergrün . . . Und im Vorfrühling dann das lustigbunte Blühen . . ."

Wenn sie nach einem solchen Besuch wieder ins Paddelboot stiegen und kreuz und quer durch Seen, Flußläufe und verkrautete Kanäle nach Paretz zurückkehrten, dann war es Ute immer, als käme sie aus einem ganz anderen Erdteil, so fremd, so fast tropisch wirkte der immergrüne Versuchspark Onkel Christians auf sie. „Er ist ein Zauberkünstler!" schwärmte sie von ihm.

Zwischen all seinen Dienstreisen, die Christian Eyck in Nitsches Auftrag ausführte, seinen täglichen Aufsichtsgängen und theoretischen Arbeiten bildeten seine Fahrten nach Wüstrow, und gar nach Dresden, seltene Feierstunden. Noch viel seltener aber

konnte er sich in der nun einsetzenden neuen Pflanzperiode einen Privatbesuch auf Schloß Strahl leisten. Frau Theres zankte ihn am Fernsprecher oft genug tüchtig aus. Mehrmals hatte sie auch schon, auf gut Glück, gelegentlich eines Berliner Ausflugs, den Umweg nach Paretz gemacht, um ihn zu sprechen. Früher hatte er sich grundsätzlich verleugnen lassen, wenn der Strahlsche Wagen auf der Eichenallee sichtbar ward. Aber zur Verwunderung des Kriegsinvaliden, der am Fernsprecher saß, kam Christian Eyck jetzt ganz von selbst aus den entferntesten Revieren der Gärtnerei herbei, sobald die dreistimmige Hupe erklang.

Frau Theres hatte natürlich immer eine ganz dringliche Gartenangelegenheit zu erledigen. Aber nach dieser kamen noch allerlei andere Dinge, für die Christel Eyck ein fast stärkeres Interesse an den Tag legte.

Seit Fes Abreise fühlte sich Frau Theres sehr, sehr einsam.

„So kommen Sie doch endlich einmal wieder nach Sacrow, lieber Freund! Ich sehe keinen Menschen, hocke immer mutterseelenallein. Mein Mann ist in der Schweiz. Eine Geschäftsreise. Ja, nach Sässikon wird er wohl auch kommen. Er will doch mit Hallkofer Geschäftsverbindung anknüpfen. Die Damen wird er freilich nicht zu sehen bekommen, denn die sind doch jetzt auf dem Bodensee. Denken Sie, Hallkofers haben eine eigene Jacht mit Schiffsführer, Matrosen und Koch, da bleiben sie mit ihren Gästen oft wochenlang an Bord, landen, wo sie wollen, treiben Sport, machen Feste mit. Fe hat mir Bilder geschickt. Sie hat in der Schweiz wieder große Erfolge im Golf gehabt, ich las davon auch in der Zeitung . . . Ich zeige Ihnen alles, wenn Sie mich besuchen. Nachmittags zu einer Tasse Tee, oder auch abends, wenn Sie am Tage keine Zeit haben. Gott, ich bin jetzt oft in so zerrissener Stimmung und brauche eine Aussprache, einen Rat."

„Frau von Glon hat Sie auch schon verlassen?"

Es war ein langer, fragender Blick, den Frau Theres ihm zusandte. Sie fuhr sich flüchtig über die Augen. „Es mußte ja so kommen. Ach, lieber Freund, ich mag Sie nicht langweilen . . . Aber tun Sie mir die Liebe an und kommen Sie."

Er hätte die Bilder von Fe ja brennend gern gesehen, aber in den nächsten Tagen wuchs ihm die Arbeit wieder völlig über den Kopf. Auch gab es ärgerliche Nachrichten aus Dresden. Verschiedene seltenere Kleingehölze, die Anfang November spätestens gepflanzt werden mußten, konnte der Lieferant durchaus nicht ausfindig machen und schlug vor, sie durch einheimische Arten zu ersetzen. Er erklärte ihr sein Ungemach. Sie wußte sofort Rat. Schon immer hatte sie ihn bitten wollen, sie auf das Gelände der Ausstellung mitzunehmen. „Sagen Sie mir, um welche Stunde ich Sie von Paretz abholen soll, ich bin dann mit dem Auto pünktlich dort und bringe Sie nach Dresden."

Es gab kaum ein Ausweichen mehr. Er wußte auch nicht, weshalb er das Anerbieten nicht annehmen sollte. Der Mercedes schaffte die Fahrt in wenig mehr als drei Stunden. Bequemer konnte er sich's gar nicht wünschen.

„Ich freue mich sehr, lieber Freund. Und ich nehme nur ganz kleines Gepäck mit, ich weiß ja, daß Ihnen das lieber ist. Ich rufe gleich Hotel Bellevue an, damit wir Platz bekommen, auch für das Auto und den Chauffeur." Schließlich entsann sie sich auch noch der neuesten Bilder von Fe: ein ganzes Bündelchen war heute wieder eingetroffen. „Die bringe ich mit, sie sind ganz reizend. Ja, und denken Sie: gestern rief mich aus Hamburg Doktor Rufius an. Ich hab' ihm doch eine Einladung nach Sässikon versprochen. Sie wissen doch! Nein? Na, darüber kann ich Ihnen ja unterwegs erzählen . . ."

Nun war Christian in höchste Spannung geraten. Ob Frau Theres ahnte, wie diese letzte Nachricht auf ihn wirkte?

Die Nachtschicht, an der sich fast das ganze Personal des großen Betriebes beteiligte, währte bis gegen zwei Uhr. In feuchtem Moos verpackt, in Körben und Säcken verschiedensten Umfangs, harrten viele Tausende von unscheinbaren Pflänzchen, alle mit winzigen Namensschildern versehen, des Abtransports, als die beiden großen Bogenlampen über dem buntblühenden Miniatur-Steingebirge endlich gelöscht wurden. Christian hatte dann noch stundenlang im Büro mit dem Rechnungsführer zu arbeiten. Müde, aber doch stark erregt, noch immer unter dem Druck der Vorstellung, daß Doktor Rufius das Glück haben sollte, Fe in Sässikon oder auf der Bodensee-Jacht zu begegnen, suchte er das Bett auf.

Er schlief schlecht, fast gar nicht. Aber er mußte schon früh wieder heraus, um Burkert bei der Aufsicht über das Verladen der kostbaren Pflanzenfracht zu unterstützen.

Um acht Uhr wollte Frau Theres im Auto hier vorfahren.

„Onkel Christian!" rief Ute ängstlich, als es Dreiviertel schlug, „du bist ja noch nicht rasiert!"

Nein, und im Arbeitsanzug steckte er auch



Am Ende der Jagd. Gemälde von Prof. Erich Erler

noch. „Gott sei Dank sind Damen immer unpünktlich!" tröstete er sich und die besorgte Ute.

Aber die dreistimmige Hupe war schon von der Chaussee her drohend vernehmbar, als er noch in wilder Hast seinen Wochenendkoffer packte.

Ohne Frühstück verließ er das Haus. Ute brachte aufgeregt seinen Regenmantel hinter ihm her.

Und nun kam also seine denkwürdige Dresdner Fahrt mit Frau Theres.

*

Frau Theres strahlte, denn die Sonne schien, also würde sie in Dresden ihr neues helles Pariser Herbstkostüm, das ihr so ausgezeichnet stand, zur Geltung bringen können. Das Hütchen, das dazugehörte, gab ihr eine besondere Note. Automantel und Lederkappe bildeten jetzt noch die Puppe, aus der sich erst der Schmetterling entfalten sollte. Den Japan-Einschlag ihrer Augen betonte sie seit dem Chrysanthemumfest weniger. Sie hatte sich den Händen einer den ganzen Kurfürstendamm beherrschenden Schönheitskünstlerin anvertraut, die den neuen amerikanischen Typ pflegte. Die Augenbrauen wurden völlig abrasiert und strichdünn dorthin gemalt, wo man sie tragen wollte. Zu ihrem hellen Teint paßte der neue rotblonde Farbenton, der ihrem Haar verliehen worden war, auch bedeutend besser. Sie hatte wochenlang geschwankt, ob sie den Pagenkopf von Fe oder den Etonscheitel von Aimée annehmen sollte; die amerikanische Spezialistin hatte ihr dann zugeredet, sich nach dem Pariser System kurze Dauerlocken scharf brennen zu lassen. Sie gefiel sich darin sehr. Der etwas wollige, negerhafte Charakter ihres Haares wurde dadurch verdeckt. Vor allem aber war sie stolz auf ihre Gewichtsabnahme. Das Beispiel von Fe hatte da Wunder getan. Süßigkeiten, Butter, Saucen gab es für sie kaum mehr. Viele ihrer Mahlzeiten bestanden nur noch aus Früchten. Innerhalb weniger Wochen hatte sie acht Pfund abgenommen und fühlte sich bedeutend verjüngt. Dazu kam die Selbstbewunderung: angesichts der schönsten Torten, Braten und Konfitüren tagtäglich eine so eiserne Willenskraft zur Askese beweisen zu können.

Irgend etwas fiel auch Christian angenehm an ihr auf. Sie hatte den materiellen Zug verloren, wirkte ästhetischer. Aber ihr neues helles Pariser Herbstkostüm bekam er überhaupt nicht zu sehen. Denn zwischen Potsdam und Treuenbrietzen verdunkelte sich rasch der sonnige Morgenhimmel, in Jüterbog nieselte es, man wußte nicht, war es Regen oder Nebel, und über dem ganzen breiten Elbtal sackten schwere, dicke, gelbgraue Wolken, die sich bald nach elf Uhr in einen gleichmäßigen Landregen auflösten.

Als sie am Hotel Bellevue vorfuhren, waren weder die Elbbrücke noch die grünen Dächer der Bauten Augusts des Starken zu erkennen, der Himmel schien mit der Erde durch Billionen Bindfäden verbunden.

Dieser Nässe, die kein Hindernis kannte, vermochten selbst die scharfen Pariser Dauerlocken von Frau Theres nicht zu widerstehen. „Ich sehe aus — grauenhaft!" sagte sie, als sie in der Hotelhalle einen Blick in den Spiegel tat. In diesem Aufzug konnte sie sich natürlich vor keinem Menschen blicken lassen. Ob er wohl ein paar Minuten auf sie warten wolle, bis sie sich in ihrem Zimmer notdürftig zurechtgemacht habe?

Christian Eyck ließ wohl oft genug schmerzlich lange auf sich warten, wartete selbst aber grundsätzlich niemals. Das sei Zeitverschwendung, meinte er offenherzig. Er schickte sein Gepäck hinauf, betrat sein Zimmer aber überhaupt nicht. Ihm tat der Regen nichts. Besser, er sprang gleich auf die nächste Straßenbahn und fuhr zum Ausstellungsgelände. Wenn sie mit ihrer Frisur in Ordnung war (die Regenluft würde freilich die neue Frisur bald genug wiederum zerstören), dann kam sie ihm vielleicht nach? Er gab ihr eine genaue Aufzeichnung von der Lage seines Sondergartens auf dem Ausstellungsgelände.

Aber würden sie denn nicht zusammen das Gabelfrühstück im Hotel nehmen? fragte Theres leicht enttäuscht.

Christian entsann sich nicht, je ein so fürstliches Frühstück genossen zu haben wie das ihm von Frau Theres auf der Fahrt aus dem hübschen Picknickkorb dargebotene. „Ich bin jetzt für acht Stunden Männerarbeit in Regen, Ärger und Lehm vollkommen ausgerüstet!" sagte er lachend.

Voll Tatendurst ging er seiner Wege. Er hatte einen Teil der ganz reizenden Aufnahmen von Fe, die ihm Frau Theres unterwegs zeigte, in seine Tasche wandern lassen müssen, weil sie sonst vom scharfen Luftzug bei der sausenden Fahrt entführt worden wären. Frau Theres hatte zum Glück vergessen, sie von ihm zurückzufordern. Nun trug er sie in der Brusttasche. Nie wieder würde er sie ausliefern. Fe stand auf den Golflinks inmitten einer Gruppe von stupsnasigen Caddies, Fe saß auf der Klubterrasse, Fe sprang vom Heck der Jacht in den Bodensee, den Kopf gesenkt, die Arme

tief nach unten gestreckt, Ye war von den jungen Frauen der Jachtgesellschaft umringt, die im Schwimmkostüm vom Wettrudern an Bord zurückkehrten, Ye balancierte auf dem Gestänge des Topsegels, die weiße Mütze zum Gruß schwenkend, Ye lehnte mit beiden Ellbogen auf der Reling und sah mit ihren großen klugen Augen zu den Türmen von Konstanz hinüber . . . In irgendeinem Winkel seines Herzens wagte er sich einzugestehen, die Bilder seien eigens für ihn gemacht, eigens für ihn an Frau Theres geschickt . . . Und es war so tröstlich, daß Ye auf all diesen entzückenden Aufnahmen ohne Herrenbegleitung zu sehen war. Der Gedanke an eine Einladung von Herrn Doktor Vincent Rufius nach Sässikon — das hatte sich gesprächsweise auf der Autofahrt ergeben — entstammte übrigens lediglich dem Hirn von Frau Theres und dem Wunsch des Hamburgers. Ye selbst war daran unbeteiligt.

„Ein Prachtkerl!" sagte er plötzlich, während er auf der Straßenbahnfahrt zum Großen Garten nach dem Bilderpäckchen tastete, das er in der Brusttasche trug. Der sächsische Schaffner sah ihn voll liebenswürdiger Nachsicht an.

Darauf ging es in Schlamm und Regennebel, unter dampfende Menschen, in Arbeit und Geschäfte.

Als er zu seinem Abschnitt kam, dessen Wege noch nicht geschottert waren — man sank bei jedem Schritt noch knöcheltief ein — stieß er auf den blutjungen Gartenarchitekten der Firma, der er die Hauptlieferungen übergeben hatte; zwei Arbeiter, denen der Regen über die Mützenschirme auf Nase und Kinn lief, waren mit dem Einpflanzen von Blautannen beschäftigt.

Er griff sofort ein. Bei den ersten paar Schaufeln Erde, die ausgehoben wurden, erkannte er, daß der Boden nicht tief genug umgegraben war. Er nahm gleich selbst den Spaten zur Hand und grub mit. Der Garteneleve, der Eycks Plänen bisher fremd gegenübergestanden hatte, weil er den eigentlichen Zweck dieses Sondergartens noch nicht erkannte, wurde allmählich wärmer. Es war ein lernbegieriger junger Mensch, mit dem sich Christian rasch anfreundete.

An der Hand der Pläne ging Christian mit ihm die ganze Anlage durch. Die beiden schwitzenden, dampfenden, regennassen Gartenarbeiter erwärmten und trockneten sich von Zeit zu Zeit in dem großen Zelt, vor dem ein großes qualmendes Feuer durch ständige Nahrungszufuhr dem Regen trotzte. Sie tranken aus ihren blauen Blechkannen unerhörte Mengen heißen Kaffees. Christian dachte gar nicht an den Regen, und in seiner Gesellschaft empfand ihn auch der junge Dresdner nicht. Als sie einmal ins Zelt eintraten, um an dem rohen Holztisch ein paar neue Eintragungen in die Pläne vorzunehmen, sprach Christian mit den Arbeitern. Der ältere wischte sich über den Mund und verhehlte seine Besorgnisse nicht. Das sei doch undenkbar, daß all die fremdländischen Pflanzen in Deutschland ohne Schutz durch den Winter kommen sollten, meinte er. Christian klopfte ihm lachend auf die Schulter. „Ihr kennt die immergrünen Herrschaften eben nur aus dem Kalthaus, die Aucuben, die Ilex, Evonymus und Osmanthus; aber ich sag' euch, sie sind zur Freilandkultur auch im deutschen Winter geeignet — noch dazu ohne Schilfwindeln und Strohgehäuse. Da nebenan, im Botanischen Garten herrscht doch dasselbe Klima wie hier draußen. Wenn dort einzelnes gut durchwintert, so wollen wir hier beweisen, daß man einen ganzen großen Park auf Immergrün-Pflanzungen einstellen kann. Seid doch mal bloß entschlossen, Freundchen, an etwas Neues, das erprobt ist, zu glauben, dann wird's schon werden." Und zu dem jungen Dresdner sagte er, ihn mit seinen fritzisch blauen Augen anstrahlend: „Ich scheide das Mannsvolk in zwei Arten. Die einen sagen: ja aber; die andern: ja also. Ich halt's immer mit den letzteren."

Nun hatte er wieder einen Anhänger geworben, der mit ihm durch dick und dünn ging. Seinen Namen wußte er nicht einmal.

Gegen fünf Uhr tauchte eine größere Expedition am Regenhimmel auf. Lodenmäntel und Mützen, Gummimäntel und Kapuzen — und ein Damenregenschirm. Christian hörte die helle Stimme von Frau Theres auf einen halben Kilometer Entfernung. Hernach ergab sich: sie hatte die oberste Ausstellungsleitung mobil gemacht, um zu Christian Eycks Sondergarten zu gelangen. Die Herren, die gerade im Begriff waren, zu einer Besichtigung des südlich der großen Querallee gelegenen Bauplatzes für den „Grünen Dom" aufzubrechen, hatten sie gastfreundlicherweise mitgenommen.

Ganz aufgelöst langte sie nun bei Christian an. Sie hatte schon nach ein paar hundert Schritten ihre neuen Schuhe und die seidenen Strümpfe bis auf die Haut durchgeweicht. „Die Wege sind noch verheerend," sagte sie, „aber alles andere ist fabelhaft interessant!"

Ein neuer Rundgang. Sie war unbedingt entschlossen, alles phantastisch schön zu finden. Aber sie sah die Baum- und Gehölzgruppen, das krüppelige Kraut, das da im

Moor- und Lehm- und Sandboden steckte, kaum. Sie dachte eigentlich nur an ihre nassen Füße.

„Ich werde einen kapitalen Schnupfen bekommen, aber was tut das, es ist doch so erhebend, bei solch einem neuen Werk gewissermaßen Pate sein zu dürfen."

„Die Taufe wird jedenfalls gründlich besorgt!" meinte Christian lachend. Er machte die Schloßherrin von Sacrow mit seinem neuen jungen Freund bekannt, und Frau Theres, die auf Schloß Strahl die Gartenarbeiter kaum als wirkliche Lebewesen beachtete, schenkte dann den beiden Dresdnern eine Aufmerksamkeit, als ob sie Lappländer seien, die sich unter außerordentlichen Strapazen einer europäischen Kulturaufgabe widmeten.

Nachdem sie noch an den Eleven eine Reihe von unsachgemäßen Fragen gerichtet hatte, deren Beantwortung nicht eben leicht war, zeigte sie sich ziemlich erschöpft. „Ich habe Plätze für die Oper bekommen, lieber Freund, und denke, wir fahren jetzt ins Hotel und nehmen den Tee. Sie müssen sich endlich ein bißchen ausruhen. Ich bin doch verantwortlich für Sie."

Es begann zu dämmern und die Arbeiter wurden von dem Eleven entlassen.

Christian war mit dem Ergebnis seiner Unternehmung zufrieden — war sehr hell gestimmt. So ein Opernbesuch, unvorhergesehen, paßte ihm also ganz gut. Freilich gab man die ‚Bohème', die er eigentlich etwas kitschig fand. Aber er war Frau Theres so dankbar für die Bilder von Fe, daß er sogar in ‚Mignon' mit ihr gegangen wäre. Gut, daß Ute ihn noch in letzter Minute veranlaßt hatte, den Abendanzug einzupacken, denn Frau Theres hatte doch sicher Plätze im ersten Rang genommen.

„Ich muß nur noch ein paar Telephongespräche mit den Firmen erledigen, gnädige Frau, um allerlei endgültig anzuordnen, was ich mit dem jungen Herrn hier verabredet habe, dann steh' ich zur Verfügung."

„Im Hotel, hernach, während ich mich für die Oper umziehe!" bestimmte Frau Theres. „Nein, jetzt geb' ich Sie nicht mehr frei!" Und sie hängte bei ihm ein und versuchte, ihn mit unter ihren Schirm zu nehmen. „Das Auto wartet vorn am Ausstellungsgebäude, kommen Sie nur rasch, lieber Freund!"

Durch Pfützen, über Gräben, auf Laufbrettern, durch Lehm und Morast gelangten sie zur Straße, der junge Gartenarchitekt in seinem triefenden Ölmantel zog die schwammartig vollgesogene Sportmütze und öffnete den Wagenschlag.

„Es war strapaziös, gewiß, aber unendlich eindrucksreich!" sagte Frau Theres mit ihrem gewinnendsten Lächeln, als sie neben Christel im Auto saß, und preßte seinen Arm. „Ich bin ja so glücklich, lieber Freund!"

Ein Tee-Rendezvous in der Halle wurde verabredet. Aber als Christian sich eben in den Abendanzug geworfen und sein nasses Zeug und die lehmschweren Schuhe dem Hausdiener zum Trocknen ausgeliefert hatte, rief ihn Frau Theres durchs Haustelephon an. Sie müsse ihm schon die Mühe machen, auf ihr Zimmer zu kommen, denn sie könne sich in der Halle noch nicht zeigen.

Sie bewohnte ein reizendes Etablissement, das aus Salon, Schlafzimmer und Badestube bestand. Im Kamin brannte ein Feuerchen, obwohl das ganze Haus schon gut durchgeheizt war. Sie befand sich in großer Abendtoilette, hatte aber ihre Füße, die in Brokatschuhen und frischen seidenen Strümpfen steckten, auf das Goldgitter des Kamins gestreckt, um sie zu wärmen. „Kommen Sie, liebster Freund, hier ist es viel gemütlicher als unten, der Tee wird gleich kommen, hier können wir sitzen und uns was erzählen, bis die Oper anfängt. Es sind ja nur drei Schritt über die Straße. Ach, Sie ahnen nicht, wie selig ich bin: endlich einmal heraus aus meiner Sacrower Verbannung!"

Er nahm sie gutmütig in ihren Launen hin. Die Bilder von Fe waren natürlich aus seiner Reisejoppe in die Abendjacke gewandert. Er fühlte das leise Knistern der Blätter und freute sich.

Der Tee kam. Der Kellner stellte das Tischchen zum Kamin. Die überflüssigen Lichter wurden abgedreht. Es war tatsächlich viel behaglicher hier oben als in der Halle.

„Ihre Sacrower Verbannung, meine gnädige Frau," sagte er lächelnd, „würden die beiden windelweich geregneten Sachsen aus dem Großen Garten als Feierabend heute wohl nicht so übel finden."

Sie schlug die Augen zu ihm auf und legte die Hände im Nacken zusammen. „Das sage ich mir zuweilen auch vor, um mich zu trösten. Aber es ändert nichts an meinem Zustand. Es ist ein goldenes Gefängnis . . ."

Er wollte weniger über Frau Theres hören als über Fe. Aber Frau Theres war nun einmal in der Stimmung, ihr Herz auszuschütten. Ihr Mann war ihr niemals treu gewesen. Früher hatte er's noch versteckt getrieben. Aber seit Aimée ihr Haus betreten hatte, ließ er auch die letzte Rücksicht fallen. Frau von Glon war eine ganz gefährliche Person.

„Sehen Sie," warf er ein, weil ihm ihre vertraulichen Bekenntnisse nur peinlich waren, „und dieser Schlange wollten Sie mich auf Ihrem Chrysanthemen-Fest wehrlos ausliefern!" Endlich gelang es ihm dann, die Rede auf Fe zu bringen. Fe hatte von ihrer Mutter gesprochen, die in Dresden lebe . . .

„Ja, diese Frau von Borowski, auch ein höchst merkwürdiges Kapitel!" Frau Theres kam da in ein noch breiteres Fahrwasser. „Also denken Sie, ihre Mama hat sich nun doch richtig wiederverheiratet. Ihr erster Mann war der Botschaftsrat von Borowski. Frau von Borowski war an den Höfen vor dem Krieg eine gefeierte Schönheit. Auch jetzt noch, mit ihren vierundvierzig Jahren, soll sie sehr faszinierend sein. Sie lebte immer in den internationalen großen Bädern, überall, wo man Golf spielte. Aber Fe hat es ja zu solcher Meisterschaft gebracht, daß ihre Mama zuletzt nur noch zusah. Und nun hat ihr doch dieser schwerreiche Günther Hadra aus Dresden, den Fe nicht ausstehen kann, einen Antrag gemacht, und Frau von Borowski hat angenommen. Mein Gott, ihr Vermögen ist natürlich auch sehr zusammengeschmolzen, verwöhnt war sie immer, und Hadra jongliert mit Millionen. Er soll da mal vor dem Krieg in eine Petroleumpfütze getreten sein. Hat seitdem allerlei Depots auf Auslandsbanken, hat Besitzungen in Holland und in der Schweiz, eine märchenschöne Villa an der Elbe beim Weißen Hirsch. Aber Fe ist todunglücklich, sie steht sich sehr schlecht mit ihrem Stiefpapa, fährt nur ab und zu für ein paar Tage zur Mutter . . . Zu mir hat sie ja nie eine Silbe darüber verloren, aber ich sagte mir: einzige Rettung, daß man das arme Ding möglichst bald eine recht gute Partie machen läßt. Rufius würde so ausgezeichnet zu ihr passen . . ."

„Finden Sie?" fragte Christel. Er rührte nervös in seiner Meißener Teetasse. „Es fragt sich doch zu allererst: mag sie ihn?"

„Ja, lieber Freund, das würde sich doch vielleicht finden. Wir Frauen können ja nur so selten die Wahl selbst bestimmen."

Er setzte die Tasse auf den Teetisch nieder. „Ja, ja, allerdings," sagte er verstimmt, fast gereizt, „und dann kommt der Tag, an dem man fühlt, daß man in einem goldenen Gefängnis sitzt. Nicht wahr?"

Sie schloß die Augen und legte ihre Hand auf seinen Arm. „Lieber Freund —!" sagte sie unter einem leidvoll-süßen Seufzer.

Christel entsann sich, daß es jetzt hohe Zeit sei, zur Oper aufzubrechen.

Was sie ihm noch alles anzuvertrauen hatte, das hob sich Frau Theres für später auf. „Es war wundervoll!" meinte sie. Nach dem Theater werde sie hier oben anrichten lassen, das sei ja viel gemütlicher als unten in dem steiffeierlichen Speisesaal. Oh, es werde ihm schon gefallen.

Sie sah seine abwesende Miene gar nicht, sie war viel zu bewegt von Schmerz und Glück.

In der Oper saß er hinter ihr. Er beschäftigte sich in Gedanken nur mit Fe und ihrem Schicksal. Aber zuweilen, besonders an den rührenden Stellen, wandte Theres halb den Kopf nach ihm um und nickte ihm ergriffen, voll wunder Seligkeit, zu.

Im Zwischenakt wollte Frau Theres den Cercle im Foyer mitmachen, um ihre schöne Toilette zu zeigen. Sie traf Bekannte, stellte strahlend ihren Freund vor, und Christian lernte dabei den Leiter der Ausstellung kennen, eine führende Persönlichkeit unter den jüngeren Gartenarchitekten, für dessen Werk er sich natürlich brennend interessierte. Ihr Fachgespräch wurde durch das Klingelzeichen unterbrochen. Christian verabredete also, sich nach der Oper mit ihm in der Ausgangshalle zu treffen, um das Thema zu Ende zu führen.

Endlich war Mimi, die kalten Hände in Musettes Muff wärmend, gestorben, das Orchester feierte sie in einer Art Heldenverklärung. Frau Theres mußte immerzu mit dem Spitzentüchlein über ihre Augen wischen. Als der Vorhang fiel, preßte sie für eine Sekunde Christians Hand, stumm, wohl zu ergriffen, um sprechen zu können. Dann, als sie im Ausgang dem neuen Bekannten von Christian begegneten, nickte sie ihm lächelnd, noch mit feuchten Augen, zu. „Ich gehe voran, lieber Freund! — Auf Wiedersehn!"

Christian atmete erleichtert auf und begleitete den Fachgenossen auf seinem Weg zur Stadt. Sie kamen so tief ins Gespräch, hatten einander so viel Wesentliches zu sagen, daß Christian seiner Aufforderung gern folgte, ihm beim Abendbrot in einem Restaurant Gesellschaft zu leisten, wo sie auch noch andere Herren treffen würden, die an der Vorbereitung der Ausstellung beteiligt seien. Und in diesem Kreise lernte Christian den großen Rosenzüchter kennen, mit dem Meister Nitsche schon seit Wochen wegen dringender Herbstlieferungen schriftlich verhandelte, ohne daß eine Verständigung hatte erzielt werden können. Nun gab ein Wort das andere, und Christian sagte zu, in der Frühe des nächsten Morgens zu ihm nach Laubegast zu fahren und seine Anlagen zu besichtigen.

... Inzwischen wartete Frau Theres in ihrem hübschen Salon an dem gedeckten Tisch und begann an den Vorgerichten zu naschen ... Sie rauchte dann in wachsender Ungeduld eine Zigarette, noch eine, auch noch eine dritte ... Und als kurz vor zwölf Uhr der Zimmerkellner sehr diskret mehrmals anklopfte und dann meldete, daß nun leider die warme Küche geschlossen werde und es nur noch kalte Platten gebe, fuhr sie fröstelnd zusammen und befahl nervös, alles abzutragen, sie nehme überhaupt nichts mehr, und er solle sich beeilen, sie habe rasende Kopfschmerzen, sie müsse sich sofort hinlegen.

Aber als sie allein war, ging sie wohl noch eine halbe Stunde lang Zigaretten rauchend von ihrem Salon ins Schlafzimmer, öffnete schließlich die Balkontür und blickte in die Regennacht hinaus. Durch den nassen Schleier schimmerten die Lichter von Neustadt herüber. Es war kalt und feucht und melancholisch.

Am andern Morgen hörte sie vom Portier, daß Herr Eyck schon frühzeitig nach Laubegast gefahren sei, ein Auto der bekannten Rosenfirma habe ihn abgeholt. „Sagen Sie meinem Chauffeur, er solle sich bereithalten, wir fahren in einer halben Stunde nach Berlin zurück."

So endete die Dresdner Fahrt mit einem entschiedenen Mißklang. Christel Eyck hatte sich Frau Theres zur erbitterten Feindin gemacht.

Aber vorläufig ahnte er noch nichts davon.

*

Die Jacht „Marion" hatte tagelang faul vor Überlingen geankert. Es war kein Segelwetter. Jetzt zerriß endlich ein föhniger Südwest die dicken, schweren Nebelbänke, und man sah: auf den Schweizer Voralpen lag Neuschnee. Die Sonne kam im ganzen, weiten Seegebiet zum Durchbruch. Man fühlte sich lind umschmeichelt wie an der Riviera. „Ein letztes Geschenk des Altweibersommers," meinte der deutsche Schiffsführer.

Jeder an Bord hatte sein Amt. Es ging streng nach der Schiffsrolle. Andreas Hallkofer, der sich endlich einmal von seinen Fabrikgeschäften in Säffikon hatte freimachen können, bediente wie immer das Steuer. Marion, seine schöne, zarte, stille junge Frau, stand der Kombüse vor. Sie war Genferin, in einem ernsten Haus sehr streng erzogen, und lebte nun bei ihrem fröhlichen und freisinnigen Mann, dem unternehmungslustigen, sportgewandten Deutschschweizer, erst ordentlich auf. Die Bordgesellschaft, die aus lauter jungen Sportmenschen bestand, ließ Langeweile niemals aufkommen. Man schwamm bei gutem Wetter, oder ruderte an Land, wenn ein Golfplatz in der Nähe war, und trainierte, bei Regen gab es aufregende Tischtennis-Kämpfe, Mensendiek-Gymnastik und Bridge-Partien. Abends wurde natürlich getanzt. Die junge irische Golfmeisterin, Mrs. Printer, die sonst immer mit ihren bizarren Einfällen die ganze Gesellschaft belustigt hatte, fehlte seit ein paar Wochen, sie wartete ihr frohes Ereignis am Zürcher See ab; aber Mr. Printer kam alle paar Tage vom Hotel Baur au lac herüber, um die neuesten ‚Limericks' mit ihren witzigen Bosheiten von Mrs. Printer zu kolportieren. Sie führte den Spitznamen Shaw. Der italienische Marineleutnant, Sohn von Hallkofers Geschäftsfreund, verlebte mit seiner süßen, schwarzäugigen, kleinen Frau, einer Südamerikanerin, die man die Madonna von Mantegna nannte, die Flitterwochen an Bord. Sie waren der Mittelpunkt von tausend Neckereien. Die junge Frau des Schiffsführers, eine angehende Opernsängerin, sorgte in Verbindung mit Marion Hallkofer, die sie am Stutzflügel in dem kleinen Salon begleitete, für musikalische Unterhaltung. Außer Je waren noch drei sporttüchtige junge Damen an Bord. Da die Jacht nur sechs Kabinen aufwies, mußten die jungen Herren, sofern sie's nach einem richtigen Bett verlangte, abends an Land rudern, bei schönem Wetter zurrten sie sich aber meist an Deck die Hängematten zurecht. Im ‚Zigeunerlager' ging es dann sehr lustig her, zumal wenn die Sommerhitze die Damen aus den engen Kojen vertrieb und sie in ihren Pyjamas, mit seidenen Schlafdecken ausgerüstet, auf dem Kajütsdeck erschienen. ‚Table d'hote-Schlafen' nannte man das.

Einen besonderen Spaß bereitete es Andreas Hallkofer in solchen Nächten, seinem Freund, dem deutschen Jachtklubmann, Weisung zum Ankerlichten zu geben: Richtung Lindau oder Untersee oder Obersee oder Friedrichshafen, je nachdem der Wind stand. Ein kurzes Alarmsignal, und der Ehrgeiz jagte einen jeden der Bordgäste zu der ihm übertragenen Wache. Da wurde in seidenen Pyjamas bloßfüßig ins Takelwerk geklettert, jedes Manöver, das der Jachtführer anordnete, wurde mit Blitzgeschwindigkeit durchgeführt. Irgendeinen Unterschied zwischen den einzelnen Bordgästen gab es nicht, alle waren junge Kadetten, Männlein wie Weiblein. Auch Strafen wurden zuerkannt. Je, die in der

vorigen Woche nach einem anstrengenden und heißen Golftag und Tanzabend im ersten Schlaf um zwei Uhr früh das Signal, das alle Mann an Deck und auf den Posten rief, in ihrer Kabine verschlafen hatte, bekam die Strafwache am Heck aufgebrummt. Sie paukte sich aber durch außerordentlichen Schiffsjungen-Schneid bei einem plötzlich aufkommenden Gewittersturm wieder heraus. Wie sie in ihrem hauchdünnen Schlafanzug rittlings auf dem tanzenden, immer wieder ins Wasser tauchenden Querholz saß und die ihr über Gesicht und Schultern klatschende Leinwand festmachte, das war eine außerordentliche Seemannsleistung, die im Logbuch verewigt und später von Mrs. Printer in lustige irische Knittelverse übertragen wurde.

Post erhielt man nur selten. Sie wurde in Sässikon gesammelt und immer erst auf besonderen telephonischen Anruf, den Andreas Hallkofer an irgendeiner Landestelle veranlaßte, durch einen Kurier an die verabredete Stelle gebracht. Über die Berge von Briefen, Karten, Sportblättern und Klubmitteilungen, die sich an solchen Posttagen dann für Fe anhäuften, belustigte sich die ganze Mannschaft. Es gehörte schon zum Programm, mit dem Kodak ihre drollig verzweifelte Miene festzuhalten — denn sie schrieb selbst so ungern und mußte doch den größten Teil der Eingänge beantworten.

Wer jemals von dem lustigen Sporttreiben an Bord der „Marion" hatte erzählen hören, der setzte alle Hebel in Bewegung, um auch einmal eine Einladung zu erhalten. Viele von den Briefen, die Fe aus aller Welt empfing, enthielten die offene oder versteckte Bitte um Befürwortung einer Einladung an Bord. Fe kam oft lachend zu Marion und las ihr die betreffenden Stellen, wenn sie lustig abgefaßt und schmeichelhaft für die gastfreundlichen Jachtbesitzer waren, vor. Manchmal wurde daraufhin auch ernstlich beratschlagt. Aber das Schreiben von Frau Theres, das sich für Herrn Doktor Vincent Rufius einsetzte, unterschlug Fe. Irgend etwas behagte ihr nicht. Zu ihrer Überraschung hörte sie dann, daß Marion den Gedanken, ihn für eine Woche einzuladen, schon mehrmals mit ihrem Mann erwogen hatte. Hallkofer hatte bei seinem letzten Aufenthalt in Sässikon den Besuch von Herrn Benno Strahl empfangen, wobei der Berliner sich eines besonderen Auftrags seiner Frau entledigte. Und Mrs. Printer schrieb ihrem Mann: eine Freundin von ihr aus dem Dubliner Golfklub habe sich für den jungen Hamburger Champion aufs wärmste verwendet: seine Anwesenheit an Bord der „Marion" werde übrigens, so scheine es ihr, für Fe eine ganz besonders freudige Überraschung bilden. Man munkelte, zwinkerte mit den Augen, lächelte, machte ein paar Anspielungen, um Fe zu necken, um sie herauszufordern, sich zu verraten. Es war ja bekannt, wie stark umworben sie war. Und es war wohl zu erwarten, daß sie sich über kurz oder lang einmal entschied. Hatte dieser von so viel Seiten lancierte junge Hamburger tatsächlich Aussichten bei Fe? Man hätte ihn wohl ganz gern kennengelernt. Daß er reich war, aus bestem Hause, ein guter Sportsmann, ein brillanter Tänzer, ein hübscher Mensch, sprachengewandt, vielgereist, unabhängig, das zählte ja einigermaßen mit. Hauptfrage indes: tat man Fe einen Gefallen, wenn man ihr Gelegenheit gab, ihn als ernsten Bewerber hier an Bord um sich zu sehn? Denn in diesem ungezwungenen, harmlos fröhlichen Kreise konnte man einen Menschen schon wirklich am besten auf Charakter, Wesensart und Lebensauffassung prüfen.

Marion sprach endlich ganz offen mit Fe über diesen Fall. In ihrer feinen, stillen, liebenswürdigen Art.

Fe amüsierte sich über die außerordentliche Mühe, die Rufius sich gab, indem er nun sogar seine Dubliner Beziehungen aufbot, um die Einladung durchzusetzen. „Ich kenne ihn ja nur ganz flüchtig," sagte sie unentschlossen. „Zuerst gefiel er mir gar nicht. Unbedingt hat er auch gute Eigenschaften. Besonders die eine: er tanzt blendend Boston und Tango. Mademoiselle Lucie wird jedenfalls glücklich sein, ihn zum Partner zu bekommen. Drum will ich doch lieber nichts gegen ihn einwenden."

„Nein, meine liebe Fe," sagte Marion lächelnd, „damit speisen Sie mich nicht ab, mein Mann will ein blankes Ja oder Nein, Sie wissen ja, wie er ist."

„Dann lassen Sie mir noch Bedenkzeit, Marion."

Und Fe ließ sich die Sache durch den Kopf gehn.

„Länger als acht bis zehn Tage bleiben wir nun doch nicht mehr an Bord, liebe Fe," sagte Marion am Morgen nach dieser vertraulichen Aussprache. „Wenn es also ein Ja werden soll, dann müßte heute das Telegramm abgehn."

Indem brachte der Kurier mit dem Motorboot die neue Post an Bord. Fe bekam wieder einen stattlichen Posten. Einer der jungen Herren, ein Zürcher Student, stellte sich sofort zur Hilfsstellung ein: er öffnete — das war sein anerkanntes

Vorrecht — ihr die Briefe, sortierte die Klubnachrichten, entfaltete die Sportblätter, überflog sie und strich einzelne Nachrichten rot an. Ein einziges Briefchen aus der ganzen großen Post steckte Fe sofort, nachdem sie's überflogen, beiseite. Ihr ‚Cicisbeo', wie der junge Zürcher genannt wurde, bemerkte es und erhob sofort lärmendlustige Anklage: „Oh, wehe, wehe, sie hat ihr Herz entdeckt, die Unnahbare, die Unbezwingliche, die Männermordende, die Marmorfrau, die eiskalte schöne Galathea —!"

Ein Windstoß fuhr in die offen und lose herumliegenden Briefe und Drucksachen; alles kreischte auf, und es ging eine Jagd los, um die übers Deck flatternden Papiere einzufangen.

Inzwischen hatte sich Fe in ihre Kabine gerettet und hinter sich abgeriegelt. In Ruhe wollte sie diesen einzigen Brief lesen, die ersten Zeilen, die sie aus Paretz erhielt: von Christian Eyck.

*

Aus dem Konfirmandenunterricht entsinne ich mich eines Gebots, das der sehr verdiente alte Herr Moses erlassen haben soll, eines Gebots, das auch in das deutsche Reichsstrafgesetzbuch Aufnahme gefunden hat, unter Androhung erheblicher Freiheitsstrafen, obwohl nicht jede Regierung ihren Staatsbürgern gegenüber es selbst ganz einwandfrei befolgt hat. Gegen dieses Gebot, mein verehrtes Fräulein Fe, habe ich mich nun vergangen. Wenn Sie mir mildernde Umstände bewilligen wollen, so können Sie mein Verbrechen allenfalls als Unterschlagung aus Gewissenszwang auslegen. Aber da ich die ganze Verworfenheit meiner dabei erprobten Taschenspielergeschicklichkeit nicht abstreiten kann, so bekenne ich mich also laut und vernehmlich des Diebstahls schuldig nach Paragraph . . . (Ich habe das Gesetzbuch nicht zur Hand, entschuldigen Sie.) Tatbestand. Auf der Fahrt nach Dresden zum Ausstellungsgelände zeigte mir Frau Strahl die neuesten Aufnahmen, die Sie ihr geschickt haben. Ich will Ihnen ohne jeden Versuch einer Beschönigung gestehen, schon bei der allerersten Durchsicht stand in meinem Herzen, das von Neid und Besitzgier ergriffen ward, der Beschluß fest: diese Bilder stiehlst du! Erlassen Sie mir die Erniedrigung, Ihnen genau zu schildern, durch welche raffinierten Tricks ich die Aufmerksamkeit der Eigentümerin abzulenken wußte, um diese kleinen Blätter in anscheinender Zerstreutheit in meine Brusttasche zu bugsieren; ein idyllisch von Rudbeckien umstandenes Chausseewärterhaus, eine gelbgraue, bizarr wie eine Bunzlauer Kaffeekanne geformte Regenwolke über Weinlöba, ein absichtlich zu Boden geworfenes Obstmesser aus Perlmutter mußten mithelfen. Das verbrecherische Werk, das bis in die letzte Einzelheit eine außerordentliche Begabung des Täters erkennen ließ, gelang restlos. Das geraubte Gut befindet sich in meinen Händen. Ich würde heute sogar, konfrontiert mit der rechtmäßigen Besitzerin, die Stirn haben, den Diebstahl kaltblütig abzuleugnen. Dabei hat es seit dem mit gesetzlichen Strafen bedrohten Akt noch kaum eine Stunde gegeben, in der ich nicht von den Früchten meines Verbrechens gezehrt hätte. Wie ein Harpagon breite ich die Schätze vor mir aus und versinke im Anblick des entwendeten Gutes. Sie werden nun vielleicht Ihr Haupt verhüllen ob eines solchen Grades von Ruch- und Reuelosigkeit. Aber es kann ja auch möglich sein, daß Sie mir armem Menschenkinde, das zum ersten Male (sic!) mit des alten Herrn Moses Geboten und den Landesgesetzen in Konflikt geraten ist, auf den Weg des Heils zurückhelfen wollen. Das wäre furchtbar nett von Ihnen. Und eigentlich so lächerlich einfach. Wie wär's, wenn Sie mir sofort einen neuen Posten, einen recht, recht großen Posten von Aufnahmen, aus denen ich Ihr Leben und Treiben an Bord der ‚Marion' ersehen und mitgenießen kann, persönlich zugehen ließen? Ohne daß ich mich vor Moses und dem Reichsjustizminister von neuem schuldig machen muß? Sie würden damit die immerhin edleren Beweggründe meiner Tat wenn nicht billigen, so doch nachsichtig dulden. Und ich hätte die Freude, Sie als Komplizen (Hehlerei, siehe D. R. S. G.) begrüßen zu dürfen. Ganz besonders empfänglich wäre ich für eine Großaufnahme, auf der Sie den Beschauer mit Ihren klugen, blauen, unerhört hochmütigen und doch im Grunde fabelhaft guten und ehrlichen Augen unmittelbar anschauen. Sie könnten sich z. B. vorstellen, in dem schwarzen Kasten, dicht hinter der runden Linse, steckt Christel Eyck und guckt Sie an. Bloß so Kopf und Augen, liebes Fräulein Fe. Das andere macht einem zu heiß. Wollen Sie Gnade vor Recht ergehen lassen? Ich weiß nicht, ob ich ein guter Anwalt meiner Sache bin. Briefe schreiben kann ich nämlich nicht, wie Sie jetzt ja selbst feststellen werden. Als Entschuldigung und Erklärung mag Ihnen dienen: es ist der erste Brief an eine junge Dame, den ich zu verfassen wage. Ist Rückfälligkeit strafbar, dann sagen Sie mir's offen. Mir hat dieses Schreiben, da es nicht nur eine Selbstanklage, sondern ja auch eine Seelenerleichterung bedeutet, ein unbändiges Vergnügen

bereitet. Seien Sie herzlichst gegrüßt von Ihrem jetzt von Post zu Post harrenden Christian Eyck."

*

Fe setzte sich auf das Polsterbänkchen unter dem Bullauge und lachte. Das war der ganze Christel Eyck. Sie sah ihn ordentlich vor sich. Der schlanke, braungebrannte Bursch mit dem klugen, schmalen Schädel und den fritzisch blauen Augen, den weißen, großen, starken Zähnen und dem treuherzig lachenden Mund, aus dem unerwartet immer eine sanfte kleine Teufelei kam! Sie las das Zettelchen, das keine richtige Anschrift und kein richtiges Datum hatte, ein zweites und ein drittes Mal. Und dann schloß sie's in ihren Miniaturschreibtischkasten. Er sollte seine Kollektion Bilder bekommen. Und ein Zettelchen würde sie beifügen, auf dem nichts weiter stand als: „Sie sind von einer märchenhaften Unverschämtheit, lieber Christel Eyck. Fahren Sie nur so fort. Die Nemesis wird Sie schon einmal ereilen." Aber die Aufnahme, die er verlangte, mußte sie erst noch anfertigen lassen. Das ward ein ehrenvoller Auftrag für ihren ‚Cicisbeo'.

Als sie durch den Kabinengang kam, traf sie mit Frau Marion zusammen.

„Liebste Frau Marion, ich hab' mir's jetzt überlegt. Wegen Rufius, Sie wissen. Ich bin für ein blankes Nein."

Frau Marion nahm sie an beiden Händen und wiegte sich leicht hin und her mit ihr. „Und soll ein anderer das blanke Ja bekommen?"

„Wo denken Sie hin, Liebste!"

„Na?! — Noch einmal Bedenkzeit?"

„Ausgeschlossen, Marion."

„Der Brief aus Deutschland?"

Fe lächelte. Sie ließ die Hände der jungen Frau nicht los. „Ach, liebe Marion, der Mann, der ihn geschrieben hat, wäre leider ganz und gar nicht möglich hier. Er ist ein Goldkerl — aber ein furchtbares Rauhbein."

„O, ich weiß, ein deutscher Soldat. Ein Held. Ja, ist es so?"

„Sie würden mich ja doch auslachen, Marion, wenn Sie wüßten . . . Aber wenn Sie mir ein bißchen helfen wollen, bitte, dann lachen Sie mich nicht aus, auch ohne daß Sie wissen . . ."

Leise sagte Marion: „Sie müssen ihn also sehr lieb haben, Fe."

„Ich glaube es fast. Nein, ich fürchte es. Jedenfalls ärgere ich mich darüber."

„Liebste —!" Marion machte sogleich ihre traurigen Genfer Augen. „Er ist Ihrer unwürdig?"

„Ach, er ist tausendmal besser als ich. Gescheiter, viel gescheiter, und viel, viel besser. Ein Prachtmensch, glaube ich. Aber — aber er ist so komisch — daß er unter keinen Umständen hierher passen würde."

„Ich hätte ihn nun gerade sehr gern kennengelernt, Fe."

„Sie würden ihn vielleicht verstehn. Ja. Sie. Und Ihr Mann auch. Aber vor allen anderen müßt' ich ihn in der Kombüse verstecken."

Nun lächelte Marion gerührt, denn sie sah, daß es in Fes Augen fast ein bißchen schmerzlich aufleuchtete. Sie küßte Fe nach Pensionsmädchensitte auf beide Wangen. „Sie müssen ihn einmal nach Sässikon mitbringen, damit Andreas und ich ihn sehen."

„Vielleicht. Sie sind sehr gut zu mir, Marion. Aber nur kein Wort davon vor den anderen. Ich bin heut übrigens schrecklich guter Laune. Wir müssen irgendeinen Unfug anstellen."

*

Seitdem die Tage so kurz geworden waren, fühlte sich Ute sehr ungemütlich auf Paretz. Onkel Christian war viel auf dem Motorrad unterwegs, hatte große Gartenaufträge durchzuführen und kam meist spät nach Hause. Dann schlief schon alles im Vorderhaus. Ihre Kammer neben der kleinen Küche des Obergärtners wies zwar eine elektrische Birne auf, so daß sie abends dabei hätte lesen können, aber wenn durch die breiten Türfugen der Lichtschein in die Küche fiel, so bemerkte ihn Burkert von seiner Schlafstube aus durch die getünchten Scheiben, und dann klopfte er mit seinem harten Fingerknöchel energisch an die Wand.

Anschluß fand sie nicht. Die Gartenstudenten nahmen sie in ihren Kreis nicht auf — zum Gesinde rechnete sie doch auch nicht.

In den letzten Tagen hatte sie unter den Aushilfsarbeitern den Orge wieder gesehen. Er hatte sie frech angelacht und mit den Lippen geknallt. Sie suchte ihn nicht zu beachten, aber Furcht hatte sie doch vor ihm. Wenn einmal Onkel Christian den Abend im Hause verbrachte und im blendendhellen Gartensaal zeichnete oder schrieb, dann erlaubte er ihr, länger aufzubleiben und an seinem Arbeitstisch zu sitzen. Da gab er ihr Bücher, aus denen sie lernen konnte, erklärte ihr auch dies und das. Aber der Rückweg über den stockdunkeln Hof war ihr eine wahre Pein. Immer glaubte sie, der schreckliche Bursche tauchte wieder aus irgendeinem Winkel auf. Sie wollte sich ein Herz fassen und Onkel Christel über ihr Erlebnis mit ihm berichten. Aber sie fürchtete, daß er böse sein würde, weil sie damals nicht sofort seinen Schutz angerufen hatte.



Bildnis meiner Tochter. Gemälde von Hermann Angermeyer



Wenn es Ute so einrichten konnte, dann lockte sie Onkel Christian vor dem Heimgehn immer noch einmal aus dem Haus heraus. Irgendeine Fachfrage mußte dabei helfen. Oder er sollte ihr ein Sternbild erklären. Oder sie wettete, daß das Thermometer drüben am Steingarten schon unter Null Grad zeige. So hatte sie seine Begleitung bis zum Anbau.

Als Burkert ein paar Tage darauf wütend über die Pfuscharbeit der Erdarbeiter-Kolonne auf den Hof zurückkam, faßte sie sich ein Herz und fragte ihn über Orge aus. „Wenn ich ihn sehe, dann muß ich immer an ein grünblasses Männchen im schmierigen Frack denken, das ich einmal in einer Nachtbar gesehen habe.“

„Wie kommst du Handvoll in eine Nachtbar?“

„Das war in Danzig, als Tante Marlice nach Zoppot fuhr und ich nachkommen sollte, um die Kinder zu hüten. Onkel Fritz holte mich vom Nachtzug ab, der hatte arge Verspätung, und da lohnt' es nicht, daß man erst in ein teures Hotel ging. Und der häßliche kleine Nachtbarkellner dort, der hatte genau dieselben frechen Augen wie der Orge.“

Burkert paffte dicke Wolken aus seiner kurzen Pfeife. „Er macht gar kein Hehl daraus, daß er aus solchem Sündenstall herstammt. Georg Silvester Praust heißt er. Ich frage ihn nach seiner Mutter. Warenhausfräulein, sagte er. Längst tot. Im Gefängnislazarett gestorben. Vater kennt er nicht. ,Man müsse ihn vielleicht hoch hinauf suchen. Lang' seh' ich mir's nicht mehr mit ihm an. Er ist im Grunde arbeitsscheu, läßt sich von Zeit zu Zeit nur einstellen, um sich vor der Polizei ausweisen zu können. In der Zwischenzeit drückt er sich in Berlin bei dem Schieberpack in den Cafés und Bars und in den Versammlungen herum. Gesindel!“

Utes Bangigkeit wuchs, je unwirtlicher es draußen wurde. Die Novemberstürme fegten heulend über die Mark. Die Havel, die Kanäle und die Seen wirkten unheimlich. Bei der Pflanzarbeit auf den freien Staudenfeldern der Großgärtnerei erklammten einem die Finger.

Sie empfand es schon als ein Glück, wenn sie einmal mit auf den Autolastwagen genommen wurde, um in den Gärten der entfernteren Schlösser und Villen mitarbeiten zu dürfen. Burkert hatte sich, weil sie anstellig und fleißig war, allmählich mit dem Gedanken, einen weiblichen Lehrbuben ausbilden zu müssen, ausgesöhnt.

So kam sie gelegentlich auch auf Schloß Strahl, wo der große Wintergarten neu eingerichtet werden sollte. Onkel Christian war nicht dabei. Er würde wohl über den Ton, den die Stiefelkönigin anschlug, verdutzt gewesen sein. Mit nichts war sie zufrieden. Nirgends werde man so mangelhaft bedient wie im Hause Nitsche, sagte sie. „Sie war märchenhaft schlechter Laune,“ berichtete Ute und riß besorgt die braunen Augen auf, „ach, Onkel Christel, und dich hat sie auch nicht verschont.“

Aber er lachte nur darüber. „Ja, ich weiß, ich weiß, ich bin die Personifikation der Unzuverlässigkeit.“

„Sie wird es gewiß auch Ie schreiben,“ meinte sie und seufzte.

„Ich hab' ihr all meine Schandtaten schon selbst gebeichtet,“ erwiderte er fröhlich.

„Ihr schreibt euch?“ rief sie ganz verblüfft.

„Nur so hier und da ein Zettelchen.“

Mit offenem Mäulchen blieb sie eine Weile stehn. „Ist sie noch auf dem Schiff.“

„Nein, am Bodensee hat das Wetter auch schon umgeschlagen. Sie trainiert jetzt für Kairo. Nach Neujahr soll sie doch da unten Mrs. Printer in den Golfmatches vertreten.“

„Und kommt sie vorher noch einmal zu uns?“

Zu uns, sagte sie. Er lächelte. „Nach Berlin, ja. Sie wird da bei Freunden im Westen wohnen, am Olivaer Platz.“

„Nicht auf Schloß Strahl?“ Ute triumphierte. „Dann ist alles gut!“

Sie hörte den Signalpfiff von Burkert aus dem Kalthaus und wollte sich sputen. Aber er hatte noch eine Frage. „Stimmt es, daß Frau von Glon wieder auf Schloß Strahl zu Besuch ist?“

Eifrig nickte sie. „Ja, denke dir, Onkel Christian, und auf der Rückfahrt erzählten die Leute einander — ich hab' ja nicht alles so ganz verstanden — zwischen den beiden Strahls habe es einen bösen Streit gegeben, und erst gar zwischen Frau Theres und Frau von Glon — Du ahnst nicht, was für Schlechtigkeiten Frau Theres von ihrem Mann und Frau von Glon behauptet . . .“

Er unterbrach sie. „Ach, ich ahne es wohl, kleine Ute, aber wissen will ich's nicht, und du sollst keine Kaffeeklatschtante werden, die alles brühwarm weiterberichtet. Also nimm die Beine unter den Arm und lauf zu Burkert, sonst kriegt er dich wieder beim Schlafittchen.“

„Ich gehe, ich gehe schon, Onkel Christian,“ rief sie schuldbewußt und lief zum Kalthaus hinüber.

*

Nun fiel der erste Dezemberschnee. Auf Paretz nahm man sofort die Gelegenheit wahr, mit der Winterdüngung zu beginnen. Nichts Schöneres für den ausgesogenen Boden, als wenn die neuen organischen Kräfte mit dem schmelzenden Schnee ins Erdreich sickerten und Zuschüsse aus ozonreicher Himmelshöhe mitbrachten. Die Arbeit riß auch jetzt nicht ab. Winterschlaf kannte man im Reiche Nitsches nicht.

Christian war ein ganz neuer Mensch geworden. Das merkte aber wohl nur Ute.

Wenn er so des Abends hinter dem Reißbrett oder den Pflanzlisten saß, dann kam's plötzlich über ihn. Ein lustiger Zug um seine Lippen stellte sich ein, er griff nach dem Notizblock, fing an zu schreiben — eins seiner ‚Zettelchen' —, und dann versank die ganze Welt für ihn.

In die Stille hinein fragte sie einmal schüchtern: „Sagt ihr euch du?"

Er brauchte ein Weilchen, um aus dem fernen Sässikon in das Paretzer Arbeitszimmer zurückzufinden. Dann pochte er sich an die Stirn. „Mädel — Ideen hast du!"

Sie duckte sich sofort wieder auf ihr Buch und schwieg. Aber es war ihr nun irgendwie wohler und freier.

Die Zettelchen flogen jetzt in immer kürzeren Abständen zwischen Sässikon und Paretz hin und her. Manchmal enthielten sie nur ein paar Worte.

Es stand also fest: Je nahm die Berliner Einladung an. Sie hatte Frau Breull, eine blutjunge Amerikanerin, an Bord der ‚Marion' kennengelernt. Frau Vivian war die zweite Frau des Generaldirektors Breull. Sie bewohnten eine große Etage dicht am Kurfürstendamm, hatten reichliches Dienstpersonal, ein paar Autos, ihr Haus galt für sehr gastfreundlich, der ganze Kreis war, nach der jungen Frau selbst zu schließen, gesellschaftlich gehobener als der von Schloß Strahl. Vivians Gatten kannte Je noch nicht. Sie hätte, schon der Form halber, wieder einmal nach Dresden fahren sollen. Aber die Vorstellung, daß sie dann das Weihnachtsfest mit dem jungen Ehemann ihrer Mutter mitfeiern mußte, war ihr zu peinlich. So schrieb sie denn nach Dresden, daß sie in den ersten Januartagen vor ihrer Abreise nach Kairo dort Station machen werde. Es trieb sie nach Berlin. Nicht eigentlich nach Berlin, sondern nach Paretz. Sie wollte es vor sich selber nicht wahrhaben. In ihren Zettelchen machte sie sich voller Übermut lustig über seine unglaubliche Anmaßung: sie hielte es ohne ihn nicht länger aus. Aber als sie ihre Koffer gepackt hatte und auf Sässikon im großen, festlichen Gästekreis abgefeiert wurde, packte sie's plötzlich, sie eilte ans Telephon und diktierte dem Postfräulein ein dringliches Telegramm: „Bin Donnerstag früh in Potsdam, muß gleich einmal Paretz revidieren." Und am Mittwoch abend wurde Christian, der am Reißbrett arbeitete, plötzlich durch das Klingelzeichen vom Amt aufgeschreckt. Er griff nach dem Hörer. „Ferngespräch aus Frankfurt!" hieß es.

Tatsächlich: die Stimme von Je. Übermütig, ausgelassen klang's aus der kleinen Frankfurter Bahnhofszelle: „Elf Minuten Aufenthalt, bis mein Schlafwagenzug abgeht. Aber ich habe nur für drei Minuten bezahlt. Nun sagen Sie mir also schleunigst etwas sehr Nettes, Christel Eyck."

„Ei, ich muß mich von meinem Schreck doch erst erholen. Dachte doch, ich hätte noch zehn Stunden Zeit, um mich genügend vorzubereiten. Ich hab' natürlich ein Gedichtchen auswendig lernen wollen."

„Aha, Hymnus, hängt ihn auf, den Ehrenkranz, wie?"

„Nein, in Sässikoner Mundart. Das ist doch noch genau dieselbe wie zu Walters Zeit. Walter von der Vogelweide, Sie wissen."

„Tandaradei? Bitte keine Ungezogenheiten."

„Aber nein, Minnesangs Frühling: Ich bin din, du bist min, des sollst du gewiß sin, du bist verschlozen in meinem Herzelin . . ."

„Jetzt haben Sie nur noch eine einzige Minute Zeit, Christel Eyck."

„Gott, was es einem wohltut, Ihre arrogante, ungeduldige, lachende Stimme wieder zu hören!"

„Noch eine halbe Minute!"

„Verloren ist das Schlüzelin, du mußt ewig drinnen sin!"

„Nein, bitte, Fräulein, nicht trennen, ich spreche weiter. — Sehr kostspielig die Unterhaltung mit Ihnen, Herr Eyck."

„Ich komme für alle Kosten auf, und wenn ich Wüstrow mit einer Hypothek belasten müßte. Haben Sie sich das Gedichtchen gemerkt? Ach, bitte, wiederholen Sie's!"

„Unmöglich. Was sollte sich das Frankfurter Amtsfräulein denken? Hier zitiert man Kurse, aber keine Minnesänger. Werden Sie morgen mit dem Auto an der Bahn sein? So rund um neun Uhr?"

„Das Auto kommt durch den Schnee nicht durch. Die Wege hier draußen sind noch nicht gefegt. Ich nehme die Skier."

„Was, bei Ihnen schneit's? Famos. Haben Sie für mich auch ein Paar Skier? Dann lasse ich mein Gepäck auf der Bahn, und wir machen gleich eine Schneefahrt."

„Skilaufen können Sie auch? Ach, Fe, Sie haben sich tatsächlich zum vollendetsten Lebewesen unter Allvater Wotans Sternenhimmel entwickelt."

„Ich stelle dagegen fest, daß Sie noch genau derselbe geblieben sind, Christel Eyck."

„Ist das so schlimm?"

„Nein, ich freu' mich. Und jetzt Schluß. Ich wollte sie nur mal wieder sprechen hören. Denn das mit dem Rendezvous in Potsdam ist ja Unsinn, Sie würden den Zug ja doch versäumen."

„Keine sechs Minuten kann man mit Ihnen reden, Fe, ohne daß Sie die empörendsten Behauptungen aufstellen. Nun grade."

„Das Fräulein trennt uns. Und richtig haben Sie die ganze teure Zeit nutzlos verstreichen lassen. Ich werde mich im Schlafwagen bemühen, die scheußlichsten Dinge von Ihnen zu träumen. Gute Nacht."

„Gute Nacht, Fe."

Die helle Stimme klang noch im Raum. Es lachte, schwang und sang. Christian schloß für ein paar Sekunden die Augen und summte vor sich hin.

Da rührte sich's am Tisch.

Ute saß ja da. Er hatte ihrer ganz vergessen.

Sie war aufgestanden. Fürchtete, daß sie gescholten werden würde, weil sie die ganze Unterhaltung mit angehört hatte. Aber sie konnte doch nichts dafür.

Schluckend, schüchtern begann sie: „Onkel Christian, wenn du noch ein Paar Skier brauchst, ich hab' die meinen am Sonntag, als der erste Schnee kam, frisch geölt, es sind die von Tante Christa, weißt du, die sie damals aus Adelboden mitgebracht hat ..."

Er summte noch immer. Ein Glück lag darin, eine Seligkeit, ein Übermut —!

„Von Tante Christa. So, so. Ja, was sagst du, kleine Ute?"

Und als sie ihr Anerbieten wiederholte, patschte er ihr fröhlich auf die Schulter. „Angenommen, Kind, mit Dank. Reizend. Aber werden sie nicht zu klein sein?"

„Mir sind sie jedenfalls viel zu groß. Drum hab' ich ja auch noch gar nicht mit Üben angefangen. Sie stehn auf dem Boden über der Küche im Anbau."

„Ich komme gleich mit rüber." Er suchte nach seiner Taschenlaterne. „Aber leise. Denn wenn Burkert aufschreckt, wird er uns für Einbrecher halten und schießen. Halt' dich also hinter mir, Tante Ute, auf alle Fälle."

„Ach, Onkel Christian, gäb's was Schöners als . . ."

Er hatte es gar nicht gehört.

Vorsichtig begaben sie sich auf die nächtliche Expedition. Durch die Bodenfugen des alten Gebäudes hörte man Burkert in dröhnendem Baß schnarchen.

„Telemarkenbindung," sagte Christian Eyck sachverständig, als er die Skier, die wohlgepflegt und gut verklammert waren, auf dem Hof im Schein der Taschenlaterne besichtigte. „Schönen Dank, kleine Ute. Und nun marsch ins Bett."

„Ich bin so froh, daß du dich freust, Onkel Christel," sagte sie mit einem tiefen Atemzug.

★

Über der linken Schulter die geborgten Skier, über der rechten das verschnürte Stöckepaket, schob Christian in langen Zügen los. Die Sonne ging gerade auf. Ute stand am Gatter und sah ihm nach. Sie mußte die Hand vor die Augen heben, denn er hielt unmittelbar auf die rotglühende Kuppel zu, die über den Schneefeldern hinter der Wublitz auftauchte. Er steckte in Gamaschen, Lederhosen und Windjacke. Eine Mütze trug er nicht. Die beiden unbequemen Lasten schienen ihn nicht zu behindern. Er bewegte sich auf den Skiern so sicher, als sei er nie aus der Übung gekommen. Immer kleiner ward die Gestalt. Fernher klang noch einmal das Klappern der Bretter. Dann war er ihr ganz entschwunden.

Bis über den Sacrow-Paretzer Kanal hinaus mußte Christian sich der Brücken halber an die Straße halten. Bei den ersten Abbauten des Gutes Bornim bog er ab und benutzte die kleinen Hügel der Schneider- und der Schäfer-Remise zu den ersten Abfahrten. Auf der etwas geneigten Fläche des ehemaligen Bornstedter Exerzierplatzes kam er dann in gute Fahrt. Erst hinter der Kolonie Alexandrowska schnallte er ab, denn die nach Potsdam hineinführende Straße war von dem an sich nur geringen Wagenverkehr schon in Matsch verwandelt.

Es taute! Von den Kastanien, den Buchen und Birken der Alleen und Vorgärten tropfte das Tauwasser. Statt der weiß überzuckerten Äste und Zweige griffen schwarze Ruten in die Winterluft. Passanten, die den vorzeitig mit Skiern bepackten Sportsmann auf dem Straßendamm dem Bahnhof zuwandern sahen, wandten sich lächelnd nach ihm um. Längs der Straßenbahn war die ganze Strecke schwarzbraun und naß. Nur die Freundschaftsinsel lag in noch unberührter Schneeschönheit in der blauen Havel. Auf dem Bahnhof starrte man ihn verwundert an. Er wirkte wohl mit seinem braunen Gesicht, dem kurzen blonden Haar und den blauen Augen wie ein Wikinger, der sich aus dem Nordland in die alte kleine Residenz verirrt hatte.

Unbekümmert baute er sich mit seinem ganzen Sportzeug an der Stelle auf, an der der Schlafwagenzug aus Frankfurt zu erwarten war.

Ein helles „Hallo!“ aus dem zweiten Wagen. Je stand im Rahmen des offenen Fensters. „Das ist ja erschütternd, Christel Eyck. Ich dachte mir aber gleich, daß man auf Ihre Unzuverlässigkeit nicht unbedingt vertrauen kann. Drum hab' ich auch allen Kleinkram mit dem großen Gepäck aufgegeben. Nur die Gamaschen hab' ich draußen behalten. Und das Nachtzeug.“ Sie nahm vom Bett und Tisch ein Stück nach dem andern auf und reichte es ihm durchs Fenster. Es war immerhin noch eine stattliche Sammlung Handgepäck. Ein Träger war herbeigekommen, dem alles übergeben wurde. Aber von den langen Gamaschen trennte Christian sich nicht. „Sie haben mir noch nicht einmal Guten Morgen gesagt, Christel Eyck.“ Mit Kennerblick musterte sie ihn. „Aber ausgerüstet sind Sie famos. Übrigens sind Sie noch schwärzer geworden.“ Ihr Blick irrte weiter und erreichte über den Bahnsteig hin die Straße, auf der der braune Schneematsch lag. „Mein Himmel, und das nennen Sie Skigelände?“

„Für den Stadtkreis Potsdam lehne ich jede Verantwortung ab. Mein Reich beginnt erst im Umkreis von Sanssouci.“

„Sanssouci, ja, ja, ganz Herr Eyck!“

An einer Bank neben der Gepäckhalle machten sie halt. Je ließ ihr Gepäck vom Träger in den Aufbewahrungsraum bringen. Sie setzte sich und knöpfte rasch und gewandt die Gamaschen an. Eine kleine Schar Neugieriger sammelte sich um sie und musterte das Paar. Je ließ sich nicht stören. Schließlich nahm sie ihren niedrigen Topfhut ab und schüttelte den braunen Bubenkopf. „Mitgefangen — mitgehangen!“ Und der Träger mußte auch noch den Hut in Verwahrung geben. „Fertig. Los. Wo ist die Sprungschanze von Sanssouci?“

„Nur die paar Schritt durch die Stadt, und die ganze Winterwelt gehört uns. Oder wollen Sie lieber fahren?“

„Nein, ich freue mich, daß ich endlich die Beine gebrauchen kann. Wenn wir auch wohl in unserer St. Moritz-Ausrüstung einiges Befremden unter den Eingeborenen von Potsdam hervorrufen werden.“

„Wenn man sie weiter nicht reizt, sind sie gar nicht bösartig. Menschenfresser hab' ich fast nirgends angetroffen — obwohl sich ein beträchtlicher Teil der Bevölkerung von den Fremden ernähren soll.“

Lachend bahnten sie sich mit ihren klappernden Bündeln von Skiern und Stöcken den Weg durch die immer dichter gewordene Gruppe Neugieriger, verließen den Bahnhof und wanderten in flottem Tempo mitten auf dem nassen und schlüpfrigen Straßendamm durch die Stadt.

Die beiden schlanken jungen Sportmenschen mit den bloßen Köpfen, den braunen Gesichtern und den blauen Augen erregten allerdings Aufsehn. Aber keinerlei Entrüstung. Denn wohl allen, die sie sahen, war es, als ob sie am frühen Morgen etwas Schönes geschenkt bekommen hätten.

Ein paar Schritt, wie er unverantwortlicherweise versprochen, waren es nun freilich nicht. Sie hatten gut eine halbe Stunde zu wandern, bis sie endlich ins Freie kamen. Aber hier dehnten sich nun wirklich weite Schneefelder vor ihnen. Auf Umwege kam es heute früh nicht an. So konnte er sie über Charlottenhof zunächst einmal zum Wildpark führen. Auf den waldigen Hügeln bei der Wildmeisterei, am Kellerberg und am Bayrischen Haus gab es die ersten steileren Aufstiege im Grätenschritt und darauf flotte Abfahrten mit Lachen und einem jauchzenden ‚Juhu!‘ Nach einigen Korrekturen an der Bindung spielte sich Je mit dem ihr unbekannten Skierpaar mehr und mehr ein. Der Schnee lag auf den freien Strecken immerhin dreißig Zentimeter hoch. Hier draußen, wo der Dunst der Stadt fehlte, war er auch noch körnig. Die paar Purzelbäume, die sie gelegentlich schossen, schadeten also nichts. Christian hatte einen kühnen Plan und erbat sich von ihr Billigung und Zustimmung. Er wollte sie nämlich über die Werderschen Berge und den Haakberg zum Peetz-See führen, um ihr seinen immergrünen Versuchspark auf der Halbinsel Wüstrow zu zeigen.

„Man wird von der schönen Winterluft und der Sonne nach so einer Gefängnisnacht im Schlafwagen ganz betrunken,“ sagte sie, hob die beiden Stöcke, schüttelte das kurze Gelock und atmete tief ein, „ich bin unzurechnungsfähig und mache jede Untat mit, auch wenn sie die Kräfte eines Normalmenschen übersteigt. Breche ich zusammen, Eyck, dann erwarte ich nun von Ihrer Kameradschaftlichkeit, daß Sie mir als Marterl ein schönes heidnisches Grabmal mit Opferaltar errichten.“

Zu einem ernsten Gespräch kam es nicht. Keiner wollte es. Sie waren ja beide von der Wiedersehensfreude, vom Sport, von dem schönen Wintertag wie berauscht.

Es ward Mittag, bis sie den Peetz-See erreichten. Der Buchenwald, der ihn fast bis zum Nordende begleitete, war längst entlaubt. Da in der zunehmenden Sonnen-

wärme schon aller Schnee von den Zweigen herabgeschmolzen war, wirkte er kahl, fast melancholisch. Um so größer ward Jes Überraschung, als die Halbinsel Wüstrow mit ihrem malerischen Wintergrün auftauchte. Von dem weißen Bodenteppich hoben sich die lückenlosen Wände der Ostseite, die dichte Pflanzungen von fremdländischen Kiefern, Thuja, Juniperus und Buxus aufwies, wie ein einziger grüner Wall ab.

Er wollte sie nur einen kurzen Überblick tun lassen, aber sie schnallte sofort die Skier ab und stapfte durch den Schnee den kleinen Hügel hinan.

„Ein Märchenwald!" rief sie.

Oben, etwas unterhalb der Kuppe, wo die ersten jungen Zedern standen, hielt sie inne. Es war feierlich still.. Nur die Amsel schlug, die auf dem Gipfel der höchsten Zeder saß. Und ein farbiger Specht schoß an Je vorbei und flatterte über die Kirschlorbeerhecke in das Buxusgehölz. Je kannte den Buxus nicht anders denn als kümmerliches kleines Objekt der Gartenschere. Sie war erstaunt, wie schön und reich er sich in knapp vier Jahren freien Wachstums entwickelt hatte. Ein Hase kam aus den Bambusen heraus, machte Männchen, erschrak vor den Eindringlingen und brachte sich erschreckt im Schnee in Sicherheit. Wundervoll hob sich der Westrand der Anhöhe mit den herrlich gewachsenen Blautannen, wahren Prachtstücken eines botanischen Gartens, vom Winterhimmel ab.

„Das ist die Mark Brandenburg?" rief sie. „Ist es nicht ein Stück von Humboldts Park in Orotava? Oder ein Winkel auf Brioni? Ich weiß ja kaum mehr, wo ich hingeraten bin!" Sie verfiel in immer größeres Staunen und Entzücken.

Er war in seinem ganzen Leben noch nie so stolz gewesen wie in dieser Stunde. Dabei tat sie oft so naive Fragen wie kaum die kleine Ute. Aber Ute war eben ein Förstersmädel und Je ein Großstadtkind. Als philiströser Lehrmeister wollte er sich jetzt indes nicht betätigen. Es wirkte auf sie, rein malerisch, ohne daß sie eine Ahnung hatte von der unendlichen Arbeit, die ihn die Anlage gekostet hatte, ohne daß sie die eigentlichen botanischen Triumphe, die sein Werk aufwies, mitdenken konnte. Da und dort machte er sie auf etwas aufmerksam, was ihm mißlungen war. Wo er jetzt Auslese halten mußte. Überall der Kampf der Stärkeren, die der Winterkälte, dem Sturm und der brennenden Frühjahrssonne besser standhielten und die schwächeren Gesellen überwucherten. Aber gerade das unerwartet reiche, fast wilde Wachstum von subtropischen Pflanzen, die man bisher nur im Kalthaus pflegte und die sich hier überraschend schnell akklimatisiert hatten, gab Bilder von fremdartiger Schönheit. Was diesem Fleck Erde sein Gesicht gab, ward an einem solchen Wintertag wie dem heutigen am deutlichsten klar. Diese immergrünen Pflanzungen waren nirgends durch Baum- und Strauchpartien getrennt, die sich im Herbst entlaubten. So entstand ein ganzer einheitlicher Park, der überall sein grünes Kleid behielt. Nach bestimmten Gesetzen waren die einzelnen wintergrünen Pflanzen, immer möglichst massenweise, einander Schutz bietend, zusammengepflanzt; Mischungen waren nur auf Grund sorgfältig geprüfter Erfahrungen vorgenommen. Das reiche Leben der blühenden Kleinwelt, die jetzt noch unter dem Schnee lag, harrte der Auferstehung im Vorfrühling.

„Wenn Sie auf der Nilinsel bei Kairo im Rosengarten des Khediven stehn, dann müssen Sie einmal nach der Mark herdenken, Je, an dieses kleine Fleckchen, und müssen sich vorstellen, was hier alles auf Sie wartet, um Ihnen Polster von Blüten unter die Füße zu breiten. Ach, Je, und das Strauchwerk da drüben, die pontischen Azaleen und die Alpenrosen, die jetzt so ernst und feierlich hinter den Wichtelmännchen stehn, die werden Ihnen in hundert Farben Grüße zujubeln . . . Aber Sie werden dann ja doch nur von Ihrem neuesten Sieg im Golfmatch über die Klubmannschaft von Edinburgh oder Hamburg träumen . . ."

Sie schüttelte den Kopf. „Christel, wir wollen einmal ein paar Minuten gar keine Dummheiten schwatzen. Wir wollen uns beide nur freuen. Auch gar keine Versprechungen geben. — Ist sie stark genug, die Erinnerung, dann wird sie sich schon ganz von allein durchsetzen."

„Mehr wollt' ich auch gar nicht hören, Je."

„Dann halten Sie jetzt den Mund, lieber Kerl."

Er hielt ihre beiden Hände. Auge ruhte in Auge. Der Specht lachte, die Amsel sang. Ganz fernher, wie aus einer anderen Welt, die versunken war, tönte eine Dampfsirene.

„Lieber Kerl!" sagte auch er. Und da hatte er sie schon umschlungen, und sie duldete es. Denn es m u ß t e ja sein, daß er sie nun küßte.

Die Lippen waren kalt, erwärmten sich aber rasch. Der Atem wurde schwer. Brust an Brust standen sie, und die Wärme durchrann sie beide.

Langsam machte sie sich endlich frei. Sie fuhr sich mit beiden Händen durchs Haar

und atmete tief. Mit ein paar Schritten war sie an der obersten Mauerböschung. Sie zog die Pelzjacke aus und legte sie mit dem Futter nach oben in den Schnee. „Bißchen setzen," sagte sie schluckend. „Du Unmensch. Mir zittern ja die Knie. Was soll denn das?"

Er konnte auch kaum sprechen. Auf ihrer Jacke hatte sie einen Sitzplatz neben sich für ihn freigelassen. Er setzte sich eng zu ihr, umschlang sie und küßte sie zart ins Haar. Immer wieder, immer wieder. Schweigend saßen sie lange da und sahen in das Winterleben seines kleinen Reichs. Dann schweifte der Blick über den Peetz-See in die Ferne. Da sah man Sanssouci, den Kapellenberg, dahinter die in der Sonne blinkende Kuppel vom Brauhausberg bei Potsdam. Es roch würzig nach Schnee und Wald. Die Atemwölkchen ballten sich weiß in der blauen Luft.

Als sie sich dann ohne jede Verabredung erhoben und durch den Schnee zu ihren Skiern und Stöcken zurückkehrten, schwiegen sie noch immer.

Das Klappern der Hölzer wirkte in dieser feierlich-schönen Stille, an die sich ihre Ohren gewöhnt hatten, so störend, daß sie fast erschraken. Unwillkürlich gerieten sie ins Flüstern.

„Hast noch Schneid, Je?"

Sie schüttelte den Kopf und lachte leise. „Nein, bin zu hungrig."

„Oh, wir lassen uns im Gotischen Haus auftafeln. Komm, Je."

„Nein, du, nach Paretz möcht' ich jetzt nicht. Ich will vorläufig keinem Menschen ins Auge sehn. Muß mich erst wieder finden. Du bist ja ein ganz wüster Geselle."

„Ach, Je!" Er streckte die Hände nach ihr aus, aber sie wehrte sehr energisch.

„Nun Schluß!" sagte sie, nestelte die Bindung fest, duldete auch nicht, daß er ihr dabei half, und nahm die beiden Stöcke in die Hand. „Nach Potsdam, Christel Eyck, kürzeste Route."

Die eigentliche Strapaze begann jetzt erst. Christian merkte bald, daß es besser war, nur bis zum Bahnhof Werder zu laufen, zumal der Schnee sich nun auch schon auf der Landstraße allgemach in weichen Brei auflöste. Der Himmel war wolkenlos. Die Sonne stach so heiß, daß Je die Pelzjacke auszog. Natürlich bestand er darauf, sie zu tragen. Er preßte sein Gesicht in das warme Futter, das noch ihren Duft atmete.

Wenn sie Glück hatten, konnten sie um halb drei Uhr den Personenzug in Werder erreichen, um nach Potsdam zu fahren. Je wollte dann die nächste Verbindung nach Berlin benutzen. Im Hause Breull würde man schon auf Nachricht von ihr warten.

„Da harrt Ihrer nun aber eine böse Aufgabe, Christel Eyck," sagte sie, sich zu einem festeren Ton zwingend, als sie in Werder den Bahnsteig betraten. „Ich setze voraus, daß Sie mich in den zwei, drei Wochen, die ich in Berlin bleibe, einmal sehen wollen. Wie? Dann müssen Sie aber schon artig am Olivaer Platz Ihren Knicks machen. Paar Blumen für mich und Handkuß für die Hausfrau. Ist das viel verlangt?"

„Nein, gewiß nicht. Aber schöner war's heute. Als Je noch du zu mir sagte."

„Das tun wir in Gedanken auch weiter. Aber dem Geschwätz Nahrung geben?"

„Hast recht."

Der Zug kam, sie stiegen ein. Je bekam einen Platz in der Ecke. Er mußte stehen. Sie lehnte sich zurück und schloß die Augen. Er konnte sich nicht sattsehen an ihr.

In Potsdam ging dann alles in großer Hast. Der Träger mußte zum Laufschritt angespornt werden, damit sie ihr kleines Gepäck noch mitbekam.

„Müde?" fragte er, als sie ihm durchs offene Türfenster matt lächelnd zunickte.

„Es wird bloß der Hunger sein. Seit gestern mittag faste ich. Ich hab' in Frankfurt ganz vergessen, Abendbrot zu essen, hatte da so ein schrecklich lästiges Telephongespräch."

„Schaudervoll," sagte er.

(Fortsetzung des Romans folgt)

Der Turm

Wir Türme aus allen Tagen,
Wir Türme aus aller Welt,
Wir müssen ragen und ragen —
Niemand gesellt.

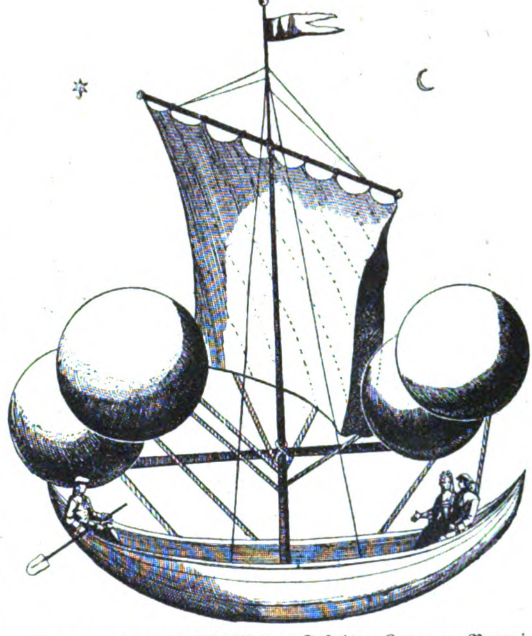
Wir ragen im Blauen, im Grauen
Und immer sind wir allein,
Wir müssen schauen und schauen
Und wissend sein.

Karla König

Technische Phantasien

Von Dr. Albert Neuburger

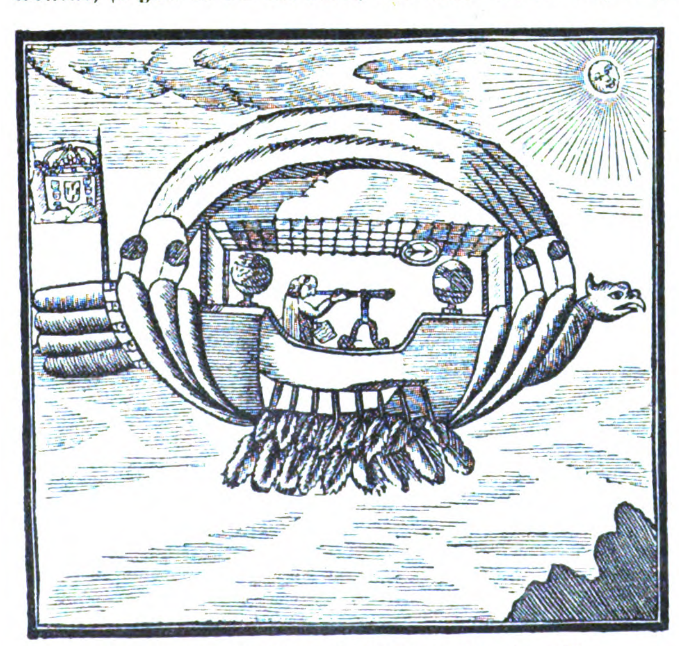
Stolz und voll schönen Selbstbewußtseins haben wir das Zeitalter, in dem wir leben, als das „technische“ bezeichnet. Damit soll nicht nur ausgedrückt sein, daß wir jetzt über Lokomotiven, Luftschiffe, elektrische Kraftwerke, über den Rundfunk und noch mancherlei sonstige wunderbare Dinge verfügen, sondern auch — daher das schwellende Selbstbewußtsein! — daß in uns eine geistige Umwandlung vor sich gegangen ist. Wir haben Verständnis für die Technik, für ihre Zukunft, für ihre Fortschritte, für ihre Aufgaben. Wir sind nicht mehr so wie früher, wie damals, „als der Großvater die Großmutter nahm“. Da stand man der Technik noch mißtrauisch, ja sogar feindlich gegenüber. Der Erfinder hatte einen schweren Kampf gegen den Unverstand zu kämpfen. Kam er mit einer neuen Idee, so war man nur allzu leicht geneigt, sie als Phantasie oder gar als „Phantasterei“ zu bezeichnen. Dieser Ausdruck eignete sich ganz besonders gut, um die Verachtung auszudrücken, die man derartigen hirnverbrannten, so ganz außerhalb des gutbürgerlichen Gedankenkreises liegenden Plänen entgegenbrachte. Den Erfinder selbst aber hielt man bestenfalls für einen Optimisten. War man weniger wohlwollend, so galt er als ein Narr, dem man im großen Bogen aus dem Wege ging. Man konnte nicht wissen . . .!



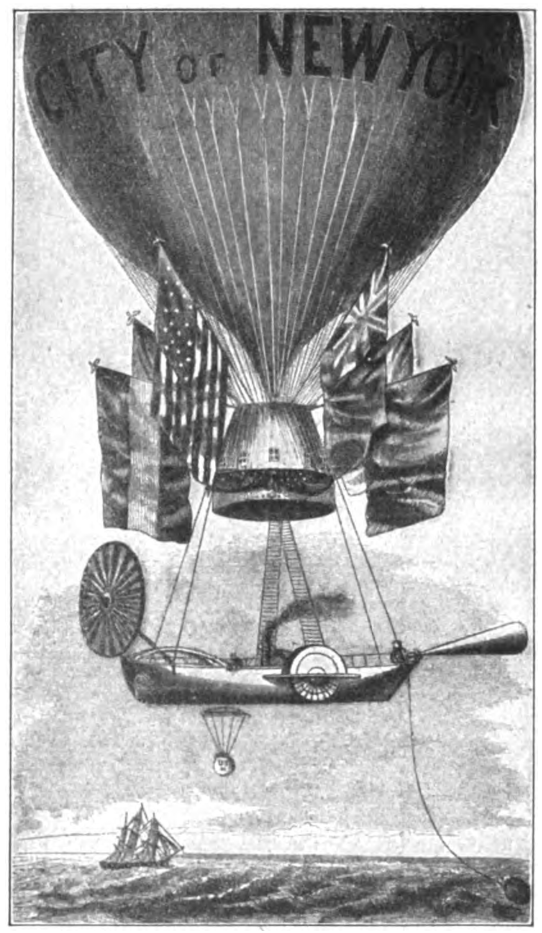
Plan zu einem Luftschiff des Jesuiten Lana zu Brescia 1670. (Nach Valentini „Museum Museorum“, Frankfurt a. M. 1714)

Also: wir haben uns umgestellt. Geistig umgestellt. Wir achten und ehren den Erfinder und sein Werk. Wir setzen ihm Denkmäler — allzu viele sind es freilich noch nicht. Wir vermögen auch den schwierigsten technischen Gedankengängen zu folgen.

Wenn nun aber eines schönen Tages ein Mann daherkommt und uns erzählt, daß er eine große Bombe bauen will. In dieser Bombe sollen Menschen Platz nehmen. Ein Motor soll darinnen angebracht werden, der sie vorwärts treibt. Flüssige Luft soll mitgeführt werden, um die Atmung zu unterhalten und den Betrieb des Motors zu ermöglichen. Wenn uns nun dieser Mann des weiteren erzählt, daß er diese Bombe aus einem



Plan zu einem lenkbaren Luftschiff von Gusmão. 1709



Der Lowesche Ballon mit der Korbstube und dem darunterhängenden Rettungsschiff, das bereits mit einem Propeller ausgestattet ist

von den Geschehnissen überholt. Noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts verschlang man die Romane, die Jules Verne schrieb. Welch phantastischer Geist tobte sich doch hier in fast zügelloser Unbeschränktheit aus! Ein unendliches Reich nicht der Unwahrscheinlichkeiten, sondern der Unmöglichkeiten erschloß sich. Darin lag ja gerade der Genuß, daß man sich sagte, derartiges könne es nie geben, und daß man aus dieser Voraussetzung heraus in einen technischen Märchenwald, in ein Zauber- und Feenreich vorzudringen glaubte. Die Märchen aber begannen nicht mit der alten Phrase: „Es war einmal." Sie schlossen vielmehr mit der Überzeugung: „Es wird nie sein!" Und heute? Sind Vernes Phantasien nicht schon längst Wirklichkeit? „Die Reise um die Erde in 80 Tagen." Heute kann man sie je nach den Verkehrsmitteln, die man wählt, im dritten oder sechsten Teil dieser Zeit umkreisen, und bald wird man vielleicht in zehn Tagen oder noch schneller rund um den Äquator herumfliegen. Jules Verne, einst der Schilderer des Undenkbaren, des Unfaßbaren, muß heute kulturgeschichtlich gewertet werden. Er zeigt besser, was ein halbes Jahrhundert technischer Entwicklung vermochte, als dies eine eingehende historische Darstellung imstande wäre.

Wohin wir aber in der Geschichte der Technik blicken — immer das gleiche Bild! Kein Gedanke, der nicht überholt, keine Phantasie, der nicht Erfüllung würde. Die Verneiner mochten dies in ihrem Unterbewußtsein fühlen. Wollte man sich nicht der Gefahr aussetzen, für einen Schwärmer,

Riesenmörser losschießen will, und daß sie dann teils durch die Kraft des Schusses, teils mit eigener Energie nach dem — Mars fliegen soll: werden wir da nicht auch genau so wie einst unser Herr Großpapa einen großen Bogen um einen derartigen Phantasten herum machen? Ein anderer berichtet uns, daß er einen tiefen Schacht durch die ganze Erdkruste hindurch bis dorthin zu bohren gedenkt, wo das feurig-flüssige Erdinnere wallt. Von dort beabsichtigt er, Wärme heraufzuholen, die an Stelle der immer mehr sich erschöpfenden Kohle unsere Maschinen treiben und uns ein behagliches Dasein verschaffen soll. Unmöglich, unmöglich, unmöglich!

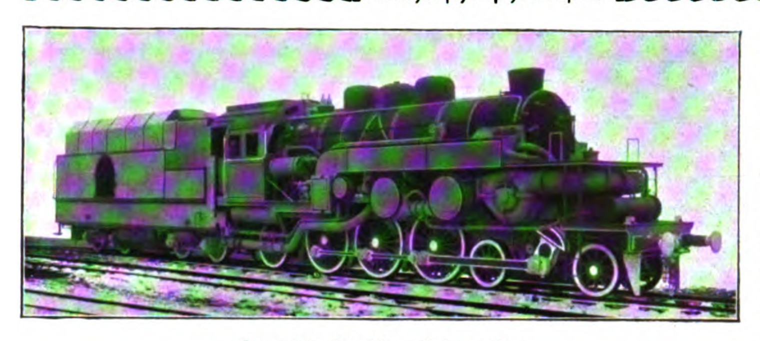
Genau so hat man auch früher oft nur allzu schnell sein „Unmöglich!" gerufen. Heute wie damals: Wer brav und bieder alles verneint und da von Phantasien spricht, wo Gedanken sich dem hergebrachten Vorstellungskreis nicht anzuschmiegen scheinen, der galt und der gilt als Normalmensch mit gesundem Verstand. Die Richtigkeit seines Urteils wird von denen bewundert, die ebensowenig wissen können wie er, was die Zukunft noch alles bringen wird.

Technische Phantasien!

Sie haben sich noch immer überlebt, sie wurden stets



Die Stube im Loweschen Ballon



Kruppsche Turbinen-Lokomotive

Diese reservatio mentalis finden wir in früheren Jahrhunderten auch bei den Erfindern selbst. Im Jahre 1670 zeichnet Lana zu Brescia den Plan eines Luftschiffes, der sorgfältig durchdacht war. In einem Buche werden die nötigen Erläuterungen gegeben. Nachdem die Möglichkeit durch Lana in ausführlicher Darstellung bewiesen ist, scheint er zu fürchten, daß man ihn für einen Phantasten halten könnte. So schließt er denn mit der Bemerkung, daß die praktische Ausführung der Maschine unmöglich sei und daß Gott die Herstellung eines derart revolutionierend wirkenden Apparates nicht zulassen würde.

für einen Phantasten gehalten zu werden, so sprach man keine Prophezeiung, keinen Glauben an Möglichkeiten aus. Man kleidete die Hoffnung auf die dereinstige Erfüllung in die Form eines sanften Wunsches, einer Frage, einer Bemerkung:

„Weiß nicht, was sie Besseres erfinden könnten,
Als wenn die Lichte ohne Putzen brennten"

sagt Goethe. Ein Licht ohne Putzen war eben einmal undenkbar. Für Goethes Geist lag immerhin die Möglichkeit vor. Aber sollte er sich zum Phantasten machen und dem Glauben festen Ausdruck verleihen? Darum die vorsichtige Form: „Weiß nicht."

1845 aber dichtet Gottfried Keller:

„Und wenn vielleicht in hundert Jahren
Ein Luftschiff hoch mit Griechenwein
Durchs Morgenrot käm' hergefahren —
Wer möchte da nicht Fährmann sein?"



Lokomotive mit Rückstoß-Antrieb von J. Newton vom Jahre 1680

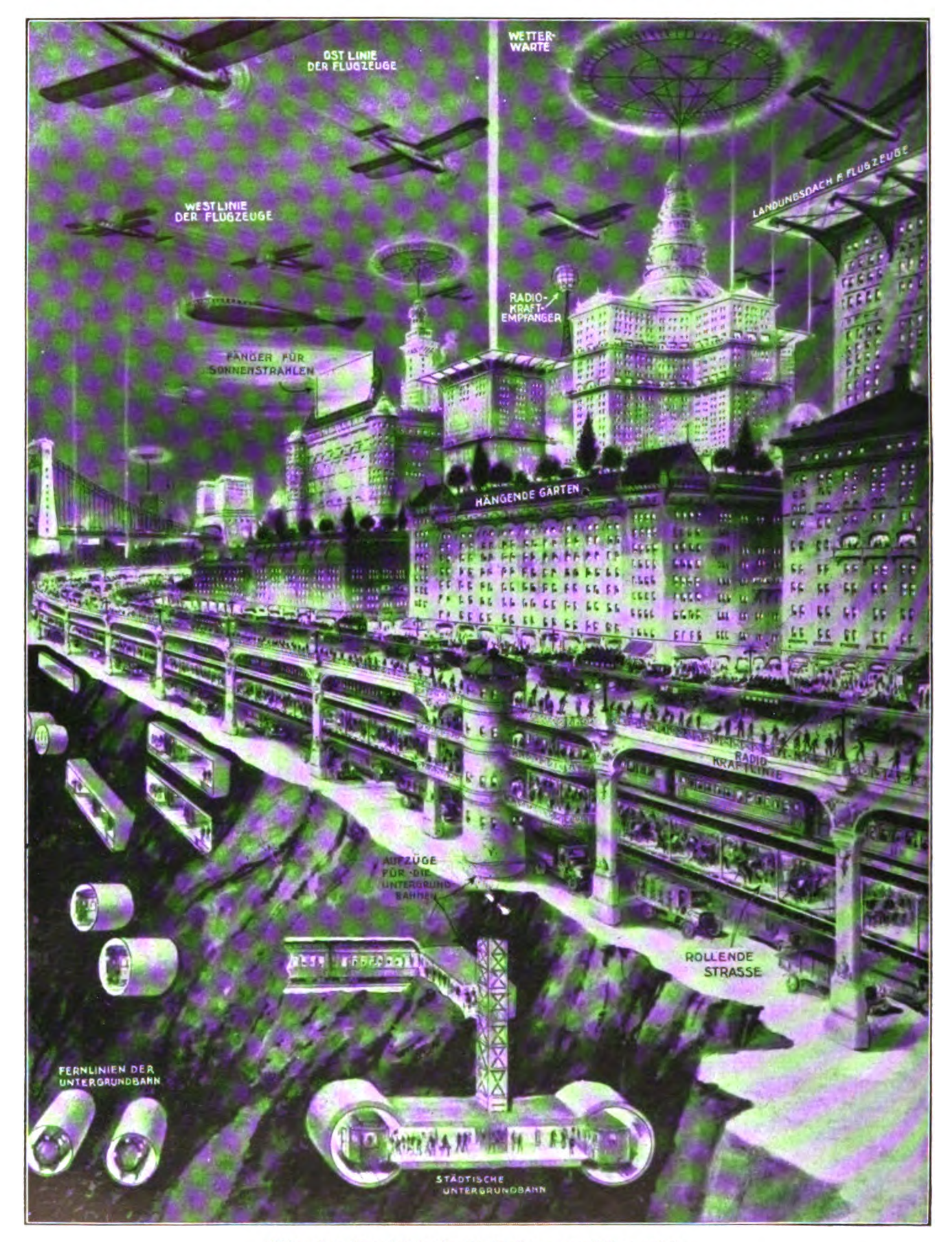
Auch hier ein vorsichtiges „vielleicht". Eine Zeitspanne von hundert Jahren. Die Erfüllung kam schneller, als der Dichter vermutete.



Transport eines Hauses in Amerika durch einen Traktor

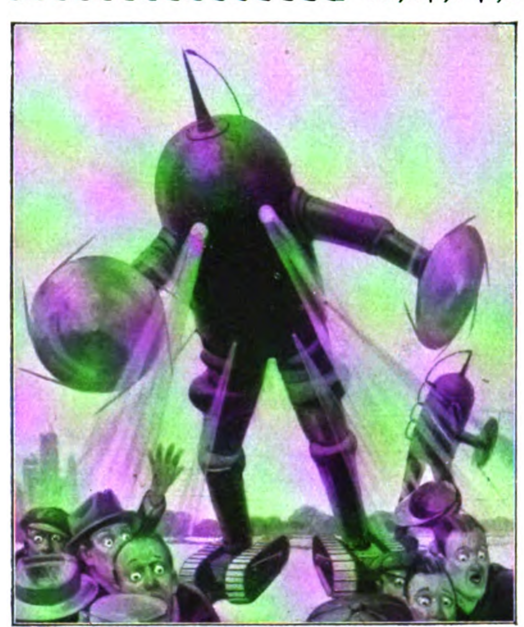
Logik: Um nicht für einen Phantasten angesehen zu werden, erklärt er seine Deduktionen als technische Phantasien!

Auch Erfolge nützten gar häufig nicht das mindeste. Das Ganze war und blieb trotzdem Unmöglichkeit, weil



Wie eine Großstadt in 50 Jahren aussehen wird

es eben nicht in den Geist der Zeit paßte. Am 8. August 1709 stieg Lorenzo de Gusmâo in Lissabon in Gegenwart des Königs und des königlichen Hofes mit einem Luftballon auf. Der Ballon war aus Papier und trug eine Gondel aus Weidenholz, in der die Luft durch Feuer erhitzt wurde. Gusmâo erreichte damit eine Höhe von 70 Metern. Zunächst überhäufte man ihn mit Ehren. Dann aber setzte der Zweifel ein, und schließlich erklärte man das Ganze wiederum als unmöglich oder als ein Werk des Teufels. Der Flug der Phantasie blieb hinter dem Flug des technischen Fortschritts zurück. 1680 zeichnete der große englische Physiker Isaac Newton einen Dampfwagen, bei dem der Dampf aus einer



Der Radio-Polizist

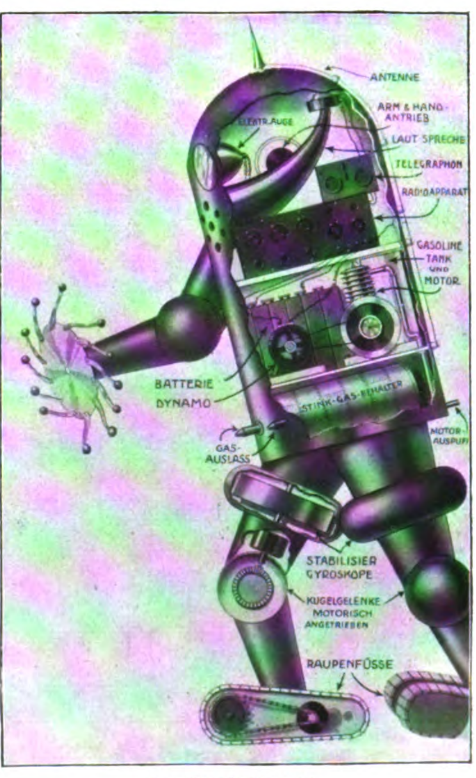
engen Öffnung ausströmte. Durch den Rückstoß sollte diese Lokomotive vorwärtsgetrieben werden. Eine technische Phantasie? Es ist hier ein Prinzip angegeben, das in einer bestimmten Klasse unserer modernen Turbinen ausgenutzt wird. Die Turbine aber kommt im neuesten Typ der Dampflokomotiven, in der „Turbolokomotive“ als Antriebsmittel zur Verwendung. War also Newton ein Phantast?

So vieles erschien einst phantastisch und ist uns heute Selbstverständlichkeit. Gar manches aber betrachten wir jetzt als technische Phantasie, und es wird vielleicht schon der nächsten Generation etwas Altgewohntes sein. Wir sind in der Vorstellung aufgewachsen und wissen es gar nicht anders, als daß das Haus etwas Bodenständiges ist. Wo man es hinbaut, da bleibt es stehen. Nur der Mensch ist dem Wechsel des Wohnorts unterworfen. Er zieht von Ort zu Ort, von Wohnung zu Wohnung. Warum gibt ihm die Technik nicht die Möglichkeit, es der Schnecke gleich zu tun, die ihr Haus immer bei sich trägt?

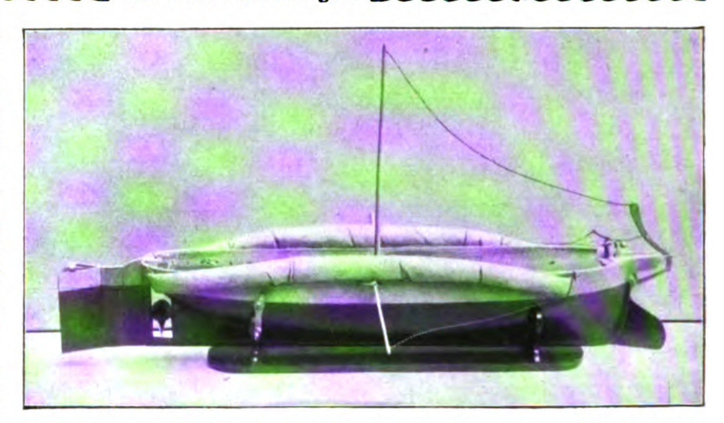
Das bewegliche Haus mag uns heute noch als technische Phantasie erscheinen. Aber drängen die Verkehrsverhältnisse nicht dazu, diesem Gedanken näher zu treten? Die alte Seßhaftigkeit hat schon längst aufgehört. Man ist beweglicher geworden. Wer heute hier seinen Beruf ausübt, kann genötigt sein, ihm morgen ganz woanders nachgehen zu müssen. Wer heute im Norden der Großstadt arbeitet, dessen Arbeitsstätte wird sich vielleicht schon morgen in 30 oder 40 Kilometer Entfernung an ihrem südlichen Rande befinden. Soll man nun ständig in der üblichen mühseligen Weise umziehen? Wäre es nicht besser, ein bewegliches Haus zu besitzen, das man einfach mitnimmt. Unmöglich! Phantasiegebilde!

Vielleicht — vielleicht auch nicht! Schon beginnt man, insbesondere in Amerika, dann aber auch in Deutschland, diesem Gedanken näher zu treten. In Deutschland hat man sich den Zigeunerwagen zum Vorbild genommen, den man mit anklappbaren Veranden und Seitenflügeln ausstattet. Amerika sucht die Lösung im leichten Holzhaus, das durch einen Motorschlepper von Straße zu Straße, von Stadt zu Stadt gezogen wird. Nichts wird im Innern entfernt. Alles bleibt an Ort und Stelle. Heute hier, morgen dort, mit Kind und Kegel, mit Haus und Hof!

Und die Stadt selbst, insbesondere die Großstadt? Auch hier die alte Überlieferung: eine Straße, auf der sich Fußgänger und Wagen bewegen. Sie wird allmählich zu eng. Der Verkehr pfropft und stopft sich. Mit den Untergrundbahnen ist man bereits in die Tiefe gegangen. Über uns fahren die Hochbahnen hinweg. Wächst der Verkehr



Der Radio-Polizist



Küstenretter von Lupis. 1860. Vorläufer des Torpedos und des Unterseebootes

weiter, so wird man damit nicht auskommen. Der Gedanke, drei, vier, vielleicht auch fünf oder gar ein Dutzend Straßen übereinander wegzuführen, drängt sich auf. Beim Haus setzt man Stockwerk um Stockwerk auf. Warum soll man es nicht bei der Straße ebenso machen? Das unsere „Straßenstockwerk" könnte den Lastenverkehr, das nächste einen rollenden Bürgersteig, das dritte Schnellbahnen, das vierte Autos, das fünfte Fußgänger usw. aufnehmen. Alle Verkehrsmisere wäre behoben. Dazu Untergrundbahnen, flache Dächer auf den Wolkenkratzern, die auch als Landungsplatz für Flugzeuge dienen oder als hängende Gärten — die selige Semiramis taucht wieder auf — ausgebildet sind. Ein Bild der Phantasie? Ja sicherlich, solange wir uns von den ererbten Vorstellungen nicht frei zu machen vermöaen. Aber die technische Phantasie wird Wirklichkeit, wenn es eben mit dem Erbteil unserer Väter, wenn es mit der alten Straße nicht mehr weiter geht.

Undenkbar erscheint uns das Leben im Lärm einer solchen Großstadt, wo der Verkehr vielfach potenziert an uns vorüber, über und unter uns hinwegflutet. Wie soll der Mensch in diesem Spektakel arbeiten? Er müßte ja Nerven von Stahl haben, um das Getöse zu ertragen. Und schon beginnt die Phantasie ihr Spiel. Sie konstruiert sich inmitten dieses Brausens und Donnerns der zukünftigen Großstadt ein technisches Märchenbild, ein buen retiro, eine stille Klause, in die kein Lärm hineindringt. Hier sitzt man abgeschieden, kein Ton erreicht das Ohr, hier kann man nachdenken und, wenn man dazu veranlagt ist, sogar philosophieren. Unmöglich! Das sind Phantasien, die sich träumen, aber nicht ausführen lassen!

Wer weiß? Derartige Räume sind für wissenschaftliche, insbesondere physikalische Untersuchungen bereits gebaut worden, und zwar inmitten von Großstädten. Es bedarf aber durchaus keines solchen Raumes. Die Isolation gegen jeden äußeren Lärm läßt sich auch durch den vom Physiker Gernsback konstruierten Helm erzielen, der sich im Tosen des Neuyorker Verkehrs bereits bewährt hat. Man wird es vielleicht in Bälde gar nicht begreifen können, wie der Mensch ohne einen solchen Helm durchs Leben gehen konnte. Ohne diesen Helm, der uns heute noch so fremdartig anmutet.

In immer weiterem Umfange sucht die Technik die Tätigkeit des Menschen durch die der Maschine zu ersetzen. Wo wird das Ende sein? Der bekannte Elektrotechniker und Philosoph der Technik Charles Proteus Steinmetz hat einst den Satz ausgesprochen, daß es nicht nötig sei, um den achtstündigen Arbeitstag zu kämpfen. Über kurz oder lang würde der vierstündige von selbst kommen, da die Maschine dem Menschen immer mehr Arbeit abnimmt, so daß schließlich für ihn nicht mehr viel zu tun übrig bleibt. Wird sich die Mechanisierung der Tätigkeit auch, wie dies bereits vorgeschlagen wurde, auf den Schutzmann ausdehnen? Der Soldat ist ja zum Teil schon durch Maschinen, vor allem durch die Tanks ersetzt. Aber beim



Der Lärm-Isolator, der es ermöglicht, inmitten des Lärms der Großstadt, im Getöse der Maschinensäle von Fabriken und im Propellergeräusch des Flugzeuges ohne jede Störung zu arbeiten

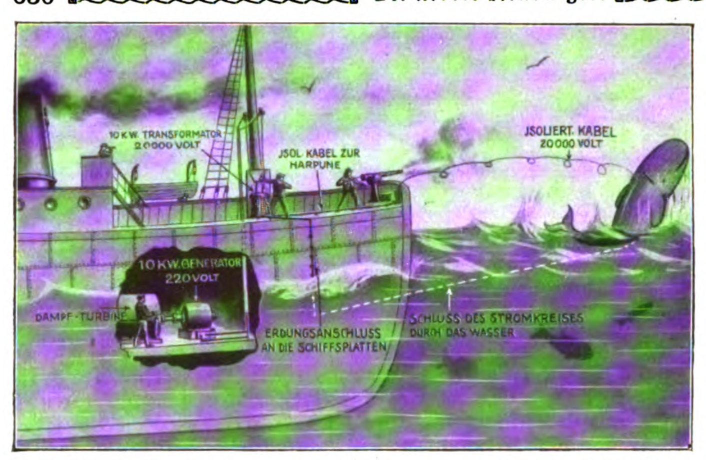
Wahlkampf, bei Zusammenrottungen und in vielen anderen Fällen erhebt sich die schwierige Frage, wie man große Volksmassen im Zaume hält, wie man sie beherrscht, ohne ihnen Schaden an Leib und Leben zuzufügen. Schnell ist die technische Phantasie bei der Hand: Sie hat bereits den „Radio-Polizisten“ gestaltet, ein eisernes Holzgefäß von Menschenform mit beweglichen Armen und Beinen. Im Innern ein Benzinmotor, der das Monstrum bewegt, sowie ein Lautsprecher, der Befehle übermittelt oder nach Bedarf brüllt, um eine Einschüchterung herbeizuführen. Ein Gasbehälter ermöglicht eine Art von Gasangriff mit einem zwar sehr übelriechenden aber unschädlichen Gas. Das Gas wird durch rotierende Scheiben verteilt, die die Stelle der Hände vertreten. Ein rotierender Kreisel, ein sogenanntes „Gyrostop“ hält die Figur im Gleichgewicht. Bei Nacht treten Scheinwerfer in Tätigkeit, die mit ihrem starken Licht die Massen blenden. Von der Helmspitze zieht sich die Antenne herab, denn alle Bewegungen, die Befehle usw. werden von der Ferne her auf dem drahtlosen Wege ausgelöst.

Phantasie?

Die Möglichkeiten für einen derart mit Fernlenkung ausgestatteten künstlichen Menschen, für diese technische Verwirklichung des alten Problems vom Golem, sind durchaus gegeben. Von ihm ist bis zum ferngelenkten Vogel nur noch ein kurzer Schritt. Dieser Vogel würde als Flugzeug in die Erscheinung treten, das keine Bemannung mehr trägt. Große Linsen entwerfen auf der Mattscheibe eines Fernsehers ein Bild der Gegend, über die es dahinfliegt. In einer weit entfernten Zentrale läßt dieser Fernseher erkennen, wo sich das Flugzeug befindet. Von hier aus wird es mit Hilfe elektrischer Wellen gelenkt, sei es zu friedlichen, sei es zu kriegerischen Zwecken. Auch dies erscheint uns phantastisch, und doch ist die Fernlenkung von Booten, von Torpedos und von einzelnen Flugzeugen bereits durchgeführt. Im Jahre 1856 schuf der Amerikaner Lowe ein für die damalige Zeit unmöglich erscheinendes Gebilde, ein Luftverkehrszeug, dessen Korb als Salon ausgestattet war. In unseren heutigen Flugzeugen und Luftschiffen finden wir diesen



Fernsehen und gleichzeitiges Fernlenken von unbemannten Flugzeugen. Auf der Tafel des Fernsehers läßt sich die Stellung des Radioflugzeuges und seine Umgebung feststellen. Es wird dann aus der Ferne gelenkt und seine Lichter können drahtlos entzündet werden



Elektrischer Walfischfang. Sobald die Harpune den Körper des Walfisches berührt, wird der tödliche Strom geschlossen

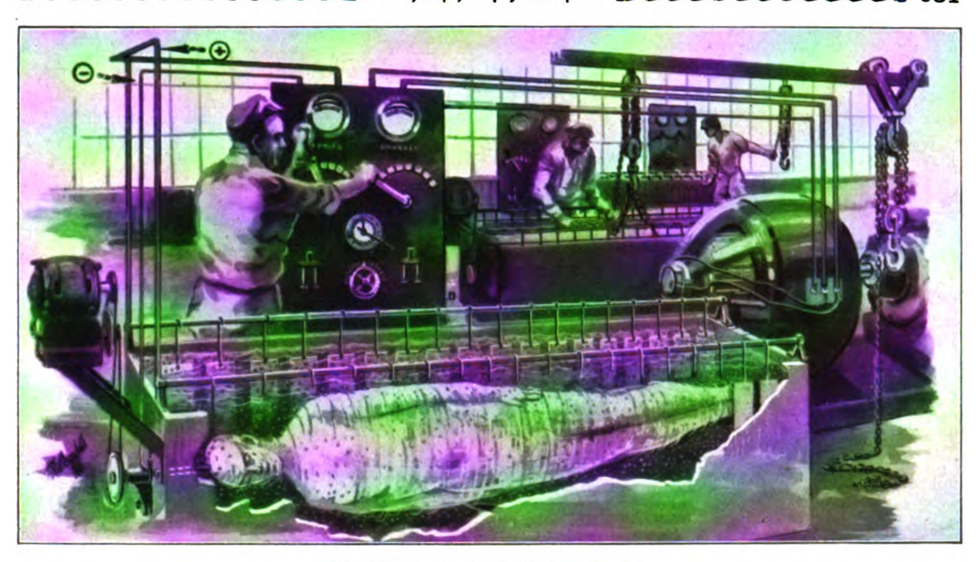
Salon. Solange, wie von der Loweschen Idee bis zu ihrer Verwirklichung wird es mit der Einführung des mit Fernseher und Fernlenkung ausgestatteten Flugzeuges wohl kaum dauern. Das Torpedo selbst aber, das man jetzt drahtlos lenkt, sowie das Unterseeboot haben ihren Vorgänger, den Küstenretter von Lupis, der einstmals gleichfalls als ein technisches Fabeltier angesehen wurde.

Überhaupt spukt die scheinbare Phantasie des so geraume Zeit für unmöglich gehaltenen Unterseeboots schon länger, als man im allgemeinen annimmt. Gewöhnlich behauptet man, daß Jules Verne es vorausgesehen habe. Aber schon damals, als man Napoleon nach St. Helena brachte, schuf technische Phantasie dieses heute verwirklichte Schiff, das im Verkehr der Zukunft vielleicht eine bedeutsame Rolle spielen wird. Man wollte damit Napoleon entführen. Ein als Offizier in französischen Diensten stehender Deutscher erzählt uns von diesen Plänen in seinen hinterlassenen Papieren, die unter dem Titel „40 Jahre aus dem Leben eines Toten" weithin bekannt geworden sind. Man ersieht daraus, daß das Unterseeboot bereits in Amerika gebaut und in London ausprobiert worden war. Der Mechanismus ist genau beschrieben. Das Boot wäre auch nach St. Helena gefahren, wenn Napoleon nicht vorher gestorben wäre. Trotzdem galt es noch viele Jahrzehnte später als ein Phantasiegebilde, entstanden in Jules Vernes genialem Kopfe.

So produktiv Verne in bezug auf technische Zukunftsbilder auch war, eines hat er doch nicht vorauszuahnen vermocht: unseren heutigen drahtlosen Verkehr. Und doch ist auch dieser schon lange, ehe sich seine Entwicklung übersehen ließ, in vollkommen zutreffender Weise geschildert worden. Allerdings war es kein phantasiebegabter Romanschriftsteller, der sich mit ihm beschäftigte, sondern ein Elektrotechniker von hervorragendem Ruf. William Edward Ayrton schrieb im Jahre 1897: „Einst wird kommen der Tag, wenn wir alle vergessen sind, wenn Kupferdrähte, Guttaperchahüllen und Eisenband nur noch im Museum ruhen, dann wird das Menschenkind, das mit dem Freunde zu sprechen wünscht und nicht weiß, wo er sich befindet, mit elektrischer Stimme rufen,



Durch Lichtsignale oder drahtlos in Verbindung mit dem Mars



Mumifizierung durch Galvanisation
Auch event. Unterbrechung des Lebens durch Frierenlassen und Galvanisieren

welche allein jener hört, der das gleichgestimmte elektrische Ohr besitzt.“ Ist hier nicht die drahtlose Telephonie schon zu einer Zeit in allen ihren Einzelheiten und wesentlichen Punkten geschildert, ehe man auch nur die ersten Versuche zu ihrer Durchbildung gemacht hatte? Freilich hat auch Ayrton den Zeitraum überschätzt, bis sein Phantasiegebilde ins Leben treten würde. Er sagt, ein vorsichtiger Prophet: „wenn wir alle vergessen sind.“ Es dauerte noch keine zwanzig Jahre, und die Ätherwellen trugen auch die menschlichen Stimmen von Ort zu Ort.

So vieles ist jetzt im Werden, was uns heute noch als Phantasie erscheinen mag. Wird man den Walfisch und wird man andere Tiere einst mit elektrischen Strömen jagen, mit Strömen, die auch die stärksten Geschöpfe sofort töten und die zuverlässiger sind als die Kugel? Sie verwundet oft nur, und das Wild wird flüchtig. Der elektrische Strom aber bedeutet sichere Beute. Hier ist es nicht nötig, eine genau bestimmte Stelle zu treffen. Wird dieser elektrische Strom nicht nur rein körperliche Wirkungen ausüben, wird er auch imstande sein, unsere seelischen Erregungen zu verraten? Das, was wir heute darüber lesen, mutet uns tatsächlich als eine Phantasie an. Ein amerikanischer Elektrotechniker und Psychoanalytiker hat einen Apparat erdacht, der die Wärme unserer Gefühle, der sogar unsere gegenseitige Zuneigung registriert. Gewisse Veränderungen des Blutdrucks werden auf elektrischem Wege übertragen und aufgezeichnet. Der Bräutigam wird der Braut nicht erzählen können, er liebe sie, wenn

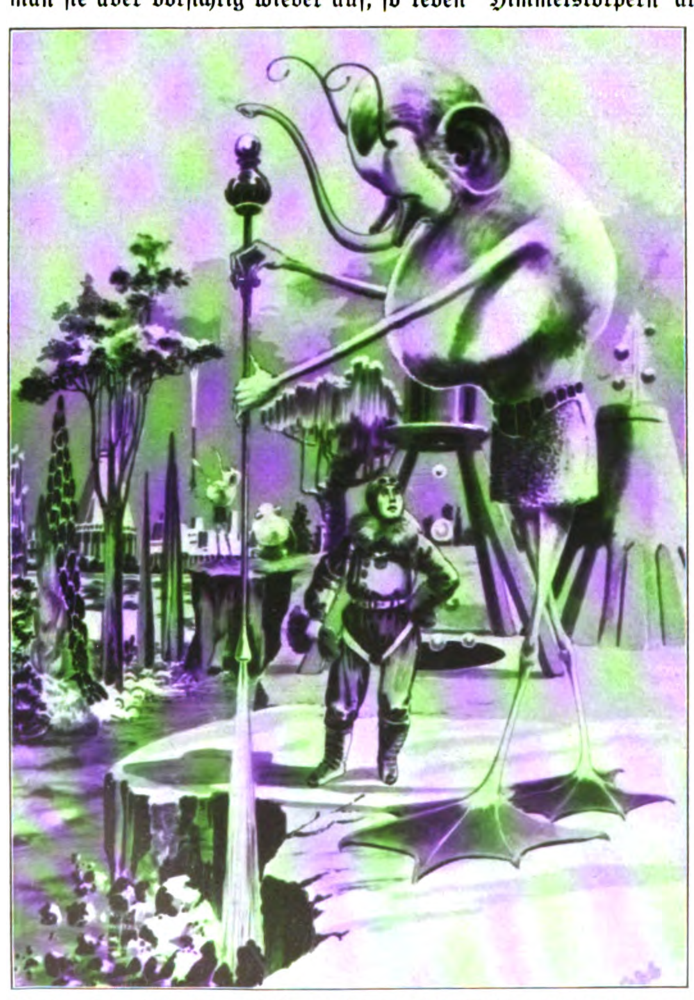


Technisch-psychologische Prüfung für Heiratskandidaten. Messung der Kraft der Leidenschaft

dies nicht tatsächlich der Fall ist. Der Apparat verrät, daß seine Gefühle erheuchelte sind. Die Wahrheit kommt an den Tag. Nichts bleibt verborgen. Sonnenklar werden unsere innersten Regungen offenbart. Phantasien oder nicht — wer vermöchte es heute schon zu sagen?

Wir leben nur ein einziges Leben, das sich von der Geburt bis zum Tode in ununterbrochener Folge abspielt. Von den indischen Fakiren behauptet man, daß sie sich eingraben lassen. Nach Jahren gräbt man sie wieder aus und sie leben weiter, als ob ihr Dasein nicht unterbrochen gewesen wäre. Bei manchen Tieren, insbesondere bei Fischen, läßt sich durch die Anwendung von Kälte ähnliches erreichen. Man bringt sie zum Frieren. Sie werden steinhart und lassen sich mit dem Hammer zerschlagen wie Glas. Jede Lebenstätigkeit hört auf. Taut man sie aber vorsichtig wieder auf, so leben sie weiter. Man kann sie auch öfter frieren lassen. Ein ähnlicher Versuch mit dem Menschen würde vielleicht ähnliches ergeben. Gefällt einem dann die Zeit nicht mehr, so läßt man sich einfrieren. Damit nichts passiert, kann man den Körper noch galvanisch mit einer Metallhaut überziehen, man kann ihn galvanisieren, ebenso wie dies jetzt anstatt der Mumifizierung bereits für Leichen vorgeschlagen ist. Nach fünfzig oder hundert Jahren läßt man sich wieder auftauen. Sind dann die Zeiten schöner und besser, so lebt man, solange man Freude daran hat, um dann wieder 100 oder 200 Jahre auszuruhen.

Und der Verkehr mit den Bewohnern anderer Welten? Schon will man auf Erden elektrische Wellen bemerkt haben, deren Dasein man sich nicht erklären konnte. So vermutet man, daß sie von anderen Himmelskörpern ausgesandt wurden, weil die Bewohner das Bedürfnis fühlten, mit uns in Verkehr zu treten. Auch bei uns ist dieses Bedürfnis ein „tiefgefühltes“. Darauf lassen wenigstens die Vorschläge schließen, die schon gemacht worden sind, um Signale in das Dunkel des Weltenraums hinaus und nach anderen Gestirnen zu senden. Mit Scheinwerfern und mit elektrischen Wellen, also mit starken Lichtstrahlen und mit drahtlosen telegraphischen Zeichen wollte man arbeiten. Die Ausführung dieser Projekte ist bisher an der Kostenfrage gescheitert. Ebenso das der eingangs bereits erwähnten Bombe, die man in den Weltenraum zu senden beabsichtigt. Die Wüste Sahara will man in ein blühendes Land verwandeln, das Wetter will man beeinflussen. Und so spielt die technische Phantasie ihr wechselvolles Spiel lustig weiter. Wir aber wollen nichts verneinen. Wieland war es, der angesichts des Aufsteigens der ersten Luftballons schrieb: „Sagt mir nichts von Unmöglichkeiten!“



Wie der Marsbewohner auf Grund der auf diesem Planeten herrschenden Verhältnisse des Luftdruckes und Klimas aussehen müßte. Man kann vermuten, daß er Arbeiten durch Ausnützung von Strahlen verrichtet

Von der Romantik der deutschen Tat

Von Prof. Dr. Kurt Breysig

Zuerst wird immer von Gebild und Gedanke die Rede sein, wenn es gilt, die Zeugnisse des deutschen Geistes aufzurufen. Nicht weil in ihnen sich die deutsche Weise allein ganz deutlich oder auch nur sichtbarer als in den anderen Äußerungen unsres Lebens offenbart, sondern weil sie sich in ihnen leichter, freier, minder von Zwang und Fessel harter Wirklichkeiten beengt auszusprechen vermag, sorgloser und leichtsinniger, wenn man will, und deshalb unwillkürlicher, deshalb wahrer. Wohl wird in den Zeiten des Schwertes und der Not der Täter noch öfter als sonst auf das Bildwerk als ein Traumgewebe und auf den Gedanken als ein Hirngespinst schelten. Auch uns, die dem Geiste dienen wollen, kann nicht mehr so leicht wie einst der Wahn bewältigen, als sei die Welt nur eine Werkstatt für die Denker, für den Bildner. Gewiß, der Forscher wäre zu denken, der, hinter seinen geliebten Heften am Tische sitzend, durch eine Granate, die ihm Wand und Buchgestell zwei Klafter von seinem Leib entfernt zerrisse, unsanft in seinem Denken gestört, doch nur verwundert ablehnend das Haupt schütteln und gleichmütig sagen würde: Und was wird damit bewiesen? Der so sprechend von neuem zur Feder greifen und sein Blatt vollenden würde. Und ich weiß nicht einmal, ob ein rechter Mann des Schwertes den, der ihn so über seinem Werk vergäße, schelten würde. Aber wer, wie ein Geschichtsforscher soll, das Leben in seiner Gänze begreifen will, der wird auch in aller Tat nach Offenbarung des Volksgeistes suchen, der ihr doch auch die Hand lenkt, die Ziele steckt, nicht bloß in den Runen der Denker, den Rissen der Meister vom Bau, den Linien der Bildner, der Maler, der Zeichner, den Reihen der Dichter, der Tonsetzer. Denn so stark ist die Einheit aller Lebensäußerungen eines Volkstums, daß einige der Wesenszüge, die sein geistiges Schaffen bestimmen, auch in seinem Handeln wiederzufinden sein müssen. Und derer ist zu gedenken.

Wie diese Gleichartigkeit entstehen kann, wird nicht allein und nicht zureichend erklärt durch die gemeinsame Urwurzel aller Formen des Dichtens und Trachtens eines Volkes, seine Seele — nein, auch durch einen besonders feinen, zarten, eigens geistigen Bestandteil aller, auch der gröbsten und schroffsten Formen des Handelns, der ein Schwebendes nur, ein Klang, eine Färbung fast allein zu sein scheint. Er stellt sich dar wie Verstandesarbeit, wo er dem Staatsmann, dem Krieger, dem Volkswirt seine nahen, seine weiten Ziele setzt. Man spricht von Staatslehre, Kriegswissenschaft, Volkswirtschaftslehre. Aber ihm ist zugleich ein ebensо gutes, wenn nicht ein besseres Teil von frei schaffender Einbildungskraft beigemengt, und darum ist ebensooft von Staatskunst, von Kriegskunst und nicht zuletzt auch von der Phantasie des schaffenden Großlandwirts, Großgewerbetreibenden, Großkaufmannes die Rede. Und leicht ist zu ermessen, warum die vorauseilenden Pläne, die höchsten Zielgedanken, aber auch die Bahnen von Wie und Weise in allen diesen Bezirken werktätigen Schaffens sich eigens geistverwandt darstellen. Sie sind etwas freier von den unerbittlichen, harten Schranken, in die alle Wirklichkeit die Tat viel enger einschnürt als das Gebild und gar als den Gedanken. Und wo vollends die Ausführung selbst dem Schweifen dieser ersten Plane folgt, wo sie in Schlacht und Sieg um Reich und Krone verwandelt, was den Träumern des Geistes immer nur das Schattengespinst des umschreibenden Denkbildes, des spielerischen Kunstwerks wird, da feiert der Geist eines Volkes vielleicht seine höchsten Feste.

Die Gedichte der Könige sind ihre Kriege, und die Reiche, die ihr Schwert sich richtet und gründet, die ihr Zepter sich weitet und erneuert, mehr ihre Bauten und Burgen als die Prunkschlösser aus Kalk und Stein, die ihr Pracht- oder ihr Kunstwille erstehen läßt. Und eines Feldherrn Träume sind neue, unerhörte Züge, seine Strophen aber Schlacht und Sieg.

Kein Volk hat sein wirklichstes Werk, sein irdischstes Tun, seinen Staat so dichterisch geformt wie durch lange und starke Jahrhunderte das deutsche. Und nicht Wille zum Kunstwerk nur, mehr noch Sehnsucht hat die Könige, die Kanzler, die so taten, geführt. Kann man immer neue Wellen der Romantik im Strömen des deutschen Geistes durch die Zeiten unterscheiden, so hat es unserem Staat wahrlich nicht an Romantik gefehlt.

Die Gestalten unter den deutschen Königen, die Romantiker auf dem Throne waren, drängen sich dem Erinnern von allen Seiten, aus sehr verschiedenen Jahrhunderten entgegen. Der vierte Friedrich Wilhelm von Preußen, der dritte der Ottonen, sind selbst für die volkstümliche Geschichte längst mit diesem Merkmal abgestempelt, Friedrich Barbarossa gar, ungewiß ob eigentlich der erste oder der zweite seines Namens, ist unter die Gestalten der Legende versetzt, wohnt noch als Sage im Berge und im Märchen unseres Volkes. Sagt man vor deutschen Ohren Hohenstaufen, so weckt der Klang einen Schauer von der gläubigen, aber nicht wissenden Ehrfurcht, mit der wir sonst nur in die Häuser Gottes und seiner Heiligen treten; es ist uns, als ginge von einem Geschlecht von Königen die Rede, die

in dem Lande Nirgendwo und in dem Jahrhundert Zeitvorbei geherrscht haben. Könige, die herrlicher und edler waren als irdische Menschen, und unsere Liebe sucht ihr Gedächtnis mit der scheuen Hingebung, die wir im Geist auch stets nur der Fremde und der Ferne geschenkt haben. Wir ehren in ihnen unser Blut und unsere höchste Vergangenheit, aber sie sind uns wie Götter, die aus einer unbekannten Welt, von einem anderen Stern zu uns kamen.

Welches Volk hat solche Könige?

Jene vom Licht ihrer Schönheit, vom Glanz unserer Liebe noch heut nach drei Vierteln eines Jahrtausends umstrahlten Gestalten sind die höchsten Inhaber und Verkünder des romantischen Dranges, der auch Tat und Staat der Deutschen wieder und wieder bewegt hat. Aber sie sind nicht die einzigen, noch auch die allein wirksamen Zeugen und Vollstrecker dieses Dranges gewesen. Dem schärfer zudringenden Auge enthüllt sich vielmehr, wie in einer Reihe von Seitenstücken zu den Romantikern der deutschen Künstler, daß die Führer des deutschen Staates immer von neuem jener Sehnsucht in eine Ferne und Fremde erlegen sind, die sie mehr als die eigene Erde lockte und die recht eigentlich das Kennzeichen des romantischen Wesens ist. Die einen wie die anderen sind von Zeit zu Zeit überdrüssig geworden, den deutschen Boden zu treten, gleich als wäre er ihren Füßen allzu fest und allzu vertraut geworden, gleich als hätten sie nötig, den Wolkenteppich eines Traumlandes unter sich zu fühlen. Ein ganz entlegenes, von Berg und Feind und Ferne umwalltes, umstarrtes, beschütztes und deshalb ihrem Durst nach Wagnis und Abenteuer fast unmöglich zu erreichendes Märchenland mußte es sein, eben darum ihnen um so unwiderstehlicher winkend, umglänzt von unbekannter Schönheit, von Sonne und Süden, schmeichelnd auch ihren rauhen, von Nord und Sturm gehärteten Sinnen, wie ein Juwel mit verführendem Strahl zu immer neuem Raube betörend, wie ein Schatz auf Rheinstromes Grund jeden, der sein Leben wagt, verlockend, sich in die Flut von Krieg und Streit und ferner Fahrt zu stürzen, immer wieder von dem Strudel fremder Wirren und Gewalten verschlungen und doch ebensooft von neuem zu gleichem Wagnis reizend. Oder eine Krone, die ruhmwürdigste, die mächtigste, die glorreichste von allen, die je eines Herrschers Haupt getragen hat, die Krone, die einst einem Weltreich leuchtete, die Krone, die, von dem härtesten, dem tapfersten, dem herrenmäßigsten Volk der Vorzeit geschmiedet, drei Erdteile und hundert unterworfene Könige unter die Herrschaft ihrer Strahlen zwang: die Krone Roms, die Krone der Cäsaren. Oder eine Würde sollte errungen werden, die höher war als aller Könige Königtum, die größere Ehre gab als jeder andere Thron der Christenheit, das Kaisertum Karls des Großen, das mit dem Namen des Imperiums der Römer doch ein Reich verband, das jeder seiner Herrscher neu und oft zu mehreren Malen erobern mußte, eine Würde, die nur zu erlangen einen Heereszug von Monden, durch weite Länder und über den härtesten, den höchsten Bergwall erforderte, eine Würde, die beim ersten Anlauf und oft noch selbst bei wiederholter Heerfahrt auch dem deutschen Könige manch schweres Treffen und die Berennung von mehr als einer Stadt und von Dutzenden von Schlössern, dazu — des hatten sie gewiß am wenigsten acht — das Leben viel hundert tapferer Ritter kostete, eine Würde, deren Aufrechterhaltung mit unsagbar vielen Versäumnissen, Wirren und Verringerungen der Herrschergewalt im deutschen Lande bezahlt werden mußte, eine Würde, die unseren Königen in Wahrheit die eigene Krone, unserem Volk aber ein Jahrtausend krebsgängiger Irrsal gekostet hat.

Oder eine Priesterschaft galt es zu unterwerfen, aber es mußte die herrischste, die mächtigste, die stolzeste, die trotzigste sein, von der alle Geschichte weiß, die Priesterschaft, die nur einen Herren über sich erkennen wollte, den König der Himmel, und deren Haupt und Hoherpriester als dieses Königs Statthalter auf Erden alle Herrscher vor sich auf den Knien sehen wollte, die Priesterschaft, die nach unserer Väter eigenem Glauben den Schlüssel zu aller Seelen Seligkeit in Händen hielt, die nach ihrem Bedünken jedem Christen, also jedem Deutschen, den Frieden der Herzen auf Erden gönnen oder verschließen und im Reich der Toten zur ewigen Freude hier, zur ewigen Verdammnis dort den Weg weisen konnte, die Priesterschaft, die jedem Gegner unbarmherzig den Segen für jedes Tun im Leben, das kleinste wie das größte nehmen, ihm Höllenpein in seine Tage, Höllenfurcht in seinen Glauben werfen konnte. Oder, und das war noch das mindeste, das Ziel war, in die unabsehbaren Wälder, die unendlichen, unwirtlichen Ebenen des weiten Ostlandes zu dringen, um dort dem Gewimmel der Slawenvölker das Joch harter Herrschaft in den Nacken zu drücken und das Land mit dem Blute von tausend und aber tausenden deutscher Männer durch Jahrhunderte zu düngen.

Man drücke einmal vor allen Zeittafeln der Geschichte die Augen zu, man vergesse einmal alle die allzu gewohnten Kenntnisse, die man uns von Kindesbeinen an in der Schule in das Gedächtnis prägt und die eben darum allen Wert frischer Eindrucksfähigkeit für uns zu verlieren pflegen, und man wird inne, wieviel Abenteuer der alten Sage, wieviel Heldendichtung, wieviel Wunder und Alpdruck selbst der Träume von Sage und Märchen in der deutschen Geschichte bis in das späte Mittelalter hinein Fleisch und Gestalt gewonnen, aus Gedicht und Gesicht

in Leben und Erleben umgeformt worden ist. Die Sachsen, die Salier, die Staufer, haben sie nicht wieder und wieder das Märchen vom Glasberg wahrgemacht, den der Held der Urzeit emporklimmen muß, oder das andere von dem Steg, der eines Messerrückens Breite mißt und auf dem der Erwählte dennoch den Schlund von Berges Höhe überschreitet, vom Kampf wider den Drachen, den Feind jedes Starken in aller Menschheit Ringen, ganz zu schweigen? Nur das durfte man fragen: in welcher Gefahren Rachen haben unsere Könige nicht ihr Haupt gesteckt, in welchen Abgrund von Tod und Not haben sie ihre Ritterheere nicht geführt, und welche Irrsal, welche Wirren, welchen Zwist und welche Zerrissenheit haben sie nicht über unser Volk gebracht? Ins Höchste, oft ins Unmögliche riß sie ihr Ehrgeiz, ins Unermessene wollten sie Gebot und Herrschaft dehnen, ins Grenzenlose die Marken ihres Reiches rücken. Und als das letzte, das herrlichste ihrer Geschlechter ins Grab gesunken war, da war das Reich das schwächste, das kraftärmste, das zerspaltenste von allen Königtümern der Christenheit. Über der Krone hatten sie das Zepter vergessen, über dem Ruhme die Macht, über der Tat den Staat.

Und als ob die fremden Zielbilder des deutschen Geistes sich auch in den einzelnen Träumen der deutschen Tat widerspiegeln sollten: gar nicht selten war es das Locken der Antike, das auch sie auf ihre schönen Irrpfade lockte. Die erste und tiefste Wurzel, aus der dem Baum des deutschen Königtums seine treibenden Säfte kamen, ist eingesenkt in diesen Wunderboden. Daß König Karl den Reif der römischen Cäsaren sich auf das Haupt drücken ließ, schuf den Deutschen Schicksal für Jahrtausende. Nicht die Tatsache, daß hier zum erstenmal im Bereich der Iberer, Kelten, Germanen, Slawen ein Großkönigtum höchsten Anspruches und ehrgeizigsten Ranges emporschoß, war ein Fremdkörper im Leib unserer Geschichte: aber daß dieses erste neueuropäische Großkönigtum sich Namen, Sinn und Sendung entlieh von dem Weltreich der Römer, das die letzte und dem Ausmaß, der Reife, dem staatskünstlerischen Können nach größte, doch auch späteste und greisenhafteste Schöpfung des alteuropäischen Weltalters war. Starke, aber noch ganz unreife Jugend ging hier bei müdem Greisenalter zur Lehre. Das wurde Schicksal, mußte Schicksal werden.

Nach Ausdehnung der wirkenden Wünsche, nach Reichweite des Herrscherstabes, nach Fortrückung der Grenzsteine in unbegrenzte Weiten sind die Schöpfungen der deutschen Großkönige den Weltreichen der höchstgediehenen Staatskulturen wahlverwandt: Alexanders Tat hat das Reich des Darius und des Xerxes, des Artaxerxes und des zweiten Darius überwunden wie ein gleichgeordnetes. Das Imperium des kaiserlichen Roms hat nie so ebenbürtige oder doch so annähernd ebenbürtige Gegner wie die Großkönige von Numidien, von Pontus und Armenien gehabt. Aber was sollte man sagen, wenn Massinissa, Jugurtha oder Mithridates den Versuch gemacht hätten, Staatsbau und Staatsrang der letzten Republik, des keimenden Kaisertums nachzubilden, ja selbst wenn nur der letzte Perserkönig getrachtet hätte, Gebärde und Haltung Alexanders nachzuahmen. Nicht einmal Alarich und Geiserich, noch selbst Chlodwig und Theoderich haben gewagt, Würde und Anspruch des Cäsarentums sich anzueignen. Gewiß, Karls Staatsbau war um vieles fester als der der Ostgoten oder gar der der Vandalen und Westgoten, der Armenier und Numidier. Aber immerhin, auch er war noch ein Barbar und ein König von Barbaren, aller antikischen Tünche zum Trotz, mit der er selbst den Geist seiner Franken zu überziehen suchte, so wie noch Alboin, Alfred und Harald Harfagr Barbaren waren.

Eine unbegreifliche Macht von Königssehnsucht, Kronenromantik war es, die in ihn drang und ihn zwang, eine Jahrtausendspanne zu überspringen, als er nach dreihundertjähriger Zertrümmerung Recht und Namen des Weltreiches der Römer erneuerte, der Römer, die nicht allein ein besiegtes, erschlagenes, von jüngerem Leben, von strotzender Kraft überwundenes, nein auch ein abgelebtes, in Wahrheit fast mehr noch eines natürlichen als eines gewaltsamen Todes verstorbenes Volk waren. Er selbst mochte bewußt nur von dem Ehrgeiz des Menschen der großen Tat getrieben sein, der weiter, immer weiter sich die Ziele stecken muß, und sein Herrscherwille mochte sich von all den fein ausgeschliffenen Werkzeugen und Werkkünsten römischer Staatslenkung nur eine Bereicherung seiner Königsgewalt versprechen: aber bei seiner Tat waren im unteren Reich des Unbewußten doch auch Traum und Rausch Urheber.

Und die ewig in der Geschichte waltenden Mächte haben es folgenschwer genug gefügt. Durch Karls Tat, in der doch auch ein Drang ins Ferne, Fremde lebte, wurde alle Zukunft seiner Völker, im Grunde nur die eines, unseres, verwandelt. Ein Weltreich später Prägung hat die Stufe des Volkstums schon überwunden, ist als ein Sammelbecken vieler Volkstümer, über- und fast unvolklich, über- und fast unnational geworden. Das Großkönigtum Karls aber war vorvolklich, vornational. Die eigentliche Volkwerdung tieferen Sinnes lag noch vor seinen Franken, wie sie längst hinter den Römern der spätesten Kaiser lag. So ließ er seinem Reich und seinen Erben eine Würde, die im Grunde weit über seiner, ihrer Gegenwart, ja vielleicht noch über ihrer aller Zukunft wies: die Vorstellung einer Weltherrschaft, die jeder starken Volksstaatsbildung nicht förderlich, sondern schädlich sein mußte.

Und es war nicht allein die Erinnerung an Gewalt und Recht der Cäsaren, die von nun an wie ein Dämon und oft wie ein Unheil spendendes Gespenst neben allen Königen ging, die unter Karls Krone schritten. Wie das fleischgewordene Ebenbild der römischen Kaiser stand neben ihr das geistliche Kaisertum der Päpste. Wie sie ihre Würde und alle ihre Herrschaftsmittel dem kaiserlichen Rom entliehen hatten, so ist der Krummstab der Bischöfe von Rom aller frommen Hülle zum Trotz nie etwas anderes gewesen als das Zepter der Cäsaren von Rom. Weltreich, ja mehr als das, Weltherrschaft wollte auch ihre geistliche Regierung sein und von allen Völkern der Christenheit Gehorsam fordern. Und das lebendige Ebenbild hat vielleicht noch mehr als jeder Schatten der Vergangenheit den Deutschen den stets spornenden Stachel des Dranges, wenn nicht zu einer Weltherrschaft, so doch zu einem über den Völkern thronenden Weltreich eingepreßt.

Romantik, klassizistische Romantik von Anbeginn hat den Königen der Deutschen die Hand und den Sinn gelenkt. Denn sie, die Erben des deutschen Anteils von Karls Riesenreich, überkamen mit ihm, ungleich ihren Vettern von Frankreich und von Rom und Lotharingien, den Drang zum Weltreich der Cäsaren. Zweite Schicksalswende: daß als das deutsche Land und Volk sich aus dem karolingischen Großstaat schieden, gerade ihre Häupter trachteten, sich mit ihrem Anteil am Erbe auch die Würde der römischen Kaiser zu erwerben. Warum nur haben nicht die Könige von Frankreich über die Alpen gedrängt, da in ihnen doch fast ein Jahrhundert länger das Blut Karls rollte? Sie haben nie einen solchen Drang verspürt, so wenig wie die Karolinger von Italien je getrachtet haben, nordwärts über die Alpen zu steigen, um Deutschland unter ihre Herrschaft zu zwingen. Es war wirklich die frischeste Stärke, das glühendste Leben, das nach dem glänzendsten Erbe griff, oder noch tiefer gesehen, die deutsche, also die träumerischste, die sehnsüchtigste, die romantischste Tat.

Und nun fügte sich zu dem doppelten Zauber, den das vergangene Urbild der römischen Kaiser, das lebendige Vorbild der römischen Päpste, der Kirchenkaiser der Christenheit, auf Sinn und Seele unserer Könige ausstrahlte, ein dritter äußerster Ring der Beschwörung, mächtiger noch lockend als die beiden anderen inneren: der Reiz, mit dem Ruhm und Name von Rom, mit dem Sonne und Süden des Kaiserlandes uns Söhne des Nordens und des Nebels damals wie heute an sich ziehen.

Man vergleiche nur, wie gering und fast folgenlos ist die Tatsache, daß Karl einst über die Pyrenäen zog und Spanien gewann. Aber daß Italien, aber daß Rom von seinem Schwerte bezwungen wurde, hat die Geschicke der Welt auf Jahrtausende in andere als die ihr sonst bestimmten Bahnen gelenkt. Name und Ort haben eine mehr als irdische Gewalt über die Seelen der Könige wie der Völker, fast die gleiche wie das Blut, das doch selbst ganz irdisch und ganz menschlich ist. Wie ein Wahn mag uns Kindern einer nüchterneren, einer allzu nüchternen Zeit gelten, daß die deutschen Könige Recht und Würde des Kaisertums nur in Rom erlangen zu können meinten. Wohl war nur dort in Alt-Sankt-Peters auch damals schon hohem Dom der höchste Priester der Christenheit zu finden, der ihrem Haupt Hand und Krone und Segen auflegen sollte, dazu war der Zauber des Ortes, des Namens, der zweitausendjährigen Erinnerung, des zweitausendjährigen Ruhmes mächtig. Und endlich, wie sollte das Leuchten des Lichts aus Süden, das einst Langobarden und Vandalen, Ost- und Westgoten zu kurzem Rausch des Lebens und langer Nacht des Todes lockte, an Sachsen und Rheinfranken und Schwaben nicht die gleiche Macht geübt haben! Die Westfranken, die unter Karl dies Land erobert hatten, haben unter seinen Enkeln und Erben klug die Hand von ihm gelassen; die Ostfranken, die dann deutsch hießen, aber sind, offenbar germanischer und also phantastischer, also romantischer als jene, den alten Germanenweg in das Tal der süßen, linden Lauheit geschritten, in dem auch ihrer mehr Unheil als Segen wartete und das sie doch ein halbes Jahrtausend lang immer wieder suchten.

Und wahrlich, die Buße war nicht gering, die unser Volk für diese süße Sünde seiner Tat zu zahlen hatte, nicht geringer, als die von ihm für das ebenso schöne und ebenso verderbliche Irren seines Geistes in das Traumgefild des Südens gefordert wurde. Wer mit den Augen der Nüchternheit und des wirklichen Nützlichkeitssinnes diese Jahrhunderte anschaut, der möchte nicht aufhören zu klagen und zu schelten, daß die Ottonen und die Salier nicht alle ihre Kraft an die Mehrung des Reiches setzten, die ihnen Land und Himmel, wie der dunkle Trieb der sich breitenden Volkskraft mit gleich unmißverständlicher Deutlichkeit wiesen: wären sie, wie das schwermütige Lied der flämischen Auswanderer will, nach Ostland gefahren, statt nach Neapel und nach Amalfi, so müßte in Europas Mitte ein Reich erstanden sein, so weit und fest und unbezwinglich, daß kein Slawenandrang je es hätte antasten können und daß noch heute unserer schwellenden Volkskraft aller Raum sich zu dehnen und zu strecken in Fülle zu Gebote stünde. Hätten diese mächtigen Herren ihre Herrschergewalt und aller ihrer starken Hände, stärkeren Herzen Kraft darauf gewandt, dem Trotz der deutschen Fürsten das Joch ihres Königtums aufzulegen, so wäre Deutschland noch vor Mittelalters Höhe an Kraft und Dauer der Geschlossenheit des Reichsverbandes allen anderen Staaten um ein halbes Jahr-

tausend vorausgeeilt, statt, wie nun geschah, einer Zerspaltung die Wege zu bereiten, die es gegen Ende des Mittelalters um eines halben Jahrtausends Länge hinter den anderen zurückgeblieben erscheinen ließ.

Es ist nicht anders: wie deutsche Kunst und deutsches Forschen zum erstenmal an der romanischen Weise und dem armen Beispiel römischen Wissens die eigene Kraft, wie deutsche Dichtung an der Römerzunge gar die eigene Sprache und damit das halbe Leben verlor, so verdarb der deutsche Staat an dem römischen Kaisertum und an den Römerfahrten seiner Könige. Und auch darin gleichen sich die Schicksale beider Lebens-, beider Wirkensformen des deutschen Wesens, daß seine gewaltige Lebenskraft eben diese erste Welle der Verfremdung wenigstens zu Anfang und Mitte dieses Zeitalters noch am glücklichsten in den Strom seines eigenen Vorwärtswallens hat einfließen lassen. So wie das Grabmal des Theoderich mehr eigene deutsche Wandlung der antikischen Form als diese selbst offenbart, so hat Karls wilde Kraft Prunk und Geist der Cäsarenwürde mehr zum Mittel als zum Ziel seines barbarischen Großkönigtums gemacht. So wie die Dome von Gernrode, von Sankt Michael und Sankt Godehard in Hildesheim lauter noch von breit auf der sicheren Erde stehenden Germanenfestigkeit, wie von römisch-griechischer Kunstsprache zeugen, so haben unsere Sachsenkönige vermocht, neben Romfahrt und Romkaisertum die weiten Lande jenseits der Elbe, die ihres Volkes Kraft den Slawen abgenommen hatte, und die nach aber tausend Jahren Wiege und Sitz des echten, des eingeborenen Kaisertums der Deutschen werden sollten, unter ihren Schutz zu nehmen und ihren Staat und alle Widerspenstigkeit ihrer Fürsten und Vasallen so fest unter die Zügel ihres Königtums zu nehmen, wie deutscher Art nie vorher, nie nachher geglückt ist.

Aber schon den Saliern mißlang fast alles. Sie, die in Wahrheit die romantischsten unter den von Romantik, von Sehnsucht und Traum gelenkten Königen unseres Volkes sind, wollten zu Romfahrt und römischem Kaisertum auch noch den Sieg über das römische Priestertum fügen und verloren darüber vollends die Mehrung des Reiches gegen Osten und seine Einheit aus den Augen. Den tiefsten Verlust für die deutsche Krone aber bedeutet, daß die Staufer, freilich um anderer, freilich auch um wirklicherer Ziele willen die gleichen Sünden, nur in noch schicksalsvollerer Zeit begingen.

Im nächsten Sinn war die Staatskunst der Hohenstaufen, der wirklichen, nicht der legendären unserer Überlieferung, unvergleichlich viel wirklichkeitsnäher, viel sacherfüllter als die der Salier. Die Zeitenscheide der Mitte des zwölften Jahrhunderts stellt auch sie und gerade sie zu dem in mehr als einem Betracht schon neuzeitlichen Zeitraum des späten Mittelalters: Friedrich I. und noch weit mehr Friedrich II. waren moderne Selbstherrscher im Sinne einer auf Feinarbeit gestellten und in ihren Werkzeugen zart und mannigfach gegliederten Staatsverwaltung. Wie die Gotik Kraft war und nicht Sehnsucht, nicht Romantik, so war auch Friedrich II., der Staatsverwalter, wie Friedrich II., der Staatskünstler, wie Friedrich II., der zweifelnde Gottesleugner, von einer fast nüchternen Modernität und alles andere als ein weltfremder Träumer. Aber während in Frankreich, in England der gleiche Sinn auf den Thronen der Könige und in den Schreibstuben ihrer Vögte und Beamten mit minderer Schöpferkraft und mit geringeren Leistungen den eisernen Bau moderner Königsstaaten zusammenschmiedete, floß aller Ertrag der besten Kraft der Stauferfürsten dem Eintagsgeschöpf ihrer Willkür und ihrer Vorliebe, ihrem italienischen Reiche zu, das Friedrich II. gar nur mit Apuliern statt wie sein Vater noch mit Deutschen beherrschte.

Und eben deshalb sind die Hohenstaufen dennoch dem letzten Sinn ihres Werkes nach Romantiker gewesen: noch der kühle, zweifelsüchtige Rechner Friedrich II. ist einem Plan nachgejagt, der in eines deutschen Königs Hirn nur als Traumbild gelten kann, so viel sehr wirkliche, oft nur allzu wirkliche Mittel auch an seine Verwirklichung gesetzt sein mögen. Und die Folgen für den deutschen Staat waren um so schicksalsschwerer, als eben jetzt ein mächtiges Keimen, Säfteschießen und Blühen am Leibe unseres Volkes anhob, und dieses kam nun in Staat und Staates Recht nur den neuen Gewalten zugute, die eben jetzt aufschossen, dem Gedeihen der Städte und des Fürstentums der Länder, die freilich ganz wie die Gotik, ganz wie die Dichtung dieser Tage, alles andere als romantisch mit ihrer neuen, derben Kraft nur sich selbst und ihre Eigenziele wollten. Die staatliche Sonderbildung, die nun einsetzte, wird niemand schelten dürfen als Lebensschöpfung, denn sie war strotzend an Kraft und wuchernden Reichtum der Form; aber all ihr Wachsen strebte einer Richtung zu, die der gerade entgegengesetzt war, die das Erstarken des deutschen Staates als der Einheit forderte, die nun einmal die Zeiten, die damaligen, wie noch mehr die zukünftigen, verlangten.

Aus dem neuen Werk, das da anfing aus dem deutschen Boden herauszuwachsen, ganz langsam, über Jahrhunderte hin, nicht über Nacht aufschießend wie die Gründungen der Staufer, ist schließlich der deutsche Staat entstanden, in ganz späten, in unseren Tagen.

Aber wer wollte um dieses besseren Gelingens willen die deutsche Tat aus unserer Geschichte missen, so sehr sie Traum, Märchen, Abenteuer war! Beides ist echtes Gebild aus unserem Blute, unserer Seele. Seien wir stolz, daß beides deutsche Art ist.

Diner in Schloß Borgeby

Von Kasimir Edschmid

Borgeby liegt in Schonen, nahe bei Flädje, noch näher bei Lund. Die Landschaft Skåne ist weich, ein vollendetes grünes Weideland mit schwarzweißem Vieh. Von Borgeby reitet man morgens in einer Stunde ans Meer. In Barsebäkby liegen die Aalkutter draußen und geben Signale, wenn sie Fang haben. Dann kommt aus allen Gehöften und Dörfern die Menge und macht einen Markt, der in einer halben Stunde nach der Landung beendet ist. Wenn man gut reitet, erreicht man den Park von Borgeby noch vor dem Frühstück wieder.

Um elf Uhr kam ich in Lund an, von Upsala herunter, eine fürchterliche Fahrt. In der Nacht betranken sich die schwedischen Studenten wie die Teufel infolge der Tatsache, daß ein indischer Fürst in der Universität gesprochen hatte. Die schwedischen Bankette sind von vollendeter Höflichkeit, aber sie enden alle infolge der liebenswürdigen Trinksitten zerschmetternd. In Lund gibt es viele Leute, die auch in den Büchern Strindbergs vorkommen, der für die schwedische Literatur eine furchtbare Ausnahme ist. Die Schweden sind Lyriker, melancholische Menschen, die, obwohl sie alle wie Marineleutnants aussehen, nicht den geringsten Sinn für die dramatischen Teufeleien Strindbergs haben. Im Dom von Lund ist der Sarkophag des Bischofs, der Schloß Borgeby gebaut hat. Um zwei Uhr war ich in Borgeby zu dem Diner, das um vier Uhr begann. Man fährt hier noch mit entzückenden Equipagen über Land. Auf allen Herrensitzen des Landes tritt die Frau, wenn die Wagen gemeldet werden, auf die Freitreppe und ruft „Välkomen".

„Välkomen i Borgeby."

Ich hatte aus Lund Gäste mitgebracht. Die schwedischen Studenten hatten nämlich in der Nacht versucht, in alle Zimmer des Hotels zu dringen. Ich war müde genug, bei ihrem Lärm zu schlafen, aber ich hatte nicht den Wunsch, sie sich in meinem Zimmer prügeln zu sehen. Als ich nun zur Kontrolle die Tür zum Nebenraum probierte, stürzte sie ein. Ich hatte einen Stapel Koffer umgedrückt und sah einen Mann aus dem Bett springen, der einen Kopf besaß, welcher einer Perücke bedurft hätte, um der eines Feldherrn zu sein. Er war blank und wie ein Straußenei. Es war der Baron U. aus Estland, der auch nach Borgeby fahren wollte und nun in der Nacht seinen estnischen Diener weckte, um uns Tee mit Erdbeeren zu machen. Da Laurin, dem Borgeby gehörte, am Morgen selbst uns wecken ließ, war ich nicht allein. Wir nahmen noch einen Mann aus Helsingfors in den Wagen.

Laurin ist ein bekannter Mann in Schweden, er besitzt einen Bart und eine Glatze und ein ungeheures Temperament. Wenn Sokrates die Welt mit dieser Inbrunst geliebt hätte, wäre er schön wie dieser schwedische Dionysier gewesen. Dieser Gutsbesitzer malt die Vögel des südlichen Schwedens, hämmert alte Silbersachen und hat die Tasche voller Bücher, die er schreibt. Ein kluger Mensch, ein Mann, der singen kann, ohne ein Italiener zu sein. Eine Fontäne von einem Schweden.

Über Borgeby treffen sich die Winde, die von der Ostsee, und die Winde, die von der Nordsee kommen. Diese Winde liegen etwas hoch, darum berühren sie nur den Park, dessen Spitzen in einem furchtbaren Brausen sich immer bäumen, während auf dem Boden keine Bewegung ist. Dieser Park ist eine Insel in der Landschaft, die dahinfließt mit einem Grün, das vor Saft zu platzen scheint. Seine Bäume heben sich wie ein natürliches Kastell aus der flachen Niederung. Zwei Flügel von Borgeby sind abgebrannt, der Hauptteil, der noch steht, ist von verträumter Ruhe. Vor ein paar hundert Jahren haben die Dänen es belagert und den verfluchten Trick gemacht, es mit Vögeln zu erobern.

Das geschah so, obwohl es Borgeby ein wenig lächerlich machte, daß sie ein paar Tausend Sperlinge fingen und ihnen die Schwänze anzündeten, und da die Tiere in das Schloß flogen, knallten sie es mit Speichern und Munition in die Luft. In Skåne gibt es lustige Geschichten. Einer der Bischöfe, denen Borgeby gehörte, schloß einen Vertrag, nach dem er nur soviel Land erobern werde, als man seine Hörner blasen höre. Man meinte natürlich, ab Borgeby. Der Bischof ließ aber an der Spitze seiner Leute seine Hornisten marschieren, was natürlich ein Unsinn war, worüber man aber lacht. Das Erobern ist den Schweden eine komische Geste geworden. Seit Karl dem Zwölften haben sie genug davon.

Borgeby hat einen der schönsten Apfelgärten. Wenn die Bäume blühen, hat Borgeby, mit dem Meer im Hintergrund, das man im Sturm nur ganz fein rollen hört, mit der magischen nordischen Luft und dem fernen Brüllen des Viehs etwas von

unerhörter Ruhe. Nur die Parkwipfel kämpfen mit dem unsichtbaren Sturm und über ihnen steht immer eine Krähenschlacht, als sei sie hingemalt. Die warme atmende Sanftmut der Erde und die unbegreifliche Aufregung in der Luft hüllen das Schloß ein, um dessen Verliese ein Veilchengarten wächst.

Um vier Uhr begann das Diner.

In der Riesenhalle ist ein großer langer Tisch gedeckt. In der anderen Ecke stehen die Tische mit den Hors d'oeuvres. Wir kommen in einem kleinen Zug die Treppe herauf in die Halle, die Hausfrau tritt mit mir an die Seite, und die anderen Paare gehen an uns vorbei bis zu den gedeckten kleinen Tischen. Es wird viel Aquavit ausgeschenkt und Wodka, auch Punsch. Das dauert über eine Stunde. Man unterhält sich, indem man sich zwischen zwanzig winzigen Tischen bewegt, volle Gläser nimmt und leere hinstellt und sich bedient. Alles im Stehen. Auf den Tischen ist angerichtet unter anderem:

Aal, frisch, gebraten und geräuchert
Bärenschinken
Vogelpastete
Hohe Dosen mit kleinen Fischen, verschieden gewürzt. An zwei Dutzend
Gebackene kleine Würste
Omelette mit Spinat in Terrine
Hummer
Ölsardinen
Flundern
Wildschnepfen. Hühner. Fasane. Gänsebrüste
Salate. Zehn Arten. Weißkraut mit Wein. Ingwer. Englische Gurken
Kleine geräucherte Fische. Roastbeafs
Gebackener Klops
Renntierfilets
Junge Krähen als Ragout
Krebsschwänze in Mayonnaise

Es wird ungeheuer viel gesprochen, was eine gewisse Virtuosität darstellt, da dies Essen eigentlich ein Kunststreiten ist. Das Personal ist großartig, man merkt es nicht, aber es bedient. Dann beginnt ein kleines Orchester, und ich führe die Hausfrau zu Tisch. Dieses Diner dauert bis halb elf Uhr. Herrliche Dinge. Und die Weine aus dem Keller eines Fürsten! Zuletzt nach weißem Bordeaux noch Tokaier in kleinen Gläsern. Es wurden über zehn Weine eingeschenkt und immer Schnäpse dazwischen. Der Tafelaufsatz war bei dieser Fülle meisterlich. An den Wänden hing das alte Silber Laurins, und vor den mächtigen gotischen Fenstern stand der ganze Park. Bei diesem Diner fanden viele Reden statt. Jedermann sprach drei- oder viermal. Die Speisen kamen in großartigen Maskierungen. Anderseits war bei manchen Gängen die Einfachheit sehr ausgesucht. Ein Salm, von dem nur der vierte Teil gegessen werden konnte, wurde wie auf einem Bild des Jordaens von einem Athleten hereingebracht, während die Leute den Truthahn völlig in Person auf den Tisch setzten. Es schien fast Hexerei: der gefährliche und aufgeblasene Vogel verdeckte nur ein Eiergericht. Niemals habe ich einen so mächtigen Hirschrücken gesehen.

Immerhin: diese Schilderung würde sich verlieren, wenn sie ins einzelne ginge. Nur etwas Rätselhaftes sei erwähnt, weil es zu den schwedischen Diners gehört. Das ist der Einfluß des Klimas. Nirgendwo in der Welt ist es möglich soviel fette Dinge zu essen und soviel zum Essen zu trinken. Das kommt daher, daß die Winde zweier Meere über das Land hingehen und das Blut beunruhigen und verbrauchen. Diese Essen erzeugen eine ungeheure Fröhlichkeit, die manchmal in Melancholie umschlägt.

Um elf Uhr war der Mokka getrunken, man erhob sich. Dieser Moment ist der schwierigste bei einem schwedischen Diner, weil die Hausfrau sich erst erhebt, nachdem ihr Tischherr ihr die Hand geküßt hat, und dieser Tischherr ist verpflichtet, den Moment zu erfassen, wo es weder zu spät noch zu früh ist. Dagegen darf er nicht auf die Schönheit und die Gesundheit seiner Tischdame trinken, sondern die Dame zeichnet ihre Gäste aus, indem sie ihnen zutrinkt.

Diesen Augenblick darf der Geehrte nicht verstreichen lassen, ohne, nachdem er der Dame gedankt hat, selber jemand anders mit dem Glas zum Trinken zuzuwinken, was dann wieder weitergegeben wird. Auf diese Weise wird fast ohne Unterlaß getrunken. Dazwischen wird nach den Reden getoastet. Man verbringt eine herrliche, anmutige und geistreiche Zeit bei dem Essen.

Später wurde ein wenig getanzt.

Kurz vor zwölf Uhr erschienen die Pächter.

Es waren vielleicht zehn Herren mit den Verwaltern, in blauen Anzügen und Gehröcken und weißblonden, kurz im Nacken geschnittenen Haaren. Sie saßen eine Weile in den Ritterstühlen an den Wänden und hörten auf die Musik, die der Mann aus Helsingfors ihnen machte. Dann erhoben sie sich, kamen auf Laurin zu, und jedermann, die Frauen wie die Männer, überreichte ihm Blumen, zwei Blumen oder drei Blumen. Nicht mehr.

Sodann lud die Frau des obersten Verwalters zu einem Diner bei sich ein. Das war gegen ein Uhr nachts.

Diese Leute sind keineswegs schwerfällig oder steif. Sie haben die Sicherheit, welche ihre schnittigen Figuren bedingen. Die Pächter sehen aus wie bürgerliche Offiziere. Ihre Frauen sind sehr schön, nicht elegant, aber durch die gymnastische Erziehung in den Bewegungen vollendet, vielleicht nur ein wenig zu langsam.

Die Gäste ordnen sich sofort. Die Lustigkeit ist ungeheuer gestiegen.

Man geht nu ı schon in einem sehr langen Zug die Schloßtreppe hinunter. Es ist zuerst aus Teppichen, dann aus Blumen und später wieder aus gewebten farbigen Tüchern ein Weg nach den Verwalterhäusern gemacht. Die Musik ist an der Spitze. Für Laurin steht ein Pferd gesattelt. Auf der Treppe werden uns allen miteinander Fackeln gereicht. Wir gehen durch den Apfelgarten, durch den Park, über dem die Sterne funkeln. Dann kommen wir über zwei Höfe und an vielen Schuppen vorbei in das Verwalterhaus.

Ein großer Tisch ist gedeckt, der sofort verdoppelt wird, denn die Großmägde sollen zugezogen werden. Diesmal setzt man sich durcheinander. Das Essen kann man nicht beschreiben. Es dauerte zwei Stunden. Es gab nur Bordeaux und Sekt, den die Mägde herbeibrachten und nicht öffnen konnten. Er paßte nicht ganz zu dem handfesten Pächteressen, das aus Geschlachtetem und Geräuchertem bestand, aus ganzen Ferkeln und Lenden und von Öl triefenden Salaten, aber Laurin hatte ihn offenbar für das Gesinde geschenkt.

Bei Tisch wurde weniger geredet. Laurin erzählte ein Märchen von Andersen. Der estnische Baron U. schilderte einen ähnlichen Tag in Estland. Er sprach von einem Kanarienvogel, der ihm dabei auf den blanken Kopf geflogen sei und auf seinem Schädel geschliddert sei wie auf einer Schleife. Der Vogel war gewöhnt, über einen Marmortisch zu schleifen und verwechselte ihn mit dem Kopf des Balten. Die Mägde wollten platzen vor Lachen.

Nach drei Uhr gingen wir zurück.

Der Park war ungeheuer aufgeregt in den Wipfeln. Unten war Totenruhe. Wir gingen einem hellen Schein nach. Plötzlich sahen wir Borgeby vollkommen erleuchtet. Es hatte sich in Kerzenlicht von oben bis unten gehüllt, und in den Ringen außen standen Fackeln. Auf der Terrasse standen die Leute des Orchesters und spielten Mozart. Die Mägde waren uns vorausgekommen. Zwei Kamine brannten, in denen halbe Bäume lagen. Auf der Erde saßen ein Dutzend weißblonde Frauen mit den düsteren Mienen, die das tiefsinnige Erbteil der Nordländer ist und sangen die gotländische Folkvisa:

Kom hjaertans froejd
Kom liljor a ahoileja, kom rosor salivia
Kom ljuva krusmynta, kom hjaertans
froejd . . .

Die Stimmung war nachher sehr ausgelassen, nachdem die Volkslieder mit einem furchtbaren Ernst angehört worden waren. Man tanzte und sprang dabei oft aus den Fenstern, die alle sehr niedrig waren. Schließlich brach der Morgen in die Halle herein. Da man im Pächterhaus keinen Mokka genommen hatte, war in der Halle ein Büfett errichtet worden. Als wir ankamen, war ein schwerer Kaffee in großen Kannen gerichtet, der aromatisch roch. Es wurden kleine Mixpickles, Aale, Porter und kleine Beafsteaks gereicht. Dazu Gebäck, dicke Waffeln und frisch gebackenes weißes Brot. Es war also niemand schwach, als der Morgen kam.

Dieses Diner endete mit einem Spaziergang. Die Luft hing flaumweich in der Apfelniederung. Plötzlich hörte man das Meer. Im selben Augenblick strichen zwei Seeadler über den Park. Es sind Abenteurer, die aus Finnland kommen und die Meerränder abstreifen, ehe sie nach dem Kaukasus fliegen. Sie glitten mit eherner Ruhe über uns hin.

Am Ende des Apfelgartens war ein vermooster Stein. Es stand, gerade noch zu lesen, darauf: „Du kalter Marmor, bewahre die Erinnerung an ein glühendes Herz."

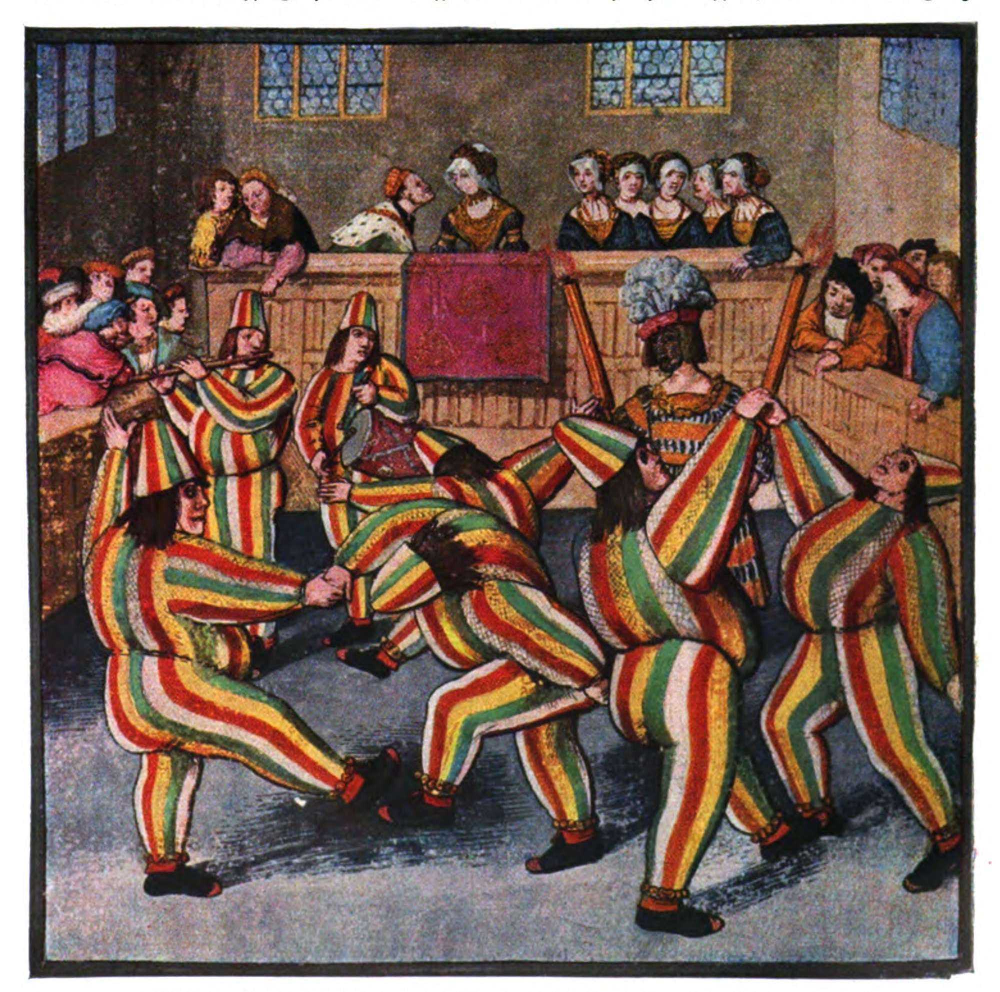
Die Sonne war in dem Dunst nicht zu sehen, aber am Ende des Parkwegs standen zwei riesige Gestalten, die wie Ritter glänzten. Es waren die Kutscher in ihren Livreen voll hundert Knöpfen, die uns zu den Frühzügen bringen mußten, die wir, teils aus Trelleborg und Malmö, teils aus Upsala und Lund hergekommen waren, einen Geburtstag in der Landschaft Skåne zu feiern.

Fastnacht und Kunst

Von Dr. Gustav F. Hartlaub

Direktor der städtischen Kunsthalle Mannheim

Viel weniger als die fruchtbaren Beziehungen der hohen Kirchenfeiern zur Musik, Dichtung, Malerei und Bildhauerkunst hat man bisher beachtet, wie auch Fastnacht, dieses heute weltliche, ursprünglich aber aus heidnisch-religiösen Bräuchen herstammende Volksfest durch die Jahrhunderte hindurch in lebendigster Wechselwirkung mit den redenden und bildenden Künsten gestanden hat. Als bekannteste literarische Fastnachtsdokumente ergötzen uns noch heute Hans Sachsens köstliche Fastnachtsspiele, die den unflätigen alten Schwänken mehr oder weniger improvisierten Charakters ein Ende machten und dann viele Nachfolge fanden. Gespielt wurde meist auf den in den Maskenzügen mitgeführten Fahrzeugen, die bald hier, bald dort haltmachten, später auch in geschlossenen Räumen. Das südliche Gegenstück zu solcher Fastnachtsdramatik bilden in gewissem Sinne die wohlbekannten, in Oberitalien entstandenen Spiele der Commedia dell' Arte. Diese improvisierte Komödie entwickelte sich bis ins 16. Jahrhundert aus jenen volkstümlichen Farcen, wie sie vor allem wohl bei karnevalistischen Gelegenheiten entstanden waren. Sie war von Fürstenhöfen und Akademien gänzlich ausgeschlossen, erfreute sich aber der höchsten Beliebtheit beim Volke. Ihm entnahm sie denn auch ihre Typen, die bald in ganz



Kostümfest. Aus: Freydal, „Des Kaisers Maximilian Turniere und Mummereien" Wien, Kunsthistorisches Museum



Karnevalsdarstellung der Hölle. Um 1540. Aus einem Nürnberger Schembartbuch des Germanischen National-Museum

Europa volkstümlich wurden, sich dabei von den eigentlich dramatischen Spielen loslösten und zu bekannten Einzelgestalten alles fastnächtlichen Maskentreibens wurden. Jede italienische Provinz lieferte der Commedia dell' Arte und damit indirekt dem Mummenschanz überhaupt solche in Maske und Sprache charakteristischen Typen: Bologna den Wunderdoktor, Venedig den alten betrogenen Kaufmann Pantalone, Neapel den Hauptmann Spavento, den Mohrentöter, Bergamo die dummen Diener Arlechino und Brighella, die alle Dialekte vermischen usw. Noch im 19. Jahrhundert finden wir diese alle und dazu die Columbinen, Pierretten, Magier, Astrologen, Tölpel und Witzbolde fast unverändert in Aussehen und Gebaren, so wie sie uns Goethe in seiner Italienischen Reise beschreibt und wie wir sie noch in zahlreichen Bildnisdarstellungen festgehalten sehen werden. Obgleich die Commedia dell'Arte in Italien von der Geistlichkeit zeitweise ernstlich verfolgt und von den akademischen Dichtern und Gelehrten verachtet wurde, läßt sich ihr Einfluß auf Goldoni und Gozzi feststellen, die sie im 18. Jahrhundert nach und nach zu Charakterkomödien umgestaltet haben. Daß Goethe auch ein Fastnachtsspiel, eine beißende Satire gegen falsche Propheten, „Pater Brey", geschrieben hat, ist gewiß nicht so allgemein bekannt, wie der Mummenschanz im zweiten Teil des „Faust", die Bühnendarstellung eines Fastnachtsumzuges mit dem ganzen riesigen Apparat volkstümlicher Typen, allegorischer und mythologischer Figuren, die, wie wir sehen werden, zu den eigentlich herkömmlichen Elementen solcher lustigen Prozessionen gehörten. —

Von Zeugnissen der Mitwirkung **bildender Kunst** am Fastnachtsbrauch ist aus früheren Epochen naturgemäß wenig erhalten, da das Material meist zu vergänglich war, um auf spätere Generationen zu gelangen. So fehlen uns vor allem die pompösen Wagen und Schlitten der Umzüge gänzlich. Alte Trachten finden sich dagegen, vom Urahn zum Enkel vererbt und erneuert, z. B. in Südwestdeutschland, in der nördlichen Schweiz, z. T. noch im bäuerischen Privatbesitz, z. T. in Heimatmuseen, oder sie werden doch getreu nach den alten Mustern kopiert. Der berühmte Fastnachtsnarr, Sinnbild aller „verdrängten", nur im Fasching frei gelassenen Süchte und Triebe, Träume und Phantasien, Kindlichkeiten und Ausschweifungen



Der große Pantalone
Kupferstich von Jacques Callot



Karnevalsgesellschaft beim Spiel. Aquarell um 1760. Nürnberg, Germanisches National-Museum

des bürgerlichen Menschen, hüpft in seinen vielfachen örtlichen Umwandlungen als Narro, Hansele, Schuddig, Röllibutz usw. noch heute z. B. in Schwarzwaldstädtchen, in den Dörfern des Sarganserlandes, in Tirol im alten hergebrachten Schellenkleid einher. Sein buntes Kleid zieren noch immer gewisse uralte, nur mythologisch zu erklärende Figuren — so Löwe und Bär auf der weiten Hose des Villinger Narro — sein Antlitz deckt die Maske. Die Holzmasken und Larven, von denen bei bestimmten örtlichen Typen oft Ziegen- oder Schaffelle wild herabhängen, sind wohl das älteste, fast möchte man sagen das eigentlichste Ausdrucksmittel der Fastnacht und zugleich der hervorragendste Beitrag bildender Kunst zu dieser außerordentlichen Festgelegenheit. In den Masken sehen wir am deutlichsten die dumpfen Ängste des primitiven Menschen nachklingen, mit denen man um Fastnacht ein halb scherzhaftes Spiel trieb. Denn der Kampf des Frühlings, der wiedererwachenden Fruchtbarkeit der Erde nach langer Erstarrung, der Sieg des Lichtes über das ganze heidnische Dämonenheer des Winters, das ist zuletzt das ewig wiederkehrende Motiv, wie wir es in vielen Fastnachtsbräuchen zu erkennen vermögen. Noch einmal nehmen die sämtlichen Geister der Finsternis — Naren und Teufel, schon mehr oder weniger komisch und grotesk und in mehr unheimlicher Lächerlichkeit aufgefaßt — noch einmal nehmen die „verdrängten“



Les joutes de Florence. Radierung von Jacques Callot. 1615



Karnevalsszene und Scharlatan in Venedig. Gemälde von G. B. Tiepolo

heidnischen Urtriebe in der Menschenbrust sich das Recht eines allgemeinen Austobens, bis zu Aschermittwoch die christlich bürgerliche Gesittung, zusammen mit dem endgültigen Sieg des Frühlings und Lichtes, über die dämonische Urwelt Herr wird. Ausdruck für diese Mächte zu finden, Furcht und Parodie bei ihrer Gestaltung zu mischen, das mußte den Künstler von jeher stark anregen, und so finden wir denn viele Fastnachtsmasken von überraschend grotesker, dämonisch erschreckender Wirkung, die uns an die kultischen Larven der heute noch primitiven Völker gemahnen. Daneben begegnen uns natürlich auch zahlreiche neuere Masken von mehr menschlich derber Charakteristik, denen gewiß oft ein Mitbürger Modell gewesen war. Die ältesten erhaltenen Larven stammen wohl noch aus dem 16. Jahrhundert, die meisten sind jedenfalls Erzeugnisse eines sehr konservativen Handwerks, dessen Ausübung sich durch Generationen vererbte. Ländliche Maskenschnitzer finden sich noch heute, so in der Schweiz, in Oberbaden und anderen Orts.

Sehen wir von den nicht selten erhaltenen alten Larven und den wenigen Originalkostümen ab, so ist eine Kenntnis von der dekorativen Ausstattung der älteren Faschingsfeier nur indirekt, nicht durch Originale, sondern durch bildliche Darstellungen zu gewinnen. In den großen Bibliotheken sind uns zahlreiche Kostümbilderbücher und Fastnachtsbilderchroniken, insbesondere lange Bilderbogen von Fastnachtsumzügen erhalten, die teils als Vorbilder für geplante Veranstaltungen, teils als Erinnerungen an stattgehabte Lustbarkeiten gedient zu haben scheinen. Die künstlerischen Motive bleiben im Grunde durch die Jahrhunderte die gleichen, erfahren aber stilistisch in der Wirklichkeit wie in der zeichnerischen Darstellung höchst interessante Abwandlungen. An Hand der erhaltenen Kostümbücher aus verschiedenen Jahrhunderten läßt sich bei den einzelnen Fastnachtsfiguren eine lange Überlieferung verfolgen. Zahllos sind die Narrenkostümtypen der europäischen Völker. Außer den schon oben erwähnten Hans Wurst- und Narro-Gestalten in Süddeutschland oder z. B. dem berühmten aus einem belgischen Dörfchen herstammenden Gilles, den Watteau in seinen Bildern verherrlicht hat, finden wir vor allem immer wieder die bekannten Gestalten der Commedia dell'Arte, erkennbar gemacht durch bestimmte provinziell betonte Trachten. Wie sie in Venedig im 16. Jahrhundert ihr Wesen trieben — wovon einige Kostümbücher mit Kupferstichen Zeugnis ablegen —, wie sie dann hundert Jahre später ein Callot ins Überwirkliche hinaufgesteigert hat, so ließ sie am Ende des 18. Jahrhunderts noch Goethe beim römischen Karneval durch Georg Schütz skizzieren und von Melchior Kraus radieren. Noch um 1835 regen sie den Maler Stürmer zu graziösen Aquarellen an, die in einem reizvollen Kostümbuch des Münchner Theatermuseums gesammelt sind.

Stärker als diese Haupttrachten der Fastnacht war natürlich die Menge der teilnehmenden Bevölkerung und Gesellschaft

dem Wandel der Mode unterworfen, und es versteht sich von selbst, daß viele Kostüme der maskierten Mitwirkenden dem Zeitgeschmack folgen. So schildert uns ein vornehmes Erinnerungsbuch den Maskenball anläßlich des Geburtstages der Königin Luise 1804, wobei die Teilnehmer die hergebrachten Maskentypen vollständig ausgeschlossen haben, um sich statt dessen im klassischen Stil zu drapieren, ja sogar bestimmte Personen der antiken Geschichte darzustellen. Noch später wird dann die Welt des Orients beliebt, volkskundliche Motive spielen eine große Rolle, und ein Menzel umrahmt uns in den Lithographien seiner Karnevalsquadrillen zu Berlin von 1836 die Kostümbilder von Herren und Damen der Hofgesellschaft in orientalischer



Der Kampf des Faschings mit den Fasten. Gemälde von Pieter Brueghel d. A. Wien, Staatliche Gemälde-Galerie

Tracht. Neben dem völkerkundlichen und historisierenden Geschmack bestimmen schließlich auch um die Mitte des 19. Jahrhunderts gern beliebte Zeitmotive die Wahl der Maskenkostüme, wozu mannigfache Kostümbücher mit hübschen bunten Lithographien die Vorbilder abgaben. An allen solchen mehr wissenschaftlich oder literarisch bestimmten Figuren findet jedoch die heutige Generation, insbesondere die Künstlerschaft, ebensowenig Geschmack, wie an jenen allmählich etwas verbrauchten festen Figuren der alten Commedia und des alten Fastnachtsspiels. Statt als Haremsdame oder Indianer, statt als mittelalterlicher Ritter, statt auch als Pierrot, Harlekin oder Hanswurst aufzutreten, liebt man es heute, sich ohne jede literarische Anlehnung frei-phantastisch zu bewegen, was wir auch bei der allgemeinen Dekoration der modernen Feste wiederfinden werden. Oft enthalten die erwähnten Kostümbücher auch schöne bildliche Darstellungen ganzer Maskengruppen und schließlich auch vollständiger öffentlicher Maskenumzüge. Hier bei den Umzügen tritt neben der Leistung des Dichters und Improvisators, neben dem Musiker, Regisseur und Schauspieler, der schöpferische Beitrag des eigentlichen bildenden Künstlers an der Ausgestaltung der Fastnacht ganz besonders deutlich hervor. An den fahrenden Dekorationen der großen Umzüge, die ja ein wohlbedachtes Programm mit genauer Rollenverteilung voraussetzten, arbeitete der Maler und Architekt, der Kostümzeichner, Kunsthandwerker und Dekorateur mit dem Regisseur und Er-



Stürmer: Aquarell aus „Trattato su la Commedia dell' Arte...“ München, Theater-Museum



Ceres, Pomona und Flora aus dem Götter-Aufzug eines Karnevalsfestes Augusts des Starken am 7. Februar 1695. Aquarell zugeschrieben J. S. Mock (1670—1738)



Venus, Cupido und Adonis aus dem Götter-Aufzug eines Karnevalsfestes Augusts des Starken am 7. Februar 1695. Aquarell zugeschrieben J. S. Mock (1670—1738)

finder Hand in Hand. Die festen Traditionen, die sich auf diese Art im Laufe der Jahrhunderte und auf Grund streng konservierter Bräuche für solche Umzüge gebildet hatten, wurden allerdings im Westen durch die französische Revolution jäh abgebrochen, die das Karnevalstreiben zeitweise untersagte und der auch vielerlei karnevalistische Kunstwerke und Ausstattungsstücke zum Opfer gefallen sind, so z. B. fast sämtliche Reste der alten kölnischen Fastnacht aus früheren Jahrhunderten. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts waren es dann hauptsächlich gerade wieder die Kreise der Maler und bildenden Künstler, die durch Gründung entsprechender karnevalistischer Gesellschaften eine Neugestaltung der alten Aufzüge versuchten und diese mit vielerlei neuzeitlichem Prunk durchsetzten. Am Rhein und in München erlebten diese Klubs bekanntlich ihre Blüte. Am ursprünglichsten finden wir den offiziellen Maskenzug in den herrlichen Bilderchroniken des sogenannten „Schembart-“ oder „Schönbartlaufes“ aus dem alten Nürnberg des 16. Jahrhunderts geschildert. Das Nürnberger Schembartlaufen, ursprünglich ein Privileg der Metzgerzunft, begann schon im 14. Jahrhundert, nahm aber erst später unter Beteiligung anderer Zünfte und nach Gründung eigentlicher Schönbartgesellschaften an Bedeutung zu. Seinen äußeren Hergang, etwa vom Jahre 1430—1540, schildern uns die erwähnten Schembartbilderchroniken, von denen in Nürnberger Bibliotheken eine ganze Reihe erhalten ist. Einige haben hohen künstlerischen Wert. Sie enthalten zunächst die köstlichen Kostüme, die der Hauptmann im Schembartlauf jedes Jahr getragen hat, mit den entsprechenden schriftlichen Angaben. Daneben stehen Bilder des eigentlichen Umzuges mit seinen Schlitten und Wagen. Auf diesen fahrenden Bühnen, die als Schiffe, Gärten, Berge, Lauben, Bäume ausgestaltet waren, fuhr eine wunderliche Gesellschaft von Narren und Teufeln, wilden Männern und Frauen, sonderbaren Vogelmasken einher. Manche Fahrzeuge sind von kämpfenden Teufeln und Engeln besetzt, andere tragen Narren, Kinderfresser; auch Frau Venus, Tannhäuser und der getreue Eckart fehlen nicht, ganze Badestuben und Kaufläden werden mitgeführt, allerlei Allegorien auf Dummheit, Bosheit und Heuchelei mit Darstellungen unbeliebter Persönlichkeiten, insbesondere Geistlicher, Anspielungen auf schlechte kirchliche Einrichtungen, etwa den Ablaßhandel, werden veranschaulicht. Der „Sturm auf die Schembarthölle“, eine mächtige Veranstaltung auf dem Platz vor der Frauenkirche — gewissermaßen eine groteske Austreibung des Winters und



Dilettanti-Theatricals. Aquarellierte Federzeichnung von James Gillray. Basel, Staatsarchiv

seiner Dämonen, zugleich aber auch Verjagung aller Narrenlust und alles Possenspiels der „verkehrten Welt“, Wiedereinsetzung der christlich bürgerlichen Ordnung am Aschermittwoch — bereitete dann all diesem zu lustig-schauerlichem Scheinleben wiedererwecktem Spuk ein dramatisches Ende. Gegenüber dem städtisch bürgerlichen Schembartlaufen bringen die Bilderchroniken höfischer Fastnachtsumzüge vielerlei neue Motive, aber ohne doch die alten ganz zu verdrängen. Das beliebte Renaissancemotiv der „Trionfi“, — Triumphaufzüge allegorischer Gelehrsamkeit und höfischer Verherrlichung mit großem mythologisch humanistischem Aufwand, von Petrarca dichterisch, von Mantegna, Dürer und Tizian in berühmten Bildern und Holzschnitten behandelt, oft auch in Kalenderdarstellungen von Sterngöttern beliebt, die in ihrem Tierkreiswagen am Himmel aufziehen, — beeinflußt schon im 16. Jahrhundert die Durchgestaltung des höfischen Fastnachtsumzugs. Noch mehr gilt das allerdings von den Veranstaltungen der eigentlichen Barockzeit. In prächtigen Aufbauten treten alle Tugenden und Laster, freie Künste und Wissenschaften, Sternbilder usw. mit Gefolge triumphierend auf. Kaum konnten die in ihrem Umfang sich immer noch erweiternden Bühnenwagen die Scharen der mythologischen Gestalten fassen, die, um Götter und Göttinnen gruppiert, in antiker Gewandung von Rittern und Reisigen eskortiert, gar herrlich umhergefahren wurden. Man bevorzugte besonders Apollos göttliche Gestalt, die von den Musen und Grazien umgeben auf dem Sonnenwagen — ein wahrer „Roi soleil“



Februar-Darstellung. Kupferstich aus einem Kalender des 18. Jahrhunderts



Gilles. Gemälde von J. A. Watteau. Paris, Louvre

— die Zuschauer begeisterte. Beeinflußt von den oben erwähnten Renaissance-Triumphzügen sind uns aus dem 17. Jahrhundert eine ganze Reihe farbiger Bilderfolgen, Aquarelle und Stiche erhalten, die bestimmte und gewiß in ihrer Zeit weit berühmt gewordene höfische Fastnachtsumzüge, — Repräsentation mit Mummenschanz, Ruhm mit Vergnügen verbindend, — von mehr oder weniger geschickter Künstlerhand dargestellt zeigen. Durch diese lang fortlaufenden Bilderstreifen gewinnen wir einen Einblick in das prunkhafte Treiben der Höfe, deren Verschwendung keine Grenzen kannte, wenn es galt, die barocken Launen der Herrscher zu befriedigen. Wir sehen aber auch, wie trotz der unerschöpflichen Erfindungsgabe der Künstler und Hofliteraten doch immer gewisse uralte Grundvorstellungen konstant bleiben.

So ist z. B. die alte fahrende „Schembart-Hölle“ ein Motiv, das in aller antik mythologischen Verbrämung doch erhalten bleibt. Pluto und Proserpina zogen vorbei, im Höllenrachen sitzend, vor ihnen Charon im



Mädchen mit Harlekin vor einem Rebstock. Riechfläschchen. Englisches Porzellan aus Chelsea, um 1760. 7,5 cm hoch

Totenschiff, an der Spitze des Wagens Gerippe und Totengräber. Andere Kolossalgebilde stellten die Unterwelt dar: jetzt sind es statt der nordischen Höllengeister der gequälte Tantalus, die wasserschöpfenden Danaiden und der vergeblich den Stein wälzende Sisyphus, die Plutos Reich bevölkern — allerdings werden sie von geschwänzten und gehörnten Teufeln fast mittelalterlicher Art gezerrt und gepeinigt. Und statt der „wilden Männer“ aus dem Schembartlauf treten exotische Völkertypen auf: Mohren, Indianer, Chinesen, oder die Tiermasken sind durch wirkliche fremdländische Tiere ersetzt, die in Käfigen einhergefahren werden.



Tiroler Masken aus dem Museum zu Bozen. Aquarell von Ivo Puhonny

Die Bühnen und Maskenwagen der großen Fastnachts-Trionfi sind auch außerhalb der eigentlichen Bilderchroniken bestimmter Feierlichkeiten ein Lieblingsmotiv der Graphik des 17. und 18. Jahrhunderts. Das Motiv der Bühnenwagen erscheint oft in pompösen Schlittenaufbauten abgewandelt, in denen sich eine fabelhafte kunstgewerbliche Phantasie entfaltet. Bekannt sind die Darstellungen der sogenannten „Joutes de Florence“ von Callot (um 1615), in denen aus der „Hölle“ der Drachenschlitten geworden ist und die alten Tiermasken antik mythologischen Dämonencharakter angenommen haben. Als in der Zeit der Romantik und des Biedermeier — also nach der glücklich überwundenen Aufklärungsmanie der Revolution — die alten Fastnachtsumzüge wieder belebt wurden, tauchen auch die volkstümlichen Motive der Hölle mit ihren Narren und Teufeln wieder auf. Aber wie haben sie sich umgewandelt! Es sind weder mittelalterlich-volkstümliche noch barockgelehrte, sondern äußerst bürgerliche und zahme Gebilde, die man zu sehen bekam. So sehen wir in einer farbigen Lithographienfolge, die den Bamberger Fastnachtszug von 1837 schildert, statt der Teufel und Dämonen recht biedermeierliche Schornsteinfeger und ebenso spießbürgerliche weiße Müller, die wohl die Rolle der Engel übernommen haben. Das Motiv der im Zuge fahrenden Wagen ist auch beibehalten, doch keine stolzen Götter und Helden werden dem Zuschauer, die sich nun wieder aus Bürgern und nicht aus Höflingen rekrutierten, vorgeführt, sondern satirische Anspielungen auf die Ereignisse und Erscheinungen der Kleinstadt bilden den harmlosen Inhalt der karnevalistischen Darbietung. In dieser Zeit gemahnt einzig ein für die Bühne gedachter Aufzug, der schon oben erwähnte Mummenschanz im II. Teil von Goethes Faust, an die Tradition der großen Fastnachts-Trionfi. Man kann wohl nicht daran



Grotesker Narrenkopf
Bildwerk des 18. Jahrhunderts



Die große öffentliche Maskerade in Bamberg zu Wagen und zu Pferd. 1837. Farbige Lithographie in der Staats-Bibliothek zu Bamberg

zweifeln, daß Plutos „vierbespannter prächtiger Wagen“, der vom Knaben Lenker geführt, mit Sturmgewalt heranschnaubt, nichts anderes ist als eine barocke „Hölle“ in dem von uns erläuterten Sinn. In Plutus-Faust, der hier freilich als Gott des Reichtums auftritt und Schätze umherstreut, und in dem hintendrauf gekauerten Hanswurst-Mephisto, der die Avaritia verkörpert, in den Drachen, die die Kiste mit Schätzen bewachen, finden wir die bekannten Motive in den mythologischen Abwandlungen des Dichters wieder. Erst als in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die bildende Kunst ganz unter den Einfluß des historisierenden Eklektizismus geriet, tauchten in den Maskenzügen der Karnevalsgesellschaften und Künstlervereinigungen wieder die dem Barock nachgeahmten anspruchsvollen Aufbauten, die Götter und Göttinnen und Allegorien auf, aber matter in Farbe und Gestaltung, wie fast alles, was diese Zeit künstlerisch hervorbrachte. Letzte, oft unendlich banalisierte Nachklänge der großen Tradition leben noch heute in den Maskenumzügen der großstädtischen Karnevalsgesellschaften, etwa in Nizza, weiter und haben meist mit Kunst nichts mehr zu tun, sofern man nicht gelegentlich wirkliche Künstler zu ihrer Ausschmückung heranzog. — Zum öffentlichen Umzug tritt das eigentliche *Maskenfest* im geschlossenen, mehr privaten Raum, mithin in der Gesellschaft. Für die Art und Weise, wie die Festlichkeiten von Hofgesellschaft und Bürgertum, fern vom lauten und fröhlichen Getriebe der Straßen und Plätze künstlerisch dekoriert wurden, besitzen wir zwar kaum noch alte originale Belege, aber gleichfalls manche bildliche Schilderung, die zugleich eine Anschauung von dem künstlerischen und tänzerischen Arrangement des alten Maskenballes über-



Illustration aus Goethes „Römischem Karneval“

haupt vermittelt. Über die Fastnachtssitten am Hofe Kaiser Maximilians haben uns zeitgenössische Künstler aus dem Kreise des letzten Ritters breit unterrichtet. So sehen wir in der berühmten Holzschnittfolge des Weißkunig, der die Lebensgeschichte des Kaisers illustriert, auf einem Blatt einen höfischen Aufzug in Vogel- und anderen Tiermasken, die, in Reih und Glied gleichsam exerzierend, geführt von dem jungen maskierten Kaiser, zum Klange grotesk feierlicher Musik antreten. Ähnliche Blätter sehen wir im „Teuerdank" und in dem umfangreichen Bilderwerke des „Freydal", das in zahllosen gemalten Bildern die Mummereien und Turniere am Hofe des Kaisers behandelt. Zwei Jahrhunderte später zeigen z. B. die oft abgebildeten Stiche von Moreau le Jeune die üppigen Maskenbälle in den Königsschlössern kurz vor Ausbruch der Revolution, das glänzende Treiben formvoller Galanterie im tausendfachen Kerzenschein der Spiegelsäle. Noch später, zu Anfang des 19. Jahrhunderts, können wir dann auch in der allgemeinen Dekorations- und Festregie der Fastnachtsbälle die Wandlung in das Gebiet des Klassisch-Historischen, Exotischen und Romantischen feststellen.



Spitzweg als Stadtschreiber von Nürnberg
Federzeichnung von Eugen Neureuther 1840. München, Graphische Sammlung

Heute lassen die Künstler kühn ihre Phantasie in imaginären Räumen spielen, und unsere Expressionisten überbieten sich in seltsam grotesken Erfindungen abstrakter Art. Faschingsfeiern werden auf Planeten inszeniert, Mars- und Mondfeste mit ganz frei konstruierten Dekorationen und Kostümen sind förmlich Mode geworden und wurden in jüngster Zeit von führenden Kunstgewerbeschulen und Akademien mit Geschmack und Laune ins Leben gerufen. Reizvolle künstlerische Begleiterscheinungen zu solchen alten und neuen Künstlerfesten finden wir in mancherlei graphischen Blättern, Programmen, Fastnachtszeitungen, Plakaten, Tischkarten. Wieder ein neues Gebiet der „Fastnachtskunst" tut sich hier auf, das gerade im 19. Jahrhundert also in Zeiten beginnender Verflachung und Banalisierung der Festgestaltung manch künstlerisch wertvolles, vom echten Humor erfülltes Beispiel hervorgebracht hat und das heute bei unsern „Modernen" wieder besonders beliebt ist. —



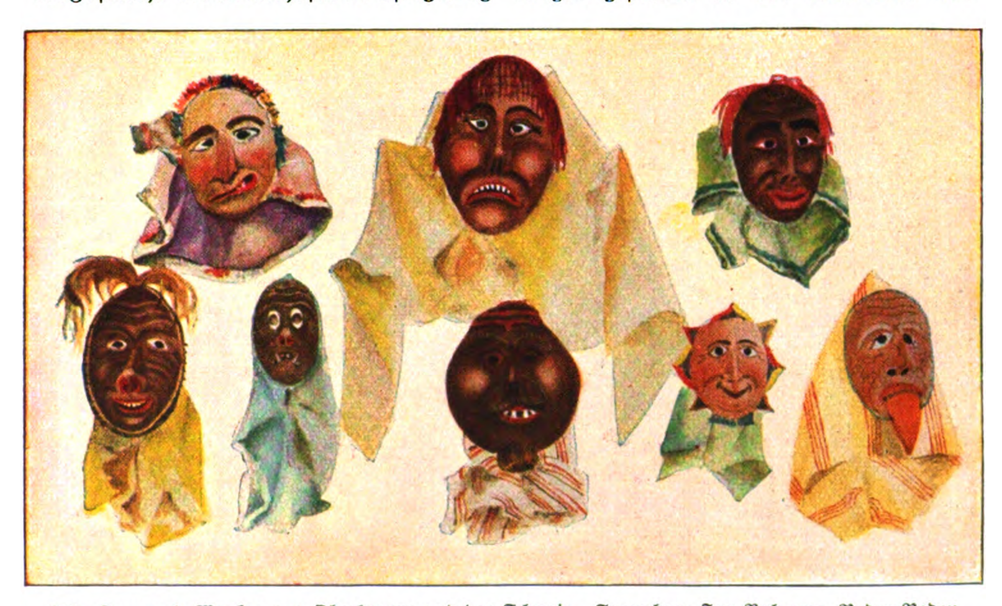
Wagen des Prinzen Karneval im Kölner Faschingszuge 1902

Am freiesten und kunstgemäßesten waren natürlich im allgemeinen die Maler und Zeichner, wo sie nicht an Kostüm- und Umzugsbildern, an Dekorationsentwürfen und



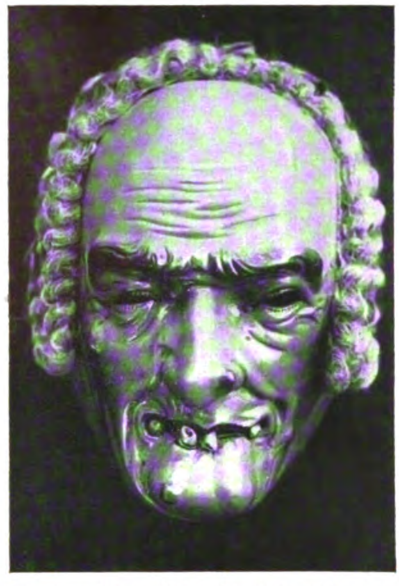
Hansele-(Hanswurst-)Figuren aus dem Badischen Oberland: Villinger Wust, Villinger Stachy und Villinger Narro. Aquarell von Scheffels

Programmen praktische Vorlagen oder allerlei Gelegenheitsgraphik liefern sollten, sondern wo sie ohne äußeren Gebrauchszweck ihrem ganz persönlichen Erlebnis des Fastnachtstreibens Ausdruck geben durften. Manche der schon erwähnten bildlichen Schilderungen hatten ja auch als solche, als graphische und malerische Kunstwerke, ihren Reiz; sie sind uns oft weniger ein Beleg für die „Kunst in der Fastnacht“ als vielmehr für die Spiegelung der „Fastnacht in der Kunst“. Zweifellos sind Callots Maskentypen und -wagen nicht der Wirklichkeit vor- oder nachgebildet, sondern freie graphische Phantasien von selbständigem Wert. Daneben ist es aber vor allem das eigentlich sittenbildliche Motiv des Fastnachtstreibens, welches die Künstler zu immer neuen Erfindungen anregt. Eine typische Ausprägung haben solche Schilderungen gefunden in den Kalendern und



Alte Karnevals-Masken aus Oberbayern und der Schweiz. Sammlung Ivo Puhonny, Baden-Baden

Kalenderbildfolgen, wo regelmäßig die dem Februar zugeordnete Darstellung, wenn nicht die Fastnachtsnarren als solche, so doch karnevalistisches Treiben ländlicher, städtischer und höfischer Art — oft mit einem lehrhaft moralisierenden Einschlag — schildert. Frühzeitig erscheinen auch ganze graphische Bücher mit Darstellungen der Sitten und Gebräuche zur Zeit des Karnevals. Ein bekanntes großes Buch von 1610, das dem Herzog Vincenzo Gonzaga gewidmet war, zeichnet uns die Sitten des venezianischen Karnevals. Da wimmelt es auf den Kanälen von phantastisch geschmückten Barken und Gondeln. Fingierte Seeschlachten und Regatten, auch von Frauen ausgeführt, ergötzen die Zuschauer, und auf den geländerlosen Brücken werden Faustkämpfe ausgefochten, bei denen die Beteiligten scharenweise ins Wasser stürzen. Besonders beliebt erscheinen die Spiele der Akrobaten, die sich auf der Piazzetta in lebendigen Aufbauten produzieren. Den Abschluß bildet ein großartiges Feuerwerk, bevor die Glocken von San Marco den Aschermittwoch einläuten. Teilweise dieselben Szenen sind es, die uns Guardi 100 Jahre später in seinen berühmten Ölgemälden des venezianischen Karnevals darbietet. Nur haben wir hier statt des trockenen Chronistenstils des alten Stechers die bezauberndsten Kunstwerke, die freiesten, romanhaftesten Phantasien des italienischen Rokoko.

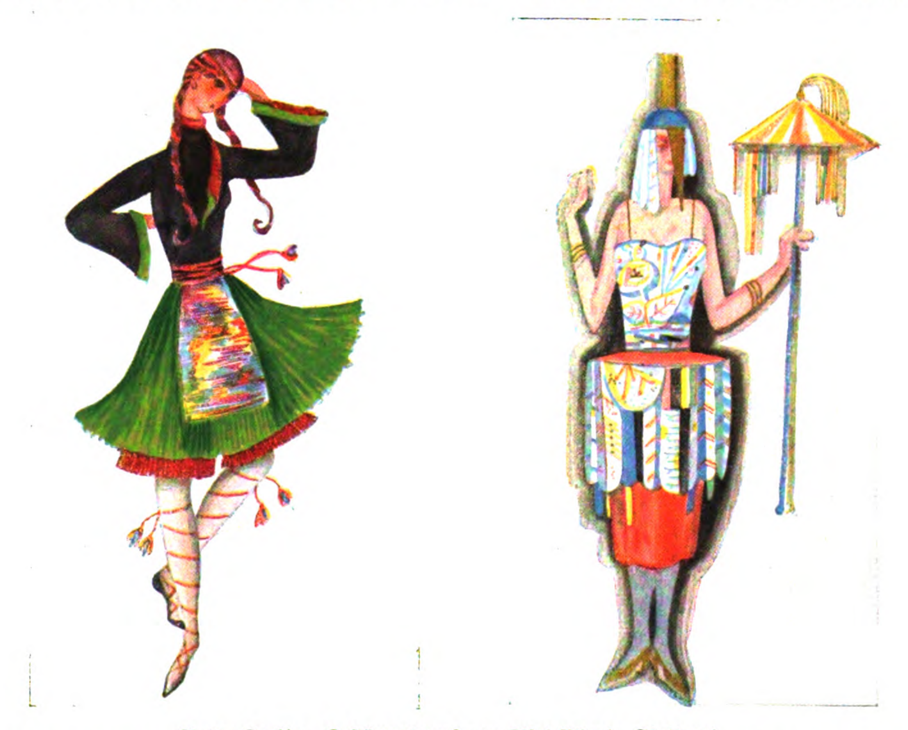


Schwarzwälder Fastnachts-Holzmaske aus Villingen. Heute noch im Gebrauch als sogenannter Suurhebel. Verfertiger: Umenenhofer gen. Brägel, Bildhauer und Felsenwirt

Zu den festliegenden Vergnügungen kamen die mehr privaten intimen Erlebnisse und Abenteuer einzelner Individuen. Die reizvollen Situationen voller

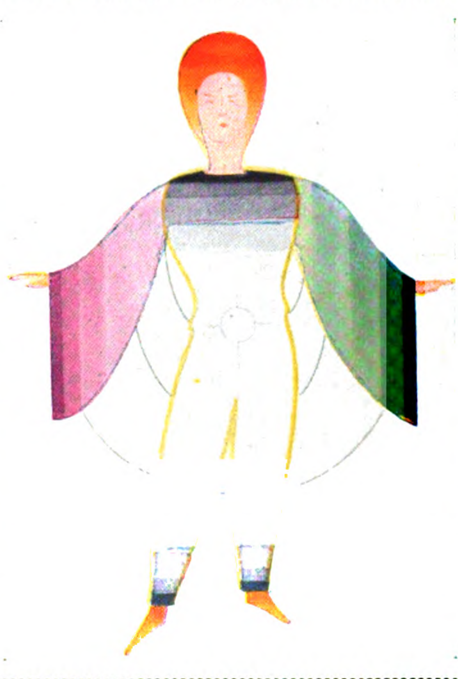


Einladungskarte von Otto Kopp zum Karnevalsfest 1907 der Vereinigung Münchner Kunstakademiker



Links: Serbin. Kostümentwurf von Lisel Nägele, Stuttgart
Rechts: Kostümentwurf für ein Künstlerfest. Von Prof. Max Körner, Nürnberg, Kunstgewerbeschule

Spannung und Heimlichkeit, in die der Ausnahmezustand des Faschings die sonst mehr an die Konvention gebundenen Damen und Kavaliere bringen konnte, sie mußten ja gerade den Künstlern leidenschaftliches Interesse einflößen. Und es fehlen auch nicht die Früchte dieser Anregung von großen Meistern aus allen Epochen. Sei es, daß der schroffe Gegensatz der wilden Festzeit mit den folgenden strengen Fastenwochen einem Pieter Brueghel den Gedanken zu seiner berühmten Allegorie „Der Kampf des Faschings mit dem Fasten“ eingab, — auch eine Art von Sturm auf die Schembarthölle! — sei es, daß viel später ein Goya, ein Longhi, ein Guardi im 18. Jahrhundert die maskierte Schöne auf dem Balkon, im Speisesaal, auf Straßen und Plätzen malt, wie sie von galanten Kavalieren umgeben, verfolgt, entführt wird, Anlaß geheimer Duelle und nächtlicher Kampfszenen: immer wieder ist es die Entfesselung und das Geheimnis dieser kurzen, ungebundenen Festzeit des Jahres, das Komische, Phantastische der „verkehrten Welt“, was den Künstler zum Schaffen fortreißt. Das Grundthema bleibt das gleiche, wie mannigfaltig auch die Variationen je nach der Nationalität und dem Temperament des Künstlers sein mögen. Elegant-frivol sind Gavarnis Lithographien — gewissermaßen Momentauf-



Farbpol. Kostümentwurf von O. Schlemmer, vom Bauhaus, Dessau



Links: Cowboy-Mädchen. Kostümentwurf von Hans Gols. Münchner Lehrwerkstätten
Rechts: Hamburger Zimmermann. Kostümentwurf von Lisel Nägele, Stuttgart
Unten: Napolitaine. Lithographie von Georges Jacques Gatine

nahmen des Karnevals, der nun im Paris des 19. Jahrhunderts seine großstädtisch bürgerlichen Seiten zeigt —, grimmiger sind Daumiers satirische Blätter, die ähnliche Szenen bringen, romantischer einige Blätter von Gustav Doré. Gespenstisch grotesk muten uns heute die Radierungen von Ensor, von Alfred Kubin an und in jüngster Zeit trifft Beckmann in seinen Radierungen nicht selten eine schauerlich zynische Nuance, die gut zu den Fastnachtstypen der heutigen Großstadt paßt.

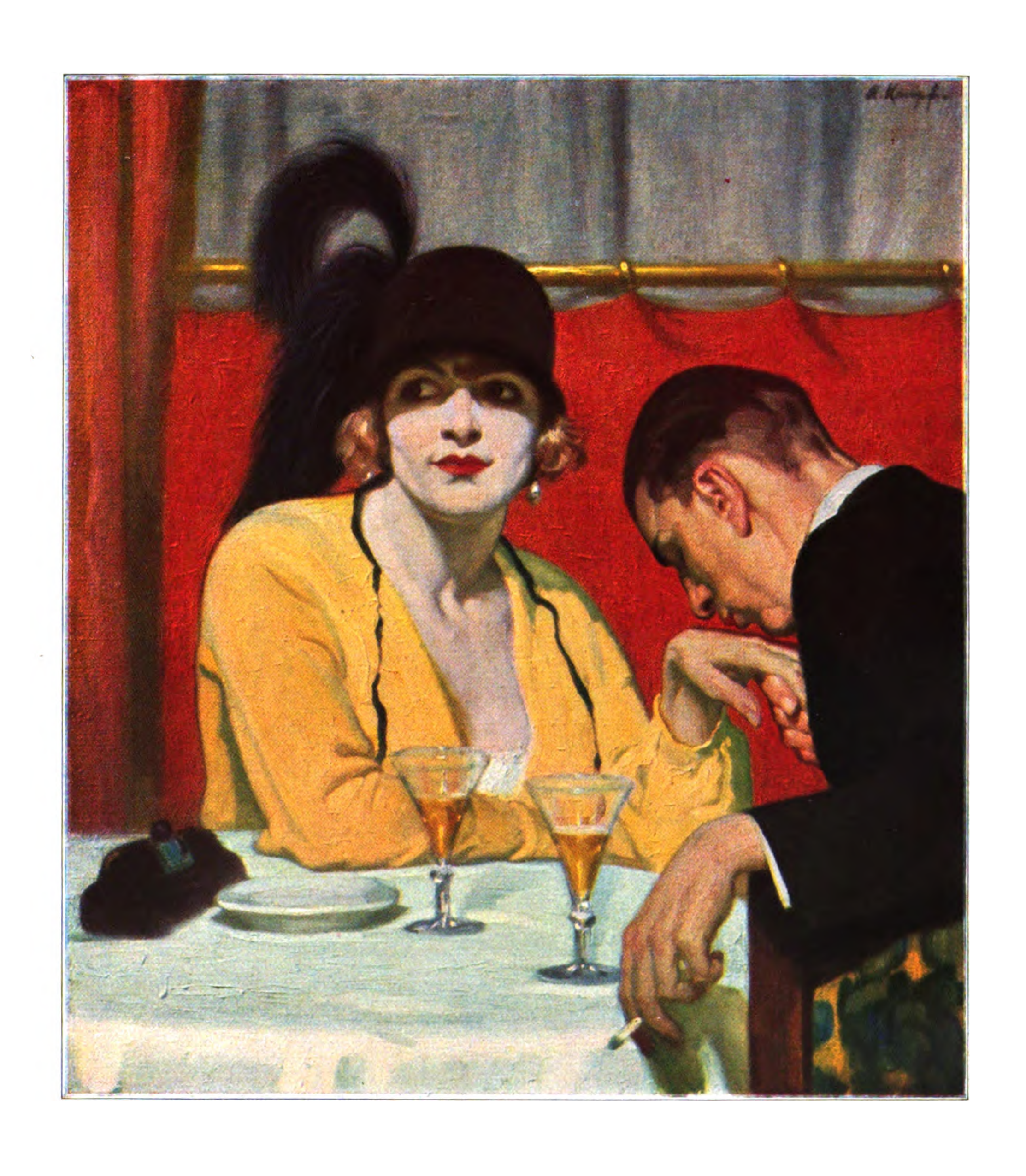
Fastnacht und Kunst — unendlich viele Funken sprühen, wie wir gesehen haben, von der einen zu der anderen dieser beiden Vorstellungen. Die



„Maske" zu formen ist eine der ältesten, ehrwürdigsten Aufgaben des bildenden Künstlers. Den maskierten Menschen auszustatten und zu schildern, dieses Thema hat auf Maler und Zeichner immer wieder eine fast unheimliche Anziehungskraft ausgeübt.

Es ist nicht nur das Unbürgerliche, sondern auch das Unchristliche, das zutiefst Vorzeitliche, was dem Maskenthema zugrunde liegt und was die, wenn auch noch so verbürgerlichten und mißverstandenen Sitten von Fastnacht und Karneval beinahe mythisch umwittert.

In jedem Künstler aber steckt ein verborgener Heide, ein Kind, ein Ursprünglicher . . .



Im Kaffee. Gemälde von Prof. Arthur Kampf

Mummenschanz in Versailles
Novelle von Charlotte Niese

Seine Majestät König Ludwig der Vierzehnte von Frankreich sitzt in seinem kleinen Kabinett, in dem er der Mittagsruhe pflegt, und ärgert sich. Ärgern ist nicht gesund für einen Herrscher, der soeben viel gegessen hat und behaglich die Augen schließen möchte. Die Ärzte verlangen absolute Ruhe für einen König, der ein starkes Mahl eingenommen hat, und nach dieser Anstrengung der wohlverdienten Ruhe genießen soll. Aber wenn die Damen sich erzürnen und ihm eine Szene machen, anstatt sich zu freuen, daß die königliche Gnadensonne sie mit ihren Strahlen erwärmt, dann kann man wohl verdrießlich werden.

Frau von Montespan hat jahrelang viele Gnaden genossen. Weshalb gibt sie der kleinen Frau von Fontanges häßliche Worte und verlangt, daß diese ihr das Zimmer wiedergebe, das allerdings ehemals der Frau von Montespan gehörte und in unmittelbarer Nähe der königlichen Gemächer liegt? Aber König Ludwig will, daß jetzt Frau von Fontanges dort wohnt. Er ist zu höflich, der Montespan offen zu sagen, daß er die Fontanges jetzt lieber um sich hat, — weshalb versteht die gute Frau nicht ohne Worte, was doch so begreiflich ist. Denn Könige müssen Abwechslung haben, sonst könnten sie sich langweilen, und die Langeweile ist die schlimmste Krankheit der Fürsten. Der König schließt die Augen und versucht zu schlummern. Es gelingt nicht. Er sieht die zornigen Blicke der Montespan und das etwas aufgedunsene Gesicht der Fontanges. In dieser Zeit sieht sie nicht sehr gut aus, was in Anbetracht der bevorstehenden Festlichkeiten nicht angenehm ist. Denn wenn jetzt die Hochzeitsfeierlichkeiten von Mademoiselle mit dem König von Spanien kommen, gehört es sich, daß die Freundinnen des mächtigen Königs auch gute Figur machen.

Nein, der König kann nicht schlafen. Er rührt die goldene Schelle, die neben ihm steht, und ein Page tritt mit allen Zeichen der Ehrfurcht ein.

„Wo ist Monsieur?“ fragt Se. Majestät.

„Noch nicht da, Sire!“

„Ich habe ihn doch bestellt!“ grollt der König, und der Page zittert ein wenig.

Da erklingen Schritte und Monsieur, der Bruder des Königs, tritt ein. Er verbeugt sich ehrfürchtig mit allem dem König schuldigen Respekt, aber wie der Page das Gemach verläßt, sinkt Philipp, Herzog von Orleans, auf einen Stuhl und lacht vergnügt.

„Haben Sie auf mich gewartet, Sire?“

Ludwig runzelt die gefärbten Brauen. Philipp weiß genau, daß der König nicht liebt, von seinem Bruder mit Sire angeredet zu werden. Monsieur ist der einzige Mensch in Frankreich, der den König duzen darf. Der einzige, dem Ludwig böse wird, wenn er diese Ehre nicht würdigt.

„Ich erwarte dich schon lange!“ murrt er. „Wo warest du doch?“

„Ich mußte unsern Besuch empfangen!“ erzählt Monsieur und nestelt an seinem reichgestickten Rock.

„Euer Besuch?“ Der König tut erstaunt. Sein Bruder weiß, daß er genau weiß, welchen Besuch Madame Liselotte erwartet, aber er weiß auch, daß es Sr. Majestät manchmal beliebt, sich bekannte Dinge noch einmal erzählen zu lassen.

„Ja, unser Besuch!“ Monsieur zieht einen kleinen Handspiegel aus der Tasche und betrachtet sich. Er trägt eine seiner besten Allongeperücken, ist stark geschminkt und hat einen Rock, dessen Knöpfe mit kleinen Diamanten besetzt sind. Der König, der selbst einen sehr einfachen Rock trägt, hat diese Pracht lange gesehen; es paßt ihm aber zu tun, als wüßte er von nichts. Philipp ist manchmal ein wenig töricht, aber der König ist an seine Art gewöhnt und hört ganz gern diese etwas affektierte Stimme.

„Du weißt, Louis, daß Madame manchmal Heimweh hat. Nun ja, die Pfalz ist so übel nicht — einmal bin ich dort gewesen. Die Menschen sind anders als wir. Jedermann kann nicht Franzose und Untertan des mächtigsten Königs der Erde sein!“

Monsieur macht eine kleine Verbeugung, und der König lächelt.

„Ach so, Madames Familie ist hier?“

„Ihre Nichte, Herzogin von Braunschweig-Lüneburg.“ Monsieur quält sich weidlich, diese barbarischen Namen auszusprechen. „Die Herzogin besucht ihre Schwester, die Äbtissin von Maubuisson. Du weißt, die dicke Louise. Aber obgleich sie eine Ketzerin war, ist sie eine fromme Katholikin geworden. Ihr Kloster steht im Geruch der Heiligkeit.“

„Ich weiß,“ der König lächelt wieder. Er hat etwas übrig für die frommen Klöster.

„Also sie sind heute früh alle angekommen. Die Herzogin Sophie, ihre Tochter, verschiedene Hofdamen und was sonst dazu ge-

hört. Madame und ich waren in Maubuisson und empfingen sie zusammen mit der Äbtissin. Diese drei deutschen Damen haben sehr geweint und sich viele Male geküßt! Du weißt, Madame kann manchmal sehr weinen!"

„Ich weiß!" Der König sieht nachdenklich aus dem Fenster, an dem er sitzt. Vor ihm breitet sich der Park von Versailles. Es ist heißer Sommer, die Rosen duften, hier und dort rauscht ein Springbrunnen, und die großen Baumreihen geben tiefen Schatten. Es ist schön hier. Lenôtre hat seine Sache gut gemacht, aber Louis hat ihm tüchtig geholfen und ist stolz auf seine Gartenkunst.

„Sind sie glücklich hier zu sein?" fragt er jetzt.

„Versteht sich. Sie waren ein wenig bange von wegen der Etikette. Die Herzogin reist natürlich inkognito, sie nennt sich Frau von Osnabrück. Dort wohnt sie."

„Osnabrück!" — Der König lacht. „Daran zerbricht man seine Zunge."

„Madame hat mir den Namen so oft vorgesprochen, daß er mir nicht mehr schwer wird!" versichert Monsieur. „Sie ist eine hübsche Frau, und die Tochter ist niedlich."

„Wie alt?"

„Ich schätze dreizehn, vierzehn. Heißt Sophie Charlotte, ist groß und stark. Soll Latein sprechen und hat eine gute französische Aussprache. Wenn dein Dauphin —"

Louis macht eine abwehrende Bewegung. „Ich habe schon an den Kurfürsten von Bayern schreiben lassen. Da ist eine streng katholische Prinzessin, und du weißt, daß Ihre Majestät die Königin sehr fromm ist."

„Es ist eine niedliche kleine Prinzeß!" meint Monsieur. Er zieht einen Stift hervor und macht sich die Augenbrauen schwärzer. „Ansehen mußt du sie, Louis. Auch die Herzogin. Ihr Gemahl und noch ein andrer Braunschweiger besiegten damals den Marschall Crequy bei der Conzer Brücke. Das war recht ärgerlich!"

König Ludwig wird rot. Er weiß, daß ihn sein Bruder ärgern will und will ihm den Gefallen nicht tun. „Ich werde mich von den Deutschen nicht wieder besiegen lassen!" erwidert er. „Also die Prinzessin ist niedlich?"

„Allerliebst. Nicht so hübsch wie die kleine Hofdame, die mitgekommen ist. Wirklich eine Schönheit. Schade, daß du sie nicht sehen kannst. Aber es geht wohl nicht wegen der Etikette."

„Natürlich nicht. Du weißt, Philipp, daß die Heirat deiner Tochter mit Sr. Majestät von Spanien alle Vorbereitungen in Anspruch nimmt. Nächstens werden die Ehepakten unterschrieben, dann kommt die Trauung, dann die große Cour, der Ball — woher soll ich die Zeit nehmen, diese Deutschen zu sehen?"

„Gewiß nicht!" versichert Orleans. Er weiß, daß Louis alle diese Fremden sehen wird, aber es ist besser zu tun, als glaube man seinen Worten.

Der König klagt plötzlich. Die Heirat der Prinzessin mit dem König von Spanien macht sehr viel Arbeit und Kosten. Mademoiselle muß eine ordentliche Aussteuer haben, und ihr Hofstaat verlangt gleichfalls neue Kleider. Sein Finanzminister hat schon gejammert.

„Er muß eine neue Steuer ausschreiben!" meint Monsieur. „Meine kleine Tochter hat vorgestern auch geweint," setzt er hinzu. „Sie hat ein Bild des Königs von Spanien erhalten und findet ihn sehr häßlich!"

Der König wirft den Kopf in den Nacken. „Prinzessinnen müssen sich freuen, wenn sie Könige zum Gemahl erhalten. Mademoiselle wird sehr glücklich werden!"

Die Brüder bereden noch allerlei Geschäftliches. Es soll eine glänzende Hochzeit werden, und wenn der Spanier auch nicht in eigner Person erscheinen kann, so wird sein außerordentlicher Gesandter ihn vertreten. Und die Heiratspakte sind bereits ausgearbeitet. Diese französische Heirat wird die Erbfolge der Bourbonen in Spanien sicherstellen. Der König spricht eifrig und Monsieur hört geduldig zu. Er interessiert sich nicht für Politik; er belustigt sich lieber, kauft schöne Bilder und Juwelen und hat allerlei Freundschaften, die mit der Politik nichts zu tun haben und die seine Gemahlin ärgern. Aber Monsieur weiß auch, was er der Würde eines königlichen Bruders schuldig ist, und wirft hin und wieder ein Wörtlein ein.

Plötzlich fragt der König: „Wie macht ihr das mit der Etikette? Diese deutschen Fürstinnen haben doch keinen ordentlichen Rang bei uns?"

„Sie reisen inkognito, und wir fassen die Herzogin immer unter den Arm, wenn wir in eine Tür gehen oder in den Wagen steigen!" plaudert Monsieur. „Madame hat sich dies alles sehr nett ausgedacht. Sie sagt, die Deutschen sind sehr stolz und glauben ebenso vornehm zu sein wie die Bourbonen. Die Herzogin Sophie ist die Tochter eines Königs und einer Stuart. Sie halten auf ihre Würde. Da sie uns besuchen, darf man sie nicht kränken!"

„Natürlich nicht." Ludwig ist durch diese ganze Unterhaltung besserer Stimmung geworden. „Ich werde ihnen vielleicht einmal

von ungefähr begegnen," meint er mit einem Anflug von Wohlwollen. „Schon Madames wegen, die eine brave Frau ist. Du vernachlässigst sie, Philipp, das sollte nicht sein. Man muß seine Gemahlin in Ehren halten!"

„Gewiß, Sire!" Philipp verbeugt sich, und der König spricht von anderen Dingen.

„Ich fürchte," sagt er dann, „Ihre Majestät die Königin, wird die deutschen Damen nicht empfangen! Sie ist genau mit der Etikette!"

„Vielleicht läßt sich ein Weg finden!" erwidert Orleans, der jetzt aufsteht. Er will wieder nach Maubuisson, wo die deutschen Damen sind und Madame so herzlich lacht, wie sie lange nicht gelacht hat. Manchmal sieht der Herzog von Orleans ein, daß seine Gemahlin Ursache hat, Heimweh zu empfinden. Aber diese Augenblicke gehen rasch vorüber. Ist es nicht eine große Ehre, die Herzogin von Orleans und die zweite Dame von Frankreich zu sein? Er besieht sich noch einmal im Spiegel und verabschiedet sich. Und Louis schickt einen Pagen zu Frau von Fontanges. Er will eine Weile mit ihr plaudern.

*

Die alte Abtei Maubuisson lag zwischen Versailles und Paris und war ein behaglicher Bau, in dem die vornehmen Nonnen mit ihrer Äbtissin angenehm lebten. Maubuisson gehörte zu den Nonnenklöstern, in die sich die vornehmen Damen der französischen Gesellschaft auf einige Monate zurückzogen, um der Ruhe und ihren Liebhabereien zu pflegen. Das Kloster war nicht von der Welt abgeschnitten, sondern lag eigentlich mitten darin. Die eleganten Abbés, die ihre Schwestern, Kusinen und Freundinnen besuchten, brachten immer die Neuigkeiten der Welt mit, und im Klostergarten fand sich manch schattiges Plätzchen, in dem man ungestört mit einem Seelenfreund oder einer Freundin plaudern konnte.

Die drei pfälzischen Prinzessinnen saßen im Wohngemach der Äbtissin und hatten sich viel zu erzählen. Madame Liselotte hatte zuerst geweint, als sie ihre Nichte, die Herzogin Sophie, in die Arme schloß. Nun war sie wieder gefaßt, sprach munter pfälzisch, wie sie lange nicht getan hatte, und fragte nach hundert Dingen. Sie war eine starke Frau mit frischen Gesichtszügen und einer etwas nachlässigen Haltung. Nicht so hübsch wie die Herzogin Sophie, die ein regelmäßiges, stolzes Gesicht hatte, dazu sehr schöne Augen und eine fürstliche Haltung, die sie niemals verleugnete. Sie lag jetzt in einen Stuhl zurückgelehnt und hörte aufmerksam zu, wie sich die Herzogin Liselotte mit der Äbtissin unterhielt. Beide lachten miteinander, und die Äbtissin hatte dabei etwas sehr Gemütliches. Louise von der Pfalz hatte das Leben immer gemütlich genommen. Sie, die Tochter des Winterkönigs Friedrich, war ohne viel Bedenken vom kalvinischen Glauben zum katholischen übergetreten und hatte dadurch die Äbtissinnenstelle in Maubuisson erhalten. Dort waltete sie seit Jahren ihres Amtes, war allgemein beliebt und brauchte sich keine Sorgen zu machen. Allerdings litt sie seit einiger Zeit an Herzbeschwerden und an Heimweh. Daher hatte sie gebeten, daß ihre jüngere Schwester Sophie sie besuchen sollte, und die Herzogin war gern dieser Einladung gefolgt, besonders da Madame Liselotte gleichfalls um diesen Besuch gebeten hatte.

„Du weißt nit, wie's tut, mal deutsch zu reden!" sagte Liselotte jetzt zu Sophie, die sie liebevoll ansah. Ihr Gemahl, der jetzt Bischof von Osnabrück war, reiste gern allein in der Welt herum und ging Liebesabenteuern nach. Sophie wußte dies, fand sich aber mit guter Manier darein. Doch sie langweilte sich oft genug in Osnabrück, daher sie mit Freuden diese große Reise machte. Es war schön, einmal durch fremdes Land zu fahren und fremde Menschen zu sehen, dazu Frankreich und König Ludwig, Versailles mit seinem Glanz und der strengsten Hofetikette. Zwar so lustig, wie sie es sich vorgestellt, war die dreiundzwanzigtägige Reise bis Versailles nicht gewesen. Schlechte Wege, schlechte Pferde, oft auch mangelhafte Verpflegung. Eigentlich hatte sie sich von Frankreich ein andres Bild gemacht, viel, viel schöner, als es war. Aber hier, in Maubuisson, war es allerdings schön, und gestern hatten sie schon eine Fahrt nach Versailles gemacht und das riesige Schloß mit allen Nebengebäuden liegen sehen. Dort wohnte König Ludwig, seine Frau Gemahlin, seine Freundinnen, alle die Vornehmen, die um ihn waren, ihn bedienten, glücklich über sein Lächeln, aufs tiefste von Schmerz durchwühlt, wenn er ungnädig war. Nachdenklich hatte Sophie alles besehen, was ihr gezeigt wurde. Monsieur und Madame hatten sie in ihrem Wagen gefahren, und die zukünftige Königin von Spanien war auch dabei gewesen. Und diese zukünftige Königin hatte sich auf den Rücksitz des Wagens gesetzt, obgleich sie auf den Vordersitz gehörte. Sophie war in der Tat gerührt, wie sie denn überhaupt mit der Aufnahme von Monsieur und Madame zufrieden sein konnte. Nun, von Liselotte ließ sich nichts anderes erwarten;

sie war eine Pfälzerin, und die Pfälzer hatten alle gute Herzen. Aber Monsieur, Ludwigs Bruder, dem mußte man dankbar sein. Er sollte ja verschwenderisch, vergnügungssüchtig und recht treulos sein. Wo aber gab es Männer, die ihren Frauen die Treue hielten? Sophie war so in Gedanken, daß sie erst jetzt wieder auf die Stimme der Äbtissin hörte, die eifrig mit Liselotte flüsterte.

„Gestern ist wieder eine Szene zwischen der Montespan und der Fontanges gewesen. Der kleine Prevost, dessen Bruder Page ist, hat's hier erzählt. Die Montespan soll wahrlich Frau von Fontanges geohrfeigt haben. Und die ist gleich zum König gelaufen. Majestät ist natürlich böse gewesen, hat gesagt, wenn das noch einmal vorkäme, dann dürfe die Montespan nicht an den Hochzeitsfeierlichkeiten teilnehmen. Und sie hat sich grade eine so wundervolle Toilette dazu machen lassen: roter Brokat, hellgelbe Seide und wunderbare Spitzen. Die Fontanges kann sich nicht so fest schnüren, sie wird sehr abfallen und soll auch schon geweint haben. Aber sie ist doch die Beste, weil sie jünger ist. Die Montespan wird alt, das mag der König nicht!“

„Die zwei treiben's so lange, bis der König beide vor die Tür setzt!“ meinte Liselotte. Dann wandte sie sich zu Sophie. „Nun red' mal von deinem Bruder, dem Pfalzgrafen, seiner Degenfeld und alle den kleinen Rauhgrafen und Gräfinnen. Er ist ein guter Vater, nit wahr?“

So gleitet die Unterhaltung vom französischen Hofe nach Heidelberg, nach Deutschland, nach allem, wonach die arme Liselotte schon lange Heimweh hatte.

★

Im Nebenzimmer sitzt die Prinzessin Sophielott von Braunschweig-Lüneburg, neben ihr ihre Hofdame Fräulein von Kramm und Fräulein von Montbéliard aus dem Kloster von Maubuisson, ein hübsches junges Mädchen, der die blaue Nonnentracht mit dem weißen Schleier sehr gut steht und die deshalb auch dies geistliche Gewand angelegt hat. Denn sie hat noch kein Gelübde getan und hofft auch, daß sie es nicht nötig hat. Sie will viel lieber heiraten, aber sie hat keine nennenswerte Mitgift, und die vornehmen französischen Herren fragen immer nach der Mitgift. Yvonne von Montbéliard berichtet dies eben Renate von Kramm, die ihr voller Teilnahme lauscht. Sie selbst weiß, wie es armen Fräulein geht. Sie stammt aus einer kinderreichen, altadeligen Familie, und es ist ein Glück, daß die durchlauchtige Herzogin sie mit auf die Reise genommen hat. Sie ahnt nicht, daß Sophie sie nach der Reise so bald wie möglich entlassen wird. Nicht weil sie mit ihr unzufrieden, sondern weil Renate zu hübsch ist, um den Herzog Ernst August nicht gleich zu entflammen. Obgleich die Herzogin so tolerant ist, wie eine Fürstin damaliger Zeit sein mußte, so liebt sie es doch nicht, wenn sich kleine Romane in ihrem eignen Hofstaat abspielen. Ihre Hofdamen sind immer ziemlich alt und häßlich. Wenn eine nicht krank geworden wäre, würde Renate niemals zur Begleitung mitgenommen sein. Aber der Herzog war ja auch zu Haus geblieben. Renate von Kramm ist eine Schönheit. Die Äbtissin hat sie gleich mit Wohlgefallen betrachtet und ihre Nonnen gleichfalls. Auch die Abbés, die die deutschen Damen aus der Ferne beobachtet haben, kneifen die Augen zusammen und lächeln wohlgefällig. Daß so etwas auf dem deutschen Barbarenboden wächst, ist kaum zu glauben. Gibt es dort so gertenschlanke Figuren, so große strahlende Augen, so goldschimmerndes Haar, eine so rosige Haut, die keiner Schminke bedarf, so feingezeichnete Augenbrauen, die echt sind? Yvonne von Montbéliard bewundert Renate gleichfalls.

„Großartig hübsch!“ vertraut sie ihrem Vetter, dem Abbé, an, der sie gelegentlich besucht. „Unsre schönen Damen am Hofe würden sich ärgern, sähen sie die kleine Deutsche!“

Und der Abbé murmelt auch etwas wie Bedauern. Er gönnt einigen Damen am Hofe des Königs gern ärgerliche Stunden. Vor allem der Marquise von Montespan und ihren hochnasigen Söhnen.

In diesem Augenblick denkt Renate von Kramm nicht an ihre Schönheit. An die denkt sie überhaupt kaum. Als sie noch auf dem Lande bei ihren Eltern war, wußte sie noch gar nicht, daß sie schön war. Jetzt ist das etwas anders geworden. Die Reise durch Frankreich hat ihr manchen bewundernden Blick eingetragen, und beide Kavaliere der Begleitung haben ihr ihre Liebe erklärt. Aber da sie beide verheiratet sind, hatten diese schönen Worte wenig auf sie gewirkt. Jetzt sitzt sie mit den zwei jungen Damen zusammen und knabbert Biskuits. Dazu gibt es süßen Wein, den Madame eigens für ihre deutschen Verwandten in die Abtei geschickt hat. Er wird aus hauchfeinen Gläsern getrunken, und wenn Renate den Becher an die Lippen setzt und dabei die Blicke durch den klösterlich und doch vornehm eingerichteten Raum gleiten läßt, dann ist es ihr, als erlebe sie ein Märchen.

Sie denkt an das baufällige Haus ihrer

Väter, an die grobe Kleidung ihrer Eltern und Geschwister. Es ist alles armselig bei den Kramms, seitdem der Dreißigjährige Krieg auch über sie dahingefegt ist. Da gibt es keine Brokatgewänder, wie sie sie hier schon gesehen hat, keine feinen Speisen und auch keine feinen Manieren. Schon Osnabrück und sein kleiner Hof, seine Herren und Damen haben ihr großen Eindruck gemacht, aber nun Maubuisson mit Monsieur und Madame, mit Mademoiselle, die nächstens eine Königin sein wird, alles dies hat etwas Verwirrendes, und es ist gut, daß Prinzeß Sophielott mit ihren klugen Kinderaugen gelassen in die Welt blickt und manchmal eine ketzerische Bemerkung macht.

Denn wenn Sophielott auch erst dreizehn Jahre alt ist, so hat sie doch schon ein eignes Urteil. Prinzessinnen werden früher erwachsen als gewöhnliche Menschen, und Sophielott ist außerdem klug. Sie hat einen großen Drang zum Lernen und mag sich gern mit Gelehrten unterhalten. Sie spricht nicht allein fließend Französisch, sie kann sich auch in lateinischer Sprache unterhalten. Als Monsieur dies hört, erschrickt er fast. Prinzessinnen dürfen nicht gelehrt sein, meint er, das schade ihrer Schönheit. Aber Sophielott lacht nur. Sie freut sich, daß sie an etwas andres denken kann als an Kleider, Puder und Schminke. Sie langweilt sich manchmal ein wenig in Maubuisson, und es ist gut, daß es einen kleinen Grafen Bentheim gibt, der mit seinem Hofmeister in Paris weilt und eine Tante in Maubuisson hat, die er jetzt eifrig besucht. Er ist erst siebzehn Jahre alt, und sein Vater hat ihn auf Reisen geschickt, damit er die Welt und besonders die französische kennen lerne. Die Bentheims sind wohlhabend und können sich diese Reise leisten. Aber der kleine Graf hat sich doch die Reise anders vorgestellt und ärgert sich vor allem, daß er nicht zum Hof zugelassen wird. Er ist nicht vornehm genug, sagt man ihm. Ein deutscher Graf bedeutet in Versailles nicht viel. Es gibt viele deutsche Grafen. Wenn die alle an den Hof von Versailles kommen wollten, wo bliebe da die Etikette? Ja, die Etikette! Yvonne von Montbéliard spricht grade von ihr. Es ist sehr streng mit der Etikette am Hofe von Versailles. Genau so wie in Spanien, woher die Königin stammt. Es wird daher auch wohl schwierig sein für die Hannoverschen Herrschaften, Zutritt zu den Hochzeitsfeierlichkeiten zu erhalten.

„Werden wir denn den König und die Königin gar nicht sehen?“ fragt Renate enttäuscht. Yvonne weiß es nicht. Monsieur und Madame haben ja großen Einfluß, aber manchmal sind die königlichen Herrschaften halsstarrig und die Kammerherren erst recht. Sophielott lächelt vor sich hin. Sie ist dabei gewesen, wie Madame ihrer Mutter versprochen hat, daß sie jedenfalls die Hochzeit sehen soll, wenn auch von einem versteckten Platz. Aber sie sagt nichts. Fürstenkinder haben das Schweigen gelernt.

*

Dann ist die Trauung der Prinzessin von Orleans an einem Vormittag in der Kapelle von Fontainebleau. Die Herzogin mit Tochter und ihr ganzer Hofstaat dürfen ihr beiwohnen. Sie sitzen auf einer Empore und können alles sehen und hören, die ganze prächtige Gesellschaft und die lange Rede des Erzbischofs von Paris. Der König von Spanien ist nicht da, er wird durch einen sehr schlanken, sehr stattlichen Granden vertreten. Man flüstert, daß dieser Grande viel hübscher sei als Se. Majestät.

Die Braunschweig-Lüneburgischen Herrschaften haben Zeit, sich den König und seine Gemahlin, die Montespan, Frau von Fontanges, alle anzusehen, von denen geredet wird. Nach der Zeremonie dauert es nicht allzulange, da erscheint Monsieur bei der Herzogin und flüstert, daß Se. Majestät die Gnade haben wolle, sie und ihre Tochter zu empfangen. Ehe die Damen sich auf diese Gnade vorbereiten können, ergießt sie sich schon über sie. König Ludwig steht vor der Herzogin, verbeugt sich artig, sagt einige höfliche Worte, wirft einen forschenden Blick auf die junge Prinzessin und schweigt plötzlich. Hinter der Herzogin steht nämlich Renate von Kramm. Sie trägt ein einfaches weißes Kleid, das Hals und Arme frei läßt, ungepuderte, hochfrisierte Haare, und ein heller Sonnenstrahl fällt grade in ihr Gesicht. Ihre Augen sind groß auf den König gerichtet, der schon weiter spricht, immer in dem artigen, leisen Ton, dessen sich Ludwig allen Damen gegenüber befleißigt. Er bedauert, daß er in dieser Zeit so wenig Muße hat, sonst würde er den Vorzug genießen, die Frau Herzogin länger zu sehen. Er hofft, daß Frankreich ihr gefallen möge, und freut sich, daß Madame, seine Schwägerin, ihre Verwandte bei sich sehen darf.

Die Unterredung ist zu Ende. Herzogin und Prinzessin verbeugen sich, wie es ihnen gesagt ist. Sie wundern sich, daß der König einen Augenblick an ihnen vorübersieht, sich dann aber hastig abwendet. Kammerherren und andere Hofschranzen warten bereits; er muß seine Rolle weiter spielen.

Monsieur berichtet andern Tages, daß die Damen sehr gefallen haben. Die Königin will sie auch sehen, und die festliche Theater-

vorstellung wie den Ball sollen die Damen ebenfalls besuchen. „Das kleine Fräulein auch!“ setzt Orleans hinzu und lächelt zu Renate herüber, die vor lauter Ehrfurcht fast die Sprache verliert. Ist es denn wahr, darf sie auch anwesend sein, wenn die höchsten Herrschaften tanzen und ins Theater gehen? Sie darf es, Monsieur bemerkt noch, die Damen hätten, da sie inkognito reisten, keine Umstände mit der Toilette. Die Seidenkleider von der Herzogin und Sophielotte wären gut genug, und das kleine Fräulein in ihrem weißen Gewand sähe recht liebenswürdig aus.

Der Hof, der jetzt ganz nach Fontainebleau übergesiedelt ist, hat viel zu schwatzen, zu tuscheln. Die königlichen Wagen fahren hin und her zwischen Paris, Versailles, Fontainebleau. Auch nach Maubuisson kommen die Hofwagen, und die Äbtissin lächelt zufrieden. Denn nicht allein Madame und Monsieur besuchen eifrig die Braunschweigischen Herrschaften, auch andre vornehme Leute stellen sich ein. Sie bringen Hofklatsch und die unbeschreibliche Luft mit, die über dem ganzen Königshaus und seinen Dienern schwebt, ein Gemisch von Puder, Schminke und starken Gerüchen, wie sie die Herrschaften lieben, die ohne Wasser und Seife schön sein wollen.

Sophielott lacht darüber. Sie wird im ganzen wenig beachtet und macht sich nichts daraus. Erstens ist sie noch ein halbes Kind, und dann ist sie der Ansicht von Hermann Bentheim, daß der französische Hof längst nicht so schön ist, wie man in Deutschland behauptet. Viele Damen sind alt und verschminkt, und die Königin, von deren Schönheit man viel redete, hat kohlschwarze Zähne und einen runden Rücken. Allerdings sind die beiden Brüder, der König und Monsieur, hübsch. Besonders der König, der eine stolze Haltung hat und dabei längst nicht so geputzt ist wie sein Bruder. Er trägt immer einen blauen, mit weißer Seide gefütterten Rock, der mit Silberstickerei verziert ist. Er läßt sich keine Diamanten an den Rock nähen wie sein Bruder, und wenn er seine Allongeperücke ablegt, dann hat er richtiges dunkles Haar darunter, während Monsieur eine rotseidene Nachtmütze trägt und sehr verrückt aussieht. So schwatzt Hermann Bentheim mit Sophielott, und die zwei lachen zusammen.

Bentheim weiß diese Dinge von seinem Hofmeister, einem französischen Kalvinisten, dem das ganze Gebaren des Hofes ein Greuel ist. Aber Herr von Beaujolais hat eine Menge Verbindungen am Hof, ihm wird viel zugetragen. Außerdem ist er halbwegs mit Frau von Fontanges verwandt und hat ihr schon eine ernste Rede gehalten wegen ihres leichtfertigen Lebenswandels. Eine Rede, die sie lächelnd anhört und nicht versteht. Ist es nicht das höchste Glück einer Dame, die Geliebte des mächtigsten aller Herrscher zu sein? Beaujolais hat kein Glück mit seiner Philippika, aber, weil er ein gewisses Wohlwollen für die Fontanges empfindet, warnt er sie, Kuchen und Süßigkeiten von unbekannten Freunden anzunehmen. Jedenfalls ihren Hund erst davon essen zu lassen. Ein sehr schönes Mädchen, das kürzlich die Augen des Königs auf sich lenkte, ist nach kurzer Krankheit ganz plötzlich gestorben.

So erzählt der junge Graf, und Sophielott hört nachdenklich zu.

*

Die Hochzeitsfeierlichkeiten sind vorüber, und Herzogin Sophie ist sehr befriedigt. Sie hat der Königin nicht das Kleid geküßt, wie diese Dame von ihr erwartete. Ist sie nicht eine Tochter der Stuart und hat vielleicht Anwartschaft auf den englischen Thron? Sie macht der Königin immer eine tiefe Verbeugung und belustigt sich an dem enttäuschten Lächeln der Spanierin. Aber die jetzige Königin von Spanien läßt die Herzogin immer auf ihrem Taburett sitzen, obgleich dieses der deutschen kleinen Fürstin nicht zukommt. Sie ist reizend, die junge Königin, und weint jeden Tag, ihr geliebtes Frankreich zu verlassen. Aber das Weinen nützt nichts, eine Königin muß sich fügen.

Die Äbtissin von Maubuisson ist guter Dinge. Ein so angenehmes Leben hat sie lange nicht gehabt. Monsieur hat sich sonst gar nicht um sie bekümmert. Nun besucht er die Herzogin fast täglich und ist sehr liebenswürdig. Madame war ja immer freundlich und verwandtschaftlich, aber so heiter ist sie doch lange nicht gewesen. Und daß sogar Se. Majestät einmal ganz unerwartet in seinem Jagdwagen vor der Abtei hält, ist noch nie dagewesen. Ludwig hat auf der Jagd einen kleinen Unfall gehabt; sein Pferd lahmte plötzlich und wurde dazu störrisch. Madame, die den König manchmal auf die Jagd begleitet, ist auch diesmal dabei. Sie geht zu ihrer Nichte, während der König vorzieht, einen Augenblick im Garten zu promenieren. Grade dorthin, wo an dem kleinen Goldfischteich Sophielott mit der Hofdame und Yvonne von Montbéliard sitzt. Ludwig ist sehr überrascht, in diesen Gefilden soviel Grazie und Jugend zu sehen. Er wendet sich zu Renate von Kramm, fragt, wie ihr Frankreich gefalle, und lächelt über ihr Erröten, ihre Verwirrung. Yvonne weiß,

was sich gehört. Sie nimmt Sophielott am Arm und zieht sie mit sich fort. Daß der König mit der schönen Deutschen allein sein will, merkt sie gleich. Ein halb neidischer Blick streift Renate, die hilflos vor dem Monarchen steht und ihre Augen niederschlagen muß. Aber er faßt sie am Kinn, hebt ihren Kopf hoch und sieht ihr starr in die Augen. Dann sagt er ein freundliches Wort und geht davon.

★

Von diesem Tage an ist es etwas feierlich in der Abtei. Es kommen allerlei Besuche. Nicht allein Monsieur erscheint jeden Tag. Als Frau von Fontanges eine vergessene Kusine im Kloster besucht und dabei es einrichtet, Renate zu sehen und ernsthaft zu betrachten, da weiß die jüngste Nonne, was die Uhr geschlagen hat. Madame kommt auch, aber sie ist übler Laune und wettert auf ihre derbe Art. Die Herzogin Sophie schüttelt den Kopf. Monsieur redet auf sie ein. So ein Glück für ein armes deutsches Mädchen! Majestät ist wirklich immer sehr großmütig. Er wird die Kleine auch dann nicht verlassen, wenn — ja, wenn — Monsieur hebt die Schultern. Es ist natürlich nur eine flüchtige Verliebtheit, aber wenn die Kleine klug ist, kann sie später eine große Partie machen. Majestät hat sich geärgert über den Zank der Montespan mit der Fontanges. Die letztere hat sich besser benommen; sie hat die kleine Deutsche gesehen und nichts dagegen, wenn sie den König einige Wochen erfreut. Es ist ihr sehr recht, wenn die Montespan geärgert wird.

Die Herzogin seufzt unschlüssig. Diese ganze Angelegenheit widersteht ihr, aber die Kramms sind arm, und wenn die Kleine hier ihr Glück macht — der König kann eben tun, was ihm beliebt, und Madame wird nachher Sorge tragen, daß alles gut geregelt wird. Majestät ist wirklich großmütig!

Inzwischen weiß auch Renate von Kramm, was ihr bevorsteht. Sie hat ein Brokatkleid vom König erhalten, dazu einen wunderbar gemalten Fächer. Sie sieht, wie sich schon der halbe französische Hof vor ihr beugt, wie vornehme Herren, die sonst keinen Blick für sie übrig hatten, sich vor ihr bis auf die Erde verneigen. Sie weiß, daß der Tag bald kommt, an dem sie nach Fontainebleau übersiedeln wird. Die Nonnen der Abtei betrachten sie mit ehrfürchtigen Augen, die Abbés lächeln ihr leise zu — ist es nicht eine Ehre, von einem so mächtigen König geliebt zu werden?

Und dennoch überfällt sie ein Zittern bei dem Gedanken an das, was man hier eine Standeserhöhung nennt.

★

Ein weicher, warmer Sommertag. Herzogin Sophie ist mit Monsieur, Madame und der jungen Königin von Spanien ausgefahren. Ihr sollen die Gärten gezeigt werden, die Monsieur gehören und auf die er stolz ist. Im Garten zu Maubuisson lustwandeln die jungen Nonnen mit einigen Abbés, flüstern und lachen, während Sophielott mit Hermann Bentheim an dem kleinen Goldfischteich sitzt und einige Brotkrumen hineinwirft. Die zwei Jungen sind schweigsam. Die Herzogin hat erklärt, daß sie bald abreisen müßte, und wenn Sophielott auch gern nach Deutschland zurückkehrt, so wird es ihr schwer, von Graf Bentheim Abschied zu nehmen. Und der junge Graf ist tief traurig.

Abschiedsstimmung liegt über den zwei Jungen, und sie sehen nur flüchtig zu Renate, die etwas entfernt von ihnen sitzt, ein Buch in der Hand hält, aber träumerisch in die Ferne blickt. Sophielott sieht doch zu ihr hin; von den Bäumen flirren silberne und goldene Lichter durch die Blätter über Renate, und die Ehrfurcht vorm Schönen ergreift die Fürstentochter. Ein eiliger Schritt. Eine Nonne führt den königlichen Boten, der sich tief vor Renate verneigt und ihr fast kniend ein in Seide gehülltes Paket überreicht. So schnell, wie er kam, ist er gegangen, und Renate öffnet den Goldfaden, der alles umschließt. Spitzen, weiche Kissen, ein Kasten mit Süßigkeiten fallen heraus, und das junge Mädchen bückt sich unwillkürlich, um ein rotgefärbtes Seidentuch aufzunehmen. Sophielott und Bentheim sind näher getreten, und der Prinzessin kommt es vor, als ströme bis zu ihr ein betäubender Duft. Mit einem Sprung steht sie neben Renate, reißt den Schal, den sie selbst trägt, von den Schultern, wickelt ihre Hände hinein und wirft alle Geschenke, die sie fassen kann, in den Teich.

„Nimm doch nichts von den Franzosen!" ruft sie zornig. „Meinst du, daß du glücklich wirst unter lauter Fremden, die Böses mit dir im Sinn haben?"

Sie will weiter sprechen und muß innehalten. Renate hat gedankenlos das rotseidene Tuch an die Lippen gehalten. Die Prinzessin reißt es ihr weg und wirft es gleichfalls ins Wasser. Und Renate fällt ohnmächtig zu Boden.

★

König Ludwig war etwas übler Laune. Zwar waren die Verträge mit Spanien so abgeschlossen wie er wünschte. Seine

Minister beglückwünschten ihn wegen seiner staatsmännischen Weisheit, und die neue Steuer auf Salz brachte gute Erträge. Aber die Montespan und die Fontanges hatten sich heute wieder gezankt, und dabei war die Marquise so ausfallend geworden, daß der König ernsthaft daran dachte, die Favoritin vom Hofe zu verbannen. Außerdem erwartete er den Besuch von Monsieur schon seit drei Tagen, und Orleans war nicht gekommen. Madame ließ sagen, ihr Herr Gemahl habe Migräne. Migräne! Ludwig kannte die Migräne seines Bruders. Aber Se. Majestät ließ nicht mit sich spaßen. Er hatte diesen Morgen einen Boten nach Paris geschickt, daß er heute noch Monsieur erwarte. Wenn Ludwig dies sagen ließ, dann hatte jedermann, auch sein Bruder, zu gehorchen. Da erschien Monsieur auch schon in der kleinen Kabinettür, die nur für ihn und die Geliebten des Königs bestimmt war. Er war geputzt wie immer, verbeugte sich zeremoniell und blieb vor dem König stehen.

„Eure Majestät haben befohlen!"

„Setz' dich, Philipp!" sagte Ludwig ungeduldig. „Sei nicht närrisch!" setzte er hinzu, als Orleans noch immer stehen blieb. Sein Gesicht zeigte einen verdrossenen Ausdruck, den der König erst jetzt bemerkte.

„Was hast du? Ich habe eben erst deine Schulden bezahlt! Wann kommt die kleine Deutsche eigentlich? Ich habe ihr zwei hübsche Zimmer einrichten lassen. Sie wird schon zufrieden sein!"

Monsieur setzte sich jetzt und zog an seinem seidnen Strumpf.

„Die kleine Deutsche kommt nicht!" erwiderte er. Dann, als er die zornigen Augen des Königs auf sich gerichtet sah, sprach er hastig, fast weinerlich weiter. „Ich kann nichts dafür, Louis! Die Kleine ist krank geworden. Ganz plötzlich. Man sagt, es sind die Blattern. Ich habe sie natürlich nicht gesehen, aber Madame ist bei ihr gewesen. Sehr verkehrt von Madame, von wegen der Ansteckung, aber Madame ist ja so eigensinnig. Sie ist eben eine Deutsche!"

„Die Blattern!" Der König wiederholte das Wort und schauderte ein wenig. „Madame darf sie auch nicht sehen. Niemand aus unsrer Gesellschaft, Philipp! Hast du verstanden? Bis sie wieder besser wird."

„Ich weiß nicht, ob sie ganz wieder hergestellt wird!" sagte Monsieur langsam. „Die Krankheit scheint sehr schwer aufzutreten, und der Medikus fürchtet, daß sie vielleicht ihr Augenlicht verliert. Jedenfalls wird sie sehr entstellt bleiben!"

„Sehr entstellt!" Ludwig wiederholte die Worte. Dann schwieg er eine Weile. „Sehr entstellt und vielleicht blind . . . Die arme Kleine!" Wieder schwieg er.

Beide Brüder sahen sich an und verstanden sich ohne Worte.

Der König seufzte leicht, dann zog er die Spitzenmanschetten aus den Ärmeln seines Sammetrockes und lehnte sich im Stuhl zurück.

„Wann wird die Herzogin von Osnabrück reisen?" erkundigte er sich.

„Schon in den nächsten Tagen."

„Ich werde ihr einige Diamanten schicken und auch der kleinen Prinzessin. Du wirst sie ihr überreichen, Philipp. Ich habe mich gefreut, die Bekanntschaft der Damen zu machen. Sage ihnen, daß ich keine Zeit hätte, sie noch einmal zu sehen. Es sind viele Staatsgeschäfte zu erledigen!"

Monsieur erhob sich. „Es soll alles bestellt werden, Louis!"

Er wollte gehen, da rief ihn Louis zurück.

„Sollte die Kleine sterben, so muß Sorge getragen werden, daß sie feierlich bestattet wird!"

„Sie ist Ketzerin, Sire!"

„Einerlei, ich wünsche es!"

Noch einmal verbeugte sich der Bruder, und dann war der König allein. Er saß eine Zeitlang schweigend. Dann rührte er die goldne Schelle.

„Madame de Fontanges!" befahl er dem eintretenden Pagen.

*

Es sind Jahre vergangen. Aus der Prinzeß Sophielott ist eine Königin von Preußen geworden, die in Charlottenburg ihre Residenz hat und sich gern mit gelehrten und klugen Männern umgibt. Heute allerdings spielt sie nicht die geistreiche Königin, die sie in Wirklichkeit ist. Heute gibt sie ein Gartenfest, eine Wirtschaft, in der die hohen Herrschaften in allen möglichen Verkleidungen erscheinen. Sophie Charlotte ist eine Spreewälder Bäuerin, und die Tracht steht ihr besser als dem König der Matrosenanzug, den er sich ausgesucht hat. Behaglich wandert die Kurfürstin Sophie von Hannover zwischen den vielen verkleideten Menschen einher. Sie ist stark geworden und schwerfällig, aber ihre klugen Augen erfreuen sich an dem bunten Bilde und erkennen bald diesen, bald jenen Hofherrn in seiner veränderten Tracht. Dann nimmt sie plötzlich den Arm eines westfälischen Bauern und führt ihn zur Königin, ihrer Tochter.

„Den Grafen Bentheim haben Eure Liebden lange nicht gesehen!" sagt sie, und der Graf küßt ehrerbietig die ihm entgegengestreckte Hand der Fürstin.

Fliehende Gazellen. Bildwerk von Otto Pilz

„Ich freue mich sehr, Graf!" Sophie Charlotte ist einen Augenblick rot geworden, dann wird sie wieder unbefangen freundlich. „Wo sahen wir uns zuletzt? War es nicht in Maubuisson, in Frankreich? Wie lange, lange ist das her!"

Die Kurfürstin hat wieder einen Bekannten entdeckt und ist weiter gegangen. Die Königin und Graf Bentheim stehen einen Augenblick allein. Beide schweigen. Einen Augenblick steigt die Jugend vor ihnen auf, die Jugend, die weit entfernt liegt und nie wiederkommen wird. Graf Bentheim sieht nachdenklich in das zarte Gesicht der Königin. Sie ist geistreich, vornehm und unnahbar geworden, aber die Erinnerung an die fröhliche Sophielott bleibt ihm, solange er lebt. Gedenkt sie auch an ihre Jugend? Er weiß es nicht; sie wendet sich jetzt ab.

„Liebe Kramm, sehen Sie doch, daß Fritz keinen Unfug macht. Er ist zu übermütig!"

„Er hat die kleine Prinzeß von Dessau geschlagen und eingesperrt!" berichtet eine ältliche Dame, die eilig und bekümmert nähertritt. Sie hat schöne Haare, aber ein rotes fleckiges Gesicht und trübe Augen.

„Suchen Sie den Kronprinzen!" befiehlt die Königin, und die Dame verschwindet. Bentheim steht noch immer regungslos. Er hat ein gutes Gedächtnis und oft an die schöne Renate gedacht, die einst zu so zweifelhaften Ehren bestimmt war.

„Sie ist jahrelang krank gewesen!" berichtet Sophie Charlotte halblaut. „Meine Frau Mutter wollte sie nicht an ihrem Hof haben; als ich mich vermählte, nahm ich sie mit. Zuerst konnte sie nicht viel tun, dann hat sie sich erholt und ist mir sehr nützlich!"

„Eure Majestät retteten ihr damals das Leben!" murmelt der Graf, und die Fürstin hebt die Schultern.

„Ist diese Lebensrettung ein Glück gewesen? — Wir wissen, daß wir nichts wissen!" beantwortet sie selbst diese Frage.

Kurfürst Georg von Hannover, der Bruder von Sophie Charlotte, tritt zu ihr, und der Graf zieht sich zurück. Nachdenklich sieht er in das lustige Gewühl um ihn. Ihm will scheinen, als passe die Königin nicht hinein. Im Hintergrunde steht Herr Leibniz als Astrologus verkleidet. Heute darf er keine philosophischen Gespräche mit der Königin führen, aber morgen wird sein Tag wieder kommen, und Charlotte Sophie wird froh sein, diesem Mummenschanz zu entgehen. Mummenschanz — war es nicht auch ein Mummenschanz in Versailles, den alle mitmachten und über den die meisten glücklich waren? Bis auf die — Fräulein von Kramm geht an Bentheim vorbei. Sie hat den Arm um einen halbwüchsigen Knaben gelegt, der mit verdrossenem Gesicht auf ihre leise Ermahnung hört. Aber er drückt sich doch fest an sie und kneift sie täppisch in den Arm, daß sie lachen muß. Ehemals hat Bentheim Renate Kramm nicht lachen sehen. Ob sie wohl weiß, wie alles kam? Wahrscheinlich nicht. Sie war lange ohne Besinnung, hat nicht erlebt, wie die Goldfische im Teich alle starben und das kleine Gewässer eilig zugeschüttet wurde. Sie hat nicht die Marquise Montespan mit triumphierendem Lächeln an der Abtei Maubuisson vorüberfahren sehen, und auch nicht erfahren, daß die Marquise schon am folgenden Tage auf einige Monate in die Verbannung geschickt wurde. Niemals hat die Marquise wieder die Rolle am Hofe zu Versailles gespielt, die sie lange Jahre behauptete.

Ludwig der Vierzehnte ist ein alter Mann geworden, von dem man hofft, daß er bald sterben wird. Er hat sich überlebt. Er ist ein Fluch für Deutschland geworden und wird es immer bleiben. Weshalb mußte alles so kommen?

Bentheim sieht zur Königin hin. Er meint, ihre etwas müde Stimme zu hören. „Wir wissen, daß wir nichts wissen!"

Braunschweig. Von Ludwig Bäte

Ein Brunnen plätschert silbern in die Nacht,
Giebel, Gassen, Winkel, verworren und eng,
Der Dom, und Herzog Heinrichs Löwe ragt,
Dankwarderode, dunkel und linienstreng.

Im Schloßgarten schluchzt eine Nachtigall,
Die Kupferquadriga steht monderhellt,
Und drunten, unhörbar umlärmt vom Waffenschall:
„Herzog Ols, der tapfre Held."

Vom Bräuhaus steuern die Zecher heim,
Mummevergnugt, ein Eulenspiegelscherz
Wirft seinen tollen Narrenreim
Mitten in dein versonnenes Herz.

Sehr still ist es, ein Blühen steigt
Selig und tagessatt,
Wilhelm Raabe schreitet, tief in sich geneigt,
Durch seine schlummernde Stadt.

Rousseaus „Mama" Von Tony Kellen

Im Sommer 1726 ereignete sich in Evian, dem savoyischen Badeort am Genfer See, ein merkwürdiger Zwischenfall. Damals weilte der König Victor Amadeus II. von Sardinien dort. Am Sonntag dem 4. August ging er zur Pfarrkirche in die Messe. Wie gewöhnlich begleiteten ihn nur einzelne Herren seines Hofes, darunter auch Herr de Bernex, Bischof von Annecy. Als der König eben in die Kirche eingetreten war, tauchte eine junge, hübsche Dame am Eingang auf, hielt den Bischof an seiner Soutane fest, kniete vor ihm nieder und sagte mit Tränen in den Augen zu ihm: „In manus tuas, domine, commendo spiritum meum (In deine Hände, o Herr, empfehle ich meinen Geist)." Der Bischof blieb erstaunt stehen, richtete einige Fragen an die Dame und schickte sie in seine Wohnung. Als die Messe zu Ende war, ging er nach Hause und unterhielt sich lange mit der Fremden. Dann begab er sich zum König, um ihm über den Vorfall Bericht zu erstatten.

Diese Dame, die unter so seltsamen Umständen sich an einen Bischof und einen König herandrängte, war Frau de Warens aus Vevey. Sie hatte ihren Gatten verlassen und war nach Savoyen gegangen, um katholisch zu werden. Ihre Bekehrung wäre für die Welt unbeachtet vorübergegangen, wenn sie nicht berufen gewesen wäre, in das Leben eines jungen Mannes einzugreifen, der wie ein Landstreicher bei ihr landete und bei ihr ein Heim fand, auf dessen Charakter sie einen starken Einfluß ausgeübt hat und durch den sie schließlich in aller Welt bekannt wurde: Jean-Jacques Rousseau.

Wer die „Bekenntnisse" des Genfer Philosophen gelesen hat, wird sich nicht ohne Rührung der Schilderung erinnern, worin die namenlose Güte dieser Dame gepriesen wird, die ihm anfänglich eine Mutter war, seine Geliebte wurde und schließlich nach wechselvollen Liebesabenteuern in tiefem Elend starb. Die Seiten, die Rousseau ihr gewidmet hat, gehören zu dem Schönsten, was aus seiner Feder hervorgegangen ist.

Bei der Offenheit, mit der Rousseau über Frau de Warens spricht, liegt kein Anlaß vor, an der Aufrichtigkeit seiner Angaben zu zweifeln. Er erwähnt ihre mißglückten geschäftlichen Unternehmungen, aber in so allgemeinen Ausdrücken, daß der Leser gar nicht erfährt, um was es sich handelt. Auch die Angaben über ihr früheres Liebes- und Eheleben sind zwar zum Teil bestimmter Art, aber durchaus nicht erschöpfend, und man muß sich fragen, ob Rousseau absichtlich etwas verschwiegen hat oder ob er nicht mehr wußte. Wir haben allen Grund anzunehmen, daß er nur das berichtet hat, was er von Frau de Warens selbst erfuhr oder was ihrer nächsten Umgebung bekannt war. Albert de Montet und Prof. Eugène Ritter haben ihren Aufenthalt im Waadtland und der Gerichtsrat François Mugnier ihren Aufenthalt in Savoyen auf Grund aller noch erreichbaren Dokumente und Spuren erforscht, und so sind wir jetzt über viele Einzelheiten ihres Privatlebens und ihrer geschäftlichen Tätigkeit viel genauer aufgeklärt, als selbst Rousseau es war. Wenn er auch das Charakterbild, das er von ihr entwirft, bei genauerer Kenntnis wohl kaum verändert hätte, so erscheint sie uns doch nach allem, was wir jetzt über sie wissen, in einem etwas anderen Lichte.

Da die „Bekenntnisse" in vielen Ausgaben zugänglich sind, möchte ich hier auf eine weniger bekannte Schilderung hinweisen, die anscheinend das letzte ist, was Rousseau 1778 geschrieben hat, nämlich auf den 10. Spaziergang seiner „Träumereien": „Heute am Palmsonntag (12. April 1778) sind es genau fünfzig Jahre, daß ich die erste Bekanntschaft mit Frau de Warens machte. Sie war damals 28 Jahre alt, da sie mit dem Jahrhundert geboren war. Ich war noch nicht 17 Jahre alt, und mein entstehendes Temperament, das ich noch nicht kannte, gab einem lebensvollen Herzen eine neue Wärme. Wenn es nicht zu verwundern war, daß sie einem lebhaften, aber sanften und bescheidenen jungen Manne von angenehmer Figur Wohlwollen entgegenbrachte, so war es noch weniger, daß eine reizende, geistreiche und graziöse Frau mir außer der Dankbarkeit noch zartere Gefühle einflößte, die ich nicht davon unterschied. Aber was weniger alltäglich sein dürfte, ist, daß dieser erste Augenblick über mein ganzes Leben entschied und durch eine unvermeidbare Verkettung das Schicksal meiner übrigen Tage bestimmte. Meine Seele, deren wertvollste Eigenschaften noch nicht entwickelt waren, hatte noch keine bestimmte Form. In einer Art Ungeduld wartete sie darauf, diese zu erhalten, und wenn auch dieser Augenblick durch diese Begegnung beschleunigt wurde, so kam er doch noch nicht so bald, und bei der Einfachheit der Sitten, die die Erziehung mir gegeben hatte, verlängerte sich bei mir dieser köstliche aber schnelle Zustand, bei dem die Liebe und die Unschuld dasselbe Herz bewohnen. Sie

schickte mich fort. Alles rief mich zu ihr zurück. Diese Rückkehr bestimmte mein Schicksal, und schon lange, bevor ich sie besaß, lebte ich nur mehr in ihr und für sie. Ach, wenn ich ihrem Herzen genügt hätte, wie sie dem meinigen genügte; welch friedliche und köstliche Tage hätten wir zusammen verbracht! Wir haben zwar solche miteinander verlebt, aber wie kurz waren sie und wie schnell gingen sie vorüber, und welches Schicksal folgte ihnen! Es gibt keinen Tag, an dem ich mich nicht mit Freude und Rührung dieser einzigen kurzen Zeit meines Lebens erinnere, wo ich ganz, ohne Mischung und ohne Hindernis ich selbst war und wo ich wirklich sagen kann gelebt zu haben. Ich kann ungefähr wie jener Präfekt sagen, der, unter Vespasian in Ungnade gefallen, seine Tage aufs Land friedlich beschließen ging: Ich habe 70 Jahre auf der Erde verbracht und ich habe deren sieben gelebt. Ohne diesen kurzen, aber kostbaren Zeitraum wäre ich vielleicht in bezug auf mich in der Ungewißheit geblieben, denn die ganze übrige Zeit meines Lebens wurde ich derart von den Leidenschaften der anderen hin und her gezerrt, daß ich, fast passiv in einem so stürmischen Leben, kaum unterscheiden könnte, was in meinem Verhalten mir selbst eigen war, so sehr hat die harte Notwendigkeit auf mir gelastet. Aber in diesen wenigen Jahren, wo ich von einer gütigen, sanften Frau geliebt wurde, konnte ich tun, was ich wollte; ich war, was ich sein wollte, und durch die Verwendung meiner Zeit, unterstützt von ihrem Unterricht und ihrem Beispiel, konnte ich meiner noch einfachen und neuen Seele die ihr zusagende Form geben, die sie seither bewahrt hat. Die Freude an der Einsamkeit und der Betrachtung entstand in meinem Herzen mit den mitteilsamen, zarten Gefühlen, die ihr Element sein sollten. Unruhe und Lärm engen diese Gefühle ein und ersticken sie; die Ruhe und der Friede beleben und feuern sie wieder an. Ich will mich sammeln, um zu lieben. Ich riet der Mama, auf dem Lande zu leben. Ein einzelstehendes Haus am Abhang eines kleinen Tales war unser Asyl, und dort habe ich in vier oder fünf Jahren ein Jahrhundert des Lebens und eines reinen, vollen Glückes genossen, das mit seinem Reiz alles Fürchterliche meines jetzigen Schicksals bedeckt. Ich brauchte eine Freundin gemäß meinem Herzen; ich besaß sie. Ich hatte mich nach dem Lande gesehnt; mein Wunsch war erfüllt. Ich konnte die Abhängigkeit nicht ertragen, ich war ganz frei und mehr als frei, denn nur durch meine Anhänglichkeit gebunden, tat ich nur, was ich wollte. All meine Zeit war ausgefüllt von liebevoller Sorge oder ländlichen Beschäftigungen. Ich wünschte nichts, als die Fortsetzung eines so angenehmen Zustandes. Ich fürchtete nur, daß es nicht lange dauern würde, und diese Besorgnis war mit Rücksicht auf unsere unsichere Lage nicht unbegründet. Seither dachte ich daran, mich von dieser Besorgnis abzulenken und Hilfsmittel zu finden, um sie zu beseitigen. Ich dachte, ein Vorrat von Talenten wäre das sicherste Mittel gegen die Not, und ich entschloß mich, meine Zeit zu verwenden, mich in den Stand zu versetzen, wenn möglich eines Tages der besten der Frauen die Unterstützung zu vergelten, die sie mir gewährt hatte . . .“

Madame de Warens
Angebliches Bildnis im Historischen Museum zu Vaudois

Hier bricht Rousseaus Manuskript ab. Wir wissen aber aus seinen „Bekenntnissen“ und seinen Briefen, daß er Frau de Warens

später mehrfach unterstützt hat, daß es jedoch nicht in seiner Macht lag, sie aus ihrer Umgebung zu befreien und ihr einen sorgenfreien Lebensabend zu gewähren.

★

Mit ihrem Mädchennamen hieß Frau de Warens Françoise-Louise de la Tour. Sie war 1699 in Vevey geboren und gehörte einer altadeligen, wohlhabenden Familie an. Die kleine Louise verbrachte ihre Kindheit zumeist in Le Basset, einem bescheidenen Gute bei Vevey. Sie wuchs bei ihren Tanten auf, die ihr aber wohl viel mehr Freiheit ließen, als ihr zuträglich war. Kaum konnte sie lesen, so verschlang sie alle Bücher, die ihr zugänglich waren. Es waren zumeist Bücher eines verstorbenen Arztes aus ihrer Familie, alte medizinische, naturwissenschaftliche und philosophische Bücher. Daher erklärt es sich auch, daß Frau de Warens ihr ganzes Leben lang eine Vorliebe für diese Fächer behielt. Gesellschaftlich scheinen ihr wenig Anregungen geworden zu sein, außer durch einen in der Familie verkehrenden alten Pietisten, namens Magny. Man sah wohl ein, daß man ihr noch etwas mehr Kenntnisse beibringen müsse, und tat sie deshalb in ein Pensionat in Lausanne. Da ihr Vormund sehr krank war und er das Mädchen vor seinem Tode gut versorgt sehen wollte, entschloß er sich, sie zu verheiraten. Obschon der zweite Vormund sich dagegen sträubte, weil sie kaum vierzehn Jahre zählte, und sich noch andere Schwierigkeiten ergaben, kam die Verbindung doch zustande.

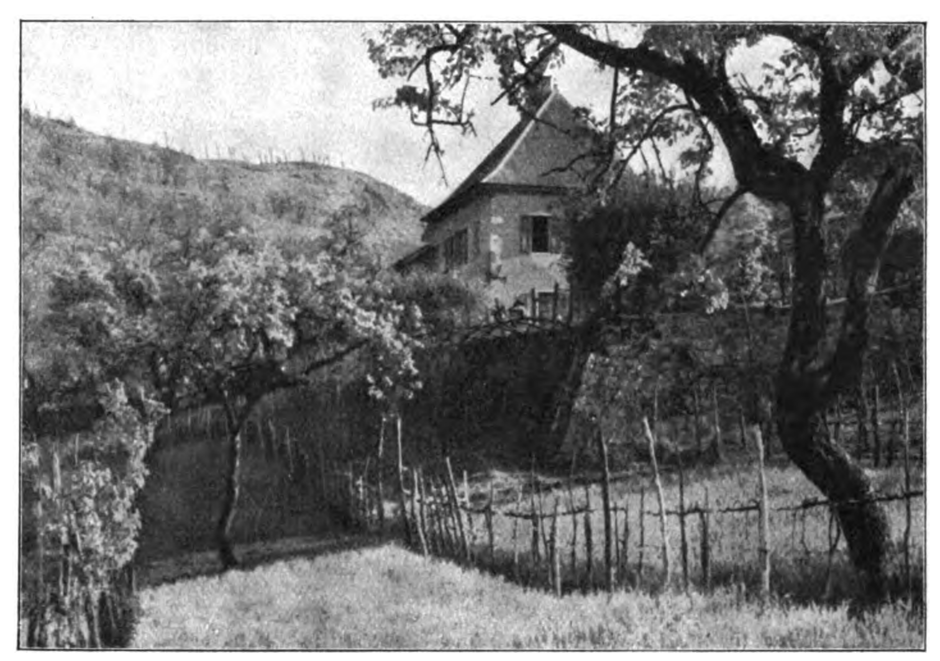
Ihr Verehrer, Sebastian-Isaac de Loys, der sich später de Warens nannte, war 1688 in Lausanne geboren, also elf Jahre älter als sie. Er war ebenfalls wohlhabend, gehörte dem militärischen Stande an, hatte in piemontesischen und in schwedischen Diensten gestanden und war Hauptmann im Dienste der Stadt Bern. Er erhielt von seinem Vater die Herrschaft Vuarens geschenkt. Die Berner, die damals das Waadtland regierten, führten die deutsche Schreibart Warens ein, die man aber Voiran aussprach.

Die jungen Eheleute ließen sich in Vevey nieder, wo sie in der Gesellschaft eine angesehene Rolle spielten. Den Herbst verbrachten sie meist auf ihrem Weingut Chailly. Da der Wein das Haupterzeugnis ihres Gutes war, sie ihn aber an Ort und Stelle billig verkaufen mußten, beanspruchten sie das Recht, ihn gebührenfrei in die Stadt einführen und dort verkaufen zu lassen. Dieses Recht war aber ausschließlich den Veveyer Bürgern vorbehalten, und Frau de Warens ärgerte sich so sehr darüber, daß sie bereit war, ihren Wohnort nach Lausanne zu verlegen, wo ihr Gatte lieber zu leben wünschte. Sie zogen also 1718 dorthin, aber sie kehrten 1724 nach Vevey zurück. De Warens erhielt dort eine Stelle als Gerichtsassessor und das volle Bürgerrecht. Was nicht wenig dazu beitrug, Frau de Warens in der Stadt beliebt zu machen, war ihre freudig geübte Wohltätigkeit, namentlich ihre Freigebigkeit gegen das dortige Spital.



Rousseau im Alter von sechzehn Jahren
Original im Besitze von Dr. Favre

Über ihr Äußeres wissen wir, daß sie zwar von kleiner und gedrungener Gestalt, aber eine schöne Frau von blendender Gesichtsfarbe war, mit aschblondem Haar, blauen Augen, einem süßen Mund, einer einschmeichelnden Silberstimme und reizenden Händen. Sie war liebenswürdig, hatte keine Kinder und liebte das Amüsement. Zeitweilig stand sie unter dem Einfluß des Pietismus, aber auf weltliche Vergnügungen verzichtete sie nicht. Außer der Güte des Herzens be-



Les Charmettes

saß sie Grazie, unerschütterliche Heiterkeit, Scharfsinn und vielseitige Kenntnisse.

In ihrer Ehe unbefriedigt und gelangweilt, fiel sie der Verführung zum Opfer. Aus den „Bekenntnissen“ wissen wir, daß ihr Geliebter de Tavel, ihr „Philosophielehrer“, ihr die Grundsätze beibrachte, die sie seither leiteten. Dieser Mann war aber kein Professor, sondern ein Kollege ihres Mannes, der Oberst Stephan Sigismund de Tavel, der übrigens in der Regel nur seinen Urlaub in Vevey verbrachte. Wenn Rousseau sagt, sein Nachfolger sei, wie man erzähle, der Prediger Perret gewesen, so geht schon aus der Form dieser Äußerung hervor, daß sie nicht von Frau de Warens selbst herrührte. Vielleicht war es eine Bosheit Rousseaus, der auf die Prediger nicht gut zu sprechen war.

In der Stadt wußte man offenbar nichts davon, daß sie ihrem Gatten nicht treu war, und auch dieser selbst scheint nichts davon geahnt zu haben, denn nicht einmal in der späteren Ehescheidungsklage hat er sich darauf berufen. Er behauptet vielmehr, nichts hätte bis zu ihrer Flucht ihren ehelichen Himmel getrübt. Im übrigen aber war er über ihre Fehler und Mängel sehr wohl unterrichtet, wenn er auch ihren guten Eigenschaften volle Gerechtigkeit widerfahren ließ und selbst — allerdings zu spät — einsah, daß er ihr eine zu große Freiheit im Handeln gelassen hatte. Diese Fehler waren: ihre Neigung, sich in geschäftliche Spekulationen einzulassen, ihre an Verschwendung grenzende Freigebigkeit, ihre fabelhafte Eitelkeit, die sie zu Übertreibungen und Lügen veranlaßte, ihre Einbildung und ihr Stolz, die Leichtfertigkeit, mit der sie sich mit fremden Leuten befreundete usw. Auf ihre Wahrheitsliebe durfte man sich nicht verlassen. In ihrer Eitelkeit wollte sie noch adliger erscheinen, als sie war, denn sie nannte sich fälschlich Baronin und führte ihren Stammbaum auf das schon längst erloschene, berühmte Geschlecht der La Tour de Peilz (Rousseau schreibt La Tour de Pil) zurück.

Schon bald nach der Rückkehr nach Vevey ließ sie sich in industrielle Spekulationen ein, die nach kurzer Zeit fehlschlugen und ihr Vermögen sowie das ihres Gatten verschlangen. Welcher Art diese Spekulationen waren, hat Rousseau uns nicht verraten. Aus den erhaltenen Urkunden geht aber hervor, daß es sich um die Fabrikation von seidenen Strümpfen handelte. In der Wahl der Leiter ihrer Fabrik hatte sie keine glückliche Hand. Die beiden wegen ihres protestantischen Glaubens aus Frankreich ausgewanderten Franzosen, erst ein gewisser Elie Laffon, dann ein Saint-André, mit denen sie es nacheinander versuchte, erwiesen sich als unfähig.

Frau de Warens hatte nicht bloß ihr eigenes Vermögen in das Unternehmen hineingesteckt, sondern auch ihren Gatten mehrfach zu ziemlich bedeutenden Einlagen ver-

anlaßt, die er sich durch Anleihen beschaffte, obschon er kein Zutrauen zu der Sache hatte und stets erklärte, er wolle nichts damit zu tun haben. Da er überzeugt war, daß es ihr an geschäftlicher Einsicht fehlte, obschon sie sich dieser stets rühmte, so hätte er sich und sie vor schweren finanziellen Verlusten bewahren können, wenn er ihrem Vorhaben energisch entgegengetreten wäre und ihr keine Mittel gewährt hätte. Freilich wissen wir nicht, ob nicht trotzdem die Ehe in die Brüche gegangen wäre, denn bei dem Charakter seiner Frau hätte sich später doch ein Anlaß dazu geboten.

Das geht auch schon aus der Art hervor, in der sie sich von ihrem Manne getrennt hat. Sie gab vor, ihrer Gesundheit wegen nach Evian gehen zu müssen, aber geraume Zeit vorher ließ sie alle möglichen Sachen, die sie mit fortnehmen wollte, Silbersachen, Leinwand, Küchengeschirr, Bücher und sogar Möbel, bereitstellen, und ganze Vorräte aus ihrer Fabrik ließ sie über die Grenze schaffen, um sie dort verwerten zu können.

Schon im Jahre zuvor (1725) hatte sie während einer Kur in Aix die Bekanntschaft der Frau de Bonnevaux, einer Verwandten ihres Gatten aus einer katholisch gebliebenen Linie, gemacht. Diese hatte anscheinend ihren Charakter und den Grund ihrer Unzufriedenheit erraten und vielleicht ihr schon damals eine besonders günstige Aufnahme seitens des Turiner Hofes in Aussicht gestellt, falls sie katholisch werden wollte. Es ist auch möglich, daß der Besuch des Klosters der Heimsuchung Mariä in Annecy in ihrem leicht erregbaren Gemüt Interesse für den katholischen Kultus erregte. Die religiöse Überzeugung wird dabei aber keine bedeutende Rolle gespielt haben. Jedenfalls befand sie sich nach ihrer Rückkehr in der denkbar unbehaglichsten Stimmung: sie sah den Zusammenbruch ihrer Fabrik voraus und wollte ihn um jeden Preis ihrem Gatten verheimlichen. So zog sie es vor, durchzubrennen und zu Hause den Dingen ihren Lauf zu lassen.

Mutig war das natürlich nicht, aber dadurch, daß sie zur katholischen Kirche übertrat, glaubte sie ihrem verzweifelten Schritt ein anderes Aussehen geben zu können. Von einer unüberlegten Handlung kann schon mit Rücksicht auf die geraume Zeit vorher getroffenen Vorkehrungen nicht die Rede sein.

Herr de Warens war so ahnungslos gewesen, daß er seine Frau noch bis ans Schiff begleitete und sie später auch noch besuchte und sich durch die Tränen, die sie bei ihrem Abschied vergoß, täuschen ließ, ja ihr noch gutmütig einen Spazierstock mit goldenem Knopf zurückließ, weil sie ihn angeblich zu benützen wünschte. Sie begab sich nach Annecy, wo sie in dem erwähnten Kloster am 8. September 1726 feierlich die protestantische Religion abschwor. Damit hatte sie den Bruch mit ihrem Gatten und ihrer Heimat vollzogen.

In ihrer Berechnung sah sie sich jedoch getäuscht. Sie hatte geglaubt, am Turiner Hofe eine ehrenvolle Stellung zu erhalten, aber davon war keine Rede. Sie mußte sich mit einer Jahresrente von 1500 Franken begnügen, die gerade für ihre eigenen Bedürfnisse ausgereicht hätte, wenn sie mit dem Gelde umzugehen gewußt hätte, und das verstand sie nun einmal nicht. Zudem wurde ihr noch mehr oder weniger die Verpflichtung auferlegt, sich anderer Konvertiten, die man ihr zuwies, anzunehmen. Zu diesen gehörte nicht bloß der junge Rousseau, sondern auch allerlei Gesindel von der Landstraße, das aus einem Religionswechsel ein Geschäft machte wie das Zigeunervolk, das seine Kinder dutzende Male taufen läßt. Zu allem Überfluß wurde später die Auszahlung der Pension auch noch in Frage gestellt, und Frau de Warens mußte sich bei dem Turiner Finanzminister, dem Grafen de Saint-Laurent, lieb Kind machen, indem sie sein altes Haus in Chambéry, für das sich kein Liebhaber mehr fand, mietete. So begreift man es wohl, daß Rousseau einmal bemerkt, sie habe ihren Schritt ihr ganzes Leben zu beklagen gehabt, ebenso wie er selbst seine Flucht aus Genf.

Zur Regelung geschäftlicher Angelegenheiten mußte ihr Gatte sie in Annecy besuchen, als sie noch im Kloster weilte. Bezeichnenderweise empfing sie ihn im Bett, und da Männer nachts nicht im Kloster bleiben dürfen, wollte sie ihm zuliebe eine Wohnung in der Stadt beziehen. All ihre Mittel, ihn zum Übertritt zu veranlassen, blieben vergeblich. Er selbst gab später den Eindruck, den er dort von ihr gewonnen, mit den Worten wieder, sie sei nur mehr eine Komödiantin.

Nur bei den laxen Anschauungen des 18. Jahrhunderts war es möglich, daß eine Frau, die von ihrem Manne getrennt lebte, aber stets mit einem andern, wenn nicht gar gleichzeitig mit mehreren ein Verhältnis hatte, regelmäßig zur Kirche ging und sogar bei der Geistlichkeit als eine besonders fromme Dame galt. Frau de Warens selbst hat sich anscheinend darüber keine Gewissensbisse gemacht, denn Rousseau sagt ja von ihr, sie hätte an einem Tage zwanzig Männern angehören können, ohne daran Anstoß zu nehmen. Sie war eben eine Quie-

tistin ganz eigener Art, denn ihre Anschauung ließ sich so zusammenfassen: Liebe Gott und tue im übrigen, was dir beliebt.

Da im Berner Gebiet, zu dem Vevey gehörte, die Bestimmung bestand, daß jeder, der katholisch wurde, sein Vermögen verlor, so wurde alles, was Frau de Warens zurückgelassen hatte, beschlagnahmt, jedoch verzichtete der Berner Rat darauf zugunsten des Herrn de Warens unter der Bedingung, daß dieser die von seiner Frau gemachten Schulden bezahlte. Die Fabrik war inzwischen wegen Mangels an Betriebsmitteln stillgelegt worden, und auch ein anderer Unternehmer konnte sie nur noch ein paar Monate fortführen.

Herr de Warens ließ sich nur auf Drängen seiner Familie von seiner Frau scheiden. Sie selbst durfte als Katholikin keine andere Ehe eingehen. Er war durch die Schuld seiner Frau so sehr in finanzieller Bedrängnis, daß er erst nach England, dann nach Deutschland ging, wo er Reisebegleiter des jungen Prinzen Victor-Lebrecht von Anhalt-Bernburg-Hoymb wurde. Seine Verwandten regelten die Liquidierung seiner Güter, und nach Bezahlung aller Schulden blieb noch ein Überschuß von 700 Franken. Später kehrte er nach Lausanne zurück, wo er in städtischen Diensten 1754 starb.

*

Als Rousseau Frau de Warens zum ersten Male sah, zählte er erst 16, sie 28 Jahre. Es ist aber bekannt, daß Jünglinge von lebhaftem Geiste ihre ersten, schwärmerischen Neigungen oft Frauen oder Mädchen zuwenden, die viel älter sind, als sie. In intime Beziehungen traten sie erst, als Rousseau aus Italien zurückgekehrt war.

Rousseau hat Frau de Warens als seine Verführerin hingestellt, aber vielleicht hat Albert de Montet nicht so ganz unrecht, wenn er auch ihn nicht von Schuld freispricht. Wie man auch darüber denken mag, jedenfalls ist es schwer verständlich, daß Frau de Warens sich nach dem Tode ihres Dieners Claude Anet, den sie gleichzeitig mit Rousseau liebte, auch noch den ungeschlachten Wintzenried als Liebhaber zulegte. Hier beginnt entschieden ihr Abstieg von der „grande amoureuse“, und man kann es wohl begreifen, daß Rousseau sich jetzt von ihr abwandte. Die geheimnisvolle Reise, die sie 1730 während seiner Abwesenheit nach Paris machte, fiel ihm zwar auf, aber er erfuhr den Grund dieser Reise nicht. Wir wissen jetzt, daß sie versuchte, am Versailler Hofe Intrigen zu spinnen, daß diese aber fehlschlugen.

Bildnis von Frau de Warens
Gemälde von Nicolas de Largillière

Für den Aufenthalt Rousseaus bei Frau de Warens erst in Annecy, dann in Chambéry und dem nahe gelegenen Gute les Charmettes muß ich auf die „Bekenntnisse“ verweisen, obschon einzelne Angaben nicht stimmen (so ist es z. B. festgestellt, daß der Einzug des berühmten Liebespaares im Anfang des Sommers 1738, nicht 1736, erfolgte, so daß danach die ganze Chronologie des 6. Buches zu berichtigen ist).

Seinen Aufenthalt in den Charmettes hat Rousseau nicht bloß in den „Bekenntnissen“, sondern auch in einem längeren Gedicht „Le Verger des Charmettes“ geschildert, in dem er seinen Seelenzustand und seine Studien beschreibt. Das Gedicht ist an Frau de Warens gerichtet, die er anredet: „Sage Warens, élève de Minerve“ und von der er sagt:

Vertueuse Warens, c'est de vous que je tiens
Le vrai bonheur de l'homme et les solides biens.

(Tugendhafte Warens, von Ihnen habe ich das wahre Glück des Menschen und die dauerhaften Güter.)

In demselben Gedicht, das er 24 Jahre alt schrieb, sagt er:

Connaître mes travers est mon premier souhait,
Et je fais peu de cas de tout homme parfait.

(Meine Schwächen zu kennen ist mein erster Wunsch, und ich lege wenig Wert auf einen ganz vollkommenen Menschen.)

Hier macht sich also schon die Richtung geltend, die ihn später ganz beherrschte: seinen Charakter zu studieren und ihn für die Nachwelt bloßzulegen.

Aus den uns erhaltenen Briefen Rousseaus an Frau de Warens können wir auf ein richtiges Liebesverhältnis gar nicht schließen, aber es mag ja sein, daß Rousseau aus Vorsicht alle verfänglichen Äußerungen vermieden hat.

Frau de Warens hatte den armen, unbeholfenen Knaben bei sich aufgenommen, und jedesmal, wenn er wie ein verirrter Vogel aus Turin, Lyon oder Besançon zurückkehrte, war sie es, die sich seiner liebevoll annahm. Sie hatte ihm während seiner Studienzeit den Weg ins Leben gebahnt. Und waren es nicht die Unterredungen mit ihr, ihre Bekenntnisse, die ihm einen Einblick in das Menschenherz gewährten? Er hatte ihre Frauenseele kennengelernt, und was er vom Leben wußte, das kannte er fast nur durch sie. Und als er nach zwölf Jahren sie verließ, da war er ihr unstreitig zu tiefstem Dank verpflichtet.

Als er später, ein gereifter Mann, in der Eremitage saß, die er der Gastfreundschaft der Frau d'Epinay verdankte, versenkte er sich in seine Jugendzeit zurück. Damals schrieb er die ersten Bücher seines Romans „Die neue Héloise", die am Genfer See spielen. Frau de Warens diente ihm als Vorbild seiner Julie d'Etange. Allerdings verliebte er sich dann in die Gräfin d'Houdetot, und so mußte auch diese noch Züge zu seiner Heldin hergeben. Daß in erster Linie aber Frau de Warens als Vorbild gedient hatte, ersieht man auch aus anderen Einzelheiten: so wie sie von ihrem „Philosophielehrer" de Tavel verführt wird, so auch Julie von ihrem Hauslehrer Saint-Preux. Im Januar 1761 erschien der Roman, der so gierig verschlungen wurde. Frau de Warens war damals alt, arm und vergessen. Wir wissen nicht, ob sie von dem Roman überhaupt Kenntnis erhielt.

Sie war aber lange schön geblieben. Obschon ihre Jugend längst vergangen war, als sie im Frühjahr 1749 die Charmettes verließ, so erregte sie noch das Gefallen eines vornehmen alten Herrn, der sich freute, daß sie seine Nachbarin in Chambéry wurde. (Es war vermutlich Jacques d'Allinges, Marquis de Coudrée.) Er unterstützte sie, und das gab Anlaß zu allerlei Gerede. Als Rousseau im Jahre 1754 durch Chambéry kam, hörte er offenbar davon. In Lyon hatte er die Straße nach Savoyen eingeschlagen, weil er sich nicht entschließen konnte, so nahe an ‚Mama' vorbeizugehen, ohne sie zu sehen. „Ich sah sie wieder . . . In welchem Zustand, mein Gott! Welche Erniedrigung! Was blieb ihr von ihrer ersten Tugend? War es dieselbe Frau de Warens, die einst so glänzend war? Wie war mein Herz beklommen! Ich sah für sie kein anderes Mittel, als aus dem Lande zu gehen." Hierzu konnte sie sich aber nicht entschließen, weil sie ihre Pension nicht verlieren wollte. Rousseau ließ sie seine Enttäuschung wohl merken, und sie fühlte sich in ihrem Stolze verletzt. Seither wandte sie sich nie mehr an ihn, obschon ihr Elend groß war und Rousseau viel eher in der Lage gewesen wäre, ihr zu helfen, als vorher, wo er ihr zuweilen eine kleine Summe geschickt hatte. (Am 13. Februar 1753 hatte er ihr z. B. 240 Franken gesandt.) Der alte Herr, ihr Nachbar und Freund, ihre letzte Stütze, starb. Sie selbst wurde von Krankheiten heimgesucht, und so waren ihre letzten Jahre voll Not und Elend. Sie starb in Chambéry am 29. Juli 1762.

Ein aus Savoyen gebürtiger Schriftsteller, Dr. med. Amédée Doppet, der später französischer General wurde, veröffentlichte 1786, also acht Jahre nach Rousseaus Tod, angebliche Memoiren der Frau de Warens, denen sein Bruder, ein Advokat, solche von Claude Anet hinzufügte, die aber von Anfang bis zu Ende erfunden sind. Als Fortsetzung erschienen dann auch noch Memoiren von Wintzenried (1789), die natürlich ebenso gefälscht sind. Im übrigen begnügte man sich ein Jahrhundert lang mit der Darstellung Rousseaus, und erst unserer Zeit war es vorbehalten, das ganze Leben der Frau de Warens kritisch zu prüfen. Ihr Bild hat dabei allerdings nicht gewonnen, und man wird sie noch am mildesten beurteilen, wenn man sie eine „grande inconsciente" nennt.



Die Spanierin

Von Heinz Grevenstett

Aquarellstudien von Franziska Slopsnies

Es wird nicht leicht sein, den Typ der deutschen Frau in ein paar Bildern und ein paar Sätzen festzuhalten. Selbst wenn man der Vereinfachung halber alle Frauen ausschaltete, die das dreißigste Lebensjahr überschritten haben. Die blonde, blauäugige Rittergutsbesitzers-Tochter in Pommern und das Münchner Madel mit dem dunkeln Haar und den zärtlichen Augen, die rassig-schlanke Königsbergerin und die munter-mollerte Rheinländerin, sie bilden schon so auffallende Gegensätze, daß der zahlreichen Zwischenstufen gar nicht erst gedacht zu werden braucht. Der ausländische Maler, der unser Land mit der Absicht bereist, seine Skizzenmappe mit Porträtstudien deutscher Frauen zu füllen, wird bei seiner Heimkehr kaum imstande sein, in all diesen Gestalten und Gesichtern etwas Gemeinsames zu entdecken. Für die deutsche Frau fehlt eben der Generalnenner. Nur die Pariser Karikaturisten glauben ihn gefunden zu haben, und auch bei ihnen gabelt er sich noch in zwei Typen: das fadblonde, artig gekämmte, süßliche „graiteschèn" und die vierschrötige, untersetzte Lodenträgerin, die plump das Hofbräumaß schwingt. Wir wissen, wie oft wir über den Stumpfsinn dieser französischen Zeichner gelacht haben, deren Talent und deren Beobachtungsgabe so trostlos vom Haß verdunkelt und verzerrt wurden.

Will man nun aber mit Liebe und Sacheifer an die Aufgabe herangehen, das Bildnis der Spanierin in ein paar charakteristischen Skizzen wiederzugeben, dann werden nicht geringere Schwierigkeiten zu überwinden sein. Der Auslandsbesuch, besonders der Deutsche, wird in Spanien mit wohltuender Höflichkeit aufgenommen. Hat er Geschäfte abzuschließen, dann widmen sich ihm seine Geschäftsfreunde fast aufopferungsvoll, sie begleiten ihn auf vielen Gängen, sie räumen ihm allerlei Reiseschwierigkeiten aus dem Weg, sie versehen ihn mit Rat und Empfehlungen. Aber in ihre Häuslichkeit wird er kaum einen Blick tun dürfen — die spanische Frau wird er also nur in Ausnahmefällen kennenlernen.

Eines aber weiß er sehr bald: daß jenes Bild, das sich der Deutsche von der Spanierin auszumalen pflegt, grundfalsch ist, jenes



Im Varieté

Zigarrenkisten-Deckelbild, auf dem eine glutäugige Brünette, die linke Hand in die Hüfte gestützt, die rechte kokett mit der Zigarette erhoben, den flachkrempigen Hut auf dem Kopf, den Betrachter herausfordernd anblickt. Unterschrift: Carmen. Zu diesem Reklamebild hat anscheinend eine kleine Provinzsoubrette Modell gestanden, die nur sehr unklare Vorstellungen von Spanien vermitteln kann. Sie hat das Land wohl lediglich durch Bizet kennengelernt. Bizet hat sich aber nur die eingeborenen Melodien, die er in Spanien fleißig gesammelt, für seine Oper angeeignet, alles andere, was die Szene wiedergibt, ist durch und durch französisch geblieben.

In der Berliner Komischen Oper, lang vor dem Kriege, hat Gregor einmal den Versuch gemacht, Bizets prachtvollen Reißer „echt" zu geben: im ersten Akt richtige Zigarrenwicklerinnen, wie man sie noch heute in Sevilla auf dem Weg von der Fabrikarbeit treffen kann, im zweiten und dritten Akt Schankmädchen, Zigeunerinnen, Tänzerinnen, wie sie in Granada und in spanischen Hafenstädten aufzutreiben sind — aber die Aufführung verpuffte völlig wirkungslos. Denn man braucht nun einmal zu Bizets Orchestersprache die Maskenballkostüme der Großen Oper, man braucht dieses Pseudo-Spanien, das durch Pariser Theateraugen und Pariser Temperament gesehen ist.

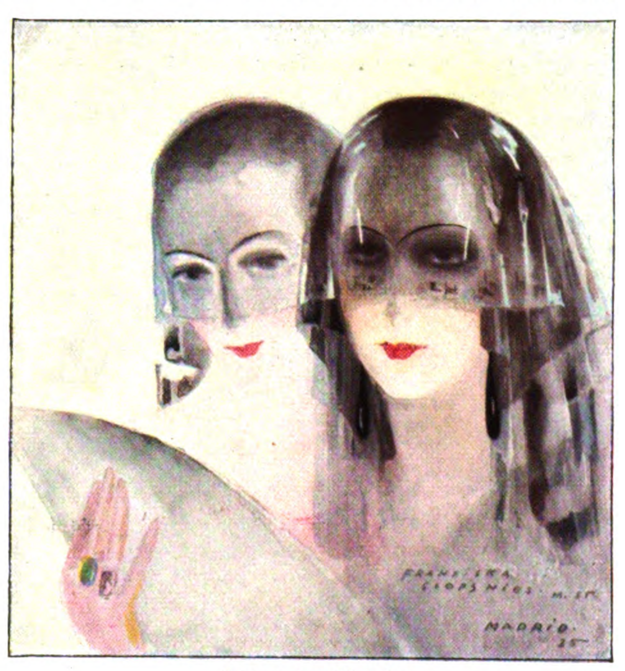
Mit dem Begriff der Spanierin eng verbunden ist für viele, auf Grund ihrer durch „Carmen" vermittelten Land- und Leutekunde, der der Zigarette. Aber als einheitliches Merkmal bringt der Reisende aus der iberischen Halbinsel gerade die Beobachtung mit: keine Spanierin raucht. Ja, die Zigeunerin raucht, gewiß, die alte Wahrsagerin auf dem Albaicin gelegentlich sogar Pfeife, und die Grisetten und Chansonetten und Varietétänzerinnen in den Matrosenlokalen rauchen; doch das ist ein Mischvölkchen, das sich an allen Weltecken ähnelt und nichts typisch Spanisches vorstellt.



Bildnis der Tänzerin Raquel Meller

Ein weiteres Kennzeichen der Spanierin aus den besseren Ständen? Vielleicht dieses: sie läßt sich nur selten zu Fuße auf der Straße blicken. Es gehört zum guten Ton, daß die Dame fährt. Alles, was Dame ist und was als Dame behandelt sein will. In Madrid, auch in Barcelona bemerkt man neuerdings eine wachsende Freizügigkeit. Aber in Sevilla und anderen Großstädten herrscht auch heute noch die strenge alte Sitte. Am Faschingskorso nimmt auch die vornehmste Sevillanerin teil — aber im geschlossenen Auto. Gewiß sieht man hübsch gekleidete junge Mädchen und Frauen zu Fuß auf der Straße. Aber das sind Arbeiterinnen und Arbeiterfrauen. In seidenen Kleidern? Warum nicht! Wenn sie noch so arm sind, so besitzen sie doch zum Ausgehen dieses eine, einzige, schöne Gewand. Daheim gehn sie in Unterrock und Bett-

jacke. Eine große Klasse von Frauen fehlt nämlich in Spanien: die für einen gehobenen Beruf erzogene Tochter aus gutem Hause. Undenkbar, daß die Tochter eines höheren Beamten, eines Arztes, eines gutsituierten Kaufmanns eine Stellung annähme. Sie hat weder den Trieb noch die Ausbildung, um sich auf eigene Füße zu stellen. Das Leben im Elternhaus ist einförmig, aber sehr bequem. Die jungen Mädchen haben unendlich viel Zeit. Was sie daheim treiben? Der Ausländer kann nur ab und zu einen Blick in eine spanische Familie tun. Etwa, wenn er in einer Pension wohnt. Er sieht Frauen und Mädchen in wenig verlockenden Negligés. Man macht zu Hause keine Umstände. Aber für eine Wagen- oder Autofahrt, für einen Besuch, gar für das seltene Ereignis einer Opern- oder Arena-Vorstellung, und selbstverständlich für den Gang zur Messe, wird lange und sorgfältig Toilette gemacht. Darüber gehen schon immer ein paar Stunden hin. Und fabelhaft kurzweilig ist es doch, mit einer Freundin am Fenster zu sitzen und das Leben auf der Straße zu beobachten. Der Spanier verbringt den vierten oder dritten Teil seines Tags im Café, ohne sich zu langweilen. Bücher werden von der spanischen Kleinbürgerstochter, nachdem sie die Klosterschule verlassen hat, kaum mehr angerührt. Niemals habe ich auf meinen zahlreichen Reisen kreuz und quer durch Spanien eine Frau oder ein Mädchen in einer Zeitung oder einer ernsthaften Zeitschrift lesen sehen. Das einzige Büchlein in der Hand einer Spanierin war das Gebetbuch. Mit gekreuzten Händen wird es vor dem Magen getragen, wenn man stolz, sittig, schön und vornehm die Stufen zur Kathedrale emporschreitet; ein Spitzentaschentüchlein fällt darüber.



Damen von Madrid

Die Spanierin soll feurig sein, behaupten alle, die ihre Kenntnisse aus der „Carmen“ bezogen haben. Ich glaube, das stimmt nicht. Sie ist dafür viel zu geduldig. Denn ihre Geduld — und ihre Anspruchslosigkeit — ist eben ihre Vornehmheit.

Wenn man in einer kleinen spanischen Stadt durch besonders günstige Umstände einmal eine Einladung zum Ballfest in einem Kasino guter Bürgerkreise erhält, dann staunt man über die nach unsern Begriffen vormärzlich strenge Zucht, die im Tanzsaal herrscht. Auf den Saalbänken und Stühlen rechts vom Eingang die ledigen Tänzerinnen mit ihren Müttern, gegenüber die Verlobten (die nur mit dem Bräutigam tanzen), auf der dritten Seite die jungen Frauen. Man engagiert zum Tanz durch eine Verbeugung, genau so wie bei uns zu Gustav Freytags Zeiten in „Soll und Haben“, und nach dem Tanz bringt man seine Tänzerin an ihren Platz zurück und empfiehlt sich durch dieselbe Zeremonie. Man achte auch auf die korrekte Haltung der Tänzerinnen und Tänzer. Der Tango und andere Tänze, die eine vertraulichere Annäherung der Körper erlauben oder bedingen, werden in der guten spanischen Gesellschaft kaum geduldet. Beim Tanz darf man plaudern. Das Feld der Themen ist eng begrenzt: die Konversation eines altmodisch-deutschkleinstädtischen Tanzstundenzirkels etwa. Sollten sich aber einmal Beziehungen ergeben, die eine längere Aussprache erwünscht machen, so verstieße es gegen alles Herkommen, mit der Tänzerin auch während der Tanzpause zusammenzubleiben, gar mit ihr im Saale weiterzupromenieren. Alles sitzt wieder, gut aufgeräumt und artig ausgerichtet, auf seinem Platz und harrt des nächsten Tanzes.



Frauen in Sevilla

Für „Bonvivants" bietet Spanien keinen Boden. Der Flirt ist sehr umständlich, erfordert unglaublich viel Zeit. Die fast klösterliche Abgeschlossenheit und häusliche Zucht der jungen Damen ermöglicht höchstens ein Rendezvous der Blicke — von Wagen zu Wagen, von Fenster zu Fenster, von Loge zu Loge. Heißatmige Abenteuer, wie sie der selige Don Juan erlebte, dürften auch heute noch mit Waffengebrauch und andern körperverletzenden Unannehmlichkeiten enden.

In den internationalen Gesellschaftskreisen der Hauptstädte hat sich die Stellung der spanischen Señora und Señorita natürlich mit der Zeit gewandelt. Besonders seit dem Krieg. Die Amerikanerin und die Französin beginnen dort die Spanierin zu „erziehen". Ich habe in Madrid bei einem Hofphotographen ein paar Dutzend Aufnahmen von einer entzückenden Komteß gesehen, einer Hofdame, die die Reklamebilder auch der raffiniertesten Filmdiva in den Schatten stellen könnten. Ein Bild im prunkvollen Courgewand, ein Bild in der Nationaltracht mit dem hohen Kamm und der malerisch darüber drapierten Spitzenmantilla, ein Bild im Autodreß. Solch ein reizendes Wesen kann ich mir daheim nur widerstrebend im plumpen Tanten-Negligé vorstellen. Gewiß wird sich diese süße junge Komteß beim Morgenbesuch ihrer Freundinnen nicht anders als im seidenen Pyjama zeigen. Vielleicht rauchen die jungen Damen dieser neuen Schicht auch, wenn sie ganz unter sich sind, einmal eine Zigarette. Heimlich. Aber in den eleganten Restaurants, in denen die Diplomatie verkehrt, läßt sich die Spanierin, auch wenn die Ausländerinnen die Vorschriften des Landes nicht zu kennen scheinen, kaum dazu verführen, eine Zigarette an die geschminkten Lippen zu führen.

Geschminkt wurde in Spanien schon zu Velazquez' Zeiten. Diese Kunst brauchten nicht erst die Amerikanerinnen ins Land einzuführen. Sie ist — leider — der Porträtkunst sehr verhängnisvoll geworden. Die Maler von heute können keinen Hautton mehr malen — sondern nur Leichners Fettschminke Nr. 1 oder Nr. 2, und für die Augenbrauen und Wimpern und Lippen und Ohrläppchen die Nuancen derjenigen Pariser



Kabarett in Sevilla

und Neuyorker Firmen, die augenblicklich die begehrtesten sind. Eine blutjunge Deutsche, die in Diplomatenkreise von Madrid heiratete, aus altem Hansahause stammte und die Schminkkunst bisher nur als Ausschreitung des Berliner Kurfürstendamms eingeschätzt hatte, kam auf ihrem ersten Eheurlaub sehr kunstvoll bemalt zurück und entschuldigte sich bei mir lachend: „Sechs Wochen lang zeigte ich Charakter und schminkte mich nicht, aber dann kam ich mir doch schon selbst zu garstig vor neben den anderen Frauen, ich wurde auch zu oft gefragt, ob mir das Klima nicht bekäme, denn ich wirkte leidend mit meinem gesunden Teint, — und wenn ich heute ohne Schminke in Gesellschaft ginge, dann wäre mir's, als hätt' ich mich nicht völlig angezogen!“

Die Spanierin schminkt sich nicht nur, sie zeigt auch sehr gern recht viel Schmuck. In Sevilla besonders geht das durch alle Gesellschaftskreise. Der orientalisch-afrikanische Einfluß ist hier unverkennbar. Man darf nicht vergessen, daß Sevilla 536 Jahre lang unter maurischer Herrschaft stand. Es ist verblüffend, wie es in den Logen der Theater, besonders der Stierkampf-Arena, wenn ein „großer Tag“ ist, von Brillanten funkelt. Wetten wir, daß neun Zehntel davon falsch sind. Der Reichtum, der auf der Schattenseite der Arena (in der Sonne schmort das Volk) versammelt ist, wäre zu riesengroß. Und der Verdacht liegt so nahe, weil die Pariser Schundläden, die alle Hauptstraßen Spaniens beherrschen, doch nicht n u r von den kleinen Handschuhnäherinnen und Wäschermädchen ihre Existenz bestreiten können. Das Bedürfnis, sich zu putzen, sei's auch nur mit einer falschen Perlenkette oder einem seidenen Schleifchen, zeigt auch schon der Backfisch im kleinsten Bürgerhause. In der spanischen Familienpension, in der ich reizende Wochen verbrachte — trotz der Wanzen, trotz der nichtschließenden Fenster und Schranktüren, trotz des schadhaften Waschservices —, war es immer eine Sensation, an der alles begeistert Anteil nahm, wenn Niña, die Vierzehnjährige, mit einem kleinen Einkauf für ihr Korso-Kleidchen oder für ihren Haarputz glückselig heimkam. Natürlich legte auch sie schon Karminrot auf ihre Lippen und malte sich die Augenbrauen (die eigenen hatte sie abrasiert) dahin, wo sie sie gerade zu tragen für schön fand.

Als Mädel aus dem Volke unterlag sie nicht der Abgeschlossenheit wie ihre Geschlechtsgenossinnen aus den gehobenen Ständen. Ich entsinne mich noch ihrer begeisterten Schilderung eines Abenteuers. Mit einer Freundin war sie ins Kino gegangen. Als sie die Alameda entlang gingen, kamen zwei Reiter hinter ihnen her. „Oh, welch reizende Señoritas!" — sagte der eine. Sie hörten es natürlich, sollten es ja auch hören. „Wir wollen sie grüßen!" sagte der andere. Und sie trabten vor, machten Front, ließen die jungen Señoritas passieren, grüßten und sagten: „Schöne! — Schönste! — Allerschönste!" — Niña erzählte es noch oft. Es war ein kleiner Roman für sie.

Nun ist es in Spanien kein Verbrechen, weibliche Wesen in huldigender Form anzusprechen. Wer sich auf der Straße zeigt, ist dem ausgesetzt. Auch die Prinzessin Isabella mußte sich das gefallen lassen, die Schwester des Königs. Sie war schon frühzeitig arg in die Breite gegangen. Wenn sie, ziemlich zerflossen, ankutschiert kam, dann riefen ihr die Passanten lustig-derb zu: „Ei, da kommt ja unsere Fleischpastete!" — Sie grüßten, winkten, — und die Prinzessin, die sich ihrer Popularität freute, erwiderte die seltsame Huldigung lächelnd.

Die Arbeiterinnen, die auf dem Weg zum Geschäft oder zur Fabrik oder im Kino oder beim Stierkampf wohlwollende oder ablehnende Kritik ihrer Gesichter oder ihrer Beine zu hören bekommen, sind nicht auf den Mund gefallen. Schlagfertig bekommt der Caballero seine Gegenkritik, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt.

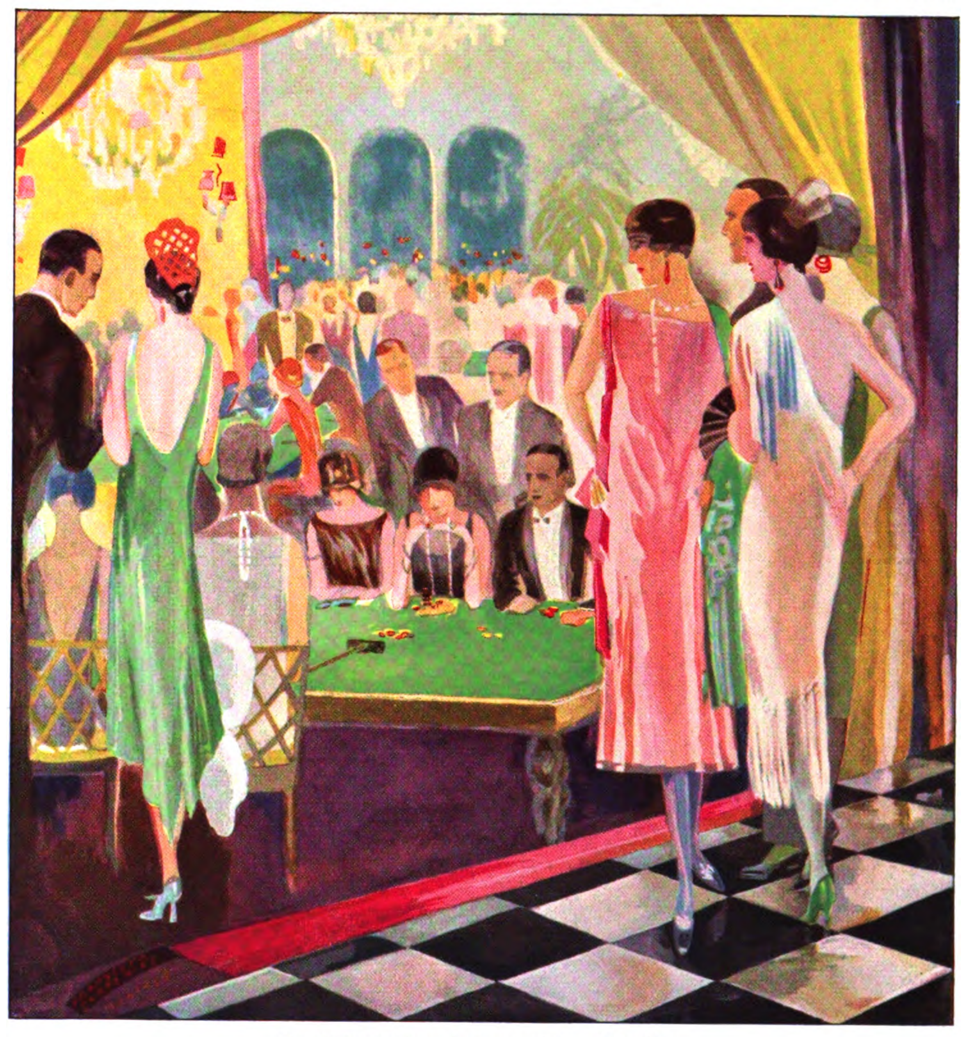
Was ist das für ein Lachen und Rufen und Schwatzen und Kreischen, bevor eine Theatervorstellung oder ein Stierkampf beginnt. Immer ein festliches Ereignis für sich. Achtzig Steinkreise, unten nur Männer, auf den gedeckten Balkonen und in den Logenausschnitten die Frauen: Arm und Hals und Nacken frei, in losen Hängern, in fleischrosa Seidenstrümpfen. Dieses Hin und Her! Die weißgekleideten Diener dazwischen, die Kissen herantragen, die Orangenhändler, die Wasserverkäufer mit den bauchigen Krügen. Bis dann der Präfekt das Zeichen gibt — und mit einem Schlage diese dem stillstumpfen Alltag entrückten und festlich erregten zehntausend Frauen den Mund halten!



Bettelnde Zigeunerin in Granada

Die Spanierin beim Stierkampf zu beobachten ist viel interessanter als das Schauspiel in der Arena selbst. Wie die Raubtiernatur in einzelnen durchbricht. Wie das Erbarmen mit der armen Kreatur Tränen in die Augen preßt. Wie der Ekel anspringt, wenn ein Tier mit hängenden Eingeweiden weitergetrieben wird in sein Endschicksal. Und doch immer wieder die kühle Selbstbeherrschung: lächeln, lächeln, sich nicht aus der vornehmen Ruhe bringen lassen!

Man wird die Spanierin von heute nicht begreifen, wenn man sie nicht aus der bunten Geschichte ihres Landes zu erkennen trachtet. Und man wird vergeblich in ihren Zügen zu lesen versuchen, wenn man ihr Porträt nicht schon in den Meisterbildnissen studiert hat, die



Im Spielsaal des Kasinos zu San Sebastian

Morales und Greco, Velazquez und Ribera, Zurbaran, Murillo, Goya und Mena von ihr niedergelegt haben.

Das erste klassische Porträt der Sevillanerin hängt in Rom. Murillo hat es gemalt. Die Madonna vor dem Efeupfeiler, das Jesuskind auf dem Schoß. Die Italiener nennen's „die Zigeunermadonna", weil sie den fremden Blick dieser Augen sich nicht anders zu erklären wußten. Das klassische Konterfei der Madriderin aber ist das der Mater dolorosa im Prado, das von Morales stammt. Man hat diesen Künstler den spanischsten der spanischen Maler des 16. Jahrhunderts genannt. Solch edle, ernste, vornehme, schmerzliche Gesichter gewahrt man manchmal in den Kathedralen. Da ist es, als werde eine Mauer eingerissen und man sähe in ein Seelenleben, das andern romanischen Völkern ungreifbar, unvorstellbar sein müsse.

Nein, sie ist nicht „feurig", die Spanierin. Sie ist, wenn sie wirklich spanisch ist, in allererster Reihe und im allerbesten Sinne v o r n e h m.

Diese Vornehmheit prägt sich in jeder Frauengestalt, in jedem Mädchenkopf aus, die Velazquez' Meisterhand uns überliefert hat. Die Madrider Zeichnung „Kopf eines jungen Mädchens" ist wohl die bekannteste. Etwas Schwermut, etwas Leid liegt in den Augen. Und eins vor allem: Einsamkeit. Und treten wir in Kassel vor Riberas Mater dolorosa, so lernen wir in den inbrünstig-



Auf der Terraſſe in San Sebaſtian

ſchmerzlich gerungenen Händen eine Gebärdenſprache kennen, die uns begreiflich macht, daß die Spanierin des Worts nicht ſo bedürftig iſt wie ihre beweglichere Nachbarin jenſeits der Pyrenäen. Zurbarans Heilige Eliſabeth (in Montreal), in vielen Wiedergaben bekannt, zeigt die Vornehmheit und die Anmut einer königlichen ſpaniſchen Frau in prunkvollem Gewand. So weiß die Ariſtokratin von Madrid auch heute noch zu ſchreiten, wenn ein feierliches Amt ſie in die Kathedrale ruft.

Nie aber habe ich ſtärker die Schönheit und den ſtillen Adel der Spanierin empfunden, als bei einer Ankunft in San Sebaſtian, nachdem ich in Biarritz das Pariſer Kokottentum in ſeiner üppigſten und herausforderndſten Form erlebt hatte. Der Hof war in dem ſchönen Seebad an der Concha d'oro verſammelt. Es gab Feſte allerart, cn denen auch das Volk teilnahm. Das Pelota-Spiel vor allem. Im Kreiſe ſeiner Basken hat ſich der König ja ſtets am wohlſten gefühlt. Das Königspaar hatte ein Gefolge von ritterlich ſchönen Männern und wirklich königlichen Frauen. Schöne, ſchlanke Geſtalten, feine Profile, ernſte Augen, dunkle und blonde Köpfe. Und welch nobler Ausdruck in dieſen Geſichtern!

Der in Spanien reiſende Ausländer wird die ſchönſten und wertvollſten Frauen der Halbinſel ja nur wie durch einen Glückszufall zu ſehen bekommen. Aber dieſe Porträts werden ſich ihm ebenſo einprägen wie die klaſſiſchen Bildniſſe, die durch die Jahrhunderte ihren unvergänglichen Wert als Kunſtwerke und Kulturdokumente behalten haben. Und er wird der unbekannten Spanierin in einem Winkel ſeines Herzens huldigen, dieſer ſpröde zurückhaltenden, durchaus nicht „feurigen", ſtill vornehmen Frau.

Vom Tode eines Hasen

Tierstück von Paul Vetterli

Leblos starrt die Heide. Ödnis liegt auf dem Felde. Kälte kahlt den Forst. Winter! Hungervögel rudern mit schwerem Flügelschlag über die weißen Flächen, beutegierig! Kropfleer kauern Krähen, wie vermummte Gestalten, auf Bäumen und Zäunen. Den eisigen Wind im Gesicht. Sie warten. In dumpfer Resignation. Zeit der Not! Mit eingefallenen Flanken ziehen die Rehe umher. Von der Heide ins Holz. Vom Forst ins Feld. An magerer Äsung kümmern sie dahin. Ermattet tun sie sich nieder. Todmüde!

Aber dem Fuchs geht es gut. Denn wenn das Nutzwild Not leidet, wird sein Tisch reichlich gedeckt. Leichter gelingt ihm das Anpirschen des Rebhuhnes, des Fasans und das Hetzen des laufkranken Rehes. Beute bieten ihm Busch und Blachfeld, seit die winterlichen Treibjagden abgehalten werden. Das große Hasensterben. Ihm schafft es — Fraß!

Lachend bewegt sich ein Trupp Jäger ins Revier. Ausgelassene Stimmung. Warum sollten sie sich nicht freuen! Ein herrlicher Jagdtag winkt. Hartschnee. Windstill. Gutbesetzte Wildbahn. Winterlandschaftliche Reize. Nach der Jagd fröhliches Beisammensein. Bier. Wein. Kartenspiel. Vergnügen!

In der Nähe des Holzes verstummen die Stimmen. Geräuschlos beziehen die Schützen die Stände. Schußbereit ruhen die Flinten in den Fäusten. Im Busch sind die Augen. Über Wechsel, Pässe und Steige huscht der suchende Blick. Zwanzigfacher Tod flankiert und riegelt das Jagen ab. Zum Beginn des Treibens ruft das Signalhorn. Ferner Lärm. Anwachsend. Irres, wirres Geschrei. Geklapper. Vor der Wehr der langsam vorrückenden Treiber schreitet ein Gespenst durch den Wald. Unsichtbar. Den Fuchs schreckt es auf. Dem Hasen greift es ans Herz. Mit eisigem Finger tupft es dem Reh ins Genick. Angst!

Flatternde Vögel, von Baum zu Baum ihre Furcht tragend. Nordische Gimpel. Blutfinken. Meisen und Goldhähnchen. Kleine, verschüchterte Kehlen, wimmernde Warnrufe. Eichelhäher keifen und kreischen mit lauter Stimme: „Gefahr!“

Vorsichtig den Wind prüfend, schnürt Reineke durch die Dickung. Mit langen Hälsen ziehen die Rehe über die Rodung. Nach wenigen Gängen sichern sie, die Lauscher vorgeschoben. Rund und groß starren ihre Lichter. Fragend und gequält. Auf gewohntem Steige hoppelt Lampe dahin. Fast sorglos. Täuschung ist seine äußere Ruhe. Innen zucken Fibern und Fasern. Jetzt verhofft er. Macht einen Kegel. Starr steifen sich die Löffel über dem Kopfe. Sie schöpfen Verdacht. Geringste Geräusche fangen sie auf, ein Husten, Niesen, Metallton — weg, fort! Furchtgehetzt! Angstgepeitscht! Hinter ihm — das Grausen!

In fördernden Fluchten rennt er dahin. Ins Ungewisse. Nur von den verdächtigen Geräuschen weg! Zurück, dem großen Radau der Treiber entgegen. Nein, seitlich aus dem Bestande aufs freie Gelände. Rehe preschen polternd vorbei. Todesangst reitet auf ihnen. Überall wird es lebendig von flüchtigem Wild. Verwirrte Wesen. Päng, päng! Die ersten Schüsse!

Donnergewaltig stürzt das Geknall in die Löffel des Hasen und schlägt mit grober Faust an sein Herz. Langgestreckt saust er über den Schnee hinweg, sein bißchen Leben ins Freie zu retten. Weit öffnet sich vor ihm das Feld. Da bellen zwei Gewehrläufe ihm nach. Die Entfernung für einen tödlichen Schuß war zu groß. Aber dem Jäger zuckte der Finger am Abzug. Nicht kühle Erwägung, nicht weidmännisches Empfinden, sondern nur Trieb und Leidenschaft löſten die raschen Schüsse. Enttäuscht folgen seine Blicke dem Hasen. Und doch ist jener getroffen!

Zwei Schrotkörner haben ihn erreicht. Das eine hat ihm den rechten Hinterlauf dicht über dem Sprunggelenk zerschmettert und das andere die Keule durchbohrt. Als peitschte ein Ungeheuer auf ihn ein, wirft er den Boden hinter sich.

In eine Remise flüchtet Löffelmann. Unter dichtes Buschwerk birgt er seinen Balg. Dort kauert sein Körper zusammen. Zu ungewohnter Stellung. Wegen des verstümmelten Laufes. Wegen der Schmerzen. Dann und wann bewegt sich der Kopf, stellen sich die Löffel, zittern die Flanken und Keulenmuskeln. Als hätten die Seher alle Angst der Welt eingefangen, so furchtsam äugen sie beim Geknall der fernen Schüsse zwischen den Zweigen hindurch. Jeder Hall bohrt sich mit stechender Pein in sein Fleisch und jagt seine Seele von Winkel zu Winkel gleich einem vom Falken verfolgten Vogel.

Ein Rauhfußbussard rüttelt über dem Strauch, der den Krummen schützt. Die



Augen des Hungrigen haben Fraß entdeckt, aber es ist Atzung, in der noch zu viel Leben pulst. Darum wagt der Räuber den Angriff nicht.

Aber sein Flug und sein Geschrei foltern den Hasen. Aus den Qualen, die vom verstümmelten Laufe her durch seinen Leib rinnen, schwelt das dreifach beängstigende Gefühl der Wehrlosigkeit und Ohnmacht empor. Straff rafft er sich zusammen. Als wollte er Gesundheit und ungebrochene Kraft vortäuschen. Aber dem Raubvogel entgeht das gequälte Geflacker in den Augen des Krankgeschossenen nicht. Darum verharrt er auf seinem Lugaus. Mit unerbittlicher Geduld. Seine Blicke messen mit kalter Ruhe den Abstand von Leben und Tod.

Vom Walde her tönt das Signalhorn der Jäger. Es ruft sie zu fröhlichem Jagdschmaus zusammen.

Lampe hungert. —

Der Krummschnabel äugt gierig nach Atzung. —

Flugmüde Wintervögel hocken im Geäst der Büsche und starren mit kleinen dunklen Äuglein über die endlose Schneefläche. Nirgend eine apere Stelle! Kein Futter. In Hunger- und Angstgespenstern, als taumelnde und seufzende Schemen schleichen die Stunden des Tages dahin. Hinter ihren wankenden Schritten bellen die Gewehre der Jäger. In ihren unsichtbaren Spuren schreitet der Tod, jammert die Qual. Bluttropfen leuchten aus dem Schnee. Verborgenen Augen enträtseln sie ihr grausiges Geheimnis. Angeschossenes, verkrochenes Getier ruft mit stummem Munde um Hilfe.

Treibergejohle! Lachende Menschen!

Geschrei eines vom Hunde gegriffenen Hasen. Letzte Schüsse zerbrechen das abendliche Schweigen. Letzte Signalhornrufe künden: „Jagd vorbei." Halali!

Lampe kauert noch in seinem Versteck. Der Raubvogel ist weg. Ein Mensch hat ihn vergrämt. Ein Grünrock, der ihn schießen wollte. Aber in das schützende Gezweige des dämmerdunklen Schlafbaumes trägt der krummschnäblige Wegelagerer die Erinnerung an Beute. Aas wird der Hase morgen sein. Noch eine Nacht mit hungrigem Magen. Dann aber, in der Morgenfrühe, wird er seinen ersten Flug nach der Remise richten und sich satt kröpfen!

Kein Mensch mehr im Moor. — —

Im Schutze der Nacht wechselt Wild aus dem Walde. In die Heide hoppeln Hasen. Übriggebliebene sind es. Schicksalbegünstigte! Zum Darben verurteilt! Hart ist die Schneedecke. Unerreichbar die Äsung.

Den zerschossenen Lauf nachschleppend, wagt sich auch Lampe aus seinem Asyl. Denn keine Sicherheit gewährt es bei Finsternis, wenn der Fuchs herumschnürt, wenn Iltis, Marder und Wiesel ihre Nase ins Buschwerk stecken. Darum strebt er nach freiem Gelände. Vielleicht daß er auf der Feldmark seine eingefallenen Weichen wölbt. An gefrorenem Kohl!

Da schaukelt es herbei. Auf Nachtvogelschwingen. Lautlos. Tückisch. Fänge recken vor, zum Schlagen acht spitze Dolche spreizend. Die Eule! Glutaugen, die den Tod vor sich herschleudern, werfen ihr Gefunkel aus düsterer Umschattung herab.

In seitlicher Flucht wirft sich der Hase herum, verzerrt sein Gesicht, duckt seine Löffel und schlenkert den zerschossenen Laufstummel wie zu einer abwehrenden Gebärde. Als wollte er den Angreifer damit niederschlagen. Wie mit einem Knüttel. Dann stiebt er davon. Unbehelligt läßt ihn der Lufträuber. Denn zu viel Leben widersetzt sich ihm hier.

Irgendwo bellt ein Fuchs. Rollzeit! Er stößt auf die Wundspur des Krummen. Aber er folgt ihr nicht. Mehr lockt ihn der Duft der Geliebten. Denn auf Freiersfüßen geht er.

Lampe ist am Kohl. Zum Pfahl erstarrt er und sichert. Geräusche streifen seine Löffel und hämmern an sein Herz. Bang und lang sitzt er auf seinen mageren Keulen. Zum Umfallen matt. Soll er? Schmerzen, Hunger! Vorwärts! Halt! Vorwärts! Kehrt! Weg! Fort! Rauschen im Kohl. Gehechel eines hetzenden Hundes.

Ein revierender Dorfköter rennt hinter dem Hasen einher. Aber der Krumme ist noch immer so flott auf den Läufen, daß er mit allerlei Sprüngen und Hakenschlagen dem Verfolger entweicht. Dann aber versagt die letzte Kraft. Von Schwäche und Müdigkeit, von Folter und Angst niedergedrückt, schiebt er sich in eine Furche. Deckung findet er hier vor dem eisigen Wind. Dazu besitzt er günstige Sicht, heranschleichendes Raubwild rechtzeitig zu äugen. Möglich, daß sich ihm in der Nähe auch Äsung bietet. Doch jetzt halten ihn die Glieder nicht mehr aufrecht. Nur ruhen, rasten.

Im Gutshause zechen die Nimrode. Der, welcher die größte Strecke erzielt hat, wird zum Jagdkönig proklamiert. Auf sein Wohl werden die Gläser geleert. Er fühlt sich sehr geehrt und hält eine feuchte Rede, in der er seiner Begeisterung für das edle Weidwerk in gewählten Worten Ausdruck verschafft. Dann läßt man die Hasen hochleben, die der Jägerschar einen an Weidmannsfreuden so reichen Jagdtag bereitet haben.

Auf den Flügeln der feldwärtsstreichenden Krähen strebt der erwachende Tag ins Moor. Hungerrufe gehen ihm voran. Krächzlaute aus leerem Kropf klagen die Welt und den Schöpfer an.

„Kraaw — kaaw! Fraß — Aas!" Ja, das, was sie da unten mit ihren beweglichen Dunkelaugen erspäht haben, ist Beute für sie, wenn ihre Fänge und Schnäbel zum Kampf nicht zu müde sind. Wie ein Haufen schwarzer, von verborgener Hand herabgeworfener Lappen wirbeln die Raben zur Erde.

Rings um den fahlen Flecken fallen sie ein, jeder aus seinen gefächerten Schwingen Schrecken herauswehend. Eng reihen sie sich aneinander. Als suchte einer beim andern Halt. Wie eine Phalanx kleiner Dolche strecken sie dem Hasen ihre Schnäbel entgegen.

Eng an die Furche geschmiegt, als gälte es, in hintersten Schollenwinkelchen sein Leben zu bergen, als könnte er sich im letzten Momente noch unsichtbar machen, kauert der krausbalgige Krumme. Ganz still. Regungslos. Keine Bewegung der Löffel. Kein Atemzug verrät Leben. Ist er verendet? Oder stellt er sich tot? Will er seine Belagerer täuschen? Diese Aasfresser?

Aber die schwarz- und grauröckigen Gesellen wissen Bescheid. Ihrem scharfen Blick ist das Gehusch von Licht und Schatten, das die geängstigte Seele in die Seher des Hasen wirft, nicht entgangen. Auch wenn sie den zerschossenen Lauf nicht geäugt hätten, so würden Löffelmanns Augen ihnen beweisen, daß irgend etwas nicht in Ordnung ist. Sein Blick beichtet ja all seine Ohnmacht, seine Not und Verstümmelung.

Näher rückt einer der Grauröcke. Es ist eine Nebelkrähe. Drohend, als wollte sie den Angriff allein unternehmen, richtet sie ihren Schnabel nach dem Hasen. Jetzt verharrt sie wieder und macht einen bedenklichen schiefen Kopf.

Etwas Tückisches, Lauerndes liegt in dieser Gebärde. Vorspiel einer grausigen Tat. Mit berechnenden Blicken beäugt sie das elendgeschichtete, jämmerlich zusammengepferchte Häufchen grauer Wolle, aus dem nur zwei ängstliche Lichter Leben verraten.

Jetzt wagt sie sich noch näher. Sie stelzt wie zum Richtamt einher. Ihre dunklen Perlaugen haften mit suggestiver Gewalt an den Sehern des Daliegenden. Oder sollte sie vielleicht nicht ganz frei von Angst sein? Eine Krähe ist ja so vorsichtig. Es könnte möglicherweise im Hasen noch so viel Leben stecken, daß er nicht nur zur Flucht, sondern sogar zu einem Hiebe die nötige Kraft aufbringt. Darum müssen die Flügel zu raschem Auffluge bereit sein. Aber für einen Graurock oder Schwarzfrack ist es immer beruhigend, wenn er seinen Rücken durch eine Schar Gesinnungstüchtiger gedeckt weiß. Von allen Seiten schreiten die Krächzer heran, den Ring enger um ihr Opfer schließend. Unheimlich nah dolchen die schwarzen Schnäbel.

Jetzt flattern ein, zwei, drei Krähen in die Höhe, rütteln über dem Hasen, so dicht, daß das Wehen ihrer Schwingen auf dem Balge die Wolle zerteilt. Mit scheußlicher Gebärde recken sie ihre verkrampften Fänge. Krallen möchten sie einbohren — und wagen es nicht. Zergeiferte, aufmunternde Krächzlaute, aus giergeblähter Kehle herausgestoßen, zerscherbeln in den angstgeduckten Löffeln des Krummen. In irrem Hin und Her folgen seine Augen den Bewegungen der Feinde. Aber gleichzeitig fühlt er seinen kaputten Lauf, seine gebrochene Kraft.

Da, ein scharfer Schnabelhieb zwickte ihn in die Keule. Die Anführerkrähe hat das entscheidende Zeichen zur Attacke gegeben. Mit kirren Krächzern und flatternden Flügeln werfen sich die Freibeuter in die Höhe, um blitzschnell, von oben niederstoßend, wie abgeschossene Pfeile auf Lampe zu fallen und ihn mit all ihren Waffen zu bedrängen.

Aufschnellend stiebt der Angegriffene aus der Gasse. Mit senkrechtem Sprung, die Vorderläufe zur Abwehr erhoben, schleudert er sich dem Knäuel von Federn, der sich über ihm ballt, entgegen. In taumelnde Fetzen zerreißend, in Wutschreie zersplitternd, wirbeln die Krähen auseinander, — reihen sich aber gleich, wie von unsichtbaren Händen zusammengeschoben, zur Front und rudern mit wuchtigen Schwingenschlägen hinter dem Ausreißer her. Rasch haben sie ihn eingeholt. Auf drei Läufen muß er ja sein Leben retten. Dazu ist er schwach, ausgehungert, krank.

Stumm stoßen die Verfolger auf den Flüchtling herab. Sie wollen keine weiteren Neider herbeirufen. Feingezirkelte Schnabelhiebe führen sie nach dem Kopfe des Hasen. Nach den Sehern zielen sie, den Krummen zu blenden.

Pick! Der saß. Mitten im Auge! Aufschreit der Getroffene vor Qual, fällt, seitlich überschlagend. In Schwärze versinkt die eine Hälfte seines Gesichtsfeldes. Und gleich verdunkelt sich auch die andere. Geblendet! Klagend rennt der Bedrängte herum. Hageldicht fallen die Schnabelhiebe. Jetzt flüchtet er einen Baum an und prallt besinnungslos davon ab. So spürt er die letzte Phase des Kampfes, die Zersplitterung und Zerfetzung seines Lebens nicht.

Krächzend und keifend stürzen sich freß-lüsterne Schnäbel über ihre Beute. „Fraß und Aas," geifern sie. Vom Walde schaukelt der Rauhfüßige von gestern herbei. Meisen sammeln sich im Wipfel des Baumes, um nach der Mahlzeit der Großen Nachlese zu halten.

Da pirscht der Förster herbei, der den Wald nach angekratzten und verendeten Hasen absucht. Die kröpfenden Krähen äugen ihn zu spät. Mit einem Doppelschuß holt er zwei Grauröcke herunter. Dann steckt er den Krummen in den Rucksack und drückt sich ins Holz. Hinter ihm lärmt die Schar hungriger Vögel.

„Diebsgesindel!" flucht der Mensch. — — „Räuber! Mörder!" schimpfen die Krähen. —

Spanische Volkssprüche (Coplas)

Deutsch von Ludwig Fulda

Voll von Versen und von Liedern
Hab' ein Kästchen ich zu Haus;
Wünsch' ich Kurzweil, zieh' die Schnur ich,
Und dann springen sie heraus.

Von des Lebens Not und Pein
Möcht' ich Freiheit mir erwerben:
Weinend kam ich auf die Welt;
Darum will ich lachend sterben.

Mancher nimmt zu Herzen sich
Alle Dinge, die nicht glücken;
Ich jedoch nehm' sie zur Hand,
Werf' sie hinter meinen Rücken.

Kann nicht graben und nicht sä'n,
Kann auch nicht den Acker pflügen;
Eine, die mich nimmt zum Mann,
Ei, die hat ein groß Vergnügen!

Wenn ins Kraut die Küsse könnten
Wie die Petersilie schießen,
Dann auf manchen Mädchens Wange
Würd' ein ganzer Garten sprießen.

Wer gern friedlich auf der Welt
Leben will mit seiner Fraue,
Muß bei vielem, was er schaut,
Machen, daß sie nicht es schaue.

Ähnlich sehn den Haselnüssen
Heut die Weiber allzuwohl:
Unter hundert eine gute,
Neunundneunzig aber hohl.

Furchtsamkeit hält, wie man weiß,
Alle Weiberchen im Banne;
Ihnen bangt vor einer Maus,
Aber nicht vor einem Manne.

Junge Mädchen unsrer Tage
Und Oliven ähneln sich:
Jene, die am grünsten scheinen,
Sind die reifsten innerlich.

Jede Frau, wenn ihren Gatten
Sie zu bitten wünscht um Geld,
Sagt ihm kosend: Schatz, dich lieb' ich
Über alles in der Welt!

Frau'n und Pudelhunde gleichen
Von Geblüt einander sehr,
Laufen, wenn man ihnen schöntut,
Hinterm ersten Besten her.

Wär' ich doch ein springend Kätzlein,
Um ins Fenster dir zu platzen!
Dir würd' ich ein Küßchen geben,
Deine Mutter würd' ich kratzen.

Könnt' für einen Tag man freien,
Eine Woche oder zwei...
Aber für das ganze Leben,
Nein, da bin ich nicht dabei!

Durch die Gnade Gottes ward mir
Eine Dumme angetraut:
Geb' ich Prügel ihr, dann lacht sie;
Küss' ich sie, dann weint sie laut.

Eine Witwe schluchzte heftig
An des Manns Begräbnismorgen,
Während unter ihrem Bette
Sie den Liebsten hielt verborgen.

Mir, weil morgens mich die Trägheit
Und am Mittag stört die Glut
Und am Nachmittag die Mücken,
Ist nach Arbeit nicht zumut.

Sei zu Wildbret eingeladen.
Morgen geht's zur Jagd hinaus;
Wenn ich schieße, doch nicht treffe,
Lad' ich halt dich wieder aus.

Neues vom Büchertisch

Romane, Novellen und Literaturgeschichtliches. Von Karl Strecker

Hermann Stehr: Der Geigenmacher (Berlin 1926, Horen-Verlag) — **E. G. Kolbenheyer: Das Lächeln der Penaten** (München 1927, Georg Müller) — **Eberhard König: Thedel von Wallmoden** (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer) — **Jakob Wassermann: Der Geist des Pilgers** (Leipzig 1926, Phil. Reclam) — **Rudolf G. Binding: Reitvorschrift für eine Geliebte, Eine Lockung zum Leben** (Frankfurt a. M. 1925, Rütten & Loenig) — **Max Jungnickel: Lichter im Wind** (Hannover 1926, Ad. Sponholz) — **Zwei-Markbücher** (München 1926, Georg Müller) — **Hebbels Tagebücher** (Leipzig 1926, Hesse & Becker)

Im deutschen Schrifttum erfreuen sich zurzeit die Ismen einer erquickenden Ruhe- und Erholungspause. Sie rennen sich nicht mehr in erbittertem Kampf gegenseitig die Hörner blutig, — ja, man könnte den unirdischen Traum von einem friedlichen Ismen-Zusammenschluß, nützlicher vielleicht als der Völkerbund, träumen, etwa so: daß abseits aller Programme und Schlagworte ein kräftiger Impressionismus durch sinnvollen Expressionismus, daß Idealismus mittels erdetreuen Verismus Gestalt gewönne.

Ein Traum nur? Wirkliche Dichter haben immer in ähnlicher Art geschaffen, und ich könnte sogar ein Buch, das gerade vorliegt, als lebendiges Beispiel dafür anführen: **Hermann Stehrs** Erzählung **Der Geigenmacher**. Statt einer im Treibhaus gezüchteten Literatur gibt Stehr natürliche Dichtung, die im Freien gewachsen ist und nicht zu ästhetischen Zirkeln, sondern zum Volke spricht.

Sein Schlesierherz war offenbar wieder einmal verwunschen, war so von dem „Wogen zauberhafter Töne, lockender Bilder und unfaßbarer Gedanken" (seine eigenen Worte) erfüllt, daß er notwendig einen Künder dieser drangvollen Sehnsüchte haben mußte. Er sah sich um. Sollte er einen Dichter zum Dolmetsch nehmen? Aber er war ja selber einer, er brauchte nichts weiter als ein Instrument für seine schwingenden Melodien. Da dünkte ihn ein Geigenmacher schon das Richtige zu sein. Und besonders ein solcher, der schon von Kindheit an danach strebte: „die tiefsten Klänge von Erde und Himmel zu erlauschen und so einzufangen, daß sie nicht mehr entwischen könnten". Aus diesem Gefühl heraus wurde jener Mann ein Geigenbauer, man könnte auch wohl sagen: aus diesem Gefühl heraus wurde Stehr einst ein Dichter, ein Seelenbauer. Ohne Frage gilt für beide das Wort des alten Meisters, der den Geigenbauer in die Welt schickt, er könne nun nichts mehr von seiner Kunst lernen, sondern müsse fortan aus eigenem Erleben schöpfen, bei seinem Herrgott in die Schule gehen und seine Geigen statt aus Holz aus dem Herzen bauen.

Der Geigenmacher ging nun zu den Menschen, baute Violinen und fand viel Anerkennung an Fürstenhöfen und in Städten, aber ihm selber genügte keine im Ton, denn von dem Hauch seiner Seele und dem Laut von Erde und Himmel war nichts mehr zu spüren in ihren Tönen. Da findet er endlich im tiefen Wald, wohin der Unzufriedene geflüchtet ist, ein anmutiges, kindhaftes Mädchen, das ihn bezaubert. Mit ihr, die er sein „Schönlein" nennt, erlebt er nun märchenhafte Tage, in aller Unschuld und Kindlichkeit. Aber als seine Liebe wächst und begehrlich wird, als er sein Schönlein einmal gar beim Baden beobachtet und überrascht, da ist es aus, und heimlich entflieht sie ihm auf Nimmerwiedersehen. Vergebens alles Suchen. — „Vorbei! — Gut! — Sterben!" flüstert er zuletzt erschöpft. Aber wie sprach doch einst sein alter Meister zu ihm? Jetzt war er so weit, daß er die Geigen aus seinem Herzen schneiden konnte. Die Leiden und das Liebesglück seines Lebens hatten sich zur Forderung seiner Kunst verwandelt.

Stehr hat hier das typische Erlebnis jedes ums Höchste ringenden Künstlers in ein anmutiges Gleichnis gekleidet, eine märchenhafte Erzählung, in die der Wald geheimnisvoll hineinrauscht, von der Liebe seines Dichters zum Singen gebracht. Alles ist greifbar wirklich und doch verklärt, sinnfällig und doch ein Hymnus auf die Kunst: wie die Liebe und der Schmerz erst für sie den Adelsbrief ausstellen müssen, wie aber der Künstler dadurch, daß er sein Liebstes zum Opfer bringt, sein Leben erhöht und der Vergänglichkeit entrückt, indem er ewige Gebilde aus ihm schafft. Ein Gedicht in Prosa, nicht für jedermann geschrieben, so wenig wie des Geigenmachers schönste Geige jedem Ohr klingt. Er hängt sie an einen Baum im Wald, und man muß schon einsame und versteckte Gründe suchen, will man ihre Klänge hören.

Auch ein anderer Meister gegenwärtiger Erzählungskunst hat des „Künstlers Erdenwallen" zum Vorwurf für sein neustes Werk genommen. **E. G. Kolbenheyer** erzählt in dem Roman **Das Lächeln der Penaten** die Schicksale eines Tondichters, der sich durchkämpfen muß durch innere

und äußere Nöte. Er wird „abgebaut", der Hunger klopft bei ihm an, er muß Brot und seiner geliebten Frau Beruhigung schaffen, muß sich und seine Kunst erniedrigen, kurz er geht, wie Schillers Alcid „in ewigem Gefechte des Lebens schwere Bahn ... Alle Plagen, alle Erdenlasten" — häufen sich auf ihn, bis auch er sich durchgerungen hat. Ein stiller Freund, der mit des Erzählers ganzer Liebe gezeichnet ist, bringt ihm endlich den großen Erfolg und gibt ihn seiner Kunst, zugleich seinen Hausgöttern das Lächeln wieder. Die Menschen dieses Romans und ihre Umwelt sind mit der leisen Hand eines Künstlers geschaffen, plastisch und lebenswahr samt allen Um- und Zuständen herausgebildet. Herrlich der Ausflug Bruckmeiers in das Waldgebirge! Neben satirischen Streiflichtern auf typische Gestalten aus der modernen Kunst- und Geschäftswelt liegt ein großes, stilles Leuchten auf dem Wesen des Tonkünstlers und seinem Verhältnis zu denen, die ihm nahe stehen. Des Dichters eigene Ansichten über wichtige Fragen der Gegenwart, schließlich sein Credo, sein künstlerisches Glaubensbekenntnis werden durch das Mundstück seiner Gestalten laut und geben dem Roman seinen gedanklichen Wert. Freilich liegt hierin auch eine Schwäche des Werkes. Die alte Mahnung: „Bilde, Künstler, rede nicht!" drängt sich unweigerlich auf. Die vielen Gespräche über Welt- und Kunstanschauungen, über Tages- und Lebensfragen zeugen von der klaren Sicherheit eines reifen, aufrechten Mannes, aber in ihrer Fülle belasten sie die Erzählung und hemmen ihren Lauf. Der Schöpfer des Paracelsus hat bei seinem langen Verweilen im Mittelalter zu viel an Gedankenfracht und Meinungsballast über die Gegenwart in sich angesammelt, um damit zurückhalten zu können.

Eberhard König, von seiner Gemeinde herzlich verehrt, ist in größeren Schichten der deutschen Leserwelt verhältnismäßig noch wenig bekannt. Vielleicht stößt manche die Überschwenglichkeit seiner Verehrer ab; für sie ist er der Dichter, nämlich: „Wonach Berufene und Nachschreier rufen: der deutsche Dichter ... ist mir in Eberhard König gegeben!" (Der Gral) Nun, der Dichter ist Eberhard König nicht, aber daß er ein Dichter ist — mich dünkt, es wäre auch schon genug — beweist seine jetzt erschienene Erzählung Thedel von Walmoden (300 Seiten). Er nennt sie „eine bunte Mär" und hat damit die rechte Bezeichnung gefunden. Sein Thedel ist ein abenteuernder Ritter, der auszieht, das Fürchten zu lernen, es aber nicht lernt. Im Gegenteil, er bezwingt sogar den Teufel und alle sonstigen, alle wirklichen Übel dieser bunten Welt. Ein scheinbar einfältiger tumber Jüngling, der „reine Tor", zieht er seines Weges und überwindet die wunderlichsten Abenteuer, die furchtbarsten Gefahren nur durch seine schlichte innere Macht, die ihren geraden Weg geht und jede Lüge meidet. Ein Pakt mit dem Teufel verschafft ihm das wilde Satansroß, das mit ihm durch die Lüfte fährt und in seinen vielen Fehden wacker mitstreitet, aber trotzdem vermag der Diabolos ihm nichts anzuhaben, weil er das Fürchten nicht lernt. Die Weltsicherheit und Weltfröhlichkeit des Anzengruberschen Steinklopferhannes ist hier christlich gewendet: auch Jung-Thedel ist fröhlich, weil ihm „nichts geschehen" kann, er fühlt sich durch die Taufe mit Gott unlöslich verbunden, wovor sollte er sich da fürchten? Dabei ist er durchaus kein Heiliger, im Kampf mit bösen Gegnern läßt er schon einmal den Teufel für sich streiten, wenn die Not am Mann ist, nur daß der Böse auch dadurch keine Macht über ihn gewinnt, denn die gedeiht nur da, wo menschliche Angst und Furcht ihr den Boden bereitet haben.

Es liegt ein tiefer Sinn in diesen und anderen Symbolen, die sich durch das Buch wie geheimnisvolle Fäden ziehen. Aber sie geben dem Ganzen nur Sinn, sie nehmen ihm nichts von einer guterzählten Abenteuergeschichte mit Ritterromantik, Humor und schönen Naturschilderungen. Wie sich bei König mitunter eine spukhafte Phantasie, die an E. T. A. Hoffmann erinnert, mit realer Darstellungskunst vereinen, dafür nur ein Beispiel. Als Thedel an der Bahre seines Vaters Totenwache hält, sieht er plötzlich auf dem Leib des Toten ein merkwürdiges schwarzes Wesen sitzen: „Ein großmächtiges Katertier, das trieb einen Buckel hoch wie unklug, reckte sich raunzend, stellte den Schwanz steil, dick wie die Pracht- und Ehrenblutwurst, wie solche weiland Herr Aschwin als Zins bei Schlachtfesten forderte, und fauchte zuletzt Funken trotz einer Schmiedeesse. Thedel dachte: ‚So gebart sich doch ein rechtschaffener Kater nicht!', betrachtete staunend den Riesenbuckel und das Schwanzungetüm, das der schwarze Schatten des Spukviehs wandempor reckte und noch langübereck über die Decke bog, ließ im übrigen das Biest fauchen und betete seine Ave andachtsvoll zu Ende, was den Kater, vielmehr seinen Meister, höllisch verdroß." Man sieht: Phantasie, Übermut, Humor sind hier mit nicht gewöhnlicher epischer Handwerkkunst vereint und wenn ich noch hinzufüge, daß es dem Buch nicht an zartem, poetischem Einschlag fehlt, so wird der Leser einiges von seinem Wert erkennen. Wie schon bemerkt, wenn auch nicht der Dichter, hat diese bunte Mär doch ein Dichter geschrieben.

Variatio delectat: einen sehr reinen Genuß hat man auch von dem Werk eines wesentlich anders gearteten Schriftstellers, von Jakob Wassermanns drei Novellen, die er unter der Aufschrift: Der Geist des Pilgers vereint. Es ist ja heute schon beinahe eine Seltenheit, einen Erzähler wirklich nur erzählen zu hören,

ohne Nebenabsichten, ohne Tendenz, ohne ein Hinschielen nach irgendwelchen Sonderzwecken. Bei Wassermann spürt man hier Seite für Seite die ungetrübte Freude an seinen Stoffen und an seiner reichen Gabe, sie künstlerisch zu behandeln. Er berichtet in der ersten Erzählung, die mehr als die Hälfte des ganzen Buches einnimmt, von der beispiellos schnellen und leichten Eroberung Perus durch den spanischen General Pizarro 1532. Die bei Eroberern und Eroberten aufeinanderstoßenden polaren Gegensätze der Wesensart und der Weltanschauung erklären jenes Wunderwerk einer Überrumpelung größten Stils. Das hat der Verfasser meisterhaft herausgearbeitet, namentlich wie der Inka, der vergötterte Herrscher des großen Reiches, vor seiner Hinrichtung die Seelen dieser unverständlichen Europäer zu ergründen sucht, die für Gold sich gegenseitig umbringen, ist sehr fein gezeichnet. Eine ergreifende Tragödie liegt in der zweiten Erzählung, der Geschichte des genialen Baumeisters Wilberg unter Kaiser Alexander I., und in dem letzten Stück wird mit dichterischer Kühnheit dem wüsten Begehren einer in blindem Vernichtungswahnsinn tobenden Volksmenge die Größe und ehrfurchtgebietende Ruhe eines Tieres, eines Löwen gegenübergestellt. Wassermanns Blick für künstlerische Plastik vereint sich hier mit der Knappheit und Ruhe des geborenen Erzählers und wird überall wohltuend geleitet von einem tiefen Empfinden für die Ideale des Guten und Großen im Menschen.

Ein merkwürdiges Büchlein ist Rudolf G. Bindings Reitvorschrift für eine Geliebte, anscheinend wirklich nur eine Reitvorschrift, aber je weiter man liest, um so deutlicher empfindet man: dies ist eine Dichtung, die das Geschöpf, welches schon Jonathan Swift als das schönste und edelste auf Erden pries (und es sogar über den Menschen stellte), das Pferd, als ein Meisterwerk der Schöpfung in der seltsamen Form von Reitlehren — besingt. Reiten ist Binding Wille ins Weite, ins Unendliche. „Dich trägt das sympathischste, gefühlvollste Tier der Schöpfung.“ „Nimm dich in acht: das Pferd errät dich, dich und deine geheimsten Gedanken. Wenn du nicht gesonnen bist, über das Pferd zu herrschen, wird es dir nicht gehorchen. Es weiß, ob du zerstreut oder gesammelt, ob du fröhlich oder traurig, ob du vertrauend oder in Zweifeln, ob du ans Reiten denkst oder ans Frühstück.“ „Man kann oft genug vom Benehmen eines Pferdes auf den Charakter des Besitzers schließen — selbst wenn er zu Hause sitzt.“ Hier und da stört ein gewisser Hang zum Philosophieren, mit Worten zu spielen und in Nietzschetönen zu reden. Aber wie schön ist dann wieder das Gegenständliche, so die liebevollen Betrachtungen des Pferdes: „Sein Auge wird ein ruhiger See sein, in den Jahrhunderte von Adel und Kraft zusammengeflossen sind. Es wird gelassen und aufmerksam um sich blicken und auch dich erfassen . . . die Ohren spielen bedächtig, sind spitz und oft still nach vorn gerichtet; die Nüstern fein und zart . . . der Kopf von feinem Meißel gemeißelt . . .“ Oder er spricht von Fohlen, die „im Getrappel der Herde achtlos und lässig am Winde hängen“. Oder er träumt von dem Araberscheich, der die Kandare erfand und ihre Wirkung auf einen edlen Hengst sah. Oder er schildert die einzelnen Gangarten: „Fließender Viertakt schlägt die Straßen, rhythmisch bestimmt und abgeschlossen, Vortritt und Nachtritt zweimal in deutlichem Wechsel. Der Takt nimmt dich hin. Der Gang wird melodisch, wie ein Geläut, das mit dir geht.“ Plastisch und doch ein klingender Lobgesang auf die Schönheit edler Geschöpfe und auf die herrlichste unter allen Arten des Sports.

Max Jungnickel haben wir hier einige Male falsche Töne und gesucht kindliche Bilder ankreiden müssen, nicht aus Schulmeisterei, sondern um seiner schönen Begabung willen. Sein neuer Roman Licht im Wind ist von diesen Schlacken fast frei, dafür strahlt er die ganze Wärme eines in die Welt verliebten Poeten aus, der überall Märchen sieht und wie zu Kindern spricht, auch wenn er die ernsthaftesten Sachen erzählt. Seine Versonnenheit und Liebenswürdigkeit, die den Grund seiner Erzählungskunst ausmachen, sind mit krausen, buntfarbigen Einfällen bestickt; man könnte auf Jungnickel ein Wort anwenden, das er in diesem Roman von einem seiner Menschen mit dem bezeichnenden Namen Pfingsten spricht: „Es war ihm, als würde er von diesen Bildern schmeichelnd in eine verspielte, tanzende, hauchfeine Welt gelockt.“ Es sind an Jean Paul (ohne Vergleich im übrigen!) gemahnende Gestalten in dem Roman: dieser kinderselige Poet und seine gläubige Schwester, die mit der Fröhlichkeit eines Schulmeisterleins Wuz Hunger und Kälte und widriges Schicksal ertragen, bis das eine Licht im Wind erlischt, der Poet aber, der „Wanderkopf“, ins Haus seiner Mutter zurückfindet. Diese Rückkehr in die Heimatstube leuchtet als das Schönste in dem Buch nach, das, wie immer bei Jungnickel, statt eines Romans ein Märlein geworden ist.

Eine neue „Reihe“ bringt der Verlag Georg Müller heraus, dreißig Zwei-Mark-Bücher sind in rascher Folge erschienen, alle gut angezogen, zierlich und nicht ohne Geist. Der Inhalt der einzelnen Bändchen ist mit Verständnis gewählt, ein Zeichen dafür: daß selbst ein Muß-Leser, ein Kritikus sich sogleich eine Anzahl zu ruhiger, unkritischer Lektüre zurücklegt. Auch für Anspruchsvolle sind diese Geschichten aus allen Völkern und Zeiten — die Gegenwart ist nicht vergessen — gewählt, kleine Schätze der Unterhaltung, nebenbei auf

leichtes Papier mit vorzüglicher Type gedruckt. Der Verlag äußert sein Bestreben, mit diesen Zwei-Mark-Büchern die schwere Krisis auf dem Büchermarkt überwinden zu helfen. Es ist nur zu wahr, was da über das Schwinden der alten deutschen Sitte gesagt wird: daß auch auf dem bescheidensten Gabentisch zu Weihnachten oder zum Geburtstag ein gutes Buch liegen mußte. Nur wenn in jeder Familie dieser Brauch trotz Sport, Radio und Kino wieder aufgenommen wird, ist auf eine Überwindung dieser Krisis zu hoffen, die auch im Hinblick auf die deutsche Bildung sehr zu wünschen wäre.

Für Hebbelfreunde und besonders für die, die es werden wollen oder werden sollten — also eigentlich für alle — wird die neue, und man darf wohl sagen, bisher beste, handlichste, schmuckste Ausgabe von Hebbels Tagebüchern, bei Hesse & Becker erschienen, eine willkommene Gabe sein. Sie ist, im Gegensatz zu der alten, vergriffenen, vollständig und bringt auch das merkwürdige Memorial Hebbels an Amalie Schoppe. Die Ausgabe ist noch von dem Hebbelforscher Hermann Krumm 1914 in Angriff genommen und nach dessen Tode von Karl Quenzel fortgesetzt, der sie unter Benutzung der neuesten Hebbelliteratur mit vielen neuen Anmerkungen versehen und vollendet hat. Es bedarf kaum noch eines Hinweises, daß Hebbels Tagebücher, die Quenzel einen „großen Entwicklungsroman in Aphorismen" nennt, zu den wertvollsten und eigentümlichsten Werken der Weltliteratur gehören.

Taten und Träume. Von Dr. Georg Giesecke

Wilhelm Ostwald: Lebenslinien (Berlin, Klasing & Co.) — **Heinrich Hoffmann: Lebenserinnerungen** (Frankfurt a. M., Englert & Schlosser) — **Hermione von Preuschen: Der Roman meines Lebens** (Berlin und Leipzig, K. F. Köhler) — **Hugo von Köller: Von Pasewalk zum Bosporus** (Berlin, Brunnen-Verlag)

Zu den vielen Vorurteilen, die immer wieder gedankenlos nachgesprochen werden, zählt auch der Aberglaube, daß wir Deutschen im Vergleich zu den Franzosen arm an Memoiren seien. Im 17. und 18. Jahrhundert konnten wir uns allerdings mit unsern westlichen Nachbarn auch auf diesem Gebiet nicht messen. Aber seit wir zu literarischer und politischer Selbständigkeit gereift sind, ist ein reiches und fesselndes Schrifttum von Erinnerungen aus allen möglichen Lebenskreisen entstanden, und mit besonderer Neigung wenden wir uns heute zu Erinnerungen, die die Vorkriegszeit vor unsern Augen beschwören. Ist doch für viele diese Zeit die goldene gewesen.

Einer der streitbarsten wissenschaftlichen Kämpfer der wilhelminischen Epoche ist **Wilhelm Ostwald** gewesen. Seit zwanzig Jahren hat er sein Lehramt an der Universität Leipzig aufgegeben, aber seine Forschertätigkeit hat nicht gerastet, und der Begründer der physikalischen Chemie, der Verfechter der Energetik, der Schöpfer der neuen Farbenlehre ist noch heute rüstig an der Arbeit, um seine vielfältigen Entdeckungen zu erweitern und abzurunden. Ein durchaus naturwissenschaftlich gerichteter Denker hält er nicht viel von der Geschichte, in der er höchstens eine Hilfswissenschaft zu erblicken vermag. Trotzdem hat sich der Herausgeber der Klassiker der Naturwissenschaften gedrängt gefühlt, die „**Lebenslinien**" seines eigenen Daseins aufzuzeichnen. Die ersten beiden Bände liegen vor. Ostwald hat diese Selbstbiographie der deutschen Jugend gewidmet, und dieses Dasein weist in der Tat viele vorbildliche Züge auf, die ein junges Herz vor andern begeistern mögen. Aus kleinbürgerlichen Verhältnissen, die den in Riga geborenen Balten zum Studium und zu erster gelehrter Arbeit nach Dorpat führten, hat sich Ostwald aus eigner Kraft zu einem Manne von Weltruf emporgerungen, einem Forscher, auf dessen Leistungen auch die stolz sein durften, die ihm nicht in alle Höhen und Tiefen seiner Weltanschauung folgten.

Ostwald ist ein Mann der Tat. Es liest sich mit außerordentlicher Spannung, wie er die großen Erkenntnisse seines zähen und allen Widerständen trotzenden Forschens zu kristallklarer Darstellung durch einen künstlerisch ungewöhnlich gefeilten Stil erhebt. Man spürt es diesen anschaulichen und übersichtlichen Sätzen an, daß ihr Verfasser nicht bloß ein bedeutender Gelehrter ist, sondern daß er auch als Maler mehr denn Durchschnittliches leistet. Löst er doch die schwierige Aufgabe, auch dem Laien die Bedeutung seiner Arbeit begreiflich zu machen. Nicht jede Einzelheit ist jedem zugänglich, und namentlich der zweite Band der „Lebenslinien" bringt vieles, worüber ein begründetes Urteil nur dem Fachmann zusteht. Aber selbst hier wird man immer wieder von dem Menschen Ostwald gepackt, der noch heute mit hellen Augen und roten Wangen seines hohen Alters spottet und dessen Kunst, das scheinbar Verwickelte einfach darzustellen, die Leser dieser Hefte erst vor kurzem bewundern durften. Er hat unter seinen Kollegen immer als streitbar gegolten, und die Erregung des Kampfes zittert auch in manchem dieser Kapitel nach. Das verleiht diesem Buch nur einen Reiz mehr. Aber in keiner Zeile wird Ostwald ungerecht oder lieblos, und keine einzige

Wäsche im Schnee. Gemälde von Alfred Partikel

dieser Lebenslinien mündet in unfruchtbares Professorengezänk. Dieser deutsche Professor ist ein echter und rechter Bekenner. Immer ist es ihm um die großen Dinge der Menschheit gegangen, aber nie hat er um ihretwillen die große Sache des Vaterlandes vergessen. Auf der Höhe internationalen Ruhms hat er sich mit Stolz als Deutscher gefühlt, und in den aufreibenden und emporreißenden Stunden, wo sich ihm letzte Erkenntnisse enthüllten, hat er die Jugend nicht verabsäumt, die zu seinen Füßen saß.

Arbeit war der Inhalt dieses Lebens, nicht zermürbende Plage, die nach Schätzen gräbt und froh ist, wenn sie Regenwürmer findet, sondern jener schöpferische Drang, der den Gedanken zur Tat werden läßt. Es war eine Tat, als Ostwald Materie und Geist als ein einheitliches System von Energien verschiedener Form erkannte, in allem Geschehen nichts weiter sah als ihre Bewegung und Umsetzung in andere Formen. War die hier entstehende Naturphilosophie nur eine Art von Materialismus? Es ist überraschend, erschütternd zu erfahren, wie diesem nüchternen Forscher das Geheimnis der Energetik sich überirdisch traumhaft offenbart. Es war in Berlin, und Ostwald schildert: „In frühester Morgenstunde bin ich aus dem Gasthof nach dem Tiergarten gegangen und habe dort im Sonnenschein eines wundervollen Frühlingsmorgens ein wahres Pfingsten, eine Ausgießung des Geistes über mich erlebt. Die Vögel zwitscherten und schmetterten von allen Zweigen, goldgrünes Laub glänzte gegen einen lichtblauen Himmel, Schmetterlinge sonnten sich auf den Blumen, indem sie die Flügel öffneten und schlossen, und ich selbst wanderte in wunderbar gehobener Stimmung durch diese frühlingshafte Natur. Alles sah mich mit neuen, ungewohnten Augen an und mir war zumute, als wenn ich zum erstenmal alle diese Wonnen und Herrlichkeiten erlebte . . . Alle Dinge sahen mich an, als wäre ich eben gemäß dem biblischen Schöpfungsbericht in das Paradies gesetzt worden und gäbe nun jedem seinen wahren Namen." Hier wird der Naturforscher zum Dichter, und die Tat seines Geistes erscheint ihm im Gewande des Traums.

Selige Stunden ähnlicher Art hat der Frankfurter Arzt **Heinrich Hoffmann** nicht erlebt. Der Verfasser des „Struwwelpeter" hat Erinnerungen hinterlassen, die jetzt sein Enkel Eduard Hessenberg herausgegeben hat. Es sind anspruchslose Aufzeichnungen, die ursprünglich nur für die Familie bestimmt waren. Sie erzählen „nicht von wichtigen Erlebnissen, großen Taten und denkwürdigen Schicksalen, sondern nur von einer einfachen, aber nicht untätigen und nicht ganz erfolglosen Arbeitszeit". Sie bereichern die Kenntnis des Künstlers Hoffmann durch Blätter aus seinem Skizzenbuch und einem unvollendeten Bilderbuch. Wir erfahren allerlei hübsche Einzelheiten aus den Kinder- und Studentenjahren Hoffmanns: wie man den neugeborenen und recht schwächlichen Kleinen in soviel Wolltücher und Windeln einwickelte, daß man ihn kaum wieder herausfand, wie der gute und strenge Vater den etwas leichtsinnigen und verträumten Jungen zu strenger Tageseinteilung erzog, wie er schon früh zu zeichnen und zu malen begann. Wir folgen ihm in seine sparsame und trotzdem fröhliche Studentenzeit und sein Amt, das ihm die Krönung seines Lebens schenkte, eine Tat: der gegen viele Widerstände durchgesetzte Bau einer Irrenanstalt, als deren Leiter er viele Jahre wirken durfte. Wir blicken in ein vorbildliches Leben der Pflichterfüllung und der Entsagung. Es ist ohne Erschütterungen verlaufen, aber es führte, was wichtiger und wertvoller ist, zur Zufriedenheit und zum Frieden und zu jener gelassenen Weisheit, die mit einem getrosten Amen den großen Weltordner für das Weitere sorgen läßt.

Zu dieser Ruhe, die ein rüstig vollendetes Tagewerk gönnt, ist **Hermione von Preuschen** nicht gelangt, deren Erinnerungen unter dem Titel „**Der Roman meines Lebens**" von der Liebe der Tochter herausgegeben werden. Unsere älteren Leser werden diese wunderliche Frau noch kennen, die, als Dichterin und als Malerin begabt, ein seltsam unwirkliches und im letzten wohl glückloses Traumleben führte. Als sie ihre Erinnerungen schrieb, wollte sie sich Klarheit über sich selbst verschaffen und hatte darüber hinaus noch eine tiefere Absicht: „Ich will allen Künstlerseelen in ihrer ewigen Verworrenheit und ihrem dumpfen Drang, in all ihren dunkeln ‚Süchten' helfen, in sich die große Linie zu finden, von Anfang an und bis über sich selber hinaus. Die große Linie, die uns allein retten kann aus dem Chaos des Lebens und aus dem Chaos des eigenen Selbst." Diese Linie hat Hermione von Preuschen gegen das Ende ihrer Tage gefunden; in ihren Erinnerungen jedoch herrscht ein tragisches Chaos. Wir blicken in einen verhängnisvollen Streit zwischen Wollen und Vollbringen, zwischen Echtem und Unechtem. Wir haben Mitleid mit einer glücklosen Ehe. Wir jagen mit der ewig Unbehausten durch die weite Welt. Wir lauschen begierig, wenn sie uns von ihren vielen bedeutenden Freunden und Bekannten erzählt. Aber immer wieder stoßen wir auf Stilblüten wie diese: „Sie siedelte mit ihrem Vater nach Düsseldorf und trat zum Katholizismus über," auf Ungenauigkeiten, wenn der Komponist des „Nachtlagers von Granada" Kreutzer mit Creuzer, dem Freund der Günderode, verwechselt wird, auf Geschmacklosigkeiten, wenn von der inneren Glut der Begeisterung in scherzhaft gemeintem Zusammenhang mit gefrornem Waschwasser die Rede ist. Vielleicht fragt man, ob solche Entgleisungen der Rede wert seien. Sie er-

leuchten den zwiespältigen Charakter einer Frau, die in Kunst und Leben am Wesentlichen gescheitert ist und die immer ins Leere nach Truggold griff.

Ein Erinnerungs-, nein, ein Abenteuerbuch hat Hugo von Köller geschrieben. Dieser preußische Junker, den ein seltsames Schicksal „Von Pasewalk zum Bosporus" getrieben hat, ist ein prachtvoller Mensch. Er hat sein Lebtag nicht geträumt. Tat hieß seine Losung. Früh hat der Pasewalker Kürassier den Dienst quittieren müssen. Er konnte nichts als reiten. Als Schulreiter und Reitlehrer hat er sich durchgeschlagen. Dann nimmt er an dem bulgarischen Abenteuer des Battenbergers hervorragenden Anteil, dient dem Reich als Diplomat und als Journalist in Konstantinopel und hat als alter Mann auch noch im Kriege seine Schuldigkeit getan. Mit unendlich vielen Menschen aus allen möglichen Verhältnissen ist er zusammengekommen, und wenn einer hat er bewiesen, daß der preußische Offizier vor keiner Schwierigkeit stutzt. Mit entschlossenem Mut hat er sich durch Räuber und Soldaten, Höflinge und Diplomaten durchgeschlagen, oft dicht daran, zu unterliegen, aber auch heute noch nicht durch schwere wirtschaftliche Sorgen gebeugt. Jetzt hofft er von dem Buch für sich und seine Frau eine Hilfe. Sie wird ihm werden, denn an diesem wendigen und doch charaktervollen Leben hat jeder seine Freude, dessen Herz für echte Mannhaftigkeit schlägt.

Weiße Veilchen. Von Arnt Hochberg

Das Leben lächelt heut so auserlesen,
Du gehst beladen wie der Heil'ge Christ;
Und soviel Frühling ist in deinem Wesen,
Daß man des Winters Tyrannei vergißt,
Auf deinem Pelzwerk blinkert's von Kristallen.
Und deine Augen strahlen wie in Tau.
Weiß ist der Weg. — Und weiche Flocken fallen
Wie weiße Veilchen durch der Dämm'rung Blau.

Deine Hand. Von Marie Kelm

Du gabst mir im Wandern
Achtlos die Hand,
Und meine Seele war
Machtlos gebannt:

Sie gleitet im Traumland
Des Glückes einher —
Wie scheint da die Sonne,
Wie leuchtet das Meer!

Die glänzenden Vögel
So hoch in der Luft,
Was geht für ein Odem,
Was weht für ein Duft!

Es flimmert die Ferne
Wie gläsern Gespinst —
Je mehr du dich hingibst,
Je mehr du gewinnst.

Mit jedem Atemzug
Trink' ich das Glück.
Da — ziehst du die Hand
Wieder achtlos zurück.

Die Blumen, die Vögel —
Ein machtloser Tand — —
O, gib sie mir wieder,
Die achtlose Hand.

Grabschrift für Pierrot. Von Klabund

Hier ruht Pierrot, der leichte Schwerenöter.
Ach, er ist tot! Der Himmel, böt' er
Auch alles auf, ihn wiederzuerwecken,
Er bliebe doch bei einem Herzen stecken.
Doch weit in tausend Frauenherzen verstreute Pierrot sein Leben.
Es hat in seiner Brust tausend Herzen gegeben.
Und ob auch manche Frau ihr Herz als Sühne bot:
Pierrot ist tot, ganz tot, er ist entsetzlich tot . . .

Illustrierte Rundschau

Grünewalds Lindenhardter Altar — Die schöne Frau einst und jetzt — Neues Rosenthal-Porzellan — Anna Pawlowa — Zu unsern Bildern

Im Jahre 1909 glaubte man in München ein Bild aufgefunden zu haben, das die von so vielen Rätseln umlagerte Lebensarbeit Grünewalds grade in ihrem dunkelsten Abschnitt, in ihrer Jugend zu erhellen schien. Man entriß eine „Verspottung Christi" der Verborgenheit in der Münchner Universität und stellte mit den besten Gründen wissenschaftlicher Kritik die Urheberschaft des Aschaffenburger Meisters fest. In der Alten Pinakothek, wo das Bild auch heute noch höchst ehrenvoll hängt, verschwand freilich die Jahreszahl 1503 beim Säubern und Auffrischen, aber da das Werk seiner Haltung und der dargestellten Tracht nach nur in jener Zeit entstanden sein konnte, tröstete man sich damit, daß die Angabe von einer echten Inschrift auf einem unteren, offenbar weggeschnittenen Streifen übernommen worden sei. Erst später haben





Die vierzehn Nothelfer. Flügelbilder des neu aufgefundenen Altarwerkes von Matthias Grünewald in der Kirche zu Lindenhardt in Oberfranken



Bildnis von Gaby Deslys
Gemälde von W. Malherbe



sich wichtige Gründe gegen die Jahreszahl gemeldet, und damit geriet eine der wenigen gut beglaubigten Tatsachen aus Grünewalds Schaffen ins Wanken. Um so überraschender, ja geradezu aufregend war die Nachricht, die im vorigen Herbst aus Bayreuth eintraf, ein neuer Grünewald sollte in der Kirche zu Lindenhardt in Oberfranken gefunden worden sein. Wer konnte daran glauben? Hatte nicht die Wissenschaft grade in Bayern jedes kunstgeschichtlich irgend bedeutsame Stück inventarisiert? Gewiß, ab und zu wurde eine Zeichnung Grünewald zugesprochen, die sich in den graphischen Sammlungen unter falschem oder gar keinem Namen herumtrieb. Aber ein ganzer Altar? Unglaublich! Professor Karl Sitzmann, der Entdecker, war ja kein Fachmann. Gewiß, der Zeichenlehrer am Bayreuther Gymnasium war ein verdienstlicher Vertreter der Heimatkunde, aber die Begeisterung trübte seine Augen. Ein Grünewald in Lindenhardt — unmöglich! — Doch wieder einmal hatte ein Laie scharf und richtig gesehen. Gewichtige Autoritäten, vor allem Geheimrat Dörnhöffer, der Generaldirektor der bayrischen Gemäldegalerien, haben ihm beigepflichtet, und es besteht kaum noch ein Zweifel, daß die Lindenhardtschen Tafeln die Stelle der „Verspottung Christi“ einnehmen werden: wichtigste, wahrscheinlich sogar früheste Zeugnisse von Grünewalds künstlerischer Jugend. Welche kunstgeschichtlichen Folgen die Entdeckung Sitzmanns haben wird, läßt sich noch nicht sagen. Vielleicht wird das Altarwerk uns zu einem Führer und Deuter der Grünewaldschen Persönlichkeit, nach deren genauerer Kenntnis sich jeder sehnt, der sich einmal von seiner leidenschaftlichen Inbrunst des Gefühls hat packen lassen.



Die „schöne Otero“. Gemälde von Dannat
Unten links: Bildnis Lina Cavalieri. Gemälde von A. de la Gandara

Die gemalte Schreinrückseite stellt den Schmerzensmann dar, der vor tiefrotem Hintergrund auf grünem Rasen steht. Der Körper des Heilands



Gusti Pichler, Primaballerina der Wiener Staatsoper
Aufnahme Setzer, Wien

Immerhin glaubt man, Grünewaldsches Kolorit feststellen zu können. Unter den Beweisen für seine Urheberschaft erscheint besonders schlagend, daß das von Christophorus getragene Christuskind in Haltung und Gebärde an den Jesusknaben von Grünewalds Stuppacher Madonna erinnert. Wesentlicher noch erscheint uns die innerliche Größe der heiligen Gestalten. Gewiß hat er die Heroen der Kirche in späteren Werken gewaltiger und vor allem klarer aufgefaßt, aber hier meldet sich schon etwas von der Majestät seines Erasmus und Mauritius, deren gemessenen Disput wir in der Pinakothek zu belauschen wähnen.

zeigt bereits Ansätze zu den später für den Maler so bezeichnenden Verzerrungen. Die Altarflügel, die wir hier abbilden können, stellen die vierzehn Nothelfer dar, rechts um den heiligen Dionys, links um den heiligen Georg geordnet. Leider sind die Farben nur schlecht erhalten.



Else Wohlgemuth (Gräfin Thun) vom Wiener Burgtheater
Aufnahme Setzer



Lili Hofer von der Wiener Reinhardtbühne. Aufnahme Setzer

Das Altarwerk ist als Geschenk der Pfarrei Bindlach 1658 nach Lindenhardt gekommen. Die Gemeinde von Lindenhardt war arm und hatte ihre Kirche durch Feuer verloren. Wann die Bilder in den Besitz von Bindlach gelangten, steht noch nicht fest. Vielleicht finden sich Urkunden, die gleichzeitig über die Lehrzeit Grünewalds Auskunft erteilen. Die Verehrung der vierzehn Nothelfer ist besonders früh und

innig in Oberfranken gepflegt worden. Im Jahre 1446 soll der Schäfer der Zisterzienserabtei Langheim vierzehn Engelein gesehen haben, von denen eines rief: „Wir sind die vierzehn Nothelfer.“ Mit dieser Vision hängt die Erbauung von Vierzehnheiligen gegenüber dem Kloster Banz zusammen. Auch die ersten künstlerischen Darstellungen der wohltätigen Gesellschaft stammen aus dem oberen Maintal. Zu ihnen zählen als die namhaftesten die beiden Flügel des Lindenhardter Altars. Über den Fund und Befund des Werkes gibt Sitzmann in einer bei Carl Gießel in Bayreuth erschienenen Schrift Rechenschaft.



Springendes Pferd. Porzellanbildwerk von Friedr. von Grävenitz aus der Porzellanfabrik von Ph. Rosenthal

★

Die schöne Frau einst und jetzt — wie schnell und gründlich sich das weibliche Schönheitsideal gewandelt hat, zeigen auf einen Blick die beiden Bilderseiten 692 u. 693. Links — das war für die meisten unter unsern Lesern noch Gegenwart. Den Namen der schönen Otero hören wir auch heute gelegentlich nennen. Sie war einmal der Gipfel raffinierter Koketterie und künstlerisch gebändigter Sinnlichkeit. Wir sehen ihr Bild aus dem Ende der neunziger Jahre. Sie sieht reizend aus mit den gebauschten Riesenärmeln und dem Spitzengeriesel ihrer spielend gehobenen Röckchen. Sie zeigt — und das war einmal fabelhaft aufregend, und mancher, der im Wintergarten saß und seinen Taler Eintritt bezahlt hatte, kam sich wie ein Wüstling bei diesem Anblick vor — sogar ein Stück von ihren entzückend geformten Beinen. Gottlob war die Gesellschaftstoilette der Dame tugendhafter. Grade daß man noch die Fesseln sah, und wenn man 1912 etwas luftiger und durchsichtiger wurde, so waren das



Schwebendes Mädchen. Porzellanbildwerk von Milli Steger aus der Porzellanfabrik Ph. Rosenthal

Anzeichen einer revolutionären Gesinnung. Die Revolution ist gekommen. Die Kleider und die Haare wurden kürzer. Die Vermännlichung der Frau setzte ein und schraubte sich wie jede Modeneuheit bis zur Narrheit empor. Man wird jetzt mit Bewußtsein wieder weiblicher, weicher. Es ist nicht mehr der höchste Ehrgeiz der Frau, mit dem Manne verwechselt zu werden. Sie sieht ein, daß sie anders sein muß, um zu wirken. Aber der rückschwingende Pendelschlag bringt die Vergangenheit nicht wieder, und die neue Weiblichkeit sieht anders, und wir sagen: frischer und gesunder aus als die vor zwanzig oder dreißig Jahren.

*

Seit vielen Jahren ist es ein Vorzug der Porzellanfabrik Ph. Rosenthal & Co., daß sie für ihre Erzeugnisse auch junge Künstler herangezogen hat, und sich nicht damit begnügte, nur marktgängige Ware zu liefern. Sie hat mit diesem Grundsatz nicht bloß die Kunst gefördert, sondern auch manche moderne Strömung dem großen Publikum verständlich gemacht. Denn bei der Übersetzung eines bildnerischen Gedankens in die Kleinkunst des Porzellans fällt manche Herbheit und Schroffheit weg, die sonst vielleicht befremden oder gar abstoßen könnte. Die hier abgebildeten Figuren, die noch nicht veröffentlicht und erst binnen kurzem im Handel zu haben sind, stammen von Friedrich von Gräveniß und Milli Steger. Während das „Springende Pferd" durch eine der ältern Plastik unzugängliche Genauigkeit der Naturbeobachtung auffällt, will die Stegersche Plastik einen barocken Vorwurf mit modernen Mitteln zwingen: das Mädchen soll schweben, und uns scheint, als sei die Illusion eines sehnsüchtigen Empor verwirklicht.

*

Anna Pawlowa ist wieder in Berlin, nicht das erstemal nach dem Kriege. Vor etwa anderthalb Jahren hat sie kurze Zeit im Krollschen Opernhaus getanzt. Jetzt ist sie mit einer sehr stattlichen Truppe, unter der wiederum ihr Partner Laurent Novikoff und neben ihm als neuer Stern der ehemalige Gardeoffizier Sergieff hervorragen, im Theater des Westens eingekehrt. Wir bringen einige treffende Skizzen von Dr. Arthur Grunenberg. Sie tanzt nicht bloß Chopin und den sterbenden Schwan von Saint Saëns, sondern u. a. auch das hübsche Ballett der Bayerschen „Puppenfee", die bereits unseren Eltern und Großeltern Freude gemacht hat und zu Unrecht vergessen war. Man sagt sich: jeder kennt die Pawlowa. Man braucht nichts darüber zu sagen. Sie bringt die im übrigen ziemlich ausgestorbene Kunst einer vergangenen Epoche. Dieses Ballett ist eine Kuriosität wie die spanische Hofreitschule in



Anna Pawlowa tanzt Chopin. Berlin, Theater des Westens
Zeichnung von Dr. Arthur Grunenberg

Wien. Aber dann sieht man mit Bewunderung, mit Entzücken, mit Ergriffenheit, wie die Künstelei zur Kunst und die Kunst zur Natur wird, und die ganze rhythmische Gymnastik mitsamt dem Tanz als Ausdruckskunst und als Weltanschauung versinkt neben dem herrlichen Temperament dieser Frau, als wären es nur unbehilfliche Übungen dionysischer Pedanten. Die Pawlowa ist keine Virtuosin, kann sie doch sogar außerordentliche Partner, eine unübertreffliche Truppe neben sich vertragen. Sie ist auch mehr als eine große Künstlerin. Wer sie sieht, genießt eines jener wenigen großen Ereignisse, die unvergeßlich sind und als ein großes Glück empfunden werden, wie ein Lied von Goethe oder ein Bild von Fragonard.

Sergieff, der Partner der Anna Pawlowa
Zeichnung von Dr. Arthur Grunenberg

★

Nach alter Weise klingt dieses Heft ein wenig an das fröhliche Treiben des Karnevalmonats an. Das Titelbild von Carrère ist in seiner Einfachheit und bei aller Plakatmäßigkeit doch vornehm zurückhaltenden Farbigkeit ungewöhnlich eindrucksvoll. — Albert Birkle sagt uns einmal in parador-geistreicher Zuspitzung, er habe von Baudelaire mehr als von Holbein gelernt, d. h. der Meister, der die Vision zu gestalten vermochte, war ihm wichtiger als der Beherrscher der Wirklichkeit. So ist auch Birkles Passau alles andre als eine Ansicht (zw. S. 592 u. 593). Es ist ein malerisches Gedicht über Passau, die uralte Bischofsstadt an Donau und Inn. — Angelo Jank und Erich Erler sind allen Lesern längst vertraut. Ihre neuen Bilder „Pferdetränke“ und „Ende der Jagd“ (zw. S. 600 u. 601 bzw. 608 u. 609) zeigen die Künstler auf der Höhe ihres Schaffens. — Des Düsseldorfers Hermann Angermeyer Kinderbildnis (zw. S. 616 u. 617) ist ein Stück sorgfältiger und liebenswerter Malerei, ganz im Sinne der Lehrer des Künstlers, unter denen er Arthur Kampf und Peter Janssen dankbar nennt. Von Arthur Kampf selbst bringen wir „Im Café“ (zw. S. 656 u. 657), das Werk eines ausgezeichneten Könners, elegant in der Linie, pikant in der Farbe, geistreich im Vorwurf. — Höchst lebendig ist die Kleinplastik „Fliehende Gazellen“ von Otto Pilz (zw. S. 664 u. 665). — Die „Wäsche im Schnee“ von Alfred Partikel (zw. S. 688 u. 689) **ist ein höchst bezeichnendes Werk für den ostpreußischen Maler. Er liebt den Winter seiner Heimat, ihr ebenes Land, ihren schwermütigen Himmel. Partikel, geboren 1888 in Goldap, war ein Schüler der Königsberger Akademie und ging dann nach München und Weimar, um sich weiterzubilden, je länger desto weniger im Anschluß an den Schulbetrieb als vielmehr an gleichstrebende Freunde. 1911 kam er nach Berlin und fand sich zur Sezession unter Max Liebermann. Sein künstlerisches und menschliches Ziel faßt er kurz und gut in die Worte zusammen, er wolle sich mit sich und der Umwelt, in die ihn das Schicksal stellt, auseinandersetzen. Und mit Recht fügt er hinzu, dies sei das Ziel jedes produktiven Menschen, sei er Künstler oder Arbeiter.** **P. W.**

Herausgeber: **Paul Oskar Höcker** und **Dr. Paul Weiglin**
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in **Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I, Bräunergasse 3 — Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50





